Arnold,
Die Vögel Europas.

Die

Vögel Europas.

Ihre Naturgeschichte und Lebensweise in Freiheit und Gefangenschaft.

Nebst Anleitung

zur

Aufzucht, Eingewöhnung, Pflege, samt den Fang- und Jagdmethoden.

Von

Friedrich Arnold.

Mit 76 Textillustrationen und 48 Tafeln.

Stuttgart.

Verlag für Naturkunde (Sprösser & Nägele).

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort.

Weiter und weiter zieht in der Gegenwart das Interesse an den Naturwissenschaften seine Kreise, die Zahl der Naturfreunde hat sich gegen kurz vergangene Zeit verhundertfacht, die Freude an der Beobachtung der Tierwelt insbesondere ist thatsächlich ein Gemeingut unseres Volkes geworden. Den Seglern der Lüfte, der vielbesungenen, stets neu anregenden, stets fesselnden Vogelwelt öffnet sich jedes deutsche Herz; die Litteratur, die Dichtkunst und Sage aller Völkerschaften bevorzugt übrigens die gefiederte Welt ebenfalls in so hervorragender Weise, daß wir daraus einen tieferen Einfluß derselben auf die Völker des Erdballes erkennen, als nach der außerhalb der germanischen Stämme meist in barbarischer Weise bestehenden Verfolgung und Vernichtung der befiederten Sänger zu schließen wäre.

An ornithologischen Werken in deutscher Sprache besteht kein Mangel mehr, insbesondere die Liebhaberei für Stubenvögel hat eine kleine Sintflut von Anleitungen schon hervorgerufen. Unter den wenigen größeren Werken hofft nun das vorliegende durch sorgfältigste Behandlung des Stoffes, durch möglichst lebendige Schilderung der Arten, durch genaueste Anleitung für den Liebhaber, sowie durch Abbildungen, wie sie in solcher Naturtreue — den großen Naumann ausgenommen — ein zweites Werk noch nicht besitzt, sich einen ehrenvollen Platz zu sichern. Zum Gebrauche des Werkes habe ich wenig zu sagen nötig: das Inhaltsverzeichnis ermöglicht das rasche, sofortige Auffinden jeder Art, auch wenn der Suchende nur die provinzielle Bezeichnung des Vogels kennen sollte. Die genaue Schilderung des Äußern, auf das wirksamste durch die Abbildungen unterstützt, ermöglicht dem Erfahreneren die Bestimmung ihm unbekannter Vögel. Der Liebhaber wie der Jäger findet eine zusammenfassende, erschöpfende Anleitung zur Pflege, Behandlung und Züchtung der Stubenvögel, zum Fange und der Jagd der jagdbaren in den betreffenden Kapiteln der Einleitung, gesonderte, zuverlässige Ratschläge — soweit solche neben der allgemeinen Anleitung noch nötig sind — bei jedem einzelnen Vogel. Absichtlich habe ich Vögel, welche sehr selten als Stubenvögel gehalten werden, für den forschenden Liebhaber aber eben deswegen um so fesselnder sind, über deren Haltung bisher auch sehr wenig bekannt war, um so ausführlicher behandelt. Stets habe ich, wo meine Erfahrungen nicht ausreichten, die betreffenden Quellen gewissenhaft genannt.

Leider haben wir noch keine anerkannte Systematik. Ich folgte bei Aufstellung derselben dem Bedürfnisse des einfachen Naturfreundes, kein künstliches Gebäude mit verwirrender Vielgestaltigkeit halte ich für angebracht, sondern eine Anpassung an das natürliche Gefühl: König

der fliegenden Welt ist der Adler, auf das höchste ausgebildet sind hier Körper und Geist, warum ein System aufstellen — wie es jetzt üblich — in welchem die Raubvögel „mittendrunterdrinn" stehen? Warum die Systematik mit den hühnerartigen schließen und nicht mit den fischähnlichen Pinguinen?

Schließlich bitte ich, das Verzeichnis der Druckfehler nicht zu übersehen, es sind deren so wenige, daß die sofortige Eintragung der Korrekturen sehr kurze Zeit erfordert, dafür aber spätere Irrungen ausschließt.

Ich hoffe, daß sich mein Buch selbst rechtfertigen wird. Möge es Freunde finden, möge es nutzbar sein allen denen, die mit warmem Interesse an unserer Vogelwelt hangen.

Degerloch bei Stuttgart, Oktober 1897.

Der Verfasser.

Systematik.

Erste Ordnung: Raubvögel. Raptatores.

2 Abteilungen mit 9 Familien mit 50 Arten.

Zweite Ordnung: Sperlingsvögel. Passerinae.

Seite 79 habe ich die Einteilung derselben in 34 Familien wiedergegeben, von welchen 19 auf Europa treffen, nämlich:

Raben, Schlüpfer, Finken, Fliegenfänger, Baumläufer,
Drosselvögel, Sänger, Staare, Seidenschwänze, Mauerläufer,
Pirol. Stelzen, Würger, Meisen, Hopfe.
Wasserschwätzer, Lerchen, Schwalben, Spechtmeisen,

Bei der Schwierigkeit, diese artenreichste Ordnung in so wenigen Familien zusammengehörig zu gruppieren, ich erinnere nur an die große Verschiedenheit der Finkenvögel, habe ich es vorgezogen, in nachfolgender Systematik für die europäische Ornis die Aufstellung von 42 Familien in 2 Abteilungen mit 202 Arten zu versuchen.

Dritte Ordnung: Sitzvögel. Brachypodes.

4 Familien mit 5 Arten.

Vierte Ordnung: Spechte. Picidae.

2 Familien mit 9 Arten.

Fünfte Ordnung: Tauben. Columbidae.

Eine Familie mit 5 Arten. Seite 289.

Sechste Ordnung: Flughühner. Pterocles.

2 Familien mit 3 Arten.

Siebente Ordnung: Hühnervögel. Gallinaceae.

5 Familien mit 16 Arten.

Achte Ordnung: Rallenvögel. Rallidae.

4 Familien mit 9 Arten und eine Unterfamilie. Seite 323.

Neunte Ordnung: Kranich. Grus. 2 Arten.

Zehnte Ordnung: Schnepfenartige Vögel. Scolopacinae.

18 Familien mit 46 Arten. Seite 331.

Allgemeines.

Bau der Vögel.

Die Vögel sind Wirbeltiere, bei denen sich die vorderen Extremitäten zu Flugorganen umbildeten; demzufolge wurden sie warmblütig, ohne lebendig gebärend zu werden und ihre Haut bildete ein Federkleid. In Beziehung auf Massenzahl in Arten und Exemplaren nehmen die Vögel die erste und wichtigste Stelle des höheren Tierlebens ein. Sie fallen zuerst allüberall ins Auge; ihre Menge und Beweglichkeit, ihr Gesang oder Geschrei, ihre Durchzüge, ihre Farben- und Formenmannigfaltigkeit bringt die größte Abwechselung in die Natur. Während man oft stundenweit wandern kann, ohne auch nur ein Säugetier anzutreffen, läßt sich die heitere Welt der Vögel nie so lange vermissen. Sie sind die wahren Vertreter des überall die Welt in Besitz nehmenden Lebens, der frischen Lebenslust, der heiteren Bewegung. Ohne sie wäre unsere Erde entschieden reizloser. Der Mensch sucht überall zuerst nach verwandtem lebendigem Odem; starre Öde stimmt ihn traurig; ohne Tierleben verwaist ihm die Natur; in diesem sieht und ahnt er verwandte Kräfte; mit ihm teilt er gerne die Lust der Freiheit, die „freundliche Gewohnheit des Daseins“. Dächten wir uns aus unseren Wäldern und Wiesen, aus den Feldern und Gebüschen, von den Felsen und Bächen, aus den Steppen und Gebirgen das lustige Volk der Vögel weg, so würde uns eines der wichtigsten Bindeglieder, das unser Leben mit dem der unteren organischen und mit der unorganischen Natur vermittelt, fehlen. In der Natur selber müßte eine verderbliche Revolution entstehen, welche die normalen Wechselverhältnisse der ganzen Tierwelt umgestaltete und alle Ordnung zerstörte. Die niederen Schichten der Insekten und anderer wirbellosen Tiere, die Mäuse u. s. w., müßten sich verderblicherweise ins Ungeheure vermehren, wodurch auch die Pflanzenwelt gar schwer litte, während ein Teil der Säugetiere mittelbar oder unmittelbar um seine Nahrung käme. Die Bedeutung der Vogelwelt als Mittelgliedes im Reiche des Tierlebens ist unermeßlich. Die Vögel sind in ihrer Weise nach den ewigen Gesetzen der Alles gestaltenden Natur Mitordner und Regulatoren des großen Naturhaushaltes. Von den großen Aasstücken, die sie wegräumen, bis zu den Mücken und Ameisen, zu den Borkenkäfern und

Verbreitung der Vogelwelt.

Nutzen und Schaden der Vögel.

wälderverwüstenden Spinnern wehren sie dem revolutionären Übergewichte der tierischen Masse. Im einzelnen freilich ist die Bestimmung gewisser Familien und Arten nicht genau anzugeben; bei manchen überwiegt vielleicht sogar die Schädlichkeit den Nutzen; allein hier ist der ökonomische Zweck der Familie untergeordnet der organischen Stellung derselben im Systeme des ganzen Geschlechts, wo gerade diese Familie wiederum ein notwendiges Glied im harmonischen Ganzen der Vogelwelt bildet.

Die meisten Vögel enthält die so viele und so vollkommene organische Gebilde erzeugende heiße Zone. Das ebene Land unseres gemäßigten Erdgürtels ist wieder viel reicher als die Bergregion; dagegen überwiegen in der Ebene die Zugvögel entschieden, in der Bergregion aber schwinden sie zur Hälfte der Standvögel zusammen.

Anzahl und Verteilung der Vogelarten.

Die Vögel sind Weltbürger. Wohin immer der Mensch vordrang, noch auf den Eilanden, um beide Pole sogar, in der Wüste wie auf den höchsten Gipfeln der Gebirge hat er sie gefunden. Im nördlich-altweltlichen Gebiete, welches Europa, Nordafrika und Nordasien umfaßt, leben nach Sclaters Aufstellung ungefähr 650 Vogelarten, unter denen, als für das Gebiet bezeichnend, nur die Grasmücken, Rotschwänze, der Flüevogel, die Laufwürger, Alpenraben, Häher, Ammern, Kernbeißer und Rauchfußhühner besonders hervorgehoben zu werden verdienen. In diesem weiten Gebiete finden sich also nur sehr wenige Vogelgruppen, welche in anderen nicht weit vollständiger entwickelt wären. Es ist das ärmste von allen und weist nur eine einzige Vogelart auf je 1300 geographische Geviertmeilen auf. Wie sehr steht da Europa gegen das in hohem Grade eigenartige Madagaskar zurück. Nicht weniger als vier Familien der Vögel werden ausschließlich auf Madagaskar gefunden.

Dem	äthiopischen	Gebiete weist Sclater	1250	Arten	= 1	auf	350 □	Meilen,
„	indisch-oriental.	„ „ „	1500	„	= 1	„	140 □	„
„	australischen	„ „ „	1000	„	= 1	„	180 □	„
„	nördlich amerik.	„ „ „	660	„	= 1	„	560 □	„
„	südlich amerik.	„ „ „	2250	„	= 1	„	170 □	„

zu, das letztere steht also, was die Anzahl der auf ihm lebenden Vogelarten anlangt, unter allen obenan. Mit annähernder Richtigkeit wird man die Anzahl der bis jetzt wirklich bekannten Vogelarten mit 10 000 annehmen dürfen.

Organisation.

Die merkwürdige Organisation der Vögel ermöglichte ihre allgemeine Verbreitung. Der Vogel kann fliegen, kein anderes Geschöpf ist ihm hierin gleich, wie erbärmlich ist gegen den Vogelflug das Flattern der Fledermäuse, wie unvollkommen das Fliegen der Insekten. Und jeder Vogel schwimmt; diese Fähigkeit erreicht aber bei den Schwimmvögeln — verbunden mit der Kunst des Tauchens — eine Ausdehnung, wie bei keinem anderen warmblütigen Tiere. So beherrscht die Vogelwelt Erde, Luft und Wasser! Im innigsten Zusammenhange mit dem Flugvermögen steht das Federkleid, die so höchst eigentümliche Bauart der Respirationsorgane, die Eigentümlichkeiten des Zirkulationsapparates und des Blutes, welche die Vögel als warmblütige Tiere par excellence erscheinen lassen, und der ganz eigenartige, leichte Bau des Skeletts. Schon dem alten Staufenkaiser Friedrich II. war die Pneumatizität, die Lufthaltigkeit des Vogelskeletts bekannt. Alle Knochen des Skeletts, mit Ausnahme des Jochbeines, können lufthaltig sein, bei den Nashornvögeln und Pelikanen sind es sogar die kleinen Knöchelchen der Zehen. Das Skelett der nichtfliegenden Strauße ist sehr lufthaltig, einzig der Kiwi-Kiwi entbehrt dieser Eigenschaft, wie er auch flügellos ist. Am häufigsten sind lufthaltig die Knochen der Schädelkapsel, das Oberarm- und das Brustbein. Je vollkommener der Flieger, um so lufthaltiger sein Skelett.

Lufthaltigkeit des Skeletts.

Das Skelett.

An übereinstimmenden Eigenschaften zeigt uns das Vogelskelett: den stark gewölbten Schädel, der aus verschiedenen Knochen zusammengesetzt wird. Die kleinen, aber sehr verlängerten Knochen, welche das Gesicht bilden, bestehen aus zwei Oberkieferbeinen, dem Pflugschar- und Quadratbeine und den Verbindungsknochen, sowie den Unterkiefern. Bemerkenswert ist die Größe der Augenhöhlen und die Dünne der zwischenliegenden Wand, ebenso der einfache Gelenkknopf am Hinterhauptsloche, welcher größere Beweglichkeit des Schädels ermöglicht, als sie beim Kopfe des Säugetieres stattfinden kann. Die Halswirbel schwanken an Zahl zwischen 9 und 24 — bei den Säugetieren ist die Höchstzahl 7 — und zeichnen sich aus durch ihre Beweglichkeit. Zugleich ersieht man, um wie viel weiter der Kopf des Vogels von der Brust entfernt ist als der Kopf des Säugetieres. Die Wirbel verhalten sich in den

verschiedenen Abschnitten des Halses etwas verschieden: sie sind zwar alle sehr beweglich gegen einander infolge davon, daß sie an ihrer vorderen bezw. oberen Fläche ausgeschweift und an ihrer hinteren bezw. unteren der Ausschweifung ihres Nachfolgers entsprechend gewölbt sind, aber diese ineinander spielenden Konkavitäten und Konvexitäten sind nicht rund, sie haben vielmehr einen Längs- und einen Quermesser, die in den verschiedenen Halsregionen in ihrer Lage differieren, und zwar so, daß im vordersten und hintersten Teile die Beweglichkeit mehr nach vorn, im mittelsten mehr nach hinten Spielraum hat, — ein Umstand, dem die S-förmige Krümmung des ruhenden Vogelhalses ihr Entstehen verdankt.

a Schädel,
b Halswirbelsäule,
c Rückenwirbelsäule,
d Kreuzbein und Becken,
e Schwanzwirbelsäule,
f letzter Schwanzwirbel,
g Rippen (mit Hakenfortsätzen),
h Sternocostal- (Brustbein- Rippen-) Knochen,
i Brustbein mit seinem Kamme,
j Gabelknochen,
k Rabenschnabelbein (Coracoidbein),
l Schulterblatt,
m Oberarmknochen,
n Elle,
o Speiche,
p Handwurzelknochen,
q die beiden Mittelhandknochen des 2. und 3. Fingers,
r der Daumenknochen,
s die beiden Glieder des 2. Fingers,
t der eingliedrige 3. Finger,
u Oberschenkelknochen,
v Schienbein,
w Lauf,
x die drei Vorderzehen,
y die Innenzehe.

Skelett eines Vogels (Falken).

Als ersten Rückenwirbel sehen wir den an, bei dem die seitlichen Fortsätze, wie sie die Halswirbel zur Bildung des Seitenkanals tragen, soweit selbständig geworden sind, daß sie als wahre Rippen mit dem Wirbel einerseits und durch besondere Zwischenknochen mit dem Brustbein anderseits verbunden, einen Ring darstellen. Die Zahl der Rückenwirbel ist verschieden. Die Beweglichkeit der Rückenwirbel gegen einander ist eine äußerst geringe und mit Ausnahme der Pinguine wohl gleich Null zu setzen.

Die Schwanzwirbelsäule zählt eine hohe Anzahl Wirbel, welche aber teils mit den Knochen des Beckens verschmelzen, teils sich — schon im Fötus — zum Pflugscharknochen oder Pygostil umbilden. „Diese Thatsache," sagt Marshall, „ist von besonderem Interesse bei der Beurteilung der Stammesverwandtschaft der Vögel mit den Reptilien. Der Archäopteryx (gefunden bei Solenhofen), jener wunderbare Vogel der Jurazeit, besaß noch einen vollkommenen Eidechsenschwanz: eine kontinuierliche, über körperlange Reihe von 22 Wirbeln verjüngte sich allmählich nach hinten, von denen, wie wir aus dem günstigen Erhaltungszustande dieser Form wissen, wenigstens die 20 hintersten an jeder Seite eine wohl entwickelte Steuerfeder trugen. Es ist klar, daß dieser Schwanz in seiner Gesamtheit den Anforderungen, die an das Flugvermögen der Vögel in der Jetztzeit durch ihre Lebensweise gestellt werden, nur sehr bedingt würde entsprechen können. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Archäopteryx ein besonders guter Flieger gewesen ist: dieser lange Schwanz mit der großen Reihe gleichmäßig entwickelter Steuerfedern kann nimmermehr ein Steuerruder gewesen sein von der Art, wie wir es im Schwanz zahlreicher

lebender Vögel bewundern. An diesem Teile, wie er beim Archäopterix entwickelt ist, traten im Laufe der Zeiten jene Modifikationen auf, die eben den Schwanz zum Lenk- und Steuerapparat par excellence und damit den Vogel zu einem so vortrefflichen, namentlich sicheren Flieger machen. Es verlängerten sich wahrscheinlich zunächst die Knochen des Beckens, vereinigten sich mit dem vorderen Abschnitt des langen Eidechsenschwanzes, während am mittleren Abschnitte die Wirbel, obwohl sie frei blieben, in ihrer Größe reduziert wurden. Die Wirbel des Endstückes endlich wurden rudimentär und bildeten unter Verschmelzung zusammen eine sekundäre Knocheneinheit. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese wesentliche Veränderung des knöchernen Axalteils des Schwanzes nicht ohne Rückwirkung auf das Verhalten seines Gefieders bleiben konnte." Als höchste Ausbildung bewundern wir heute das wundervolle Lenkorgan der Raubvögel und der Schwalben. Bei einigen Vögeln zeigt der Endkörper noch besondere Modifikationen, indem er namentlich in die Breite entwickelt ist; so bildet er bei langschwänzigen Männchen mancher Hühnervögel (Pfau) eine Trageplatte für die kolossalen Schwanzfedern. Auch bei den Spechten ist er auffallend breit infolge des Druckes, der bei diesen Vögeln, entsprechend ihrer Lebensweise, auf die Steuerfedern und von diesen weiter auf das Ende der Wirbelsäule ausgeübt werden.

In dem Brustabschnitt der Wirbelsäule schließt sich jederseits an jeden Wirbel ein zweiteiliger Knochenstab, deren Summen sich unten in der Mitte mit einem großen platten, unpaaren Knochen, dem Brustbein, vereinigen und so den bei fast allen Vögeln umfangreichen Brustkorb darstellen. Die Zahl dieser Rippen schwankt zwischen 7 bis 12. Die höchste Zahl haben die Taucher. Die Rippen, deren Anzahl mit jener der Rückenwirbel im Einklang steht, gelenken an letzteren und durch besondere Knochenkörper am Brustbeine, tragen auch, mit Ausnahme der ersten und letzten, am hinteren Rande hakenförmige Fortsätze, welche sich auf dem oberen Rande der folgenden Unterrippen anlegen und zur Festigung des Brustkorbes wesentlich beitragen, demzufolge auch bei kräftigen Fliegern sehr entwickelt, bei den Läufern hingegen verkümmert sind.

Das Brustbein besteht aus zwei an den Rändern verwachsenen Platten, zwischen denen sich eine Diploë, ein Knochenbalkenwerk befindet, dessen Maschen umso größer sind, je besser der Vogel fliegt. Es läßt sich mit einem großen Schilde vergleichen, auf dessen Mitte der Kamm aufgesetzt ist. Der Flugkraft des Vogels entspricht seine Größe und die Höhe des Kammes. Bei starken Fliegern ist es auch inwendig hohl und nimmt dann einen Teil der Luftröhre auf. Bei allen Raubvögeln ist der Kamm sehr hoch und stark gebogen, bei den Kurzflüglern fehlt er gänzlich. Der Schultergürtel besteht aus dem langen, schmalen, jederseits neben der Wirbelsäule den Rippen aufliegenden Schulterblatte, welches sich vorne mit dem sogenannten Rabenbeine zur Bildung des Schultergelenkes verbindet und den an ihrem vorderen Ende verschmolzenen Schlüsselbeinen, welche gemeinschaftlich das Gabelbein darstellen; der Flügel aus dem Oberarme, einem langen, luftgefüllten Röhrenknochen, der starken Elle und schwachen Speiche, welche den Unterarmteil bilden, zwei, höchstens drei Mittelhandknochen und drei Fingern: einem Daumen, welcher bei mehreren Vögeln einen wirklich krallenartigen, aber unter den Federn versteckten Nagel trägt und dann zwei Glieder hat, ferner dem großen zweigliedrigen und dem mit ihm verwachsenen kleinen eingliedrigen Finger.

Das Becken der Vögel zeichnet sich demjenigen aller übrigen Wirbeltiere gegenüber durch eine Reihe von Eigentümlichkeiten aus, welche teils unmittelbar auf die der hintern Extremität ausschließlich zufallende Funktion des Gehens, teils mittelbar auf die Umbildung der vordern zum Flügel zurückzuführen sind. Das Becken ist weit umfangreicher als bei Reptilien und Säugetieren, indem außer den beiden typischen Acetabularwirbeln noch eine ganze Reihe von Rumpf- und Schwanzwirbeln an seiner Bildung als Ganzes sich beteiligen. Charakteristisch ist für die eigentlichen Beckenknochen ihre Streckung nach vorn und hinten. Es sind drei Paar Knochen vorhanden. Zu oberst liegen die Darmbeine, die Sitzbeine verbreiten sich schaufelartig nach hinten, der Vorderrand der Sitzbeine bindet den hintern Teil der Gelenkpfanne. Parallel zu den Sitzbeinen verlaufen die schlanken, meist auch langen Schambeine. Die Gelenkpfanne, an deren Bildung sich sämtliche Knochenstücke des Beckens beteiligen, ist rund und mit einem Rand umgeben, ihr Boden ist aber nicht geschlossen, sondern von einem ansehnlichen runden Loch durchsetzt.

Außerordentlich mannigfach sind die Verhältnisse der Entwicklung der hinteren freien Gliedmaßen. Man denke an den Unterschied der Läufe vom Strauß bis zur Schwalbe! In den Größenverhältnissen ihrer einzelnen Teile und in den Bildungsverschiedenheiten ihres distalen Abschnittes, des Fußes, finden wir das Resultat sehr heterogener Anpassungen. Vom proximalen zum distalen Ende der freien hinteren Extremität der Vögel folgen aufeinander: Oberschenkelbein, Unterschenkelbein, der Laufknochen und die Phalangen der Zehen. Am Unterschenkel zeigt sich das Wadenbein als ein verkümmerter, mit dem starken Schienbeine verwachsener Knochen; der Lauf besteht aus einem langen Röhrenknochen, an welchem die Zehen gelenken. Von den letzteren sind gewöhnlich drei nach vorn, eine nach hinten gerichtet; bei einzelnen Vögeln kehrt sich die hintere Zehe jedoch nach vorn, bei andern verkümmert sie, bei andern wendet sich eine Zehe, die äußere oder die innere, nach hinten, bei einzelnen endlich verkümmert der Fuß bis auf zwei außen sichtbare Zehen. Der Daumen besitzt in der Regel zwei, die erste Vorderzehe drei, die zweite vier, die äußere fünf Glieder.

An Fußformen unterscheidet Reichenow:

Fußformen.

I. Schwimmfuß (Pes natatilis): 1. Plattfuß (Pes planus): Pinguin; 2. Spaltschwimmfuß (Pes fissopalmatus): Steißfüße. 3. Ruderfuß (Pes steganus): Scharbenvögel. 4. Schaufelfuß (Pes palmatus): Alke, Sturmvögel, Langschwinger, Entvögel.

II. Watfuß (Pes vadans):

5. Lauffuß (Pes cursorius) mit
   a) Zehen, welche durch zurückgetretene Schwimmhäute verbunden sind: Säbelschnäbler (Recurvirostrinae) und Dromatinae, oder mit
   b) Zehen, die bloß geheftet sind: Trappen (Otididae), Dickfüße (Oedicnemidae), Brachvögel (Numenius), sowie Ereunetes (inkl. Hemipalama), Terekia, Symphemia, oder
   c) mit nur der 3. und 4. Zehe geheftet: Krokodilwärter (Pluvianus), Austernfischer (Haematopus), Strandreiter (Himantopus), Squatarola, Pfuhlschnepfe (Limosa), Kampfläufer (Machetes), Wasserläufer (Totanus, Actiturus), Uferläufer (Actitis), Brachschwalben (Glareola), Scheidenschnäbler (Chionis), Trompetervögel (Psophiidae), Kraniche (Gruidae) und Sonnenrallen (Eurypygidae) oder mit
   d) unverbundenen Zehen: Schnepfen (Scolopacidae), Steißhühner (Crypturidae), Laufhühner (Turnicidae), Straußvögel (Ratitae), ferner von Regenpfeifern (Charadriidae): Sandläufer (Calidris, Pelidua, Limicola), Strandläufer (Tringa, Canutus), Steinwälzer (Strepsilas), weiter Rallen (Rallus), Schnerze (Crex), Sumpfhühnchen (Porzana), Aramides, Tribonyx, Alecthelia, Eulabeornis, die Schnepfen (Scolopacinae), die Wassertreter (Phaloropodidae) trotz ihrer Lappenbildung, da ja die Lappen hier eine Neubildung und nicht durch Spaltung aus der ganzen Schwimmhaut hervorgegangen sind.

6. Schreitfuß (Pes gresorius) mit
   a) gehefteten Zehen: Störche (Ciconiidae), Schattenvögel (Scopidae), Löffelreiher (Plataleïdae), Ibisse (Ibididae).
   b) nur mit 3. und 4. gehefteter Zehe: Reiher (Ardeïdae), Kamichis (Palamedeïdae).
   c) mit lauter unverbundenen Zehen: Bleßhuhn (Eulica), Taucherhuhn (Podoa), Podica, — alle mit Lappen an den Zehen: Rohrhuhn (Gallinula) und mehrere Rallenformen.

III. Raubfuß (Pes raptorius): 7. Scharrfuß (Pes radens): Hühnervögel. 8. Fangfuß (Pes capiens): Raubvögel.

IV. Spaltfuß (Pes fissus): 9. die Tauben.

V. Baumfuß (Pes arboreus): 10. Haftfuß (Pes haerens): Nachtschwalben. 11. Klimmfuß (Pes enitens): Mausvögel (Coliidae), Pisangfresser (Musophagidae), Madagaskar. Kuckucke (Leptosominae). 12. Klammerfuß (Pes adhaerens): Segler (Cypselidae). 13. Sitzfuß (Pes insidiens), die meisten Kuckucksvögel: Roller (Eurystomus), Hornrachen (Eurylaimus), Schwalche (Podarginae), Fettschwalch (Steathornis), Tagschläfer (Nyctibiinae), Bienenfresser (Meropidae), Eisvögel (Alcedinidae), Momots (Momotidae), Kolibris (Trochilidae), Mandel-

krähen (Coracias), Nashornvögel (Bucerotidae), Plattschnäbel (Todus). 14. Kletterfuß; (Pes scansorius): Papageien, Trogons (Trogonidae), Glanzvögel (Galbulidae), echte Kuckucke (Cuculidae), Pfefferfresser (Rhamphastidae), Bartvögel (Bucconidae), Spechte (Picidae).

VI. Der Hüpffuß (Pes saliens): die Mehrzahl der sog. Schreivögel (Clamatores), soweit sie nicht in die vorhergehenden Rubriken fallen, und die Singvögel (Oscines).

Der Schnabel.

Der Schnabel der meisten Vögel ist im wesentlichen eine Verdickung der Oberhaut, während die Lederhaut in ihm sehr zurücktritt, nur bei sogenannten weichhäutigen Schnäbeln — z. B. der Entvögel — ist das Umgekehrte der Fall. Oft sind die Schnäbel lebhaft gefärbt, besonders rot und orange, und ist eine gewisse Korrelation der Farbe des Schnabels mit derjenigen der hinteren Gliedmaßen unverkennbar. Es kann auch die Farbe des Schnabels nach den Geschlechtern bei reifen Individuen verschieden sein, so bei der Amsel, oder die Farbe wechselt je nach den Jahreszeiten, so beim gemeinen Star. An der Schnabelwurzel findet sich oft — so hauptsächlich bei den Raubvögeln — eine weiche, oft lebhaft gefärbte und nervenreiche Haut, die ihrer meist gelben Farbe halber „Wachshaut" genannt wird. Auch als ausgezeichnetes Tastorgan kann der Schnabel dienen, so in der interessantesten Ausbildung bei den Schnepfen. Die Spitze des Schnepfenschnabels hat durch die Gegenwart zahlreicher kleiner seichter Grübchen ein wabenartiges Ansehen. In jedem solchen Grübchen liegen immer eine ganze Anzahl von weichen Tastkörperchen, nach ihrem Entdecker Herbst „Herbstchen" genannt, beisammen. Echte Zähne hat kein Vogel, auch die fossilen, auch der Archäopteryx nicht. Die den Zähnen täuschend ähnliche Bildung besteht aus umgewandelten Hornzellen. Ähnliche Horngebilde sind für die Gänse, Enten, Schwäne charakteristisch, am schönsten ausgebildet bei der Löffelente. Es sind dicht und schräg stehende, kulissenartige, oft ungleiche Blätter in beiden Kiefern, die zusammen mit einer fransenartigen Seitenarmatur der Zunge einen den Walfischbarten durchaus vergleichbaren Seihapparat darstellen.

Schnabel der Schnepfe

Der Zahn am Oberschnabel der Papageien, die zahnartigen Vorsprünge der falkenartigen Vögel und Würger sind feilenartige Gebilde, „Feilkerben" nennt sie Finsch. Wie bei den Säugetieren die Zähne, so sind bei den Vögeln die Schnäbel in Form, Größe und Härte infolge mannigfacher Anpassung einer großen Verschiedenheit unterworfen. Die Größe der Schnäbel schwankt von einer Länge, welche die Länge des Körpers übertrifft, bis zu der eines kaum bemerkbaren Vorsprunges. Ebenso ist der Grad der Krümmung des Schnabels den größten Schwankungen unterworfen.

Muskulatur.

Die Muskulatur der Vögel erreicht in den Brustmuskeln, welche die Flügel bewegen, einen Umfang wie bei keinem Wirbeltier weiter. Die Muskelsubstanz ist fester und röter als die aller anderen und feinfaseriger als die der meisten übrigen Wirbeltiere. Eine interessante Thatsache zeigt sich an gekochten Vogelmuskeln, welche im frischen Zustande die nämliche Färbung zeigen, nach dem Kochen aber, wenigstens bei sehr vielen Vögeln, wesentlich von einander verschieden sind, die einen werden ganz weiß, die anderen braungrau. Man unterscheidet, wie bei allen Wirbeltieren, so auch bei den Vögeln, Muskeln des Rumpfes, des Schwanzes, des Halses, des Kopfes und der Gliedmaßen. Schwach entwickelt ist die eigentliche Rumpfmuskulatur, dagegen zeigen sich die Muskeln des Brustkorbes schon hoch entwickelt, hier zeigt sich eine reiche Entfaltung von Zwischenrippenmuskeln. Die Muskulatur der Region des Schwanzes ist zufolge der mancherlei Funktionen, welche demselben bei der Bewegung, namentlich beim Flug, sowie bei der Begattung zukommen, eine hoch entwickelte zu nennen. Es finden sich zwei Paar Senker und zwei Paar Heber des Schwanzes in entsprechender Lage. Außerdem findet sich noch je ein Paar Muskeln jederseits, das an die Federn des Schwanzes tritt und die kräftigen Steuerfedern wie einen Fächer auseinanderbreitet und zusammenschlägt, sie hebt und senkt.

Die Halsmuskulatur der Vögel zeigt eine höhere Differenzierung als bei irgend einem anderen Wirbeltiere. Wenn der Vogelhals zugleich mit dem Kopfe als fünfte Extremität wirken kann, so verdankt er das der Entwickelung seiner Muskulatur, welche, auf ihn als Ganzes und auf seine einzelnen Bestandteile als Beuger, Heber, Strecker, Rückwärtszieher, Dreher u. s. w. einwirkend, die Kette seiner Wirbel in ihren einzelnen Gliedern so wundervoll beweglich gemacht hat. Die Muskeln des Kopfes,

die Beweger der Kiefern sind auch sehr gut entwickelt. Sehr interessant ist ihre asymmetrische Entwickelung beim Kreuzschnabel, ebenso ihre auffallend starke Entwickelung beim Kernbeißer; eine merkwürdige Vergrößerung der Ursprungsstelle der Schläfenmuskeln findet sich beim Kormoran. Der große Brustmuskel ist wohl der relativ größte, einheitlich entwickelte Muskel in der ganzen Wirbeltierreihe. Der Regel nach ist der Brustmuskel um so entwickelter und gewichtiger, je länger und breiter die Flügel sind. Die Muskeln, welche die Flügel heben, haben die viel leichtere Arbeit und sind viel weniger entwickelt als die Muskeln, welche die Flügel gegen den Widerstand der Luft senken. Der Vogelflügel besitzt eine Anzahl von Muskeln (halbe Hautmuskeln nennt sie Marshall), die bei keinem anderen Wirbeltiere vorkommen. — Die Zahl der Muskeln der hinteren Extremität ist 32—36. An den Oberschenkel treten vom Becken her als Heber fungierende Gesäßmuskeln (3—4), 3 andere entspringen weiter nach hinten und ziehen jenen Abschnitt der Gliedmaßen nach hinten, 1 zieht ihn nach außen und 3 ziehen ihn an. An den Unterschenkel treten 9 Muskeln, welche teils vom Becken, teils vom Oberschenkelknochen entspringen. Einer dieser Muskeln, der schlanke Schenkelmuskel, entspringt vom Schambein, hat einen kurzen Bauch, aber eine lange, dünne Sehne, welche in einer Furche über die Kniescheibe wegläuft, sich indessen nur zum Teil an die vordere Fläche des Schienbeines ansetzt, zum Teil sich aber mit dem durchbohrten Beugemuskel der Zehen verbindet und mit diesem ein Ganzes auch in physiologischem Sinne bildet. Der Beuger ist durch Bänder derartig mit dem Unterschenkel verbunden, daß er nicht ausweichen kann. Weiter nach unten schlägt er sich nach hinten, geht über das Fersengelenk weg, wird sehnig und teilt sich entsprechend der Zahl der Zehen in 4 einzelne Sehnen, welche an die Unterseite der Zehen sich befestigen. Setzt sich nun ein Vogel auf einen Zweig, so wird die hintere Extremität im Knie- und Tarso-Metatarsalgelenk durch den Druck des lastenden Körpers spitzwinkelig gebogen. Da aber die Sehne des oberen Muskels über das Knie wegläuft, so wird sie, wenn dieses sich beugt, gespannt, zieht daher an dem Zehenbeuger, mit dem sie sich verbindet, von der Unterseite her die Zehen zusammen, so daß diese zugreifen ohne Willen und Zuthun des Vogels auf rein mechanischem Wege. Es ist dies eine wundervolle Anpassung an das Baumleben, die namentlich beim Schlaf, bei dem der Vogel ganz in sich zusammenknickt und daher den Apparat erst recht anspannt, von großer Wichtigkeit ist. Dazu kommt noch beim schlafenden Vogel die Lage des Kopfes auf dem Rücken, so daß der Schwerpunkt über dem Fuße sich befindet, mithin der Druck auf die hintere Extremität noch vermehrt wird.

a Schläfenmuskel,
b Zweibäuchiger Kiefernmuskel,
c Zweibäuchiger Kopfmuskel,
d Durchflochtener Halsmuskel,
e Langer Halsmuskel,
f Langer Rückenmuskel,
g Deltamuskel,
h Strecker der vorderen Flügelfalte,
i Langer Strecker der Mittelhand,
k Kurzer Strecker der Mittelhand,
l Großer Brustmuskel,
m Großer Sägemuskel,
n Gesäßmuskel,
o Senker des Schwanzes,
p Heber des Schwanzes.
q Wadenbeinbeuger,
r Heber der Schwungfedern,
s Gerader Schenkelmuskel,
t Fußstrecker,
u Sehne des durchbohrenden Zehenstreckers,
v Sehne des durchbohrenden Zehenbeugers.

Nervensystem.

Das Nervensystem erreicht bei einer großen Anzahl der Vögel einen ausgezeichnet hohen Grad der Entwickelung. Viele Vögel sind geistig sehr hoch stehende Geschöpfe, weit höher als die

Reptilien und die meisten Säugetiere. Das Gehirn überwiegt an Masse das Rückenmark, ist jedoch einfacher gebildet als jenes der Säugetiere, teilt sich in das große und kleine Hirn und zeigt beide Halbkugeln des ersteren, nicht aber die Windungen, welche das Hirn der Säugetiere so auszeichnen. Das verlängerte Mark ist beträchtlich groß, das Rückenmark in der Röhre der Halswirbel rundlich und gleich dick, in der Röhre der Brustwirbel breiter und dicker, in den Kreuzwirbeln wieder dünner.

Sinnesorgane.

Die Sinnesorgane sind alle vorhanden und sehr gut, freilich auch sehr ungleichartig entwickelt, einzelne sind vereinfacht, keines verkümmert.

Die Augen sind groß und hochentwickelt. Sie treten niemals in rückgebildeter Form auf, denn auch noch bei den nächtlichen Vögeln sind sie ausgezeichnet differenziert. Das Vogelauge ist wenig beweglich, seine Muskeln sind nur kurz und schwach. Die Augenlider sind hingegen sehr beweglich und besonders die unteren weich, dünn, lassen bei geöffnetem Auge den Augapfel aus der Augenspalte fast vollkommen hervortreten. Gestalt und Größe sind sehr verschieden: alle fernsichtigen Vögel und alle nächtlichen Vögel haben sehr große, die übrigen kleinere Augen. Dem Vogelauge eigentümlich sind der sog. Knochenring, gebildet aus 12 bis 30 vierseitigen, dünnen Knochenplatten, welche sich mit ihren Rändern dachziegelartig übereinander schieben, hinsichtlich ihrer Größe, Stärke und Form aber vielfach abweichen, sowie der Fächer oder Kamm, eine dicht gefaltete, gefäßreiche, mit schwarzem Farbstoffe überzogene Haut, welche im Grunde des Glaskörpers auf der Eintrittsstelle des Sehnerven liegt und oft bis zur Linse reicht. Nach Beauregard dient der Kamm wahrscheinlich (im Verein mit dem Knochenring) dazu, die Lichtstrahlen, welche sich sonst in den sehr umfangreichen Vogelaugen zerstreuen würden, mehr in einer der beiden Hälften, in welche derselbe das Auge innerlich zerlegt, zu sammeln, dabei aber beim Fixieren, was die Vögel stets mit einem Auge und schräg gehaltenem Kopfe thun, die von oben her kommenden Strahlen vom unteren Teil der Retina abzuhalten. Der Kamm korrigiert dabei zugleich den Mangel, welchen die Vögel dadurch erleiden, daß ihr Sehen mit zwei Augen von wenig Belang ist. Die Iris (Regenbogenhaut) der Vögel ist fast immer nur eine kreisförmige. Ihre Farbe ist außerordentlich verschieden sowohl nach den Arten, nach dem Alter, dem Geschlecht und dem engeren Vaterlande. Sie ist schwarz z. B. bei der Amsel, dem Rotschwänzchen, der Elster; weiß bei der Dohle, dem Grünspecht; blutrot beim alten Grauspecht, gelblichweiß beim Schwarzspecht; blau beim Eichelhäher; karmoisinrot beim Austernfischer, Löffelreiher, gehaubten Steißfuß, dagegen zinnoberrot beim Ohrensteißfuß; dunkelgrün beim Kormoran; gelb bei fast allen erwachsenen Raubvögeln, bei jungen Raubvögeln ist sie meistens braun. — Neben den beiden Augenlidern besitzen die Vögel noch ein drittes, halbdurchsichtiges, die sog. Nickhaut, welche im vorderen Augenwinkel liegt, seitwärts vorgezogen werden kann und bei sehr grellem Lichte sich nützlich erweisen mag.

Ein äußeres Ohr ist in der Vogelwelt mit Ausnahme der Eulen nicht vorhanden. Dennoch ist das Gehörorgan und das Verständnis für Töne oft außerordentlich hoch entwickelt. Die großen Ohröffnungen liegen seitwärts am hinteren Teile des Kopfes und sind bei den meisten Vögeln mit strahligen Federn umgeben oder bedeckt, welche die Schallwellen nicht abhalten. Das Vogelohr besitzt ein ausgebildetes Labyrinth, Vorhof mit ansehnlicher Schnecke, eine Paukenhöhle, die durch die eustachische Röhre, die dicht hinter den inneren Nasenlöchern mündet, mit der Rachenhöhle, und durch besondere Öffnungen mit den Lufthohlräumen der Schädelknochen in Verbindung steht. Ein Trommelfell schließt die Paukenhöhle nach außen ab; oberhalb des Trommelfelles findet sich ein äußerer Gehörgang. Ein einziger vieleckiger Knochen ersetzt die drei Gehörknöchelchen der Säugetiere und ersetzt zugleich Steigbügel und Amboß. Bei den Eulen wird die Muschel durch eine häutige, höchst bewegliche, aufklapp- und verschließbare Falte ersetzt.

Recht bescheiden entwickelt sind die Geruchswerkzeuge. Äußere Nase und große Nasenhöhlen fehlen. Die äußeren Nasenlöcher liegen meist in der hinteren Hälfte des Schnabels und sind manchmal, wie z. B. beim Wasserstaar durch einen Klappenapparat geschützt. Die meist auf dem Stirn-

bein, seltener unter dem Nasenbein gelegene Nasendrüse mündet mit einem einfachen Gange in die Nasenhöhle.

Wir wissen genau, daß die Vögel — alle Vögel — ganz bestimmte Vorliebe für einzelne Nahrungsmittel, bestimmte Körner, bestimmte Insekten, bestimmte Nahrungstiere haben, können aber nur sehr wenig über den Geschmackssinn erraten. Nur bei wenigen Vögeln ist die Zunge so gebildet, daß wir auf ihre Fähigkeit zum Schmecken schließen dürfen. Bei den meisten ist sie im Gegenteil mehr oder weniger verkümmert, entweder verkürzt und verkleinert oder mit einer hornartigen Haut überzogen, bei wenigen lang und fleischig. Wir können die Vogelzungen ihrer Gestalt nach in zwei Gruppen teilen: in normale und abweichende. Unter normalen sind dann solche zu verstehen, die den Innenraum des Unterkiefers ziemlich ausfüllen, einerlei, ob sie dabei weich oder hart sind. Normale, harte Zungen besitzen die Taucher, Alke, reiherartigen Vögel und Singvögel, — normale, weiche die Langschwinger (Möven u. s. w.), die meisten Waldvögel und die Tauben. Abweichende Zungen haben die Raubvögel, Entvögel, Flamingo, Spechte, der Pelikan (ganz verkümmerte Zunge) 2c. Wenn nun, um gleich ein drastisches Beispiel zu nehmen, ein Pelikan sich mit gierigem Verschlingen den Magen und die Speiseröhre voll Fische stopft, kann die winzige Zunge nicht als Geschmacksorgan fungieren. Wahrscheinlich ist es darum, daß die Vögel beim Fressen anderweitige Gefühlseindrücke empfinden, die vielleicht durch das Wohlbehagen beim Schlingen selbst, durch die Beschaffenheit der Beute, durch ihre Temperatur, ihre sträubenden Bewegungen u. s. w. hervorgerufen werden. Auch das wäre möglich, daß bei den Vögeln sich der Geschmackssinn an einer anderen Stelle befindet, etwa im unteren Teile der Speiseröhre. Die so unendlich verschiedenartige Beschaffenheit der Zunge besprechen wir bei den einzelnen Arten.

Verdauungswerkzeuge.

Schon der Mangel der Zähne bedingt eine ganz wesentliche Verschiedenheit der **Verdauungswerkzeuge** der Vögel von jenen der Säugetiere. Die Mundhöhle, welche bisweilen einer außerordentlichen Ausdehnung fähig ist, auch öfters mit einem mehr oder weniger weit am Hals hinabreichenden Blindsack, einer Art oberem Kropf in Verbindung steht, nimmt das Sekret zahlreicher Speicheldrüsen auf; eine wirkliche Durchspeichelung in der Mundhöhle findet aber kaum statt. Die muskulöse Speiseröhre bildet bei Raubvögeln und größeren Körnerfressern eine kropfartige Erweiterung, in welcher die Speisen erweicht und zur leichteren Verdauung verändert werden. Zwei kleine rundliche Nebensäcke am Kropf der Tauben sondern zur Brutzeit einen käsigen, zum Atzen der Jungen dienenden Stoff ab. Der Magen ist sehr verschieden gebildet. Im allgemeinen unterscheiden wir den drüsenreichen Vormagen, der nur eine Fortsetzung der Speiseröhre vorstellt, und den Muskelmagen, welcher sich wie ein Blindsack daran anschließt. Der Magen ist bei denen, welche vorzugsweise oder ausschließlich von anderen Tieren leben, dünnhäutig; bei denen, welche sich von Pflanzenstoffen nähren, sehr starkmuskelig, innen mit einer harten, gefalteten Haut ausgekleidet, welche wie zwei feste Reibeplatten wirkt und vorzüglich geeignet ist, als Kauorgan zu wirken, zumal wenn mit der Nahrung zugleich kleine Steinchen verschluckt werden und gewissermaßen als Mühlsteine dienen. Der Dünndarm übertrifft die Körperlänge meist nur um das Drei- bis Vierfache, seine Länge richtet sich nach der Nahrung; ein eigentümliches Verhalten zeigen die an der Stelle, wo der Dünndarm in den Dickdarm übergeht, gelegenen Blinddärme. Meist sind es ihrer zwei, sehr selten (Kranich) nur einer, bei einzelnen Vögeln, wie bei der Lerche, fehlen sie ganz. Sie sind auch bei nahe verwandten Vögeln in ihrer Entwickelung sehr schwankend. Bei den Adlern und Geiern sind sie äußerst klein, bei den Tauben kurz, bei den Hühnern meist ansehnlich, bei dem Birkhuhn sogar enorm entwickelt. Ihre physiologische Bedeutung ist nicht recht klar und ihr schwankendes Verhalten trägt nicht dazu bei, es uns klarer zu machen. Der kurze, selten mehr als ein Zehntel Körperlänge messende Endabschnitt des Darmrohres ist eigentlich nur ein Mastdarm, da er nirgends Krümmungen besitzt, also sich nicht zum Grimmdarm entwickelt. Die Muskulatur tritt nicht zu Bändern zusammen, sondern überzieht den Enddarm ganz gleichmäßig. Innen ist der Enddarm mit Falten und zahlreichen Zotten versehen, zwischen denen sich einzelne kleine Drüschen befinden. Der letzte Teil des Enddarms bildet eine sackartige Erweiterung, die bei verschiedenen Vogelarten eine verschiedene relative Größe besitzen kann: die sogenannte Kloake. In diesen häutigen Sack münden der Mastdarm, die Harnleiter und neben diesen die Ausführungsgänge der Geschlechtswerkzeuge und nach hinten mittels einen queren Schlitzes ein sehr eigentümliches Organ, ein häutiger Blindsack,

der bei jüngeren Vögeln ansehnlicher ist als bei älteren. Seine Bedeutung ist noch nicht bekannt; nach dem Entdecker Fabricius von Aquapendente heißt dieses Organ: Beutel des Fabricius. Die Afteröffnung der Vögel ist ein querer Schlitz, der von einem Wulst umgeben ist, in dem der Schließmuskel des Afters mit kreisförmigen Fasern liegt. Die Fähigkeit, besonders zu harnen, besitzt — mit Ausnahme der Strauße — kein Vogel. Der weiße, kalkartige Überzug, den wir am Vogeldung sehen, ist der Harn.

a Speiseröhre,
b Kropf,
c Vormagen,
d Muskelmagen,
e Dünndarm-Schlinge,
f Leber,
g Gallenblase,
h Lebergang,
i Gallenblasengang,
Bauchspeicheldrüse,
k Milz,
l Dünndarm,
m Dickdarm,
n Die beiden Blinddärme,
o Luftröhre,
p Unterer Kehlkopf,
q Muskel des letzteren,
r Herz,
s Linke Lunge,
t Eier im Eierstock,
u Junge Eier,
v Eileiter,
w Eileiter-Öffnung,
x Unterer Abschnitt des Eileiters,
y Kloake,
z Bürzel.

Eingeweide des Huhns.

Die Leber ist zweilappig; die Gallenblase fehlt nur in seltenen Fällen. Die Bauchspeicheldrüse ist groß und mündet mit zwei oder drei Gängen in den Zwölffingerdarm ein. Die Milz, sowie die am Halse gelegenen Blutdrüsen fehlen nie. Das Herz besteht aus vier vollständig voneinander getrennten Abteilungen, zwei Kammern und zwei Vorkammern und liegt in der Mittellinie der Brust, von einem derbhäutigen Herzbeutel umschlossen. Der Herzschlag wiederholt sich bei der lebhaften Atmung schneller als bei den Säugetieren. Da das Zwerchfell wenig entwickelt ist, so gelangt die Brusthöhle nicht zur völligen Sonderung und geht direkt in die Bauchhöhle über. Die Respirationsorgane zeigen eine der so äußerst aktiven Bewegungsweise und dem dadurch gesteigerten Atembedürfnis entsprechende Einrichtung. Die hinter der Zungenwurzel befindliche Kehlritze führt in eine lange Luftröhre; der ihren Anfang bildende obere Kehlkopf ist für die Stimmbildung unwesentlich, dagegen findet sich — ausgenommen Störche, Strauße und einige Geier — bei allen Vögeln an der Teilungsstelle der Luftröhre in die Bronchien ein unterer Kehlkopf, der als Stimmorgan zur Verwendung kommt. Die Muskeln dieses unteren Kehlkopfes sind nun, wie von vornherein zu erwarten, bei den Singvögeln im höchsten Grade ausgebildet, sind sie doch die Singmuskeln schlechthin. Es sind quergestreifte Muskeln und treten in sieben Paaren symmetrisch verteilt am unteren Kehlkopf auf. — Nicht selten verläuft die Luftröhre, vornehmlich beim männlichen Geschlecht, unter Biegungen und Windungen; auch bildet sie bisweilen Verengerungen und Erweiterungen. Die Lungen hängen nicht frei in der geschlossenen Brusthöhle, sondern sind an deren Rückwand angeheftet und an den Seiten

der Wirbelsäule in die Zwischenräume der Rippen eingesenkt; auch sind sie nicht in Lappen geteilt. Es sind die Lungen selbst beim Vogel verhältnismäßig klein (durchschnittlich verhält sich ihr Gewicht zum Gewicht des ganzen Körpers wie 1:180), aber der Größe der respirierenden Oberfläche und der Dichtigkeit des Kapillarnetzes wegen sehr leistungsfähig. Von den in sie eintretenden Bronchien begeben sich mehrere Äste an die Vorderfläche und münden hier in die mit den Lungen in Verbindung stehenden Luftsäcke, welche andererseits mit den Lufträumen der Knochen kommunizieren. Die Luftsäcke selbst dienen sowohl zur Erleichterung des Vogels als auch als Luftreservoir zur Atmung, die direkt unter der Haut gelegenen als schlechte Wärmeleiter wohl zur Erhaltung der hohen Körpertemperatur (40° C.). Der Mechanismus der Atmung gestaltet sich wesentlich anders als bei den Säugetieren. Während bei diesen die Verengerung und Erweiterung der abgeschlossenen Brusthöhle vornehmlich durch die abwechselnde Zusammenziehung und Erschlaffung des Zwerchfellmuskels bewirkt werden, richtet sich beim Vogel die Weite des Brustkorbes, welcher nach der Bauchhöhle nicht abgeschlossen ist, nach der Entfernung des Brustbeines von der Wirbelsäule, und diese ändert sich durch Bewegungen der Rippen. Die großen, langgestreckten Nieren liegen in Vertiefungen des Kreuzbeins eingesenkt und zerfallen in Läppchen, von denen die Harnkanälchen entspringen. Die Harn- und Geschlechtswerkzeuge der Vögel sind viel weniger entwickelt als bei den Reptilien! Die weiblichen Genitalien der Vögel sind dadurch besonders merkwürdig, daß sie eine assymetrische Entwickelung besitzen, indem immer nur die links gelegenen Teile eine Größe, wie sie zur Erfüllung der betreffenden Funktion nötig ist, erlangen, während die rechtsbefindlichen einer normalen Hemmungsbildung unterliegen, d. h. auf einer embryonalen Stufe verharren, ja sich unter Umständen auch noch von dieser bis zum Verschwinden rückbilden können. Der traubenförmige Eierstock und der vielgewundene Eileiter der linken Seite werden zur Fortpflanzungszeit um so umfangreicher. Der obere Abschnitt des Eileiters sondert aus Drüsen das Eiweiß ab, welches den in Spiralbewegungen herabgleitenden Dotter schichtenweise umlagert. Der zweite kurze Abschnitt erzeugt die Schalenhaut und die oft mannigfach gefärbte Kalkschale. An ihn schließt sich endlich ein enger, kurzer, zuweilen gewundener Ausführungsgang, die sog. Scheide, an, welcher an der äußeren Seite des entsprechenden Harnleiters in die Kloake einmündet.

Weibliche Genitalien.

Hier erscheint uns nun der passendste Ort, das Vogelei selbst zu besprechen. Alle Vogeleier erfordern zu ihrer Entwickelung eine Wärmezufuhr von außen, die fast immer durch das Bebrüten stattfindet. Der Nahrungsdotter häuft sich vorzugsweise an dem einen Pol des Eies an und ist teils weiß, teils gefärbt. In ihm sind meist eigentümliche Täfelchen (Dotterplättchen) oder Bläschen vorhanden, die aber in der unmittelbaren Umgebung des Bildungsdotters (am andern Eipol) fehlen. Letzterer mit seinem Keimbläschen, dem eigentlichen Embryo, ist scheibenförmig (Keimscheibe, Hahnentritt) und hat seine Furchung bereits im Mutterleibe durchgemacht, besteht daher im befruchteten und abgelegten Ei bereits aus zahlreichen Zellen. Der Dotter ist meist gelb, besitzt eine Dotterhaut und erhält bei seiner Wanderung aus dem Eierstock (siehe oben) durch den oberen Teil des Eileiters noch mehrere Schichten Eiweiß aufgelagert. Hierbei bilden sich an den beiden Polen des Eies, weil dieses unter beständigen Drehungen den Eileiter passiert, die spiralig gewundenen Hagelschnüre (chalzae). Die Schale der Vogeleier enthält neben viel (92—95 Proz.) kohlensaurem Kalk wenig kohlensaure Magnesia, phosphorsauren Kalk, Spuren von Eisensalzen, außerdem 3—6 Proz. organische Materie. Die Zeichnungen der Eischale, welche bei Höhlenbrütern fehlen, dienen wohl als Verbergungsmittel und scheinen durch Gallenfarbstoffe, die der Eileiter absondert, hervorgebracht zu werden.

Das Ei.

Bei den Schwimmvögeln wird die Eischale mit Fett durchtränkt. Fehlt es in der Nahrung an Kalk, so entstehen die weichschaligen Windeier. Die im stumpfen Ende des Hühnereies eingeschlossene Luft enthält etwa 23½ Raumprozent Sauerstoff. Es ist aber hiebei zu bemerken, daß dieser Luftsack bei solchen Vögeln, welche gleich, nachdem sie die Schale verlassen, umhergehen, wie eben bei Hühnern, Wasservögeln u. s. w., viel größer als bei denjenigen ist, welche blind und unbehilflich zur Welt kommen. Um ein Ei zur Entwickelung zu bringen, ist eine bestimmte Wärme, beim Huhne z. B. 32° R. erforderlich. Nach zwölf Stunden zeigen sich die ersten Spuren, man erkennt in der Narbe eine dichte Stelle. Die weitere Entwickelung ist nun, was die Zeitdauern anbelangt, selbstredend sehr verschieden, sonst aber gleichartig bis auf die völlige Ausreifung. Nestflüchter kommen ja viel

1. Eierstock (Ovarium). 2. Geöffnetes, unbebrütetes Ei. 3 und 4. Ei nach sechsunddreißig Stunden, mit vergrößertem Hauptblutgefäß, und mit vergrößertem Embryo mit den Venen. 5 und 6. Ei nach dem fünften Tage, mit vergrößertem Embryo. 7. Ei nach dem zehnten Tage. 8. Ei nach dem vierzehnten Tage, woran das Bläschen abgenommen. 9. Embryo des nebenstehenden Eies. 10. Lage des Vogels im Ei nach dem zwanzigsten Tage, die Umhüllung abgenommen.

ausgebildeter zur Welt als Nesthocker. Zuerst lassen sich die Querlinien erkennen, welche die Bildung der Wirbelsäule andeuten. Die Wirbelsäule wird bald deutlicher in Gestalt kleiner Kügelchen, die auf beiden Seiten des Rückgrates geordnet sind, es beginnen die Flügel und die an ihrer matten Farbe erkennbaren Blutgefäße des Nabels sich zu zeigen. Mählig entwickeln sich Hals und Brust, der Kopf wird größer und man sieht die Umrisse der Augen mit ihren drei sie umgebenden Häutchen, die Pulsation des Herzens und die Zirkulation des Blutes. Das Herz springt aus der Brust hervor und zeigt einen dreifachen Schlag; einen, wenn das Blut aus den Venen in das Herzrohr strömt, einen andern, wenn es in die Schlagadern, und einen dritten, wenn es in die Nabelgefäße getrieben wird. Am Kopfe bildet sich nun das Gehirn: fünf mit einer Flüssigkeit gefüllte Bläschen sind zu erkennen und diese nähern sich einander in demselben Verhältnis, als sie an Größe zunehmen, endlich vereinigen sie sich zum Gehirn. Die Flügel wachsen, die Schenkel fangen an zu erscheinen. Magen, Darmkanal und Leber zeigen sich, um den Nabel erscheint dann eine Gefäßhaut, die ungemein rasch wachsend die ganze innere Fläche der Schale bedeckt; sie vertritt offenbar die Stelle der Lungen und unterhält mithin den Atmungsprozeß. Nun beginnt auch die Bildung der Lungen, welche aber wegen der den Fötus umhüllenden Flüssigkeiten ihren Dienst vorerst nicht verrichten können. Es wird die Gallenblase sichtbar, der Schnabel läßt sich erkennen, die Haut zeigt sich mit den ersten Federkeimen. Das Herz bildet sich allmählich aus. Es beginnt die Bildung der Knochen, sie erscheinen in Gestalt harter, beinerner Glieder. Der Dotter wird nun infolge seiner Vermischung mit dem inneren Eiweiß nach und nach blässer und dünner, während eine Anzahl franzenartiger, sich in Flecken von eigentümlichem Bau endigender Gefässe an der inneren Fläche des Dottersackes hervorsprossen und in den Dotter hineinhängen, offenbar dazu bestimmt, das Eiweiß einzusaugen und den Venen zuzuführen, wo es mit dem Blute gleichartig gemacht und zur Ernährung des Küchleins verwendet wird. Vor dem Durchbrechen der Schale bewegt sich der Embryo heftig, bei hühnerartigen Vögeln hört man ihn sogar durch die Schale pipen.

Zahl der Eier.

Die Zahl der Eier ist bei den verschiedenen Vögeln sehr verschieden. Wir kennen dafür kein anderes Gesetz, als die Absicht, welche die Natur bei Hervorbringung der einzelnen Gattungen in Beziehung auf den Naturhaushalt an den Tag gelegt hat; dasselbe gilt auch von der Zahl der Bruten. Dieses Zahlenverhältnis ist ganz der Bestimmung der Vögel angemessen und nach dieser festgestellt. Am wenigsten Eier legen die eigentlichen Seevögel, die Raubvögel und die Tauben, die Zahl beträgt hier 1—3 und letztere ist selten überschritten. Bei vielen Wasservögeln, fast allen Sumpf- und einigen finkenartigen Vögeln ist die Durchschnittssumme 3—4. Am meisten Eier legen die hühnerartigen Vögel; an sie schließen sich die Enten und die Meisen an, welche letztere unter den kleineren Vögeln die fruchtbarsten sind. Die Raben, Drosseln, Würger, Spechte, Schwalben, Lerchen, Ammern, Finken, Sänger 2c. halten die Mitte mit einer Zahl von 4—7 Eiern. Die Anzahl der Eier ist auch nach den früheren oder späteren Bruten verschieden. Es giebt nämlich eine große Zahl von Vögeln, welche in einem Jahr zwei, sehr wenige aber, welche deren drei machen, d. h. wenn sie nicht durch Wegnahme der Eier oder andere Störungen dazu veranlaßt werden, in welchen Fällen es auch unter den einmal brütenden solche giebt, die eine zweite Brut veranstalten. In diesen späteren Bruten ist die Anzahl der Eier stets geringer, in der Regel um 1—2 Stücke. Die Größe der Eier steht nicht immer im Verhältnis zur Größe des Vogels, dem sie angehören, ja sie ist bei ein und derselben Vogelgattung verschieden nach Größe und Alter, so, daß ältere Vögel die größten Eier legen. Ziemlich klein sind die Eier der Eulen und einiger Falken, sowie die der Reiher; ein bedeutendes Mißverhältnis mit der Körpergröße aber giebt das Kuckucksei, welches nicht größer ist als das Ei des Haussperlings. Unverhältnismäßig große Eier legen mehrere See- und Sumpfvögel, worunter sich die Lummen, Alken, die Strandläufer und Regenpfeifer besonders auszeichnen. Fast ebenso verhält es sich mit der Form der Eier, es ist diese selten in einem Neste gleich, und bei Vögeln, deren Eier sonst die regelmäßige Eigestalt haben, trifft man sie doch auch zuweilen stark zugespitzt oder abgestumpft und bauchig. Viele halten dafür, daß in den spitzigen Eiern sich lauter Männchen befinden, daß ferner aus den ersten Bruten Männchen, aus den folgenden Weibchen kommen.

Mißbildungen der Eier kommen häufig vor. Die Eischale ist, so lange sie sich noch im Leibe des Vogels befindet, weich und nachgiebig, erst an der Luft verhärtet sie völlig und wird dann hart

und zerbrechlich, je nach ihrer Stärke, welche meist mit der Größe des Eies zunimmt. Sie hat Poren, welche bald sehr fein, bald grob, dem Äußern des Eies ein glattes oder unebenes Ansehen geben. Bei manchen Eiern hat die Schale einen Glanz erhalten, oft so stark, daß sie wie poliert aussieht, bei andern schwächer und oft matt. Die Poren rühren von den Eindrücken der Gefässe her, welche die Kalkmassen absondern. Das Ei wird mit dem spitzigen Ende voran gelegt.

Männliche Genitalien.

Die männlichen Geschlechtswerkzeuge weisen in ihrem Baue ziemlich bedeutende Verschiedenheiten auf. Hoden finden sich meistens zwei, sehr selten nur einer. Die Hoden liegen stets hoch oben in der Bauchhöhle, neben den Nieren und an den Seiten der Aorta, und zeigen in ihrer Größe sehr schwankende, auf verschiedenen Ursachen beruhende Verhältnisse. Wir sehen, daß der Umfang der männlichen Keimdrüse nicht immer mit der Größe des betreffenden Vogels gleichmäßig entwickelt ist; so ist er bei den Meisen relativ größer als bei den Falken, obwohl jene doch so viel kleiner sind als diese, aber eine männliche Meise erzielt eine ungleich zahlreichere Nachkommenschaft als ein Falke. Auch bei den in Polygamie lebenden Vögeln — so z. B. sehr ausgeprägt beim Hahne — sind die Hoden aus denselben Gründen weit ansehnlicher als bei den Monogamisten. Ganz ungemein schwankt die Größe dieser Organe nach der Jahreszeit und ist natürlich am bedeutendsten, wenn die Brunst eintritt. Darum sagt schon der alte Aristoteles: „Die Hoden der Vögel blühen und verwelken alljährlich wie die Blüten der Pflanzen.“ Der sich nach unten erweiternde Samenleiter verläuft sanft geschlängelt ohne große Windungen neben dem Harnleiter und nimmt zur Brunstzeit an Dicke und Weite beträchtlich zu. Der Begattungsapparat ist bei den meisten männlichen Vögeln nur gering entwickelt, indem die Samenleiter in der Kloake einfach auf kleine Papillen münden. Bei der Begattung drückt das Männchen seine Afteröffnung an die des Weibchens an, bei beiden sind dieselben durch die Erregung erweitert, der männliche Samen spritzt in die weibliche Kloake hinein und dringt durch selbstständige Bewegung in den offenstehenden erigierten Eileiter. Einige Vögel allerdings, wie die Trappen, Storch, am ausgebildetsten der Strauß, haben eine vollständige Rute.

Die Haut und die Federn.

Die Haut der Vögel erreicht nie einen bedeutenden Grad von Dicke und Festigkeit. Die Lederhaut tritt sehr zurück, die Entwickelung der Haut konzentriert sich mehr auf die Oberhaut, auf die Epidermis bezw. auf deren Anhangsgebilde, die Federn. An den Fußwurzeln und Zehen verdickt sie sich zu hornigen Schuppen und wandelt sich auch am Schnabel in ähnlicher Weise um. Die Bildungsweise der Federn entspricht der Bildungsweise der Haare der Säugetiere. Sie (die Federn) entwickeln sich in Taschen der Haut, welche ursprünglich gefäßreiche, an der Oberhaut liegende Wärzchen waren, jedoch allmählich in Einsenkungen der Lederhaut aufgenommen wurden. Später senkt sich diese Anlage der Feder in die Haut ein und bildet den sog. Federbalg. Im Grunde desselben wächst und verhornt die Oberhaut, doch bleibt letztere nicht einheitlich, sondern fasert sich beim allmählichen Heraustritt aus dem Balg in viele sog. Strahlen, die zusammen einer Feder entsprechen. Diese sind alsdann das erste oder Embryonalgefieder und bedecken noch mehr oder weniger gleichförmig den ganzen Körper. Doch wird dieses Gefieder rasch durch das definitive ersetzt. Unter jedem Balg für die Strahlen bildet sich nämlich ein anderer, und die in ihm aufwachsende Feder hebt den oberen Balg samt den Strahlen aus der Haut heraus. Sonach entsteht die definitive Feder schon aus einem Balg, nicht erst aus einem Höcker; der Hauptunterschied zwischen ihr und der embryonalen besteht jedoch darin, daß ihre Strahlen nicht isoliert bleiben, sondern sich seitlich an den sog. Schaft, d. h. an einen besonders stark wachsenden Strahl anlehnen. Die neue Feder wächst also einheitlich aus dem Balg heraus und trägt am Schafte die zum Bart vereinigten Strahlen. Von diesen hat bei allen Vögeln, mit Ausnahme der Strauße, jeder kleine Häkchen, die in einander greifen und den Zusammenschluß der Strahlen zu einer festen Fläche bewirken. Ist die Feder einige Zeit hindurch gewachsen, so bilden sich keine Strahlen mehr und der Schaft rundet sich zu einem Rohr, der Spule, ab; zuletzt vertrocknet die Papille in Absätzen und die von ihr abgeschiedenen Häute bilden die sog. Seele der Feder. Meist ist übrigens neben dem Hauptschaft noch ein Nebenschaft vorhanden, der aber gewöhnlich klein bleibt. Die fertige Feder besteht aus Rinde und Mark und ist voll Luft; nur der in der Haut steckende Teil der Spule ist weich und saftig. Die weiße Farbe der Feder wird durch die Luft in ihnen bedingt, nicht durch einen besonderen Farbstoff; dagegen ist im Mark ein braunes Pigment vorhanden, das je nach seiner Stärke gelb,

braun, rot und schwarz aussieht und durch Chlor oder schweflige Säure gebleicht wird. Schimmert dieses Pigment durch eine lufthaltige Schichte hindurch, so entsteht für unser Auge das Blau, Grün und Violett mancher Feder. Chemisch sind die Federn den Haaren ziemlich gleich, aber besonders reich an Kieselsäure. Man unterscheidet zwei Hauptarten von Federn: Dunen (Daunen) und Konturfedern. Letztere bedingen die Färbung des Gefieders und wir benennen sie nach ihrer Lage am Vogelkörper. Die Anordnung der Federn bezeichnet man als Pterylose. Die Konturfedern stehen meist in regelmäßig geordneten Gruppen, zwischen denen federlose oder nur mit Dunen bedeckte Züge liegen, selten ist die Befiederung unterbrochen. Von Wichtigkeit ist die Stellung der Federn an den Flügeln und am Schwanz, von denen die ersteren gewissermaßen als Ruder fungieren, der letztere als Steuer wirkt. Der Flügel ist ein Doppelfächer, der sich im Ellbogen und im Handgelenk einfalten läßt und seine

Die äußeren Teile des Vogels.

große Fläche zum Teil durch zwei Hautsäume, besonders aber durch die Schwungfedern erhält. Diese sind am Unterrand von Hand- (Handschwingen oder Schwingen erster Ordnung, gewöhnlich 10) und Vorderarm- (Armschwingen oder Schwingen zweiter Ordnung, in wechselnder Zahl) befestigt und werden an ihren Wurzeln noch von den mehrfachen Reihen der kleineren Deckfedern überdeckt, so daß ein vollkommener Schluß des Flügels hergestellt wird. Den zusammengefalteten Flügel bedeckt von oben her der sog. Schulterfittig; der Büschel kleiner, von Daunen getragener Federn am Flügelbug heißt der Eckflügel. Die großen Federn des Schwanzes (Steuerfedern, gewöhnlich 12) können sowohl einzeln als auch zusammen bewegt werden, fallen aber bei verkümmertem Flugvermögen aus. Jährlich erneuern sich die Federn durch die plötzlich oder ganz allmählich stattfindende Mauser, das durch letztere gebildete Winterkleid färbt sich meist im nächsten Frühjahr mit eintretender Brunstzeit noch vollkommener aus und bildet dann das Hochzeit- oder Sommerkleid. Die meisten Vögel erhalten bereits im ersten Jahre nach ihrer Geburt ihre definitive Färbung, einige erst in späteren Jahren.

Talg- und Schweißdrüsen fehlen den Vögeln; dagegen findet sich fast allgemein oberhalb der letzten Schwanzwirbel die Bürzel- oder Öl-Drüse, deren öliges Sekret besonders bei Schwimmvögeln zum Wasserdichtmachen der Federn benutzt wird.

Die Abbildung (siehe Seite 14) zeigt uns nun die wichtigsten Außenteile des Vogelleibes; es ist notwendig, sich mit den Benennungen der Federn vertraut zu machen, um Vögel nach der Schilderung bestimmen zu können.

Das Seelenleben.

Lehre vom Instinkt.

Auch die Naturwissenschaft hat ihre Grenzen, wir stehen heute vor dem Unerklärlichen so gut, wie die größten Geister gewesener Jahrhunderte und Jahrtausende vor ihm standen. Dem Unerklärlichen der Tierseele gegenüber waren die bisherigen Naturwissenschaftler bis in die neueste Zeit schnell und leicht fertig, sie leugneten einfach, daß das Tier eine Seele besitze, daß es denkfähig sei und — wie Goethe sagt: „wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein" — sie erfanden das Wörtchen „Instinkt" und wollten mit ihm alles erklären. Die heutige Wissenschaft ist zu anderen Anschauungen über das Seelenleben der Tiere gelangt und läßt sie im Lichte annähernder Menschlichkeit erscheinen, wenngleich die Unterscheidungsgrade der Vermögen ihre volle Würdigung erhalten. Der Vogel besitzt Seelenthätigkeit im auffallendsten, ganz unwidersprechlichsten Grade, seine hohen geistigen Eigenschaften zeigen sich uns aufdringlicher, als jene der meisten Säugetiere.

Äußerungen der Seelenthätigkeit: Gesang.

Obenan steht unter den Äußerungen der Seelenthätigkeit der Gesang aller Singvögel. „Eigentlich bedürfte es," sagt Brehm, „zum Beweise des Gemüts der glücklichen und des Glückes sich bewußten Vögel nur des einen Wortes „Gesang", um genug gesagt zu haben." Es giebt keine herrlichere, herzerhebendere Naturpoesie als den Gesang der Vögel. In diesen Naturlauten spricht der große Baumeister aller Welten am unmittelbarsten zu unserer Seele. Mit „Instinkt" hat dieser Gesang gar nichts zu schaffen. Gesang ist das Produkt des Gemütes, die vornehmste Thätigkeit des Seelenlebens. Wo aber Empfindung in einem so hohen Grade zum Ausdruck gelangt wie im Gesange der Vögel, da ist auch Seele, Bewußtsein, Geist. Ganz merkwürdig berührt uns aber die Thatsache, daß der Vogelgesang in keiner Weise sich mechanisch äußert, sondern daß jeder Singvogel — ungeachtet der Gleichheitlichkeit des Artgesanges — sich selbst allmählich ausbildet, daß er in dieser Ausbildung sehr verschieden hohe Stufen erlangt, wie mit größter, jedem Laien offenkundiger Genauigkeit auch bei den ersten Sangeskünstlern, so bei Nachtigall und Sprosser, wie bei den bescheidensten Musikantlein gewöhnliche Sänger, Stümper und auf höchster Vollendungsstufe stehende, also hochtalentierte Meistersänger sich unterscheiden lassen. Das individuelle, seelische Empfinden zeigt der gefiederte Sänger auch in der so höchst verschiedenen Art und Weise, wie er seiner Gemütsstimmung Ausdruck verleiht. Diese beweglichen, hochlebigen Kinder des Augenblicks, diese Tiere des Lichts und der Wärme — fördert nicht ein milder Blick der Sonne, das Behagen nach einer reichlichen Mahlzeit ihren Gesang, wie gegenteilig ein rauher oder trüber Regentag, Mangel an Nahrung das Lied verstummen läßt? Singen nicht unsere Zugvögel, alt und jung, beim herbstlichen Scheiden in die Fremde? Und welch' ein Unterschied liegt nun in allen diesen Gesängen ein und desselben Vogels! Feurige Liebe, hellichte Begeisterung im Frühjahr; abgerissene Jubelrufe inmitten der Vatersorgen für die zahlreiche Jungenschar; Grüße des Abschieds im Herbst, in denen ein leiser Hauch der Wehmut spielt, ja in denen die Liedesweisen nur leise, gedämpft und abgebrochen ertönen, gleichsam als Reminiszenzen an die entschwundene schöne Zeit im Mai. Und die Ursache des Gesanges im Sommer wie im Herbst kann keine geschlechtliche Erregung sein, mit der allein die Teleologie den Vogelgesang erklären möchte; sagen's doch auch manche unserer Standvögel, wie der Stieglitz und Hänfling, der Zaunkönig und Wasserstar, die mitten im Winter bei freundlichen Sonnenblicken ihre munteren, lieben Stimmen erheben, daß sie jeder Gemütsstimmung, nicht der Liebe allein, Worte verleihen wollen und können. Aber freilich ist gleichwohl die Allgewalt der Liebe das Hauptmotiv des Vogelgesanges. Und was Wunder — sagen die Gebrüder Müller — wenn hier eine selige

Empfindung die andere weckt! Des Frühlings siegende Macht führt den befiederten Wanderer aus der Ferne in die sehnsüchtig erwartete, lang entbehrte Heimat, die Liebe erwacht mit ihrem überwältigenden Zauber, und diese Gefühle vereinigen sich zu einer hohen Seligkeit — wie natürlich, wenn diese die herrlichsten Blüten des Gesanges erzeugt!

Wir wissen, daß die geschlechtliche Liebe des Vogels mit Ausnahme einiger weniger Arten nur eine kurze Spanne Zeit im Jahre rege ist, aber wir sehen, wie die Paare so vieler Arten in treuester, reinster Liebe und Hingebung fest zusammenbleiben. Was anderes kann solche Treue ohne Einfluß geschlechtlicher Triebe bewirken als ein starkes seelisches Empfinden. Wie wunderbar äußert sich Gefühlsleben, Gemüt, Umsicht und Klugheit, ja sogar scharfer Verstand in der Aufzucht, Pflege und dem Schutze der jungen Brut! Schon die Liebe zu den so sorglich bewachten und bebrüteten Eiern ist groß, viel größer aber noch die Liebe zu den Jungen. Mit tollkühnem Mute verteidigen sie große Vögel, ein verzweifeltes, wirklich zu Herzen gehendes Jammergeschrei erheben die kleinen Vögelchen, droht ein Räuber ihren Jungen. Diese Elternliebe ragt weit über ihre Anhänglichkeit an Nest und Eier empor. Ebenso große Umsicht beweist die Erziehung der ausgeflogenen Jungen, ja wir staunen hier über die ausgeprägt individuellen Züge, welche sich hier offenbaren. Denn die Vögel unterrichten ihre Jungen sehr ausführlich in allen Handlungen, welche für die spätere Selbständigkeit unerläßlich sind. Unter gellendem Rufe — schildert Brehm — sehen wir den Mauersegler, sobald die Jungen flugbar geworden sind, durch die Straßen unserer Städte jagen oder unsere Kirchtürme umschweben, in wilder Hast unter allerlei Schwenkungen dahinstürmen, bald hoch zum Himmel aufsteigen, bald dicht über dem Boden dahinstreifen und damit eine Unterrichtsstunde vor unseren Augen abhalten. Es handelt sich darum, die jungen Segler in der schweren Kunst des Fliegens genügend zu üben, zu selbständigem Fange der Kerbtiere, welche die Eltern bis dahin herbeischleppten, anzuhalten und für die demnächst anzutretende Reise vorzubereiten. Bei allen guten Fliegern erfordert solcher Unterricht längere Zeit, bei denen, welche fliegend ihre Nahrung erwerben müssen, besondere Sorgfalt. So vereinigen sich bei den Edelfalken Männchen und Weibchen, um die Kinder zu belehren, wie sie ihre Jagd betreiben sollten. Eines der Eltern fängt eine Beute, fliegt mit ihr weit in die Luft hinaus, erhebt sich allmählig über die folgende Kinderschaar und läßt die Beute fallen. Fängt sie eines der Jungen, so belohnt sie ihn für die aufgewandte Mühe, wird sie von allen verfehlt, so greift sie, noch ehe sie den Boden im Fallen berührte, der unter den Kindern einherfliegende Gatte des Elternpaares und schwingt sich nun seinerseits in die Höhe, um dasselbe Spiel zu wiederholen. So sieht man alle Vögel durch Lehre und Beispiel Unterricht erteilen und die unendliche Liebe der Eltern bethätigt sich bei dieser Gelegenheit wie bei jeder anderen.

Eheliche Treue. *Elternliebe.* *Erziehung.*

Allein lange schon bevor die Jungen flügge, hatten die Eltern die Erziehung begonnen. Auch die hühnerartigen Vögel, die Nestflüchter überhaupt, bedürfen der erziehenden und lehrenden Mutter, sie bereiten ihr gewißlich viele Sorgen und schon die Bibel gebraucht als Bild der Mutterliebe die Gluckhenne. Aber unendlich viel besser haben es die Alten, resp. die Mutter — denn der Hahn kümmert sich fast nie um die Jungen — der Nestflüchter, als jene der Nesthocker. Sehen wir von den niederen Tieren und Kriechtieren ab, so tritt nicht leicht ein Geschöpf mit der ersten Minute seines Daseins so selbständig auf, so zur Flucht, zum Selbstfressen, zum Sehen vollständig ausgerüstet, wie ein Hühnchen.

Nestleben.

Und sehen wir in ein Vogelnest, so ist kaum ein anderes Geschöpf so hilflos, so blind und nackt, wie so ein Finkchen, so ein Grasmückchen.

Es haben also die Nestflüchter viel leichtere Arbeit als die Nesthocker, und doch bereiten auch die jungen Hühnchen viel Sorge und Not der sorgsamen Mutter. Die Hühnchen und Strauße, Enten und Gänse haben keine Federn, sondern nur ein Dunenkleid, und sind daher der Erwärmung sehr bedürftig; erst sehr spät im Vergleich mit den Nesthockern erhalten sie Federn. Aber trotzdem ist von einem Nestleben bei ihnen allen keine Rede; ihr Schutz und Trutz ist unter den Flügeln der treuen Mutter, denn der Vater kümmert sich schon deshalb wenig oder nichts um sie, weil er in Polygamie (Vielweiberei) lebt.

Die eigentliche Kunst des Nestbaues und das Kinderleben im Nest finden wir nur bei den Nesthockern. Ist das Ereignis des Ausschlüpfens gekommen, so bemächtigt sich nicht nur des brütenden

Weibchens, sondern auch des Männchens, des treuen Gatten und sorglichen Vaters große Erregung. Mit eigentümlichen bestimmten Tönen zeigt ihm das Weibchen die überstandene Katastrophe an, und neugierig, ja verständnisvoll lugt das Männchen in das Nest und besieht seine Sprößlinge, sich häufig mit der braven Gattin gar zärtlich schnäbelnd — ein greller Gegensatz, dieses Eheleben der Nesthocker, und die Haremswirtschaft der Nestflüchter!

Die gesprengten Eierschalen werden sofort nach dem Ausschlüpfen aus dem Neste entfernt, oft vom Weibchen gefressen, das nun in seiner höchsten Brutwärme eine rührende Zärtlichkeit entwickelt. Die meist völlig nackten Kleinen (alle Raubvögel kommen allerdings mit einem Dunenkleid zur Welt) sind dieser Wärme und Sorgfalt auch im höchsten Grade bedürftig. So wenig wie möglich verläßt daher die Alte das Nest, und sorgsam klammert sie sich mit den Krallen an der Nestwand fest, wenn sie sich von neuem darauf niederläßt, damit keines der zarten Jungen durch einen Tritt verletzt werde. Unter der kleinen blinden Brut kommt aber schon der leidige „Kampf ums Dasein“ zur Geltung, indem jedes zuoberst liegen möchte, und immer wieder muß die Mutter mit dem Schnabel die Lage der Jungen ordnen, damit nicht die schwächeren von den stärkeren erstickt oder erdrückt werden. Am stärksten entwickelt an den kleinen Tierchen ist der Hals, der bei den Vögeln wegen der Unbeweglichkeit der Augen so außerordentlich gelenkig, schon in den ersten Tagen eine hohe Schnellkraft besitzt, was man ja bei jedem Füttern sehen kann. Dies benutzen denn auch die Jungen, die niemals satt sind, um durch möglichst energisches Emporrecken möglichst viel zu erhalten. Eitle Mühe! Genau wissen Vater und Mutter, wen sie gefüttert haben und wen noch nicht, und sie halten auf gerechte Verteilung.

Bei den jungen Nesthockern zeigen nun die bei der Entleerung sich in Aktivität setzenden Muskeln eine unverhältnismäßig starke Entwicklung. In weitem Bogen spritzen z. B. die Raben, Störche ihren Kot zum Neste hinaus. Zum Behufe der Entleerung schlängeln sich die Jungen, indem sie sich fest an der inneren Nestwand anklammern, nach rückwärts bis an den Rand des Nestes und kehren rasch mit offenkundigem doppelten Behagen wieder in die warme Mulde zurück, die fast von allen Vögeln sehr rein gehalten wird, getreu dem Sprichwort: „Das muß ein schlechter Vogel sein, der sein eigenes Nest verunreinigt.“ Doch giebt es bei den Höhlenbrütern sehr übelriechende Ausnahmen.

Wenn die Sonne recht warm auf das Nest scheint, so zeigen die Jungen ihr Behagen oder Unbehagen — ich bin mir hierüber nicht klar — dadurch, daß sie den Kopf über den Rand des Nestes legen und die Schnäbel aufsperren. Oft geraten die Weibchen, besonders junge, darob in wahre Verzweiflung; denn wenn sie behutsam den Kopf wieder hinabgedrückt haben, sehen auf der anderen Seite schon wieder zwei oder drei andere empor.

Fünf bis sechs Tage lang sind die Nesthocker blind und die denkbar unschönsten Geschöpfe. Der große Kopf mit den kolossalen geschlossenen Augen, durch einen langen Hals mit einem kleinen nackten Körper verbunden, bietet einen abschreckenden Anblick. Es erscheinen nun zeilenweise auf den Flügelarmen, dem Rücken und der Brust Kiele, die in weichem Zustande hervorschießen; an diesen kommen die Kolbenfähnchen zum Vorschein, und allmählich mit dem Erhärten des Federkiels verbreitet sich der deckende Federteil. Mit dieser Zeit werden die jungen Vögelchen allerliebst. Wie bei der bekannten Bismarck-Karikatur des Kladderadatsch ragen die sogenannten Mausfedern noch über dem herzigen Köpfchen empor, die kleinen, erst entstandenen Flügel erwecken schon die Lust zum Fliegen, mehr und mehr wird der Raum des Nestes zu enge und es lockt die Tierchen hinaus in die weite Welt. Immer kühner wird der kleine Vogel. Halb stolz, halb ängstlich umfliegen die Eltern den kühnsten der Sprößlinge, der es gewagt, den Rand des Nestes zu ersteigen. Voll Bewunderung des tapferen Bruders ducken sich die Geschwister im Neste, doch exempla trahunt — und des einen Lorbeeren lassen die andern nicht ruhen, bald machen sie es ihm nach. Der Älteste wagt wieder einen Schritt weiter, und der nächste Zweig wird erklettert. Ein Zetern des Staunens erfolgt von alt und jung — doch auch hier findet der junge Held bald Nachahmer. Mit der Bewegung wächst der Appetit und hiemit die Arbeit für die Eltern. Aber auch die Liebe der Eltern, namentlich des Vaters, wächst mit der Entwicklung der Jungen. Die Sprache zwischen Eltern und Kindern wird mit diesem Zeitpunkt ausge-

bildeter, sie verstehen sich gegenseitig gar gut. Und wie notwendig ist dieses Verständnis den von Gefahren umgebenen Jungen! Sie hören auf jeden Warnruf, versammeln sich bei jedem Lockruf, sie rufen und betteln die Eltern zu sich her, müssen sich so oft vom Hungertode retten. Denn viele Singvögel, namentlich die Grasmücken, sind schon als kaum befiederte Nestjunge so scheu, daß sie bei dem geringsten Schreck aus dem Neste huschen und sich im Gestrüpp verbergen. Nicht selten ermangelt ihnen dann Kraft und Mut zur Rückkehr, oder auch finden sie das Nest nicht mehr, und die futterbringenden Alten würden sie nur mit größter Mühe entdecken, thäten ihnen die Kinder durch Zuruf nicht die Verstecke kund.

Doch wie das frühzeitige, so macht ein andermal das späte Verlassen des Nestes den Alten Sorge. Es giebt gar verschiedene Temperamente unter den Vögeln. Oft kommt ein Phlegmatiker vor, der es prachtvoll findet, sich im behaglichen Neste von den Alten füttern zu lassen, und durchaus nicht daran denkt, dieses famose Stillleben aufzugeben. Da werden jedoch die Alten zu Pädagogen. Von wem sie es haben, von Fröbel, von Pestalozzi, vom Schulmeisterlein Wutz oder aus Mangelbachers Nachlaß, jedenfalls haben sie alle Ein probates System: sie lassen die Faulen hungern. Die Folgen sind völlig zweckentsprechend. Oft sehen wir unsere Spatzen, die ja allen, so die Augen offen halten wollen, täglich naturkundigen Unterricht erteilen, mit Futter dem Neste zufliegen, aber ungeachtet des unbändigen Bettelns und Zappelns der großen Jungen füttern sie nicht, sondern flattern wieder zögernd vom Neste fort und vor demselben auf und ab, bis endlich der Hunger einen der faulen Kleinen zwingt, den denkwürdigen ersten Flug aus dem Neste zu wagen. Freilich that er's mit großem Geschrei; aber dann trippelt er vergnügt auf dem Dache des Rückgebäudes und läßt sich von beiden Alten füttern. Da läßt der Neid die andern nimmer ruhen, und schwirrend und schreiend sind sie bei ihm. Es war die erste entscheidende erzieherische That der Alten, von nun an sind sie unermüdliche Lehrmeister. Das Storchenpaar lehrt seine Jungen fliegen, gewöhnt sie an Ausdauer; der Adler lehrt das Ergreifen und Zerreißen der Beute, der Spatz predigt ungezählte Kapitel über höhere Dieberei und Schlauheit, die Henne lehrt die Küchlein Gefahren vermeiden und die Feinde fliehen.

Ganz besonders wunderbar offenbart sich Verstand, Gewinnung und Verwertung von Erfahrungen, Überlegung, Ausdauer und Fleiß, sowie fabelhafte Geschicklichkeit und Findigkeit im Nestbau der Vögel.

Bau der Vogelnester.

Was den Vogel zum Nestbau treibt, das wissen wir alle: die Sorge für die kommende Brut, das Bedürfnis eines schutzgewährenden Heims.

Betrachten wir nun die verschiedenen Vogelnester, so wird es nicht schwer sein, bestimmte und grundverschiedene Gruppen aufzurichten, und zwar sechs Hauptgruppen: Mauernde und Kittende, Zimmernde, Webende, Filzende, Flechtende und endlich Schaufelnde und Minierende.

Bevor wir auf diese eingehen, sehen wir uns einmal ein richtiges Vogelnest in seiner primitivsten Entstehung an: des Sperlings Nest.

Eine traurige Zeit liegt hinter dem Spatzen; Hungern und Frieren, viele, große Beschwerden und Gefahren sind überstanden, der Winter ist vorbei, die Sonne wärmt den armen Teufel und läßt ihn gesunden. Da erwacht rasch der richtige, freche, übermütige Spatz wieder, und der Mitleid erregende, gar erbärmliche und melancholische Bettler verschwindet. Vor ihm liegt der Frühling mit allen seinen Wonnen. Da tritt denn mit der zunehmenden Lebensfreude gar rasch die gebieterische Notwendigkeit heran, für das Nest zu sorgen, und, o glücklicher Spatz, die Sorge ist nicht groß, denn die Mittel dazu sind für ihn überall vorhanden! Jenes reich ornamentierte Gesimse bietet ja köstlichen Platz, geschützt vor Regen und Wind, und die Baumaterialien sind überall. Nichts ist zu gut, aber auch nichts zu schlecht! Soeben schleppt er mit Aufbietung aller Kräfte ein Bündel herbei: Stroh, Papier und Schnüre in einem Haufen, und mächtig kämpft er gegen den Wind, der ihm ein gut Teil der Last raubt. Dort packt ein Glaserlehrling im Hofe die Kiste aus, die zerbrechliche Ware ist in Heu gehüllt und achtlos wirft dies der Knabe weg. Spatz und Spätzin trippeln auf dem Dache von einem Beine aufs andere vor Ungeduld, und unaufhörlich hämmert er seinen Liebesgesang, „solch' ein Lied, das Stein erweichen u. s. w." Endlich geht der Junge ins Haus, schwer hat er sich aufgeladen

und vorsichtig und langsam sind seine Schritte. Kaum ist er im Hausflur, da sind Spatz und Spätzin schon schwerer beladen als er, mit duftendem Heu. Lang flattern die Halme, denn bescheiden nimmt ein Spatz niemals.

Jetzt kommt die Köchin und lehrt ein Kehrichtfäßchen. Ha, welche Lust! Der verliebte, schwarzkehlige Vogel ist förmlich taumelig vor Freude mit einem Fetzchen Seide und ein Paar Wollläppchen.

Immer umfangreicher wird das Nest. Es ist die höchste Höhe der Schlamperei, es ist wirklich malerisch schlampig. Halbmeterlang hängen die Fetzen hervor. Papierschnitzel, Hobelspäne, Heu, Stroh, verdorrte Blätter, Lappen, Moos, Roßhaare, Trümmer aus den Nestern anderer Vögel, ach, es ist kaum möglich, all das zu erdenken, was der Spatz zu seinem Neste brauchen kann.

Aber ganz so roh und grob mag doch eine Spätzin ihr „Wochenbett" nicht, darum greift sie nun energisch in den Bau ein. Sie setzt sich in die Mitte des Nestes und drückt und rundet mit Bauch und Brust und Schnabel und Flügel, sich eifrig drehend und wendend, die Mulde aus. Auf diese Art entsteht rasch der glatte Rand; widerspenstiges Material wird nach einigen erfolglosen Mühen zornig herausgerissen und hinausgeworfen; Strohhalme im Neste werden unzählige Male durch den Schnabel gezogen, bis sie sich endlich glätten, biegen und anschmiegen, Form und Glätte kommt rasch durch „der Hausfrau Fleiß" in die chaotische Masse. Nun geht auch dem Männchen plötzlich ein Licht auf und es erscheint mit Federn im Schnabel. Die sind hochwillkommen, werden in die Tiefe der Mulde gedrückt und — das erste Ei liegt im neuen Spatzenheim.

Wir haben ein vollendetes Nest vor uns, kein schönes, aber ein richtiges Nest, und vier Teile sind es, aus denen es besteht: einer wirren, rohen Unterlage, dem darauf gebauten eigentlichen Nest, der inneren Mulde und dem oben geglätteten Rand, an welchem kein Wasser haftet, der das Nest bei Regen vor eindringender Feuchtigkeit schützt.

Behalten wir die eingangs aufgestellten sechs Gruppen im Auge, so gehen wir vom Spatzennest zu seinem Nachbarbau und stehen vor einer großen Künstlerin, die uns die mauernden Vögel vorführen mag: vor unserer Hausschwalbe.

Wie sehr weicht dieses Nest vom vorgenannten ab! Unsere Schwalbe hat eine schwere Arbeit, indem sie ihr Nest baut, darum benützt sie es auch treulich wieder jedes Jahr. Kommt ein junges Pärchen angeflogen, so ist lange und reiflich überlegende Suche nach einem passenden Orte zur Nestanlage. Die Stelle, die ihnen passen soll, muß nahe unter der Decke oder dem Dache sein; ob es dann im Thorgang oder unterm Dach, das ist ihnen gleich. Hat eine freundliche Hand ein Brett an solchen Plätzchen angebracht, so macht die traute Hausgenossin gerne von dieser Erleichterung Gebrauch. Ist der Ort gewählt, hat er sich als ungestört erwiesen, so setzen sich die beiden Gatten in seine Nähe auf das Gesimse der Hausthüre, den Schellenzug, Dachrand, oder wo es ist, und zwitschern gar fröhlich von Liebeswonne und Liebeslust. Den nächsten Morgen aber schreitet das Pärchen am Bache, an Pfützen, Gossen mit seinen winzigen Füßchen sorgsam dahin und nimmt mit dem breiten Schnabel bald da, bald dort Klümpchen feuchter Erde auf. Dies ist der erste Baustoff und jedes Klümpchen wird an die erwählte Stelle getragen und dort mit dem Speichel festgeklebt. Anfangs ist es ein sehr schwieriges Geschäft, denn mit den spitzen Krallen muß es sich an der glatten Wand halten, der Schwanz muß den Körper stützen und mit offenkundiger Anstrengung würgen sie nun den Speichel herauf, der als Klebestoff dient. Aber mit unerschöpflichem Eifer wird gearbeitet, so daß bald eine kleine Grundlage des kleinen Baues entsteht. Nun können sie darauf fußen und von hier weiter bauen. Aber auch die Ermüdung fordert ihre Rechte, und die Speichelmenge ist bald aufgebraucht. So können täglich nur einige Stunden dem Baue gewidmet werden, der dann in meist halbkugeliger Wölbung nach oben zu stetig wächst.

Doch der technisch hochentwickelte Sinn des Vögelchens läßt es bei der fortschreitenden Arbeit noch zu einem trefflichen Mittel zum sicheren und dauerhaften Zusammenhalten des ganzen Baues schreiten, indem es Heu und Strohhalme in den Bau mit einmauert. So wird das Nest in 8—14 Tagen fertig, je nach der Witterung; denn an schönen Tagen baut die Schwalbe eifrig, bei Regen aber nur sehr wenig.

Das Nest fühlt sich nun an und sieht aus wie der sogenannte Bewurf an den Außenmauern unserer Häuser. Die schmale Öffnung ist hart unter der Decke, und unser Schwälbchen kann an die Bereitung des weichen Bettes gehen. Hiezu nimmt es Heu, Stroh, Läppchen, Federn und Ähnliches.

Und weiter eilen wir, zum Meister Zimmermann, zum Specht. Zimmerleut' — fröhliche Leut! und heidi, die Spechte sind auch keine Griesgram. Ihre lachende Stimme belebt freudig den stillen Wald, und wenn einer sein Liebeslied hämmert, indem er in rasendem Wirbel gegen einen hohlen Stamm oder dürren Ast klopft, dann entzückt er Jung und Alt mit dieser Melodie.

Immer seltener wird freilich der Hochgenuß im deutschen Wald. Unsere Spechte leiden an einem argen Übel: an Wohnungsnot. Jeder kranke, jeder angefaulte, jeder tote Baum wird durch die neuste Forstkultur sofort entfernt; in ihnen aber sollte der Specht seine Heimat finden, so hat es Mutter Natur gewollt.

Der Specht muß sich seine Wohnung meißeln, deshalb hat er eine kaum glaubliche Kraft in seinem Schnabel. Jeder Specht, der sein Heim gründet, probiert erst so und so viele Bäume, die anbrüchig sind, bis ihm endlich einer entspricht. Nie geht er einen gesunden Baum an. Oft hat er schon die halbe Arbeit fertig, dann gefällt ihm der Baum nicht mehr und er fängt an einem anderen die Arbeit von vorne an. Auf diese Art baut er absichtslos eine Menge kleiner Höhlenbrüternester; seine Freude ist eben das Zimmern.

Mit seinem derben Schnabel haut er zuerst ein kreisrundes, doch verhältnismäßig sehr kleines Loch in den Stamm, das Flugloch. Dann beginnt das mühsame Meißeln der Wohnung mit dem Schnabel, das aber sehr rasch gefördert wird, hat er nur einmal Platz. Legen wir das Ohr an den Stamm, so hören wir den Vogel trefflich arbeiten; zuweilen ist es still, dann wirft er Spähne hinaus. So hat er in 12—14 Tagen seine Wohnung fertig und zwar wie folgt: Der kreisrunde Eingang senkt sich in einem sanften Bogen schräg nach unten, um sich sodann in einen birnenförmigen Raum zu erweitern. Die Wände sind ganz glatt gemeißelt, nirgends rauh. — Im Winter benützt der Specht die von ihm und seinen Genossen gemeißelten Nester als Nachtquartiere, und namentlich in den großen Höhlungen des Schwarzspechtes übernachten häufig mehrere Buntspechte, Meisen, Kleiber und verwandtes Gelichter.

Da kommt es denn zuweilen leider vor, daß solch ein verlassenes Spechtnest zum Spechtgrab wird. Von einem solchen berichtet Altum: „In einer alten Buche fand sich nach dem Fällen ein etwa 3 Meter langer, 40 Centimeter breiter Hohlraum in Gestalt eines umgekehrten Zuckerhutes, welcher durch zwei Löcher, eines in der unebenen Decke der Höhle und ein vom Specht eingemeißeltes, mit der Außenwelt in Verbindung stand. Durch ersteres Loch wurde nach jedem Regengusse der Hohlraum bis auf 2 Meter unter Wasser gesetzt, und in ihm fanden viele von den Spechten und neben ihnen auch Stare, welche nachts hier Unterschlupf gesucht hatten, ihr Grab. Der Forstaufseher Hochhäusler untersuchte die verräterische Höhlung genauer und zählte 105 Schädel, welche noch nicht gänzlich in Verwesung übergegangen waren. Nach seiner Schätzung mußten alljährlich mindestens 12 Grünspechte in dieser Buche ihr nasses Grab gefunden haben; jeder des Weges kommende Specht nahm hier, oft für immer, seine verhängnisvolle Herberge. Manch einer mag sich aus dem Wasser gerettet haben, die übrigen waren nicht im stande gewesen, dem feindlichen Elemente zu entrinnen!"

Wie verschieden vom Spechtbau bethätigen wieder eine ganze Familie der gerade durch ihre Nester hochberühmten Vögel, die Weber, ihre Kunst in der Herstellung ihres Heims!

Wir haben in unserem deutschen Pirol einen ganz richtigen und sehr kunstfertigen Weber. Leider kann ich seinen Nestbau nicht schildern, denn nur selten konnte ich den herrlichen gelben Vogel in der Freiheit beobachten.

Und die echten Webervögel, sie sind ja so häufig in unseren Käfigen, sie zeigen sich so fleißig jedem Pfleger in ihrer wunderbaren Kunst, daß es undankbar wäre, diese Augenweide unserer Vogelstuben unerwähnt zu lassen.

Die Weber bauen ihre Nester gesellig, und ihre Ansiedelungen sind daher ein geradezu charakteristisches Merkmal für Innerafrika und Indien. Bäume unmittelbar am Wasser sind der meisten Arten Lieblingsplätze; sie behängen einen Baum mit 20—100 ihrer auffallenden Brutstätten. Die „Garten-

laube" hat schon eine sehr hübsche Abbildung solcher Webervogelkolonie vor Jahren gebracht, nicht minder brachte auch „Über Land und Meer" treffliche Schilderungen derselben mit Illustrationen.

Ungemein verschiedenartig ist die Gestalt, welche die verschiedenen Weberarten ihren Nestern geben; das eine Nest, das häufigst abgebildete, auch eines der auffallendsten, hat die Gestalt einer Retorte, das Flugloch mit einer mehr oder minder langen Röhre nach unten zu gerichtet; das andere ist ein kugelrunder Ball; wieder ein anderes ist ein Doppelball, in welchem hinterwärts das Nest liegt und zu welchem eine senkrechte Röhre von unten hinaufführt. Immer unerhörter werden die Formen: das Prachtnest des Bayawebers, ein großes Kunstwerk an Umfang und Arbeit, hängt frei in der Luft an einem von dem Vogel selbstgefertigten Seil, wieder andere bauen in großer Vereinigung zuerst ein Dach und unter dieses ihre zahlreichen Nester. So fest, so massiv ist jeder Bau, daß der Sturm der Tropen das Nest nicht zerreißt, daß die grimmigsten Platzregen es nicht vernichten. Alle Webernester haben ein dichtes Dach und oft eine so dünne Muldenwand, daß man, von unten hinaufblickend, die Eier im Neste sehen kann.

Die Baumeister sind fast ganz allein die Männchen, die sich ja überhaupt durch die bizarrsten Tänze, die unerhörtesten Laute und Gesänge, schwirrend und fliegend und schwebend und bauend, mühsam genug die Gunst ihrer spröden Schönen erwerben müssen. Die Baustoffe, mit welchen sie arbeiten, sind: Gräser, Halme, Bast, Wurzeln, Fäden; im Käfige: Aloe- und Agavefasern, Bast der Kokosnußschale.

Die Art des Arbeitens ist bei uns dieselbe wie in der Heimat, das wird sicherlich feststehen; aber die Form weicht, den veränderten Umständen gemäß, doch nur mäßig ab. Es fehlen in der Vogelstube die über tosendem Wasser hängenden, dünnen, schwanken Zweige, an welchen viele Weber in der Freiheit ihr Nest befestigen; es fehlen aber auch die Affen und Schlangen, welche das Nest bedrohen. In der Freiheit werden Nester der größeren Weber zu wahren Affenfallen. Auf den schwanken Ästchen kann sich der lüsterne Eierdieb nur mit großer Mühe halten, und mit gellendem Geschrei fallen die besorgten Eltern über den Bedroher ihres höchsten Gutes her, der betäubt, verwirrt und unsicher den Halt verliert und von den wilden Fluten fortgerissen wird.

Sehen wir nun dem Bayaweber in unseren Käfigen bei der Arbeit zu, so finden wir, daß sein Thun zwischen Weben und Stricken die Mitte hält. In kurzer Zeit hat er einen großen Teil des Gitters mit seinem eisenfesten Gewebe umstrickt, indem er bald flatternd, bald sich anklammernd, bald von den Sitzstängelchen aus unter fortwährenden Drehungen des Kopfes mit fabelhaftem Eifer einzig und allein mit dem Schnabel sein Gewebe bethätigt. Nun webt er in derselben Weise vom Gitter zu den Stängelchen eine fast undurchdringliche Wand; wir können uns beim Zusehen einer Art Schwindelanfechtung kaum erwehren, denn das empfindliche Auge des Menschen schmerzt dieses unaufhörliche Wenden und Biegen eines belebten Wesens. Viele Nester beginnt jeder Weber, bis er endlich eines fertigt, das dann freilich Jahren trotzt.

Während bei den webenden Vögeln das Männchen der Baukünstler ist, hat der Schöpfer bei den filzenden dem Weibchen diese Kunst in bewunderungswürdigem Grade geschenkt. Unser edler, vielgepriesener Fink ist es, der das schönste Nest unter allen filzenden Vögeln baut, respektive die einfache Buchfinkin ist die Künstlerin. Das Finkennest entsteht in der Verbreitung eines kräftigen Baumes auf der Grundlage einer ungefähr fingerdicken Moospartie, die ringförmig, mit solcher Sauberkeit ausgezirkelt erscheint, daß schon die Grundlage den künftigen Meisterbau ahnen läßt. Aus Moos, Flechten, Rindenstückchen, Halmen, Gespinsten von Spinnen und Raupen, Tier- und Pflanzenwolle, Bast, Werg, Fäden ꝛc. wird nun ein glatter, sauberer Außenrand gefilzt, wobei wiederum der Speichel des Vogels als Bindemittel wirkt. Genau stimmt diese Nestschale mit dem Aste des Nestbaumes überein, so daß das Nest einem faustdicken Knorren des Baumes gleicht. Das Nestinnere wird in der saubersten, regelrechtesten und sorgfältigsten Weise mit Wolle, Moos, im Kreise gewundenen Pferdehaaren und feinen Federn so zierlich hergestellt, daß es kaum möglich sein wird, ein schöneres Nest als das dieses lieben Vogels zu finden.

Die geringste Stufe der Kunst finden wir bei den Flechtenden. Hier sind unsere Hühner, Tauben, die Schwimm- und Stelzvögel, die Raubvögel, Würger, eine Menge Singvögel, kurz die meisten Arten. Unsere wilden Hühnervögel sind schnell fertig mit dem Nest. In den Boden wird eine Mulde gescharrt und diese mit etwas Geniste belegt. — Fertig!

Mehr Kunst verwenden schon die Tauben. Einer der besten unter den Flechtenden aber ist der Storch. Besehet nur sein Nest auf dem Rade, das man ihm auf dem Kamin befestigt hat, wie trotzt es Wind und Wetter! Es ist ein fest Gefüge aus derbem Material, die Unterlage von Holzstangen und Reisig, das saubere regelrechte Nest aus Stroh, Schilf und Gras, mit dem langen Schnabel sorgfältig geflochten.

Genau so verfahren unsere Raubvögel — vom sorgfältig versteckten Nest des Eichelhähers bis zum Riesenbau des Fischadlers. Sorgfalt und Fleiß ist genug auf diese Nester verwendet, doch wenig Kunst. Bewundernswerte Schlauheit findet man z. B. bei den Elstern und vielen Krähen, die durch einen gitterartigen Überbau aus derben Knütteln es den Raubvögeln unmöglich machen, urplötzlich auf das brütende Weibchen zu stoßen.

Ungemein fesselnd ist der Nestbau der Minierer, worunter wir zwei wohlbekannte Vögel haben: die Uferschwalbe und den Eisvogel. An die glatt abhängenden Ufer der Gewässer, sicher vor Wasserratten und Mardern, legen diese Vögel ihre merkwürdigen Bauten an, und zwar der Eisvogel einsam und versteckt, die Uferschwalbe kolonienweise. Der prachtvolle Eisvogel, den leider unsere Fischsportleute so über alle Gebühr strenge verfolgen, sucht ein Loch im steilsten Ufer an einsamer Stelle, erweitert dieses Loch in emsiger Arbeit zu einer rundlichen, backofenförmigen Höhle und pflastert diese glatt mit Fischgräten aus. Unerklärlich erscheint es, wie ein so zartes Tierchen wie die Uferschwalbe ihren Minenbau zu stande bringt. Mit spitzigen Krallen hackt sie sich fest und meißelt nun ihren scharfen, kurzen Schnabel in die Uferwand. Sodann dreht sie den ganzen Körper fortwährend kreisförmig um den Kopf, dessen Schnabel gleich einem Bohrer wirkt. Unermüdlich arbeitet das emsige Schwälbchen, und steter Fleiß erreicht das unglaubliche. Nach allen Seiten springt die Erde weg, und nun bearbeitet das Vögelchen mit scharfem Schnabel einen kurzen Gang nach oben, dem dann die Nestmulde folgt. Wenn die Schwalbe an dieser arbeitet, so ist sie im Innern der Erde den Blicken ganz entzogen, und nur hie und da erscheint das liebliche Tierchen, die geförderte Erde zum Eingangsloch hinauswerfend. In die fertige Mulde kommt dann eine leichte Lage Genist und die Riesenarbeit des kleinen, leichtbeschwingten Seglers ist fertig!

„Nest-Schaufler“ — die Großfüßler Australiens — sind mehr und mehr im Aussterben begriffen. Das Urbild der Schaufler ist das Talegalla-Huhn. Die Schaufler errichten durch Zusammenscharren von Baustoffen Nesthügel von solcher Höhe, daß jedes solche Nest zwei bis drei Karrenladungen Baustoff enthält. In die Mitte dieses Hügels werden die sehr großen Eier gelegt und etwa armtief vergraben unter einer Decke von Heu und Blättern. Das Nest ist ein natürlicher Brutofen, denn die in ihm sich entwickelnde Wärme zeitigt die Eier. Zur Verzweiflung aller Naturforscher lieben nun die Eingeborenen diese Eier sehr und haben keine große Mühe, die mehr als auffallenden Nestungetüme zu finden. Dadurch schreitet die Ausrottung des Talegalla-Huhnes rapid vorwärts. Fraglich, ob eine künftige Generation es noch in einzelnen Tiergärten als „letzte“ Exemplare sieht.

Gar vieler Vögel Nester wollen in kein System passen. Der Haubensteißfuß baut ein schwimmendes Nest auf unseren Teichen und Seen; der bekannte Nashornvogel mauert sein Weibchen ein, solange die Brutzeit währt, so daß nur der Schnabel zum Futterempfang heraus kann; die tropischen „Töpfer“-Vögel sind bekannt; berühmter noch, ein einzig dastehender Künstler, ist der indische „Schneider“-Vogel, ein kleines Vögelchen, das mit selbstgefertigtem Wollfaden zwei große Blätter dütenförmig zu einem Neste zusammennäht.

Den Nestbau lehrt den Vogel die Erfahrung **und** das angeborene Talent. Denn kein Vogel sah in seiner Kindheit, wie ein Nest gebaut wurde und doch kann er es im nächsten Frühjahre. Aber mangelhaft, stümperhaft ist dieses erste Nest, erst Erfahrung bildet den kunstvollen Baumeister aus.

Gedächtnis und Erfahrung.

Höchste Gehirnthätigkeit offenbart aber auch das treue Gedächtnis im täglichen Wandel, das Kennenlernen von Gefahren, das Erkennen unschädlicher und doch scheinbar drohender Dinge, das Finden vielversprechender Nahrungsplätze. Der Weg zum aufgespeicherten Weizen unter Dach und Fach geht durch eine dunkle Spalte; der junge Sperling kennt ihn als mündig gewordener Jüngling noch aus der Lehrzeit in der Schule der listigen Alten. Den jungen Zaunkönigen — so schreiben die in ihren getreuen Beobachtungen nicht zu übertreffenden Gebr. Müller — bleiben die von dem alten Paare

anvertrauten Schlupfwinkel lebhaft im Gedächtnis, und die jungen Meisen, eine Zeit lang bis zum Zusammenscharen im Herbste von den Eltern sich selbst überlassen, sind wohl bewandert in der örtlichen Kenntnis ihres Heimatbereiches. Überall und mannigfaltig offenbart sich dieses Sinnengedächtnis der Vögel schon in der Jugend, und mit zunehmendem Alter schärft, erweitert und vervollkommnet es sich auf Grund gemachter Erfahrung. Die Sperlinge scheuen den Menschen nicht oder wenig, solange er sich nicht oder wenig um ihr Treiben kümmert und ihren Frieden nicht stört, schießt er aber mit der Flinte oder mit dem Blasrohr einigemale nach ihnen, so fliehen sie schon von ferne die Erscheinung der Person, wie der sichtbar werdenden Waffe, die sich nachhaltig in ihr Gedächtnis eingeprägt haben. Was verhilft dem Papagei, dem Star und Kolkraben zum Nachsprechen von Worten und Sätzen? Was dem Dompfaffen zum Nachpfeifen vorgepfiffener Melodieen? Das Gedächtnis, welches Lage, Charakter und Tempo der Töne sich einprägt und sogar jeden Fehler, jeden unreinen Ansatz, jeden öfters wiederholten Halt hinter einer Liedesstrophe der genauen Wiedergabe übermittelt. Und wie das Tongedächtnis des Dompfaffen getreu ist, so erweist sich auch gleich vielen andern Vögeln sein Personengedächtnis bewundernswürdig in einzelnen individuellen Fällen. Nach einem Zeitraume fast jähriger Trennung von seinem Lehrmeister erkannte abends bei Licht ein Dompfaffe seinen vielgeliebten Lehrmeister, dessen Stimme vom Hausflur aus schon seine Erregung bewirkte. Rührend gab er die alte Anhänglichkeit in Geberdenspiel und Vortrag seines Liedes kund. Daß sich indessen das Gedächtnis des Vogels nicht selten auch nur an die äußere Bekleidung der Erscheinung zu halten geneigt ist oder schon durch diese in Aufregung versetzt werden kann, beweist das Verhalten des Dompfaffen einer Dame, welche denselben von einem Müller erhielt, der ihm immer mit weißer Kappe auf dem Haupte vorgepfiffen hatte. Lange Zeit eigensinnig schweigend und allen Liebkosungen und Aufmunterungen unzugänglich, erhob er plötzlich in freudiger Anwandlung sein Lied, als die neue Pflegerin zu dem Mittel der Täuschung durch Nachahmung der Müllerkappe in der Wahl ihrer Kopfbedeckung griff.

Das Wandern der Vögel.

Niemand hat den Zug der europäischen Vögel sorgfältiger studiert, niemand ihn besser geschildert, als die feinsinnigen Gebrüder Müller. Ihren verschiedenen, zahlreichen Schilderungen in der „Gartenlaube“ und in mehreren einzelnen Werken, so namentlich in „Tiere der Heimat“ folgen wir großenteils in der vorliegenden Abhandlung, ohne zu versäumen, auch die übrigen zuverlässigen Quellen zu vermerken.

Standvögel.

Der Teil der Vögel, welcher der Wanderung nicht bedarf, ist der kleinere. Seine Betrachtung führt uns zu den sog. Standvögeln, d. h. zu denjenigen, welche an ihrem Geburtsorte oder dessen Nähe zu jeder Jahreszeit verbleiben. Bei ihnen finden wir das Vermögen, sich das ganze Jahr hindurch die nötige Nahrung zu verschaffen und der Kälte teils durch ihr rauheres Naturell, teils durch ein starkes und dichtes Federkleid und häufig durch bedeutenden Fettansatz zu trotzen.

Strichvögel.

Das Streichen ist ein Wandern auf kleinere Strecken, gewöhnlich der Nahrung wegen, um sich dieselbe an geeigneteren Orten jeweilig besser verschaffen zu können, oder es entsteht auch aus der Lust, den Aufenthalts- oder Brutort zeitweilig zu verlassen, und gleicht dann einem Nomaden-, oder, mit Ch. L. Brehm zu reden, einem Zigeunerleben. Dieses Streichen ist an keine bestimmte Zeit gebunden; es währt das ganze Jahr über, ist unbeständig, zufällig.

Aber Regel und Ordnung bemerken wir bei den größeren Reisen der Vögel. Diese offenbaren sich nach zwei Richtungen hin als Zug und Wandern.

Übergänge und Ausnahmen.

Es ist aber selbstverständlich, daß die Unterscheidung von Stand-, Strich-, Wander- und Zugvögel nicht so ganz schablonenhaft durchgeführt werden kann. In der Wirklichkeit gehen diese Erscheinungen vielfach ineinander über, ja es machen Familien, Sippen und Arten Ausnahmen von den feststehenden Regeln. Schon bei Tiedemann und Schlegel treffen wir auf diese Ansichten, die ganz richtig betonen, daß, da die Ursachen der Reisen (meist) nur in örtlichem Nahrungsmangel begründet seien, es einleuchte,

wie Vogelarten, deren Vorkommen sich auf große geographische Breitestrecken ausdehnte oder welche „Weltbürger“ seien, an einem Orte Standvögel sein könnten, während sie sich in anderen Gegenden als bewegliche Repräsentanten des Strichs, Wanderns und sogar Zuges zeigten. Es genüge, hier nur einige Exempel anzuführen. Die Schwarzdrossel ist bei aller entschiedenen Neigung zu ihrem Heim, den „Stand“, doch variabel, indem sie in der Ebene als Standvogel, im Gebirg aber als Strichvogel auftritt, wenigstens das Weibchen und der junge Vogel. Selbst das ausdauernde rauhe Waldhühner-Geflügel, sowie die Feldhühner streichen. Die Nebelkrähe findet sich als Standvogel auf dem griechischen Archipel, während sie in unseren Gegenden aus dem Norden kommt, wo sie nistet. Dasselbe gilt von der Haubenlerche. Die Weibchen und jungen Vögel der Edelfinken wandern zur Spätherbstzeit, während viele Männchen Standvögel bleiben. Sperber, Hühnerhabicht, Rotfußfalk, Mäuse- und Rauchfuß-Bussarde bewähren sich in manchen Gegenden ebensosehr als Standvögel, wie sie in anderen streichen und wandern. Das Schneehuhn des Nordens wandert oft in großen Trupps südlich, wie es aus hoher Alp nach Girtanner bei sehr langen und strengen Wintern Strecken zu Thal streicht. Der Segler endlich zeigt sich unter den Wendekreisen als Standvogel, in allen übrigen Länderstrichen ist er ein entschiedener Zugvogel.

„Gebt mir Antwort!“ ruft A. Brehm unsern befiederten Reisenden beim Scheiden zu. „Sie singen und erzählen dir lange und vieles; aber du verstehst nicht alles. D'rum sagen dir der kluge Sprosser und die Waldnachtigall auch immer: „Komm' müht, komm' müht!“ — komm' mit! Sie haben recht: mit ihnen mußt du ziehen, willst du auf deine Fragen Antwort.“

Zug.

Der Zug ist den meisten Vögeln Lebensbedingung, Notwendigkeit. Aber er entsteht nicht etwa erst durch die Erfahrung des Vogels bei Mangel an Nahrung und Wärme; nein, er ist dem Vogel von der Mutter Natur in die Brust gelegt. Jung und Alt, Wilde wie in der Gefangenschaft Erzogene fühlen diesen mächtigen Trieb in der Brust. Der Vogel im Käfig wird um die Zugzeit unruhig und stürmisch; er frißt wenig und gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe, lockt und singt bisweilen in unbefriedigtem Drange, und diese Unruhe dauert an bis zu Ende der Zugzeit und beginnt wieder aufs neue mit der Zeit des Rückzugs von der großen Vogelwanderung in der Natur.

Wandertrieb.

Daß das Ahnungsvermögen des Vogels von dem da Kommenden einesteils die Triebfeder zu der regelmäßigen Reise abgiebt — wer könnte das bei der Beobachtung des Zugs der nördlichen Vögel leugnen? Gewiß ebensowenig irgend jemand, wie die Thatsache, daß der unerklärliche Wandertrieb in der Vogelbrust anderenteils von vornherein die Hauptursache des Zugs der Vögel ist. Wir vermöchten anders nicht das regelmäßige Reisen in den Tropen unter ewig heiterem Himmel und mindestens für viele Vögel bei stets hinreichender Nahrung zu deuten.

Gewöhnlich irren sich die Zugvögel über das nach ihrem Eintreffen kommende Wetter nicht. Wenn die Vögel im Herbste langsam von uns wegziehen, sich überall noch aufhalten und einzeln noch häufiger als sonst singen, ist mit ziemlicher Sicherheit ein schöner Herbst zu erwarten; wenn sie im Frühjahr in starken Scharen bald und rasch ankommen, darf man auf schönes Frühlingswetter rechnen, während im Gegenteil, wenn sie einzeln und zögernd erscheinen, sich überall noch aufhalten, nicht sofort nach ihrer Ankunft zum Nestbau schreiten, kaltes oder naßkaltes Wetter in Aussicht steht.

Schon im Nachsommer regt es sich bei vielen Arten unserer heimatlichen Vogelschar: wir erblicken in mehr oder minder ausgeprägter Form und eigentümlichem Gebahren die „Boten des Himmels“ in der Vorbereitung zum Zuge begriffen. Die jungen Nachtigallen entfernen sich von ihrer Geburtsstätte und wandern von Gebüsch zu Gebüsch, von Garten zu Garten, von Wald zu Wald. Die Grasmücken ziehen, Beeren zehntend, von einem Hollunderbusch zum andern, von Gehölz zu Gehölz; die lieblichen Laubvögelchen erscheinen in den Erbsenrabatten unserer Gärten, sogar auf Gemäuer und Dächern, wo sie sich sonst den Sommer über nie sehen ließen; der Star hat sich schon den Sommer mit seinen Jungen auf den Strich durch Fluren, Wiesen und Wälder begeben und kehrt allabendlich, entfernt von seinen Brutplätzen, in das Rohrdickicht und Weiderich der Flüsse, Teiche und Seen zur Übernachtung. Und wenn der Wald das herbstliche Kleid anzuziehen beginnt, da beleben sich die Hecken und Raine mit unserem traulichen Rotkehlchen, und es ertönt aus ihnen sein leises Abschiedslied. In dieses Gezwitscher des Rotkehlchens stimmen mehr oder weniger alle unsere Sänger vor ihrem Zuge. Lieblich-

wehmütig klingt die Weise des Fitis in den Vorhölzern und Gärten; die Heidelerche steigt noch einmal in mäßiger Höhe in die Luft, der heimatlichen Halde ihren schallenden Waldgesang zum letzenmale darbringend, und ihre Schwester Feldlerche ruft nur manchmal noch in einzelnen Trillern der Flur ihre Scheidegrüße zu. Alle mehr und minder bis zum rührigen Hausrötling auf dem Dachgiebel lassen das gemischte Gefühl der Wanderlust und des Abschiedes in gedämpften Tönen durch ihre Kehlen ziehen. Der Star kommt zu seinem Kasten oder seinem Baum=, Mauer= oder Lehmloch zurück, schlüpft ein und aus und läßt noch einmal seine musikalischen Künste hören, ehe er die traute Stätte seiner Brut auf Monate verläßt. Aber auch hoch oben in den Lüften und auf den Dächern der Häuser und Türme gewahren wir Anzeichen der großen Abschiedsreise. Der Storch hat sich eine Weile schon mit vielen seiner Genossen auf Wiesen und Triften zur ernsten Herbstversammlung eingefunden, in der er Beratung pflegt über den Zug und von welcher er allabendlich zum Neste zurückkehrt; aber bald siehst du ihn truppweise hoch oben im Äther jene schönen, majestätischen Kreisbögen ziehen, unter denen er allmählich den Zug in die Ferne beginnt und mit welchen er, oft abwechselnd, denselben so erhebend für das Auge fortsetzt. An den Abenden lassen sich Schwärme von Dohlen oder Saatkrähen in der Luft unter lautem Geschrei hören und schweifen „dem Dohlen wimmelnden Gehölze zu“.

Versammlungen.

Das sind dieser schwarzen Gesellen Versammlungsorte vor dem Wegzuge. In ähnlicher Weise ziehen sich auch vor der Abreise unsere Wildtauben zu Trupps zusammen, abends in die Fichten= und Tannenwälder einfallend. Aber gewiß haben die Leser schon die Schwalben bei ihren herbstlichen Schwärmen beobachtet, wie sie um die lieben Nester fliegen und immer und immer wieder zwitschernd zu ihnen zurückkehren, gleichsam als könnten sie den geliebten Ort ihrer sommerlichen Freuden nicht lassen; wie sie weiter, die Hausschwalben auf den Dächern, die Rauchschwalben mehr auf Bäumen, beide aber auch oft auf den Telegraphendrähten der Eisenbahnen gedrängt, sich versammeln, wie sie da mit einemmale, im erwachten Wandertriebe auseinanderstiebend, ihre kleinen Probewanderungen in den Lüften halten und in weiten Bogen wiederholt zu den Versammlungspunkten zurückkehren, bis sie eines Tages wie durch ein Wunder verschwunden sind.

Das sind die Vorbereitungen, welchen immer bald darauf der Zug selbst folgt. Dieser aber beginnt bei den einzelnen Vogelarten zu verschiedener Zeit. Hören wir hierüber Brehms treffende Worte.

Die Reise und ihre Vorbereitungen.

„Der Zug steht in Beziehung mit Brutgeschäft und der Mauser. Je früher ersteres vollendet ist, um so früher tritt der Vogel seine Reise an. Es steht der Zug der Vögel also im umgekehrten Verhältnisse zum Zuge mancher Fische, z. B. der Heringe; denn diese wandern, um zu laichen, die Vögel aber, nachdem ihre Brut vorüber ist. Wird diese durch zufällige Umstände verspätet, so beginnt auch der Zug später als gewöhnlich. Manche Arten bleiben bloß so lange im Norden, als das Brut=geschäft währt; andere trennen sich ungern und kehren bald zurück. Der Vogel, welcher zuerst weg=zieht, kommt zuletzt wieder, derjenige, welcher am spätesten uns verläßt, stellt sich am frühesten bei uns ein. Jedoch steht mit vorigem Satze keineswegs die größere oder kleinere Reisestrecke, welche zurückgelegt wird, in Beziehung, wenigstens nicht unbedingt. Manche Vögel ziehen früh weg und bleiben in einem benachbarten Gürtel, andere verlassen uns später und ziehen in weit entlegene Länder. Die Zeit des Zuges der meisten Vögel fällt mit beiden Tag= und Nachtgleichen zusammen. — —

„Noch deckt der Halmenwald einen Teil unserer Felder, noch grünen die Bäume, blühen die Blumen; noch giebt der muntere Chor der Frösche seine mehr gemütlichen als schönen Lieder zum besten; noch sendet die Sonne warm ihre Strahlen herab und die Nächte sind mild; da beginnt schon die Reise. Mauersegler hat seine Brut groß gezogen und sie Kerbtiere fangen gelehrt; die Jungen sind ebenso behende und munter als er: da macht er mit ihnen sich auf, in die Fremde zu ziehen. Mit dem 1. August verläßt er uns und eilt dem inneren Afrika zu, als ob das seine eigentliche Heimat wäre — verließ er es doch erst im Mai! Seine Reise geht außerordentlich schnell. Schon am 5. August sah ich ihn in Chartum einwandern, unter dem 15. Grad der Breite. Er ist ein eigener Gesell, auch hinsichtlich seiner Wanderungen. Pünktlich, wie er ist, bricht er auch aus ganz Spanien zu eben derselben Zeit auf, wie aus Deutschland; aber sonderbar, noch Ende August begegnet man ihm auf dem Dovrefjeld in Norwegen, an der äußersten Nordgrenze seines Verbreitungskreises, oder sieht ihn, etwas später, von dort kommend, bei uns durchreisen; noch Ende Oktober umfliegt er die

Domkirche Malagas; noch am 18. November sah ich ihn im lieblichen Thale des so oft besungenen Genil. Ob er von da noch gar nicht ausgezogen oder ob er dahin wieder von Afrika zurückgekehrt war, weiß ich nicht.

„Ihm folgen die Uferschilfsänger, die Kuckucke, die Mandelkrähe, der Pirol; dann verlassen uns die Bastardnachtigall, die Blaukehlchen, der Würger, Silber-, Rallen- und Purpurreiher, die kleine Rohrdommel, Wachtel, die großen Sumpfschnepfen und andere. In der ersten Hälfte des Septembers ziehen die Nachtigallen, Grasmücken, Fliegenfänger, Gartenrotschwanz, die Laubvögel, Turteltauben, viele schnepfenartige Vögel, die Seeschwalben, Möven und Enten von uns weg. Nach ihnen machen sich in der letzten Hälfte desselben Monats viele Raubvögel, unsere lieben Schwalben, Plattmönche und Müllerchen, die Schafstelzen, die Baumpieper, die Regenpfeifer, die große Rohrdommel, verschiedene Enten und die Steißfüße auf. Im Oktober verschwinden aus Deutschland Bussarde, Sperber, Wiesenpieper, Bachstelze, Rotkehlchen, Hausrotschwänzchen, die Lerchen, Sing- und Rotdrosseln, Amseln, Fink- und Blaumeisen, die Weibchen der Edelfinken, unsere Sommer-Goldhähnchen, die Ringel- und Hohltauben, Kibitze, Schnepfen, Rallen, Wasserhühner und Gänse. Im November verlassen uns dann vollends alle diejenigen Vögel, welche überhaupt von uns wegziehen; allein schon im Oktober rücken vom Norden her die dort wohnenden Vögel nach und nehmen zum Teil die Stelle der Geschiedenen ein.“ — — „An allen größeren Seen, Flüssen und Seeküsten herrscht um diese Zeit ein höchst reges Leben. Viele nordische Wanderer bleiben nämlich Monate lang unterwegs liegen, wenn sich ihnen dazu günstige Plätze bieten. Im November rücken bei uns, außer manchen der bereits Genannten, noch immer neue Gäste ein, wie z. B. Seeadler, Saatgänse, Saatkrähen und Dohlen, welche manchmal noch im Dezember auf dem Zuge sind.“

Richtung des Zuges.

Über die Richtung des Zuges äußert sich Tiedemann folgendermaßen: „Da das Auswandern der Vögel aus Mangel an Nahrung erfolgt, so ist es einleuchtend, daß die Richtungen der Wanderungen der Vögel nach der Bewegung der Erde um die Sonne geschehen müsse, und zwar in der Richtung der Parallellinien. Die Zugvögel der nördlichen Erdhälfte wandern von Norden nach Süden, z. B. die Vögel des nördlichen Europas wandern in der Richtung gegen das südliche Europa und gegen Afrika; die des nördlichen Amerikas gegen das südliche Amerika. Demnach kann niemals ein Zugvogel Europas nach Amerika gelangen und umgekehrt“ (es sei denn, daß er zufällig verschlagen wird). „Die Zugvögel der südlichen Hemisphäre wandern in der entgegengesetzten Richtung von Süden nach Norden, z. B. vom Kap der guten Hoffnung nach dem wärmeren Afrika. Nur hohe Gebirgsketten und starke Winde scheinen diese Richtungen um etwas abzuändern.“

Diese im allgemeinen richtige Erklärung ergänzt sich indessen im besonderen durch die speziellen Erörterungen anderer über die Zugrichtungen in Europa. „Die Richtung des Zuges (in Deutschland)“ — sagt Brehm — „ist im allgemeinen südwestlich, bald mehr, bald weniger nach Süden oder nach Westen zu. In dieser Richtung fließende Ströme, Flüsse, Bäche, oder sich hinziehende Thäler und Wälder sind Heerstraßen, tiefe Sättel in hohen Gebirgen, zumal wenn an ihnen ein größeres Thal beginnt, stark besuchte Zugpässe. Ändert ein Fluß oder Thal, das vorher nach Südwest oder Nordosten strich, seine Richtung, so wird es dennoch so lange benutzt, als die spätere Richtung nicht halb entgegengesetzt, d. h. ungefähr 90° von der früheren abweichen wird. Die Gebirgspässe mögen eine Richtung verfolgen, welche es nur immer sein mag; wenn sie ein dem Zuge querliegendes Gebirge durchschneiden, sind und bleiben sie gesucht.“ — — Tschudi bemerkt, daß „viele in der Westschweiz heimische Wandervögel nicht über die Alpen fliegen, sondern durch das französische Rhonethal. Diejenigen aber, die von Sardinien, Sizilien und Afrika nach der westlichen Schweiz pilgern, folgen erst dem Lauf des Po, teilen sich dort und überfliegen teilweise die Alpen, teilweise gehen sie ins untere Rhonegebiet über und folgen diesem nach dem Genfersee, um den sich, da er im Osten, Westen und Süden von Bergen umgeben, aber mit einem freien Südwestthore versehen ist, große Vögelmassen aus Süd und Nord sammeln.“ — — G. Kohl in seinen „Alpenreisen“ teilt nach sorgfältigen Beobachtungen über die Zugrichtung der Vögel in der Schweiz folgendes mit: „Alle Wandervögel aus Norden kommen das Reußthal vom Vierwaldstätter See her herauf. Der unzugängliche Schöllenschlund, der den Verkehr des Menschen mit dem Reußthale so lange hemmte, konnte ihnen nie hinderlich sein. In der Höhe, in der sie sich aufhielten, war das Thor weit genug. Wenn die Zugvögel im Ursenerthal ankommen, bietet sich ihnen

eine Aussicht auf drei Pässe dar, auf die Furka, die nach Wallis, auf den Ober-Alpenpaß, der nach Graubünden, und auf den Gotthardpaß, der nach Italien führt. Der letztere ist der höchste und auch der am meisten versteckte von diesen Pässen. Nichtsdestoweniger lassen sich die Vögel nicht beirren. Sie schwenken, ohne die beiden übrigen Pässe zu betrachten, gleich zum St. Gotthard ein, als wenn sie wüßten, daß dieser sie auf dem kürzesten Wege zu ihrem Ziele führte, und daß sie durch Wallis und Graubünden wieder lange Umwege zu machen hätten. Die zahlreichen kleinen Seen des St. Gotthard benützen sie als Ruheplätze. Doch vermögen sie dort nie lange zu verweilen, weil es ihnen in jenen Höhen an Nahrung, an Fischen und Insekten gebricht. Sie eilen zu den italienischen Seen hinab, wo sie sich im Herbste zu Zeiten in großen Scharen versammeln, und wo ein Teil von ihnen überwintert."

Wahrscheinlich ist der St. Gotthardpaß der von den Vogelzügen am meisten benutzte, wenigstens von den Wasser- und Sumpfvögeln. Hier treten die nördlichen Seen nahe zusammen, und daselbst bietet sich den Wandernden, als Enten, Gänsen, Störchen, Kranichen u. a., von See zu See der kürzeste und beste Weg. Über die Zugrichtung im flachen Lande giebt Brehm das Stromthal des Rheines als die besuchteste Vogelstraße Deutschlands an; „auf den Rhein folgen die Donau, die Elbe und die Oder. Aber auch alle übrigen Flüsse, Flüßchen und Bäche werden auf längere oder kürzere Strecken mehr oder minder benutzt. In Frankreich sind Rhone und Garonne, in Spanien Guadalquivir und Guadiana, in Rußland Weichsel, Dnjepr, Don und vor allen die Wolga, in Nordost-Afrika der Nil, in Kleinasien der Euphrat und Tigris, im übrigen Asien die großen nördlichen und südlichen Ströme, in Nordamerika Connecticut, Hudson, Delaware, Susquehannah, und vor allem der gewaltige Mississippi derartige Heerstraßen."

Art und Weise der Reisen.

Je nach der Größe und Eigentümlichkeit, sowie insbesondere den Fortbewegungsmitteln der Vögel bildet sich die Art und Weise ihrer Reisen. Sie wird nämlich bewerkstelligt durch den Flug, mittels Schwimmens und durch Laufen, je nachdem die Reisenden vorzugsweise Flug-, Schwimm- oder Laufvögel sind. Sie modifiziert sich aber natürlich durch die Art der sich darbietenden Zugstraßen vielfach, insofern diese nämlich ausschließlich Wasser- und Landstraßen, oder beides zugleich sind, und wird in den gewöhnlichen Fällen ein Schwimmvogel je nach diesen Umständen bald schwimmend, bald fliegend ziehen. Die hauptsächlichste Reiseart ist selbstverständlich der Flug; nur die Reisen der Schwimmvögel auf dem Meere werden in der Regel schwimmend, von einigen Arten, wie den Albatrossen, Fettgänsen u. a., einzig und allein nur schwimmend, von manchen Läufern die Wanderungen nur laufend, wie von den Straußen, bei anderen wieder abwechselnd durch Laufen, Schwimmen und Flug ausgeführt.

„Man kann nicht sagen" — äußert sich Brehm — „daß der Zug eine eigentliche Tageszeit habe; denn das Reisen der Vögel geht ebensowohl bei Tage als bei Nacht vor sich. Im allgemeinen darf man annehmen, daß alle, welche keiner großen Verfolgung ausgesetzt sind, oder eine solche durch ihre Stärke und Geschwindigkeit abwehren können, bei Tage ziehen, während die übrigen mit den Nachtvögeln bei Nacht reisen. Alle schwächeren Tagreisenden benutzen jeden Wald, jeden Gebüschzug zu ihrer Deckung, während die stärkeren sich in großer Höhe halten.

„Einige wandern einzeln, andere paarweise, andere in Gesellschaften. Nach der Brut und schon lange vor der Abreise vereinigen sich die einzelnen Familien in Banden, welche sich allgemach zu immer zahlreicheren Flügen zusammenschlagen. Diese bleiben während der ganzen Reise mehr oder minder vereinigt und zerstreuen sich dann auf der Rückkehr in eben der Art und Weise, als sie sich sammelten. Einzelne Arten ziehen auch hinsichtlich der Geschlechter getrennt: die Weibchen voran, die Männchen später bei der Abreise, oder umgekehrt bei der Rückkehr; und es ist noch unbegreiflich, wie die Paare sich dann wieder zusammenfinden.

Der Zug der Großvögel.

Am auffälligsten ist der Zug der Großvögel, auch schon um deswillen, weil er nicht wenig bei Tage geschieht, und in vielen Fällen dem bloßen Auge sichtbar ist. Ein schönes Schauspiel bieten die Züge der Kraniche, Wildgänse und Wildenten. In der bekannten <-Form präsentieren sie sich. Die erfahrenen Tiere sind erfinderisch auf ihren Reisen. Die ältesten, wenigstens vielfach die stärksten, bilden die Spitze des Keiles und lösen sich zeitweilig in dieser Führung mit anderen ab, da nach leichtbegreiflichem physikalischen Gesetze der an der Spitze rudernde Vogel den meisten Aufwand an Kräften zum Durchschneiden der Luft zu entwickeln hat und nach einiger Zeit ermüdet. Es ist merkwürdig, wie die

Erfahrung diesen Wesen das Naturgesetzliche in dieser Weise der Flugbewegung finden ließ. Daß durch eine abdachige, keilförmige Figur, wie sie eine Schar größerer Vögel beim Ziehen herzustellen pflegt, an und für sich die Luft besser durchschnitten wird, daß also die ganze Anordnung und Form der Zuglinie den Flug des Gesamtzuges unterstützt oder fördert, ist einleuchtend. Die ziehende Vogelschar in ihrer Gesamtheit stellt eben durch ihre schiefe Reihe im wesentlichen nichts anderes her, als den spitzen Kiel eines Luftschiffes. Daß der vorderste Vogel in solcher Zugfigur, der Führer, den meisten Kraftaufwand anzuwenden hat, ist schon dargethan; ebenso der Beweis dafür, daß von Zeit zu Zeit andere Individuen die Führerstelle übernehmen, also den Ermüdeten ablösen, auch in der ganzen Linie zeitweilig ein Wechsel von hinten nach vorn, sowie hinüber und herüber in die beiden Flügel des Keils stattfindet. Eine von den Gebrüder Müller schon längst bestätigte Thatsache ist es, daß der ziehende Vogel jede, auch die geringste und nur keine allzuheftige, orkanhafte Windströmung *in* seiner Zugrichtung als förderndes Mittel benutzt. Die Brüder Müller belegen diese Behauptung mit gar vielen Beobachtungen, wir begnügen uns hier mit der Aufführung der unbestreitbaren, jedem erfahrenen Jäger bekannten Thatsache, daß Schnepfen und andere jagdbare Zugvögel, z. B. im Frühjahre aus dem Süden stets mit Süd- oder Südwest- oder Westwind bei uns ankommen, daß man zu wiederholtenmalen solche Zugvögel bei Tage aus den Wolken, mit der Windrichtung ziehend, ankommen sah. Auch das „Ausland“ schreibt vor vielen Jahren schon: „So kann man im Frühling Scharen von Falken über den Feldern und längs der Seeküsten des Mittelmeeres schweben sehen, wo die Zugvögel sich versammeln, ehe sie ihren Flug nach Norden beginnen — „*alle vertrieben*“ (oder vielmehr *getrieben, geschoben*) „*von dort durch die heißen Winde der Wüste*, die unter den örtlichen Namen Harmattan, Sirocco, Chamsin, Samum und Samiel, bald alles Grün welk machen und *die Zugvögel nötigen, ihr Gesicht nordwärts zu wenden und in aller Eile nach passenderen Klimaten zu fliegen*,“ mit anderen Worten: *ihren Rückzug mit diesen Winden anzutreten*. Wie sollten nun unsere heimischen Zugvögel von Süden her bei den erfahrungsmäßig zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche herrschenden Süd- und Südwest-Winden ihre Heimat anders erreichen können, als auf die beschriebene lavierende Weise, indem sie sich vor der Windströmung hertreiben lassen?! Im Spätherbste sind es die herrschenden kälteren Polarströmungen, also die nordwestlichen, nördlichen, nordöstlichen und östlichen Winde, welchen der Vogel gewöhnlich folgt oder von welchen er sich treiben läßt wie ein segelndes Schiff; wohingegen uns der Frühling die Zugvögel regelmäßig mit den erwähnten gegenteiligen Winden wiederbringt. In beiden Fällen also trifft der hin- und herziehende Vogel in der Regel nicht eine ihm entgegenwehende, sondern vielmehr eine Luftströmung in der Richtung seines Zuges.

Benützung der Windströmung.

Die Wahl der Keilform beim Ziehen hat noch eine ganz wesentliche Bedeutung. Der Zugvogel legt sich schief gegen den ihn treibenden Wind, daraus geht hervor, daß der Haken der in einer Zifferzuglinie reisenden Vögel *unter Wind* sich befindet, d. h. vom Wind nicht unmittelbar getroffen wird, während die lange oder Hauptlinie so formiert ist, daß sie die Windströmung von der Seite und halb von hinten bekommt. Der ganze Zug kehrt also die lange Linie der meistens in der Zugrichtung wehenden Luftströmung so entgegen, daß letztere die erstere in einem spitzen Winkel trifft, also die ganze Keilfigur wie ein halb mit Rücken-, halb mit Seitenwind lavierendes Segelschiff fortgetrieben wird. Da die Geschwindigkeit der ziehenden Vögel gewöhnlich jedoch eine größere ist, als die des sie begleitenden oder schiebenden Windes, so nützt die Spitze des Keils immer noch zur Durchschneidung der Luftschicht vor dem Zuge. Die Fortschiebung der Zuglinie geht nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte in der Diagonale vor sich.

Nutzen der Keilform.

Nach Kohl's „Mitteilungen aus der Schweiz“ erheben sich die Vögel bei ihrem Zug über die Alpen nicht höher als nötig in die Luft, also, daß sie einesteils vor dem Schießgewehr des Jägers sicher seien, andernteils die vor ihnen liegende Gegend, die Richtung des Zuges und die geeigneten Ruheplätze zu sehen vermöchten. „In den höheren Luftregionen ist ihnen die Luft zu dünn und zugleich zu stürmisch. In hohen Gebirgen kommen sie daher dem Boden besonders nahe, überschreiten nie die Berggipfel, sondern wählen sich nur die Einschnitte, Gebirgsthore und Pässe aus. Seit den urdenklichsten Zeiten wandern sie daher in denselben Thälern, in denen die Menschheit auf- und ab-

flutete, und sie überschreiten die Alpen in denselben Pässen, in denen Hannibal und die Römer, und Karl der Große und die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen, sowie Napoleon die Alpen überschritten. —

Kleine Vögel reisen in wirren Flügen, bunt durcheinander, und zwar so, daß bedeutende Zwischenräume bleiben. In einem auf dem Zuge begriffenen Schwalbenhaufen ist eins der Vögelchen etwa fünfzehn bis zwanzig Schritt von dem andern entfernt. Wenn der Zug langsam geht, fangen sie nebenbei Kerbe; während andere Vögel, um Nahrung zu finden, auf die Erde herabfallen müssen.

Ungewöhnlich hoch, dem unbewaffneten Auge nicht erreichbar, vollziehen bei klarem Wetter die meisten Großvögel, sowie die Raubvögel ihre Reisen. Der englische Astronom Tennant sah im Herbste 1875 bei der Beobachtung der Sonnenscheibe vor dem Felde seines Teleskops viele Vögel vorüberfliegen, deren mittlere senkrechte Entfernung von der Erdoberfläche er auf eine Meile annahm. Solche Hochzüge werden wahrscheinlich mit günstigen Strömungen in höheren Luftschichten verursacht, die der feinsinnige Zugvogel zu entdecken weiß.

Wandern bei Nacht.

Die bei Nacht Wandernden liegen gewöhnlich den ganzen Tag über, die bei Tage Ziehenden in den Mittagsstunden still. Letztere brechen bereits vor Tagesanbruch auf, ziehen ununterbrochen bis Mittag oder Nachmittag, und ruhen dann, erheben sich aber, wenn sie Eile haben, gegen Abend wieder, um noch eine Anzahl Meilen zurückzulegen. Bei Tage reisen, wie bereits bemerkt, alle starken Vögel und guten Flieger, namentlich die Tagraubvögel, Schwalben, Segler, Bienenfresser, krähen- und spechtenartigen Vögel, die Kuckucke, Finken, Lerchen (diese gerne scharenweise auch in der Dämmerung), Pieper, Schafstelzen, Stare, Wachholder- und Rohrdrosseln, Meisen, Goldhähnchen, Tauben, Störche, Löffler, Kibitze, Seeschwalben, Möven 2c. Einige von ihnen ziehen aber unter Umständen auch bei Nacht: so die Feldlerchen, wenn sie schlechte Witterung befürchten. Dann aber fliegen sie nicht in Scharen, wie bei Tage, sondern einzeln. Auch die Kraniche reisen, wenn sie große Eile haben, oder auf ihren Ruheplätzen beunruhigt worden sind, während der Nacht. Nur des Nachts ziehen die Eulen, Ziegenmelker und alle schlechten Flieger, namentlich: Eisvögel, Ammern, Wachteln, Teich- und Rohrhühner, Rohrdommeln, Nachtreiher, schnepfen- und entenartige Vögel, die Wasserschmätzer, jedoch auch Ring- und Misteldrosseln (diese beiden auch bei Tag), Blau- und Rotkehlchen, Sprosser und Nachtigallen, Grasmücken und andere Sänger.

Ungünstige Witterung.

Bei ungünstiger Witterung oder widrigem Winde stockt sowohl der Tag als auch der Nachtzug. Helle, schöne Tage und klare, windstille Nächte befördern die Wanderung.

Schwimmvögel.

So reisen die Zugvögel, welche ihren Weg fliegend zurücklegen. Allein es ist nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern teilweise auch bewiesen, daß viele Vögel bedeutende Strecken der Reise nach dem Süden und von da zurück schwimmend oder laufend abmachen. Alle Taucher, Steißfüße, Säger, Scharben, benutzen die in der Zugrichtung liegenden Flüsse, Seen und Meere, so weit sie können, und wandern hier schwimmend.

Laufvögel.

Ähnliches ist auch bei den laufenden Wanderern der Fall. Wir haben über sie zwar weniger Beobachtungen, können aber nicht bezweifeln, daß sie so lange als immer möglich ihre kräftigen Beine den kurzen, einen schwerfälligen Flug bedingenden Flügeln vorziehen werden. Der flugscheue Wachtelkönig oder Schnerz, welcher im Frühjahre in unseren Wiesen und Getreidefeldern oft genug seine schnarrende Stimme hören, sich selbst aber bloß dann sehen läßt, wenn ihn ein flinker Hund zum Auffliegen treibt, wurde in Spanien und Ägypten, aber auch in den Urwäldern des inneren Afrika unter dem 12. Grad der nördlichen Breite beobachtet und zwar bloß während der Zugzeit. Wie wollte er dahin gelangen, wenn er nicht mehr laufen, als fliegen würde: er kann ja kaum fliegen!

Vor einigen Jahren entdeckte man bei einem Dorfe unweit Gladenbach in einem sehr dicht mit Dornen geflochtenen Zaune ein Bläßhuhn, welches sich in das Flechtwerk so verwickelt hatte, daß es nicht vor- und rückwärts konnte und gefangen wurde. Bei der Lage des Gartenzaunes gerade nördlich vor einem engen wasserreichen Wiesengrunde ist es offenbar, daß der Vogel sich nur auf seiner ungestümen Fußwanderung nach den Wiesen in jenen Zaun verrannt haben kann.

Die Luftströmungen als Führer der Zugvögel.

Wer führt die Vögel auf ihren großen Reisen? Es ist ja wohl denkbar, daß bei manchen Arten die Erfahreneren unter den Pilgern die Führung übernehmen, ebenso ist es thatsächlich, daß besonders klugen und starken Vogelarten sich minderkluge und wehrhafte oder schwache anvertrauen. Denn

Erfahrung hilft hier, wie in so unzähligen Fällen in der Natur gewiß ausbilden und zur Reise ganz besonders tüchtig machen. Ein ungemein feines, unseren Sinnen unergründliches Ortsgedächtnis, ein untrüglicher Sinn des Gefühls und das außerordentlich scharfe, einem Fernrohre vergleichbare Gesicht wohnt der großen Schar der Begleiter inne, sonst könnte die Mehrheit nicht mit der bewundernswerten Sicherheit jahraus, jahrein ihre heimatlichen Stätten auf der großen Wanderung wiederfinden. Aber die seitherigen Naturbeobachter suchten den vermeintlich unsichtbaren Führer neben dem leiblichen, unter den gefiederten Wesen nach einer ganz falschen, unnatürlichen Richtung hin. Es wurde dem Unerklärlichen ein undefinierbares Etwas, ja eine übernatürliche, mit Bewunderung angestaunte Leistung substituiert. Allerdings ist der Grad der Handlung dieser Wesen als eine „Großthat“ zu betrachten, aber der Vogel verrichtet diese an der Hand der ebenso einfachen als großen Mutter Natur, welche ihn allerdings auf Grund seiner feinen Organisation durch ihre gesetzmäßigen Ereignisse leitet. Der ziehende Vogel hält sich im großen Ganzen an die herrschenden Luftströmungen zur Zeit seiner Weltreisen, sie hauptsächlich sind das ihn erweckende und leitende Agens, dem er in seiner ausgeprägten Eigenschaft als Lufttier regelmäßig folgt und dessen Walten er sich übergiebt.

Rückflug.

Betrachten wir nun den Rückflug in die Heimat.

Wohl regt sich's in den kleinen Vogelherzen da drüben im fernen Weltteile mit süßmächtiger Gewalt: denn der Schnee in unseren Thälern ist weg und der des Bergwaldes beginnt zu schmelzen. Tausendfach stürzen die Frühlingswasser herab in die Thäler, und der erste Sturm des Vorfrühlings erwacht. Aber wer bringt die Kunde davon den viele hundert Meilen über dem Meere Entfernten? Sie hören weder das Brausen und Rauschen der Wälder, noch können sie die Sonne sich heben sehen über Berg und Thal der geliebten Heimat, und doch sind sie auf einmal beseelt wie von einem Weckrufe, der zu ihnen gedrungen. Ja, Allmutter Natur selbst sagt's den Wesen da drüben, daß nun die sonnige Zeit der Wiederkehr zur Heimat gekommen. Alle fühlen es und geben es in ihrer Weise genugsam kund. Die Singdrossel erhebt ihr schallendes Lied, und der Star sang unserem Brehm bei Toledo seine „heimatlichen Lieder“; in Ägypten sah er ihn „in der Februarsonne, auf der Wasserbüffel Rücken sitzend, sein purpurfarbenes Gefieder spiegeln und hörte ihn in melodischem Liede vom Frühling im Norden erzählen.“

Alle Fremdlinge proben ihre Kehlen. Die Lerche steigt singend in die Höhe; die Heidelerche „lullt ihr liebliches Lied“. Alles ist in Seligkeit, alles rüstet sich zum Aufbruch gen Norden.

Im Februar beginnt der Rückzug, anfangs langsam, allmählich stärker, bis er gegen die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche die höchste Höhe, den stärksten Drang erreicht. Ja, er ist so stark, der süße stürmische Zug nach der Heimat, daß der zurückziehende Vogel fast niemals wieder umwendet, auch wenn ihn Schnee und Frost überraschen, daß er oft weite Strecken über die Heimatsgrenzen hinausstrebt. Schwalben sind in diesem ungestümen Triebe bis nach Island geraten. Schnepfen und andere Sumpf- und Wasservögel, sowie Kraniche haben die Brüder Müller oft kümmerlich ihr Futter suchen sehen, ohne daß sie nur den Versuch machten, wieder zurück nach Süden zu wandern, wo sie ja offene Quellen und schneefreie Flächen gefunden hätten. Der vom Unwetter auf dem Rückwege empfangene Zugvogel rückt wohl aus dem Gebirge zu Thal oder streicht distriktsweise umher, niemals aber wendet er sich zurück nach Süden. Die Sehnsucht nach der Heimat ist zu mächtig; die erste milde Luft, der erste freundliche Blick der Sonne treibt ihn unaufhaltsam wieder vorwärts.

Ankunft im Frühlinge.

Die am spätesten von uns Fortgezogenen sind die ersten, welche zurückkehren; die frühe zogen, schließen den Zug im Mai. Den in das südliche Europa Heimkehrenden machen diejenigen unserer gemäßigteren Erdstriche und der Nordländer Platz. Schon sehen wir die ziehenden Scharen Ende Februars. Es sind die Bergfinken, die manchmal den Himmel verfinstern, die Schneeammern, nördlichen Enten, Möven, Schwäne und Schneegänse. Unter diesen über uns hinweg Ziehenden sind auch unsere schlanken Bachstelzen. Bald begrüßt die Feldlerche ihre Fluren auf der Scholle des Ackers mit ihrem Liede der Auferstehung. Der März bringt unseren Vogelherden die Ring-, Wachholder- und Misteldrosseln; die Haubenlerchen, den lappländischen Finken, die wilde Gans; viele Enten und Möven sehen unsere Thäler nach dem Norden vorüberziehen; die Singdrossel schwingt sich in den Forst mit ihrem

Echo weckenden Rufe; zu ihr gesellen sich Wildtauben und Heidelerchen. Der Kiebitz „lockt im Ried", und dem deutschen Jäger verkündigt sein Spruch: „Oculi — da kommen sie!" und noch mehr das heimliche „Gruh! Gruh!" der Kraniche die Ankunft der vielbeliebten Waldschnepfen mit ihren Verwandten in Sumpf und Ried.

Aber Februar und März bringen den ungestüm Einwandernden auch zuweilen bittere Täuschung. Unwirtlich überschütten sie Fluren und Wälder mit Schnee und Hagel und bringen den Nahrungsarmen Hunger und Tod. So bereitete der Frühling von 1837, sowie die von 1855, 1865 und 1892 unseren heimischen Vögeln bei ihrer Rückkehr einen traurigen Empfang. Zu Hunderten starben Kiebitze, Wachholder- und Singdrosseln und Lerchen. Vergebens fütterten wir im letztgenannten Jahre an unserem Wohnorte die bei Tauwetter Zurückgekehrten und plötzlich von Kälte und Schnee Empfangenen. Was nicht verhungerte, starb vor Frost in dem zwölf Tage währenden Schnee- und Frostwetter.

Aber zum Troste für uns und zum Glück der zarten Geschöpfe sind solche Begegnungen nur Seltenheiten. Das Ahnungsvermögen behütet den Zugvogel in den meisten Fällen vor allzufrühem Wegzuge. In der Regel findet er seine Heimat auch wirklich, deren Sonne „kein weißes duldet", ihm freundlich die Quellen seiner Nahrung aufdeckt und ihn zu Fröhlichkeit und Gesang ermuntert. So finden unser Vaterland die im April ankommenden lieblichen Sänger, als Schwarzkopf, Nachtigall und die zarten Grasmücken, Schwalben, Würger, Fliegenfänger, Wendehals, Zaun-, Zipp- und Gartenammer, die Wachtel, die Störche und Ende April unser Kuckuck mit selbstverherrlichendem Rufe, sowie im Mai der goldstrahlende Pirol und die Nachtschwalbe. — Ja, alle sind daheim und erfreuen unsere Herzen mit dem Jubel ihrer Kehlen. Wie natürlich rufen wir ihnen da mit unserem Brehm entgegen: Seid ihr Zurückgekehrten auch wirklich die von uns Geschiedenen; fandet ihr die alte Heimat wieder?"

Auffinden der alten Wohnplätze.

„Es sind gewiß dieselben Vögel, welche die alten Wohnplätze aufsuchen: das beweist ihr Benehmen bei ihrer Ankunft im Frühling. Die Störche kommen und nehmen das alte Nest mit solcher Entschiedenheit in Besitz, daß man gar nicht daran zweifeln darf, es gehöre ihnen, es sei das ihnen wohlbekannte Haus, auf welchem sie sich niederließen." „Den Staren," das sehen wir, „fällt es nicht ein, zu bauen." — Dies geschieht erst mehrere Wochen später — aber sie freuen sich, ihre alte Wohnung wieder angetroffen zu haben: „Der Vogel hat sein Haus funden," sagt der Psalmist. Sie kriechen in die Kasten hinein und aus ihnen heraus; das Männchen setzt sich auf die Spitze des Baumes, welcher sein Haus trägt, und auch das Weibchen thut ganz bekannt mit der Örtlichkeit. Ebenso ist es mit den Schwalben. Die Uferschwalbe kennt noch die Öffnung, in welcher ihr Nest steht, vor allen anderen und fliegt ohne Zaudern hinein. Die Rauchschwalbe, welche in einer Kammer genistet hat, kommt durch das wenig geöffnete Fenster in diese herein und begrüßt mit Freude ihr Nest." — Sie haben alle ihre Heimat, die trauten Stätten ihrer Brut gefunden, es sind dieselben, welche uns den Herbst des vorigen Jahres verlassen haben, es sind unsere alten lieben Freunde.

Ein genauer Vogelkenner, sagt Brehm, weiß mit voller Sicherheit anzugeben, ob die in seinem Garten schlagende Nachtigall eine fremde, bloß durchreisende, oder die in dem Garten wohnende ist. Unser unsterblicher Naumann kannte alle seine Schützlinge, welche in der Nähe seines Hauses lebten, an ihrem Gesange. Die Brüder Müller hatten eine Bastardnachtigall in ihrem Garten, welche, weil sie sehr schlecht sang, von ihnen Stümper genannt wurde. Sie ist mehr als sieben Jahre regelmäßig zur bestimmten Zeit eingetroffen und wurde so faul, daß sie selbst das Wenige, welches sie von dem reichen Gesange ihrer Gattungsgenossen hören ließ, nur bruchstückweise und selten vortrug.

Ein Vogelkundiger hatte eine Schwalbe durch Freundlichkeit und Pflege so zutraulich gemacht, daß sie ihn zwei Frühjahre hintereinander nach ihrer Rückkehr begrüßte und ihm auf die Hand flog. Ein Wirt ließ von einem Nestpaare ein Finkenweibchen frei; es kam fünf Jahre hindurch auf seinem Rückzuge immer wieder auf den vor dem Fenster hängenden Käfig zu dem darin eingeschlossenen Brüderchen zurück, um sich am Bauer sein Fressen fortwährend nach gewohnter Weise zu holen, ja in der Nähe des Käfigs sein Nest zu bauen. Eine Schwalbe, der er ein rotes Bändchen um den Fuß gebunden, sah Spallanzani mehrere Jahre wiederkehren; Linné beobachtete einen lahmen Star, der in einer und derselben hohlen Erle, nachdem er im Winter abwesend gewesen war, jeden Sommer nistete.

An meinem Hause wohnt ein an mehreren weißen Federn im linken Flügel kenntliches Rotschwänzchen; ich sah es mit Freude und Interesse nun zum dritten Male aus der Fremde zu seinem alten Neste in der Spalte eines kleinen Vordaches zurückkehren.

Hören wir hierüber noch das Treffende, was „das Ausland" erwähnt: „Hier (nämlich beim Zuge von Innerafrika über das Mittelmeer) bemerken wir nun jene außerordentliche Begabung, wodurch z. B. Schwalben in den Stand gesetzt sind, Jahr um Jahr in dasselbe Nest zurückzukehren. Zieht man die lange Abwesenheit, die mit der Reise verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten in Betracht, so scheint es unglaublich, daß irgend ein nichtmenschliches Wesen fähig sein könne, nach einem acht-monatlichen Aufenthalt in Zentralafrika im Frühling auf einen Bauernhof in den Binnen-Grafschaften Englands zurückzukehren, und noch wunderbarer ist es, daß, wie man in Yarrell's „British Birds" lesen kann, mehrere Mauerschwalben, die aufs Unwiderleglichste bezeichnet waren, nicht nur drei Jahre lang nacheinander zurückkehrten, sondern daß sogar eine davon nach Verfluß von sieben Jahren an dem nämlichen Ort gefangen wurde. Hier also sind Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahr-nehmungskraft, mit einem Wort wundervolle Kundthuungen von Verstand entwickelt, die unter dem unbestimmten Namen Instinkt (d. h. ein natürlicher blinder Antrieb, der ohne Zwischentreten der Ver-nunft handelt) unseres Bedenkens allzu unterschiedlos auf derartige geistige Erscheinungen unter den niedrigeren Tieren angewendet worden sind. Einige tiefdenkende Naturforscher der Gegenwart gestehen indessen dem unvernünftigen Tier ebensowohl wie dem Menschen Urteilskräfte zu, und sicherlich kann es für die weit höhere Geisteskraft des letzteren keine Beleidigung sein, wenn er zugeben muß, daß das Tier in begrenztem Grade teil an dem hat, was er in unbegrenztem Grade genießt."

Das sind Worte eines echten Naturkenners, denen ich eben so sehr beipflichte, als seinem weiteren treffenden Ausspruche, daß „der Flug über das große Binnenmeer an irgend einer Stelle, mit Aus-nahme an seinem Eingang, als eine Großthat betrachtet werden muß, wenn ihn kleine Sing- und andere für lange Flüge nicht eingerichtete Vögel ausführen; denn ziehen z. B. die Weidenlerche oder die Land-ralle über die breitesten Teile des Mittelmeeres hinüber, so müssen sie mindestens 130 englische Meilen durchfliegen."

Diese und noch viele andere Beispiele sagen uns deutlich, daß die zurückkehrenden Zugvögel nicht allein ihre Heimat, sondern auch ihre Brutstätten sicher wiederfinden; sie sagen uns, daß die Zugvögel, indem sie alljährlich jenem wundervollen Triebe folgen, eine große Aufgabe zu bestehen haben und sie meist glücklich durch ihren merkwürdigen Natursinn, getragen durch überlegtes Handeln, gefördert durch die Strömungen des Luftmeeres, lösen.

Pflege, Haltung und Zucht der Stubenvögel.

a) Körnerfresser.

Fütterung.

So einer sich der Vogelliebhaberei widmet, beginnt er gewöhnlich mit der Pflege der Körner-fresser, und thut hiermit sehr gut, denn dieselben sind am besten dazu geeignet, die mancherlei Versehen des Anfängers mit möglichster Dauerhaftigkeit wett zu machen und zugleich ist ihre Pflege eine so einfache und leichte, daß hierdurch schon viel Ungemach für die kleinen Gefangenen verhindert ist.

Und doch wie weit und tief verwurzelte Irrtümer gefährden ihr Leben und Wohlbefinden in der Gefangenschaft.

Es ist vor allem ein Futter, das mäßig angewendet in den meisten Fällen in der That sehr gut und leckerhaft für den Vogel, als ausschließliches Futter aber immer schädlich für eine gesunde

Hanffütterung. Entwicklung ist: der Hanf. Namentlich bei uns ist die ausschließliche Hanffütterung die Regel, ich habe nicht nur Schwarzplättchen, sondern auch Nachtigallen nur mit Hanf gefüttert gesehen. Die ersteren halten diese Fütterung 1/2—2 Jahre aus!!

Einen Kanarienvogel, Hänfling, Stieglitz, Fink 2c., vor allen auch den Gimpel füttern neun unter zehn nur mit Hanf. Kein Wunder, wenn die Vögel unfruchtbar, träg und dumm, blind, gesanglos und farblos werden. Der Hanf ist viel zu ölhaltig, viel zu kräftig, um so zarten Geschöpfchen in so enger Haft als Nahrung bekommen zu können, als Leckerbissen für Gesunde, als stärkendes Futter für Kranke, im Frühjahre als Mittel zur Reizung der Gesangslust ist der Hanf in geringerer Menge beigemengt ganz trefflich, als ausschließliches Futter immer schädlich.

Mischfutter. Man füttere unseren Körnerfressern ein Mischfutter von Glanz, Haberkern, Mohn, Sommerblumenkernen und Hanf, füttere nicht zu viel, und so viel wie möglich gebe man einem jeglichen jene Körnerarten, welche er in der Freiheit sucht: Erbsensamen dem Zeisig, Kiefernzapfen mit Samen dem Kreuzschnabel, dem Stieglitz Salatsamen und reife Distelköpfe 2c. 2c.

Dazu oft und fleißig Grünes nebst Trink- und Badewasser und reinen Flußsand, ein praktisch Bauer — und die Körnerfresser werden gar fröhlich gedeihen.

Sowohl Körner-, wie noch mehr Insektenfresser beanspruchen aber auch zu jedem, und sei es das beste Futter, zeitweise Zugaben, die eine Abwechselung in das tägliche Einerlei bringen, sie verlangen ferner auch mineralische Stoffe, sollen sie sich bei dauernder Gesundheit, Frische und Schönheit erhalten.

Leckereien. Eilen wir nun zu den „Leckereien“. Alle unsere süßen Zuckersachen sind dem Vogel süßes Gift. Auch der einfache und nicht verfälschte Zucker, den man übrigens auch gleich einem andern Diogenes mit der Laterne vergeblich suchen dürfte, ist nicht gesund. Gebäck 2c. wirkt aber immer tödlich, langsam manchmal, schnell oft. Biskuit natürlich ausgenommen, doch verzärtelt auch dies den Vogel, dem es nur als Nestling gut bekommt.

Aber doch darf man dem Vogel „Leckereien“ geben. Solche nämlich, welche die allgütige Natur, die man bei dem Gefangenen vertreten muß, ihm beut.

Einem Samenfresser jahraus jahrein jeden Morgen sein Trögelchen voll Körner geben und sein Trögelchen voll Wasser heißt Vögel füttern, ist aber Vögel mästen. Darum, wie schon eingangs gesagt, wechselt man häufig, am besten früh und mittags mit den Samenarten, damit erfreut man seinen Vogel, damit hält man seine Verdauung und seinen Hunger rege.

Geht man spazieren, so sammle man Kanariengras, Wegerich, für den Stieglitz reife Disteln, für den Kreuzschnabel Kiefernzapfen, Ebereschenbeeren im Herbst für alle Vögel.

Beschaffenheit der Nahrung. Es ist von der größten Wichtigkeit, unseren Vögeln nur das Beste und Zuträglichste zur Nahrung zu reichen. Nichts ist deshalb verwerflicher und ungeschickter, als die nötigen Sämereien bei dem nächstbesten Krämer, Melber oder Bäcker zu holen. Nur sehr ungern schreibe ich das nieder, da ich mir wohl bewußt bin, so manche kleine Existenz um einen kleinen Nebenverdienst dadurch zu bringen. Hat es aber anderseits einen Zweck, ruhig zuzusehen, wie Tausende und Abertausende von belebten Wesen, die nebenbei einen hohen Geldwert repräsentieren, zu Tode gefüttert werden?

Verstaubt, verschmutzt von Mäusen, in geringer Qualität (billig, billig, billig!), ohne die geringste Sachkenntnis behandelt, liegt der „Vogelsamen“ in unseren Kram- und Bäckerläden, er riecht muffig, schmeckt ranzig, ist voll von Schimmelpilzen; wissen Sie, lieber Leser, was das größte Wunder ist? Daß ein Vogel bei solcher Fütterung überhaupt eine Zeit lang leben kann! In jeder Stadt, welche keine sachkundig und reell geleitete Samenniederlage hat, sollten sich die Vogelliebhaber zusammenthun, um eine solche bei einem tüchtigen Gewerbs- oder Kaufmanne zu errichten. Andernfalls wird der einzelne gezwungen sein, für sich und seine Freunde den Samen aus einer der bekannten Großhandlungen zu beziehen. Wohl die bekanntesten und bedingungslos zuverlässigen sind: Oskar Reinhold, Leipzig; C. Capelle, Hannover; Th. Frank, Barmen; J. Schmitz, München; speziell Sommerrübsamen eigenen Anbaues hat J. Günther in Alversdorf bei Offleben. In Berlin hat die Großhandlung Capelle eine Niederlage bei dem Vogelhändler G. Märker.

Sommerrübsamen. Der Sommerrübsamen hat einen angenehmen, süßlichen Geschmack. Ausgereift hat er eine rotbräunliche Farbe. Der Geruch muß frisch und angenehm sein. Ungeschickt gelagert, verdirbt er sehr

leicht, setzt Schimmelpilze an und riecht dann widrig, muffig. Auch im besten Sommerrübsamen befindet sich der fast ganz gleiche Samen eines Unkrautes, des Ackersenfs (Hederich). Bei den kleinen Portionen der täglichen Fütterung kann man diesen Hederichsamen leicht an seiner dunkleren Färbung erkennen, er hat auch die rinnenförmige Narbe des Sommerrübsamens nicht. Der Rübsamen läßt sich mit dem Daumen ganz weich zerdrücken, der Hederich springt wie ein hartes Kieselchen weg. Da der Hederichsamen direkt schädlich für die Gesundheit des Vogels ist — er hat einen unangenehmen, beißenden Nachgeschmack — so ist es sehr gut, die tägliche Futterportion einer kurzen Prüfung zu unterziehen.

Glanz. Kanariengrassamen (Glanz) muß von rein mattgelber Farbe, glänzend und geruchlos sein. Er schmeckt angenehm nußartig. Ihn und den Hanf fressen die Mäuse leidenschaftlich gern, er wird also am besten in Glas-, Porzellan- oder Blechgefässen, gut zugeschlossen und doch mit Luftlöchern versehen, aufbewahrt. Samen, welchen die Mäuse durch ihren Urin verunreinigt haben, wirkt geradezu giftig.

Hanf. Hanfsamen ist ein hochbeliebtes Fressen. Für magere Vögel ist er auch sehr dienlich, für fette schädlich, denn er macht fett. Es ist darum ganz falsch, ausschließlich Hanf zu füttern, wie es aus Bequemlichkeit so oft geschieht. Er soll nur in kleinen Mengen zugegeben werden. Hanfsamen muß ausgereift, nicht grün sein; er hat dann eine lichtgraue, bräunliche Schale. Jungen Vögelchen giebt man ihn gequetscht, alten Vögeln aber ganz. Die kleine Arbeit ist ihrem Schnabel sehr gesund.

Hafer. Gerade so giebt man den Hafer, der vollkörnig und reingelb sein muß, den jungen Vögeln in gespelztem Zustande, den alten Vögeln aber in der harten Schale.

Mohn. Gerne gefressen und zuträglich ist noch der blaue und der weiße Mohnsamen. Er muß angenehm süß schmecken, völlig ausgereift und gut getrocknet sein. Da er sehr ölhaltig ist und etwas Opium enthält, wirkt er stopfend; er ist also, gleich dem Hanf, für schwächliche, magere Vögel sehr gesund.

Trink- und Badewasser. Trinkwasser giebt man im Sommer unbedingt täglich zweimal. Das Badewasser soll nicht zugleich das Trinkwasser sein, das wird jedermann einleuchten. Man giebt dasselbe am besten in den gläsernen Badehäuschen, welche vor die geöffnete Käfigthüre gehängt werden. Im Winter hüte man sich, zu kaltes Wasser zu geben. Man lasse dasselbe stets einige Zeit vorher in der warmen Stube stehen.

Garneelenschrot. Ein eifriger Vogelliebhaber, Herr E. Pfannenschmid in Emden in Ostfriesland, hat unseren Speisetisch um ein treffliches Kraftfutter vermehrt. Er verarbeitet die kleinen Krebschen (Garneelen) zu einem trefflichen Nahrungsmittel für unsere Lieblinge, den „Garneelenschrot". Derselbe wird von allen Vögeln sehr gerne gefressen, enthält 12 Prozent phosphorsauren Kalk und verschiedene Salze. Dieses Futter befördert die Entwicklung und Knochenausbildung sehr, bei der Mauser leistet es ganz wunderbare Dienste. „Garneelenschrot" ist wohl in allen Samengroßhandlungen zu haben, auch vom Erfinder direkt zu beziehen. In Berlin ist Niederlage bei Herrn Vogelhändler Georg Märker.

Grünkraut. An Grünkraut gebe man seinen Vögelchen von Zeit zu Zeit: Vogelmiere (stellaria media), Samenstengel des Wegerichs (plantago media) und gelbe Herzblätter des Salats. Kein Grünkraut darf naß, bereift oder gefroren sein!

Beim Kapitel Fütterung kommen wir nun zum Schlusse dieser allgemeinen Übersicht, zu den Futterbestandteilen aus dem Mineralreiche.

Es ist ein klein wenig Anatomie nötig, um zu verstehen, wie hochwichtig auch den kleinsten oder gerade den kleinsten unserer gefiederten Gäste Verabreichung von Stoffen aus dem dritten Naturreiche nötig sind.

Sand. Daß jeder unserer Haus-, Hof- und Stubenvögel Sand zur Verdauung unbedingt nötig hat, darf ich wohl als allbekannt annehmen.

Sepia. Der Hauptbestandteil des Tierskelettes ist phosphorsaurer Kalk, der mit Gallert zusammen die festen Knochen bildet. Speziell ganz kleine Vögel und namentlich die kleinen ausländischen Finken (Prachtfinken, Weber, Witwen, Atlasvögel, Zeisige 2c.) bekommen regelmäßig Knochenerweichung und sterben daran, wenn sie nicht phosphorsauren Kalk ihrem Knochengerüste zuführen können, wozu sie bei ihrer Fütterung fast ausschließlich mit Hirse keine Gelegenheit haben, während es Insektenfresser bei jedem Käfer thun, größere Körnerfresser aber Kalkmörtel 2c. im Sande schon finden werden. Für diese Kleinen nun ist das Bequemste zur Erreichung obigen Zweckes die Rückenschuppe des Tintenfisches (Ossa sepiae), welche ihnen nie fehlen sollte.

Eisen. Eisen ins Blut ist der medizinische Schlachtruf unserer bleichsüchtigen Zeit, auch der Vogel bedarf es, und ein rostig Stück Eisen im Trinkwasser führt es ihm Jahr aus, Jahr ein zu und werden sich die wohlthätigen Folgen namentlich in der Mauserzeit zeigen.

Salz. Wir mögen genießen was wir wollen, fast immer ist etwas dabei Salz. Auch der Vogel bedarf desselben. Ossa sepia enthält Salz, ebenso die neuerscheinende sog. Futterknochenerde, wer aber beide nicht füttert, der füge doch, so oft er frischen Sand giebt, ein klein wenig gutes Tischsalz darunter.

Erde. Trockene Gartenerde sei zum Schluß für größere Gesellschaftskäfige warm empfohlen.

Käfige.

Turmkäfige. Noch viel schlechter wie mit der Fütterung sieht es mit den Käfigen aus. Fenster an Fenster kann man die kleinen Sänger in winzigen Turmkäfigen zwischen Himmel und Erde baumeln sehen, wie einst Knipper-Dolling, den unseligen Wiedertäufer. So oft der Vogel sich bewegt, schwankt sein Marterkasten, jetzt brät ihn die Sonne, trotz des vorgehängten Taschentuches, der arme Bursche schnappt nach Luft und Kühlung, die Stängelchen sind heiß, das Gitter fast glühend, der Fingerhut voll Wasser enthält ein Getränk von widerlicher, warmer Beschaffenheit, trotz aller Qual mag er nicht trinken.

Jetzt geht die Thüre auf und bleibt offen und der Zugwind dreht den Käfig: kaum, daß Indianer ein so langsames Zutodequälen erfinden können, wie hier das liebe Nichtdenken. Der „Turmkäfig", wie eben geschildert, ist die scheußlichste Marteranstalt für den armen Vogel. Etwas besser ist die Sache, steht er wenigstens auf festem Boden, ausgiebig vor Sonnenhitze geschützt. Aber auch da taugt er im besten Falle als schlechtester Unterkunftsort nur für den Kanarienvogel. Insektenfresser sieht man fast nie in solchen Gebauern, sie schützt der Umstand, daß sie sich in 3—4 Tagen längstens den Schädel eingestoßen hätten. Wohl aber blüht der ganzen Finken- und Zeisigschar dieser Marterturm und eine gräßliche Qual bürden sich diese Vögel selbst darin auf. Durch den Umstand, daß der kuppelförmig zugehende Käfig auch von oben alles Licht einläßt, suchen die armen Vögel stundenlang unter den greulichsten Wendungen und Drehungen des Kopfes oben einen Ausweg, klettern kopfabwärts an der Kuppel herum, bis sie von Schwindel übermannt zu Boden fallen und so entwickelt sich die Fallsucht, die Epilepsie, an der alle Stieglitze und Zeisige in solchen Gebauern elend zu Grunde gehen.

Schmuckkäfige. Wieder ein anderes großes Übel besteht in dem Schönheitssinne und der Freude an niedlichen Sächelchen; ich meine jenem Hange, allerliebste Schweizerhäuschen, Sennhütten, Mühlen, prächtig geschnitzte Kirchen, Schlösser &c. als Vogelhäuser zu benutzen. Von Naturholz gefertigt sind solche in der That nicht selten ein sehr hübscher Anblick, oft auch ist eine Unsumme von Zeit, Mühe und Kunstfertigkeit auf solch ein Bauerchen verwendet und der Schlußerfolg ist jedesmal ein hier unaustilgbares Einnisten von Ungeziefer, das die armen Vögel zu Tode quält.

Gehen wir nun zu den Käfigen wie sie sein sollen.

Kistenkäfig. Für alle Vögel das Beste sind Kistenkäfige, doch wegen ihrer einfachen, etwas plumpen Gestalt, sowie hauptsächlich wegen ihrer sehr fehlerhaften gewöhnlichen Herstellung, sind sie nur zu wenig beliebt.

In jeder Hinsicht: in Schutz vor Zug, vor Störung, vor Kälte, im Bieten schöneren Raumes, in unbestreitbar schönster Präsentation des Vogels, der sich auf dem weiß angestrichenen Käfiggrund trefflich abhebt, bietet der Kistenkäfig die ungeheuersten Vorzüge vor dem Drahtkäfige; nur einen Fehler kann er leichter haben als dieser, das Ungeziefer.

Hieran ist aber nur die schrecklich unpraktische, gewöhnliche Bauart schuld. Das Käfiggitter der Vorderseite ist mit dem Käfige selbst verschmolzen, ein gründliches Reinigen durch das Käfigthürchen aber nicht, oder doch nicht leicht möglich.

Das Gitter soll sich samt Futtertrog- und Sandschubladeöffnung und samt Käfigthür auf einem eigenen Rahmen befinden, der mit circa vier Häkchen an einem kleineren, sechs bis acht an einem langgestreckten Käfige, befestigt wird. So ist es ermöglicht, bei z. B. vierteljährigen gründlichen Reinigungen den ganzen Käfig in einen Waschtrog zu stecken und da er ja jetzt nach Entfernung des Rahmens ganz frei und offen vor uns liegt, auch kein Winkelchen ungebürstet zu lassen.

Für den oft zu wechselnden Sand müssen zwei Schubbretter vorhanden sein.

An jedem Käfig sind die Futtergeschirre auffallend unpraktisch angebracht. Von jenen fingerhut-großen Erkerchen an den Drahtkäfigen laßt mich schweigen, sie gehören in das Gebiet der Vogelzuchthäuser; doch das eine sei erwähnt, ihr behaupteter Zweck, das Entwischen der Vögel während der Fütterung zu verhindern, ist nicht nur ein lächerlicher, sondern das Entwischen wird gerade durch diese drehbaren Türmchen erleichtert. Aber vielleicht ist noch eine weise Absicht mit ihnen verbunden, die allerdings erfüllt würde, das Beschmutzen des Futters zu verhindern. Futtergeschirre.

Sowie in geradezu allen unseren Käfigen die Futtergeschirre angebracht, muß sie der Vogel beschmutzen, ein vorspringendes Schutzdach von Blech wäre doch leicht anzubringen und leicht zu reinigen, oder aber, man bringe das Futtergeschirr oben in der Nähe der Decke an. Beschmutzes Futter ist für Vogel und Menschen ein gleich widriger Anblick.

Die Drahtkäfige mit Holzböden, wohl die häufigsten im Gebrauch, vereinigen alle Nachteile der Drahtkäfige mit denen der unpraktischen Kistenkäfige. Drahtkäfige.

Der Hauptnachteil der Drahtkäfige jeder Façon ist der absolute Mangel irgend eines Schutzes vor Zugluft, vor Kälte und vor Hitze. Diesen sämtlichen Nachteilen hilft ein gut gewählter, fester Standort ein- für allemal ab. Jeder Drahtkäfig muß ganz unbedingt an der Wand stehen oder hängen, so daß der Vogel schon hierdurch nicht von allen Seiten beunruhigt werden kann, schon hierdurch einen wirksamen ersten Schutz vor Zugluft hat. Mit Ausnahme der Morgensonne dürfen den Käfig die Sonnenstrahlen nicht direkt berühren. Außer in sehr gut und vor allem regelmäßig durchheizten Stuben darf der Vogel im Winter nicht in einer Fensternische hängen, sondern an einem zugfreien Ort mehr in der Mitte des Zimmers.

Beobachtet man dies, so kann auch ein viereckiger Drahtkäfig mit abnehmbarem Boden für Finkenvögel genügen, niemals kann er den Kistenkäfig erreichen.

Die Vogelstube.

Sie ist ein Paradies mit sehr viel „Schlangen", d. h. mit viel Verdruß. Dem vorzubeugen, verfahre man sorgsam mit der Wahl des Zimmers oder der Kammer, sorgsam mit der Ausstattung, am sorgsamsten mit der Bevölkerung. Wahl der Kammer.

Hat man irgend eine Wahl, so lege man eine solche Stube nach der aufgehenden Sonne oder gegen Mittag zu an, während die Nachmittagssonne schon beinahe ungünstig einwirkt. Auch ist es nicht zu unterschätzen, ob ein solches Zimmer im Erdgeschoß angelegt werden soll, was namentlich in Städten, wegen der daran grenzenden Häuser und baldiger Dunkelheit von entschiedenem Nachteil für die Züchtung sein würde.

Dachkammern haben diesen Nachteil allerdings nicht, doch wirken hier wieder die oft lange anhaltende Sommerhitze und die Winterkälte im höchsten Grade ungünstig ein, wo Krankheiten aller Art zur unausbleiblichen Folge dem Gelingen sich entgegenstellen und muß ich aus Erfahrung fast davon abraten, denn nur durch die so überaus schädliche Zugluft kann hier die Hitze einigermaßen gemildert, der Einfluß der Kälte nur durch die größte Aufmerksamkeit abgehalten werden. Wenn man also wählen kann, so suche man ein Zimmer des Hauses aus, das ziemlich freie Lage nach der Südostseite hin darbietet, und versehe die Fenster mit einem äußerlich angebrachten Drahtgitter, das den Vögeln einen kleinen Aufenthalt in freier Luft gestattet, dagegen alle Zugluft verhindert. Ein sehr guter Ofen ist nun ein sogenannter Füllofen, doch würden sich an und auf demselben sämtliche Insassen verbrennen. Darum läßt man ihn mit dicker Lehmlage umkleben, Dachziegel aufdrücken und das Ganze mit Draht umwinden. Über diese Umhüllung kann Gips angeworfen und dem Ganzen das Ansehen und die Farbe eines Baumstumpfes oder eines Felsstückes gegeben werden, welches für eine solche Stube sehr hübsch ist. Ofen.

Auch bei allen tropischen Vögeln soll im Winter die Temperatur 10—12 Grad nicht übersteigen, aber auch nach Mitternacht ja nicht arg sinken. Immerhin ist Kälte viel weniger schädlich als Hitze.

Was den Eingang in ein solches Zimmer betrifft, so wird es immer sehr ratsam sein, vor der Thür einen dichten Vorhang anzubringen, weil man sonst leicht in Gefahr laufen kann, einen oder den andern Vogel zu verlieren. Verhängen des Einganges.

Einrichtung. Die hauptsächlichste Einrichtung der Vogelstube bestehe aus einigen Tannenbäumchen, Ginsterstauden, dichtem Epheu, den man leicht in malerischer Anordnung ziehen kann, und einigen Querstangen. Hohle Baumstämmchen dienen Zaunkönigen und kleinen Meisen. Das Futter befinde sich auf einem Tisch, das große, doch seichte Wasserbecken am Boden. Ein Springbrunnen macht sich wunderschön.

An den Wänden hänge man Harzerbauerchen auf.

Bevölkerung. Nun kommen wir erst zum allerwichtigsten Teil, zur Bevölkerung. Erste Regel: kein großer Vogel, kein Raufbold, selbstverständlich kein Berufsmörder wie z. B. Würger, Kohlmeise ꝛc. darf in die Stube. Die Zahl der Insektenfresser beschränke man sehr, wegen der Exkremente. Auch sonst hüte man sich vor Übervölkerung. Dagegen erhöht die Mannigfaltigkeit den Reiz wesentlich.

Absolut auszuschließen sind von der Vogelstube als schändliche Friedensstörer: alle Papageien, mit Ausnahme der Wellensittiche und Papageichen, die Kohlmeise, alle Würger, der Kirschkernbeißer und alle Kardinäle, alle Drosseln und Stare, der Wachtelkönig, die großen Weber. Bachstelze, Rotkehlchen und Lerche dürfen nur mit gehindertem Flugvermögen eingeworfen werden. Sind aber die drei bei einander, so balgen sie sich den lieben langen Tag am Boden herum. Auch die schönen Blaumeisen sind rechte Zankeisen, doch zu schwach, um bösartig zu werden, die Tannenmeisen sind sanfte, herzige Bewohner.

Verschiedene Vögel dürfen nur einmal vorhanden sein, weil sie sich mit ihrer eigenen Art beständig in den Haaren liegen. Es sind dies sehr viele, z. B. Edelfinken, Lerchen, Rotkehlchen, viele Prachtfinken und Weber ꝛc.

Wer also Frieden haben will in seinem gefiederten Völkchen, bedenke jeden Vogel reiflich, bevor er ihn einwirft!

Mit Dr. Ruß bin ich ein warmer Anhänger der Vogelstube, vernünftig geleitet, bietet sie ein kleines Paradies, was auch ihre Gegner alles dagegen sagen und schreiben mögen.

---

b) Kerbtierfressende Sänger.

Ernährung.

Die Pflege der edelsten Sänger aus den Reihen der Insektenfresser ist viel schwieriger, als die einfache Ernährung der bescheidenen Körnerfresser; bei einzelnen sehr feinen Vögelchen, wie bei Goldhähnchen, Zaunkönigen, Laubvögeln, Sumpfsängern gehört eine ganz spezielle Liebhaberei dazu, die große Arbeit der Pflege zu übernehmen.

Mehlwürmer. Ameisenpuppen. Wir müssen für alle Insektenfresser ein anderes Futter schaffen, als sie im Freien gewohnt sind zu verzehren; der natürlichste Ersatz: Mehlwürmer und Ameiseneier ist nicht ausreichend für die nötige Abwechselung, letztere sind nebenbei sehr teuer und nur in den Sommermonaten zu haben. Bei der großen Verschiedenheit der Pfleglinge und deren Ansprüche bildet sich fast jeder bedeutendere Liebhaber sein eigenes Fütterungssystem heraus, das ihm dann naturgemäß als das beste erscheint. Auch die Industrie hat sich dieses Gegenstandes schon bemächtigt und eine Menge „Universalfutter“, „Insektenmehl“, „Maikäferschrot“, „Eierbrote“ auf den Markt geworfen. Es ist viel schlechtes Zeug darunter! Ich will hier nun einige bewährte Futterrezepte geben. Ich füttere meine Vögel wie folgt: Von Betzolds Samenhandlung in Prag beziehe ich in regelmäßiger Zeitfolge drei

Weißwurm. Futterrezepte. bis vier Liter „Weißwurm“ bester Qualität und getrocknete Ameisenpuppen. Der „Weißwurm“ sind die getrockneten Leiber der Eintagsfliegen (Ephemeriden). Ferner halte ich stets einen Vorrat besten Polentamehles. Für einen Vogel von Amselgröße nun mische ich abends einen mäßigen Eßlöffel dieses Mehles, circa die Hälfte hiervon Ameiseneier, etwas mehr als dieser Weißwurm, feuchte das Ganze tüchtig an, doch nicht so, daß Wasser schwimmt, und lasse den entstandenen kleinen Kuchen bis zum andern Morgen ruhen. Da ist denn nun der Weißwurm herrlich aufgequollen, die Ameiseneier sind so gut wie möglich und das schöne gelbe Mehl ist von bröseliger Beschaffenheit. Dieses Futter

wird sehr gerne gefressen, hat auf die Reinlichkeit den besten Einfluß, da der Vogel infolge der hohen Nährkraft wenig frißt und in dessen natürlicher Folgerung wenig schmutzt. Ein Zusatz von Mehlwürmern ist selbstverständlich und wenn im Sommer frische Ameisenpuppen auf dem Markte sind, so mögen sich daran unsere Lieblinge erfreuen, die Zeit ist ja doch nur zu bald um.

Universalfutter.

Von allen sog. Universalfutterarten ist das weitaus beste, ein wahrhaft treffliches, dabei sehr bequemes Futter, das „Rheinische Universal-Mischfutter" von Max Kruel, Apotheker in Otterberg, Rheinpfalz. Herr Kruel verschickt dasselbe in drei Mischungen: a) für feinste Insektenfresser: Zaunkönige, Spötter, Laubvögel; b) für edle, zarte Sänger: Nachtigallen, Sprosser, Grasmücken u. dergl. und c) für derbere, große Vögel, wie Drosseln, Amseln, Würger. Das Futter bedarf nur einer leichten Anfeuchtung vor dem Verabreichen. Im Verhältnis zu seiner Güte und Zusammensetzung ist es sehr billig. Wiederum einer der hervorragendsten Nachtigallenkenner in Deutschland, Herr Theodor Köppen in Koburg, füttert seinen Lieblingen folgende Mischung: zwei Drittel beste getrocknete Ameisenpuppen und ein Drittel saftiger, auf einem Reibeisen klein geriebener Mohrrübe (gelbe Rübe). Die Mischung wird schon abends zubereitet, weil über Nacht die Ameisenpuppen durch die feuchte Rübe aufquellen. Zu diesem Futter giebt Herr Köppen täglich jeder Nachtigall sechs Mehlwürmer, wenn die Nachtigallen schlagen, zwölf bis vierzehn Würmer. Sobald er frische Ameisenpuppen haben kann, füttert er diese und giebt nur wenige Mehlwürmer.

Köppen's Mischung.

Zu allen diesen Futtermethoden aber gehört nun noch eines. Der richtige Vogelliebhaber gedenkt auf jedem Spaziergange seiner Lieblinge und bringt ihnen, etwa in einer Botanisiertrommel, alles mit, was er Passendes findet.

Fütterung mit lebendem Getier.

Er läßt keine Schnecke im Frieden, kleine Schnecken sind ein herrliches Futter! Hüpft der Heuschreck noch so schön, er konfisziert ihn, der Maikäfer nebst allen Verwandten ist sein Gefangener, den Schmetterling hascht er, wo er kann, und unbehaarte Raupen nimmt er alle mit. Die behaarten Raupen verursachen durch ihre ausfallenden Haare abscheuliche Ausschläge, darum zertrete man dieses sehr schädliche Gesindel, wo immer man kann, berühre es aber nicht. — Kommst du mit solchen Leckereien heim, hei, wie werden's deine Vögel dir danken. Welch ein Morden und Schlachten wird da anheben und empört sich wohl dein zart empfindendes Gefühl dagegen, nun, so schau nicht zu und bedenke, daß alles was besteht, wert ist, daß es zu Grunde geht — in erster Linie drei Viertel der ganzen Insektenbande. Der Vernichtungstrieb liegt ja in jedem Menschen, er ist aber die Natur eines jeden Tieres, des Tigers wie der Grasmücke, es mordet jedes, was es morden kann und es trauert, kann es diesem tiefeingepflanzten wilden Triebe nicht genügen; um nochmal Mephisto zu zitieren, es ist eben jedes ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Laß dich also jener Würmer nicht gereuen und thue nur eines: füttere sie, wenn du sie einige Zeit aufsparst, notabene füttere auch die Mehlwürmer, denn Tiere quälen ist nicht schön und womit quält man ein Tier mehr als mit Hunger und Durst? Hast du das bedacht bei deinen Mehlwürmern im runden Holzschächtelchen mit längst ausgefressenen Kleien??

Garneelenfutter b.

Noch ist ein sehr gutes Futter zu erwähnen, geeignet für kräftige Vögel, wie Rot- und Blaukehlchen, alle Drosseln, Würger, sogar Nachtigallen, das Pfannenschmiedsche Garneelenfutter. Garneelen (Crévettes) sind kleine, zartgebaute Meerkrebse, von welchen besonders zwei Gattungen „Palaemon" und „Crangon" an sandigen Küsten in ungeheuren Scharen wimmeln und als beliebte Speise gefangen werden. Oft bekommt man sie in solchen Mengen, daß man sie zu Dünger verwandte. Dies brachte Herrn Pfannenschmid in Emden auf den Gedanken, diese Krebschen als Vogelfutter zu verwenden. Herr Georg Märker, Besitzer einer Vogelhandlung in Berlin, schreibt über diesen Garneelenschrot: „Eine der wertvollsten Gaben auf dem Gebiet der Vogelpflege, welche, trotzdem sie schon seit dem vorigen Jahr bekannt ist, doch noch bei weitem nicht ausreichend gewürdigt wird, ist unstreitig das Pfannenschmidsche Garneelenfutter. Die schwierige Einbürgerung desselben hat jedoch ihren guten Grund. Die ersten Versuche, welche ich damit machte, befriedigten mich durchaus nicht, da die erfolgreiche Fütterung mit Garneelenschrot von der richtigen Mischung desselben mit anderen Stoffen abhängig ist.

Vielseitige Versuche, zu denen mir Herr Pfannenschmid Rat erteilte, haben als günstiges Ergebnis die Herstellung eines kräftigen und angenehm riechenden Futters mit Hilfe des Garneelenschrots gebracht.

Von dem Grundsatz ausgehend, der Natur möglichst nachzuahmen, bieten wir hiermit den Vögeln ein sehr zusagendes und den Pflegern ein äußerst bequemes Futtermittel. Die ersteren werden in gesundem Zustande erhalten, ohne daß sie, wie dies sonst leicht der Fall ist, zu viel Fett ansetzen. Die Vogelpfleger, besonders Laien, denen sonst die Versorgung und richtige Fütterung der Wurmvögel fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte, sind dadurch in den Stand gesetzt, in leichter und den Vögeln zuträglicher Weise die Fütterung zu besorgen.

Die lästige Arbeit des Reibens von Möhren oder gelben Rüben, Weißbrot u. a. fällt hierdurch ganz fort. Nur wenig mit Wasser angefeuchtet, kann man den Vögeln die volle Tagesgabe reichen, ohne daß das Futter im Laufe des Tages einen säuerlichen Geschmack oder unangenehmen Geruch annimmt. Selbst bei frisch gefangenen Vögeln, wie Gartengrasmücken u. a., wendete ich es mit dem besten Erfolg an. Um ein Heraussuchen der hinzugesetzten Ameisenpuppen zu verhindern, mische ich dieselben wie alle anderen Bestandteile in gemahlnem Zustande dem Futter bei. Für Starvögel, Drosseln u. a. wird selbstverständlich eine weniger feine Mischung angewendet, so daß sich für diese Vögel die Fütterung hiermit ebenfalls billiger stellt als die mit Ameisenpuppen. Eine Zugabe von Mehlwürmern halte ich für vollkommen überflüssig. Der Aufzug junger Kanarienvögel nach diesem Verfahren ersetzt die Eifütterung vollständig und befördert die Entwicklung und Knochenausbildung in erhöhtem Maße, da das Garneelenschrot 12 Prozent phosphorsauren Kalk und verschiedene Salze enthält. Bei Wurmvögeln kann es dieses Gehalts wegen den Federwechsel ungemein erleichtern und vollständig die Zugabe von Sepiaschalen ersetzen.

Viele meiner Kunden, die früh ihren Geschäften nachgehen müssen und die Pflege ihrer Lieblinge nicht gern fremden Händen anvertrauen, sind sehr zufriedengestellt, indem sie neben zuträglichem Futter, welches sie nur anzufeuchten brauchen, auch eine ziemliche Zeitersparnis haben und des Morgens ein halbes Stündchen länger als sonst der Ruhe pflegen können.

In meiner Vogelhandlung (Berlin C., Wallstraße 97) verkaufe ich seit einiger Zeit mit vielem Erfolg dieses Universalfutter und ich kann dasselbe mit gutem Gewissen allen Liebhabern und Züchtern für einen Versuch dringend empfehlen."

---

c) Vogelfang und Eingewöhnen der insektenfressenden Stubenvögel.

Die Frage des Vogelfanges.

Die Frage des Vogelfanges für den Käfig und der Liebhaberei für Stubenvögel ist ein so vielfältig und erschöpfend behandeltes Thema, daß ich glaube, kurz und entschieden über sie hinweggehen zu dürfen. Der Italiener, Franzose, der Grieche, Ägypter und Morgenländer überhaupt, liebt die Vogelwelt zum Zwecke des Verspeisens, schont den Zaunkönig so wenig wie die Schwalbe, und vertilgt die Vogelwelt in solchen Massen, daß den Magen der Italiener allein, nach geringster Schätzung, jährlich zwei Millionen kleiner Singvögel geopfert werden. Im Jahre 1891 kostete in Essino bei Varenna das Kilo kleiner Vögelchen, Nachtigallen, Grasmücken, Schwalben, Finken, Zeisige 2c. 10 Centissimi, und wie viel kleine Sänger gehen nicht auf ein Kilo. Dort, in Essino, wurden im September und Oktober jenes Jahres aber auch etwa 600000 durchziehende Singvögel gefangen, um gegessen zu werden.

Der Deutsche ist tierfreundlicher, und in unserem wohlgeordneten Staate haben energische Gesetze die Macht, derartigen Verbrechen vorzubeugen. Ohne Revolutionsversuche würden sich dagegen die Herren Italiener ihre reti aperti (offenen Netze) und ihre gastronomische Vorliebe für die uccelli di spino („Gebüschvögel") sicherlich nicht nehmen lassen. Immerhin wird die zunehmende Verminderung der nützlichsten und unentbehrlichsten Vögel, deren Hilfe die Land- und Forstwirtschaft unmöglich entbehren kann, es noch zu einer internationalen Regelung dieses verbrecherischen Unfuges kommen lassen. Unsinnig aber muß es erscheinen, wenn gar zu „schneidige" Gesetzesvorschläge bei uns das Kind mit dem Bade ausschütten, und die Stubenvogelliebhaberei überhaupt verbieten wollen. Wort für Wort kann man daher die Ansicht des Herrn Professor Dr. Liebe (Gera) unterschreiben, welcher sich in einem Vortrage im „Deutschen Verein für Vogelschutz" folgendermaßen aussprach: „So stehen wir vor einem

Verbot (Verbot des Vogelfanges jeder Art), so schroff und so infallibel tyrannisch, wie eben Extreme sich gestalten, wenn theoretisches Denken und Fühlen ohne wirkliche vorurteilslose Sachkenntnis und ohne praktische Rücksicht auf die wirkliche Sachlage Urteile fällen. Wir stehen hier vor einem Gesetzesvorschlage, der uns geradezu befremden muß, die wir seit länger als einem Vierteljahrhundert für den Vogelschutz voll und kräftig eingetreten sind. Wir fragen uns ja: von wem ging die Anregung aus, welche die größeren und kleineren Vereine für Vogelschutz, welche die vielen populären ornithologischen Artikel und Abhandlungen zum Besten unserer deutschen Kleinvögel veranlaßt hat? Das waren ja eben die Naturfreunde, welche ihren kleinen Sänger im Bauer mit zärtlicher Aufmerksamkeit pflegten und so wohlwollende Freunde der ganzen Vogelwelt geworden waren. — Es giebt allerdings Gegenden in Deutschland, in denen Stubenvögel eine Seltenheit sind; aber diese sind es nicht, von denen Anregungen zu wirksamem Schutze der Vögel ausgegangen sind, oder wo sie jetzt erfolgreichen Anklang finden. Weit größer dagegen sind die Gebiete unseres Vaterlandes, in welchen Stubenvögel eine häufige Erscheinung sind, und hier muß man mit dem Volke in seiner Gesamtheit verkehren, um zu erfahren, wie der Vogel nicht bloß zum unentbehrlichen Freund seines Herrn, sondern auch zum Liebling der ganzen Familie wird — wie der Handwerker im Gebirge seinem Kreuzschnabel sorgfältig Fichtenzapfen in den Käfig steckt und sich der Kraft und Geschicklichkeit freut, mit welcher der krummschnäbelige Bursche die Zapfen bearbeitet. Wer gesehen hat, wie der an seinen Stuhl gefesselte Weber mit der lärmenden Arbeit auf kurze Frist innehält, um dem Rotkehlchen zu lauschen, welches die niedere Stube mit seinen zarten Melodien erfüllt — wer beobachtet hat, wie die Hausfrau am Sonntag im reinlichen Stübchen von ihrer Nadelarbeit vergnügt aufschaut zu dem fröhlich zwitschernden Zeisig am Fenster, der findet ein Gesetz, welches das Halten der Vögel verbietet, hart, ungerecht, undurchführbar."

Die Gefahr eines so unsinnigen Gesetzes für das Deutsche Reich scheint nach den seither gepflogenen Verhandlungen doch ausgeschlossen zu sein, aber schon den Fang und Handel von Singvögeln für den Käfig zu erschweren, erscheint als zweckloses Unternehmen, so lange die Italiener jeden Frühling und Herbst die Scharen unserer Zugvögel so schauderhaft lichten. Selbst dem Verbote des sog. „Krammetsvogelfanges", d. h. dem Wegfangen der Drosselarten, für welches Verbot auch ich schon vielfach in der Presse eingetreten bin, kann nur sein hoher moralischer Wert zugesprochen werden, denn praktisch ist es leider sehr gleichgültig, ob deutsche oder italienische Leckermäuler den winzigen Braten der herrlichen Waldbeleber vertilgen.

Immerhin ist die Wirkung der gegenwärtig geltenden Polizeiverordnungen über Fang und Handel von Käfigvögeln schon die, daß die meisten Liebhaber gezwungen sein werden, wenn sie einen Wildfang, einen Sprosser, eine Grasmücke u. a. sich verschaffen wollen, solchen von auswärts zu beziehen.

Ankunft des Vogels. In der Regel kommen die Vögel in den gebräuchlichen kleinen Versandkäfigen, durch ihre Entleerungen und verstreutes Futter beschmutzt, an. Man geht deshalb, von Reinlichkeitssinn und von der Absicht geleitet, es dem Ankömmling baldmöglichst traulich zu machen, sofort daran, das beschmutzte Gefieder und die Füße des Vogels zu baden und zu reinigen. Trotz der wohlmeinenden Absicht gefährdet man jedoch bei einer solchen Behandlung die Gesundheit des Vogels erheblich, denn das Anfassen, in der Hand halten, Waschen, wenn auch mit lauem, wie es jedoch meistens geschieht, mit kaltem Wasser, des vom Transport erhitzten Vogels kann, wenn nicht den Tod durch Schlagfluß, so doch die verschiedenen Gesundheitsstörungen, jedenfalls aber Schreck und Beängstigung hervorrufen.

Erster Käfig. Man verfahre vielmehr folgendermaßen. Man bringe den Vogel zunächst in einen Käfig, dessen Rückwand und Seitenteile durch Wachstuch und dessen Vorderseite durch hellgrünen Baumwollenstoff oder Futterseide von derselben Farbe verdunkelt und dessen Schubladenkasten, am besten aus Zinkblech gefertigt, etwa 1—1,5 cm hoch mit frischgegrabener Gartenerde versehen ist. Das Wachstuch und der grüne Stoff werden am zweckmäßigsten durch Zeichenbrettstifte befestigt, welche leicht herausgenommen werden und bei Bedarf ebenso leicht an anderen Stellen des Vogelbauers eingesteckt werden können.

Als Sitzstangen verwende ich am liebsten grüne Triebe von Holunder, Haselnußstaude oder Faulbaum; nachdem ich zu der Überzeugung gekommen, daß alle künstlichen Umhüllungen der Sitzstangen mit Tuch oder Leder, oder die Verwendung von Gummischläuchen, Rohr oder Binsen oder was man sonst noch vorgeschlagen hat, sich nicht bewähren wollen.

Behandlung des Wildfanges.

Auf die Erde des Schubbodenkastens gebe man noch, bevor man den Vogel in den Käfig einläßt, 20—30 Mehlwürmer — die man mit der Schere mitten durchgeschnitten hat, damit sie sich nicht in die Erde verkriechen können — sodann einige kleine, nackte Schnecken und reichlich frische Ameisenpuppen, desgleichen von dem nämlichen Futter in den Futternapf, den man zur Hälfte mit Erde anfüllen kann, damit der Wildfang sich eher mit der für ihn fremdartigen Form des Futtergefässes befreundet. Zum Futter wähle man Ameisenpuppen, die entweder schon einige Tage aus dem Erdboden genommen sind oder solche, die in der Sonne oder in einer Röhre rasch getötet, nicht aber gedörrt wurden. Die durch Sonne oder Ofenhitze rasch getöteten Ameisenpuppen halten sich auch viel länger als grüne, ballen sich nicht zusammen und werden von den Vögeln lieber gefressen als jene, unter denen schon mehrere blaue, d. h. in der Entwicklung des Insektes vorgeschrittene sich befinden. Um die Ameisenpuppen aber bei ermangelndem Sonnenschein auf dem Ofen oder in einer Ofenröhre zu töten, ist es erforderlich, daß man sie auf einem mit Papier belegten Blech nicht höher als 1 cm hoch ausbreite und das Blech bei mäßigem Feuer aufsetzt und nur so lange stehen lasse, bis die Ameisenpuppen schwitzen. Hierauf nimmt man sie vom Feuer, schiebt das Papier vorsichtig vom Blech herab und läßt die Ameisenpuppen langsam abkühlen. Erst nach dem Erkalten und ohne vorher mit den Händen oder mit sonst etwas darin herumzuwühlen, bringt man die Puppen durch Hin- und Herschieben des Papiers auseinander, damit sie locker werden und rollen. Mit einem zweiten Papier oder Gaze deckt man sie zu und bewahrt sie zum allmählichen Verbrauch an einem kühlen aber nicht feuchten Orte auf. Würde man die Ameisenpuppen, so lange sie noch warm oder gar heiß sind, anfassen und mit den Händen auseinanderscharren wollen, so würden sie, anstatt locker zu werden, zusammenkleben und nicht mehr auseinanderzubringen sein. Solche Ameisenpuppen, in Süddeutschland „geschwelkte“ genannt, halten sich vierzehn Tage bis drei Wochen in grünem Zustande.

Wasser darf man vorerst dem Wildfang nicht reichen, sondern man warte damit einen ganzen Tag; es ist dabei nicht zu fürchten, daß der Vogel etwa durch Durst Schaden nehme. Die frischen Ameisenpuppen haben Saft zum Durstlöschen genug, so daß z. B. viele Händler während der ganzen Fütterungszeit mit frischen Ameisenpuppen Wasser überhaupt nicht geben. Hierdurch wird verhütet, daß der Vogel Durchfall oder Halsübel bekommt.

Nachdem der Vogel mit Futter versehen, in den Käfig gebracht und an einen ruhigen Platz gestellt worden, lasse man ihn den ersten Tag in der ungestörtesten Ruhe, ohne ihn aufzudecken oder sonst zu stören. Das ist die Hauptsache. Nach Verlauf der genannten Zeit gebe man, am besten am Vormittag, in das Bauer ein Wassergefäß, das so groß sein muß, daß der Vogel darin baden kann, gefüllt mit Wasser, welches in der Sonne oder im Ofen etwas abgeschreckt wurde. Jetzt wird der Vogel nicht nur ohne üble Folge trinken, sondern sich aus freien Stücken gern baden und so auf die einfachste und natürlichste Weise die Reinigung selbst vornehmen. Freilich giebt es Vögel, wie z. B. die Lerchen, die zum Baden nicht zu bringen sind; bei diesen führt ein anderer Weg, der übrigens ebenso das gewaltsame Anfassen zum Zwecke der Reinigung vermeidet, zum Ziel, indem man nämlich in den Zinkschubkasten lauwarmes Wasser mit Flußsand, welchen Lerchen überhaupt statt des Erdbodens eingestreut erhalten, bringt, den Vogel in den Käfig setzt und ihn durch Hin- und Herlaufen gleichfalls selbst die Reinigung der Füße und des Körpers ausführen läßt. Hierauf wird das Wasser entfernt und trockner Sand aufgeschüttet.

Regenwürmer, Russen und Schaben.

Einige Vögel, wie Blau- oder Rotkehlchen, kommen im Frühjahr zu einer Zeit in den Handel, zu welcher es noch keine frischen Ameisenpuppen giebt. Hier muß man sich mit einem Mischfutter helfen; Rotkehlchen gehen gerne an eine Mischung von geriebener gelber Rübe, Semmelmehl, viel Hühnerei und getrockneten Ameisenpuppen, untermischt mit etwa zwanzig Stück zerschnittener Mehlwürmer, wenn zu bekommen auch kleiner, nackter Schnecken; alles gut durcheinander gemengt. Schwerer gehen Blaukehlchen an ein solches Futter, bei diesen muß man zu dem Mengfutter etwa fünfzig Mehlwürmer geben, oder was nie fehlschlägt, Schaben („Schwaben“) und sogen. „Russen“ (Periplaneta orientalis und Blatta germanica) und Regenwürmer, letztere in kleine Stückchen zerschnitten, in Menge beilegen. Es können die Blaukehlchen, wie ich mich öfters überzeugte, sogar ganz allein mit zerstückten Regenwürmern bis zum Eintritt der Ameisenpuppenzeit erhalten werden und dabei singen sie

nach wenigen Tagen so gut oder schlecht als eben ihre Art ist. Zu beachten ist nur, daß der Kopf oder spitze Teil an den Würmern entfernt wird. Russen, bei jedem Bäcker durch Gefälligkeit zu haben, füttere ich in der Weise, daß ich sie mir in einem sogenannten Lichterzieherglas, welches oben eine größere, mit einem Stopfen zu verschließende Öffnung hat und unten mit einer ganz kleinen, ebenfalls zu verwahrenden Öffnung versehen ist, einfangen lasse, sodann sie einzeln durch die kleine Öffnung unten in ein mit Wasser gefülltes Becken fallen lasse, sie sofort durch Drücken mittelst einer Pinzette töte und als Futter reiche, dadurch wird vermieden, daß man die lästigen Gesellen in die Wohnung bekommt.

Für Spötter, Grasmücken, Nachtigallen sind diese Insekten im Winter oder zur Mauserzeit ein saftiger Leckerbissen, den man in jeder Menge und zu jeder Jahreszeit beschaffen kann, während die mit Recht angepriesenen Spinnen viel schwieriger in Massen zu bekommen sind. Doch hüte sich ein jeder, tote „Russen“ und „Schaben“ zu verwenden, diese sind dann meistens durch Gift gestorben und vergiften die Vögel. Also nur lebende Insekten annehmen!! Auch kleine Heuschrecken, im Herbste mit einem Schmetterlingsgärnchen gefangen, sind delikat und werden von Nachtigall, Sprosser, Steinrötel, Blauamsel 2c., vor allem aber von Würgerarten sehr gerne gefressen; für letztere trockne ich stets einen Vorrat davon für den Winter.

Zu erwähnen ist, daß die Wildfänge im Frühjahr nur im Zimmer und nicht vor dem Fenster gehalten werden sollten, weil sie sonst zu wild werden, nachts im Käfig herumtoben und sich, wie z. B. die Sprosser, die Füße wundlaufen, außerdem auch in die Gefahr kommen, sich, nachdem sie vom vielen Baden durchnäßt sind, in der Nachtkühle und bei rauhen Winden zu erkälten. Eine Ausnahme machen auch hier wieder nur die Lerchen, welche es lieben, vor dem Fenster zu singen, die immer aber vor starkem Wind oder Regen zu schützen und nachts hinter das Fenster im Zimmer auf das Fensterbrett zu stellen sind. Wer über Wohnungsräumlichkeiten gebietet, in denen die Vögel wenig beunruhigt werden und wem es nicht zu lange dauert, wenn er etwa acht Tage auf den Gesang warten muß, kann auch Grasmücken, Spötter, Rotkehlchen, vor allem aber Blaukehlchen, an der Vorderseite des Käfigs offen und nur an den Seitenteilen verdunkelt halten; für Nachtigallen oder Sprosser möchte ich dies jedoch nicht anraten, weil sie im ersten Jahre meist noch zu wild bleiben.

Gitter und Sitzstangen.

Einige Sprosser stürmen trotz aller Umsicht in der Behandlung nachts derart im Käfig umher, daß nichts weiter übrig bleibt, als sie in ein kleineres Bauer von vielleicht 40 cm Länge und 24 cm Höhe zu bringen und den Käfig anstatt aus Draht, mit Weidenstäbchen einfassen zu lassen — in Österreich nimmt man sehr dicke Drahtstäbe — damit die Vögel sich nicht bei dem Anspringen an die dünnen gewöhnlichen Drahtstäbe wehe thun. Auch ist es solchen Vögeln gegenüber nötig, die Sitzstangen zu umwickeln. Ich nehme in derartigen Fällen Gummiröhrchen von verschiedener Stärke, stecke dünne Blumenstöckchen zur Befestigung an den Seitenteilen der Bauer hindurch und umwickle die Gummiröhren noch spiralförmig mit 3—4 cm breiten Leinwandstreifen oder Bändern, die ich an den Enden am Gummi annähe. In so hergerichteten Käfigen beschädigt sich nie ein Vogel an den Füßen, auch nicht der ungestümste Sprosser. Leinwand gebe ich um die Gummiröhren, weil ich bemerkt habe, daß die Vögel ungern auf Gummi unmittelbar sitzen, während Tuch als Ueberzugsmaterial für die Sitzstangen zu heiß ist. Leder würde bei dem häufigen Baden der Wildfänge bald hart werden, Binsen würden trocken werden und klappern, und Rohrstangen sind für die meisten Vögel zu glatt; man denke nur an die saftigen, kühlen Schößlinge, auf denen die Vögel im Freien sitzen. Später im Herbst, wenn die Vögel ruhig geworden sind, vertausche ich die beschriebenen Sitzstangen mit natürlichen saftigen Stöcken, dich ich allmonatlich erneuere. Wer bei Grasmücken und ähnlichen Vögeln, außer Sprosser und Nachtigall, vermeiden will, die Käfige an der Vorderseite ganz mit Tuch zu verdunkeln und doch gern einigen Schutz gewähren möchte, kann grünen Stramin nehmen und denselben an der Vorderseite mit Zeichenbrettstiften befestigen, die Vögel sitzen dahinter wie im Laube, verhalten sich ziemlich ruhig und können von ihrem Pfleger gut beobachtet werden.

Entwischen der Wildfänge.

Noch ist recht sehr darauf zu achten, daß von den Wildfängen keiner entkomme; das Offenstehenlassen der Futterklappe nur für einige Augenblicke genügt, besonders wenn die Fenster beim Füttern offen gelassen werden und die Wildlinge mit ihrem feinen Gefühl die frische Luft wittern, daß solche ent-

wischen. Das Gute dabei ist, daß sie — die Wildlinge nämlich — im Gegensatze zu den schon längere Zeit gefangen gehaltenen Genossen unfehlbar immer die offene Fensterspalte finden und in das Freie entweichen, während die letzteren sich leider nur zu oft die Köpfe an den Fenstern einrennen, wenn sie, was seltener geschieht, einen Fluchtversuch machen. Also an den Futter- und Wasservorrichtungen Fallthüren anbringen, die von selbst zufallen. Sobald die Vögel an das Futter gehen und aus dem Futtergeschirre fressen, ist es nicht mehr nötig, Erde in die Schubkästen zu thun, man ersetzt diese durch den bequemer zu handhabenden Sand, der bei mir nicht etwa alle zwei bis drei Tage entfernt wird, sondern, was viel bequemer ist und geringeren Vorrat an Sand erheischt, 3—3,5 cm hoch eingestreut und vom Schmutz dreimal wöchentlich dadurch geschieden wird, daß man den letzteren mit einem passenden Stück Drahtgitter abhebt und den übrigen also gereinigten Sand im Käfig beläßt. Es geht dies viel rascher als Aussieben und es genügt bei diesem Verfahren, alle sechs bis acht Wochen einmal neuen Sand zu geben. Es sei für Blumenfreunde hier darauf hingewiesen, daß es gar kein besseres Dungmittel giebt, als diesen Vogelmist.

Reinigen des Bodens.

Nicht ohne Grund habe ich die Maßregeln zur Eingewöhnung insektenfressender Stubenvögel so umständlich beschrieben, denn in der ganzen Liebhaberei wird nirgends so viel gefehlt, wie bei der Behandlung frischgefangener Vögel. Bei allen Vogelfreunden aber, welche sich solchergestalt durch die Praxis haben unterrichten lassen, wird sich die Eingewöhnung wildgefangener Vögel unschwer vollziehen, und es ist dem Pfleger erspart, durch Schaden klug zu werden.

Der Käfig.

Es sind für verschiedene Vogelarten ganz verschiedene Käfige nötig, gemeinsam ist jedem Bauer für insektenfressende Vögel, daß die Form eine viereckige Kistenform sein muß, nur an der Vorderseite mit Gitter versehen, und daß der Käfig eine Decke von Tuch, nicht von Holz oder gar Draht, haben muß. Ganz unendlich unsinnig ist es, die Seitenteile mit Gitter zu durchbrechen, welches der Zugluft freiesten Eintritt verschafft, den Vogel zu meist tödlichen Schnabel- und Kopfverletzungen veranlaßt, und der Beschmutzung durch hinausgeworfenes Futter Vorschub leistet. Im allgemeinen sind alle Käfige für Insektenfresser nur für einen Vogel berechnet, schon wegen der Streitsucht dieser Vögel, sodann auch, weil sich zwei oder mehr Genossen im Gesange stören. Doch kann man sehr wohl den Versuch wagen, zwei Vögel verschiedener Arten, wie Nachtigall und Schwarzkopf, Rotkehlchen und Grasmücke, Lerche und Wachtel in einem Käfige zu vereinen, nie aber zwei Sänger der gleichen Art, diese werden sich stets bitterfeindlich gegenüberstehen. Alle Körnerfresser sind in dem Punkte viel verträglicher.

Decke von Tuch.

Fast alle Insektenfresser sind Zugvögel. Die ungeheure nervöse Aufregung, welche diese edelsten Sänger während der Zugzeit ergreift und sie zwingt, die ganze Nacht wie besessen im Käfige zu toben, verachtet jeden körperlichen Schmerz; an Käfigen mit Draht- oder Holzdecken würden sich die fieberhaft erregten Vögelchen die Köpfe einstoßen, an den harten Holzstengelchen die Füße zerschlagen. Ich verweise hier auf alles im vorhergehenden Kapitel Gesagte, das zur Unmöglichmachung jeder Verletzung vollständig genügt.

Thönerne Sitzstangen.

Einige wenige Vögel sind Bewohner steiniger Regionen, sind als solche an kaltes Sitzen gewöhnt, z. B. der Steinrötel und die Blauamsel auf ihren Felsenzacken der Hochgebirge; ihre Füße erkranken in sogar manchmal tötender Weise infolge zu warmen Sitzens. Ich habe nun diesen Vögeln, erklärten Lieblingstieren meiner Wenigkeit, thönerne Sitzstangen gegeben und seit fünfzehn Jahren keinen kranken Fuß gesehen, was ist denn auch natürlicher, als den Vogel seiner Natur entsprechend zu behandeln.

Form des Käfigs.

Die Form des Käfigs für Insektenfresser ist stets ein längliches Viereck, die Mindestmaße sollten folgende sein: für Vögel in Amselgröße: 70 cm Länge, 45 cm Breite, 55 cm Höhe; für Nachtigallengröße: 60 cm Länge, 30 cm Breite, 35 cm Höhe; Lerchenkäfige sind ganz abweichend von anderen Bauern, die Lerchen können kein Sprungholz gebrauchen, weil sie nie aufsitzen, der Käfig muß niedrig sein, damit sie nicht versuchen, aufzufliegen, dagegen eine sehr tiefe Schublade für vielen Sand haben und so lang wie möglich sein. Das Futter- und das Trinkgefäß steht mit dem Boden gleich, ist aber durch ein weites Drahtgitter geschützt, damit die Lerche nicht durchlaufen kann, wobei ja alles beschmutzt

und zerstreut würde. Die Maße des Lerchenkäfigs sind: 60 cm Länge Minimum, 30 cm Breite, 25 cm Höhe.

Material zum Käfige.

Als Material zu dem Kistenkäfige sollten stets ganz dünne Brettchen verwendet werden, denn aus solchen Bauern schallt der Gesang noch einmal so schön und stark. Eine ganz vorzügliche Neuerung besteht darin, statt des Drahtes an der Vorderseite sogenannte Fliegengitter zu verwenden, sehr lebhafte Vögel, wie Nachtigallen, Rotkehlchen u. a. können sich an diesem Gitter nicht verletzen und verstoßen, während die Drahtstäbe die Schuld tragen, wenn nach kürzester Zeit Schwingen und Schwanzfedern abgenutzt, zerstoßen und zersplissen sind.

Krankheiten.

In der Freiheit ist ein kranker Vogel eine Seltenheit. Seuchen treten wohl nur bei den hühnerartigen Vögeln, und hier selten, auf. Sowie aber der Mensch gewaltsam eingreift, sei es, daß er das „Hausgeflügel" mit Umsicht und Sorgfalt züchtet, daß er in Fasanerien die Ueberwachung der Aufzucht, die Förderung derselben durch Fütterung in die Hand nimmt, die Verbreitung resp. Auswanderung künstlich hindert, sei es, daß er Singvögel in Käfigen hält, stellen sich Krankheiten ein. Sie werden in wachsendem Maße häufiger, je mehr Gewalt der Natur angethan wird; es ist kein Wunder, wenn wir sehen, daß aus dem höchsten Norden und den heißesten Äquatorgegenden zu uns gebrachte Vögel einem Heer von Krankheiten unterworfen sind.

Ein gesunder Vogel trägt das Gefieder glatt, singt, ist lebhaft und zeigt Appetit. Fehlt eines von diesen Merkmalen, dann ist er krank.

Die Mauser.

Ein naturgemäßes Unwohlsein tritt stets auf mit der Mauser, dem Federwechsel vom Sommer- zum Winterkleid und umgekehrt. Die Mauser kündigt sich an durch viele ausfallende Federn, meist ist der Vogel während derselben traurig, nur ganz selten singt er in der Mauserzeit. Der mausernde Vogel muß warm gehalten und sorgfältigst vor Zugluft geschützt werden, soll so hell wie möglich stehen und viel Sonne haben. In das Trinkwasser giebt man ihm täglich einige Tropfen guten Rotweines und macht dasselbe durch Einlegen eines rostigen Nagels eisenhaltig. Zu kräftigem Futter gebe man Eigelb, grünes Futter muß ganz wegbleiben. Werden die Vögel ernstlich krank, so gebe man ihnen einen Tropfen Zimmetöl und ins Wasser ein wenig Jodtinktur.

Den Weichfressern verabreiche man nötigenfalls neben frischen Ameiseneiern noch täglich 6—12 Mehlwürmer und sofern die Vögel es nehmen, etwas klein gepreßtes Hühnerei, sowie rote Holunderbeeren.

Milben.

Milben und Läuse hat ein gut und reinlich gehaltener Vogel selten. Bringt ein frisch gekaufter solche mit oder entstehen sie bei dem Brutgeschäfte, so werden ja bekanntlich viele Mittel angeboten; das einzige wirklich unbedingt helfende ist aber echt persisches oder Dalmatiner Insektenpulver, aber nur, wenn es frisch und unverfälscht ist. Zur Probe schüttet man eine Handvoll auf ein Papier, stülpt ein niederes Gefäß darüber und schiebt Insekten hinein. Liegen dieselben nach kurzer Zeit betäubt am Boden, so ist das Pulver gut, sonst aber nicht. Wenn ein Vogel Milben hat, so bestreiche man ihn an denjenigen Stellen, wo er sich nicht selbst reinigen kann, also an Kopf, Schultern und Oberrücken, dünn mit Glycerin und bläst darüber durch eine Federspule Insektenpulver, sorge aber dafür, daß es nicht in die Augen, Nasenlöcher und Schnabel kommt. Selbstredend nimmt man den Käfig, brüht ihn aus, giebt frische Sitzstangen und thut reichlich Insektenpulver in die etwaigen Ritzen, Verzierungen und unter das Sandbrett.

Innere Krankheiten.

Alle Krankheiten sind leichter durch sorgfältige, gewissenhafte Wartung zu verhüten, als zu heilen. Wird ein Vogel krank, so befasse sich der Laie nicht allzuviel mit seiner Heilung, er macht ja das Übel nur schlimmer. Das viele in der Hand herum plagen, Federn auseinanderblasen, gar operative Eingriffe, sind, so gut es auch gemeint sein mag, nichts als Tierquälereien. Um alles lasse man keinen Vogeltobias, keinen „klugen Mann aus dem Volke" zu dem armen Geschöpf. Diese Pfuscher treiben

den dümmsten Unfug, drücken oder schneiden die Bürzeldrüse auf ꝛc. Die Tierärzte dagegen sind in der Behandlung von Vogelkrankheiten sehr vorgeschritten, Professor Dr. Zürn in Leipzig hat ein treffliches Lehrbuch „Die Krankheiten des Hausgeflügels“ herausgegeben, es wird also stets am besten sein, wenn man kurieren will — ich habe, offen gestanden, wenig Vertrauen dazu — einen Tierarzt zu seinem winzigen Patienten zu bitten.

Jedenfalls entferne man jeden kranken Vogel sofort aus der Gesellschaft anderer.

Gegen einige und zwar die häufigsten Krankheiten haben wir aber einfache und naturgemäße Mittel.

Lungenschwindsucht.

Die Lungenschwindsucht — Tuberkulose — kommt namentlich bei unserem allbeliebten Kanarienvogel Harzer Rasse recht häufig vor, aber auch, obwohl viel seltener, bei den übrigen Stubenvögeln und ist in ihrem vorgeschrittenen Stadium mit dem bekannten Schmatzen — Husten oder auch Nießen — der Patienten verbunden. Sie ist in ihren ersten Anfängen schwer zu erkennen und vielleicht noch heilbar, wenn man den Vogel in ein Gewächshaus freifliegend unterbringen kann und mit reichlicher Nahrung, namentlich solcher, welche zugleich blut- und fettbildend wirkt, versieht; nur muß man für möglichst gleichmäßige feuchtwarme Luft und 15 Gr. R. Wärme sorgen. Die Lungenschwindsucht wird von ungewöhnlicher Freßlust und im weiteren Verlauf auch von starker Abmagerung und Mangel an Appetit begleitet; als eigentliche Ursache sieht man ungeeignetes oder verdorbenes Futter oder auch langes Fasten in den Winternächten an, obwohl sie meines Erachtens weniger die eigentliche Entstehung als die beschleunigte Ausbildung der Krankheit erklärt. Bei der Sektion sind mittels einer guten Loupe in der Lunge kleine Tuberkeln oder Eiterungen von Stecknadelkopfgröße wahrzunehmen.

Die Tuberkulose soll übrigens außerdem noch in Leber, Herz, Milz, Magen, Eierstock und Därmen auftreten; sie ist in ihren vorgeschrittenen Stadien unheilbar und die oben angegebenen Mittel können dann nur zur Linderung der Krankheit dienen. Speziell wendet man bei Körner- und Weichfressern Eifutter an, bei Körnerfressern auch wohl Hanf.

Die Lungentuberkulose, auch Darre und Auszehrung genannt, wird übrigens nicht selten verwechselt mit

Schnupfen.

dem Schnupfen (Katarrh der Nasen-, Rachen- und Mundhöhle) und dem Luftröhrenkatarrh, welche beide auf Erkältung, namentlich Zugluft, plötzlichem Sinken der Zimmertemperatur oder eiskaltem Trinkwasser beruhen, und bei zweckmäßiger Behandlung und Pflege des Patienten heilbar sind. Die Kennzeichen des Schnupfens sind das oben erwähnte Schmatzen, Schlenkern des Kopfes, ein schleimiger Ausfluß aus den Nasenlöchern, der sich in Krusten ansetzt. Als Heilmittel schlägt Dr. Ruß das Einatmen von Teerdämpfen (Teer 1 mit heißem Wasser 100; in kleinen Fläschchen unter den Schnabel zu halten), das Einpinseln von gutem Fett, das Auspinseln des Schnabels und Rachens mit einer Auflösung von chlorsaurem Kali (1 : 100) vor. Das besondere Kennzeichen des Luftröhrenkatarrhs ist ein eigentümliches Stöhnen oder Rasseln beim Atmen und bei einigen Sängern belegte oder heisere Stimme. Das bekannte Schmatzen ist ebenfalls damit verbunden. Als Heilmittel werden allgemein zuckerhaltige Stoffe, im Trinkwasser verabreicht, angewandt.

Dr. Ruß empfiehlt außerdem Salmiakmixtur (S. 0,1 gr, Honig 3 gr, Fenchelwasser 100 gr), täglich mehrfach einige Tropfen in einem Theelöffel, Dulkamara-Extrakt (1 : 500), 2—3 Tropfen, gelinde Teer- und Holzessigdämpfe.

Reichliche Wärme und verschlagenes Trinkwasser, bei dem Luftröhrenkatarrh auch feuchtwarme Luft sind für dergleichen Patienten sehr zweckdienlich; man stelle daher ein blechernes Gefäß auf den geheizten Ofen und lasse das Wasser in der Nähe des Vogels verdampfen. Vermeidung von Zugluft, ganz besonders zur Zeit der Mauser, ist unbedingt erforderlich.

Gefährlicher, wie die beiden vorhergehenden Krankheiten ist die übrigens selten auftretende

Lungenentzündung.

Lungenentzündung, welche meist mit dem Tode des Patienten endigt und nur in den leichteren Fällen heilbar ist. Die Krankheitszeichen sind fast dieselben, wie beim Luftröhrenkatarrh, nur in erhöhtem Maße, als Schmatzen, kurzes, schnelles, pfeifendes Atmen mit aufgesperrtem Schnabel, Schüttelfrost und mangelnde Freßlust, auch Auswerfen eines gelben oder gar blutigen Schleims. Ihre Ursache ist Erkältung; sie kommt namentlich bei solchen Vögeln vor, die in der Nähe von Thüren oder Fenstern untergebracht waren, dann aber auch als Folge der Versendung in unzweckmäßig eingerichteten

Versandtkistchen. Heil- oder doch Linderungsmittel: feuchtwarme Luft, ferner das Abschneiden einer — hintern — Kralle des Patienten bis zum Bluten, was für das Allgemeinbefinden eines Vogels überhaupt nicht nachteilig ist. Dr. Ruß empfiehlt sodann noch Pillen von kohlensaurem Ammoniak (A. 0,01 gr, mit Altheepulver und Wasser zu je einer kleinen Pille geformt), täglich 2 bis 3 mal; gereinigten Salpeter (0,02—0,03 gr) in Wasser dreistündlich zu geben oder ein Mohnsamenkorn groß Chilisalpeter ins Trinkwasser; bei katarrhalischer Lungenentzündung auch die beim Luftröhrenkatarrh angeratenen Mittel.

Die Lungenentzündung verläuft meistens sehr schnell; man kann daran nach wenigen Tagen einen vorher noch ganz munteren Vogel verlieren. Derselbe magert dabei nicht in dem Maße ab, wie bei der Lungenschwindsucht; nach der Eröffnung des Kadavers gewahrt man, daß die Lunge statt hell- oder rosarot dunkelbräunlich gefärbt ist.

Verdauungsstörung.

Die vorhin erwähnte ungewöhnliche Abmagerung ist nicht immer eine Folge tuberkuloser oder entzündlicher Erkrankung; sie kann auch in einer hochgradigen Verdauungsstörung beruhen, welche in einer Erkrankung der Verdauungsorgane, des Magens oder des Darmkanals infolge ungeeigneter Nahrung oder starker Erkältung ihren Grund hat. Man giebt dem Patienten zunächst eine möglichst leicht verdauliche Nahrung, den Körnerfressern namentlich zu ihrem bisherigen Futter geschälten Hafer, den Weichfressern statt des bisherigen Futters frische oder doch dürre Ameiseneier nebst Mehlwürmern; später setzt man zur Kräftigung der Vögel Eifutter hinzu. Körnerfresser gehen leicht an ein Gemisch von hartgesottenem Hühnerei und besten geriebenen oder gestoßenen Weißbrots; Weichfresser verschmähen oft in den ersten Tagen das reine Ei, man muß dann wohl seine Zuflucht zu rohem oder gekochtem Fleisch, Kerfen der verschiedensten Art oder auch zu Obst- und Beerenfrüchten nehmen. Erhöhte Wärme für solche Patienten ist sehr zweckdienlich.

Fettsucht.

Die Fettsucht tritt namentlich bei Weichfressern, selten bei Körnerfressern auf; sie ist eine Folge eines allzufettreichen Mischfutters, welches mit Baumöl angemacht ist oder auch zuviel zuckerstoffhaltige Nahrung enthält. Zur Zeit der Mauser ist eine gute Fettablagerung erwünscht, weil sie die Neubildung der Federn begünstigt; zur Unzeit eingetreten, kann sie das Ausfallen der Federn, namentlich bei der grauen Grasmücke, zur Folge haben. Dieselben wachsen dann erst in der nächsten Mauser nach, wenn der Vogel sie noch erlebt. Eigentümlich ist in dieser Hinsicht, daß den Körnerfressern ausgefallene oder ausgerupfte Federn sofort nachwachsen, während dies bei den Weichfressern erst bei der nächsten Mauser geschieht, sofern bis dahin die betreffenden Drüsen nicht vertrocknet und daher reproduktionsunfähig geworden sind.

Die Fettsucht ist bei der Untersuchung des Unterleibes des Patienten leicht zu konstatieren; sie ist von Gesangesträgheit, raschem und bei vorgeschrittener Krankheit auch keuchendem Atmen begleitet. Sie ist in ihren ersten Stadien leicht zu kurieren, indem man dem Vogel einen sehr geräumigen Käfig giebt und auf halbe Kost setzt; oder man gebe dem Patienten eine kurze Zeit hindurch Abführmittel, einem Körnerfresser also viel Grünzeug und eingeweichte Sämereien, einem Weichfresser ein in Baumöl abgetötetes Insekt, als Spinne oder Mehlwurm; oft thut's hier auch die schwarze Holunderbeere. Hat die Fettsucht längere Zeit bestanden, so kommt es leicht zur fettigen Entartung der Eingeweide und und dann ist der Patient in der Regel verloren.

Kann man einem fettsüchtigen Vogel einen kleinen Flugraum anweisen, so ist zur Heilung in der Regel nichts weiter erforderlich; bei einer nur aus Ameiseneiern und Mehlwürmern bestehenden Nahrung tritt die Krankheit gewöhnlich nicht auf; es müßte denn der Käfig sehr klein sein.

Heiserkeit.

Heiserkeit und Pips sind keine selbständigen Krankheiten, obwohl sie von den Vogelwirten vielfach als solche angesehen werden.

Pips.

Der Pips ist mit dem Schnupfen oder auch mit dem Luftröhren-Katarrh ein und dieselbe Krankheit. Das dagegen in ältern Lehrbüchern anempfohlene Mittel der Ablösung des verhärteten obersten Zungenhäutchens ist eine völlig zwecklose Tierquälerei. Das weiter anempfohlene Mittel, dem Vogel etwas Butter zu verabreichen, ist dagegen probat.

Verstopfung.

Die Verstopfung tritt wohl bei Körnerfressern, selten bei Wurmvögeln auf infolge Veränderung oder Unzweckdienlichkeit der Nahrung; als stopfend gelten namentlich, wie im vorherigen Abschnitte angeführt, der Mohn und der Hanf, sowie das Eifutter; auch stark mehlhaltige Stoffe in dem Mischfutter

für Weichfresser können sicher in einzelnen Fällen die Ursache zur Verstopfung werden, namentlich wenn das Mischfutter möglichst trocken verabreicht wird. Bei Körnerfressern reicht in der Regel eine tüchtige Gabe von Grünkraut, bei Wurmvögeln eine in Oliven- (Baum-) oder besser in Ricinusöl abgetötete Spinne, oder auch ein auf gleiche Weise behandelter Mehlwurm zur Hebung der Krankheit aus; ist dieselbe hochgradiger Natur, so kann sie am besten gehoben werden durch ein Klistier. Man taucht einen Nadelknopf in erwärmtes Ricinusöl und schiebt die Nadel vorsichtig in den After ein.

Durchfall. Häufiger wie die Verstopfung tritt der Durchfall (Diarrhoe, Darmkatarrh), in hochgradiger Ausprägung Kalkdurchfall, Kalkmist genannt, auf; er führt bei längerer Andauer eine völlige Entkräftung oder Unterleibsentzündung herbei und beruht entweder auf Erkältung oder verdorbenem oder schwerverdaulichem Futter; meist wird die Ursache in einer Erkältung liegen. Bei Körnerfressern ist die Krankheit leicht an dünnflüssigen, mitunter kalkhaltigen Exkrementen zu erkennen; bei Weichfressern ist die Entleerung mitunter schleimig. Die Heilmittel sind die nämlichen, wie bei der Unterleibsentzündung; nur muß man alle Nahrung vermeiden, welche leicht abführt, daher man auch dem geschälten Hafer Mohn zusetzt oder den Hafer auch ganz wegläßt und ihn durch Rübsamen ersetzt — bei Körnerfressern natürlich; Wurmvögeln verabreiche man in kleinen Dosen gekochtes Hühnerei. Bei einem geringen Grade von Durchfall genügt es schon, wenn der Vogel der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen, im Winter der Ofenwärme ausgesetzt wird.

Der ruhrartig auftretende Durchfall ist ansteckend, ebenso der Kalkdurchfall, welcher nach neuern Untersuchungen auf mikroskopisch kleinen Gebilden, den Mikrokokken und Bakterien, beruht. Von einigen Vogelwirten wird dagegen — bei Körnerfressern — gepulverter Rhabarber mit Zucker unter das Futter gegeben; Dr. Ruß empfiehlt gegen Kalkdurchfall eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul (1:500) in 1—2 Tropfen dem Trinkwasser auf 14 Tage zuzusetzen und zur Vermeidung von Uebertragung mit Chlorwasser zu desinfizieren.

Der hochgradige Durchfall ist mit Schüttelfrost verbunden; im spätern Verlaufe treten Taumeln und Krämpfe ein, denen der Patient dann in der Regel erliegt. In Köln wurde während einer dortigen Kanarien-Ausstellung im Dezember 1885 einem Kanarienvogel, welcher stark an Schüttelfrost litt und aller menschlichen Voraussicht nach unrettbar verloren war, gemahlener Pfeffer mit bestem Erfolg eingestopft; nach einigen Tagen war der Vogel leidlich wieder hergestellt. Vielleicht kann dieses einfache Mittel auch bei andern Körnerfressern mit Erfolg angewandt werden. In andern gleichartigen Fällen hat man mit gutem Erfolge einige Tropfen Rotwein dem Trinkwasser zugesetzt; andere Vogelwirte bedienten sich der Opiumtinktur, indem sie einen Tropfen ins Trinkwasser schütteten.

Epilepsie. Schlagfluß und Krämpfe (Epilepsie) treten bei den Stubenvögeln selten auf. Sie beruhen auf großer Erregung, starker Hitze, nahrhaftem Futter und unbefriedigtem Geschlechtstriebe und geht ihnen durchweg ein starkes Zuströmen des Blutes nach dem Kopfe oder dem Herzen vorher. Krämpfe wiederholen sich, wenn die Ursachen nicht gehoben werden, öfters und endigen dann in der Regel auch mit dem Tode des Patienten; Schlagfluß hat meist den sofortigen Tod des vorher noch ganz gesunden Vogels zur Folge. Man vermeide daher alles, was den Vogel in Furcht, Schreck und Zorn versetzen kann; man setze ihn auch der Zugluft nicht aus und halte auf Diät beim Füttern. Einen zu Krämpfen leicht geneigten Vogel soll man namentlich nicht in die Hand nehmen; beim Reinigen des Käfigs beobachte man die größte Vorsicht. Bei einem Krampfanfalle betröpfelt man den Kopf des Patienten wohl mit kaltem Wasser; ein einmaliger Anfall geht aber auch so vorüber. In einem besonderen Falle, wo ein Körnerfresser stark an Krämpfen litt, wurde mit gutem Erfolge Opiumtinktur angewandt, indem man einige Tropfen ins Trinkwasser schüttete und den Patienten damit tränkte.

Gehirnentzündung. Entzündung des Gehirns und seiner Häute hat Dr. Lazarus an eingegangenen Lerchen, bei denen sie häufiger vorkommen soll, aber auch an Sprossern und Nachtigallen, welche noch nicht ganz eingewöhnt waren, konstatiert. Vollständiger Mangel an Freßlust, starkes Aufblähen des Gefieders und geschlossene Augen bei eingezogenem Kopfe waren die charakteristischen Merkmale dieser Krankheit. Nach 3—8 Tagen erfolgte gewöhnlich der Tod und bei der Zerlegung der Kadaver zeigte sich das Gehirn, sowie der Raum zwischen dem Gehirn und der Gehirnhaut von kleinen Blutaustritten durchsetzt, während alle anderen Organe gesund waren. Die Krankheit rührt sicher, wie auch Dr. Lazarus annimmt, von

dem wilden Umhertoben im Käfige und einer dabei stattgehabten Verletzung des Schädels her; es ist daher anzuraten, derartigen tobsichtigen Vögeln, wie im Abschnitt II. angegeben, die Flügelspitzen einzeln zusammen zu binden und sie in verdecktem, mit einer Zeugdecke versehenen niedrigem Käfige an einen ruhigen Ort hinzustellen, dabei aber dafür zu sorgen, daß sie Gelegenheit haben, auch des Abends Nahrung zu sich zu nehmen, damit sie des Nachts sich desto eher ruhig verhalten.

Kehlkopfswurm.

Der Luftröhren- oder Kehlkopfswurm, eine Entdeckung der neuern Zeit, tritt bei den einheimischen Stubenvögeln wohl sehr selten auf. Dieser sehr kleine walzenförmige Schmarotzer soll sich mit seiner starken Mundkapsel in der Schleimhaut des Kehlkopfes oder der Luftröhre einzeln oder zu mehreren festsaugen, Rötung und Anschwellung, dicken, zähen Schleimbelag und schließlich Erstickung verursachen. Krankheitszeichen: eigentümlicher Husten, Hin- und Herschleudern des Kopfes, Schnabelaufsperren, Luftschnappen und Schleimauswerfen. Die Krankheit ist sehr ansteckend, daher strenge Absonderung des Patienten von den übrigen Vögeln; im übrigen trockener, gut gelüfteter Aufenthalt, nötigenfalls Abscheuern der Käfige und Wände, der Futter- und Wassergeschirre mit heißem Seifenwasser oder zehnprozentigem Karbolsäure-Wasser werden als Vorbeugungsmittel angegeben. Französische Vogelwirte bedienen sich mit bestem Erfolge des reinen Terpentinöls, indem sie damit die untere Rachenhöhle und den Schlund bepinseln. Es soll das den gefährlichen Wurm töten. Dr. Ruß empfiehlt außerdem Einatmen von Kreosotdämpfen (in Kreosot 1 und Wasser 500 wird ein glühender Eisenstab getaucht); ferner Eingeben von einigen Tropfen reinen Leinöls. Das weiter angeratene Mittel, Herausnehmen des Wurms mittels der Pinzette (nach Professor Zürn) ist bei den kleinen Stubenvögeln wohl kaum ausführbar.

Leberkrankheit.

Die Leberkrankheit, kenntlich an dem violettbräunlichen Flecke unterhalb des Brustbeins, kommt bei einigen Körnerfressern, namentlich bei den Kanarien vor; man schenkt der Krankheit in der Regel keine sonderliche Beachtung, so lange der Leberfleck klein und der Unterleib dabei nicht aufgetrieben ist. Bedenklicher ist es, wenn sich derselbe über beide Seiten des Unterleibs verbreitet; dann ist die Leber entzündlich angeschwollen. Die Krankheit beruht wahrscheinlich in verdorbener Nahrung. Mohn, Leinsamen und etwas Sommersamen sind als Heilmittel dagegen angewandt; Warmhalten der Vögel ist erforderlich.

Bürzeldrüse.

Die Bürzeldrüse ist vielfach der Prügeljunge für unkundige Liebhaber der einheimischen Stubenvögel gewesen. Statt die Patienten am Unterleib zu untersuchen, wo sich die Zeichen der Erkrankung fast immer finden, untersuchen sie ihn auf die Bürzeldrüse hin und schon das bloße Vorhandensein derselben war ihnen ein Beweis dafür, daß der Vogel an einem Geschwür litt, welches aufgestochen und ausgedrückt werden mußte. Damit zerstörten sie dann die unschuldige Bürzeldrüse, welche die Vögel naturgemäß benutzen und benutzen müssen, um mit dem dort abgelagerten Fett ihre Federn einzuölen; die Bürzeldrüse wurde dann häufig brandig und der Patient war kränker als zuvor. Ich habe nur einmal eine erkrankte, brandig — nicht wie gewöhnlich gelblich — aussehende Bürzeldrüse gesehen; an dieser war auch vorher operiert worden. Ich meine, man solle die Bürzeldrüse einfach in Ruhe lassen; es gehört ohnehin schon eine genaue Kenntnis dazu, um eine wirkliche, bei naturgemäßer Verpflegung selten vorkommende Vereiterung von der natürlichen Beschaffenheit der Bürzeldrüse zu unterscheiden. Als Heilmittel werden angegeben: viel Grünzeug, welches zum Abführen dient, bei Wurmvögeln dem entsprechend ein Mehlwurm oder eine Spinne, in Ricinusöl abgetötet; ferner bei verhärtetem Fett vorsichtiger Einschnitt, gelindes Ausdrücken und Bepinseln mit Borsäure-Auflösung (1:500); bei Entzündung vorsichtiges Bepinseln mit Karbolsäure-Wasser (1:500); dann Bestreichen mit gelindem Fett, Glycerin oder Zinksalbe.

Gicht.

Gicht (eiternde und gichtische Gelenkentzündung) und geschwollene Füße, Balggeschwüre, namentlich neben dem Schnabel, kommen mit Ausnahme der Fußgeschwulste bei den einheimischen Stubenvögeln selten vor. Ihre Ursache ist nach meiner Ansicht meist verdorbene Nahrung und dadurch herbeigeführte Blutentmischung; geschwollene Füße rühren häufig von Unreinlichkeit in Käfigen und Vogelstuben, für sich allein oder in Verbindung mit harten und dünnen Sprunghölzern her; ebenso sind brandige Zehen eine Folge von Unreinlichkeit; die Vögel bekommen dann beschmutzte Füße, was zur Folge haben kann, daß einzelne Klauen abfaulen.

Bei der gichtischen Gelenkentzündung entstehen Anschwellungen an den Gelenken der Flügel und der Füße, welche anfangs hart, stark gerötet und sehr schmerzhaft sind, dann weich werden und eine mit Blut und Eiter gemischte Flüssigkeit enthalten. Späterhin werden sie wieder hart und haben dann einen gallertartigen und käsigen Inhalt. Zuweilen tritt nach Wochen Selbstheilung ein, in andern Fällen langsame Abmagerung, Durchfall und vollständige Erschöpfung, welche mit dem Tode des Patienten endigt. Heilmittel: vor allem naturgemäße Verpflegung und trockene Wärme; Kühlung der entzündlich-heißen Anschwellung mit Bleiwasser, Einreiben der verhärteten Geschwulst mit Kampher- oder Ameisen-Spiritus, Aufschneiden und Ausdrücken der eiternden Geschwulst und Auspinseln derselben mit Karbolsäure (1:200) — nach Dr. Ruß —; innerlich in den beiden letzten Fällen eine Gabe von Salicylsäure-Wasser (1:500). Größte Reinlichkeit bei geschwollenen Füßen ist unerläßlich, weil das Übel sich nur verschlimmert, wenn der Patient in die ätzenden Entleerungen tritt. Statt des Sandes empfiehlt sich in solchen Fällen feine Gartenerde oder eine dickere Lage von Löschpapier, ferner öftere Erneuerung der Springhölzer, welche niemals zu dünn sein dürfen und möglichst aus frischem, weichem und kühlendem Holze bestehen müssen. Springhölzer, welche aus trockenem Holze hergerichtet sind, werden mit Filz oder grauem Tuche überzogen. Als besonders zweckmäßig sind für solche Fälle besonders angefertigte hohle Sitzstangen von Thon in entsprechender Stärke empfohlen, durch deren Höhlungen frische saftige, an jedem Ende etwa 1,5 cm vorstehende Ruten gezogen werden. Vor dem weitern Gebrauch taucht man die Röhren mit diesen Ruten in Wasser ein. Sie gewähren dem Vogel Kühlung und sind außerdem etwas elastisch.

Züchtung der Vögel.

Allgemeine Bemerkungen.

Unbestreitbar gehört es zu den schönsten Aufgaben des Vogelwirtes, seinen gefiederten Lieblingen den Aufenthalt in der menschlichen Wohnung so angenehm, so sicher und entsprechend zu gestalten, daß sie innerhalb ihres Bauers oder in der Vogelstube zur Fortpflanzung schreiten. Im allgemeinen erfahren wir bei solchem Unternehmen, daß es bedeutend leichter ist, die ausländischen Vögel bei uns zu züchten, insbesondere die Finkenarten und die kleinen Papageien, als Mitglieder unserer eigenen Ornis zur Fortpflanzung zu bewegen. Doch haben sich auch hier Versuche mit dem Stieglitz, Dompfaffen, der Nachtigall, der Mönchsgrasmücke, dem Rotkehlchen, dem Stare, dem Kleiber, der Wachtel, dem Rebhuhn, mit allen Tauben schon vielfach erfolgreich gezeigt und ich selbst habe in früheren Jahren mit einer gewissen Leidenschaft mich der Züchtung einheimischer Stubenvögel hingegeben. Auf Grund meiner Erfahrungen darf ich es aussprechen, daß bei den meisten unserer einheimischen Vögel es gar nichts Außerordentliches ist, sie zum Nestbau und zum Einlegen und regelmäßigen Bebrüten zu bringen, dagegen erwachsen große Schwierigkeiten und ganz bedeutende Kosten, die Jungen aufzuziehen.

Schwierigkeiten und Kosten aber werden dem vermöglichen Liebhaber reichlich aufgewogen durch das große Interesse, welche die Beobachtung des vor seinen Augen nun offen liegenden geheimnisvollen Familienlebens unserer Vogelwelt ihm bietet. Die oberste Bedingung jeglichen Versuches der Stubenvogelzüchtung ist, daß der Pfleger das volle Vertrauen beider in Frage kommender Elternvögel gewonnen hat, daß sein Anblick sie in keiner Weise schreckt oder verschüchtert, sondern im Gegenteil sein Kommen begrüßt wird. Dieses Ziel wird am raschesten erreicht, läßt man die Vögel im Zimmer frei fliegen oder aus ihrem Bauer aus- und einfliegen. Hieran sind sie in kurzen Tagen gewöhnt, wenn sie Futter und Wasser nur in ihrem Bauer finden. Man trete ferner nicht an ihren Käfig heran, ohne ihnen einen Leckerbissen, Insektenfressern eine Brummfliege, einen Schmetterling, einen Heuschreck, Mehlwurm ꝛc., Körnerfressern ihre Lieblingsspeise, so dem Stieglitz einen Distelkopf oder eine Prise Salatsamen, dem Zeisig, Dompfaff, Fink eine Prise Hanf zu reichen. *Nur wenn die Vögel alle Scheu abgelegt haben, mit ihrem Pfleger eine Art Freundschaftsverhältnis eingegangen sind, ist auf einen Züchtungserfolg zu hoffen.*

Kanarienvogelzucht.

Die Vogelzucht und ihre Geheimnisse lehrt uns am besten unser gelber Hausfreund, der **Kanarienvogel.** Ehe wir an die Züchtung irgend welcher anderer Vogelarten gehen, sollen wir unsere Er-

fahrungen an ihm sammeln, der dem Anfänger mit der größten Fortpflanzungslust, der oft unverwüstlichen Ausdauer in seinem Brutgeschäfte und den denkbar bescheidensten Ansprüchen entgegenkommt. Während ich den Kanarienvogel und seine Rassen gehörigen Ortes eingehend schildere, will ich nun hier eine kurzgefaßte Anleitung zu seiner Züchtung geben. Wir pflanzen unseren gelben Sänger in Europa teils fort in kleineren oder größeren Käfigen, so insbesondere die Gestalt-Kanarienvögel, die sog. „Holländer", teils in eigens eingerichteten Heckzimmern, so meistens und am besten den hochberühmten „Harzer". Endlich, und hier finden wir den Übergang zur Züchtung einheimischer Stubenvögel, benützen wir die gewöhnliche Landrasse des Kanarienvogels zur Bastardzucht. Am allerleichtesten ist die Zucht der gewöhnlichen Landrasse, die größten Schwierigkeiten finden sich oft, nicht immer, bei der Züchtung der „Holländer". Und schließlich sehen wir bei den sog. Farbenkanarien, wie die widernatürlichsten Zuchtversuche bei diesem beispiellos geduldigen und fügsamen, einzig wahrhaften „Stubenvogel" Triumphe feiert.

Züchtung der Gestalt-Kanarienvögel in Käfigen.

Schon die Größe der „Holländer Vögel", 16—21 cm, erschwert das Brutgeschäft um so mehr, als sie zur Aufzucht in einem Zimmer, der sogenannten Vogelstube, sich durchaus nicht eignen. Sie sind dazu viel zu unzuverlässig, rauffüchtig, die Jungen selbst zu lebhaft; diese verlassen das Nest fast stets zu früh, ehe sie fliegen können, und würden im großen Raume elendiglich zu Grunde gehen. Bei den Weibchen erwacht der Geschlechtstrieb zu früh, sie würden im freien Zimmer wohl alle ihre Jungen am fünften bis siebenten Tage schon verlassen und um die Männchen buhlen. Man ist also gezwungen, die Holländer im Brutkäfig großzuziehen. Hier haben wir die Vögel soviel als überhaupt möglich in unserer Gewalt und können in ihr Eheleben ganz nach unserer Willkür eingreifen, was zur Erzielung schöner Nachkommenschaft unbedingt nötig ist.

„Holländer"-Züchtung.

Bei dem „Holländer Vogel" rechnet man durchschnittlich auf den Hahn zwei Weibchen, eine Gesponsin genügt ihm fast nie. Auch wenn wir den Hahn nach geschehener Befruchtung absperren, würde er durch sein Locken das Weibchen zum Verlassen der Brut bewegen.

Brutpaare.

Der Züchter nimmt also am besten einen Heckkäfig mit zwei Abteilungen und verschließbarem Schlupfloch in der Zwischenwand und setzt nun in denselben zwei Weibchen. Jede Abteilung dieses Käfigs sollte 50 cm lang, 40 cm breit und circa 40—50 cm hoch sein. Haben nach drei bis vier Tagen die Weibchen diesen Raum, Nistgelegenheiten und Freßgeschirre genau kennen, sich selbst zu vertragen gelernt, so schließt man das Schlupfloch, so daß jedes Weibchen allein sitzt, und läßt nun zu einem von beiden den Hahn. Die beste Zeit zum Beginne der Zucht ist die zweite Hälfte des März.

Käfig.

Betrachten sich die bisher getrennt gehaltenen Tiere gegenseitig mit Neugierde und hüpfen gravitätisch und schwänzelnd die Sitzstangen hin und her, oder fängt der Hahn gar zu treiben an oder Nistmaterial in den Schnabel zu nehmen, so ist die Sache in Ordnung und man kann getrost den Vögeln das Weitere überlassen.

Benehmen der Brutvögel.

In vielen Fällen kommt es vor, daß sich die Vögel nicht sofort verstehen; es entspinnt sich dann ein Krieg, scheinbar auf Tod und Leben. Der Anstifter ist schwer zu bestimmen; wie beim Hahnenkampfe stürzen die streitenden Parteien aufeinander los, daß man schließlich glaubt, es möchten sich die auffliegenden Kämpfer an der Käfigdecke die Hirnschale zerschlagen; allein das dauert gewöhnlich nicht lange; das eine oder das andere erhält bald die Oberhand, behauptet die Sitzstangen und das Gegenteil muß sich am Boden ein Plätzchen suchen; es bleibt aber auch hier nicht ungeschoren, rafft sich deshalb wieder auf, und dann beginnt der Kampf von neuem. Meist übt das Weibchen die Herrschaft aus über den allzu verliebten Bräutigam, bis es diesem zu bunt wird, dann aber muß das Bräutchen Haare lassen und der schönste Federschmuck, der prächtigste Schulterauswurf z. B. bei „Trompetern", fällt des Gatten Wut zum Opfer.

Nach einigen Stunden oder nach ein paar Tagen, oft auch erst nach sechs bis acht Tagen sieht der Vogelzüchter, wie das Pärchen plötzlich Frieden geschlossen; der Hahn wird zärtlich, füttert die Henne, die Braut ist erobert — sie kann ja auch nicht so sein! Nur in einem einzigen Falle vertauschte ich den allzu brutalen Hahn, aber ich glaube, daß auch hier die Vereinigung noch zustande gekommen wäre.

Bedenklich ist, wenn die Vögel beim Zusammengeben gar kein Liebeszeichen von sich geben, fleißig dem Futter zusprechen, im übrigen aber einander nicht beachten oder gar langweilig hinhocken, ohne Liebe — ohne Groll. Dauert das, wenn die Vögel vollständig befiedert und gesund sind, und die Brutzeit (April) eingetreten, mehr als drei bis vier Tage, so ist es Zeit, die Vögel zu trennen und anders zusammenzustellen. Ich habe in dieser Hinsicht interessante Erfahrungen machen müssen. Auch ein Vogelherz ist wählerisch und wird nicht von jedem nächstbesten Gegenstand befriedigt, just gerade der Rechte muß es sein. Das ist für den Züchter recht fatal, da er oft aus dem Grunde seinen Plan ändern und seinen Erfolg verkümmern muß.

Ich hatte fast jedes Jahr einen solchen Fall, der eklatanteste möge hier Raum finden.

Ich stellte einen vor drei Jahren importierten Hahn mit einer selbstgezogenen zweijährigen Henne und in einem andern Käfig einen selbstgezogenen grünen jungen Hahn mit einer einjährigen, ebenfalls selbstgezogenen Henne zusammen. Es trat genau der beschriebene Vorgang ein, die Vögel hüpften gleichgültig aneinander hin und her. Beim Genuß des kräftigen Brutfutters sangen die Hähne miteinander um die Wette, wie um Weihnachten, und keiner kümmerte sich um seine Gesponsin, bis mir am fünften Tage das Ding zu langweilig wurde. Da ich nun meine andern Paare bereits alle mit Erfolg zusammengestellt hatte, blieb mir keine andere Wahl, als die Hähne einfach zu vertauschen, und siehe da! die Vögel betrachteten sich mit neugieriger Überraschung, und als ich nach ein paar Stunden von einem Geschäftsgange heimkehrte, waren beide Paare in Ordnung; nach zehn Tagen saßen beide Weibchen auf Eiern.

Ob sich nun beide Paare, obwohl sie seit Monaten in verschiedenen Käfigen — Männchen und Weibchen getrennt — gehalten wurden, zuvor schon gekannt und geliebt, oder ob bei erster Zusammenstellung eine gegenseitige Antipathie jede Vereinigung hinderte, das wird wohl schwer zu ergründen sein.

Brutstätte und Nestbau. Die Brutstätte kann aus der gewöhnlichen Brutschale, aus einem Holzkistchen, aus einem oben offenen Körbchen oder aus einem Filznäpfchen bestehen, jede dieser Vorrichtungen hat ihre eigenartigen Vorteile; die Hauptsache ist, daß man die Brutschalen 2c. so anbringt, daß erstens die Vögel bequem dazu gelangen können und zweitens, daß man sie jederzeit nach Bedarf herausnehmen kann.

Das bekannteste Material zum Nestbau ist Charpie. Ich gab auch schon weiches Heu, Moos, Pflanzenfasern, Tierhaare 2c. Nach verschiedenen Versuchen bin ich jetzt wieder bei (weißen) Kälberhaaren angelangt. Dieselben haben zwar den Nachteil, daß sie, von den Vögeln verstreut, in nächster Umgebung des Brutraumes herumfliegen, also auch herumliegen, sind aber äußerst vorteilhaft durch ihre Weichheit und die Eigenschaft, sich jeder Form anzupassen, so daß ein etwa verunglücktes Nest sofort wiederhergestellt, ein schadhaft gewordenes ausgebessert werden kann. Die weißen Haare haben nebstdem noch den Vorteil der Reinlichkeit, ebenso ist das Vorhandensein von Ungeziefer sofort erkennbar.

Brutverlauf. Hat das Weibchen vier Eier gelegt und zu brüten begonnen, so öffnet man einen Augenblick das Flugloch und läßt das Männchen zu dem zweiten Weibchen in die andere Abteilung. Hier beginnt das ganze Spiel von neuem, nur wird die Liebe viel rascher siegen, weil das Weibchen sich an dem Eheglück nebenan schon soviel abbeneidet hat, daß es sich meist sehr rasch in die Werbung fügt. Hat auch das zweite Weibchen Eier, so öffnet man das Schubthürchen wieder, und — ein zweiter Graf von Gleichen — wird nun der Hahn seine beiden Gemahlinnen gleichmäßig besuchen und bei der Aufzucht der Jungen kräftig unterstützen. Ich habe die Bemerkung stets gemacht, daß die Fütterung der Jungen weit sicherer und besser gemeinsam vor sich geht, als wenn der Henne die Sorge für die junge Brut allein überlassen ist.

Im übrigen ist es gut, wenn man den Vögeln während der Brütezeit selbst möglichst Ruhe läßt, sie nicht unnötigerweise stört oder gar die Käfige verrückt u. s. w. Für letzteres wird man meist mit dem Verluste der ganzen Brut bestraft. Es ist ja selbstverständlich, daß man den Vögeln zum Brüten den ruhigsten Teil der Wohnung zuweist.

Ausschlüpfen der Jungen. Das Auskriechen der Jungen geht gewöhnlich am 13. Tage vor sich, die großen „Trompeter“ brauchen manchmal auch 15 Tage. Am ersten Tage nach dem Auskriechen nehmen die Neuankömmlinge wenig Nahrung zu sich, am zweiten Tage machen sie schon mehr Ansprüche und am dritten tritt gar schon der Hunger ein, der dann mit jedem Tage zunimmt. Füttern die Alten — besonders die

Henne — eifrig fort, so hat der Züchter leichtes Spiel; die Jungen wachsen rasch heran und sind in 18—21 Tagen zum Aushüpfen bereit.

Schwierigkeiten.

Allein so glatt geht es bei Züchtung der Holländer, Trompeter, Brüsseler, auch der englischen Rassen selten ab. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn das morgens gereichte Eifutter, Eierbrot, überhaupt das Weichfutter nach ein paar Stunden noch unberührt im Futternapfe liegt. Wenn dann die Henne krampfhaft im Neste sitzen bleibt und herausgejagt, furchtsam und scheu in einer Käfigecke oder auf den Sprunghölzern hocken bleibt und, nachdem die Störung vorüber, ohne zu füttern wieder ins Nest schlüpft, dann hat man allen Grund, den Verlust der ganzen Brut zu befürchten. Der gleiche Umstand tritt ein, wenn am dritten, vierten oder fünften Tage die Henne sich erlaubt, nachlässig zu sitzen, stundenlang die frierenden Jungen unbedeckt läßt und anfängt, mit dem eigenen oder wohl gar mit einem fremden Hahne durch Lockrufe u. dergl. zu kokettieren, und Miene macht, zu einer neuen Brut zu schreiten.

Auffütterung durch Bastardweibchen.

Nun sehen wir den Kanarienzüchter in der größten Not. Sehen zu müssen, wie ein ganzes Nest voll der schönsten Vögelchen so langsam und sicher dem Tode entgegengeht, das ist eine arge Kalamität. — Selbstfüttern! — Wer hat Zeit, alle Stunden die hungrigen Schreihälse zu ätzen, oder wäre es möglich, das für jedes Altersstadium geeignete Futter zu reichen? — Ich glaub' es kaum. Da tritt nun als letzte Rettung, die oft glückt, das Bastardweibchen ein. Diesem armen Zwitterding sind die Freuden der Liebe fast stets versagt, denn jedenfalls sind fruchtbare Stieglitzbastarde eine Seltenheit, bis in die Gegenwart hielt man sie überhaupt für unfruchtbar. Aber das Bastardweibchen bringt meist ein großes Herz voll Liebe den armen, hilflosen, verlassenen Jungen entgegen und füttert fleißig. Gewiß würde das auch so manches Weibchen der gewöhnlichen Landrasse oder auch der Harzer Rasse thun, aber wenn dann die acht oder neun Tage alten Jungen der großen Holländer ihre Hälse weit über den Kopf der Pflegemutter emporstrecken, dann betrachtet sie diese staunend — und läßt sie ruhig verhungern. Der Bastard dagegen scheint an Unnatur gewöhnt zu sein, er beachtet es gar nicht, daß seine Schützlinge um so viel größer werden, wie er selbst ist.

Ein Weibchen, das seine Jungen auch bei der zweiten oder gar dritten Brut verläßt, soll man unbedingt ausmerzen. Das erste Mal kann es ja noch Unverstand sein, später ist Unnatur zweifellos zu Tage tretend. Es vererbt sich aber diese Unnatur, und so unnütze Vögel fortzupflanzen, hat wahrlich keinen Zweck.

Hat eine Henne oder ein Elternpaar einmal beschlossen, die Jungen zu verlassen, da giebt es kein Mittel mehr, sie umzustimmen. Man kann höchstens vorsorgen, daß dieser Umstand nicht eintritt, und das geschieht nach meinem Dafürhalten durch rationelle Fütterung der Brutvögel. (Siehe Abschnitt „Ernährung".) Man hat dafür zu sorgen, daß diese stets bei Appetit bleiben, ja daß sie sich sogar den Kropf überfüllen und dadurch gereizt werden, den Jungen von ihrem Überflusse mitzuteilen.

Ist der achte Tag überstanden und strecken die Jungen beim Füttern die Hälse so hoch in die Höhe, daß es jedermann im Zimmer sehen kann, so hat man die beste Hoffnung; selten wird nach diesem Tage eine Brut noch verlassen; mit dem zehnten bis zwölften Tage ist die Federbildung ziemlich vorgeschritten. Die Jungen schreien bei Nahrungsmangel schon ganz gehörig, und es ist auch bei den Vögeln das Sprichwort anzuwenden: „Ein Bettler verhungert nicht leicht."

Verlassen des Nestes von seiten der Jungen.

Der Züchter von hochbeinigen Holländern hat aber auch jetzt noch Schwierigkeiten genug. Am 13. oder 14. Tage machen die Jungen Versuche im Gebrauch ihrer unnatürlich langen Beine. Sie erheben sich dann gern im Neste, der eine oder andere verliert das Gleichgewicht und fällt auf den Boden des Käfigs; auch die alte Henne wird in den meisten Fällen um diese Zeit schon wieder brutlustig, und man muß es teuer büßen, wenn man übersieht, ein zweites Nest anzubringen. Die Alte sucht das bereits benutzte Nest für eine weitere Brut aufnahmefähig zu machen und drängt (absichtlich oder unabsichtlich) ein Junges ums andere hinaus. Das Herabfallen der Jungen ist an sich schon gefährlich — mancher hoffnungsvolle Vogel wird zum Krüppel oder geht an den Folgen des Falles zu Grunde. Noch unangenehmer aber ist, daß der Vogel, sobald er einmal bemerkt hat, daß es im Freien schöner ist, nicht mehr in seinem engen Neste bleiben will. Man kann den unbeholfenen Burschen, der kaum stehen, viel weniger gehen oder hüpfen und gar nicht fliegen kann, doch nicht so herumhocken und herum-

flattern lassen, wodurch er krummbeinig wird, sich die werdenden Schwingen abstößt, im Wachstum zurückbleibt 2c. 2c. Man setzt ihn also wieder ins Nest. Anfangs duckt er sich darin, bis er warm geworden, dann erhebt er das Haupt, trippelt hin und her, es gefällt ihm das Nest nimmer, er sucht die Freiheit, und in ein paar Minuten hockt er schon wieder auf dem Boden oder flattert am Gitter herum. Wenn der erste Versuch nicht geglückt ist, thut man besser, sich nicht mehr einzumischen. Ist der Vogel kräftig genug, so kommt er mit Hilfe der Alten schon wieder ins Nest, zumal wenn er mehrere Geschwister hat, außerdem scheucht er oft beim Ergreifen durch seinen Angstruf auch die anderen heraus, und es giebt dann eine Flatterei, der man ratlos gegenübersteht. So verließ ich einmal eine Familie zu sieben Köpfen sehr verstimmt, und als ich drei Stunden danach wieder heimkam, hatten die Alten die fünf Jungen wieder ins Nest zurückpraktiziert, das dieselben erst nach drei Tagen, dann für immer, verließen.

Aufzucht. Die großen, hochbeinigen Holländer wachsen nicht so schnell wie die Land- und die Harzer Rasse; die Ausbildung ihrer Gliedmaßen erfordert mehr Zeit; zudem sind sie nicht tief befiedert; die Federn derselben aber sind weit länger und starkkieliger, und enden die Deckfedern in ausgebreitete, meist gekräuselte Fahnen. Bis nun diese vollendet sind, vergehen sechs bis acht Wochen. Hat man es nicht auf viele, sondern auf große, kräftige Vögel abgesehen, so trennt man die Alten und läßt den Hahn fortfüttern, auch wenn die Jungen schon lange selbst fressen können. Das zerkleinerte, oft schon zum Brei gewordene Futter aus dem Kropfe des Alten kommt dem Wachstum der Jungen außerordentlich zu statten. Ich habe so von meinen besten Vögeln relativ wenig Junge gezogen. Dieselben sind aber durch das erwähnte Verfahren durchgehends so gediehen, daß sie größer wurden als die Alten und mitunter einen Federschmuck zeigten, der bei ihren Eltern kaum angedeutet erschien.

Zucht des Harzer Kanarienvogels in der Heckstube.

Die Heckstube. Im Gegensatze zur Züchtung der Gestaltvögel wird die Zucht des Harzer-Vogels meist in einer eigens hiezu eingerichteten Stube bethätigt. Der an sich kräftige Harzer Vogel, welcher so lange Zeit behufs seiner Schulung im engsten Käfig sitzen muß, braucht frische, freie Bewegung, soll er kräftige, wertvolle Nachkommenschaft zur Welt bringen. Auch pekuniär ist die Vogelstube vorteilhaft und selbst Berliner Mietpreise gerechnet, wird sich ein kleines Zimmer sehr hoch bezahlt machen. Nebenbei geht das Vergnügen, welches sie bereitet, denn die Vogelstube ist doch die Freude und der Stolz jedes Vogelfreundes. Am besten geht das (oder die) Fenster nach Osten; nach Norden darf es nicht gehen, denn ohne Sonne gedeihen die Vögelchen nicht. Licht und Luft sind die obersten Bedingungen, es ist die größte Schattenseite der Züchtung im Harz, daß die armen Leute sie ihren Tieren nicht genügend zu teil werden lassen können. Das Fenster wird also mit einem dünnen Drahtgeflecht verwahrt, und bleibt von Mai bis Oktober den Tag über offen, im Winter öffne man ruhig während der Mittagstunden. Zugluft muß strengstens vermieden werden. Am besten wird das Zimmer weiß getüncht, tapeziert darf es selbstredend nicht werden. An geeigneten Plätzchen werden nun die Sitzstangen angebracht, und zwar so, daß sie von den Wänden ein gut Stück abstehen, damit nicht etwa eine Maus sie benutzen kann, oben aber, unter der Decke, werden zahlreiche Brutschalen der verschiedensten Art angebracht, jede durch ein Brettchen von der Aussicht auf die andere abgesperrt. Es ist dies nötig, weil sich sonst die brütenden Weibchen zu leicht „in die Haare geraten". Bei Beginn des Frühjahres sorge man dann, vor dem Einwurf zur Brut, für harte und billige Vegetation. In großen Kisten mit Gartenerde halten sich leicht kräftige Johannis- und Stachelbeerbüsche, deren Laub schier unverwüstlich ist, dann in kleineren Töpfen dichte Wachholderbeerbüsche, welche die Vögel sehr lieben; auch hochstämmige Rosen halten sich oft und dienen zur größten Zierde. Den Boden bedecke eine hohe Schicht besten Flußsandes, der mit einem feinen Rechen täglich gereinigt, keinen Schmutz und keinen Geruch aufkommen läßt. Wegen der Mäuse hat man vorher alle etwaigen Ritzen und Löcher mit Glassplittern zugestopft und sie hierauf mit Cement zumauern lassen.

Nun gilt es für Wasser zu sorgen. Auf eine Unterlage von platten Steinen schüttet man einen Erdhaufen auf, läßt in diesen hinein eine runde, seichte, lackierte Blechschale einfügen, durch deren Mitte eine zugespitzte Blechröhre geht, welche von da durch den Erdhaufen, über den Fußboden weg, durch

die Wand bis draußen in das erhöht aufgehängte Reservoir läuft. Der Erdhaufen wird angemessen gewölbt, mit hübschen Tuffsteinen verziert und befestigt, mit Grassamen besät, und der „Springbrunnen" ist fertig. Das Reservoir wird täglich gefüllt, ein Krahn reguliert den Wasserstrahl und das Abzugsrohr geht in die Dachrinne. Während der Brutzeit und während Junge da sind, wird, um das Ertrinken eines oder des andern Nestflüchters unmöglich zu machen, ein Gitter aus starkem verzinnten Eisendraht, welches auf Füßen steht, so in den Napf des Springbrunnens hineingestellt, daß es gerade über dem Wasserspiegel steht. Die Maschen dieses Gitters sind so eng, daß kein kleiner Vogel dazwischen durchfallen kann, aber doch weit genug, um ein bequemes Durchstecken der Köpfe zum Trinken zu ermöglichen. Für die alten Vögel giebt der Strahl des Springbrunnens immer noch genug Gelegenheit zur ersehnten Erfrischung.

Das Futter wird auf einer Holzplatte gereicht, welche an vier Schnüren schwebt, die an der Decke befestigt sind. So können die Mäuse unmöglich zu demselben gelangen; um das Verstreuen des Futters zu hindern, ist es gut, wenn diese Platte erhöhte Ränder hat. Jedes Futter, Eifutter, Biskuit, Sommerrübsamen und Kanariensamen wird am besten einzeln in einem eigenen Porzellangefäß gereicht.

Solchergestalt bildet die Vogelstube wahrhaft eine Erholungsstätte unter des Tages Müh und Plage, und fröhliches Leben und Gedeihen wird sich in ihr entwickeln. Die Weibchen bleiben nun Sommer und Winter in dieser Vogelstube, in Bezug auf Wärme braucht man gar nicht ängstlich zu sein. Man kann dieselben in nicht gerade abnorm strengen Wintern ganz gut im ungeheizten Zimmer lassen und wird wenig oder gar keine verlieren. Doch ist es gut, wenn ein Kachelofen vorhanden ist, der während der kältesten Zeit eine mäßige Temperatur erhält.

Überwintern der Hähne.

Die Männchen entferne man im Herbste alle. Einzelne würden noch mitten im Winter unnütze Bruten, die doch zu Grunde gehen, veranlassen, alle durch zu niedere Temperatur bedeutend im Gesange zurückgehen. Sie sollen, im Interesse des Gesanges, womöglich einzeln in kleinen Bauern überwintern, und stets möglichst gleiche Zimmerwärme, 15 Grad, genießen. Ein Übermaß von Wärme wirkt ebenfalls schädlich, weil verzärtelnd.

Auswahl der Heckvögel.

In der **Auswahl der Heckvögel** wird meistens darin der größte Fehler gemacht, daß man einerseits viel zu wenig auf die körperlichen Eigenschaften der Hennen sieht und diese nur nach der Billigkeit kauft, anderseits Hähne einsetzt, die wohl vorzügliche Sänger, aber körperlich schwache Tiere sind. Häßliche, schwache oder gar mit irgend einem physischen Fehler behaftete Vögel können selbstverständlich keine gute Nachzucht bringen. Nie sollte man einen Vogel, der keine elegante Haltung, der nicht muntere, lebhafte, also von körperlichem Wohlbefinden zeugende Bewegungen, klare Augen und reinliches, schmuckes Gefieder hat, zur Zucht verwenden. Auch in gesanglicher Hinsicht darf kein schlechtes Element eindringen, auch nicht, wenn man die Jungen außerhalb der Hecke durch eigene, auserwählte Vorschläger unterrichten läßt. Alle Fehler vererben sich! Vergleiche zwischen dem angeborenen Gesangstalent der Jungen guter Sänger und dem eines weniger begabten Stammes werden stets beweisen, wie sehr sich die gesanglichen guten und schlechten Anlagen auf die Nachzucht vererben. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß man nur vorzügliche Sänger zur Zucht verwenden soll — dies dürfte für den größten Teil der Züchter, für die es ja eine Erwerbsquelle, unmöglich sein — bewahre! Aber man sollte wenigstens gute Mittelvögel zur Hecke einstellen und dann später den Jungen einen besonderen Vorsänger zugesellen; die Zuchtvögel, selbst die tadellosesten Sänger unter ihnen, gehen während der Hecke oft sehr in ihren Leistungen zurück und können daher später nicht auch noch als Vorsänger dienen. Es ist dies auch nicht ihre Bestimmung — niemand kann zweeen Herren dienen — sondern sie sollen lediglich ihre Begabung zum Gesang vererben und den noch nicht flüggen Jungen wenigstens kein schlechtes Beispiel geben. — Auch die Weibchen müssen von gutem Stamme sein und sanfte, weiche Locktöne besitzen; die krächzenden, schrillen Laute des Landrassenvogels sollten in einer gut zusammengestellten Hecke niemals zu hören sein.

Zahl der Hennen.

In betreff der Zahl der auf jeden Hahn zu rechnenden Weibchen herrscht eine große Meinungsverschiedenheit, denn während manche Züchter die Vielweiberei verwerfen und jedem Männchen nur eine Gefährtin zugesellen — was dann zu den wütendsten Duellen Veranlassung giebt — sorgen andere für fünf und sechs Hennen. Beides ist entschieden falsch und der Mittelweg der einzig richtige —

zwei bis drei Weibchen sind weder zu viel noch zu wenig. Dabei sollte man einige in Reserve halten, sowohl für Todesfälle, wie für den Fall, daß sich das eine oder andere Weibchen als unverbesserlicher Störenfried herausstellt und entfernt werden muß. In einer größeren Gesellschaft kommt oft so eine Megäre vor, und es ist gut, wenn man sie noch rechtzeitig entdeckt. Denn sie stiftet ernsten Unfrieden in der Vogelstube an, wirft Eier und Junge erbarmungslos aus den Nestern, und ist darum auf jeden Fall schon vorher zu entfernen.

Alter der Heckvögel.

Über das Alter der zu wählenden Vögel gehen die Ansichten der Züchter gleichfalls weit auseinander. Manche nehmen mit Vorliebe einjährige Tiere, hingegen andere, in der Meinung, daß diese zu wenige und kleine Bruten machen, zwei-, drei- und mehrjährige Vögel wählen. Einjährige Hähne, die ja im Gesang noch nicht allzu fest sind, vergessen allerdings während der Hecke häufig ihre schönsten Touren und die gleichaltrigen Weibchen ziehen, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, auch weniger Junge auf, gleichwohl aber möchte ich raten, auch keine allzu alten Vögel zur Hecke zu nehmen, da die Zuchtergebnisse gleichfalls nicht die allerbesten und die ausfallenden Jungen noch dazu oft schwächlicher Natur zu sein pflegen. Die Lässigkeit im Füttern, die man den einjährigen Weibchen vorwirft (häufig sind diese überhaupt noch zu schwach zur Zucht, leiden an Legenot und sterben auch manchmal daran), ist auch eine Haupteigenschaft der zu alten. Natürlich behaupte ich im Anschluß hieran nicht, daß die „mittelalterlichen" sämtlich Ausbünde von Fleiß und Pflichttreue sind — es giebt ja auch unter ihnen Faulpelze genug, die den Züchter zur Verzweiflung treiben — aber im ganzen taugen sie doch weitaus am besten zur Hecke. Die besten Resultate erzielt man durch zweijährige Hähne und zwei- bis dreijährige Hennen; diese bringen meist kräftige Junge auf, und überdies ist es eine alte Erfahrung, daß die dem Hahn im Alter überlegenen Weibchen mehr Hähne bringen, während jüngere mehr Weibchen aufziehen.

Bastardzucht mit Kanarienvögeln.

Allgemeines.

Die Bastardzucht ist ein Vergnügen, welches für jeden Naturfreund hohes Interesse hat. Im allgemeinen ist sie aus dem Grunde nicht leicht, weil stets ein fremder, fast immer der Freiheit entnommener Vogel an den Kanarienvogel gewöhnt und mit ihm zur Paarung gebracht werden muß. Erklärlicherweise ist es ganz ungleich schwieriger, mit irgend einem fremden Vogelweibchen und einem Kanarienhahn Junge zu erzielen, als umgekehrt. Denn Nestbau, Fütterung der Jungen, alles das bietet dem an die Notbehelfe der Gefangenschaft nicht gewöhnten Muttertiere zahllose Schwierigkeiten, an welche das Kanarienweibchen gar nicht denkt. Man verfährt deshalb fast stets so, daß man einem jungen, ganz einfarbigen Kanarienweibchen den fremden Hahn zugesellt. Es ist sodann eine Hauptbedingung, daß weder der Hahn noch die Henne jemals mit einem ihresgleichen gebrütet haben, denn sollte das schon der Fall gewesen sein, so werden sich die Vögel nie aneinander gewöhnen. Ferner darf die Brutgelegenheit erst dann gegeben werden, wenn die Liebeszeit des Hahnes gekommen ist (durchschnittlich erst im April oder Mai).

Am bequemsten hat man es, wenn man so ein Pärchen kaufen kann, das in der That schon einmal Junge aufgezogen hat. Ist aber ein solches nicht zu haben, so kaufe man schon im Herbst einen jungen, schönen Stieglitz-, Girlitz-, Zeisighahn, oder womit man sonst kreuzen will, und setze seinen Käfig neben jenen einer jungen Kanarienhenne, den ganzen Winter hindurch. Die Vögel werden sich auf diese Weise aneinander gewöhnen, sich befreunden und schließlich, wenn die Zeit kommt, sich verlieben. Doch darf weder er noch sie einen andern Vogel ihrer Art locken hören, denn diesem würde sich dann das ganze Interesse zuwenden. Erst zur Liebeszeit giebt man die Vögel zusammen und gebe ihnen möglichst anregendes Futter, namentlich Ameiseneier und hartgekochtes Ei. Sind die Jungen da, so läßt man sie genau wie junge Kanarienvögel, nur mit Zugabe ganz kleiner, schön weißer Ameisenpuppen, aufziehen.

Futter.

Girlitz-Bastard.

Am leichtesten ist die Zucht mit dem Girlitz (fringilla serinus), der ja dem Kanarienvogel sehr ähnlich sieht. Das Männchen ist am Oberkopf, an Kehle und Brust grünlichhochgelb, am Unterleib hellgelb. Der Hinterkopf, Nacken und Oberrücken sind olivengrün mit dunklen Schaftstrichen. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwärzlichgrau, grünlich gesäumt; die Flügel sind zweimal gelblich

gebändert. Sein Gesang ist herzlich unbedeutend, doch recht nett. Man füttert ihn mit Mohn, etwas gequetschtem Hanf und öfterer Beigabe von Salatblättern. Die Bastarde werden sehr schön, kleiner als der Kanarienvogel, mit kurzem, dickem Schnabel.

Stieglitz-Bastard.

Der Stieglitz (fringilla carduelis) erzeugt weitaus die schönsten Bastarde, wird darum auch sehr häufig hierzu verwendet. Elegant in jeder Hinsicht und Bewegung, stets peinlich adrett im Gefieder, sorglos und heiter, ist er an sich ein allerliebster Stubenvogel. Der Kopf um den kräftigen, pfriemenförmigen Schnabel ist hochglänzend rot, auf den Flügeln ein reingelber Fleck; Rücken und Schultern kastanienbraun, der Unterleib weiß, die Seiten der Brust und die Weichen braun. Die Wangen sind glänzend weiß und durch zwei sammetschwarze, halbmondförmige Bänder abgeschlossen. Wundervoll sind seine Flügel. Sammetschwarz mit zitronengelben Streifen. Die zierlichen Füße sind bräunlich. Sein Gesang ist sehr angenehm. Man füttert ihn mit Kanariensamen, Mohn, wenig Hanf. Er frißt diesen leidenschaftlich, doch bekommt er ihm in größeren Portionen sehr schlecht. Als Leckerbissen ferner Salatsamen und reife Disteln. Die Farbenzusammenstellung der Mischlinge ist meist ebenso bunt wie originell, manchmal kommen geradezu einzig schöne Vögel aus. Rein kanariengelb z. B., aber mit dem lebhaft roten Stirnrand des Vaters. Rein weiß, mit glänzend roter Stirn und den sammetschwarzen Flügeln des Stieglitz, sind nach meiner Ansicht die schönsten. Bei den bunten und braunen Bastarden ist stets das Rot der Stirn in eine herrliche Goldfarbe übergegangen. Kurz, die aufgewandte Mühe wird reich belohnt. Dazu sind die Jungen noch recht gute und namentlich sehr gelehrige Sänger, die z. B. auch von einem Harzer Vogel vieles lernen.

Zeisig-Bastard.

Durch ihre Kleinheit und ihr Gefieder drollig und hübsch sind die Zeisig-Bastarde (fringilla spinus). Den gelblichgrünen „lockeren Zeisig“ kennt jedes Kind, er zählt ja zu den billigsten und beliebtesten Stubenvögeln. Der allzeit muntere Kerl, dessen scheußlich schnarrende Gesangs-Schlußstrophe „dididlidlideidanau“ wir auch wohl alle kennen, paart sich leicht mit der gelben Base. Man füttert ihn wie den Girlitz. Bei dem Brutgeschäfte darf der Zeisig nicht bleiben, er wird gar leicht erregt und wirft dann Eier und Junge aus dem Neste. (Auch der Stieglitz thut das in selteneren Fällen.) Man sperrt ihn also ab, sowie die Brut beginnt. Die Bastarde sehen stets dem Zeisig ähnlicher wie dem Kanarienvogel, sind aber stets hübscher wie ihr Vater, kaum größer wie derselbe, und singen durchgängig besser wie der Herr Papa. Meistersänger werden sie freilich auch nicht.

Gimpel-Bastard.

Von hohem Interesse, schon durch den bedeutenden Größenunterschied und die weite Artverwandtschaft der Elternvögel, ist die Bastardzucht mit dem Dompfaff (fringilla pyrrhula), auch Gimpel, Blutfink genannt. Der Dompfaff zählt zu den schönsten Vögeln Deutschlands und ist durch seine Fähigkeit, Melodien ganz wunderbar lieblich nachpfeifen zu lernen, seit alten Zeiten ein hochberühmter Stubenvogel. An Oberkopf, Stirn und Schnabelbasis, an Flügeln und Schwanz ist er glänzend schwarz, auf dem Rücken und den Schultern schön bläulich aschgrau, an der ganzen Unterseite bis zum Unterbauche lebhaft zinnoberrot. Bürzel und Unterleib sind weiß. Der kurze, dicke, stark gewölbte Schnabel kennzeichnet nebst dem kurzen, mittelstarken Fuß sowie dem Gabelschwanz seine Familie. An und für sich ist sein Gesang durchaus nicht schön; sanft flötend, fast wie klagend und musikalisch schön ist sein Lockruf. Das Pfeifen der „gelernten Gimpel“ ist wunderbar sanft, rein und schön. Da in den Dörfern des Vogelsberges, wie im Thüringerwald jährlich Tausende von Dompfaffen schon im nackten Zustande aus den Nestern genommen und zum Zwecke der Abrichtung mühsam aufgepäppelt werden, so wird es leicht sein, durch einen gefälligen Händler so einen aufgezogenen jungen Dompfaffen, der sich nicht durch Gelehrigkeit auszeichnet — solche giebt es genug — um billiges Geld zum Zwecke der Bastardzucht zu erhalten. Wie im Eingang beschrieben, gewöhnt man diesem Burschen dann ein möglichst großes Kanarienweibchen, das keine Haube haben darf, an. Auf dem mächtigen Schädel des Gimpelbastards würde sich eine Haube abscheulich ausnehmen. Man hat jedenfalls sehr gegen die auffallende, natürliche Abneigung des Dompfaffen gegen Kanarienvögel zu kämpfen, je jünger der Dompfaff also an seine künftige Gattin gewöhnt wird, je besser. Erst Ende April giebt man die beiden zusammen und reizt den Vogel durch recht üppige Nahrung: frische Ameisenpuppen, Mehlwürmer, durch Darreichung von Baumzweigchen mit Knospen der Buche, Eiche, des Birn- und Apfelbaumes, durch Fütterung mit Hanfsamen. Dann wird, nach meist hartem Widerstand, der Gimpel das Weibchen zur Begattung zwingen.

Während der Brutzeit sperrt man ihn ab. Die Brutzeit dauert länger wie bei dem Kanarienvogel: 14—15 Tage. Die Jungen bekommen viel Ameisenpuppen, will das Weibchen diese nicht füttern, so kann man es riskieren, den Gimpel wieder zuzulassen. Man warte aber den Erfolg ab. Füttert er innerhalb einer Stunde, so ist es gut. Wenn nicht, und wenn man keine Zeit zum längeren Beobachten hat, sperre man ihn lieber wieder ab. Ich selbst habe zweimal Bastarde gezogen. Sie sind im höchsten Grade auffallend. Der rote Brustfleck des Männchens wird meist in eine rotgelbe, wunderschöne Goldfarbe umgewandelt, die schwarze Kopfplatte kommt oft, oft auch wird sie gelb. Die schwarzen Flügel des Vaters erscheinen stets. Die Figur, namentlich der Schnabel, ist plump und doch nicht unschön. Dompfaffbastarde stehen, als Seltenheiten, sehr hoch im Preis.

Weitere Bastarde.

Und so hat man noch eine große Reihe von Bastarden mit näher oder weiter verwandten Finken- und Zeisigvögeln gezüchtet. Vom Edelfink und vom Hänfling — die letzteren singen ausgezeichnet — vom Spatzen sogar und von der Goldammer, dann auch in neuester Zeit von Ausländern: vom Grauedelfink bis zum Nonpareil und Indigovogel. Die Bastardzüchtung hat ihre Schwierigkeiten, aber sie ist, ich wiederhole es, ein hochinteressantes, stets Neues bietendes Vergnügen.

Die Farbenkanarienvögel-Züchtung.

Einführung.

Die „Gartenlaube“ war meines Wissens das erste deutsche Blatt, welches 1878 (Nr. 34) in Wort und Bild dem deutschen Publikum die englischen Farbenvögel vorführte. Den Text hatte Dr. Ruß geschrieben, und zwar nach Vögeln, die Herr A. F. Wiener aus London zur großen Vogelausstellung 1877 nach Berlin gesandt hatte, die treffliche Abbildung von Fedor Flinzer ist nach englischen Chromolithographien entworfen und führt Norwich- und Lizard-Vögel vor. Es waren ganz neue Erscheinungen auf dem deutschen Vogelmarkte, die größtes Aufsehen erregten, sofort Mode wurden und ebenso rasch wieder verschwanden. So beliebt sie in England sind, bei uns in Deutschland kennt man sie kaum mehr. Der tief orangerote Farbenvogel, welcher weitaus das größte Aufsehen erregte, wurde bald allgemein als „frecher Schwindel“, als „einfach gefärbt“ verrufen, weil er thatsächlich bei der Mauser seine prächtige Färbung verlor. Man hatte da aber den Engländern doch sehr unrecht gethan, denn die merkwürdige Farbe wird durch Fütterung mit rotem Cayennepfeffer erzielt und verblaßt natürlich, sowie mit dieser sehr naturwidrigen Fütterung nicht fortgefahren wird. Nachdem der Fehler so ziemlich allgemein bekannt war, stieg der Verbrauch besten Cayennepfeffers ein paar Jahre lang merklich, auf die Dauer aber hatte der Deutsche an der umständlichen, naturwidrigen Spielerei keine Freude und nur sehr vereinzelte Liebhaber blieben ihr getreu. Erfordert es nun schon die Vollständigkeit des Werkes, daß ich eine genaue Anleitung zur Erzielung der sogenannten Farbenvögel gebe, so möchte ich diese Zucht doch durchaus nicht empfehlen; sowie man das „Geheimnis“ der Zucht und Fütterung bekannt giebt, wird das große Publikum keine Lust zum Erwerb solcher Vögel haben, der Versuch der Geheimhaltung aber wäre eigentlich schon hellichter Betrug.

Züchtung der Farbenkanarien.

Zur Züchtung der „Farbenkanarien“ verwenden die Engländer die Norwich-Kanarienvögel. Um die reine, makellose Prachtfarbe des Clear yellow zu erhalten, muß der Zuchtvogel durch viele Generationen hindurch rein gezogen sein und „Farbe im Blut“ haben, wie der Züchter sagt. Auch dann ist die Aufzucht noch recht umständlich. Die jungen Vögel kommen einzeln in kleinere Käfige, gleichwie dies bei dem Harzer Vogel geschieht, diese Käfige werden nebeneinander in eine Stellage untergebracht und dann so verdunkelt, daß kein Tageslicht hereindringen kann. Von der siebenten bis achten Woche ab steckt der junge Vogel in solcher Klause. Nun gebe man jedem Vogel an jedem Morgen einen Theelöffel voll von folgender Mischung: zu einem hartgekochten Ei thue man einen gleichen Teil Biskuit und einen hochaufgefüllten Theelöffel von dem besten frischen gepulverten Cayennepfeffer; es ist von der größten Wichtigkeit, daß derselbe von jeder Zuthat frei sei. Die angegebenen Bestandteile müssen sorgfältig zerkleinert und gut vermischt werden. Die englischen Züchter geben ihren Vögeln während der Cayennepfeffer-Fütterung keine Samen. Hierbei kommt es aber vor, daß das eine oder andere Vögelchen verhungert, weil es das Pfeffergemisch nicht frißt; so etwas ist aber doch Tierquälerei. In den meisten Fällen freilich wird dieses Futter nicht allein gern, sondern sogar mit Gier gefressen. Mit all dieser Künstelei ist der englische Züchter noch nicht zufrieden; um ja alles Licht und alle Luft

Cayennepfeffer-Fütterung.

von dem neuen Gefieder abzuschließen, näht er die jungen Vögelchen während des Federwechsels in Watte ein und verhindert dadurch jede kleinste Unregelmäßigkeit der Färbung. Wir Deutschen halten, ich glaube mit vollem Rechte, derartige Unnatürlichkeiten für eine arge Tierquälerei.

Wenn Kanarienvögel nicht schon von Generationen her „Farbe im Blut" haben, so kann durch die Pfefferfütterung nicht annähernd ein Erfolg, der dem Clear yellow Norwich gleichen würde, erzielt werden. Tiefgelb aber werden auch unsere gewöhnlichen Landvögel durch die oben beschriebene Fütterung.

Züchtung einheimischer Finken.

Allgemeines.

Wie in den Eingangsworten schon betont, tritt uns bei der Züchtung einheimischer Vögel die ganz seltsame Erscheinung entgegen, daß sie viel schwieriger ist als jene der Ausländer. Eine große Schwierigkeit liegt gleich in dem Umstande, daß es niemals möglich sein wird, einheimische Vögel in Gesellschaften in der Vogelstube zu züchten. Sie beanspruchen, jedes Pärchen, ein Zimmer oder einen Käfig für sich. Sowie sie in Gesellschaft sind, beginnt die endlose Reihe der Katzbalgereien, die keinen Bruterfolg aufkommen läßt, ja zwei männliche Nachtigallen, Rotkehlchen, Finken, Wachteln u. m. a. würden sich auf Tod bekriegen. Ebenso würden alle unsere Finken unter sich, wie alle Insenktenfresser unter sich in Streit und Krieg geraten, an ein friedliches Nebeneinanderleben, wie bei den Prachtfinken, den meisten kleinen Papageien, ist nicht zu denken. Gleichviel, ob Käfig oder Stube zum Fortpflanzungsgeschäfte eingerichtet wird, wir werden bei vom Neste aufgezogenen Zeisig-, Stieglitz, Hänfling-, Finken-, Dompfaffen-, Goldammern- 2c. Pärchen nach einem Jahre, bei Wildfängen im zweiten, spätestens dritten Jahre des Gefangenlebens den Fortpflanzungstrieb sich einstellen sehen. Der Hahn treibt die Henne und begattet sie. Nun kommt die erste Schwierigkeit: die Vögel wollen sich nicht zum Nestbau entschließen. Das kommt nun freilich meist dann vor, wenn der Züchter einen sorgfältig der Natur abgelauschten und geraubten Baumast im Käfige oder der Stube befestigt, oder ein Bäumchen oder ein Gebüsch in die Stube stellt, und nun annimmt, an dieser der Natur so ganz entsprechenden Stelle solle der Vogel sein Heim aufschlagen. Der tote Ast, das kleine Gebüsch, das winzige Bäumchen entspricht aber dem Vogel ganz und gar nicht, es fehlen ihm alle die Verbindungsmittel der Freiheit, sein Nest daran zu befestigen, er weiß sich nicht zu helfen, fliegt mit Baustoffen im Schnabel bald hierhin, bald dorthin, beginnt hie und da mit der Arbeit, kein Anfang will halten, will Festigkeit gewinnen, der kleine Baumeister verzweifelt und das Weibchen legt die Eier auf den Boden, manchmal in das Futter-, manchmal in das Wassergeschirr. Da gelangen wir zur Erkenntnis, daß in den naturwidrigen Verhältnissen der Gefangenschaft wir dem einheimischen Vogel genau so zu Hilfe kommen müssen wie dem fremdländischen, daß wir ihm eine künstliche Stätte für sein Nest bereiten müssen, sei es ein Nestkörbchen, ein Harzerbauerchen, ein viereckiges Kistchen, in den meisten Fällen am besten unmittelbar unter der Decke angebracht, so daß der Vogel gerade noch darauf stehen kann, ohne die Decke zu berühren. Das wird ihm plötzlich besser behagen als Ast oder Baum. An Nistmaterial geben wir am besten ein verlassenes Nest des freien Vogels, das wir sorgfältig in seine Bestandteile zerzupft haben, nicht etwa gewaltsam zerrissen. Meist wird es nötig erscheinen, diese Niststoffe vorher bei starker Hitze in einer Ofenröhre aufzuhängen, um alles Ungeziefer zu vernichten. Solchen Lockungen wird kein Pärchen auf die Dauer widerstehen, jedes wird mit der Zeit zum Nestbaue schreiten. Entschieden leichter als die Finken schreiten die Grasmücken und insbesondere die Erdsänger zum Nestbaue. Kann man letzteren ein Zimmer mit Gebüsch geben, und sei es nur Epheu, so werden sie ihr so leichtfertig angelegtes Nest ohne weiteres in dasselbe auf die Erde bauen. Mönchsgrasmücken haben bei mir ohne Umstände ein freies Nest in ein hochstämmiges Rosenbäumchen gebaut. Das Rosenbäumchen ging in der Zimmerluft zu Grunde, aber die Schwarzplättchenbrut in ihm gedieh prächtig. In großem Bauer giebt man Nachtigall, Rotkehlchen 2c. ein Kistchen mit Erde in eine Ecke, sie werden diesen Platz zur Niststätte wählen. Meisen, Kleiber 2c. schreiten in den bekannten kleinen Nistkästen leicht zum Nestbau und Eierlegen. Die Wachteln sind wie die Erdsänger zu behandeln, nur beanspruchen sie unbedingt größere Räume, eine Stube oder Volière, ebenso die Tauben, mit Ausnahme der Lachtaube.

Unverträglichkeit.

Nestbau.

Aufzucht der Jungen.

Nun ist aber mit dem Nestbaue, mit dem vollendeten Neste, auch den gelegten und bebrüteten Eiern noch das Wenigste gethan, denn nun kommt die große Schwierigkeit der Aufzucht der Jungen.

Wir sehen die betrübende Thatsache vor uns, daß alle unsere einheimischen Vögel in ihrer ersten Jugend viel schwerer aufzuziehen sind, als die meisten Fremdländer. Die Futterstoffe, welche wir bieten können, genügen nur teilweise. Und zwar ist die Aufzucht unserer Finken schwieriger als die Aufzucht der sog. Insektenfresser, bei welchen uns Ameisenpuppen, Fliegen und überhaupt die ganze uns umgebende Insektenwelt sehr dienlich zu Hilfe kommen. Unsere **Finkenvögel** versorgen wir nun in der Brutzeit am besten mit einer möglichst großen Auswahl von dienlichen Sämereien: Hafer, Kanariensamen, Hirse, eingequelltem Rübsamen, dann frischen Ameisenpuppen gemengt mit fein geriebenem hartem Ei, geriebener Semmel und geriebener Möhre. In den ersten Tagen, etwa bis zum zehnten Lebenstage, läßt man den Jungen nur frische Ameisenpuppen füttern. Diesem Futter setzt man sodann bis nach der ersten Mauser so viele Mehlwürmer, Kohlweißling- und sonstige nackte Raupen, allerlei Kerbtiere rc. zu, als die Alten und später die Jungen nur mögen. Den Zeisigen und Stieglitzen giebt man zu Mohn-, Salat-, Kanariensamen das obige Mischfutter, wird aber die Erfahrung machen, daß sie nicht gerne an Raupen und Würmer gehen, insbesondere der Stieglitz nicht, dagegen fressen sie mit Leidenschaft Blattläuse, dann die Samen der Distel; Zeisige frische zarte Schößlinge von Tanne und Kiefer. Diese gleiche Leckerspeise liebt der Hänfling sowohl für seine Brut wie sich selbst gar sehr. Die Gimpel sind sehr leicht zur Brut zu bringen und sehr schwer aufzuziehen, schon weil sie bei aller Zahmheit gar zu ängstlich sind. Mit Ei, geriebenem Weißbrot, in Milch gequellter Buchweizengrütze, vielen frischen Ameisenpuppen, dann vielem Grünkraut, den Schößlingen von Baumzweigen und jungen weichen Samenkapseln der Vogelmiere, sowie Mehlwürmern wird man häufig beste Erfolge erzielen.

Futter der Finkenvögel.

Züchtung der Weichfutterfresser.

Unsere Weichfutterfresser können wir in einem Zuchtpaare mit durchgängig größerer Sicherheit des Erfolges züchten als die Samenfresser. Sie bringen uns aber die große Unannehmlichkeit sehr stark riechender Exkremente in das Zimmer, deshalb eben dürfen wir nicht daran denken, mehr als ein Paar in einem Zimmer zu züchten. Freifliegend im Zimmer würden sie auch, wie schon bemerkt, ein zweites Paar nicht dulden. Am sichersten gelingt die Zucht, können wir so einem Paare Nachtigallen, Sprosser, Rotkehlchen oder Grasmücken eine eigene Kammer anweisen. Doch genügt auch ein Brutkäfig von etwa 1,50 m Länge, 1 m Breite, 2 m Höhe zu wahrscheinlichem Erfolge. Um möglichste Abwechselung in der Fütterung bieten zu können, empfiehlt es sich sehr, sich des Kohlweißlings zu diesem Zwecke zu bemächtigen. Ich pflanze eine größere Kiste mit Resedasamen an, ungefähr für 10 Pfennig, überspanne diese mit einem Gazerahmen und setze nun eine Anzahl obiger Schmetterlinge in diesen Raum. Bald wimmeln die zarten Resedapflänzchen von grünen Räupchen, einem herrlichen Futter! In der Hauptsache füttert man frische Ameisenpuppen und Mehlwürmer, es ist erstaunlich, welche Mengen da verbraucht werden. Vor dem Eierlegen ist dem Weibchen eine Gabe gestoßener Sepia sehr nützlich. Alle sonstigen Futtergaben: Ei, Semmel in Milch rc. lasse man weg, sie sind oft nur schädlich. Dagegen gebe man selbstredend Insekten, auch Fliegen, so viel nur irgend möglich. Doch werden die Jungen schon mit frischen Ameisenpuppen und Mehlwürmern allein fast stets gut aufgezogen werden.

Aufzucht für dieselben.

Die hauptsächlichste Erfordernis ist nur, daß die Ameisenpuppen nicht dumpfig oder blau sind. Das beste Verfahren zur guten Erhaltung derselben auf 3—4 Tage — ältere Puppen soll man für junge Vögel nicht verfüttern — besteht darin, daß man die Puppen nach Empfang sogleich dünn auf einem Brette aufschüttet und ausbreitet, dann täglich rührt oder schüttelt und Tag und Nacht an einem luftigen, möglichst kühlen, den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzten Ort aufbewahrt, aber nicht etwa im Keller. Von den Mehlwürmern suche man in den ersten Lebenstagen nur die frisch gehäuteten, weißen Würmer heraus, damit die Haut den zarten, jungen Mägen nicht Beschwerden verursacht.

Wachteln und Täubchen.

Die Aufzucht der Wachteln und Täubchen erfordert als Hauptfutter ebenfalls frische Ameisenpuppen, Würmer und Heuschrecken, dann geriebenes Ei mit Semmelbröseln; sobald dann die Jungen etwas heranwachsen, bekommen sie mittelfeine Buchweizengrütze und trockene und geschälte Hirse angedämpft.

Volièren.

Größere Hühnervögel, Entchen und große Tauben kann man im Zimmer nicht wohl züchten. Sie beanspruchen zu viel Raum und würden zu viel schmutzen. Für sie haben wir die Volièren, von welchen ich zwei hier in Wort und Bild schildern will.

Fasanenzucht.

Will man sich das etwas kostspielige Vergnügen bereiten, in seinem Garten Fasanen zu ziehen, so weist man den Fasanen zum Aufenthalt eine große Volière an, die rundum und oben mit Drahtgeflecht wohl vergittert ist und so angelegt wird, daß sie vor scharfem Wind genügend Schutz gewährt. Den hinteren Raum richtet man zur Schlafstelle ein, oder besser, man verwendet $^1/_3$ des Raumes zu einem vollständigen Stalle, dessen Boden erhöht sein muß und mit reinem Sand bestreut wird. Im Innern bringt man nach Belieben Sitzstangen an, läßt ein Ausschlupfloch zum Ein- und Ausgehen nach der Volière zu und versieht die Hinterwand mit einer zur Reinigung und Futterreichung in beliebiger Größe angefertigten Thüre.

Den inneren Laufraum der Volière bestreut man grobem Kies, legt rundum in einem schmalen Streif, der Größe des Ganzen angepaßte Rasenstücke, bringt in den Ecken niedriges Gesträuch und in der Mitte einen kleinen Strauch oder Baum an. Holzbirne, Eberesche, Wachholder, Faulbaum, Kreuzdorn u. s. w. werden von den Fasanen gern angenommen. Zur Belebung des Ganzen dienen noch

Fasanen-Volière.

einige Grottensteine und Farrenkräuter. Erlauben es die Anlage und die Mittel, in der Volière einen kleinen Springbrunnen anzulegen, so ist damit alles den Fasanen Notwendige geschaffen und in einer derart hergerichteten Behausung fühlen sich die Tiere wohl, gedeihen und schreiten auch zur Fortpflanzung.

Ernährung.

Im Freileben frißt der Fasan allerlei Sämereien und Gräser, Saat, Früchte, Insekten, Würmer, Schnecken und Ameiseneier. Er zieht sumpfige wasserreiche Gegenden, die mit niederem Gestrüpp dicht bewachsen sind, großen und wasserarmen, dichtbewaldeten Örtlichkeiten vor, da Wasser, welches er viel benutzt, zu seiner Erhaltung durchaus notwendig ist. In der Gefangenschaft muß die Nahrung eine dem Freileben entsprechende sein und werden Wicken, Gerste, Weizen, Hirse, kleiner Perlenreis, Vogelbeeren, Salat u. s. w. gern gefressen; sorgt man nun ab und zu für einige Mehl- und Regenwürmer oder Ameiseneier, so werden diese als Leckerbissen eifrig aufgefangen. Die Balz oder Paarungszeit beginnt bei den verschiedenen Rassen zu verschiedener Zeit und giebt sich durch öfteres hühnerartiges Geschrei seitens des Hahnes und durch dessen unruhiges Umherschreiten mit ausgespreizt gesenkten Flügeln und Schwanz und zudringliche Liebesbewerbung zu erkennen. Die Henne legt je nach dem Alter und der Rasse 6—25 Eier; letztere Zahl nur dann, wenn die Eier beim Beginn des Legens regelmäßig dem Neste entnommen werden. Wildlebende Fasanen scharren sich als Nest eine Vertiefung in die Erde und füllen diese mit dürrem Laub aus. In der Gefangenschaft werden die Eier meist von Truthühnern oder Haushühnern ausgebrütet und bedürfen einer vierundzwanzig- bis sechsundzwanzigtägigen Bebrütung. Die Aufzucht der jungen Fasänchen ist, wenn auch keine schwere, so auch gerade nicht als mühelos anzusehen. In den ersten vierundzwanzig Stunden thut man gut, die Tierchen der Mutter

oder Pflegemutter zu belassen, damit sie gut trocknen und die Organe für Aufnahme des Futters sich kräftigen und funktionsfähiger werden. Ist der aufzuziehende Bestand ein kleiner, so kann man die jungen Fasänchen mit dem Futter, welches junge Hühnchen erhalten, großziehen; nämlich mit hartgekochten, kleingehackten, mit feiner und bestgebrochener Hirse oder Hafergrütze vermengten Eiern. Einige Tage später setze man in Milch gekochten Gersten- oder Weizengries zu und gebe allmählich wenig gehackte Schafgarbe oder Brennessel bei. Frische Ameiseneier, besonders die der Wiesenameise, sind ein unschätzbares Aufzuchtsfutter für junge Fasänchen, bei dem sie ganz erfreulich gedeihen. In Ermangelung dieser Insektenpuppen reiche man ganz fein gehacktes und gekochtes Ochsenherz. Nach diesem Aufzuchtsfutter, welches etwa sechs bis sieben Wochen gereicht werden kann, gebe man allmählich gekochte Hülsenfrüchte, die man zuvor einen Tag lang quellen und dann gut trocknen läßt. Der Übergang von einem Futter zum andern geschehe jedoch immer langsam und einleitend, was dadurch zu erzielen ist, daß man die zu reichende Futtersorte mit der vorhergehenden gut vermischt und letztere nun nach und nach in immer kleineren Quantitäten anwendet. Sind die Fasänchen erwachsen, so kann man sie ohne Bedenken zu dem festeren Körnerfutter übergehen lassen. In den großen Fasanerien wird den jungen Fasänchen in den ersten acht Lebenstagen ein Gemisch, „Fanzel“ genannt, gereicht, zu dessen Bereitung frische süße Milch bis zum Sieden gekocht wird; dann quirlt man eine, der Menge des erforderlichen Futters entsprechende Zahl frische Eier und rührt diese in die Milch, bis die Molke — eine fahlgelbe, wässerige Substanz — sich von dem Gemisch absondert. Der nun gebildete Teig wird in einen leinenen Beutel geschüttet und gehörig ausgepreßt, worauf die übriggebliebene gelbe, feste und feuchte Masse, nachdem sie erkaltet ist, unter Zusatz von Schafgarbe oder Fenchel fein gewiegt wird. Dieses Futter muß der leichten Säuerung wegen zweimal täglich zubereitet werden. Später, etwa nach drei Wochen, setzt man diesem Gemisch Hirse- oder Gerstengrütze, die mit demselben zusammen gekocht wird, zu. Frische Ameiseneier und Maden bleiben hingegen immer eines der natürlichsten und besten Aufzuchtsmittel und wo diese in genügender Menge zu haben sind, kann alles andere Futter entbehrt werden. Noch sei erwähnt, daß in der Volière selbst die peinlichste Reinlichkeit herrschen sollte, daß stets für gutes reines Trinkwasser Sorge getragen und darauf Rücksicht genommen werden muß, daß namentlich bei der Brut und Aufzucht alle unnötige Störung durch beobachtende Menschen oder durch heranschleichende Katzen und anderes Raubgesindel vermieden wird, da die Fasanen sehr scheuer und schreckhafter Natur sind und eine brütende Henne selbst bei der geringsten Störung, wie durch den Anblick einer flüchtigen Maus in tausend Ängste gerät, ihr Nest verläßt und wie unsinnig umherläuft. Wird der Liebhaber diese wohl gemeinten Ratschläge befolgen, so werden ihm seine Pfleglinge durch gesundes Aussehen und munteres Gebahren recht viele Freude bereiten.

Zucht mit Zierentchen.

Die zweite Zeichnung giebt ein genaues Bild eines kleinen Ententeichs und einer für alle möglichen Zier- und Wildenten konstruierten Volière, in der sich die betreffenden Insassen, wenn auch nur im beschränkten Maße, eine ihrem Freileben angepaßte Häuslichkeit einzurichten vermögen. Die ganze Anlage richtet sich selbstredend nach dem zur Verfügung stehenden Raume und kann sowohl im Großen wie im Kleinen, selbst wenn die Stelle nicht mehr als 4 Meter im Geviert hat, aufgeführt werden. Der ganze zu einer solchen Entenwohnung gehörende Platz wird rundum mit Drahtgitter eingehegt und wenn die Enten nicht durch Amputation eines Flügelgliedes am Fliegen behindert sind, ist es ratsam, oben ein Garnnetz überzuspannen.

Man legt in die Mitte der Anlage, je nach Belieben, ein der Größe derselben entsprechendes Holz- oder Zinkbassin an, welches man so weit in die Erde einläßt, daß der Rand mit derselben in gleicher Höhe zu liegen kommt; da jedoch der Behälter eine Vorrichtung haben muß, um nach Bedarf altes Wasser ablassen zu können, so ist es noch besser, die ganze Anlage etwas erhöht oder auch das Bassin nur so weit einzulassen, daß dasselbe circa 20 cm das Niveau des Bodens überragt und durch Erde derart an den Rändern abgedeckt wird, daß der Boden nach allen Seiten abwärts geht. In der Mitte hinter dem Bassin oder auch an beiden Seiten desselben, wie auf der Zeichnung ersichtlich, bringe man hohle Baumstämme an, die man sich selbst mit wenig Kosten und Mühe konstruieren kann. Man nimmt zwei runde Brettscheiben von circa 25—30 cm Durchmesser, befestigt an denselben seitlich rundum schmale Bretter und die hierdurch entstandenen Kästen setzt man etagenweise über einander. In jeder

dieser Abteilungen bringt man ein rundes Flugloch von circa 12—14 cm Durchmesser an und gebe darauf acht, daß beim Zusammenstellen dieser Brutstätten die Fluglöcher nicht übereinander, sondern unregelmäßig verteilt stehen, damit die auf den an diesen Schlupflöchern angebrachten Ästen sitzenden Tiere die unter ihnen Rastenden nicht mit Exkrementen beschmutzen. Diese Nisthöhlen kann man, um dem Ganzen einen natürlichen Anstrich zu geben, mit Rinde von Eichen oder Birken benageln und mit irgend welcher Schlingpflanze, wie wildem Wein, Epheu 2c. bewachsen lassen. Noch sei erwähnt, daß die Fluglöcher circa 12 cm, vom Boden des Nestes aus gerechnet, angebracht sein müssen und der Nestboden selbst etwas konkav eingerichtet werde, damit die Eier besser zusammenliegen und beim Brüten gleichmäßig bedeckt werden. Dies ist die praktischste Brutstätte für die kleinen, auf Bäumen brütenden Zierenten.

Für die am Boden brütenden Enten zeigt die Zeichnung eine zweckentsprechende Einrichtung. Ein langer, oben überdachter Kasten, dessen aufhebbare Deckel zum Nachsehen während der Brutzeit dienen,

Zierentchen-Volière.

wird in eine beliebige Anzahl von Abteilungen eingeteilt und in jeder vorn, etwas seitlich, 12—14 cm vom Boden entfernt, ein Schlupfloch angebracht. Auch bei diesen Nestern soll der Boden möglichst konkav sein. Legt man nun Heu in diese Nester, so wird sich die zur Brut schreitende Ente ihr Heim schon selbst zweckmäßig einrichten. In den Ecken bringt man noch kleine, felsenartig gruppierte Grottensteine an, stellt zur Belebung des Ganzen einige niedrige Sträucher und Blattpflanzen hin, belegt den Boden ringsum mit Rasenstücken und streut um das Bassin und die Brutbäume und Kästen entweder Sand oder Kies. Ferner wird es gut sein, an die Rückseite, sowie an beiden Seiten etwa bis zur Hälfte des Ganzen, Bretterwände anzubringen, und die Brutstellen dicht zu überdachen, um die Tiere vor einfallendem Regen und starkem Sonnenschein genügend schützen zu können.

Hat man die Volière in dieser Weise eingerichtet, so wird sich darin jede Entenart, seien es nun die kleinen Zier- oder die größeren Luxusenten, bald heimisch fühlen und zeitig zum Brutgeschäft übergehen.

Man hat mit solcher Anlage nicht allein seinen Pfleglingen einen zweckentsprechenden Aufenthalt geschaffen, sondern auch einen für das Auge gefälligen Gegenstand hergerichtet und wird so an dem munteren Leben auf diesem natürlichen Tummelplatz seine doppelte Freude haben.

Fang und Jagd der Vögel.

Fische fangen, Vogelstellen
Verdirbt so manchen Junggesellen.

Für und wider die Berechtigung des Vogelfanges.

Es ist ohne Frage ein sehr heikles Kapitel, welches wir hiemit beginnen. Die Jagd auf Hühner- und Wassergeflügel, auch auf Tauben wird wohl niemand mißbilligen, desto ernstere Gegner aber hat der Fang unserer Singvögel. Die verwerflichste, vernichtendste Art des Singvogelfanges, der Massenfang für die Küche, ist in Deutschland ausgerottet, steht aber ringsherum in der scheußlichsten Vollendung. Leider haben wir noch den Krametsvogelfang, den ich notgedrungen bei der Wachholderdrossel berührt habe (Seite 120—122). Der Vogelfang im Großen, für die Zwecke des Schacherns mit lebenden Singvögeln steht immer noch viel zu sehr im Flor. Betrachten wir uns den gewerbsmäßigen Vogelfänger (NB. nicht den ehrenwerten Händler) in seinem Thun und Treiben, so müssen wir den Worten v. Riesenthals beistimmen: „Zunächst ist er ein Individuum, das überhaupt zu nichts weiter zu brauchen ist, als zum Lauern und Lungern, gerade wie der gewerbsmäßige Wilddieb. — Nun kann man ja auch die Lichtseiten hervorholen und sagen, was thut denn der Mann so Übles? — Er fängt eben Vögel und verkauft sie; denken wir dabei an manche rührende Geschichte aus dem Rahmen der „Kinderfreunde" von alten Vogelstellern, meinethalben auch Thüringischen, wie sie die Vögel kennen und pflegen, und wie sie sich dadurch ein bescheidenes Dasein schaffen, so klingt das schon wie das Lied vom „braven Mann" und man könnte solchem Alten beinahe gut sein! Es giebt gewiß auch hier und da ein solches vereinzeltes Muster von Vogelfänger, ich selbst habe einen gekannt und mit ihm verkehrt, im allgemeinen aber steht es mit diesen Leuten ganz anders. — Da sieht man von dem liebevollen Blick auf die Vögel nichts; der Vogelfänger mustert sie wie der Fleischer das zu kaufende Kalb, der dasselbe ja auch streichelt, aber nicht, um es zu lieben, sondern für seine Zwecke gefügiger zu machen.

Im dunklen Winkel hängen die Lockvögel, arme Geschöpfe, denen nur dann Licht vergönnt wird, wenn sie in der Freude über dasselbe ihre freien Genossen ins gleiche Unglück verlocken sollen; da werden die kleinen Käfige vor Morgengrauen mit ihren Insassen auf eine Stange gereiht und fort geht es zum Fange, hauptsächlich mit Leimruten. — Die Gefangenen werden schnell abgerissen, mögen noch so viele Federn an der Leimrute hängen bleiben; denn der Fang scheint lohnen zu wollen und da kann man sich mit Nebensachen nicht abgeben; sie werden in die Käfige eng zusammengesperrt, sodaß recht verschmierte Vögel an anderen hängen bleiben und wenn bissige einige kleinere dabei tothacken, was kommt es darauf an? — es ist der Ausfall im Geschäft! — Zu Hause werden die wertvolleren, weil im Handel gangbareren, zuerst berücksichtigt und wenigstens so zusammengesperrt, daß sie sich nicht gegenseitig verletzen; die wenig brauchbaren aber werden auf alle Weise vernachlässigt, — mögen sie sich gegenseitig tothacken, kaum das notdürftigste Futter und Wasser bekommen sie und oft genug läßt man solche Tierchen schonungslos verkommen; denn einen, selbst wertlosen, Vogel frei zu geben, wird selten ein Vogelfänger über sich gewinnen. Wem dies nicht glaubhaft scheint, der gehe und sehe mit eigenen Augen und wird sich bald überzeugen. — Vom Fänger kommen sie zum Händler; auch der sieht in ihnen eine Ware, welcher er der teuren Miete wegen keinen großen Raum gewähren kann, also wieder hinein in die engen Käfige, bis sich endlich ein Vogelliebhaber des armen Tiers erbarmt, es kauft und möglicherweise, d. h. soweit Verständnis und guter Wille reichen, entsprechend behandelt.

Dem allem gegenüber steht unser gutes Recht, als wahre Naturfreunde unsere kleinen Sänger im Bauer mit zärtlicher Aufmerksamkeit zu pflegen, mit ihnen ein Stück der herrlichen freien Natur, des Waldeszaubers, der Matten und Triften in die steinerne Öde unserer Städte zu bannen, dem an das Bureau gefesselten Geschäftsmanne, Beamten, dem fleißigen Handwerker, der vom so viel besungenen und bejubelten Frühling nur gar zu oft nichts sieht, fühlt und hört, doch dieses Frühlings lieblichsten Verkünder als Liebling der ganzen Familie in sein Heim zu geben. Wer gesehen hat, wie der an seinen Stuhl gefesselte Weber mit der lärmenden Arbeit auf kurze Zeit inne hält, um dem Rotkehlchen

zu lauschen, welches die niedere Stube mit seinen zarten Melodien erfüllt, — wer beobachtet hat, wie die Hausfrau am Sonntag im reinlichen Stübchen von ihrer Nadelarbeit vergnügt aufschaut zu dem fröhlich zwitschernden Zeisig am Fenster, der findet ein Gesetz, welches das Halten der Vögel unmöglich machte, hart, ungerecht, undurchführbar.

Die meiner Ansicht nach beste Lösung dieses schon so vielfältig und stets resultatlos behandelten Themas wäre:

1. Ornithologen von Ruf, Männer, deren Liebhaberei für Stubenvögel durch sachgemäße Pflege wohl geeignet scheint, auch der Wissenschaft zu dienen, sind mit einem Scheine zu versehen, welcher ihnen den **Einzelfang** jederzeit und überall, nur nicht am Neste, gestattet.

2. Zum Vogelfang für den Handel wird die Berechtigung nur einer sehr beschränkten Anzahl von sicheren, durchaus unbescholtenen und durchaus sachverständigen Leuten erteilt. Die Aufsicht und Kontrolle hat alles Jagdpersonal und Polizei und — z. B. in Bayern — hat sich die polizeiliche Aufsicht sehr gut bewährt, sind doch die meisten Gensdarmen an und für sich Vogelliebhaber und hinreichend Sachverständige.

3. Naturwidrige Verpflegung, einpferchen in nicht entsprechende Käfige — z. B. Insektenfresser in Drahtkäfige ohne Tuchdecke — wird als Tierquälerei bestraft. Diese Kontrolle übernehmen bei den Händlern die Vogelliebhaber ganz von selbst, denn — wenn ich meine Person annehme — wie gerne hätte ich polizeilichen Schutz für in Drahtbauer eingekerkerte Zaunkönige, Grasmücken u. a. gesucht, wäre er bislang nur zu finden!

Werden zarte Singvögel hiedurch teurer, um so besser. Wer kein Geld hat, begnüge sich mit einem Hänfling oder Zeisig oder Kanarienvogel und wolle keine Nachtigall halten, deren Unterhalt täglich bis 20 Pfennig Kosten verursacht!

Am sympathischesten berührt gewiß jedermann die Jagd und der Fang der edlen, blutgetränkten Raubritter der Lüfte. Die **Adlerjagd** stellt sich männiglich als ein königliches Vergnügen vor, ohne eine Ahnung von den gewaltigen Strapazen zu haben, die sie — insbesondere im Hochgebirge — erfordert. Um als Adlerjäger Erfolge zu erzielen, dazu gehört glühende Liebe zum Weidwerk, eine reiche Erfahrung als Jäger und eine eiserne, allem Sturm und Wetter trotzende Gesundheit. Einer der kühnsten Adlerjäger unseres deutschen Hochlandes, der Algäuer Förster Leo Dorn, band sich, um einen mächtigen Adler — es wird sein 57. oder 58. gewesen sein — zu erlegen, auf schwindelnder Höhe in der Felswand an den Strunk einer abgestorbenen Zirbe fest, auf Schußweite vom Horst entfernt, und harrte so, immer schußbereit, einen Tag um den andern aus. Mehrmals an jedem Tage sah er den alten Adler mit Beute zum Horst kommen — aber dieses Zufliegen und Abstreichen geschah immer mit so blitzartiger Schnelle, daß ein sicherer Schuß nicht anzubringen war. Erst am neunten Tage, da er von der gewaltsamen Anstrengung schon fast erschöpft war — das festgeschnürte Seil hatte ihm blutende Wunden in die Brust geschnitten — gelang es ihm, dem vom Horste abstreichenden Adler die Kugel durch das Herz zu jagen.

So erscheint die Adlerjagd mit der Büchse, wenn nicht ein glücklicher Zufallsschuß geschenkt wird, als die Sache kühner Bergjäger, welche meist erst nach Überwindung größter Gefahren zum Horste gelangen können, um die näheren Umstände, An- und Abfliegen der Adler und namentlich auch wenn es Zeit sei, die Jungen auszunehmen, zu erforschen.

Auf den Uhu stößt der Steinadler, es ist aber ein gefährliches Experiment, denn der Stoß kann den Uhu gleich in die glücklichen Jagdgründe befördern. Auch ist es glücklicher Zufall, bringt man auf den pfeilschnell stoßenden Adler von der Krähenhütte aus einen guten Schuß an.

Die Jagd mit dem Tellereisen, das am besten mit frisch verendetem Wild bestellt wird, aber mit ungemeiner Vorsicht fängisch gestellt werden muß, denn das kleinste Merkmal am Stück vereitelt den ganzen Erfolg, glückt häufig.

Falken, Habichte, Sperber, wie alles gefiederte Raubzeug, ist nicht leicht zum Schusse zu bekommen. Viel Erfolg bringt hier die Krähenhütte, deren Einrichtung bei der Schilderung des Uhu beschrieben ist (Seite 68—71). Am erfolgreichsten ist auf sie der Fang mit dem Habichtskorbe und dem Stoßgarne, welche Grashey in seinem „Praktischen Handbuche für Jäger“ wie folgt schildert:

„1. Das Stoßgarn. Dieses Garn ist aus nicht zu starkem Zwirn, am besten von grüner Farbe, daß es nicht auffällt, 2 m breit und ca. 6 m lang hergestellt.*) Man steckt nun auf freiem Platze vier hölzerne Stangen im Quadrat in den Boden, macht in der Höhe von ca. 2 m in die Stangen eine Kerbe, oder steckt ein kurzes Stäbchen ein und an diese befestigt man leicht das Netz, so daß es den Raum quadratisch einschließt. In der Mitte des Quadrates befestigt man eine Holzscheibe und auf dieser wird eine weiße Taube, allerdings besser eine lebende, angekoppelt. Der Habicht stößt nach der Taube und wird sich dabei in dem Garne verfangen, das leicht angehängt durch den Stoß über den Räuber herabfällt.

Bei senkrecht stoßenden Vögeln kann man auch ein Dachnetz mit etwas weiteren Maschen aus feinem Zwirne anbringen, der Vogel wird dadurch sicherer im Garne verwickelt. Es ist dies eine höchst einfache, aber sicher zum Ziele führende Vorrichtung.

Fig. 1. Bussard in den Bügeln des Habichtskorbes.

2. Der Habichtskorb. Unter Habichtskorb versteht man eine korbartige Fangvorrichtung, die sowohl in ihrer ganzen Konstruktion, als auch in den einzelnen Teilen, besonders aber in der eigentlichen Stellung sehr verschieden ist. Es giebt Habichtskörbe in Cylinderform und viereckige 2c. Der sogenannte Pelowsche Habichtskorb besteht aus großmaschigem Drahtgeflecht, dessen Boden ein Holzbrett bildet; er enthält unten den Behälter für die als Köder dienende lebende Taube. Die Wandung hat entweder Cylinderform oder verengt sich nach unten. Oberhalb des Taubenbehälters ist der eigentliche Fangapparat angebracht und besteht aus einem Schlageisen, dessen Feder entweder auf einem Bügelstege oder auf einem Bügelkranze liegt. Das Schloß ist so eingerichtet, daß die Feder frei wird, sobald das als Trittteller dienende Stabkreuz oder Drahtnetz nach unten gedrückt wird. Der Taubenbehälter enthält einfache Vorrichtungen für Einführung und Aufnahme von Futter und Wasser für die lebende Ködertaube. Eine weitere Beschreibung des Korbes und der verschiedenen Stellungsvorrichtungen unterlasse ich, weil die Besichtigung eines Habichtskorbes jedem praktischen Weidmann die Sache viel klarer giebt, als eine umständliche Beschreibung, die beigegebene Abbildung kann schon Übersicht geben. Sehr viel zu richtigem Fange und gutem Erfolge kommt auf die Wahl des günstigsten Platzes und auf sachgemäße Aufstellung des Korbes an.

Am geeignetsten zur Aufstellung dürften mannshohe Fichten- oder Kieferndickungen sein und dazu wähle man nicht zu steile, aber sonnseitig gelegene Abhänge. Der Ort, wo der Korb steht, darf auf größere Entfernung keinen höheren Baum aufweisen, weil sonst der schlaue Habicht dort aufhackt und sich in aller Gemütsruhe die Situation betrachtet, diese Betrachtung aber meistens dahin führt, daß er

*) Die Firma H. Blum, Netzfabrik in Eichstädt in Bayern, liefert alle derartige Fabrikate in guter entsprechender Form und Qualität.

endlich irgend etwas Verdächtiges wahrnimmt und schließlich abstreicht, ohne nach der Taube zu stoßen. Wenn man den Raubzug des Habichts betrachtet, wird man sehen, daß er über die Dickung gleichsam hinbirscht und in diesem pfeilschnellen Zuge soll er die Taube im Korbe wahrnehmen, etwa über sie hinwegstreichen, dann eine Drehung machen und endlich wie ein Pfeil in die tückischen Bügel sausen, die laut klappend ihr Opfer festhalten.

Um sicheren Erfolg zu verbürgen, ist daher nötig, den Korb so viel als möglich vor dem scharfen Auge des Vogels zu verblenden. Man wählt daher einen Fichten- oder Kiefernbaum von über Manneshöhe und schneidet denselben in Schulterhöhe ab, befestigt den Korb auf diesem Strunke, biegt die stehengebliebenen Äste herauf und um den Korb herum, indem man sie mit Draht an das Geflecht des Korbes festlegt, so daß von der Seite aus weder von der Taube noch vom Korbe etwas zu erblicken ist, nur darf kein Zweig über den Korb hinaufragen; auch soll man das Abschneiden der Zweigausläufer verhüten, dieselben vielmehr ringsum ineinander stecken, weil die Schnitt- oder Bruchenden den Habicht stutzig machen könnten. Sind die Zweige etwa allmählich abgedorrt, verblendet man mit eingesteckten frischgrünen Zweigen neuerdings, der Korb steht so besser und unberufene Augen entdecken ihn nicht so leicht.

Fig. 2. Habichtskorb ohne Verblendung.

Ist der Korb so gestellt, macht man den Deckel mit Draht daran fest, das Fangeisen legt man dann fängisch gestellt und gesichert oben darauf. Es ist nicht nötig, das Fangeisen am Korbe festzumachen, fängt sich ein starker Vogel, so zieht ihn das Eisen durch seine Schwere höchstens zu Boden und unten ist der Vogel leichter abzunehmen, das Eisen fängisch zu stellen und so wieder aufzulegen. In der Regel bringt der Habicht oder ein geringerer Vogel als dieser das Eisen ohnehin nicht vom Flecke. Manchmal fängt sich ein Milan oder gar der Uhu. Aus den vorstehenden Abbildungen ist die Verblendung und Stellung des Korbes zu ersehen. Bei der Fig. 2 ist absichtlich die Verblendung weggelassen, um die Stellung und Einrichtung des Korbes dem freundlichen Leser zu zeigen.

Wenn nun alle diese Maßnahmen getroffen sind, dann setzt man die Taube ein, indem man sie durch eines der im Boden befindlichen Löcher, welche zur Aufnahme der Futter- und Wasserbehälter bestimmt sind, einschiebt. Ich habe stets die Taube erst eingeschoben, wenn die Aufstellung des Korbes vollendet war, weil sonst das Tierchen bei der Hantierung am Korbe geängstigt und erschreckt wird. Daß nun der Taube täglich frisches Wasser und Nahrung zugebracht werden muß, ist selbstverständlich; das eingesperrte Geschöpf darf nicht hungern und dürsten, denn es hat ja ohnedies der Sorge genug auszustehen, wenn unmittelbar ober ihr der Todfeind längere Zeit im Eisen hängt. Jedoch gewöhnen sich die Tauben bald an diesen Anblick, und ich habe schon gesehen, daß die Taube Futter aufnahm, während der Räuber im Eisen zappelte.

Ein braver Jäger wird jeden Tag seinen Korb revidieren, einesteils um etwa einem gefangenen Vogel die Qualen abzukürzen und die Taube von ihrer Angst zu befreien, andernteils um ihr frisches Wasser und Äsung zuzuführen.

Manche Jäger setzen eine ausgestopfte Taube in den Korb; ich halte das nicht für sehr günstig, während ich gerade auch nicht darauf aus bin, daß die Taube ganz weiß sei. Diese sieht der Vogel allerdings besser, aber auch scheckige und hellblaue Tauben sind gut zu eräugen, falls man keine solche mit viel Weiß zur Verfügung hätte. Auch Nußhäher leisten statt der Taube den Dienst.

Im Habichtskorbe fangen sich nicht bloß Habichte, sondern auch andere Raubvögel, wie ich dies schon mehrfach erwähnt habe, so der Uhu, der Milan, Weihen, Bussarde, Sperber, Wanderfalken und auch manchmal Eulen. Es ist, da die Eulen mit Ausnahme des Uhu Schonung genießen, allerdings leidig, wenn sich eine solche fängt, aber der Jäger trägt nicht die Schuld, wenn sie ihre Gelüste auch auf Tauben ausdehnt und so nach verbotener Frucht langt.

Im weiteren möchte ich noch anfügen, daß der Habicht sich auch am Boden fangen läßt. Hiezu wird das sogenannte Stacheleisen verwendet, das wie alle Arten Habichtskörbe in den Werkstätten von R. Weber und von Grell in Haynau ꝛc. zu erhalten ist.

Das Stacheleisen ist ein Schlageisen wie das auf dem Habichtskorb verwendete und ist eigentlich zum Abtreten eingerichtet. Es enthält seitwärts einen Spieß, an welchem der tote Ködervogel, eine Taube, Häher, Elster ꝛc. aufgespießt wird, und so aussieht, als ob der verendete Vogel am Boden läge. Solche Eisen werden an kleinen Blößen oder im Freien gelegt, leicht verblendet mit Gras, Moos, Dünger oder auch im Winter mit Schnee.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß man an der Krähenhütte mit Erlegen von Habichten nicht viel Erfolg hat."

Wie schwierig es ist, den klugen Krähen und Elstern anzukommen, habe ich bei den Schilderungen dieser selbst hervorgehoben, dagegen ist der so sehr schädliche, hübsche und possierliche Eichelhäher leicht zu schießen. Grashey empfiehlt einen jungen Häher in den Bestand mitzunehmen und dort zum Schreien zu zwingen. Neugierig, wie seine Stammesgenossen sind, kommen sie dann von allen Seiten und können in größerer Zahl erlegt werden. Junge Häher geben einen köstlichen Braten, alte eine ausgezeichnete Suppe.

Der große Würger, Neuntöter (lanius excubitor) ist zwar ein schöner Singvogel und origineller Spötter, aber auch ein so gefährlicher, dabei grausamer Nesträuber, daß er strenge in bescheidensten Grenzen gehalten werden muß. Er ist frechkühn bei der Krähenhütte, kann dort leicht geschossen, ebenso leicht aber mittels Leimruten, Schlagnetz oder im Meisenkasten gefangen werden. Da lebende Würger, Männchen, stets von den Liebhabern gut gezahlt werden, dürfte sich die kleine Mühe des Fangens viel mehr empfehlen, als das Wegschießen.

Zum **Fange einzelner Singvögel** wird häufig das **Schlaggärnchen** gebraucht. Wir unterscheiden hier Schlaggärnchen mit Schnurkraft und solche mit Federkraft. Fast jede Vogelhandlung ist im stande, ein gutes, brauchbares Schlaggärnchen zu liefern, doch kann man sich ein solches auch selbst anfertigen. Die Figuren 1—6 zeigen uns das Gerippe des Gärnchens mit Schnurkraft. Ein fingerdicker starker, elastischer Eisendraht (Figur 3), nicht geschmiedet, wird halbmondförmig gebogen, in die beiden Enden je eine Öffnung gemacht und durch diese die Schnur (d) von der Dicke eines starken Rabenkiels gezogen. Sodann fertigt man nach Figur 6 einen zweiten, gleichfalls halbmondförmig gebogenen starken Drahtbügel, der aber merklich kleiner ist und dessen gerader Bügel in der Mitte mit einem Gewinde (h) schließt. Dieses Gewinde steckt man bei der Stelle d zwischen die Schnur und dreht es nun so in der Schnur herum, immer mit dem zweiten Drahtbügel durch den ersten Halbmond fahrend, daß die beiden nun verbundenen Bügel eine starke Schnellkraft erlangen. Ist das vollendet, so bindet man die Schnur an den Figur 4 h h h h angegebenen Stellen recht fest mit einem Bindfaden. Damit ferner die Bügel nicht überschnappen können, steckt man ein Hölzchen dazwischen, wie die punktierten Linien Figur 3 b andeuten. Um den Bügel kommt nun das Garn. Dasselbe sei von grüner Farbe, man kann statt des Maschengarns sogar gleich Stoff von grüner Farbe nehmen, sehr eng gestrickt, damit der Vogel den Kopf nicht durchstecken kann und muß so groß sein, daß es sich ganz bequem beim Auf-

stellen des Gärnchens zusammenlegen läßt, es muß also reichlich faltig sein. Zum Aufstellen der Falle gehört nun das Stellholz (Figur 2), von demselben steht ein feines Ästchen weg, an welches lebende, zappelnde Mehlwürmer gebunden werden. Das Stellen ist nun leicht zu machen. Das Garn wird ausgebreitet auf die Erde gelegt, der große Halbmond mit 2—4 Klammern aus Naturholz (Figur 1), wie Figur 4 e e zeigt, an der Erde befestigt, der kleine Halbmond aufgezogen, das Stellholz mit beiden Kerben recht lose unten und oben, die Mehlwürmer nach Innen, eingesetzt, das Garn ist fällig gestellt.

Ein Schlaggärnchen mit Federkraft zeigen uns die Bildchen 5, 7, 8, 9. Man nimmt ein ovales Brettchen (Figur 5 und 7) und biegt einen Draht halbmondförmig, daß dessen Bogen genau mit dem Oval des Holzbrettchens übereinstimmt. Die beiden Enden des Drahtes werden eingeknickt (Figur 9 a oder 9 b), der Länge nach gespalten, zwischen diesen Enden wird je eine Stahlfeder (Figur 7 g g) fest geklemmt einigemal aufgewickelt und dann das andere Ende der Stahlfedern, wodurch vorher einige Löcher geschlagen sind, auf das Brettchen genagelt. Das Ganze wird auf der oberen Seite mit einem eng gestrickten Netz, das sehr reichlich und faltenreich sein muß, überflochten. Zum Stellholz läuft von der unteren Seite des Brettchens ein Draht von etwa 6 cm hervor (Figur 8 k, 7 m und 5 y); an diesem ist ein Schnürchen (Figur 8 h) befestigt, in welchem ein zweiter Richtdraht (Figur 8 und 5 z, und 7 l) hängt, welcher das Stellholz (Figur 5 x, 8 i und 7 h) spannen muß; dazu wird er über den aufgezogenen Drahtbogen geschlagen und dessen Ende in eine Kerbe des Stellhölzchens einge= setzt. Sowie ein Vogel an den Würmern zupft, weicht der Spanndraht aus der Kerbe, die Feder tritt

in ihre Kraft, die Falle schnappt zu. Figur 7 zeigt die Falle als Nestfalle. Es ist zu diesem Zwecke in das Brettchen ein Loch gesägt (k), unter dasselbe kommt eine Grube in die Erde und in diese kommt das Nest mit den Jungen.

Bequemer zu tragen ist das Brettchen geteilt, es muß dann (Figur 5 n—w n—w) mit Bändern versehen werden, so daß es also zusammengeklappt werden kann.

Dieser Fang mit Nestjungen ist freilich im allgemeinen zu verwerfen. Er kann aber nötig werden zu wissenschaftlichen Zwecken, für den speziellen Liebhaber zur Aufzucht der Jungen, endlich zum Zwecke der Einbürgerung von Nachtigallen. Für diese Zwecke, deren letzter sogar ein — Sachkunde vorausgesetzt — bedingungslos zu billigender ist, kommt nun eine dritte, ganz spezielle Nestfalle in Betracht, die Friderich beschreibt. Wir sehen sie in den Abbildungen 11—16 vor uns. Figur 14 p ist ein an beiden Enden etwas glatter Eisenbogen, an dessen unterer Seite je eine Feder, Figur 16, befestigt ist; diese Feder kann auch in die Enden eines dünneren halbmondförmigen Drahtes (Figur 14 o) geklemmt werden und wird dann aufgerollt, bis sie die gehörige Schnellkraft erlangt hat. Dann wird in die Mitte des Eisenbogens ein Draht so befestigt, daß $^4/_5$ nach innen, $^1/_5$ nach außen stehen und sich der Drahtbogen o nicht mehr aufrollen kann, weil er an dem kleineren Ende nach außen einen Anhaltspunkt findet. An dem Bogendraht q ist der Stelldraht und der Richtdraht mit Schnürchen befestigt. Figur 15 zeigt die Stellung der Richtdrähte ohne Umgebung. Beim Nähen des bauchigen Netzes legt man den ganzen Bogen auf die Seite, nach welcher er zufällt. Soll das Garn als Nestfalle dienen, so gräbt man ein ziemlich tiefes Loch in den Boden und setzt die Jungen ein. Hierauf zieht man den Bogen o beinahe in einem ganzen Kreise herum und aufwärts (siehe Figur 11), befestigt den Eisenbogen mit Klammern v v v v auf den Boden, schlägt den Stelldraht u über, setzt ihn leicht in den Richtdraht ein und belegt letzteren noch mit Reiserchen und Hälmchen t t t, damit der ätzende Vogel seinen Jungen nicht beikommen kann, ohne den Stelldraht abzustoßen. Zu beobachten hat man bei allen Nestfallen, das Nest nach hinten zu anzubringen und an einem Gesträuch aufzustellen, von dem der Vogel gelegentlich in die Falle hüpfen kann. Figur 13 endlich zeigt uns die geschlossene Falle mit gefangenem Vogel. m m m m sind die festhaltenden Klammern, o ist der Bogendraht, n der Richtdraht und l der Stelldraht. (Nach Friderich.)

Figur 16 a.

Figur 16.

Figur 15.

Von den übrigen Fangarten seien noch nachstehende geschildert:

Der Meisenkasten. Der Fang mit dem Meisenkasten geschieht meist zur Winterszeit; in anderen Fällen auch beim Nest, indem man die junge Brut in eine Höhlung, die in den Boden gegraben ist, setzt und den fängisch gestellten Kasten darüber setzt (Figur 15). Den Meisenkasten bildet für gewöhnlich ein einfaches, viereckiges Kästchen mit schwerem Deckel. Die Seitenwände können aus Brettchen oder Holzgitter, oder aus Draht hergestellt sein. In den Boden wird ein kleiner Pflock befestigt, auf denselben kreuzweise platte Sprunghölzer gelegt und auf den Kreuzungspunkt in der verlängerten Richtung des Pfahls ein Stäbchen zum Stützen des Deckels gestellt. Als Lockspeise dienen je nach der gewohnten Nahrung der Vögel Sämereien und Mehlwürmer. Der Fang kann mit und ohne Lockvogel geschehen. Bei einem zweiten Meisenkasten wird der Deckel (Fäller) mit einer Schnur aufgezogen, an deren Ende ein 5 cm langes Hölzchen in der Mitte gebunden ist. Das Hölzchen (Figur 16) wird in eine Kerbe des oberen Leistens des Käfigs und in eine zweite Kerbe eines verlängerten Holzes gespannt, welches

auf dem Boden der Falle ruht, nun aber in die Höhe gezogen und durch die Spannung des Stellhölzchens aufrecht erhalten wird.

Fang mit dem Korbe. Mit einem Korbe aus ungeschälten Weiden kann man bei schneebedeckter Erde sehr leicht verschiedene Körnerfresser fangen, indem man ihn umgekehrt auf die Erde stellt, ihn mit einem Stellholz, an welchem eine lange, zum schmal geöffneten oder mit einem Löchelchen versehenen Stubenfenster hineingeleitete Schnur befestigt ist, an einem Ende stützt und unter denselben auf einem frei gemachten Raume Sämereien ausstreut. Man befestigt die Schnur in der Stube an einem Nagel und zieht, sobald sich der gewünschte Vogel, etwa ein Fink, unter dem Korb eingefunden hat, das Stellholz weg. Spatzen für die Küche kann man so in Menge fangen.

Die Schlingen. Schlingen werden in der verschiedensten Weise zum Vogelfange benutzt und aus Pferdehaaren oder grauem Zwirn in einer Weise gedreht, die jeder ohne weitere Anleitung lernen kann. Den traurigen Dohnensteig findet man bei der Wachholderdrossel geschildert. Ungefährlich sind die Fußschlingen für die Vögel auch nicht, da sie sich oft an den Beinen verletzen. Die Fußschlingen werden an etwa 30 cm langen Stöcken oder an mit Bindfaden überzogenen Reifen befestigt und im Herbste besonders auf Gemüsebeeten zwischen den Sämereien, im Winter bei schneebedeckter Erde auf einem kleinen Futterplatze im Schnee so verborgen, daß nur die Schlingen sichtbar sind. Die Lockspeise bilden hier die verschiedenen Samenarten, insbesondere Hanf und Hafer. Man fängt auf diese Weise besonders leicht Hänflinge, Stieglitze, Buchfinken, zuweilen auch einen Gimpel. — Die Sprenkel dienen in der Regel zum Fangen von beerenfressenden Vögeln und werden demzufolge auch mit Ebereschenbeeren als Lockspeise versehen; man fängt darin namentlich im Herbst die verschiedenen Drossel- und Grasmückenarten, insbesondere die Schwarzdrossel und die schwarzköpfige Grasmücke. Die Sprenkel werden sehr verschieden hergestellt. Man schneide eine mindestens 1 cm dicke Haselrute in der Länge von etwa $^3/_4$ m, eine andere im Mittel mindestens ebenso starke, glatte und biegsame Haselrute von etwa $1^1/_2$ m Länge, einen daumendicken Pfahl von circa 60 cm Länge und einen 1 cm dicken und 20—22 cm langen Stab, schneide in diesen letzteren an dem einen Ende eine Kerbe und binde ihn am andern Ende an den Pfahl, etwa 10 cm vom oberen Ende des letzteren entfernt, an. Man spaltet hierauf den Pfahl, etwa 10 cm von oben, also bis zu jener Verbindungsstelle, steckt das andere zugespitzte Ende desselben in die Erde und hängt in den Spalt einige Trauben der Ebereschenbeeren. Quer vor den Pfahl wird die kürzere Rute bügelförmig in die Erde gesteckt; die Entfernung muß so groß sein, daß die Kerbe des Sprungholzes am Pfahl bis zum Bügel reicht. Die Springrute von $1^1/_2$ m Länge wird an ihrem dünnen Ende mit einem kleinen Knebel und einer Schlinge versehen und an ihrem anderen Ende lose an derjenigen Stelle in die Erde gesteckt, die die Mitte zwischen beiden Enden des Bügels bildet, aber doch etwas hinter demselben, dem Pfahle gegenüber liegt. Man biegt dann die Springrute mit ihrem freien Ende zu dem Bügel herunter, zieht den Knebel unter dem letzteren hindurch, stemmt die eine abgeplattete Erdfläche gegen den Bügel, während man die andere in die Kerbe des kleinen Sprungholzes legt und von dieser festhalten läßt, so jedoch, daß eine leichte Berührung des Sprungholzes genügt, um den Knebel freizulassen. Es erübrigt dann noch, daß die Schlinge der Springrute über den Bügel hinweg auf das kleine Sprungholz gelegt wird; sie wird hier von einer Rindenkerbe des letzteren festgehalten, damit sie nicht von einem Windhauch aus ihrer Lage gebracht werden kann. Die Schlinge darf in diesem Falle, wie in jedem andern nicht zu groß sein, damit der Vogel nicht etwa mit dem Kopfe hineingerate oder gar hindurchfalle. Der Sprenkel muß an dem Orte dicht neben einem Strauch oder einer Hecke aufgestellt werden, wo sich der betreffende Vogel gewöhnlich aufhält; für die Springrute muß dabei der erforderliche Raum zum Aufschnellen bleiben. Der Fang vollzieht sich in der Weise, daß der Vogel, um zu den Beeren zu gelangen, auf das Sprungholz fliegt, den Knebel und die Springrute auf diese Weise freimacht und diese nun im Zurückschnellen die Schlinge zunächst in die Höhe hebt, dem Vogel dabei also um die Füße legt und sie dann zuzieht. Ist die Springrute nicht zu fest in die Erde gesteckt, so wird sie sich beim Zurückschnellen drehen und soweit zur Erde neigen oder auch ganz zur Erde fallen, daß der Vogel in der Schlinge keinen Schaden nehmen kann; das ist auch sehr erwünscht, denn länger als eine Stunde möchte ein bei den Beinen aufgehangener Vogel nicht mehr am Leben bleiben. Damit der gefangene Vogel sich nicht etwa mit der Springrute

davonmache, ist es sehr anzuempfehlen, dieselbe am unteren Ende an irgend einen unverrückbaren Gegenstand, nötigenfalls an einen eingeschlagenen starken Haken festzubinden. Ein derartig eingerichteter Sprenkel dient zum Fange von **Drosseln**; es fangen sich darin besonders leicht die Schwarzdrosseln, kleineren Vögeln würde er die Beine zerschlagen, man bedient sich daher zum Fange der letzteren anders eingerichteter Sprenkel. Bei diesen fällt das Sprungholz und die Springrute des vorhin erwähnten Sprenkels fort; die Stelle der letztern vertritt eine recht spannkräftige kleinere Rute von Hasel- oder Weidenholz, an dessen dickem Ende man zunächst eine Kerbe einschneidet, hierauf oberhalb derselben ein kleines rundes und glattes Loch bohrt und am anderen Ende eine durch das eben erwähnte kleine Loch gezogene Schlinge befestigt, in deren Mitte man vorher einen Knoten angebracht hat. Die Verknotung ist notwendig, weil sie beim Zusammenbiegen der kleinen Rute in der Kerbe der letzteren ein kleines Sprungholz knapp festhalten muß. Auf dieses Sprungholz wird nun der übrige Teil der Schlinge gelegt; sie wird hier festgehalten durch einen kleinen Rindeneinschnitt am Sprungholze. Der so hergestellte Sprenkel wird dann an dem vorhin erwähnten Bügel so aufgehangen, daß das Sprungholz den Ebereschen-Beeren zugekehrt ist und von den Vögeln benutzt werden muß, um zu den Beeren zu gelangen. Nachdem sich der Fang vollzogen, wird der Sprenkel infolge des Flatterns des Gefangenen an dem einen Ende des Bügels heruntergleiten und hier auf der Erde liegend, durch den letzteren festgehalten werden.

Figur 17.

Das **Steckgarn** (Figur 17 und 18) dient wohl dazu, in Geröhricht und Schilf z. B. sehr schwer zu erlangende Vögel, wie etwa Rohrfänger zu bekommen, es hat aber den großen Nachteil, die Vögel in ihm sich so verwickeln und abzappeln zu sehen, daß sie oft schwer verletzt ihm entnommen werden. Es dient außer dem verwerflichem Massenfange der Körnerfresser das niedere Stecknetz auch dem Fange der Rebhühner und Wachteln; die Art des Fanges, das „Eintreiben", geht aus der Abbildung hervor. Das Steckgarn, sowohl das hohe wie das niedere, besteht aus drei besonderen Netzen, von denen die beiden äußeren weitmaschig, und zwar so, daß die zu fangenden Vögel bequem durchkönnen, das innere engmaschig, so daß nur noch der Kopf durchkann, gearbeitet sind. Man stellt das Garn am Kopfende von Kartoffeläckern, in Schlägen, an Waldsäumen, im Röhricht, doch nicht in freiem Felde auf. Die Farbe ist am besten grün. Das innere enge Netz ist natürlich sehr busen- oder faltenreich.

Figur 18.

Wachteln und Rebhühner fängt man auch, und zwar besser wie mit dem Steckgarn, mit dem **„Tiraß"**. Der Tiraß ist ein 4 m langes und 3 m breites Netz, das ringsum an einer starken durchgezogenen Schnur gut verteilte Bleistücke trägt, welche das Netz, wenn es geworfen wird, fest an den Boden halten. An der Vorderseite ist die starke Schnur etwa 40 cm über das Netz hinaus nach links und rechts verlängert. Der Fang mit dem Tiraß gewährt viel Vergnügen und Interesse, muß aber

in der Praxis erst von einem kundigen Jägersmann gelehrt werden. Es gehören zu ihm zwei Jäger und ein fermer Hund. Oft fangen geschickte Jäger eine ganze Kette mit ihm.

Hühnerartige Vögel fängt man des weiteren durch das Hochgarn und mit dem Treibzeug. Ich gebe hier Grasheys Anleitung:

„Hochgarne haben den Zweck, die über der Bodenfläche hinstreichenden Hühner im Fluge zu fangen. Das Hochgarn wird in der Regel am Saume von Remisen, an Hecken 2c., welchen die am Felde befindlichen und dort aufgejagten Hühner gerne zustreichen, aufgestellt. An beiden Enden des Hochgarnes ist ein Fänger postiert, welcher solange am Boden liegt, bis eine Kette in das Hochgarn gestrichen ist. In einiger Entfernung gegenüber der Netzstellung nehmen Jäger und Treiber eine Frontstellung ein und rücken, etwa auch mit kurzsuchenden Vorstehhunden, gegen die Stellung vor.

Sobald nun eine Kette Hühner ins Garn gestrichen ist, werfen die beiden Fänger die Reservestangen des Garnes, in welchem die Hühner hängen, um und legen das Garn, indem sie die wechselseitigen Stangen ausheben, rasch nach vorne nieder. Die gefangenen Hühner werden sorgfältig ausgelöst und in einem Sacke, wie ich ihn beim Fange der Fasanen schon beschrieben habe, geborgen.

Dieser Sack hat oben einen Zug, der in einer Schnur läuft, während unten auf seinem Boden ein rundes Brett eingelegt und fest gemacht ist; dieses Brett giebt einer Anzahl Hühner Raum genug zum Sitzen, ohne daß die Hühner sich gegenseitig drücken oder treten und ohne daß sie von dem Träger des Sackes gedrückt werden. In der Mitte des Sackes mögen etliche runde Löcher eingeschnitten sein, die wiederum durch Bindfadengitter das Ausschlüpfen der Hühner verhüten, aber dennoch genügenden Luftzutritt gestatten. Soll der Fang in größerem Maßstabe betrieben werden, müssen außer entsprechend genügenden Säcken noch Transportkörbe für die Hühner in Bereitschaft stehen, denn die Säcke dienen nur für kleinere Anzahl Hühner beim Ausheben aus den Garnen.

Der Fang im Treibzeug wird gewöhnlich erst ausgeübt, wenn die Felder schon gänzlich abgeräumt sind, die stark ausgewachsenen Hühner vor dem Hunde nicht mehr halten, also im Oktober oder Anfang November. Bei der Aufstellung des Treibzeuges ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Furchen der vorliegenden Äcker nicht quer, sondern vertikal auf das Treibzeug zu liegen, weil die Hühner nicht gerne quer über die Furchen laufen, ebenso auch nicht gerne mit dem Winde, sondern lieber gegen den Wind.

Zunächst ist das Treibzeug ohne Lärm oder Unruhe sachgemäß aufzustellen; der Hamen des Treibzeuges soll stets in einer Ackerfurche oder in einer grasleeren Vertiefung angebracht und womöglich mit etwas grünem Reisig verblendet werden. Nun kommt eine sehr schwierige Aufgabe, nämlich die Hühner aufzusuchen und durch kunstreiches Lavieren so gegen das Treibzeug zu drücken, daß sie nicht aufstehen, sondern allmählich nach dem Hamen hinlaufen.

Dieses Geschäft erfordert einen geübten, mit größter Ruhe und Umsicht ausgestatteten Jäger. Man benützt zum Treiben auch einen sogenannten Schirm, ein leicht tragbares Gestell aus Weidenruten, Tannenposchen oder Leinwand. Manche Jäger benützen einen Schirm, der die Form einer Kuh hat und als solche bemalt ist. Hinter diesem leicht tragbaren Schirm, welcher mit einigen Gucklöchern versehen ist, befindet sich der Jäger und muß damit die Hühner nach dem Treibzeug drücken.

Besonders ist darauf acht zu haben, daß die Hühner nicht seitwärts ausbiegen oder gar zu rasch und heftig gedrückt werden, so daß sie Miene machen, aufzustehen und wegzufliegen; im letzteren Falle hat der treibende Jäger stille zu stehen und so lange sich ruhig zu verhalten, bis die Hühner wieder vertraut werden und etwa zu weiden anfangen. Am schwierigsten ist der Moment, wenn die Hühner am Hamen angekommen sind, da muß so lange mit Geduld ausgehalten werden, bis ein paar Hühner unter den „Himmel" hinlaufen, bald werden alle folgen, und sind sie sämtlich im Hamen, dann heißt

es rasch vorzugehen und ein Zurückprellen zu verhindern. Ist dies geschehen, so verbinde man mit einer Schnur sehr rasch den Sack in nächster Nähe der Hühner, werfe den Rock über sie und nehme sie vorsichtig mit der Hand unter dem Hamen heraus, um sie im bereitgehaltenen Sacke zu bergen."

Fasanen werden am besten mit dem Decknetz, 2 Quadratmeter groß, mit 70—75 cm hohem Stock fängisch gestellt, gefangen. Die Firma H. Blum in Eichstätt (Bayern) liefert solche Decknetze um billigen Preis.

Sehr anschaulich schildert Grashey in seinem „Praktischen Handbuch für Jäger" den Entenfang. Ich entnehme mit liebenswürdiger Erlaubnis auch diese Schilderung dem nicht genug zu empfehlenden Werke:

„Ich habe im Jahr 1887 den „Entenfang in Holland" im „Deutschen Jäger", 1. Dezember 1887 nach der Mitteilung eines Freundes umfassend beschrieben und werde darüber nachfolgend berichten, so viel zum Verständnis notwendig ist.

In einer ruhigen Niederung fern von Straßen und Wohnorten legt man einen kleinen, seichten Teich an, welcher etwa 36—40 m im Gevierte mißt (Fig. 1). Von den vier Ecken dieses Teiches führen in halbmondförmiger Anlage je 25 m lange Kanäle nach auswärts. Die Ufer der Kanäle werden mit hochwachsendem Rohr, das Ufer des Teiches mit Schilf- und Wasserpflanzen bepflanzt, wozu das der Stockente so sympathische Mannagras zu rechnen ist. An diesen Teich sucht man die Enten anzuködern.

Die Kanäle haben im Anfang eine Breite von 4 oder 5 m, verengern sich aber allmählich so, daß sie am Ende kaum 1 m messen und das Wasser ganz seicht nach dem Ende des Kanals zu aufs Land verläuft.

Die Ufer der Kanäle werden etwas mit Brettern verschachtet. Über die Kanäle werden in angemessenen Zwischenräumen Reife oder Weidenstangen im Bogen gespannt und zwar so, daß die höchste Bogenspannung am Anfang etwa 4 m über der Wasserfläche mißt, sich jedoch so verjüngt, daß die Spannung am Ende des Kanales höchstens noch 1 m Höhe hat.

Die Überspannung des Kanales wird mit Schilf oder Weidenruten der Länge nach eingedeckt, wie eine Gartenlaube; doch muß links und rechts vom Boden auf 1 m Höhe die Eindeckung fernbleiben. Den beiden Seiten des Kanals entlang werden schmale Schilf-Schirmwände in solchen Abständen von einander gesetzt, daß sie etwa stehen wie die Coulissen eines Theaters (Fig. 2).

An den letzten Reif der Kanaleindeckung (Fig. 3) wird ein die Öffnung gut schließender und sich wie eine Fischreuse verengender Fangbeutel aus Spagat oder Draht angebracht, der an seinem spitzen Ende durch einen eingeschlagenen Pflock gut gespannt wird (Fig. 4). — So weit die Zurichtung der Anstalt. Auf dem Teiche selbst setzt man sogenannte Lockenten aus, d. h. wilde Enten mit gelähmten Flügeln, die etwa zahm aufgezogen wurden. Diese Enten werden daran gewöhnt, nur am Ende eines der Kanäle gefüttert zu werden. Das Signal zur Fütterung wird durch das Erscheinen eines womöglich fuchsroten mittelgroßen Hundes unterstützt, der zu dieser Arbeit gut dressiert ist.

Wenn sich nun die Lockenten und auch die zugestrichenen Enten an alle die Vorrichtungen gewöhnt haben, mag der Fang beginnen.

Zu diesem Zweck begiebt sich der Jäger, falls Enten auf dem Teiche sind, ungesehen von diesen zur ersten Coulisse auf der guten Windseite. Hier schickt er den Hund an den Rand des Kanales, so daß die Lockenten denselben gewahr werden. Hierauf ruft er ihn zu sich, läßt ihn dann bei der zweiten Coulisse erscheinen und wieder verschwinden. Gleichzeitig wirft er eine Handvoll Hanfkörner auf die Wasserfläche. Der Hanf schwimmt und bald werden die Lockenten, vom Erscheinen des roten Hundes aufmerksam gemacht, in den Kanal rinnen, dort unter Schnattern den Hanf aufnehmen und so auch die wilden Enten mit sich heranbringen.

Inzwischen begiebt sich der Jäger zur dritten Coulisse, läßt dort den Hund auftauchen und wieder verschwinden, und so fort bis zum Ende des Kanales. Sind nun die Enten über die Mitte des Kanales hineingelockt, dann springt der Jäger hinter den Coulissen bis zum Anfange des Kanales zurück und zeigt sich den im Innern des Kanales befindlichen Enten. Durch die Erscheinung des Jägers am

Anfange des Kanales erschreckt, werden die Enten teils rudernd, teils flatternd in die Tiefe des Kanales hineingedrückt und da der Jäger sichtbar nachrückt, gezwungen, am Ende resp. der Spitze des Kanales durch den Ausgang in den Fangbeutel zu schlüpfen, wo sie gefangen werden, indem man den Beutel von der Kanalröhre loslöst und dann die Enten herausnimmt.

Das Resultat solcher Fänge, die so oft wiederholt werden können, als Enten auf dem Teiche einfallen, hängt natürlich von der Anzahl der anwesenden Enten ab und kann sich bei geschickter Manipulation des Jägers sehr lohnend gestalten.

Fig. 1.

Fig. 2.

Nach einem Berichte meines Gewährsmannes werden während der günstigsten Zeit in Holland oft bis zu 1000 Stück in der Woche auf einer solchen Fanganlage erbeutet.

R. v. Dombrowski berichtet, daß in Österreich noch drei solcher Entenfänge existieren und zwar zu Rampersdorf, zu Bisenz und bei Holitsch in Ungarn, welch letztere Anlage durch Maria Theresia 1759

Fig. 3.

Fig. 4.

gegründet wurde. Dort wurden durchschnittlich im Jahre 5400 Enten gefangen, im Jahre 1831 sogar noch 13 300 Stück.

Daß bei solchen Fängen der Stand an Enten endlich abnehmen muß, besonders wenn der Zugang durch verminderte Brütegelegenheiten ein geringerer wird, läßt sich denken. Schließlich werden sich auch die Entenfänge nicht mehr rentieren, denn die Unterhaltungs- und Betriebskosten erfordern immerhin einigen Aufwand, und so wird sich auch bei dieser Wildgattung ein Stück ums andere alter Jagdvorrichtungen abbröckeln. Der Entenfang mit Schlagnetzen, welchen ältere Schriftsteller noch anführen, ist ganz aus der Übung gekommen."

Die **Jagd** auf unser Flugwild ist nach der Verschiedenheit des Wildes sehr verschieden. In Deutschland gehören Auer-, Birk-, Hasel-, Rackelhühner, Fasanen, Trappen, Schwäne, Kraniche, wo es akklimatisiert, das wilde Truthuhn, Adler und Uhu zur hohen Jagd, die Wildenten, Wildgänse, Feldhühner, Schneehühner, Schnepfen, Möven und alle jagdbaren kleineren Vögel zur niederen Jagd, ebenso gehört das ganze befiederte Raubzeug mit Ausnahme von Adler und Uhu zu ihr.

Eine ausführliche Schilderung aller Jagdarten wird der Leser hier nicht suchen. Sie würde weit den Rahmen dieses Werkes überschreiten. Alles, was der Weidmann über Jagd, Aufzucht und Hege wissen muß, findet er vereinigt und auf dem Stande der Gegenwart behandelt in Grasheys „Praktisches Handbuch für Jäger".

Zur Hühnerjagd wie zur Wasserjagd bedürfen wir von Nimrods Zeiten an bis heute des treuesten Gefährten des Menschen, des Hundes. Die für diese Jagd geeignetsten Hunderassen sind die Vorstehhunde, Pointer, Setter. Es ist selbstredend und männiglich bekannt, daß die Hunde erst mit größter Sorgfalt, Sachkenntnis, Geduld und Liebe zur Jagd erzogen (abgeführt) werden müssen. Auch hierüber findet man alles Wissenswerte im vorgenannten Handbuche, sowie in den vielen, freilich nicht immer auch wertvollen Spezialwerken.

Leicht ist keine Jagd auf Flugwild; ein guter Flugschütze ist ein stets gesuchter Mann. Die hohe geistige Begabung der Vögel erschwert die Jagd sehr, erhöht aber auch das ewig fesselnde Interesse an derselben. Zur Ausbildung als Flugschütze gehört viel Geduld, sehr viel Übung, große Raschheit, Kaltblütigkeit, ein sehr sicherer Blick und ebenso feste, sichere Hand. Zu dem allen gehört dann noch ein treffliches Gewehr und ein guter Hund.

Was sonst kurz über die Jagd gesagt werden kann, das habe ich bei den einzelnen in Frage kommenden Vögeln niedergeschrieben. Ebenso habe ich der „Krähenhütte" ausführlich in der Schilderung des Uhu (Seite 69—72) Erwähnung gethan.

Vom Federwild kommen wir nun nochmals auf unsere Singvögel zurück und zu der häufigsten und besten Fangart derselben, zum Fange mittelst des Vogelleimes. Der Leim wird öfters zum Verkauf angezeigt (Theodor Frank in Barmen liefert ihn zu 3 Mark fürs Pfund); will man ihn sich selbst bereiten, so beachte man, daß seine Zubereitung a) sehr feuergefährlich ist, b) gewaltigen Rauch und Ruß erzeugt, also nur im Freien, entfernt von allen feuerfangenden Stoffen geschehen darf. Man erhitze eine beliebige Quantität reines Leinöl über dem Feuer bis zum Sieden, nehme dann den Topf ab und zünde das Öl mittelst eines Papierstreifens oder eines langen Spahns an, lasse es unter beständigem Umrühren mit einem eisernen Stabe eine Zeit lang fortbrennen und einige Tropfen von dem Stabe in eine mit Wasser gefüllte Untertasse fallen. Diese Versuche müssen so lange fortgesetzt werden, bis der abgetröpfelte Leim die nötige Konsistenz erhalten hat. Man löscht dann die Flamme mittelst Zudecken des eisernen Topfes, läßt ihn in demselben erkalten und aufbewahren. Um das Eintrocknen zu verhüten, füllt man den Topf mit kaltem Wasser bis zum Rande. Das Einkochen des Leinöls kann abgekürzt werden, indem man demselben etwas Kolofonium zusetzt. 5 Teile Kolofonium und 2 Teile Leinöl zusammengeschmolzen geben ebenfalls einen brauchbaren Leim.

Leimruten werden aus ganz dünnen noch mit der Rinde versehenen Zweigen von 18 bis 30 cm Länge hergestellt, mit dem zähen Leim bestrichen und zum Aufbewahren in ein durchlöchertes Brettchen schräg eingesteckt. Der Fang mit Leimruten ist sehr verschieden je nach der Örtlichkeit oder nach den Eigentümlichkeiten der Vögel, die man fangen will. Man steckt entweder die Leimruten schräg und leicht in besonders dazu hergerichtete Stangen, die man in der Nähe von lebenden Hecken oder kleinem Strauchwerk aufstellt und mit getrockneten und aufgequellten Hollunder- und Ebereschenbeeren als Köder versieht (Figur 19). Für solche Vögel, die gerne auf die Locke gehen, sind Lockvögel von Nutzen. Man bringt dieselben auf Lockbüschen, entweder wie Figur 20 zeigt auf einem mit Laub versehenen abgestorbenen Bäumchen, dessen oberste Zweige wie die Abbildung anweist, mit Leimruten gespickt sind, an, oder man errichtet einen ganz künstlichen Lockbusch, Figur 21, wobei der Lockbusch a mittelst eines eisernen Zapfens b gehalten wird und nach dem Fange durch Herausnehmen des Zapfens auf die hölzerne Gabel c gelegt wird, was den großen Vorteil bietet, die Vögel bequem und sicher aus ihrer unangenehmen Lage befreien zu können.

Zu den Leimruten kann man die Vögel behutsam von einem Ende der Hecke zum andern treiben, bis man seinen Zweck erreicht hat. Oder man gräbt auf einem freien Platz in der Nähe von kleinem Gebüsch die Erde auf, bedeckt diese aufgegrabene Fläche mit schräg eingesteckten Leimruten und streut auf dieselbe Futter, welches je nach der Nahrung der Vögel in Mehlwürmern mit eingedrücktem Kopfe, in Beeren oder auch in Sämereien bestehen kann. Man kann auch einzelne kleine Büsche mit schief stehenden Leimruten versehen, nur darf man an solchen Lockbüschen die Leimruten nicht sparen. Der Fang mit Leimruten wird um so ergiebiger sein, wenn er zur Frühjahrszugzeit oder im Herbst, wo sich unsere Körnerfresser in Scharen zusammengeschlagen, ausgeübt wird, besonders an rauhen und unfreundlichen Tagen, an denen es den Vögeln mehr wie sonst an Nahrung fehlt.

Figur 21. Figur 19. Figur 20.

Der sog. Finken- oder Lerchen-Stich wird ebenfalls mit Leimruten und Lockvogel bewerkstelligt. Man bindet dem Lockvogel die Flügel zusammen und steckt in den Knoten eine kleine Federspule und in diese wieder ein gabelförmiges Leimrütchen (Figur 22a). Der Lockvogel muß immer ein Hahn sein; man läßt ihn an einem langen dünnen Bindfaden in der Nähe eines guten Sängers laufen und dieser wird nun voller Eifersucht auf den vermeintlichen Nebenbuhler herabstürzen und damit ist er gefangen. Man kann auch den Lockvogel an einer etwa 30 cm langen Schnur und an einem in die Erde eingeschlagenen Pflocke im Kreise herumlaufen lassen, nachdem man vorher rings um die Laufbahn Leimruten schräg eingesteckt hat (Figur 22b). Bei beiden Arten des Fanges sorge man dafür, daß der Lockvogel nicht selbst durch die Leimruten beschmutzt werde.

Figur 22.

Beim Fange mit Leim muß man sich stets mit einem Säckchen oder sonstigem kleinen Gefäß mit Holzasche versehen und die eingefangenen Vögel sofort mit Holzasche bestreuen und vorsichtigst abreiben, damit sie sich die Federn nicht weiter beschmutzen können. Zu Hause giebt man ein warmes Bad mit Seife und wäscht die Schmiere mittelst Schwämmchen behutsam ab. Dann aber stelle man den Vogel an einen warmen Ort. Erst wenn die Vögel wieder ganz glatt und trocken und im vollen Besitze ihrer Flugkraft sind, giebt man diejenigen, welche man nicht behalten will, der Freiheit wieder. Die einzig richtige Art, gefangene Vögel nach Hause zu befördern, besteht darin, daß man jeden einzelnen in ein kleines leinenes Säckchen steckt, welche ganz gut unter dem Rocke am Hosenbund befestigt werden können. Niemals transportiere man mehrere gefangene Vögel in einem Käfige, es ist das arge Tierquälerei, da stets einige in verzweiflungsvoller Wut andere tothacken werden.

Schon beschrieben habe ich beim Steinkauz (Seite 75) die so erbärmliche Fangart mittelst desselben.

Den eigentlichen Massenfang an der Tränke, Vogelherd, Ziehnetz ꝛc.; die Niedertracht des Meisentanzes habe ich zu schildern nicht nötig. Eine Ausnahme möge lediglich ein kleiner Vogelherd, mit nur einer Netzwand bilden. Der Leser findet die Abbildung unter Figur 16 a. Der Vogelfänger ist in dem Laubhäuschen verborgen; das Netz wird mittels eines ziemlich dicken Reittels gestellt, der vom Fänger mit solcher Kraft durch eine Schnur zurückgezogen werden kann, daß das Garn überfährt und die ahnungslosen Vögel bedeckt. Um diese zu sichern, hat man vorher einige Lockvögel in ihren Bauerchen gut versteckt (nicht offen, wie ja die Abbildung zeigen muß) ringsherum verteilt, unter dem Netze etwa 2 bis 3 recht zahme Hänflinge angeläufert und den Boden reich mit Hanfsamen bestreut. Im Nachwinter, wenn Schnee alles deckt, kann man hiemit viele Hänflinge, auch Stieglitze, fangen. In Deutschland sind diese Fangarten, die so große Ausbeute an Singvögeln liefern, daß sie nur für Küchenzwecke Sinn hätten, gesetzlich strenge verboten und wir sagen dazu ein kräftiges „Gott sei Dank“.

Dem erwachsenen Liebhaber, dem konzessionierten Fänger stehe der Fang frei, strenge halte man die große Menge und vor allem die Jugend von ihm ab. Es ist ja richtig, daß der Eine Brehm kein Taugenichts geworden, sondern ein berühmter Naturforscher, — die andern Tausende von jugendlichen Vogelstellern aber haben selten gut geendet. Mag unsere Jugend sich am Stubenvogel erfreuen, gewiß!, aber fangen darf sie ihn sich nicht.

Über **Aufzucht junger Vögel** schreibt Herr F. Schlag in der „Monatsschrift für Vogelschutz“ das Folgende: „Es gehört in der That eine passionierte Liebhaberei zum Vogelaufziehen, was aus Nachstehendem hinlänglich erhellen dürfte. — Ich habe nun bereits seit 28—30 Jahren junge Dompfaffen aufgezogen und angelernt und zwar gerade diese mit besonderer Vorliebe. Daneben habe ich in späterer Zeit Amseln, Stare, Kanarienvögel, Hänflinge und schwarzköpfige Grasmücken großgezogen. Unter diesen waren mitunter ganz winzig kleine, aber auch mittelflügge und schon ganz befiederte Junge. Die erstgenannten kosten eine ganz unbeschreibliche Mühe und Sorgfalt. Mittelflügge sind sie am besten und leichtesten aufzuziehen; ganz flügge am schwersten. Die zu jungen Vögel (4—6 Tage alt) müssen fast halbstündlich mit ganz geringen Portionen geätzt werden und die fehlende Brutwärme der Eltern muß ihnen möglichst ersetzt werden durch allerlei Stücke von altem Pelzwerk, Federsäckchen, kleine Kissen ꝛc.; auch darf ein mäßig erwärmtes Zimmer nicht fehlen. Je jünger diese Tierchen sind, desto besser sperren sie, je älter, desto trotziger verweigern sie dies. Am besten gelingt, wie schon erwähnt, das Aufziehen halbflügger Vögel. Diese sperren ebenwohl leicht, sind schon kräftiger und wachsen und befiedern sich zusehends.

Stare, Amseln und Grasmücken sind bekanntlich Weichfutterfresser und verlangen ganz andere Futtergattung und Zubereitung als Dompfaffen und andere Körner fressende Vögel. Als ersten Wohnsitz meiner hilflosen Lieblinge wählte ich seither einen irdenen, mittelgroßen Blumentopf, füllte diesen zu $^{2}/_{3}$ mit Moos oder kurzem Heu aus und setzte die lieben Pflegbefohlenen hinein. Ich fand aber, daß irdene Blumentöpfe mehr kälteten, und ließ mir in neuerer Zeit ganz ähnliche von schwacher Pappe anfertigen, welche ich von außen mit Flanellstreifen umwickelte und deren Innenwand ich mit Pelzstückchen umlegte. Die Oberschicht Moos bedeckte ich mit einem Federkißchen, damit Brust und Hinterleib der kleinen Vögel warm saßen,*) namentlich verlangen Dompfaffen und Grasmücken diese Sorgfalt in erhöhtem Grade. Oben auf den Papptopf kommt ein dünner, durchbrochener Holz- oder Pappdeckel, damit es den Pfleglingen nicht an Luft mangelt.

Daß Staare und Amseln vermöge ihrer Größe auch größere Portionen Futter verlangen, ist selbstverständlich. Das Hauptfutter für diese ist sogenannte Vogelkleie mit etwas eingequellter und ausgedrückter Semmel und einer Zugabe hartgesottenen und kleingehackten Eies vermischt,**) Ameisenpuppen sind nicht unbedingt notwendig. Man nimmt ohngefähr $^{3}/_{4}$ Vogelkleie und zusammen $^{1}/_{4}$ Semmel und gehacktes Ei, feuchtet diese Mischung mit gekochter Milch, oder auch mit halb Milch und halb Wasser an und rührt einen nicht ganz dickflüssigen Brei ein, welchen Stare und Amseln gern und mitunter

*) Futter, zweckmäßig gewählt und zubereitet, und entsprechende Wärme sind die zwei Hauptbedingungen zum Gedeihen eines jungen Vogels.

**) Ich habe gefunden, daß man mit dem Ei sehr vorsichtig umgehen muß. Die Dosis ist bei Körnerfressern sehr klein zu nehmen, Weichfresser können mehr davon vertragen.

gierig annehmen. Für junge Grasmücken müssen immer etwas frische Ameisenpuppen noch beigegeben werden. Sind Stare, Amseln 2c. schon zu flügge, dann sind sie häufig scheu, störrig und trotzig und wollen das Futter nicht annehmen, weshalb man ihnen den Schnabel gewaltsam öffnen muß, was zwar schmerzlos, aber mühsam und lästig ist. Deshalb lieber halbflügge Vögel gewählt! — Zum Zuführen des Futters verfertige ich mir bleistiftlange, nach unten schaufelförmig zulaufende Futterlöffel aus einer weichen Holzart, mit denen ich meinen Pflegbefohlenen das Futter in den Schnabel befördere. Am entgegengesetzten Ende des Futterlöffels ist in den dünnen Stiel eine knopflose Stecknadel eingefügt, womit ich im Handumdrehen die lästigen Exkremente der Kleinen entfernen kann; denn Reinlichkeit ist halbes Futter bei jungen und alten Vögeln! Sechs bis acht dieser Schaufelchen voll Futter genügen zwei Stunden lang für den Vogel, dann geht diese Prozedur wieder von neuem los und dauert bis Abend 8 Uhr, nachdem sie früh 6—7 Uhr begonnen. In meinen freien Stunden füttere ich die Vögel stets selber, während der Schulzeit aber gehen mir die Meinigen zur Hand. Manchen geselligen Spaziergang, manches Vergnügen außer dem Hause muß ich freilich meinen kleinen Pflegekindern opfern, was ich aber gern thue. — Am schwersten hält, namentlich bei Staren, das Alleinfressen. Wenn diese ihre Schwingen und Kraft erst fühlen, wollen sie nicht mehr im Blumentopfe bleiben und müssen in ein Gitter, allwo ihnen das Futter zwischen den Drähten durch gereicht wird. Da springen sie häufig gegen das Futterholz, flattern, werfen das Futter ab und in den Käfig, und muß ich dadurch acht bis zehn schlimme und ärgerliche Tage mit in Kauf nehmen, bis endlich das Alleinfressen gelungen. Halbtote, noch zappelnde Ameisen, Käfer, Spinnen und Fliegen unter das Futter gemischt, führen endlich zum erwünschten Ziele. Die Amsel ist und bleibt nach dem Alleinfressen immer etwas mißtrauisch und scheu und versteckt sich beim Nahen ihres Pflegers häufig in eine Gitterecke, während der Star keck und dreist, manchmal frech seinem Wohlthäter gegenüber sich zeigt.

Dompfaffen, Kanarien, Hänflinge 2c. werden in nämlicher Weise wie vorbezeichnete Arten aufgefüttert, nur als Samenfresser mit anderem Futter. Vor allen Dingen muß zu diesem Zwecke reiner, staub- und schimmelfreier Sommerrübsen angeschafft werden! Das Wort „Sommerrübsen" bedarf absonderlich der Betonung! Denn nicht selten bekommt man ein Gemisch von Sommer- und Winterrübsen, oder auch wohl Weiß-Rübsamen*) darunter, welch letztere Fruchtsorten unbedingt die Vögel schädigen und sogar töten. Was man täglich zu füttern gedenkt, wird abends vorher in einer Kaffee-Obertasse oder einem Töpfchen mit frischem Wasser eingequellt, andern Morgens wasserfrei gemacht und mit einem Messer oder einer kleinen Holzwalze tüchtig zerquetscht. Unter dies zerquetschte Futter kommt ein Viertel fein gehacktes Ei und eine tüchtige Prise Ameisenpuppen-Mehl. Diese Mischung wird mit Wasser (nicht Milch) breiartig angerührt und den jungen Dompfaffen, Kanarien, Hänflingen 2c. gereicht. Die Atzung geschieht je nach dem Alter der Vögel halbstündlich, stündlich oder auch zweistündlich. Damit in heißen Sommertagen nicht Säurebildung eintritt, wird das Futter allmittägig erneuert. Alte Reste vom vorigen Tage oder vom Vormittag werden mit frischem Wasser ausgespült, damit nicht etwa eine Nagelprobe verdorbenen Futters im kleinen Futternäpfchen zurückbleibt. (Bei Staren und Amseln braucht man schon ein ziemlich großes Futtergeschirr.) — Ich habe oben den Ausdruck „Ameisenpuppen-Mehl" gebraucht, der vielleicht manchem geehrten Leser neu sein dürfte und der Erklärung bedarf Die getrockneten Ameisenpuppen, welche, wenn sie auch eingequellt, doch noch zu hart für die empfindlichen Magen junger Dompfaffen und dergl. sind, nehme ich (aber nur ganz schöne, reine Ware) und zerhacke sie mit einem Hackmesser auf einem Hackbrette so lange, bis sie in so kleine Teilchen zerlegt sind, daß sie fast mehlähnliche Form bekommen und somit unter das Futter gemischt an Kraft nichts verloren, wohl aber an leichterer Verdauung für die Vögel bedeutend gewonnen haben. — Die Fütterung dieser Vögel beginnt in schon erwähnten Zwischenräumen früh 6 bis 7 Uhr und dauert bis zum Eintritt der Abenddämmerung. Dompfaffen sind äußerst leicht aufzuziehen, weil sie sehr leicht und gern die Schnäbel sperren; Kanarien und Hänflinge sind schon nicht so freßlustig, vielmehr oft sogar trotzig. Dompfaffen sperren so lange, daß man ihnen 12 bis 15 Löffelchen voll Futter reichen könnte. Thut man dies aber, dann gehen sie häufig infolge Übermaßes am Kalkdurchfall (Unterleibs- und Magen-

*) Sehr oft auch den schädlichen Hederich und Ackersenf (Raphanus raphanistrum und Sinapis arvensis).

entzündung) zu Grunde. Neuerdings reiche ich für solche Mahlzeit höchstens 4 bis 5 Löffelchen voll dem Stück. — Kanarienvögel und Hänflinge finden die nämliche Behandlung wie die Dompfaffen, sind aber schwer ans Alleinfressen zu gewöhnen; flattern mit den Flügeln, zittern mit dem Kopfe, springen, ähnlich den Staren, an den Futterlöffel und werfen das gereichte Futter ab, während die Dompfaffen äußerst leicht das Alleinfressen lernen. Kanarienvögel ziehe ich nicht mehr auf, weil höchstens 10% lernen. Diese wenigen bereiten einem um so mehr Ärger und Verdruß, als sie häufig inmitten des zu lernenden Liedchens, oder doch sicher am Ende, ihre Kanarienschrapper einflechten und einem den ganzen Genuß verleiden. Mit Hänfling-Aufziehen habe ich zweimal Versuche gemacht und Nullresultate erzielt, weshalb ich fürderhin lieber bei meinen Dompfaffen zu bleiben gedenke!

Eiersammlungen.

Die Sammelwut unserer Tage hat sich, Gott sei es geklagt, auch der Vogeleier bemächtigt. Berufene Naturforscher haben zu allen Zeiten Eiersammlungen angelegt, die bedeutendste der Gegenwart ist meines Wissens jene des Herrn Oberamtmann Nehrkorn, ein mit seltenster Ausdauer, unermüdlichem Fleiße und gründlichstem Wissen gesammelter Schatz für die ornithologische Welt. — Solche wenige Berufene und Auserwählte **sollen** im Dienste der Wissenschaft Eiersammlungen anlegen, gegen eine übergreifende Sammelwut aber, gegen eine Mode, Vogeleiersammlungen gleichwie Schmetterlingssammlungen anzulegen, davor mögen uns allezeit drakonische Gesetze schützen, wie solche in der Gegenwart das Übel eindämmen.

Aufgabe der Schule ist es, die Jugend in allererster Linie fernzuhalten. Schulknaben dürfen keine Eiersammlungen anlegen, das werden nicht nur alle Pädagogen, das wird jeder einsichtsvolle Mensch unterschreiben. Der forschende Ornithologe mag, wenn er die gesetzliche Genehmigung erhält, eine Sammlung anlegen, wenn er selbst sich die Eier und Nester sucht, niemals aber darf er irgend einen Tagdieb zahlen dafür, daß der Kerl um eines Eies willen viele Dutzende von Vogelbruten vernichtet und dann doch seinen Auftraggeber falsch berichtet. Es sei mir an dieser Stelle auch die dringende Bitte an alle Leser gestattet, sich niemals ohne behördliche Genehmigung zum Vogelfang oder Eierraub hinreißen zu lassen; sind doch die Folgen unabsehbar und haben sie nun schon so oft zum Verluste einer gesicherten, angesehenen Lebensstellung geführt!

Wer Eier sammelt, der sei sich stets der großen Verantwortung bewußt, die ihm die Pflichten der Menschlichkeit auferlegen. Er schone so viel wie möglich die Brut, nehme niemals ein Nest, das er doch schon besitzt, sondern begnüge sich mit der Entnahme eines Eies, es sei denn, er weiß, daß die betreffende Vogelart infolge der Störung doch Nest und Eier verläßt. Ich habe diese Eigenschaft bei jeder einzelnen Art, der sie eigen, erwähnt. Auch wo die Nester unserer Vogelwelt zu finden sind, sowie die genauesten Angaben über Größe und Färbung der Eier, soweit dies mir bekannt, wird der Leser in diesem Werke nicht vermissen, es wird ihm also der Inhalt desselben ein zuverlässiger Führer bei seinem Streben sein. — Meiner Ansicht nach gehört zu einer wissenschaftlich wirklich wertvollen Eiersammlung auch die Sammlung der **Nester**. Bei ihnen, wie bei den Eiern ist es unerläßlich, genaue Aufzeichnung der Fundstelle (Landschaft, Ort, Datum), sowie der Vogelart zu geben; z. B.:

Nest des Pirols. — Inhalt: 3 Eier. — Gößweinstein, Kgl. Anlage (Fränk. Schweiz).
Auf einem Eichbaum, 10 m über dem Boden. — 27. Mai 1896.

Dieselben Angaben finden sich bei den Eiern und der Wert der Sammlung hängt davon ab, daß sie richtig sind, gewissenhaft, nicht etwa nach Vermutungen aufgestellt. Problematisch ist der Wert solcher Sammlungen so wie so, weil die Eier mit der Zeit stets bleichen und dann ein höchst unvollkommenes Bild geben. Gute Abbildungen sind mir lieber als eine ältere Eiersammlung! — Um die Eier aufzubewahren, werden sie zu Hause sorgfältig und behutsam angebohrt, es giebt hiefür eigene Eierbohrer (z. B. bei W. Schlüter in Halle a. S.), deren Spitze einem V gleicht. Die Seiten dieses Bohrers sind feilenartig leicht eingekerbt und bewirken durch Rechts- und Linksdrehen des unten spitzigen, nach oben zunehmenden runden Instruments das allmähliche Abreiben der Schale und ein schönes zirkelrundes Loch. Solcher Öffnungen muß man zwei einbohren, je eines in der Nähe der Pole, in die kleiner geratene Öffnung bläst man behutsam hinein, worauf der Inhalt bei der größeren herausgeht. Ist der Embryo im Ei schon entwickelt, so macht man nur eine Öffnung und legt das Ei an einem sicheren Ort frei aus. Sowie das Ei riecht, kommt gewißlich eine der Schmeißfliegen und legt ihre Nachkommenschaft in die Öffnung. Die Fliegenmaden fressen das Ei rein aus, verpuppen sich und kriechen aus dem Ei, die Schale rein ausgeputzt zurücklassend. So müssen uns sogar die Fliegen dienstbar sein! Die Öffnungen klebt man, wenn die Schale innerlich ausgetrocknet ist, mit durch Terpentinöl verdünntem Wachs zu. Zur Aufbewahrung dienen flache Kästchen mit Glasdeckeln in doppeltem Falz, welche sehr gut schließen, Staub, Feuchtigkeit absolut abhalten. In diese Kästchen werden viereckige Schächtelchen von den Eiern entsprechender Größe gesetzt, in diese kommt das oder die Eier je eines Geleges und oben an den Rand des Schächtelchens geklebt, die Notizen über die Auffindung. Die Eier ruhen auf Baumwoll-Unterlage.

Der Transport der gefundenen Eier geschieht in Pappschächtelchen zwischen Baumwolllage. Da man ja doch nicht dutzendweise auf einer Tour Eier sammeln wird, so werden diese Schächtelchen in den Rocktaschen unterzubringen sein. Gilt aber der Ausflug einer Stätte regsten Vogellebens, z. B. Wassergeflügel, wo massenhaft verschiedene Eier gefunden werden sollen, so nimmt man eine große Botanisierbüchse, die mit Baumwolle ausgelegt ist, und packt jedes Ei zwischen Baumwolle. Von Bäumen, Felsen 2c. herab läßt man die Eier in einem ledernen Beutel an einer Schnur, sorgsam jedes Aufstoßen oder gar Auffallen vermeidend.

Die Nester stellt man unter Glassturz, ganz große Nester auch frei auf, da hiefür Glasstürze wohl zu kostspielig werden. Freilich verstauben frei stehende Nester und werden zu Brutstätten von Ungeziefer; vergiftet man sie mit Arsenik, so braucht man so viel des Giftes, daß der Staub auch dem Menschen sehr schädlich wird. Solche Sammlungen sind eben, es sei nochmals bemerkt, nicht für Jedermann.

Die Raubvögel.

a) Tagraubvögel.

Die kühnen Flieger, die Könige der Vogelwelt, stellen wir billig obenan. Sie sind die auffälligsten Erscheinungen im Reiche der Luft, sie sind die Herrscher im offenen Lande, in undurchdringlichen Wäldern wie in den höchsten Felsregionen der Gebirge. Ihr Auge ist höchst vollkommen gebildet und besitzt im Fächerkamme 14—16 Faltungen. Der Leib ist kräftig, gedrungen, breitbrüstig; der Kopf vollkommen, groß, wohlgerundet; der Hals kurz, die Flügel sind lang, starkschwingig und bekunden gute Flieger. Der stark gekrümmte Schnabel, die mit großen Krallen bewehrten Füße kennzeichnen die Räubernatur, der ganze Typus zeugt von Kraft, Mut und Schnelligkeit. Im Gegensatz zu den Raubvögeln der Ebene sind die Raubvögel der Gebirgsländer tollkühn, oft frech bis zur Tolldreistigkeit. Als Kennzeichen der Tagraubvögel gelten:

Allgemeine Kennzeichen.

Schnabel mit hakenförmig abwärts gekrümmten Oberkiefer, Zehen mit starken, gekrümmten, scharfen Krallen zum Ergreifen und Festhalten der Beutetiere.

Kennzeichen	
Schnabel stets länger als die Hälfte des Kopfes, im Nacken starre zugespitzte Federn	Adler.
Im Oberkiefer ein scharf hervortretender spitzer Zahn, welcher in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt; zweite Schwinge stets die längste .	Falken.
Die Flügel in der Ruhe schneiden mit der Hälfte des Schwanzes ab .	Habichte.
Schwanz gegabelt	Milane.
Am Kopf ein mehr oder weniger hervortretender, dennoch stets erkennbarer Schleier	Weihen.
Schnabel kürzer als die Hälfte des Kopfes, am Schnabel kein Zahn, Flügel länger als die Hälfte des Schwanzes, Schwanz nicht gegabelt, am Kopf kein Schleier	Bussarde.
Zehen mit nur schwächlichen, wenig gekrümmten Krallen, leben fast ausschließlich von Aas	Geier.

Spezielle Kennzeichen.

v. Riesenthal bringt die beste Anleitung, wie man die Bestimmung eines Raubvogels anzugehen hat, und schreibt:

Anleitung zur Bestimmung der Raubvögel.

„Ich nehme an, es wird mir ein Vogel gebracht, den ich an dem hakenförmigen, abwärts gekrümmten Schnabel und den Zehen mit den scharfen gekrümmten Krallen, sowie den Ballen auf der Sohle als einen Raubvogel und zwar als einen Tagraubvogel erkannt habe, so sehe ich die Kennzeichen der Tagraubvögel nach und frage nun: ist der Schnabel länger als die Hälfte des Kopfes? — Nein! Also ist er kein Adler! Hat er im Oberkiefer einen hervortretenden Zahn, der in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt, oder, falls der Schnabel weggeschossen sein sollte, ist die zweite Schwinge die längste? — Nein! Also ist er kein Falke! Reichen die zusammengelegten Flügel nur bis zur Mitte des Schwanzes? — Ja! Also gehört der Vogel zu den Habichten! Nun suche ich mir die Habichte auf und finde, daß der Vogel etwa 50 cm lang, also ein Habicht und kein Sperber ist; will ich nun wissen, ob der Vogel jung oder alt, Männchen oder Weibchen ist, dann lese ich erst die Beschreibung der Färbung nach, was vorher durchaus verkehrt gewesen wäre, und habe nunmehr den Vogel bestimmt.

Oder der große Schnabel kennzeichnet den Vogel als einen Adler, so suche ich die Schilderung der Adler (s. Seite 6 Tabelle) auf und sehe nun, ob der Lauf bis dicht an die Zehe befiedert ist oder nicht? — Er ist es! — Die Messung ergiebt, daß der Vogel 75 cm lang ist, so zeigt die rechts daneben stehende Klammer in der Tabelle, daß es nur ein Steinadler, Kaiseradler oder Steppenadler sein kann; der Schwanz zeigt eine deutliche Abrundung, die Laufbefiederung ist hell, mithin ist der Vogel ein Steinadler; das weitere erklärt die Beschreibung der Federkleider.

Die Maße werden auf folgende Weise ermittelt: man legt den Vogel ausgestreckt, aber ohne ihn zu recken, auf den Rücken und mißt seine Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze; die Länge des Schnabels ergiebt sich, wenn man den Zirkel auf der Schnabelfirste da einsetzt, wo die Kopffedern beginnen, und von da bis zur Schnabelspitze mißt; die so gemessene Länge ist die Sehne zu dem Bogen, welchen der Oberkiefer über ihr bildet; ebenso mißt man die Krallen."

Rufe der Raubvögel.

In der Freiheit ist eines der auffälligsten Erkennungszeichen der Raubvögel (wie der Vögel überhaupt), ihr Ruf. Im allgemeinen hört man den Schrei der Raubvögel, sagt Dr. Gustav Jäger, am häufigsten während der Brutzeit, aber auch dann und wann außerhalb dieser an schönen Tagen, besonders vormittags und einige Stunden nach der Mittagszeit, weil dann diese Vögel nach bewerkstelligter Sättigung es lieben, sich hoch in den Äther hinaufzuschrauben und mit ihrem gellenden Ruf ihr Wohlbehagen kundzugeben. Anderseits schreien aber auch wieder manche, wenn sie Hunger haben. Der bekannteste aller Raubvogelschreie ist der des Mäusebussardes; mit ihm muß sich der zuerst vertraut machen, der die andern unterscheiden lernen will. In Buchstaben läßt er sich durch „hiäh" oder auch durch „Giäh" ausdrücken, und hat entschieden Ähnlichkeit mit dem Miauen einer jungen Katze, nur daß er viel weitschallender ist; man hört ihn mehr als einen Kilometer weit. Aufs Täuschendste wird freilich dieser Ruf von einem unserer gemeinsten Waldvögel, dem Eichelhäher, nachgeahmt und es gehört ein sehr feines Ohr dazu, sich von diesem Strolche nicht täuschen zu lassen. Ganz ähnlich, aber höher und heller, öfter wie „huih" ruft der Rauhfußbussard. Der rote Milan oder Gabelweih schreit gleichfalls fast genau so, nur das unterscheidet ihn sicher, daß er den ersten Ton ein paarmal wiederholt, so: „hiäh! hi-hi-hiäh!" und dann läßt er öfter einen hellen, angenehmen Triller hören, der dem Pfeifen gleicht, mit dem die Jäger ihre Hühnerhunde zum Suchen ermuntern. Der schwarze Milan hat einen ganz ähnlichen Ruf, daneben im Frühjahr ein schwer zu beschreibendes Pfeifen, das von dem des roten sehr verschieden ist. Der Wespenbussard ruft oft nacheinander in einem Atem: „Kick, kick, kick ꝛc." namentlich zur Brutzeit und wenn ihm die Krähen zu hart zusetzen. Hühnerhabicht und Sperber haben, namentlich in der Gefahr, aber auch während der Paarungszeit einen eigentümlichen, durch das Wort „Schirken" bezeichenbaren Laut, indem ein Ton wie „Kirk" mehrmals rasch nacheinander ausgestoßen wird. Der Sperber ruft außerdem, aber seltener, sanft flötend: „gü, gü, gü!", der Habicht, besonders wenn er mit andern Raubvögeln anbindet, hart, weit hörbar: „Gia, giak, giak!", ein Ton, ganz ähnlich dem, welchen der Wanderfalke ausstößt, wenn ihm der Stoß auf sein Opfer gelungen oder wieder, wenn er dasselbe ärgerlich einem der Schmarotzer überläßt, die es ihm abnehmen, doch ist der Anstoß beim Wanderfalken härter, etwa wie „kgia, kgiak!" Der Turmfalke ruft hell: „Klih, klih, klih!" und der Baumfalke gleichfalls hoch, hell und angenehm: „Gäth, gäth, gäth!", fast so wie der Schreier Wendehals und schnell hintereinander. Der Ruf des Merlin ist dem Schirken des Sperbers ähnlich, nur nicht so hart: „ki, ki, ki!" Die Weihen sind im allgemeinen sehr wortkarg, z. B. von der Wiesenweihe, giebt Naumann an, habe er gar keinen Ruf gehört, nur die Kornweihe ruft selten, wenn sie abends paarweise über die Kornfelder hinfliegt, sanft: „Gäger, gäg, gäg!", in der Angst schirkt sie wie der Sperber. Der Steinadler ruft fast wie der Bussard, nur heller, stärker und durchdringender: „hiah" oder „giijah". Der Kaiseradler hat einen Schrei, der dem des Kolkraben ähnlich ist; er klingt tief und rauh: „Kra — kra" oder „Krau — krau" und ähnelt in der Ferne fast dem Bellen eines mittelgroßen Hundes. Ähnlich, aber tiefer und stärker „Krauh, krauh!" ruft der Seeadler; die Stimme des großen Schreiadlers ist: „Jef, jef, jef!" ähnlich der eines jagenden Spitzhundes, die des kleinen Schreiadlers bussardenähnlich gedehnt hell und wohlklingend „wuih!" Vom Flußadler vernimmt man ein sanftes „Kai, kai — kai!" und zuweilen ein rauhes „Krau!" Der Bartgeier pfeift durchdringend „phiiyyy!" oder „wuuu!"

Liebesleben und Horstbau.

Die ersten Frühlingsmonate, März und April, ausnahmsweise schon Februar, erwecken die Liebe in der Raubvögel Herz. Das Männchen wirbt durch mancherlei ritterliche Spiele um seine Auserkorene, die von Liebeslust beseelt, sich nicht selten ebenfalls zu vornehmem Liebesspiele herbeiläßt. Prachtvolle Flugübungen, wahre Reigen in hoher Luft, gar sehr verschieden von dem gewohnten Fluge, entstehen dadurch; eigentümliche, gellende oder äußerst zärtliche Laute bekunden — wie wir oben schon angeführt — die Gefühle einzelner Arten. Die Eifersucht führt zu leidenschaftlichen, sehr erbitterten und blutigen Kämpfen — wir bringen bei der Schilderung des Kaiseradlers die Beschreibung solch' eines Duells —, das Weibchen verhält sich bei solchen Duellen, solange die Vögel nicht gepaart sind, stets teilnahmslos, haben sie aber Eier oder Junge, so greift das Ehepaar zuweilen gemeinsam den Gegner an. Der Horst wird sehr verschieden angelegt, je nach der Lebensweise und dem Aufenthalt der verschiedenen Arten. In den meisten Fällen steht er auf hohen Bäumen, dann in Mauerlöchern an hohen Türmen, auf unersteiglichen Ruinen. Die Hochgebirgsadler wählen unzugängliche, hohe Felsvorsprünge, der Steppenadler — wohl einzig dastehend — soll am nackten Boden sein Heim aufschlagen. Kunst ist auf die Raubvögelhorste wenig verwendet. Es sind meist sehr große Reisighaufen, große, breite Nester mit flacher Mulde. Ganz entsprechend ihrer Räuber- und Herrschernatur haben übrigens die wenigsten Raubvögel Lust, sich selbst der Mühe des Nestbaues zu unterziehen, sie finden es viel schöner, passende Nester zu erobern. So nehmen die kleinen Falken mit Vorliebe die Nester der Raben; größere Räuber bemächtigen sich der Bauten der Reiher, Schwarzstörche u. a. m. Dem Bussard müssen die Nebel- und Rabenkrähen, manchmal auch die Elster ihr Heim überlassen. Aber auch der Bussard muß den Stärkeren weichen, so fand Homeyer Horste, welche ursprünglich vom Bussard erbaut worden waren, von Schreiadler, Königsmilan, Wanderfalken, Habicht, Uhu und Waldkauz besetzt. Brehm giebt an, daß manche Raubvögel, beispielsweise die großen Adler, regelmäßig mit zwei Horsten wechseln, und sehr gern nimmt der kleine Wanderfalk die Horste der Adler, welche letztere schon der bedeutenden, für sie erforderlichen Größe selbst haben errichten müssen, in Beschlag. So kann es geschehen, daß in dem einen Jahre der See- oder Fischadler, in dem anderen der Wanderfalk abwechselnd auf einem Horste brüten.

Eier u. Junge.

Die Anzahl der Eier schwankt zwischen eins bis sieben. Alle Raubvögel lieben ihre Jungen zärtlich, verteidigen sie mutvoll und führen ein mustergültiges Eheleben. Sie schleppen für die Jungen viel mehr Beute herbei, als verzehrt werden kann. Anfänglich erhalten die Jungen halbverdaute Nahrung, welche die Alten aus ihrem Kropfe aufwürgen, später werden ihnen zerstückelte Tiere gereicht. Doch ist bei einigen nur die Mutter fähig, die Speise mundgerecht zu bereiten; das Männchen versteht das Zerlegen der Beute nicht und muß seine geliebten Kinder bei vollgespickter Tafel verhungern lassen.

Abjagen der Beute.

Alle großen Raubvögel, auch die Habichte und Bussarde, lassen sich ihre Beute durch Krähen und andere Schmarotzer abjagen. In der „Gartenlaube" (1869) schildern die Gebr. Müller solch ein Vorkommnis aus eigener Ansicht. Sie gingen damals noch von der irrigen Ansicht aus, daß die Krähen dem Habichtopfer hätten zu Hilfe kommen wollen; so edel sind die Krähen aber nicht, sie zerhacken und fressen das abgejagte Beutetier mit Wonne. Der von Müller beobachtete Fall ist typisch: „Ich durchstreifte — so schreibt Oberförster Müller — buschierend die Flur, als außer Schußweite ein sog. Dreiläufer (ein noch nicht ausgewachsener Hase) aufstand und über das frischgepflügte Feld dem nahen Walde zurannte. Da drang plötzlich heftiges Rauschen durch die Luft mir ins Ohr und kaum hatte ich überrascht den Blick aufwärts gerichtet, so sauste schon ein Hühnerhabicht wenige Ellen über dem Hasen nieder und schlug im Nu seine Fänge in dessen Weichen. Der Hase brach unter der Wucht des Anpralls zusammen und klagte laut in dem ihm eigentümlichen näselnden Ton. Doch suchte er sich wieder zu erheben und die Last abzuwerfen. Mit den Hinterläufen zappelte und schlug er aus, den Leib schnellte er mit Anstrengung aller Kräfte empor, er überschlug, wälzte sich und rutschte niedergehalten am Boden hin. Mit ausgebreiteten Flügeln deckte ihn der Habicht, der ihn mit Fängen und Schnabel zu verwunden und zu betäuben strebte. Zuweilen löste sich die Wolle des Hasen in kleinen Fetzen und ein Fang gleitete nieder, eilig aber schlug ihn der Habicht von neuem in den Balg ein, um sein Opfer sicher zu bannen. Wild funkelten des Räubers Augen, Wut, unbeschreiblich leidenschaftliche Hingebung an den Augenblick der That, eine Art Berauschung unter der Wirkung der Mordgier fesselte ihn an das widerstrebende Opfer. — Jetzt aber ward meine Aufmerksamkeit durch eine neue Erscheinung

geteilt. Mehrere Krähen kamen eilend mit lautem Feldgeschrei herbei; ihr scharfes Gehör hatte die Klagetöne des Hasen vernommen, und ihr weitschweifender Blick entdeckte aus der Ferne die feindliche Scene. Entschlossen griffen sie den Habicht an, indem sie sich ziemlich hoch über ihn erhoben und dann ihre Schnabelhiebe herabstoßend auf ihn richteten. Dieser beugte sich jedoch zurück und wehrte den Angriffen mit freigehaltenem Fang. Das machte die Krähen vorsichtig, so daß es selten eine derselben wagte, dicht genug auf ihn zu stoßen. Die Stellung des Habichts wurde indessen immer schwieriger und unhaltbarer. Verzweiflungsvoll krallte er sich an dem Hasen fest, während er mit dem abwehrenden Fang nach den Krähen hieb. In buntem Durcheinander wurde der Kampf so eine Zeit lang mit großer Erbitterung einerseits und hartnäckigem Widerstand andererseits fortgesetzt. Wolle vom Hasen und Federn von zuweilen sich überpurzelnden Krähen und dem Habicht flogen davon. Endlich konnte sich der Räuber nicht mehr in seiner Doppelstellung halten, er mußte in der Bedrängnis den Raub fahren lassen und mit dem Aufgeben desselben war auch sein Abzug von dem Schlachtfelde verbunden." — Sehr oft jagen die Schmarotzer auch den fliegenden Königen der Lüfte ihre Beute ab, selbst der Steinadler wirft ihnen, angeekelt von ihrem Geschrei und Gezeter, die Beute zu, welche seine gewaltigen Fänge umkrallt hielten.

Leibesbau. Der **Leibesbau** der Raubvögel weist nach Carus und Brehm folgende Merkmale auf: Der Schädel ist im Verhältnisse zur Länge gewöhnlich sehr breit; die Thränenbeine, welche entweder frei bleiben oder mit den Stirnbeinen verschmelzen, sind lang und bilden den oberen Rand der Augenhöhlung, deren Scheidewand bei alten Vögeln geschlossen zu sein pflegt; die Oberkiefer stellen nur einen kleinen Teil des Mundhöhlendaches her; vor den in eine Spitze ausgezogenen Pflugscharbeinen findet sich immer eine Verknöcherung in der Scheidewand der Nasenhöhlung, welche bei den meisten Arten bedeutende Ausdehnung erlangt. Die Anzahl der gedrungenen, oft ebenso breiten als langen Wirbel in den einzelnen Abschnitten des Gerippes schwankt nicht unbedeutend. Das Brustbein ist vorn meist etwas schmäler als hinten und entweder fast gleichseitig viereckig oder länger als breit, der Kamm hoch und sein hinterer Teil gewölbt. Das Vorderende der Schlüsselbeine bei den Tagraubvögeln verbreitert, nach hinten gekrümmt und an der äußeren Fläche zur Aufnahme der Schlüsselfortsätze des Rabenbeines ausgehöhlt. An den starken, im Handteile abgeplatteten Knochen der Flügel bemerkt man kräftig entwickelte Muskelleisten; an der Vorderfläche der im allgemeinen kurzen und abgeplatteten Beinknochen befindet sich bei dem Fischadler und bei den Eulen im Laufteile eine Knochenbrücke zum Durchtritt der Streckfehnen. Marklosigkeit, welche Luftfüllungsvermögen bedingt, erstreckt sich über fast sämtliche Knochen des Gerippes. Die großen Lungen und Luftsäcke, welche bis zur Bauchhöhle reichen und von den Lungen gefüllt werden, erleichtern die Luftführung. Der Schlund ist sehr dehnbar, meist zu einem Kropfe erweitert. Der Vormagen zeichnet sich durch seinen Reichtum von Drüsen aus; der Hauptmagen ist groß, sackartig.

Adler.

Die Adler sind die schönsten, vornehmsten und intelligentesten aller Raubvögel, wahrhaft königliche Geschöpfe. Sie sind sämtlich große, gedrungen gebaute, echte Räuber, mit oben glattem, durchaus befiedertem Kopf, hohem, am Grunde geradem, gegen die Spitze gekrümmtem Schnabel, dessen Wachshaut nicht vom Gefieder bedeckt wird, mit fast gerundeten Flügeln, in denen die vierte und fünfte Schwinge meist am längsten sind, mittellangem, kräftigem Lauf, der häufig von dem lockern Schenkelgefieder (Hosen) bedeckt ist, und starken, gekrümmten und spitzen Krallen. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Sie fliegen sehr hoch und leben mit Vorliebe von dem Raube anderer Tiere, Säugetieren und Vögeln, einige Arten auch von Fischen und Amphibien, gelegentlich gehen sie an Aas. Ihren Raub schlagen sie mit den Fängen. Sie nisten im allgemeinen auf hohen Felsen oder auf sehr hohen Bäumen. Wie über die ganze Erde, so sind sie auch über ganz Europa verbreitet, die Mehrzahl lebt im Walde, einzelne sind Gebirgs-, andere Steppenbewohner. Die großen europäischen Adler sind Stand- und Strichvögel, von welchen aber viele die langen Jugendjahre hindurch ununterbrochen auf der Wanderschaft sind, bis sie erst als ausgewachsene, gepaarte Vögel Standvögel werden; die kleineren Adler sind Zugvögel. Ihre Fortpflanzung ist eine langsame, darum allein konnten diese so schwer zu erlangenden Beherrscher der Lüfte, welchen außer dem Menschen kein Feind gefährlich wird, so rasch und vielfach fast gänzlich ausgerottet werden. Schon bis sie fortpflanzungsfähig werden, vergehen bei den großen Arten viele Jahre, dann legt das Weibchen eins, zwei, selten drei Eier und zeitigt sie in vier bis fünf Wochen.

Alle Adler sind höchst unverträglich, dulden in ihrem Gebiete kein zweites Paar. Eigentlich mordsüchtig, wie der Habicht, sind die Adler nicht, sie lassen es großmütig geschehen, daß kleine Vögelchen, z. B. Finkenarten, den Unterbau ihres Horstes zu ihren Wohnungen benützen. Sie sind Räuber, sagt Brehm, aber stolze, edle Räuber: sie rauben, weil sie hungern. Die Habichtsadler freilich tragen ihren Namen nicht umsonst, sie morden auch aus grauser Lust. Im allgemeinen aber machen die Adler ihrem Namen Ehre: sie sind wirklich edle Vögel. Ihr vornehmes Wesen kennzeichnet sich auch in ihrem Fluge. Derselbe ist wundervoll. Die Flügel werden, wenn es sich darum handelt, vom Boden aufzusteigen, gewaltig bewegt, aber nicht hastig; auch hier schon herrscht vornehme Ruhe, sobald aber einmal eine gewisse Höhe gewonnen wurde, einfach ausgebreitet, und dennoch schweben die Adler ungemein rasch dahin. Man sieht von ihnen oft minutenlang nicht einen einzigen Flügelschlag, und doch entschwinden sie bald dem Auge. An dem kreisenden Adler bemerkt man, wie er durch Drehen und Wenden, durch Heben und Senken des Schwanzes steuert, wie er sich hebt, wenn er dem Winde entgegenschwebt, und

wie er sich senkt, wenn das Gegenteil stattfindet. Beim Angriffe auf lebende Beute stürzt der gewaltige Räuber mit außerordentlicher Schnelle unter lautem, weit hörbarem Rauschen hernieder, allerdings nicht so schnell, daß er einen gewandt fliegenden Vogel zu ergreifen vermöchte. Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt und besteht aus sonderbaren Sprungschritten. Viel schöner als bei diesem Manöver nimmt sich der sitzende Adler aus. Aufgebäumt hält er sich senkrecht wie ein sitzender Mann und übt einen wirklich erhabenen Eindruck auf den Beschauer aus.

Kennzeichen der Adler.

- Schnabel länger als die Hälfte des Kopfes
  - Lauf bis an die Zehenwurzel befiedert
    - Flügel lang, fast bis an das Schwanzende
      - Länge 75 cm und darüber
        - Lauf hell befiedert
          - Schwanz lang, abgerundet . . . . Steinadler.
          - Schwanz kurz, fast gerade . . . . Kaiseradler.
        - Lauf stets dunkel, gleichfarbig der Bauchbefiederung . . . . Steppenadler.
      - nicht über 70 cm lang, mittelgroß
        - Nasenlöcher länglich glatt, Lauf 8 cm . . . Schreiadler.
        - Nasenlöcher wulstig mit Narbe, Lauf 11 cm . Schelladler.
      - Länge 57 cm und darunter, klein, Hosenbefiederung auffallend lang . . . . Zwergadler.
    - Flügel kurz, kaum 2/3 des Schwanzes erreichend . . . . Habichtsadler.
  - Lauf zum größten Teil nackt
    - Nicht über 75 cm lang, Schwanz nicht keilförmig, Füße graublau
      - Augen nicht groß, ohne wolligen Umkreis, Hosen fehlen, Krallen sehr gekrümmt . . Fischadler.
      - Augen groß, mit wolligem Umkreis; Hosen vorhanden; Krallen mäßig gekrümmt . . Schlangenadler. (vide Bussard.)

Der edelste unter den Adlern ist unser

Steinadler.

(Tafel 1, Figur 1, 2 und 5.)

Auch Brehm ist sich, nachdem er mit Eugen von Homeyer auf Betreiben weiland des Kronprinzen Rudolf von Österreich gegen achtzig Steinadler und Goldadler untersucht hatte, nicht im Klaren, ob der

Steinadler	und	Goldadler
Aquila nobilis, auch		Aquila chrysaëtos
Aquila fulva, falco fulvus		falco chrysaëtos

getrennt als verschiedene Arten aufzuführen oder ob sie beide als Altersverschiedenheiten oder Spielarten zu erklären sind. Die Frage ist umso schwieriger zu lösen, als das Kleid des Steinadlers außerordentlich abändert, auch Männchen und Weibchen sich sowohl durch Größe wie im Gefieder unterscheiden. Die Ornithologen Naumann, Pallas, Brehm Vater trennen den Steinadler vom Goldadler, v. Tschudi, der so sehr zuverlässige, und die neueren Forscher halten sie für ein und dieselbe Art. Dagegen schreibt der ehemalige kgl. bayerische Oberförster Karl Ludwig Koch in seinem mit ungemeiner Sorgfalt bearbeiteten, 1816 erschienenen „System der bayerischen Zoologie“: „Man hält den linneischen falco chrysaëtos für einen alten, vorzüglich weiblichen Steinadler und nicht für eine eigene Art. — Ich finde keinen Grund dazu.“ Koch unterscheidet auf Grund erlegter Exemplare wie folgt:

Steinadler.	Goldadler.
Dunkel oder schwarzbraun, die Rückenfedern mit einem stahlfarbigen Schiller; die Füße bis auf die Zehen befiedert. Der Schnabel hornfarbig blau; die Wachshaut und Mundwinkel gelb. Länge 3 Fuß, Breite 6½—7 Fuß. Das Weibchen ist mehr oder weniger rostbraun oder braungelb und weiß gemischt. Der Schwanz erscheint nicht ungewöhnlich, vom Grunde an bis zur Hälfte weiß oder weißgrau.	Ober- und Unterleib braun, unten ins schwarzbraune, oben ins gelbliche übergehend; der hellgraue Schwanz mit einer breiten schwarzen Binde; die Füße bis an die Zehen befiedert. Der Schnabel ist bis auf die schwarze Spitze schön hellblau; die Wachshaut und Zehen gelb; Augenstern graugelb. Länge 2⅔—3 Fuß, Breite 6 Fuß und darüber. Der Scheitel und Oberhals hellrostfarben, in der Sonne goldglänzend; die Afterfedern gelblich weiß;

Wohnort: In den Gebirgsgegenden, nicht sehr selten.

Fortpflanzung: Er nistet meistens auf hohen Felsenabsätzen, seltener auf hohen Bäumen. Die zwei bis drei Eier sind weiß und braun gefleckt.

die Schwungfedern schwarz, an der innern Fahne lichtgrau bandiert; die Schwanzspitze gelblichweiß; alle Schwanzfedern von gleicher Länge.

Wohnort: In den Hochbergen. Selten.

Fortpflanzung: Ist nicht bekannt.

Die Bemerkung des alten Koch bezüglich der Fortpflanzung des Goldadlers: „Ist nicht bekannt", gilt heute noch, ebenso die Thatsache, daß der sogenannte Goldadler sehr selten ist.

Schildern wir den Steinadler, so schildern wir den jedenfalls sehr nahe verwandten Goldadler mit:

Die Länge des Steinadlers beträgt 80—95 cm, die Breite 2 m und darüber, die Fittiglänge 58—64 cm, die Schwanzlänge 31—36 cm. Das kleinere Männchen sieht von fern fast ganz schwarz aus, ist aber eigentlich schwarzbraun, die Befiederung der Fußwurzeln und Schwanzdeckfedern lichtbraun, der spitzfedrige Hinterhals rostbraun, der Schwanz an der Wurzel weiß, dann aschgrau und schwarz gefleckt, mit breiter schwarzer Endbinde. Je älter der Vogel wird, desto mehr bräunt sich das Gefieder ab; die Jungen sind kohlschwarz mit schmutzigweißen Federfüßen. Der Schnabel ist hornblau, mit gelber Wachshaut gesäumt und 2 Zoll lang, von der Wurzel an gekrümmt, die Iris goldfarbig, im hohen Alter feuerfarben. Der Lauf ist bis an die Zehen mit kurzen, derben, lichtbraunen Federn dicht besetzt; die Zehen sind hellgelb, die Ballen groß und derb, die schwarzen Krallen groß und sehr spitz. Das Gewicht eines alten Exemplares steigt selten über 7 Kilo.

Der Steinadler ist der König der Vögel und der Schrecken seines Bezirks. Er jagt den Alpenhasen, das Murmeltier, das Schneehuhn, die Ziege und Gemse, besonders die Jungen, und daß selbst der schlaue und gewandte Reinecke ihm gelegentlich zum Opfer fällt, ist außer Zweifel. Im Norden, besonders in den großen Wäldern an der Ostsee, und dann in Osteuropa, wo der Steinadler sich die stärksten ältesten Bäume zum Horsten aussucht, erbeutet er sein Wildpret meist im offenen Lande, und zwar sind Trappen, Störche, Wildgänse, Wassergeflügel, Hasen, Hamster, Mäuse seine regelmäßigen Opfer, Tauben und Rebhühner entwischen ihm meist. Weniger geht er auf Beute im Walde selbst aus, am häufigsten raubt er dort noch das Auerwild, junge Wildschweine, Hirsch- und Rehkälber. In unseren deutschen Alpen und in der Schweiz ist dieser schöne, mächtige Adler durchaus nur Alpentier. Nur im Winter, wo die Murmeltiere unter der Erde liegen, die Gemsen, Hasen, Schafe und Ziegen sich in die tieferen Wälder und ins Thal ziehen, verläßt er in den Alpen seinen Horst, um die Thäler und Niederungen zu durchstreifen, und auch dann nur auf kurze Zeit.

Stundenlang scheint er in unermeßlicher Höhe am blauen Himmel zu hangen und ohne Flügelschlag in weiten Kreisen dahinzuschweben. Mutig, kräftig, klug, scharfsichtig und von so feiner Witterung, daß er hierin kaum vom Kondor übertroffen wird, ist er zugleich außerordentlich scheu und vorsichtig, meist einsam seiner Beute nachspähend, seltener auch mit seinem Weibchen. Sein helles „Pfülüf" oder „hiä—hiä" klingt weit durch die Lüfte und erfüllt das kleinere Geflügel mit Schrecken. Wenn er sich seiner Beute nähert, stößt er oft ein „Kik—kak—kak" aus, senkt sich allmählich festen Blickes auf sein Opfer und stößt dann blitzschnell in schiefer Linie auf dasselbe. Oft jagt er dem Wanderfalken seine Taube, dem Habicht sein Haselhuhn ab. Wo er einmal gute Prise gemacht, dahin kehrt er gerne zurück. Im Winter stößt er oft auf Aas. In der Gefangenschaft kann er ohne völlige Erschöpfung vier bis fünf Wochen lang hungern.

Wie sehr der Steinadler „Herrscher" ist, bekundet er schon in der Ruhe durch die aufrechte, stolze Haltung und vor allem durch sein großes, prächtiges Auge, den wahren Spiegel der Seele. Dieses hellleuchtende Feuer in des Adlers Blick kündet Kühnheit und Majestät, während die Federn, die sich über den oberen vorragenden Augenbeinrand, die glänzende, hochrote Iris halb bedeckend, in wagrechter Linie ziehen, dem Auge den Ausdruck der Verschlagenheit, Wildheit und Raublust verleihen.

Anschaulich schildert Girtanner die Jagdzüge des gewaltigen Adlers: „Ich habe den Steinadler und sein Weib oft ganze Alpengebiete so regelrecht absuchen sehen, daß ich in der That nicht begreifen könnte, wie diesen vier Adleraugen bei so überlegtem Vorgehen auch nur eine Feder hätte entgehen mögen. Von der Felsenkante in der Nähe des Horstes gleichzeitig abfliegend, senkt sich das Räuberpaar rasch in die Tiefe hinab, überfliegt die Thalmulde und zieht nun an dem unteren Teile der Gehänge des gegenüberliegenden Höhenzugs langsam in wagrechter Richtung hin, der eine Gatte stets in einiger Entfernung vom andern, doch in gleicher Höhe, so daß, was dem ersten entgangen, dem nachfolgenden umso sicherer zu Gesicht, und was etwa von jenem aufgescheucht, diesem umso bestimmter in die Krallen

kommen muß. Auf diese Weise am Ende des Gebirges angelangt, erheben sich beide, um hundert Meter und darüber aufzusteigen, ziehen in dieser Höhe in entgegengesetzter Richtung zurück, erheben sich dann wieder und suchen so in weiten Zickzacklinien den ganzen Gebirgsstock aufs Sorgfältigste ab." Der Adler weiß auch zu warten und die Zeit zu benutzen, er versucht zu täuschen, gedeckt zu nahen, zu überraschen, jäh niederzufahren. Charakteristisch bleibt bei seinen Raubthaten die furchtbare Gewalt seines Niedersausens, seines mit allem Kraftaufwand geführten Schlags beim Angriff. Beim Anblick der Beute senkt sich der kreisende Räuber erst in Schraubenlinien hernieder, dann legt er die Schwingen dicht an und fährt wie ein sausender Pfeil schief zur Erde herab, seine beiden weit vorgestreckten geöffneten Fänge dem Tiere in den Leib schlagend. Um das Gleichgewicht zu erhalten, stützt er sich mit den ausgebreiteten Schwingen und dem Schwanz. Den bissigen, wehrhaften Tieren, schlägt er den krampfhaft sich zusammenziehenden Fang um den Hals, um sie zu ersticken, oder deckt das Gesicht, zermalmt mit dem Schlage das Gebiß, während der andere Fang in die Brust oder die Weichteile sich eingräbt.

Zur Zeit der Paarung, von Mitte März bis Mitte April fallen wütende Kämpfe zwischen männlichen Adlern vor, denn kein Paar duldet ein anderes in seinem Brutbereiche. Diese Kämpfe werden in der Luft ausgeführt und enden oft blutig, so daß die Streitenden sich ineinander verfangen und wirbelnd zur Tiefe fallen. — Besonders große Baukünstler sind die Adler in ihrem Nestbaue nicht, doch wirkt so ein Steinadlerbau durch seine kolossale Massigkeit. Das derbe Material für den Horst ist für ihn oft sehr mühsam zu erwerben. Nach v. Tschudi nehmen dasselbe die Steinadler auf eine eigentümliche, ganz ihrer ungestümen Stärke angemessenen Art von den Bäumen, „sie stürzen mit eingezogenen Flügeln blitzschnell auf einen Baum hinunter, packen mit den Fängen einen dürren Ast, der von der Wucht ihres Sturzes krachend bricht, und tragen das Holz dem Horstplatz zu." Der Horst wird ein in rohester, gestaltlosester Weise verfertigter Bau, der den Jungen ein minder bequemes Bett als der nackte Fels gewährt. Er bildet aber gewiß die dem jungen Adler natürlich angemessenste Wiege, auf der er zu dem wind- und wettergepeitschten Herrscher der Lüfte heranwächst. Der Standpunkt des Horstes ist gewöhnlich auf unzugänglicher Stelle, an einer Felskuppe eines Abgrundes und nach oben durch einen überhängenden Felsen geschützt. Während des Winters verbessert und vergrößert der Adler den Horst, so daß er im Frühjahr oft wohl auf 20 bis 30 cm höher aufgebaut erscheint. Dies ist die auf Felseneinschnitten aus Holzknüppeln und Reisern erbaute mächtige, umfangreiche Burg, auf welcher sich nach Brehm ein Mensch bequem lagern kann. Gewöhnlich weilt nur ein junger Adler im Horst, dem anfangs der hintere, flachmuldige Raum am Felsgestein, begrenzt nach der Tiefe von der bis 2 m hohen Holzschicht, angewiesen ist.

In den ersten Tagen des Mai erblickt der junge Adler das Licht der Welt, fünf Wochen lang hat ihn seine Mutter bebrütet. Er ist, wie andere Raubvögel, dicht mit graulichweißem Wollflaume bedeckt, wächst ziemlich langsam heran und wird erst Ende Juli flugfähig. Anfänglich sitzt das junge Geschöpf fast regungslos auf den Fußwurzeln und nur der manchmal sich bewegende Kopf verrät das Leben; später erhebt sich das Adlerkind dann und wann, nestelt sehr viel im Gefieder, welches beim Heranwachsen unbehagliches Jucken zu verursachen scheint, breitet von Zeit zu Zeit die noch stummelhaften Fittige aus, stellt, indem es letztere bewegt, gewissermaßen Flugversuche an, erhebt sich endlich auf die Zehen, trippelt ab und zu nach dem vorderen Rande und schaut neugierig in die ungeheure Tiefe hinab oder nach den ersehnten Eltern in die blaue Luft hinauf. Beide Eltern widmen sich dem oder den Kindern mit hingebender Zärtlichkeit. Girtanner schildert, wie die Adlermutter die Jungen, solange sie noch klein sind, kaum verläßt, sie hudert, wie sie tagtäglich frische Lärchenzweige in das Nest trägt, um die vom Kote der Jungen beschmutzten und benetzten, welche vorher weggeschafft wurden, zu ersetzen, um so den Kleinen stets ein trockenes Lager zu bereiten, und wie sie endlich, vereint mit dem Männchen, im Übermaß Beute herbeischleppt, um die Jungen vor jedem Mangel zu schützen. Gegen das Ende der Brutzeit hin ähnelt darum der Adlerhorst einer Schlachtbank oder einer förmlichen Luderstätte. Bechstein gibt an, daß man in der Nähe eines Steinadlerhorstes die Überbleibsel von 40 Hasen und 300 Enten gefunden hat. Brehm erzählt, daß in einem Horste, zu welchem sich der Jäger Ragg am 2. Juli 1877 hinabseilen ließ, ein noch unberührtes und ein zu drei Vierteilen verzehrtes Gemskitz, die Reste eines Fuchses, eines Murmeltiers und nicht weniger als fünf Alpenhasen lagen.

Man hat oft gestritten, sagt Tschudi, ob die Steinadler gelegentlich auch auf Kinder stoßen. So selten dies auch geschehen mag, so ist doch der Vogel mutig und stark genug dazu, und wenigstens ein verbürgtes Beispiel haben wir aus Graubünden dafür. Dort, in einem Bergdorfe, schoß ein Steinadler auf ein zweijähriges Kind und trug es weg. Durch das Geschrei herbeigerufen, verfolgte der unglückliche Vater den Räuber in die Felsen, und da die Last des Vogels ziemlich stark war, gelangte er nach großer Mühe dazu, ihm das übelzugerichtete Kind abzujagen, das, an den Augen zerhackt, bald starb. Lange lauerte der Vater dem Mörder auf, der sich stets in der Gegend umhertrieb. Endlich gelingt es ihm, ihn in einer aufgestellten Fuchsfalle lebendig zu fangen. Ergrimmt eilt er auf ihn zu und packt ihn in der Wut so unvorsichtig, daß ihn der Vogel mit seinem freien Fuß und Schnabel schwer verwunden kann. Einige Nachbarn erschlugen hierauf mit Prügeln den gefangenen Adler, der jetzt ausgestopft in Winterthur steht.

Auch sonst sind alle Chroniken der Hochgebirgsländer Fundstätten der beglaubigten absonderlichen Heldenthaten des gewaltigen Vogels; wir müssen schon des Raumes halber verzichten, hier auf sie näher einzugehen; sie beweisen einerseits die Kühnheit und Stärke des Adlers, anderseits, eine wie große Geisel der Schaf- und Ziegenherden der gefürchtete Räuber sein kann.

Wo ein Steinadlerhorst entdeckt wird, da denkt auch Jäger wie Hirte nur an das Ausnehmen der Nestvögel, denn es bringt Ehre und Geld. Es gehört große Kühnheit im Klettern und Herablassen an einem Seile dazu, um zu der Adlerburg zu gelangen. Ich weiß mich aber keines Beispiels zu erinnern, daß die Eltern ihre Jungen beim Ausnehmen verteidigt hätten. Jagdgeschichten existieren ja genug, es ist aber schönstes Latein. Gewöhnlich sind die Eltern auf der Jagd abwesend, kommen dann später herangeflogen und verlassen nicht selten sofort das Thal für mehrere Jahre.

Die jung eingefangenen Adler lassen sich leicht zähmen, werden ihrem Herrn sehr anhänglich, kennen ihn genau und begrüßen ihn mit freudigem Geschrei. Rückhaltlos zu trauen ist ihnen nie, Fremde haben stets alle und jede Vorsicht anzuwenden. Heutzutage noch richten innerasiatische Völkerschaften, so namentlich die Baschkiren und Kirgisen, den Steinadler mit bestem Erfolge zur Jagd ab. Er wird da insbesondere auf den Fuchs, den Wolf, dann auf Hasen, Antilopen und Reiher geworfen. „Ein Adler," berichtet Brehm, „der dann ohne weiteres auch auf Antilopen und anderes Wild verwendet werden kann, ist dem Kirgisen nicht feil; schon ein Beizvogel, welcher mäßigen Ansprüchen genügt, hat in seinen Augen einen Wert von drei bis vier Stuten."

Die Gefangenschaft verträgt der Steinadler recht gut, er kann bis zu hundert Jahren in ihr ausharren. Mit Hunden und Katzen wird er sich nie befreunden, sie gegenteils stets ermorden. An Nahrung stellt er geringe Ansprüche, jede Fleischsorte ist ihm recht. Dringend erforderlich ist ihm reines, frisches Trinkwasser und oft Gelegenheit zum Baden, denn er ist sehr reinlich. Krähen, die ihm vorgeworfen werden, werden erst oberflächlich gerupft, dann fängt er beim Kopf zu fressen an. Da er, wie Habichte und Edelfalken, nur kleine Stücke verschlingt, bringt er mit dem Kröpfen einer halben Krähe etwa zwanzig Minuten zu. Haare und Federn, die ihm zur Verdauung nötig sind, ballen sich nach vollendeter Verdauung zu einem Klumpen zusammen und dieses „Gewölle" speit er alle 5 bis 8 Tage einmal aus. Entzieht man ihm Haare oder Federn, so würgt er Heu oder Stroh hinab. Mit den großen Geiern und mit Adlern, die er nicht überwältigen kann, hält er in der Gefangenschaft leidlichen Frieden. Auf jeden Fall ist er aber ein Gast, der „nicht in jede Vogelstube paßt".

Der Kaiseradler.

(Aquila Mogilnik, imperialis, heliaca und riparia.)

(Tafel 1, Figur 3 und 4.)

Er wird fast ebenso oft Königsadler genannt. Seine Größe steht bedeutend unter jener des Steinadlers:

80—86 cm Länge; 1,9—2,2 m Breite; Fittiglänge 60—63 cm; Schwanzlänge 37—29 cm. Auch an Stärke und Wildheit erreicht er den kühnen Steinadler nicht. Ein sehr tiefes und gleichmäßiges Dunkelbraun ist die Grundfärbung der alten Vögel. Kopf und Nacken sind rostbraun oder hell fahlgelb, ein großer Fleck auf den Schultern oder hintersten Flügelfedern ist reinweiß, der Schwanz über der nicht sehr breiten Endbinde auf aschgrauem Grunde schmal und regelmäßig schwarz gebändert. Der junge Kaiseradler hat ein gleichmäßiges, durch dunklere Flecken unterbrochenes Semmelgelb oder Lebergelb. Aus der Ferne sind Steinadler und Kaiseradler zwar schwer, aber doch mit unfehlbarer Sicherheit zu unterscheiden: an dem bedeutend kürzeren, gerade abgeschnittenen Schwanz des Kaiseradlers, der ihn gegenüber dem langen, gerundeten Schwanz des Steinadlers ein plumpes Aussehen gibt. In der Nähe besehen, ergeben sich noch weitere gewichtige Unterschiede: die Mittelzehe trägt beim Steinadler 3, beim Kaiseradler 5 Rückenschilder, bei dem Kaiseradler stehen die Nasenlöcher schief, und ist die Befiederung der Läufe hell, bei dem Steinadler sind die Nasenlöcher quer und die Läufe dunkel befiedert.

Der Kaiseradler ruft, ganz ähnlich dem Kolkraben, „kra — kra“, sehr oft auch „krau — krau“, an Hundebellen erinnernd. Seine Haltung im Sitzen ist bei weitem nicht so vornehm wie die des stolzen Steinadlers, er trägt den Körper nicht aufrecht, sondern fast horizontal. In Osteuropa und sonst in dichten Waldgegenden ist der Kaiseradler als Waldvogel anzusprechen, im Süden ist er echter Hochgebirgsvogel.

Das Verbreitungsgebiet des Kaiseradlers ist sehr ausgedehnt: er ist in Deutschland ein auf der Wanderschaft oft durchkommender Gast, aber sehr selten horstet er hier. Seine Heimat beginnt in Ungarn und reicht bis China. Strichweise ist er da sehr häufig und wegen seiner Vorliebe für Nagetiere, insbesondere des schädlichen Ziesels, dessen zartes Fleisch er über alles liebt, sehr geschätzt und gerne gesehen. Der kluge Vogel wird dort, wo man ihn schont, bald sehr zutraulich, zeigt sich mitten in Dörfern. Dem Zieselfleisch zuliebe ist er auch in der südwestsibirischen Steppe sehr häufig. Wo er den Menschen nicht als Freund kennen gelernt, ist er vorsichtig, wo er aber Verfolgung zu erdulden hat, wird er sehr scheu. Wo der Ziesel häufig ist, da verweichlicht sozusagen der Kaiseradler. Er hält sich da nur an dieses bequeme Wild, horstet als gern gesehener Gehilfe im Kampfe gegen diese schädliche große Maus in der nächsten Nähe der Ortschaften und verliert dabei wohl manches von der stolzen Vornehmheit und wilden Kühnheit des Adlers. Wo aber dieses Phäakenleben ihm nicht bereitet ist, da erscheint auch der schöne Kaiseradler als mächtiger, kühner Räuber, höchst fluggewandt, und alles, was er zu bewältigen vermag, vom Hasen, Steppenmurmeltier bis zur Maus, vom Pfau, der Trappe bis zum Sperling, auch erwürgend. Ganz wundervoll sind seine Flugspiele zur Zeit der Liebe, erbittert und todesmutig seine Kämpfe mit dem Gegner. Während der ganzen Brutzeit befindet sich, laut Farman, der männliche Kaiseradler beständig auf der Wacht, entweder anmutige Kreise über dem Horste beschreibend, oder in dessen Nähe auf einem benachbarten Baume sitzend, fliegt beim geringsten Anscheine von Gefahr ab und warnt das Weibchen durch einen rauhen, krächzenden Laut, auf welchen hin dieses den Horst verläßt und mit seinem Gatten zu kreisen beginnt. Naht sich ein anderer Kaiseradler oder Raubvogel überhaupt, so tritt ihm das Männchen augenblicklich entgegen und kämpft mit ihm auf Tod und Leben. Farmans Aufmerksamkeit wurde einmal durch das laute Krächzen und heisere Schreien auf zwei dieser Adler gelenkt, welche eben einen ihrer ernsten Zweikämpfe in einer Höhe von etwa hundert Metern über dem Grunde ausfochten. Mindestens 20 Minuten währte das Kampfspiel. Es begann damit, daß beide Kämpen in einer gewissen Entfernung umeinander kreisten; hierauf ging bald der eine, bald der andere zum Angriffe über, indem er mit aller Kraft auf den Gegner herabstieß. Dieser wich in der gewandtesten Weise dem Stoße aus und wurde nun seinerseits zum Angreifer. So währte der Kampf geraume Zeit fort, beide trennten sich hierauf bis zu einer gewissen Entfernung; einer kehrte plötzlich zurück und stieß wiederum in vollster Wut auf den verhaßten Feind, welcher jetzt unter lautem Geschrei auch seinerseits die Waffen gebrauchte. Schnabel, Fänge und Schwingen waren in gleicher Weise in Thätigkeit, und beide Adler bewegten sich so rasch und heftig, daß der Beobachter

nichts weiter als eine durch die Luft rollende, verwirrte, jeder Beschreibung spottende Federmasse zu sehen vermochte. Zuletzt schlugen beide ihre Fänge gegenseitig so fest ineinander, daß sie die Flügel nicht mehr gebrauchen konnten und taumelnd um 30 oder 40 m tief herabstürzten, worauf sie die Waffen lösten und wiederum für kurze Zeit sich trennten. Damit hatte der erste Gang sein Ende erreicht. Der zweite begann in ähnlicher Weise wie jener, indem dann und wann einer der Vögel einen Scheinangriff auf den andern versuchte. Bald aber änderte sich die Kampfweise und jeder bestrebte sich, indem beide in engem Ringe umeinander kreisten, den Gegner zu übersteigen, bis dies dem einen wirklich gelungen war und er nun mit voller Wucht sich herabstürzen konnte. Der Angegriffene warf sich augenblicklich auf den Rücken und empfing seinen Feind mit ausgestreckten Fängen. Beide verkrallten sich wiederum ineinander, taumelten über hundert Meter tief herab und trennten sich, nahe über dem Boden angekommen, von neuem. So wütete der Kampf weiter, bis es endlich dem einen glückte, seinen tapferen Gegner nach einem mächtigen Stoße in einer Höhe von etwa 100 m über dem Boden zu packen. Dieser empfing seinen Feind mannhaft, schlug ihm seine Fänge ebenfalls in den Leib und nunmehr stürzten beide in schwerem Falle kaum 10 m von dem Beobachter entfernt, wirklich zum Boden herab. Farman sprang, dies gewahrend, vom Pferde in der Absicht, die edlen Kämpen zu fangen; diese aber ließen, als jener bereits die Hand nach ihnen streckte, von einander ab und flohen nach verschiedenen Seiten hin. Blutlachen auf dem Boden bewiesen zur Genüge, wie ernsthaft gekämpft worden war.

Der Horst des Kaiseradlers gleicht dem des Steinadlers und wie dieser schleppt er den Jungen stets frische grünbelaubte Zweige als Unterlage zu. In der Wahl des Neststandpunktes richtet sich der Kaiseradler ganz nach den Verhältnissen: wo er keinerlei Verfolgung erduldet, legt er ihn vertrauensselig überallhin an, selbst auf junge schwache Bäumchen. Wo er sich aber nicht sicher fühlt, da sucht auch er hohe Bäume sich aus im dichtesten Walde. Im Hochgebirge horstet er wie der Steinadler. Das Gelege, meist zwei, selten drei Eier, findet sich im April. Dem Kaiseradler hat Kronprinz Rudolf von Österreich eingehende Studien gewidmet.

In der Gefangenschaft wird dieser Adler rückhaltslos zahm, man kann ihn aus- und einfliegen lassen, womit aber selten eine Nachbarschaft einverstanden sein wird. Auch er wird zur Jagd verwendet, leistet aber nicht annähernd das Gleiche wie der Steinadler.

Der Prinzenadler.

Aquila Adalberti; Aquila leucolena.

Das Gebiet dieses Adlers ist eng begrenzt, es beschränkt sich auf die Iberische Halbinsel und die Atlasländer. Er ist dem Kaiseradler sehr nahe verwandt, in der Lebensweise ähnlich, doch minder vertrauensselig. 1860 erst wurde er von Reinhold Brehm entdeckt, der ihm seinen Namen zu Ehren des Prinzen Adalbert von Bayern gab. Er unterscheidet sich vom Kaiseradler nur dadurch, daß er in der Jugend ein minder deutlich gestreiftes Gefieder der Unterteile aufweist, im Alter durch die weite Ausdehnung der weißen Färbung in der Schultergegend, sowie das im ganzen dunklere Gesamtfieder. Der Prinzenadler scheint selten zu sein und ist noch sehr wenig beachtet und bekannt.

Diese drei Adler bilden die Gruppe der europäischen Edeladler. Die nächststehende Gruppe, deren genaue Kenntnis wir insbesondere E. v. Homeyer verdanken, ist jene der Schreiadler (Naeviaëtus). Der weitaus größte unter ihnen ist der

Steppenadler.

Aquila nipalensis, bifasciata, orientalis, naevicides, amurensis und Pallasii.

Seine Maße sind nahezu die gleichen wie jene der beiden Vorhergehenden. Länge 78 cm, Flugbreite 90 cm, Flügel 60 cm, Schwanz 27,5 cm, Lauf 9,5 cm. Die Färbung ist eintönig, der Körper von alt und jung braun ohne alle Rostflecken; die Schwanzdecken oben und unten roströtlichgelb, nur ausgebleicht weiß oder weißlich; Fußwurzel einfarbig braun; hintere Schwingen an der Innenseite mit scharf hervortretenden hellgrauen Binden und bei nicht ganz alten Vögeln wie der Schwanz, mit sehr großen roströtlichgelben Spitzenflecken. Die beiden mittleren Schwanzfedern sind deutlich an der Oberseite gebändert. Der Schnabel ist sehr groß; die Kralle der Mittelzehe mißt 2,8 cm.

Der Name des Adlers bezeichnet den Aufenthalt dieses großen Räubers: die Steppe. Der Steppenadler meidet den Wald und beherrscht die gewaltigen Steppen Asiens und des östlichen Europas. Trappe, alle Hühner, Wasservögel, Hasen und Nagetiere sind seine Beute. Über den Nestbau wissen wir nicht viel, nach Sintenis hat man in der Dobrutscha sein Nest auf der bloßen Erde, nur gedeckt durch einen Strauch, gefunden. Vor kurzer Zeit wurde ein junger Steppenadler, der noch nicht lange das Nest verlassen haben konnte, in Pommern geschossen und dem Königsberger Museum einverleibt. Sonst ist kein Fall bekannt, der es wahrscheinlich erscheinen ließe, daß der Steppenadler auch im westlichen Europa horstet. Die Wanderungen der jungen Adler erstrecken sich dagegen über fast ganz Europa und fast ganz Asien, er wurde vielfach in China und oft in Indien geschossen.

Das auffallendste Kennzeichen des Steppenadlers sind der sehr große Schnabel und die länglich quer stehenden Nasenlöcher.

Schelladler.

Aquila clanga, fusca, vittata, fuscuator, unicolor.

(Tafel 2, Figur 1 und 4.)

Die Nasenlöcher sind rund; das braune Gefieder purpurschwärzlich schillernd, Nacken, Oberbrust und Oberrücken stets ohne Rostflecken. Unter dem Auge ist ein weißliches Fleckchen. Beim jungen Vogel zeigen die Oberflügeldeckfedern eine sehr ausgedehnte grauliche Fleckung. Auf der Unterseite, erst unterhalb des Kropfes beginnend, zeigen sich lange rostgelbe Flecken. Der zusammengelegte Fittig erreicht oder überragt sogar das Schwanzende. Die ganze Gestalt des Schelladlers ist auffallend elegant und schlank. Seine Größe ist bedeutend, er ist 69—71 cm lang, hat 175—178 cm Flugbreite, der Schwanz ist 28 cm, der Lauf 11 cm lang. Der Schnabel ist bleiblau, die Iris in der Jugend nußbraun, im Alter goldfarbig.

Der Horst wird auf alten, hohen Bäumen angelegt, meist aber ein Bussardnest genommen. Im Mai finden sich darin die zwei großen Eier, die 67 + 50 mm messen. E. v. Homeyer schreibt über die Verbreitung dieses Adlers, sie sei eine höchst eigentümliche. Eine gewöhnliche Erscheinung als Brutvogel ist er von den nördlichen Ufern des Kaspischen Meeres durch Südsibirien bis ins Amurland, nördlich bis zum 56. Grad im Ural. Steppengegenden vermeidet er und scheint, wie der nachfolgende, nächstverwandte Schreiadler, die Laubwälder, besonders hochgelegene, vorzuziehen. Sein Vorkommen in Südosteuropa ist gewiß, und er verfliegt sich häufiger in das südwestliche Europa, als man dies bisher annahm; aber es ist nicht festgestellt, ob er auch als Brutvogel vorkommt. Im Winter wandert er nach Indien und Südwestasien überhaupt und nach Ägypten, woselbst er an den Strandseen und im Delta überhaupt als der häufigste aller Adler auftritt, und gelegentlich des Zuges besucht er auch, weit häufiger als der Schreiadler, Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, wogegen er in Norddeutschland zu den seltensten Erscheinungen gehört. Seine Stimme ist sehr auffallend, es ist das kläffende „jef, jef, jef", welches so lebhaft an einen jagenden Spitzhund erinnert. Seine Lieblingsbeute sind Enten und Gänse, sodann schlägt er auch junge Hasen, Hamster, Mäuse und begnügt sich sogar mit Fröschen und Käfern.

Der Schreiadler.

Aquila naevia, pomarina, assimilis, subnaevia.

(Tafel 2, Figur 2 und 3.)

Er ist in Norddeutschland der häufigste Adler und auch unter den Namen Entenadler und Rauhfußadler dort bekannt.

Die Nasenlöcher sind bei ihm kurz, länglichrund, schiefgestellt, oben etwas nach vorn geneigt und am Vorderrande durch eine Hautleiste etwas gebuchtet. Die Hauptfarbe ist einfarbig düster erdbraun, Oberflügel heller, im Genick ein rostgelber Fleck, das Gefieder der Beine heller als die Brust, Schwingen matt schwarz, die Wachshaut in der Jugend gelbbraun, färbt sich immer gelber bis zu hochgelb im Alter. Die Füße sind schlank mit kurzen Hosen; die Zehen hochgelb; die schwarzen Krallen schlank, nicht stark gebogen, spitz, unten flach zweischneidig. Im Jugendkleid ist das

ganze Gefieder dunkel kaffeebraun, oben am dunkelsten mit Kupferschimmer; die Federn je nach zunehmender Größe mit rostgelblichen Schaftstrichelchen und noch hellfarbigeren, grauen, größeren Tropfenflecken besetzt; die Unterschwanzdecke ist lichtrostgelb, bräunlich gefleckt. Länge 65—70 cm, Flugbreite 160 cm, Fittiglänge 49 cm, Schwanz 25 cm, Lauf 8 cm, Schnabel 3,90 cm.

Der Schreiadler entfernt sich nicht weit vom Walde. Im Walde hat er bestimmte Lieblingsstellen, zu welchen er stets zurückkehrt; zum Stande seines Horstes wählt er regelmäßig die Nähe einer kleinen Waldblöße, um — wie E. v. Homeyer ausführt — vom Horste, durch Äste und dergleichen möglichst unbehindert, abfliegen zu können. In Feldhölzern, welche rings von Wiesen umgeben sind, horstet er recht gern. Buchen und Eichen sind von ihm entschieden bevorzugt, und fast stets benutzt er als Grundlage seines Heims einen vom Bussard oder Habicht angelegten Horst. Anfang Mai legt das Weibchen zwei Eier. Die Gestalt der Eier ändert sehr ab, es giebt eiförmige, rundliche, auch längliche; auch Färbung und Zeichnung sind verschieden: die blaß bläulichgrauen Flecke, welche auf weißem Grunde stehen, sind bald mehr, bald weniger sichtbar oder spielen bei diesen in das Gelbe, bei jenen in das Braunrötliche. Beide Gatten brüten abwechselnd, sind ungemein anhänglich an die Eier und voll zärtlicher Sorgfalt für die Jungen. Nur sehr ungern verläßt der brütende Vogel das Nest, wenn eine Störung kommt, und sein Abflug ist dann ganz merkwürdig. Eigentümlich schwankend wirft er sich von einer Seite zur andern, bis er imstande ist, seine Schwingen zu vollständiger Breite zu entfalten. Schon nach einigen Kreisen über den Wipfeln aber kehrt er in die Nähe des Horstes zurück, setzt sich oft auf den nächsten Baum und beginnt kläglich zu schreien. Er ist darum sehr leicht zu schießen, aber es ist ein großes Unrecht, den Schreiadler hirn- und zwecklos wegzuknallen, da er ein entschieden nützlicher Vogel ist. Er hat ja wenig vom Adlercharakter an sich, ist recht feige, von sanftem Wesen. Seine Nahrung bilden Frösche und Mäuse, an deren Vorkommen knüpft er die Bedingung seines Aufenthaltes. Nebstdem sucht er Eidechsen und Nattern zu haschen, geht auch gern an die jungen Exemplare der schädlichen Eichhörnchen. Wenn die Jungen heranwachsen, dann werden seine Räubereien etwas kühner, junge Drosseln, Staare, Rebhühnchen und junge Hasen können dann seine Beute werden. Sehr gern jagt er andern Räubern ihre Beute ab; auf Aas fällt er ohne Umstände. Es sei sehr hervorgehoben, daß auch zu der Zeit, wo hungrige Junge ihn zwingen, eben zu rauben, was er sich nur immer zu bewältigen getraut, sein Schaden kein bedeutender ist. Daß er Wassergeflügel jage, ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung.

In der Gefangenschaft wird er außerordentlich zahm. Der Schreiadler ist in Deutschland ein Zugvogel, er kommt Ende März und zieht Ende September. Im August und September streicht er. Er fliegt sehr schön, vornehm und edel, jagt aber nach Art des Bussard, wie er sich überhaupt nichts weniger als wie „ein kühner Räuber“ benimmt. Er läuft sogar seiner Beute auf dem Boden nach!

Der Zwergadler.

Aquila pennata, minuta, paradoxa, nudipes und albipectus.

(Tafel 2, Figur 6 und 7.)

Sehr bekannt ist er auch unter dem Namen Stiefeladler, auch „singender Adler“ wird er geheißen.

Wir unterscheiden zwei Spielarten, die helle, aquila pennata, und die dunkle, aquila minuta, bei diesem niedlichen Adlerchen. Aquila pennata hat Stirn und Zügel gelblichweiß, Scheitel und Backen dunkelbraun, die Federn an der Wurzel weiß, längsgefleckt. Der Unterkörper lichtgelblich, mit braunen Schaftflecken, die an der Brust dichter stehen als hinten; am Oberkörper ist der Nacken rötlichbraun; der Rücken und Flügel schwarzbraun mit Kupferglanz, die Federn sämtlich heller gerandet, wodurch auf dem Flügel zwei undeutliche Binden entstehen; die Schwingen dunkelbraun mit drei matten Querbinden auf der Innenfahne; auf der Schulter ein weißer Fleck; die Schwanzfedern oben dunkelbraun, unten graulich, am Ende hell gesäumt. — Der junge Vogel ist unten hell roströtlich. — Die dunkle Spielart, aquila minuta, ist am Kopf und Nacken trüb rotbraun mit dunklen Längsflecken; der Unterkörper tief dunkelbraun, weshalb die Schaftstriche nicht viel bemerklich sind; nach hinten wird die Farbe etwas lichter; die Schwanzfedern mattbraun, mit 3—4 dunkleren Binden, am Ende hell gesäumt. Auf den Schultern ebenfalls ein weißer Fleck. Das Jugendkleid ist lichter.

Der Schnabel ist bleifarbig, die Wachshaut hellgelb, die Iris gelbbraun; die Füße sind nicht sehr stark, die Federhosen sind lang; die Krallen sind sehr groß, nadelspitzig. — Die Weibchen sind größer als die Männchen. — Maße: Länge 47 cm, Flugbreite 114 cm, Flügellänge 36 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 6 cm; Weibchen 4 cm länger, 6—8 cm breiter.

Der Zwergadler ist in Charakter und Wesen das direkte Gegenteil des feigen Schreiadlers; er ist ein vornehmer, ritterlicher Kavalier, ein kühner, stolzer Räuber. In dem kleinen Gesellen steckt ein tüchtiger Held. Goebel, der ihn sehr genau beobachtet, sagt von ihm: „Der Zwergadler jagt spielend nur kurze Zeit am Tage, beunruhigt jeden vorüberziehenden größeren Raubvogel, wie den Seeadler, Schreiadler und andere, und liegt mit dem Würgfalken in ewiger Fehde, welche dann auch allaugenblicklich in hoher Luft ausgefochten wird, wobei die beiden gewandten Vögel in Flugkünsten das Mögliche leisten und einen köstlichen Genuß gewähren.“ Zu eigener Lust kreist der Zwergadler in höchst anmutiger Weise lange Zeit über einer Stelle. Er wählt zum Aufbäumen regelmäßig niedere Äste und sitzt hier stundenlang ohne zu zucken, sein Auge sieht jedoch alles. Jede Maus, jede Eidechse ist verloren, die sich blicken läßt. Die beiden Gatten, in treuer Liebe verbunden, sitzen in der Regel beisammen. Die Haltung im Sitzen ist aufrecht und stolz, der Zwergadler ist hier, wie in allem, die Miniaturausgabe des Steinadlers. Weiland Kronprinz Rudolf von Österreich nannte ihn den „singenden Adler“, weil seine Stimme, allen schrillen Raubvogelrufen entgegengesetzt, ein feines, wohltönendes „tü, tü, tü“ ist. Außerdem ruft er auch „Koch, koch, kei, kei“ im Zorne. Das „Tü, tü“ ist auch der Minnesang und darum insbesondere der Frühlingsgesang des Adlers. Seinem tapferen Wesen entsprechend ist dieser kleine Adler ein großer Räuber. Ammern, Lerchen, Pieper, Finken, Wachteln und Rebhühner, Staaren und Meisen, Tauben, dann Mäuse, Eidechsen und wohl auch Frösche sind seine Beute. Sein Flug ist außerordentlich gewandt, und Brehm berichtet auf das „Allerbestimmteste“, daß er auch Tauben im Fluge fängt. Wodzicki erzählt charakteristisch: „Auf einem Moraste beschäftigten sich große Scharen von Staaren mit Aufsuchen ihrer Nahrung und lockten einen Zwergadler aus dem benachbarten Walde herbei. Er kreiste in schönen Schwenkungen über den Staaren, welche alle Augenblicke einmal aufflogen und sich wieder setzten. Dieses Spiel war dem Zwergadler zu langweilig, er wollte sie also zum Aufstehen bringen, um schneller sein Frühstück zu bekommen. Mit Blitzesschnelligkeit flog er in gerader Linie auf die Staare zur Erde herab. Die Schar erschrak und wollte in den Bäumen, unter denen sie ruhte, Zuflucht suchen. Trotz der geringen Entfernung und obwohl die Vögel den Weiden zuflogen, wurde es dem Adler möglich, einen von ihnen zu fangen. Als er herabstieß, verursachte sein unbegreiflich schneller Flug lautes Brausen. Nach glücklichem Fange flog der Räuber auf eine nahestehende Bude, setzte sich hier auf das Dach, ohne auf die Jäger und Hunde zu achten, besah die Umgegend mit großer Vorsicht längere Zeit und fing dann an, den Staar zu rupfen. Diese Zubereitung der Mahlzeit dauerte über eine Viertelstunde, und als ich dann den Adler schoß, war der Staar so schön gerupft, als wenn er vom besten Koche zubereitet gewesen wäre.“

Die Verbreitung des Zwergadlers erstreckt sich über ganz Afrika, besonders Nordafrika, Süd- und Mitteleuropa, insbesonders Ungarn und Türkei, und dann, wenigstens als Zugvogel, Westasien bis Indien. Er ist leider sehr zutraulich und wird darum bei seiner Seltenheit viel zu oft geschossen. Den Horst raubt er regelmäßig einem Bussard, Milan oder Reiher und belegt ihn lediglich mit frischen grünen Laubzweigen. Die zwei ovalen, ziemlich feinkörnigen, glanzlosen, grünlichweißen Eier, gekennzeichnet durch rotgraue Schalenflecke und braunrote Fleckenzeichnung, 56 + 45 mm, findet man Anfang Mai. Gegen die Jungen sind die Eltern außerordentlich zärtlich. Jeden Raubvogel, auch den größten, der sich dem Horste nähert, greift der Zwergadler mit tollkühnster Verwegenheit und wahrer Berserkerwut an, und er vertreibt auch den größten Seeadler durch seine blitzschnellen, gewandten Stöße.

Gruppe Habichtsadler.

Der Habichts-Adler

(Nisaëtus fasciatus, grandis, niveus, strenuus. Aquila Bonelli)

repräsentiert als alleiniger Vertreter in Europa eine Gruppe blutdürstigster Raubvögel, Adler von schrankenloser Kühnheit und fabelhafter Gewandtheit. Die schlanke Gestalt der Habichtadler erinnert an den Habicht, den sie aber an Kraft weit übertreffen. Die Nackenfedern der Habichtsadler sind pfriemenförmig verlängert, die Rücken- und Bauchfedern breit; der Schwanz ragt mit einem Drittteil unter den Flügeln hervor. Die langen und starken Füße sind bis auf die Zehen befiedert, die Fänge groß und kräftig, die Krallen lang, flachgebogen, der Schnabel stark. Der Gruppe gehören außer Europa an: Der Kampfadler (Spizaëtus bellicosus), Afrika; der Schopfadler (Spizaëtus occipitalis), Afrika; der gewaltigste aller Adler, die Harpyie (Harpyia destructor), Südamerika; der Sperberadler (Morphnus guianensis), Südamerika.

Der Habichtsadler ist an der Oberseite dunkelbraun, Kopfseite und ganze Unterseite weiß mit schwarzbraunen Schaftstrichen, auf der Brust Tropfenflecke, Schenkel und Steiß mit braun gemischt; Schwanz graubraun mit 9—10 schmalen dunklen Bändern. Länge 68—74 cm, Flugbreite 153—167 cm, Flügellänge 50—52,5 cm, Schwanz 24—26 cm. — Der Schnabel ist bleiblau, die Wachshaut schön zitronengelb; das Auge in der Jugend lebhaft nußbraun, im Alter goldfarbig; die Läufe sind hoch, die Zehen auffallend groß, hochgelb, die großen Krallen schwarz. — In der Jugend ist der Unterkörper blaßgelblich rostfarben, der Oberkörper graubraun mit dunkleren Schaftstrichen, auf dem Unterflügel ein großes, weißes Feld.

v. Heuglin fand den Habichtsadler — nicht häufig — Winter und Frühjahr an den unteren ägyptischen Seen, in Fajum, und hin und wieder längs des Nils; er konstatiert sein Vorkommen in Arabien; Antinori dagegen nennt den Vogel in Egypten und dem unteren Nubien gemein. Häufig ist der Habichtsadler in Spanien, Südfrankreich, Süditalien, Griechenland und der Türkei mit Griechenland; in Deutschland wurden ebenfalls schon einzelne Exemplare geschossen; häufig ist er sodann in Nordwestafrika und ganz Indien. Und wo er ist, da ist der schöne Räuber gründlich verhaßt. Er ist von einer grimmigen Blutgier, die ihn ebensosehr von den Edeladlern unterscheidet, wie sein falkenähnlicher Flug; außerordentlich gewandt, eher noch dreist und frech als kühn zu nennen, ist er die Geißel jedes Geflügelbesitzers der von ihm heimgesuchten Länder. Er raubt die Haushühner unmittelbar vor den Augen des Menschen und ruht nicht eher, bis er den von ihm entdeckten Hühnerbestand buchstäblich vernichtet hat oder selbst der rächenden Kugel zum Opfer gefallen ist. Jerdon erzählt, daß der Habichtsadler großen Schaden in den Taubenhäusern in den Nilgerris anrichtete. „Ich erfuhr, daß ein Paar dieser Vögel eins oder zwei jener Häuser vollständig entvölkert hat. Der Taubenfang des Habichtsadlers geschieht nach dem Bericht von Augenzeugen in folgender Weise: Wenn die Tauben die Flucht ergreifen, stürzt sich einer dieser Adler aus einer bedeutenden Höhe herab, nimmt aber seine Richtung mehr unter den Tauben, als geradezu in den Schwarm hinein. Sein Gefährte verwertet den Augenblick, wenn die Tauben durch den ersten Stoß in Verwirrung geraten sind, und stößt mit untrüglicher Sicherheit auf eine von ihnen herab. Der andere hat sich inzwischen von neuem erhoben und thut nun einen zweiten, ebenso verhängnisvollen Stoß." Im übrigen jagt der Habichtsadler jedes Säugetier von der Größe des ausgewachsenen Hasen abwärts und alles Geflügel von der Trappe bis zum Sperling. Wie sehr ihn alle Tiere fürchten, erzählt Powys sehr anschaulich: „Wenn ich gut im Riede verborgen an den Seen Albaniens auf Enten und Wasserhühner lauerte, habe ich oft bemerkt, welchen Eindruck das Erscheinen eines Habichtsadlers hervorbrachte. Alle Wasservögel bekümmerten sich kaum um die Rohrweihen, welche über ihnen dahinschwebten, und erhoben kaum ihr Haupt, wenn sich ein Schreiadler zeigte; sobald aber ein Habichtsadler sichtbar wurde, rannten die Wasserhühner in der bekannten Weise dem Riede zu; die Enten drückten sich mit wagrecht niedergebeugtem Halse platt auf das Wasser, und Warnungs- und Angstrufe wurden laut von allen Seiten, bis der Tyrann vorüber war. Ich habe zweimal gesehen, daß diese Raubvögel sich auf Vögel stürzten, welche ich verwundet hatte, bin aber niemals imstande gewesen, einen Schuß auf sie anzubringen." Der Habichtsadler ist entschiedener Gebirgsvogel; waldlose, felsige Gebirge sind seine Wohnplätze und von hier aus

dehnt er weit hinaus in die Lande seine Streifzüge. Er horstet in den Höhlen und Rissen steiler Felswände und greift jeden Raubvogel, auch den größten, stets siegreich an, der während der Brutzeit seinem Horste naht. Im Februar schon findet man die zwei Eier. Auch er schmückt den Horst von Zeit zu Zeit mit frischen Laubzweigen. Die Eier sind kurz elliptisch, ziemlich rauh, mit kleinen unregelmäßigen Poren, glanzlos, von grünlich-weißer Grundfarbe, mit vielen bleich-rostbraunen Schalenflecken, wie gewässert und mit einigen kleinen braunroten Flecken und Schmitzen bezeichnet. Auch haben diese Eier eine dunkelbraune, leicht abwaschbare Pigmentierung.

Gruppe Seeadler. Haliaëtus.

Die in diese scharf abgeschlossene Gruppe gehörigen Adler sind große Raubvögel mit sehr starkem, großem Schnabel, kleinem Kopfe und langem Hals. Der Lauf ist halb befiedert, in der unteren Hälfte nackt, die Fänge sind gewaltig, die Nägel lang, spitzig und sehr gekrümmt. Sie haben große Schwebeflügel, in denen die dritte Schwungfeder die anderen überragt. Zusammengelegt erreichen diese Schwingen beinahe das Ende des mittellangen, breiten, abgerundeten Schwanzes, doch hängen diese Fittiche in der Ruhe stets träge herab. Die Federn des Kopfes und Nackens sind scharf zugespitzt. Die Färbung ist düster, der Kopf hell. Europa hat eine Art:

Der See- oder Meeradler.

Haliaëtus albicilla, nisus, orientalis, borealis, islandicus, cinereus und funereus.

(Tafel 4, Figur 1 und 2.)

Er ist im Alter düster braun, mit helleren Federrändern, der Unterleib dunkelbraun, die großen Schwingen schwarz, Kopf und Hals gelb bräunlichweiß, der Schwanz rein weiß. Schnabel hellgelb mit weißer Spitze, Wachshaut, Füße und Augenstern zitrongelb, die Krallen schwarz. Jüngere Vögel sind schmutzig graubraun, hin und wieder mit Falb und hellem Weißgrau gemischt, der keilförmige weiße Schwanz ist an der Wurzel schwarz gefleckt und bespritzt. Junge Männchen sind dunkel kastanienbraun, weiß und rostgelb gefleckt; der Schwanz ist dunkelbraun gefleckt, der Schnabel schwärzlich. — Das Weibchen ist größer und in jedem Alter heller gefärbt. Länge 84—94 cm, Flugbreite 2,25—2,50 cm, Fittiglänge 65—72 cm, Schwanzlänge 31 cm, Schnabellänge 8,4 cm, Höhe des Laufes 9,5 cm.

Der Seeadler ist ein kräftiger Bursche, dem auch nicht die nötige Gewandtheit fehlt, seine einmal auserseheue Beute sicher zu erhaschen. Er stößt auf große Fische, doch glaube ich, daß er Sumpf- und Wassergeflügel jeder anderen Nahrung vorzieht. Morgens sieht man ihn mit gesträubtem Gefieder auf erhabenen Stellen und Pflöcken sitzen; zuweilen stößt er seine eigentümlich kreischende Stimme aus, auf welche bei gepaarten Vögeln der Gatte stets antwortet. Die Jagd des Seeadlers hat niemand so meisterhaft beschrieben, wie sie Audubon vom weißköpfigen Seeadler giebt, dem nordamerikanischen Ebenbilde unseres Seeadlers:

„Um Euch einen Begriff von dem Wesen des Vogels zu geben, erlaubt mir, daß ich Euch nach den Ufern des Mississippi versetze, wenn der nahende Winter Millionen von Wasservögeln, die im Süden ein milderes Klima suchen wollen, aus nördlicheren Gegenden herbeigeführt. Ihr seht den Adler in erhabener Stellung aufgebaumt sitzen auf dem höchsten Gipfel des größten Baumes am Ufer des breiten Stromes. Sein glühendes Auge überschaut das weite Gebiet und er lauscht aufmerksam auf jeden Ton, welcher von fernher zu seinem scharfen Ohre dringt. Ab und zu fällt einer seiner Blicke auf den Boden herab und nicht einmal ein unhörbar dahinschleichendes Hirschkalb würde ihm entgehen. Sein Gatte hat auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes gebaumt und ruft, wenn alles still und ruhig ist, zuweilen nach seinem harrenden Gefährten hinüber. Auf solchen Ruf hin öffnet dieser seine breiten Schwingen, neigt seinen Leib niederwärts und antwortet in Tönen, welche an das Gelächter eines Wahnsinnigen erinnern. Im nächsten Augenblick nimmt er seine frühere Stellung an und die Stille ist wieder eingetreten. Verschiedene Entenarten, die Spießente, Pfeifente, Stockente ziehen eilig vorüber, dem Laufe des Stromes folgend; aber der Adler behelligt sie nicht. Im nächsten Augenblick jedoch wird der wilde, trompetenartige Ton des von fernher sich nahenden Schwans gehört. Ein Ruf

des Adlerweibchens schallt über den Strom, um das Männchen aufmerksam zu machen. Dieses schüttelt plötzlich seinen Leib und bringt mit dem Schnabel das Gefieder in Ordnung. Der schneeige Vogel kommt jetzt in Sicht; sein langer Hals ist vorgestreckt, das Auge schaut in die Runde zur Wacht gegen die Feinde. Die langen Schwingen tragen, wie es scheint, mit Schwierigkeit das Gewicht des Leibes und werden deshalb unablässig bewegt; die breiten Ruderfüße müssen steuern helfen. Die vom Adler auserkorene Beute nähert sich. In dem Augenblicke, in welchem der Schwan an dem gefürchteten Paare vorüberzieht, erhebt sich der männliche Adler von seinem Sitze mit furchterregendem Geschrei, welches dem Ohr des Schwanes schrecklicher dünkt als selbst das Krachen des Gewehres. Jetzt ist der Augenblick erschienen, in welchem der Adler seine volle Kraft entfaltet. Er gleitet durch die Luft wie ein fallender Stern und stürzt sich wie ein Blitz auf das zitternde Wild, welches jetzt in Todesschrecken und Verzweiflung durch die verschiedensten Künste des Fluges dem Tod drohenden Angriffe seines Gegners zu entrinnen sucht. Es steigt, wendet sich und würde sich in den Strom stürzen, wäre der Adler nicht bekannt mit allen Listen des Schwans und zwänge er ihn nicht, in der Luft zu verweilen. Der Schwan giebt die Hoffnung auf Entkommen auf, die Furcht übermannt ihn und seine Kraft verläßt ihn angesichts der Kühnheit und Schnelle seines Gegners. Noch einen verzweifelten Versuch zum Entrinnen, und der Adler schlägt ihm seinen Fang unter den Flügeln ein und zwingt ihn mit unwiderstehlicher Kraft, sich gegen das nächste Ufer hin mit ihm niederzusenken.

Jetzt könnt Ihr alle Grausamkeit des gefürchtetsten Feindes der Gefiederten sehen. Aufgerichtet über dem Opfer, welches unter ihm verhaucht, preßt er die gewaltigen Fänge zusammen und treibt die scharfen Klauen tief in das Herz des sterbenden Vogels. Er jauchzt vor Vergnügen in dem Augenblicke, während seine Beute unter ihm krampfhaft zusammenzuckt. Das Weibchen hat bis dahin jede Bewegung ihres Gatten beobachtet und wenn es ihm nicht zu Hilfe kam, so geschah das nur, weil es fühlte, daß die Kraft und die Kühnheit des Gemahls vollständig genügend war. Jetzt aber schwebt es zu diesem herüber und beide drehen nun die Brust des unglücklichen Schwanes nach oben und beginnen die Mahlzeit."

Der Seeadler lebt ziemlich gesellig, nur zur Brutzeit sondern sich die Paare. Außerhalb derselben haben sie förmliche Versammlungsorte, im Hochsommer z. B. die kleinen Inseln, namentlich die Schären. Junge Vögel wandern stets den Wasserstraßen nach, die alten Adler hängen mit größter Zähigkeit an ihrem Standplatze. Im Binnenlande kommt er nur an großen Seen oder Strömen als Strandvogel vor. In der Wahl seiner Beute liebt er eine fast unglaubliche Abwechslung, er schlägt jedes Wild, auf das sich der Steinadler stürzt; Alexander von Homeyer beobachtete wiederholt, daß der Seeadler sich des wehrhaften Fuchses bemeisterte. Auch Kinder greift der freche Räuber an. Dabei ist er bei seinen Jagdunternehmungen von unglaublicher Zähigkeit und Geduld. Und er vermehrt die Auswahl seiner Tafel noch durch den ins Große getriebenen Fischraub. Er schwimmt vorzüglich und ruht oft auf den Wellen.

Der Horst steht auf den höchsten Gipfelzweigen, auf Eichen, Schwarz- und Weißpappeln; am Strande, der keine Bäume kennt und in der Steppe nistet derselbe Adler zwischen niederen Binsen auf dem flachen Boden. Der Horst ist stets ungeheuer groß, ein Mann kann bequem und sicher darin liegen. Eier und Junge verteidigt der mächtige Adler mit Wut auch gegen Menschen — im Gegensatz zum menschenscheuen Steinadler — und seine Angriffe sind sehr gefährlich. Die Eier, meistens zwei, selten drei, werden Ende März gelegt. — In der Gefangenschaft ist der Seeadler tückisch, mord- und händelsüchtig; angeschossene Seeadler erfordern höchste Vorsicht, da sie sich bis zum letzten Atemzuge wehren, wenn möglich noch angreifen und mit ihren Krallen sehr schwere Wunden schlagen.

Der Fischadler oder Flußadler.

Pandion haliaëtus, fluvialis, leucocephalus und Gouldii.

(Tafel 2, Figur 8.)

Er ist ein ganz aparter Geselle, der allgemein noch zu den Adlern gezählt wird und doch kaum noch ein Edeladler genannt werden kann. Er ist ein vorzüglicher Stoßtaucher, lebt ausschließlich von Fischen, klaubt das Fleisch sorgfältig von den Gräten los und befreit es ebenso sorgfältig von den Schuppen.

Er erreicht eine Länge von 60 cm, Flugbreite von 156—164 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Lauf 4,8 cm. Der Körper ist oben dunkelbraun, unten weiß, auf der Brust mit einzelnen weißen Flecken. Der Schnabel bläulich hornfarben, die Wachshaut und die Mundwinkel bläulich, die Iris gelb, die Füße hellblau. Unter den Augen zieht sich an dem Halse herab ein dunkelbrauner Fleck. Die „Hosen" fehlen dem Flußadler. An den Zehen hat er runde Krallen. Das Weibchen ist größer. Die Jungen vor der ersten Mauser sind unten ganz weiß, die männlichen oben schwarzgrau, die weiblichen braungrau, Kopf und Hinterhals sehr stark mit Weiß gefleckt.

Kronprinz Rudolf von Österreich schrieb über ihn: „Wasser und genügender Fischfang sind die einzigen Bedingungen, die er an eine Gegend stellt, um sich daselbst häuslich niederzulassen. Er fischt ebensogern im Meer als im Süßwasser, schmiegt daher seinen Horstbau an den Charakter seines Fischplatzes. In baumlosen Steppen horstet er am Boden, am Meeresstrand an den steilsten Felswänden ebenso wie auf den kleinsten Korallenriffen; in waldreichen Ländern sucht er hohe, starke Bäume; im Hochgebirge dagegen unzugängliche Punkte im Gestein. Überall aber behält sein Horst denselben Charakter, stets ist es ein für die nichtbedeutende Größe des Vogels unverhältnismäßig hoher und breiter Bau, aus grobem Material zusammengesetzt." Auch v. Heuglin, der den Fischadler in Afrika, insbesondere längs des Nils, südlich bis zum Kir und Gazellenfluß, häufig im Delta, längs des Roten Meeres und der Somali-Küste beobachtet hat, schreibt über den Horst, übereinstimmend mit dem vorgenannten Forscher aus dem Habsburger Kaiserhause: „Der Horst, welcher sicherlich durch viele Jahre benützt wird, steht häufig auf der Erde, meist auf einem erhabenen Platz auf Klippen, ferner auf Mimosenbüschen, Quendel- und Schora-Bäumen, mehrere fanden wir auf den Dächern alter Zisternen, einen auf den Ruinen von Debir und einen andern auf dem fast platten Dach einer verlassenen Fischerhütte." Also auch drüben im dunklen Erdteil dasselbe ausgedehnte Anpassungsvermögen wie bei uns. Stets ist der Horst sehr solid gebaut und besteht aus ziemlich starken Ästen und Zweigen, dazwischen häufig Seetang und Fischgräten. Die Unterlage des Horstes dient, wie bei dem grimmen Seeadler, nicht selten kleineren Vögeln zur Behausung. Die Form des Horstes ist meist ziemlich regelmäßig zylindrisch oder schwach konisch, oben platt mit geringer Vertiefung in der Mitte. Zur Paarungszeit hört man oft das Geschrei der Alten, die auch sonst zeitlebens treu zusammenhalten, er schreit sanft „kai, kai", in Schrecken und Zorn rauh „krau". Die zwei Eier (selten drei) sind von ovaler Gestalt, 6,2—6,8 cm lang und 4,4—5,2 cm breit, sie haben auf weißem, ins blaugrünliche ziehenden Grunde dunkel rotbraune Flecken und Spritzer, welche zuweilen einen Fleckenkranz bilden. Sie sind also sehr schön (Abb. Tafel 46, Fig. 1). Die Brutzeit währt 26 Tage.

In den Vormittagsstunden zieht er über seichten, ruhigen Stellen der Wasser hin, um seine Beute zu erspähen, und stürzt sich aus hoher Luft, nachdem er oft eine Zeit lang ruhig über seinem Ziel geschwebt hat, plötzlich auf den Wasserspiegel herab, daß das Wasser hochauffspritzt, taucht ganz unter, erhebt dann zuerst den einen, dann den andern Flügel und gewinnt, nachdem er das Wasser abgeschüttelt, wieder den Flug; dann geht es niedrig, so daß er die Wogen oft streift, dem Horst oder einer benachbarten Klippe zu, wo der Fang alsbald verzehrt wird. Es ist selbstredend, daß ihm so mancher Stoß mißglückt, greift er aber zu, so ist der Fisch verloren. Denn er stößt einen oder beide Fänge mit solcher Gewalt in den Rücken des Fisches, daß er selbst nicht im stande ist, die Klauen rasch wieder zu lösen. Oft aber kommt hiedurch und durch die gewinnsüchtige Gewohnheit, stets auf den größten sichtbaren Fisch zu stoßen, auch der Adler selbst in große Gefahr, in seltenen Fällen sogar erleidet er einen nassen Tod, wenn ihn der zu gewaltige Fisch mit sich in die Tiefe zieht. Es erhellt hieraus, ein wie sehr großer Feind der Fischzucht und jeder Teichwirtschaft der Fischadler ist. In ganz Deutschland wird sehr hohes Schußgeld — bis zu 6 Mark für den Adler — bezahlt, dagegen haben ihn die Afrikaner

sehr gern, schonen ihn und erfreuen sich an seinem fesselnden Fang. Sie haben ja auch im Roten Meer, im Nil und ihren Seen genug Fischüberfluß.

Bei seiner so ganz einseitigen Ernährungsweise ist der Fischadler ein ungemein gutmütiger Raubvogel. Er belästigt außer Fischen und im äußersten Notfall Fröschen, kein Geschöpf, lebt höchst verträglich mit seinesgleichen, ist überhaupt froh, wenn er unbehelligt gelassen wird. Sehr merkwürdig ist seine Verbreitung: sie erstreckt sich über alle fünf Erdteile, vom hohen Norden bis auf die australische Inselwelt! In Lappland ist er häufig. Er ist Zugvogel, der sehr spät im Frühjahr, bei uns nicht vor Ende März kommt und uns im September, spätestens Oktober schon wieder verläßt.

Die Gefangenschaft hält er nicht aus, weder alt noch jung eingefangen. Es könnte höchstens bei aus dem Neste genommenen jungen Fischadlern — die aber eine Ewigkeit brauchen, bis sie selbst fressen lernen — gelingen, sie mit täglicher Ration von lebenden Fischen längere Zeit zu erhalten. Ein Verfahren, das nur für Tiergärten Sinn und Zweck hätte.

Die Geier. Vulturidae.

Im allgemeinen kann man die Geier die Zerrbilder der Adler nennen, nur ihr vornehmster Vertreter, der Lämmergeier oder Geieradler, rettet die ritterliche Ehre der Gruppe. Sonst sind es gesellig lebende, aber stets keifende und streitende Raubvögel, scheu, jähzornig, nicht unternehmend. In der Nähe gesehen, sind sie abscheuliche, widerliche Geschöpfe — immer mit Ausnahme des Geieradlers — im Fluge aber imponieren sie durch ihre Größe und den langsamen, majestätischen Flug. Sie nähren sich fast ausschließlich von Aas, welches sie mit scharfem Auge in weiter Entfernung schon erspähen und sind deshalb ein Segen aller heißen Länder. Bei ihrem entsetzlichen Mahle fressen sie ungemein gierig und schweinisch und besudeln und beschmutzen sich in grauenerregender Weise. Wo Gelegenheit ist, fressen sie sich so voll, daß sie kaum mehr auffliegen können. In allen heißen Ländern sind sie ungemein häufig und werden fast heilig gehalten, man findet sie als charakteristisches Anzeichen in allen Städten Südasiens, Afrikas und Südamerikas; sie fehlen dort in der Ebene so wenig wie auf den höchsten Gebirgen. Durchgängig sind die Geier große Vögel mit langem, starkem Schnabel, welcher höher als breit, mehr als zur Hälfte mit einer Wachshaut bekleidet ist, gerade, an der Spitze plötzlich hakig übergebogen und am Schneidenrand seicht ausgebuchtet erscheint. Der Kopf ist mit Daunen bedeckt oder nackt, die Flügel sind lang, breit, abgerundet; der Schwanz ist mittellang, zugerundet oder stark abgestuft. Die Füße sind mittelhoch, stark, von der Ferse ab unbefiedert; die Zehen sind lang, schwach, nicht greiffähig und mit kurzen, stumpfen Nägeln versehen. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Die geistige Begabung der Geier ist gering.

Der Lämmergeier.

Gypaëtus barbatus, grandis, alpinus, aureus, occidentalis. Vultur barbatus.

Tafel 3, Figur 3 und 4.)

Er ist ebenso bekannt unter den Namen Bartgeier und Geieradler, wird auch noch Gemsen-, Gold-, Greif- und Jochgeier („er schreit wie ein Jochgeier") genannt, in der Schweiz heißt er auch Grimmer.

Dieser herrliche Raubvogel ist, jeder Naturfreund wird das beklagen, der vollständigen Ausrottung in Europa verfallen. Wir haben nur noch vereinzelte Exemplare! Der Bartgeier ist ein gewaltiger Geselle, der größte Raubvogel Europas.

Seine Länge beträgt 108—115 cm, die Flügelbreite 2,35—2,67 m, die Fittiglänge 80,5—82 cm, Schwanzlänge 51—55 cm, der gewaltige Schnabel mißt (über den Bogen) 10,7 cm. Die ersten Maße gelten für Männchen, die höheren für Weibchen. Die Wachshaut, Nasenlöcher und Schnabelwurzel sind mit starren, borstigen Federn besetzt; am Kinn befindet sich der charakteristische, vorwärts gerichtete Borstenbart. Die Schäfte der Flügel- und Schwanzfedern sind von außen weiß; die Füße graublau.

Die Urteile über diesen gewaltigen Geier gehen ganz merkwürdig schroff auseinander. Die hervorragendsten Schweizer Forscher gestehen ihm ein heldenhaftes, an den Edeladler gemahnendes Naturell zu, belegen dasselbe mit eigenen Beobachtungen und Beobachtungen an Gefangenen, schildern ihn als kühnen Zerschmetterer der Gemsen, Schafe und Ziegen, als Kinderräuber; alle nicht schweizerischen Forscher, die Brehms, Heuglin versichern, daß der von ihnen in Spanien, Afrika, Griechenland beobachtete Geieradler ein echter, träger, feiger, gefräßiger Aasfresser und interessanter Knochenzertrümmerer sei. Es bringt diese so schroff gegenüberstehende Ansicht und Schilderung die Überzeugung nahe, daß wir es mit zwei sehr ähnlichen, ja fast ganz gleichen, aber im Charakter wesentlich verschiedenen Bartgeiern, dem einst in dem bayerischen und tyroler Hochgebirge, vereinzelt jetzt noch in der Schweiz heimischen Lämmergeier (Gypaëtus barbatus) und dem in Spanien, Afrika 2c. verbreiteten Nacktfußbartgeier (Gypaëtus nudipes oder meridionalis) zu thun haben. Der letztere soll dunkler gefärbt sein, als der schweizerische Vogel. Allein der einzig wahrhaft in die Augen springende Unterschied läge im Charakter.

Hören wir zuerst den so bedingungslos zuverlässigen v. Heuglin über den Bartgeier in Afrika: Antinori giebt an, daß der Bartgeier fast alljährlich im Mokadamgebirge bei Kairo brüte und um so seltener werde, je mehr man am Nil aufwärts käme. Nach Rüppell findet sich dieser Raubvogel in Nubien und Ägypten, Hartmann läßt ihn im Baten-el-Hadjar, in der Bajuda-Wüste und in Ost-Kordofan vorkommen. — Wir begegneten ihm während unserer vieljährigen Reisen in Nordostafrika am Meeresstrand bei Suez, als Standvogel im Peträischen Arabien, häufig im abessynischen Gebirgsland, südwärts bis in die Gala-Distrikte, nordwärts bis zu den Bogos und Beni-Amer. Sein vorzüglicher Aufenthaltsort sind immer Felsgebirge, von welchen aus der Bartgeier sich hier und da wohl auch in die wärmeren, tiefer gelegenen und ebenen Distrikte verfliegt, letztere aber gewiß nie zu seiner beständigen Heimat wählt; unwirtliche Felszacken nahe der Eisregion zieht er jeder anderen Gegend vor, dort horstet er und er erhebt sich noch so hoch in die Lüfte, daß er dem schärfsten Auge nur noch als kleinster Punkt im blauen Äther erscheint.

Unsere Stubengelehrten schildern den Bartgeier als stolzen, kühnen Räuber, der mutig große Säugetiere, ja selbst den Menschen angreift und in den Abgrund zu stoßen sucht. Wir haben Gelegenheit gehabt, diese Vögel durch lange Zeit alltäglich in nächster Nähe zu beobachten, haben viele Dutzende erlegt und untersucht, und zu unserem Erstaunen gefunden, daß ihre Nahrung fast ausschließlich in Knochen und anderen Abfällen von Schlachtbänken besteht, daß sie gefallene Tiere und menschliche Leichen angreifen und nur im Notfalle selbst jagen, um einen Klippdachs, einen Affen oder eine verirrte oder kranke Ziege wegzufangen. Rabenartig umherschreitend, auch seitwärts hüpfend, sieht man sie zuweilen auf den grünen Matten des Hochlands auf die dort überaus zahlreichen Ratten lauern; in der Haltung hat der Vogel nichts mit dem eigentlichen Geier gemein. Morgens mit Tagesgrauen verläßt der Bartgeier die Felsen, auf denen er ruht, schweift rasch und weit über Felder, Wiesen und Dörfer zu Thal, oft so blitzschnell, daß man deutlich das sturmartige, fast metallisch klingende Rauschen seines Gefieders vernimmt, kreist dann um Marktplätze, wo gewöhnlich geschlachtet wird, oder folgt mit vielen andern Aasvögeln den Lagern und Heereszügen. So war er während der ersten Monate unseres Aufenthalts in den Bogosländern nicht beobachtet worden, bis zur Ankunft abessynischer Truppen, mit denen er auch wieder verschwand. Nach eingenommener Nahrung ruhen die Bartgeier entweder auf einem Felsstück, oder sie erheben sich — namentlich bei klarem Wetter — schraubenförmig kreisend, hoch in die Luft, und niemals sah ich sie sich bäumen. Die Jungen pfeifen im Flug ganz ähnlich

den Bussarden, über das Brutgeschäft habe ich selbst keine Beobachtungen machen können. Die Brutzeit muß in den Hochsommer fallen, da man im Spätherbst häufig den Jungen begegnet, deren immer bloß nur eines ausgebrütet zu werden scheint.

Mehrere Ornithologen haben aus der verschiedenen Färbung des Unterleibs geschlossen, daß es zwei Arten von Bartgeiern gäbe, eine mit rostfarbiger Unterseite, eine andere mit rein weiß. Bekanntlich läßt sich aber die Rostfarbe, die namentlich auf Vorderhals und Brust sehr intensiv erscheint, durch einfaches Reiben und Waschen größtenteils entfernen, wie schon Des Mures, Mewes und ich (Heuglin) nachgewiesen haben. Mewes hält diese also offenbar nur mechanisch anhängende Farbe für das Produkt eisenhaltiger Quellen, in welchen der Vogel gerne baden soll, auch glaubt ersterer, daß Gypaëtos ursprünglich weiße Eier lege, die erst während des Brütens gefärbt werden, eine Ansicht, der sich auch Hartmann anzuschließen scheint. „Auch die Eier des Vogels färben sich rötlich, jedenfalls aus demselben Grunde, aus welchem die Brustfedern ein solches Kolorit annehmen.“ (??) Wir haben im Freien gar nie einen Bartgeier mit reinweißer Unterseite gesehen, aber stets gefunden, daß die rostrote Färbung in der Gefangenschaft mit der Mauser ganz verschwindet und sich nicht wieder ersetzt. (Die gleiche Erscheinung sehen wir ja bei vielen Singvögeln: Hänfling, Gimpel, Kreuzschnabel, Rot- und Blaukehlchen ꝛc.). Jedoch unterscheidet sich der südliche Bartgeier vom nördlichen und östlichen durch etwas geringere Dimensionen, noch lebhaftere Färbung von Hals und Unterseite *und vorzüglich dadurch, daß die Befiederung der Tarsen hinten fehlt und auch vorne meist die Zehenwurzeln nicht erreicht.* Was Tschudi in seinem Tierleben der Alpenwelt über Lebensweise des Bartgeiers berichtet, finde ich zum größten Teil am *afrikanischen* nicht bestätigt, im Gegenteil sogar sehr abweichend. — Eigentlich zähmen läßt sich der Vogel nicht. (??) Zwar lernt er bald seinen Herrn kennen, bleibt jedoch immer ein melancholischer und stillernster Gast, der sich aber jahrelang selbst in engem Bauer mit Fleisch von Säugetieren und Knochen erhalten läßt; Vögel und Fische liebt er weniger, ja er rührt lebende Hühner und Tauben höchst ungerne an und hungert lieber tagelang. Knochen verdaut er mit erstaunlicher Leichtigkeit, kleinere Säugetiere frißt er mit Haut und Haaren.

In Spanien heißt der Bartgeier Quebranta-huesos, „Knochenzerbrecher“ und jedermann, erzählt Brehm, versichert, daß er regelmäßig mit den Geiern auf das Aas falle, Knochen in bedeutende Höhe trage und sie aus der Höhe herabwerfe, um sie zu zerbrechen und zum Mark zu gelangen. Und in ganz Spanien wird der Bartgeier als höchst harmloser Vogel betrachtet, kein Hirte fürchtet ihn, kein Viehbesitzer weiß etwas von seinen Räubereien. Und Brehm selbst hat in der Sierra Nevada einen Lämmergeier lange Zeit hinter einander von einem Felsen aus hoch in die Lüfte steigen, niederschweben, etwas von diesem Felsen aufnehmen, wieder emporsteigen und von neuem nach dem Felsen herabschweben sehen, und er kann sich solches Beginnen nicht anders als der Aussage der Spanier entsprechend erklären. Krüper berichtet das gleiche Verfahren des Bartgeiers, wenn er Schildkröten zerschmettert. Simpson bestätigt das Verfahren bez. der Markknochen.

Wie erklärt sich nun des doch so bedingungslos zuverlässigen Tschudi, der wahrlich kein „Stubengelehrter“ war, nachfolgende Charakteristik des Schweizer Lämmergeier, wenn nicht dieser als eine leider der Ausrottung verfallene kühnere, edlere Abart seinen Vettern in Afrika, Indien und Spanien gegenüber gelten soll?

Tschudi schildert den Lämmergeier als kühnen Herrscher der Lüfte. Der innere Bau des Riesenvogels — so lehrt er — ist eigentümlich gebildet. Die Brustmuskeln sind außerordentlich groß und stark; die langen Knochen, wie bei den übrigen Vögeln meist hohl, werden durch das Atmen mit Luft gefüllt, welche, also erwärmt, spezifisch leichter als der äußere Dunstkreis und dem Vogel ohne große Anstrengung eine noch so gewaltige Erhebung möglich macht. Am interessantesten sind seine energischen Verdauungswerkzeuge. Die innen reich gefaltete Speiseröhre ist äußerst dehnbar; der Kropf, der, wenn er gefüllt ist, unschön am Halse herunterhängt, und der schlauchförmige Magen sind ungewöhnlich weit und nur durch kleine Wulste voneinander geschieden, letzterer mit feinen Drüsen dicht besetzt, welche eine Menge jenes ätzenden, übelriechenden Verdauungssaftes absondern, der in kurzer Zeit die größten Knochen zersetzt. Der Mageninhalt der erlegten Exemplare setzt nicht selten in Erstaunen und übertrifft alle Erfahrung, die man von der Gefräßigkeit und Verdauungskraft ähnlicher europäischer Vögel gesammelt

hat. So enthielt ein Geiermagen fünf Stück 2 Zoll dicke und 6—9 Zoll lange Knochen von dem Rippenstück eines Rindes, einen Ballen Haare und vom Knie an den ganzen Fuß einer jungen Ziege. Die Knochen waren vom Magensaft bereits durchlöchert und die in die Gedärme eingetretenen ganz mürbe und kalkbreiartig. Ein anderer Geiermagen enthielt ein 15 Zoll langes Rippstück von einem Fuchs, einen ganzen Fuchsschwanz, den Hinterschenkel und Lauf von einem Hasen, mehrere Schulterblattknochen und einen Ballen Haare. Die größte Mahlzeit aber wies ein von Dr. Schinz zerlegter Vogel aus. Der Magen enthielt den großen Hüftknochen einer Kuh (?), ein $6^1/_2$ Zoll langes Gemsenschienbein, ein halbverdautes Gemsenrippstück, viele kleinere Knochen, Haare und die Klauen eines Birkhahnes. Der Magensaft zersetzt die Knochen schichtenweise, um ihnen die nahrhafte Gallerte zu entziehen, während die toten, zerreiblichen Kalkteile abgehen. Die Natur hat weise vorgesorgt und die Schädlichkeit des Geieradlers durch diese Organisation außerordentlich eingeschränkt. Denn müßten seine großen Nahrungsbedürfnisse bloß mit Fleischmassen befriedigt werden, so würde der Vogel oft fast Hungers sterben oder seine unausgesetzten Jagden müßten alles Wild der Hochalpen nach und nach vertilgen. Die zersetzende Kraft des Magensaftes ist so stark, daß sie selbst die dicken Hornschuhe von Kälbern und Kühen auflöst und sogar nach dem Tode des Tieres ihre Arbeit noch fortsetzt. Bei einem Lämmergeier, der frisch auf der Beute geschossen wurde, den man drei Tage liegen ließ, fand man später alle Nahrung (eine Fuchskeule mit Haut, Haaren und Knochen) in der regelmäßigen Verdauungsgärung aufgelöst. Die alten Römer kannten diese Virtuosität unseres Vogels gar wohl und verschrieben deshalb in ihrer fabelhaften Heilkunde als Mittel gegen schwache Verdauung einen getrockneten Lämmergeiermagen zu genießen oder den Magen wenigstens während der Mahlzeit in der Hand zu halten; doch dürfe dies nicht zu lange geschehen, weil man sonst mager werde! Der Darm des Lämmergeiers aber habe die wunderbare Eigenschaft, die Verdauung alles Verschluckten zu bewirken und jegliche Kolik zu heilen.

Die Lebensweise der Lämmergeier in der Freiheit ist noch wenig beobachtet worden. Es bedarf dazu sehr vieler Geduld, Sorgfalt und Kühnheit; darum lauten auch die diesfallsigen Berichte nur fragmentarisch. Gewöhnlich fliegen die Geier einige Stunden nach Sonnenaufgang aus und nehmen dann ihre Richtung zunächst nach dem Orte, wo sie zuletzt Beute gemacht, entweder um die Reste derselben zu verzehren oder um neues Wild zu überfallen. Ruhig hängt der Geier in den Wolken, während sein herrliches Auge das ganze Jagdgebiet durchspäht und sein wunderbar feiner Geruchssinn stundenweit (???) eine gewisse Beute wittert. Unter seinem ausgebreiteten Fittig liegt eine Welt. Die Tiere der Alpen weiden ruhig, ohne die tötende Wolke zu ahnen, die in unendlicher Höhe über ihnen schwebt. Sie ahnen sicherer die Gefahr, die von der Erde herkommt und wittern nur die Atmosphäre der Tiefe aus. Plötzlich mit zusammengeschlagenen Flügeln fällt von hinten in schiefer Linie der Geier auf sie herab. Es giebt keine Flucht mehr und kein Versteck; sie sind verloren, ehe sie den Rettungsgedanken gefaßt haben und folgen zuckend dem Räuber in die Lüfte. Doch nur kleinere Beute, Füchse, Murmeltiere, Lämmer, junge Hunde, Dachse, Katzen, Zicklein, Wiesel, Hasen (?), Hühner (?) vermag der Raubvogel zu entführen; seine Krallen sind wenig gekrümmt und seine Füße sind nicht stark, nur seine Schwingen und sein Schnabel. Die Tiere werden oft auf dem Flecke verzehrt, oft auf einen bestimmten Felsen, der als Fleischbank dient, hingetragen. Ersieht er sich ein größeres Tier, ein schweres Schaf, eine alte Gemse oder Ziege, die in der Nähe eines Abgrundes grasen, so kreist er eng über ihnen und sucht sie solange zu ängstigen und zu schrecken, bis sie gegen den Rand der Schlucht fliehen; dann fährt er mit sausendem Fluge dicht an ihnen hin und stößt sie nicht selten mit scharfem Flügelhiebe glücklich in die Tiefe, wo er sich auf die zerschmetterte Beute niederläßt. Er hackt ihr dann zuerst die Augen aus, öffnet darauf den Bauch und frißt erst die Eingeweide, dann die Knochen. Man hat öfters beobachtet, wie er sein Hinabstürzungsmanöver selbst gegen Jäger, die in kritischer Lage auf einem Felsenvorsprung standen oder auf einer schmalen Galerie kauerten, versuchte und die Betroffenen versicherten, daß das Rauschen, die Schnelligkeit und die Gewalt der ungeheueren Fittige einen bedeutenden, fast unwiderstehlichen Eindruck ausübe. Ebenso suchte ein Lämmergeier einen Ochsen, der an einer steilen Kluft stand, „hinabzufliegen" und setzte seine kühnen Versuche hartnäckig fort. Allein der unerschrockene Vierfüßler ließ sich nicht so leicht aus seiner angeborenen Gemütsruhe bringen. Mit gesenktem Haupte stemmte er sich ruhig auf seine harten Knochen und harrte ruhig aus, bis dem Geier die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen einleuchtete.

Hat der Vogel in den Vormittagsstunden seine Jagdexkursionen vollendet, so zieht er sich in die von ihm bewohnten Felsen zurück und sitzt den übrigen Teil des Tages gewöhnlich ruhig, scheinbar träge und stupid in seinem Horste, oder auf einem nahen Felsenabsatze. Es findet in Bezug auf die Haltung zwischen Adler und Bartgeier ein ähnliches Wechselverhältnis wie zwischen Bussard und Milan statt, der Adler mit seinem rundförmigen Gefieder und breiten Schwanze sieht im Fluge plump aus, beim Sitzen aber stolz und kühn; der Geier sitzt eingeduckt und schlaff da, im Fluge aber erscheint er mit seinen ungeheuren Flügeln und dem keilförmigen Schwanze als ein schlankes, majestätisches Tier. Hat er nicht Brut zu versorgen oder ist er nicht in seinem Wohnorte beunruhigt worden, so wird man ihn später am Tage kaum mehr fliegen sehen. Ohne eigentlich Strichvogel zu sein, wechselt er doch sein Flugrevier nach den Jahreszeiten. Im Frühjahr bewohnt er die obere und mittlere Alpenregion und nistet in zerklüfteten Kuppen oder auf unzugänglichen, von obenher einigermaßen gedeckten Abhängen der Felswände. Manchmal sieht man die Horste weit umher und jeder Alpenbewohner kennt sie wohl, sie sind aber unnahbar und selbst außer dem Bereiche der Kugeln. Ihre Konstruktion ist einfach, aber großartig. Als Unterlage findet man eine Masse von Heuhalmen, Farrenkräutern und Stengeln auf einer großen Anzahl kreuzweise übereinandergeschichteter Aststücke und Bengel liegen; auf diesen ruht erst das kranzförmig aus Stauden geflochtene, mit Flaum und Moos ausgekleidete Nest, das allein schon ohne die Unterlage das größte Heutuch füllen würde. S e h r f r ü h im Jahre legt das Geierweibchen drei bis vier (?!) große, weiße, braungefleckte Eier, von denen in der Regel bloß zwei ausgebrütet werden. In einem frisch getöteten Vogel fand man schon in der Mitte Februar ein vollkommen ausgebildetes und zum Legen reifes Ei. Von den zwei ausgebrüteten Jungen scheint häufig nur das eine von den Eltern aufgefüttert zu werden. Dieselben sind weißlich beflaumt und haben wegen ihrer großen unförmigen Kröpfe und Bäuche ein sehr unförmiges und widerliches Aussehen; das außerordentlich dichte und warme Gefieder der Alten, die ihnen abwechselnd Eichhörnchen, Hasen, Lämmer und besonders Murmeltiere und Gemsenkitzchen zutragen, hält sie in der Rauhheit des Klimas warm. — Im Sommer fliegen die Lämmergeier gewöhnlich in den höchsten Eisgebirgen und besuchen fleißig die obersten Absätze, wo Gemsen, Schaf- und Ziegenherden weiden. Sie scheinen in dieser Zeit, wo die Jungen bereits mitfliegen können, sich weniger an die Nähe des Horstes zu binden. Im Winter zwingt sie die große Verödung der Hochalpen zur Jagd in der Bergregion, nie aber fliegen sie wie die Adler in die Ebene hinaus. Die Gemsen haben sich mit den meisten Alpentieren, die nicht Winterschlaf halten, in den Schutz der Wälder zurückgezogen, wo die Geier nicht jagen. Ein Fuchs, der sich verspätet hat und erst bei Tagesanbruch nach seinem Bau zurückeilen will, ein versprengter Hase, etliche Berghühner und Krähen (?), vielleicht ein Marder, sind alles, was sie zu erwischen vermögen. So nötigt sie der Hunger bis weit in die Bergthäler hinunter, wo sie leicht einen Hasen, einen Hund, eine Katze oder kleine Vögel (?) erbeuten. Wenn sie absitzen, was indessen nur in den höheren Alpen zu geschehen pflegt, so wählen sie wie die Kondore Felsblöcke zum Ruhepunkt. Ihre kurzen Füße und langen Flügel würden eine Erhebung vom flachen Boden schwierig machen.

So sehr nun Tschudis Schilderung von den Schilderungen der nicht schweizerischen Forscher abweicht, ebenso sehr stimmt sie mit allen Beobachtungen der Alpenforscher überein. Daß der Lämmergeier in der Schweiz das Dasein eines reinen Aasgeiers fristen könnte, ist ja ganz unmöglich. Wunderselten dürfte er eine erstürzte Kuh finden, nur Lavinen könnten ausnahmsweise einmal Gemsen oder Ziegen zerschmettern und dann aber dieselben wahrscheinlich auch tief, unauffindbar und unerreichbar vergraben. Er muß also stets zur räuberischen Thätigkeit greifen, was ein Aasvogel in den Tropenländern freilich nie nötig hat. Wie die Verhältnisse in Spanien liegen, ist mir unbekannt.

Der raubende, kämpfende, jagende Bartgeier der Schweizer Eis- und Schnee-Region aber wird durch diese seit urdenklichen Zeiten nötigen Kämpfe um das Dasein zu jenen kühnen, adlerartigen Eigenschaften, zu dem Selbstvertrauen in seine Kraft gekommen sein, welcher seine Vettern in den Tropenländern, die bequemen Aas- und Knochenfresser, ermangeln. Daß freilich der Schweizer Bartgeier Geflügel raube, das ist mir nicht wahrscheinlich, weil die wenigen gefangenen schweizerischen Lämmergeier dasselbe stets hartnäckig verschmähten. Nur äußerster Hunger könnte ihn wohl dazu treiben.

Der Schmutzgeier.

Nephron percnopterus. Vultur percnopterus, albus, meleagris.
(Tafel 3, Figur 5 und 6.)

Er — und seine Genossen — stehen himmelweit gegen den Geieradler zurück. Plump gebaut, sind sie aller Schönheit bar. Der Schmutzgeier ist einer der gemeinsten Raubvögel auf der Balkanhalbinsel, Ägypten, Arabien und Nubien. Er ist als Seltenheit auch schon in Deutschland vorgekommen, öfters in der Schweiz, häufig besucht er Südfrankreich, nicht selten ist er in Spanien, in Italien dagegen auf die Umgegend von Nizza beschränkt.

Seine Grundfarbe ist ein schmutziges Weiß, welches in der Hals- und Oberbrustgegend mehr in das Dunkelgelbe spielt, auf Rücken und Bauch dagegen reiner wird, die Handschwingen sind schwarz, die Schulterfedern graulich. Von allen Geiern unterscheidet sich der Schmutzgeier durch seine rabenähnliche Gestalt. Der Schnabel ist schwach und sehr in die Länge gezogen, Gesicht und Kehle nackt, der Nagel der Mittelzehe lang und wenig gekrümmt, der der Hinterzehe groß und sehr krumm. Länge 64,5 cm, Flugbreite 150 cm, Schwanzlänge 21,5 cm, Schnabellänge 7 cm, Höhe des Laufes 8,3 cm. Er ist also ein kleiner Kamerad unter seinen großen Vettern, hat ungefähr die Größe eines Haushahnes.

Er ist ungeheuer gefräßig und deshalb von höchster Nützlichkeit. Seine Lieblingsnahrung ist Menschenkot, Aas, Küchenabfälle. Keine wunderzunehmende Thatsache also, daß ihn die Orientalen förmlich verehren, wie er, der „Racham“ der Ägypter, die „Henne der Pharaonen“ in vergangenen Zeiten ein heiliger Vogel war, dessen Bildnis die altägyptischen Bauwerke zeigen und der auch von den Hebräern als Sinnbild der Elternliebe gefeiert wurde. Karawanen und Kriegszügen zuliebe unternimmt er oft weite Reisen. Man sieht ihn einzeln und paarweise, gewöhnlich aber in größeren Gesellschaften, vorzüglich an Orten, wo geschlachtet oder wo Schutt und Unrat aufgehäuft wird, auf Abdeckereien, am Meeresgestade, um Zeltlager und Viehparke der Nomaden, in Städten und Dörfern. Die Nacht über rasten diese Vögel gemeinschaftlich auf Felsen, die sie meist erst verlassen, wenn die Sonne längst aufgegangen; dann geht es in schönem, hohem und schwebendem Flug, kreisend dem bewohnten Lande zu. Es sieht der Schmutzgeier im Fluge entschieden einem Storche ähnlich. Hat das scharfe Auge eines Geiers ein gefallenes Tier entdeckt, so läßt er sich, gefolgt von der ganzen Gesellschaft, auf einen erhabenen Punkt in der Nähe nieder und von da nähern sich die Aasvögel bedächtig, rabenartig schreitend dem Gegenstand ihrer Freßgier. Nach eingenommenem Mahle gehen sie meist zur Tränke und verdauen dann, auf Mauern, Wohnungen, Felsen, Dünen, Sandinseln, seltener auf Hochbäumen. Neben Aas, Knochen- und Hausresten und Exkrementen lieben die Aasgeier als lebende Beute sehr die Ratten und Kriechtiere. Da ist es selbstverständlich, daß kein Orientale an die Verfolgung so nützlicher Vögel denkt und hievon ist wieder die Folge, daß die Schmutzgeier gar nicht scheu sind und sich oft in die nächste Nähe des Menschen wagen, geduldig harrend, bis ihnen ein Stück Beute zufällt.

Alte Schmutzgeier sind hellweiß. Die Verfärbung des düsteren, stahlgrauen und schwarzbraunen Jugendkleides geht teilweise ohne Mauser vor sich. Trotz seiner Lebensweise ist der Schmutzgeier keineswegs unreinlich zu nennen, denn er hält sein Gefieder immer in schönstem Glanz und Ordnung. Sein Horst steht auf kahlen Felsgebirgen, selten auf Bäumen. In Ägypten benutzt er als Heimstätte mit Vorliebe die Pyramiden, in Indien Pagoden; in Europa ist das Türkenviertel von Konstantinopel, resp. dessen Gebäude, eine sehr beliebte Niststätte des dort so gerne gesehenen Geiers. Er erbaut ziemlich große, dichte Horste von dürren Reisern, Gras und Lumpen und legt zwischen Februar und April die zwei Eier. Dieselben sind auf einer Grundfarbe von schmutzigem Weiß, schmutzig gelblich oder rötlich angeflogen und zeigen sehr zahlreiche rostbraune und violette Flecken.

Der Kutten- oder Mönchsgeier.

(Vultur monachus, cinereus, vulgaris, arrianus, niger.)

Tafel 3, Figur 2.

Er und der Lämmergeier teilen sich in die Ehre, die größten Vögel unseres Erdteils zu sein, der Kuttengeier ist in ausgewachsenen Exemplaren sogar größer als der gewaltigste Bartgeier, aber schwächer, weniger wehrhaft wie wenigstens der schweizerische Bartgeier geschildert ist. In Europa ist er vielleicht der verbreitetste Geier, es haben sich Exemplare bis Holstein verflogen. Sehr häufig ist er in Ungarn. Die Mittelmeerländer bewohnt er in ziemlich gleichmäßiger Verbreitung, in Asien dringt er bis China vor. Ein Flug von Ungarn, der Walachei, Serbien oder Bosnien in unser Vaterland ist für diesen größten Geier keine anstrengende Leistung und im Gegensatz zu dem Bartgeier unternimmt er ganz ungeheuer weit ausgedehnte Streifzüge.

Der Hals ist über die Hälfte ganz nackt, bläulich; die zwischen den Halsfedern hervorstehenden Dunen bilden, bei eingezogenem und dadurch verstecktem kahlem Teile des Halses vorn einen herzförmigen Kragen, der einen dunkler befiederten, dreieckigen Fleck einschließt; an jeder Schulter steht ein beweglicher Federbusch; der Schwanz reicht über die Flügel hinaus; die Fußwurzeln sind über die Hälfte herab befiedert, der kahle Teil schmutzig fleischfarben; die Halskrause von gelösten, breiten, abgerundeten Federn gebildet. Länge 105 cm, Flügelbreite 2,4 m, Fittiglänge 76 cm, Schwanzlänge 40 cm, Schnabellänge (über den Bogen) 11,3 cm.

Im allgemeinen ist der Kuttengeier ein sanfter, friedliebender Vogel und benimmt sich auch so meistens in der Gefangenschaft. Doch mit dem Alter wird er hier oft so boshaft, daß er gefährlich werden kann. An den Wärter indessen bewahrt er nach allen Beobachtungen — und er fehlt ja in keiner mittleren Menagerie — stets zuverlässige Anhänglichkeit. Er ist im Gegensatze zu dem Schmutzgeier ein ganz vornehmer Aasfresser: er hält sich vornehmlich an die Muskelteile eines Tieres, geht an die Eingeweide dagegen nur im Hunger. Brehm weist überzeugend nach, daß der Kuttengeier gelegentlich auch raubt und sich dann an jungen Ziegen, Zisel 2c. ergötzt. Ein anderes, sehr interessantes Mahl beobachtete Heuglin in Griechenland. „Ich ritt mit meinem Freunde Graf Thürrheim von Chalkis nach Theben; auf einer weiten, baumlosen Ebene bemerkten wir etwa 6 bis 8 große Raubvögel an der Ecke eines mageren, niedrigen Kornfeldes. Ich stieg vom Pferde, schlich mich bis auf einige dreißig Schritte heran und sah zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß wir Kuttengeier vor uns hatten, welche sich um den Besitz mehrerer ziemlich großer Landschildkröten stritten. Der eine hielt sich etwas bei Seite, hatte eines der Tiere zwischen den Fängen und arbeitete gewaltig mit dem mächtigen Schnabel am Rückenschild. Die Geier ergriffen endlich die Flucht und ich überzeugte mich, daß sie bereits eine der Schildkröten geöffnet und das Fleisch aus der Schale herausgefressen hatten; eine andere war zwischen den Nahten der Schildtafeln angebohrt und blutete ziemlich stark, eine dritte, ebenfalls verwundet, lag auf dem Rücken.

Die gewaltigen Horste stehen fast stets auf Bäumen. Die Gatten hängen mit inniger Anhänglichkeit aneinander. Auch der Kuttengeier pflanzt sich nur durch jährlich ein Junges fort. (Ei, Tafel 46, Figur 2.) Er ist ein kluger, ruhiger Vogel, von gemessenem Wesen, fast adlerartiger Haltung, mit feurigen, klugen Augen. Sein Flug ist wunderschön, er schwebt oft mit reißender Schnelligkeit dahin; herabstoßend, verursacht er ein starkes Brausen in der Luft.

Der Weißkopfgeier (Gänsegeier).

Vultur fulvus, leucocephalus, albicollis, orientalis und occidentalis.

Tafel 3, Figur 1.

Der in Südungarn, Siebenbürgen und auf der ganzen Balkanhalbinsel, in Spanien, auf Sardinien und Sizilien so sehr häufige Gänsegeier, der auch oft schon in Deutschland geschossen wurde und in Krain, Kärnten und dem Salzkammergute in neuerer Zeit sich mehr und mehr ansiedelt, vertritt in Europa die Gruppe Gyps, Gänsegeier, große Vögel, welche sich durch gestreckten, schlanken, verhältnis-

mäßig schwachen Schnabel und niedrige Füße, vor allem aber durch ihren langen, gänseartigen Hals von gleichmäßiger Stärke, welcher ohne Absatz an den länglichen Kopf sich anschließt und spärlich mit weißlichen, flaumartigen Borsten bedeckt ist, kennzeichnen. Bei jungen Vögeln sind alle Federn, namentlich die der Halskrause, lang; junge Gänsegeier also an ihrer langen und flatternden, alte hingegen an ihrer kurzen, zerschlissenen und haarartigen Krause mit untrüglicher Sicherheit zu erkennen. Auch hinsichtlich der Färbung findet eine mehr oder minder erhebliche Umänderung des Gefieders statt, wiederum besonders an den Federn der Krause, welche bei jungen Vögeln regelmäßig dunkelfahlbraun, bei alten aber ebenso regelmäßig weiß oder gelblichweiß gefärbt sind.

Der europäische Gänsegeier, häufig auch Weißkopfgeier genannt, erreicht eine Länge von 1,12 m, Breite von 2,56 m, Fittiglänge von 68 cm, Schwanzlänge von 30 cm. Kopf und Hals sind mit kurzem, weißem Flaum bedeckt, nackte Stellen an Kopf und Hals bleiblau, an der Halswurzel ein Büschel schmaler, zugespitzter, weißlicher Federn. Das übrige Gefieder bis auf die schwarzen Schwingen und Schwanzfedern vom blassen Rotgelb bis zum düstern, rötlichen Graubraun, mit helleren Federschäften; die Füße bläulich.

Er lebt meist gesellschaftlich und wandert nicht. Seine Standorte sind mit Vorliebe kahle, viel zerklüftete Kalkgebirge, Brehm fand ihn nur in der Fouschkagora, unter den in diesen herrlichen Waldungen brütenden Kuttengeiern, auch als Baumbrüter, sonst aber nirgends als einen den Baum liebenden Vogel. Er horstet im März und April auf Vorsprüngen und möglichst unersteiglichen Klippen. Gewöhnlich liegen die Horste einer Gesellschaft Gänsegeier nicht nahe beisammen und sie bestehen aus dürren Ästen, Reisern und Büschelmais-, Stroh- und Rohrstengeln. Das Ei ist rauhschalig, graulichweiß, mit wenigen undeutlichen, schmutzigbräunlichen Flecken ziemlich gleichmäßig bedeckt. Der penetrante, spezifische Geiergeruch hängt selbst der Schale noch lange Zeit an.

Die Geier bringen die Nacht, wenn thunlich gesellschaftlich, bis zu 20 bis 50 Stück auf kleinem Raume, auf bestimmten Stellen unter dem Rande der höchsten, meist senkrechten Felspartieen zu. Diese Standorte sind schon auf große Entfernung leicht kenntlich an ihrer durch die Exkremente der Vögel weißgetünchten Umgebung. Vor dem Winde geschützt erwartet die Gesellschaft hier die wärmenden Strahlen der Morgensonne und verläßt ihre Nachtherberge erst zwischen 8 und 10 Uhr vormittags; kreisend ziehen die Vögel dann hoch über Niederlassungen, Einöden und Wüsten hin, um nach Beute zu spähen. In Afrika sind Schakal, wilde und halbwilde Hunde, Raben und Aasgeier meist schon früher zur Stelle, weichen jedoch bei Annäherung der mutigen und kräftigen Geier in bescheidene Entfernung zurück. Diese greifen namentlich gerne die Bauchhöhle der gefallenen Tiere an, reißen ein Loch in dieselbe, stecken Kopf und Hals vollständig hinein und fressen noch innerhalb des Körpers Herz, Lunge und Leber. Dann reißen sie die Därme heraus. Wie scheußlich, unsagbar ekelhaft ein Gänsegeier nach solchem Mahle aussieht, kann man sich vorstellen! Dabei setzt es unter den bissigen Gesellen häufig Flügelschläge und Schnabelhiebe und sie stoßen zuweilen ein scharf pfeifendes Gezwitscher aus, raufen auch in manchen Fällen scheinbar auf Tod und Leben. Nach eingenommenem Mahle und Trunk geht es trägen Fluges nach den Standorten zurück, wo die Vögel in ziemlich aufrechter Stellung und mit eingezogenem Hals der Verdauung pflegen. Überrascht man sie hier unvermutet, so stehen sie mit donnerähnlichem Geräusch, wirr durcheinander fliegend, auf.

In seltenen Fällen ist der Gänsegeier in der Gefangenschaft zahm und ganz liebenswürdig geworden; fast stets aber bleibt er darin ein sich grenzenlos unglücklich fühlender, dabei höchst gefährlicher, boshafter Geselle. Lázár nennt ihn da einen tückischen, traurigen Gesellen, der mit heimtückischen Blödsinnigen eine gewisse Ähnlichkeit hat.

Seine Federn sind gesucht zur Verwendung zu Schmuckgegenständen und werden ziemlich hoch geschätzt.

Die Bussarde. Buteoninae.

Die Bussarde (auch Busaare genannt) sind plump gestaltete Raubvögel mit kurzem, von der Wurzel an gekrümmtem, seitlich zusammengedrücktem Schnabel, dickem Kopf, mittelhohen Füßen, kurzen, dicken Zehen, spitzen, aber nicht stark gekrümmten Krallen, langen, stark abgerundeten Flügeln, in denen die vierte Schwinge die längste, die dritte und fünfte aber nur wenig kürzer als diese ist; der Schwanz ist mittellang, Gefieder im allgemeinen schlaff. Und doch sind es kräftige, mutige Raubvögel, doch im Vergleich mit Adlern, Habichten und Falken wenig fluggewandt. Der Flug ist sehr schön, sanft schwebend, oft rütteln sie außerordentlich hübsch. Über dem Horste führen sie zur Liebeszeit die schönsten Flugspiele in schön gezogenen Kreisen aus. Im allgemeinen sind die Bussarde nützliche Vögel, wenn der „Mauser" auch hie und da einen halbwüchsigen Hasen schlägt.

Den Übergang von den Adlern zu den Bussarden bildet gewissermaßen die Sippe der Schlangenbussarde. In Europa haben wir eine Art, den

Schlangen- oder Natterbussard.

Circaëtus gallicus, brachydactylus, leucopsis, anguium; Buteo gallicus, Aquila brachydactyla.
(Tafel 2, Figur 5.)

Er ist von weitem kenntlich an dem leuchtend weißen Unterleib, ein Kennzeichen, das er unter den deutschen Raubvögeln nur noch mit dem Fischadler und dem weißbauchigen Mäusebussard teilt. Von beiden unterscheidet er sich aber durch seine Größe, er klaftert 1,7 m; vom Fischadler unterscheidet er sich auch durch den dicken Kopf und plumpen Leib.

Eine weitere, aber nur in der Nähe bemerkbare Eigenheit ist die bläuliche Farbe der Beine und der Schnabelhaut. Die Augen des Schlangenbussard sind größer als bei allen Tagraubvögeln, die Iris schön gelb und die Pupille sehr klein. Im höhern Alter ist er ein wirklich schöner Vogel. Die Stirn ist breiter weiß; Kopf und Hals auf weißem Grunde mit sehr schmalen, blaß rötlichbraunen Schaftstrichen, die am Kopfe etwas breiter und heller werden, der übrige Unterrumpf bis an den Schwanz, desgleichen die Unterflügeldeckfedern rein weiß, nur an den Hosen noch viele Federschäfte braun; die obern Teile tiefbraun. Die Länge ist 65,5 cm, Flugbreite 165—170 cm, Schwanzlänge 27,5 cm, Schnabellänge im Bogen 5,4 cm, Höhe des Laufs 10 cm.

Der Schlangenbussard kommt in Deutschland allerwärts in größeren Waldungen, aber überall selten, als Brutvogel vor. Häufig ist er dagegen im Süden und Westen Europas. Er ist, wie sein Name sagt, Reptilienfresser, in seinem Magen findet man stets Schlangen, Eidechsen oder Frösche. In Nordostafrika und Arabien ist er im Frühjahr und Herbst ein ziemlich häufiger Raubvogel. Er überwintert aber am weißen Nil und in Kordofan, wohl auch in Abessynien. In Ägypten erscheint er zu Ende Februar und bleibt oft bis April, dann kommt er wieder im Oktober. Gern hält er sich dort an der Grenze des Kultur-Landes und der Wüste.

Adlermäßig ist das Wesen des Schlangenbussards nicht im geringsten. Brehm sagt von ihm: „er ist ein ruhiger, fauler, grilliger und zänkischer Vogel." Am Horst ist er scheu und vorsichtig. Im Fluge rüttelt er oft wie der Bussard. Seine Jagd treibt er sehr gemächlich, in langsamen, kreisenden Schwebeflug oder zu Fuß. Seine Beute greift er stets mit einem der Fänge. Er ist ganz unglaublich futterneidisch und balgt sich mit jedem Herrn Bruder leidenschaftlich herum, sowie er diesen im Besitze einer Beute sieht. Von hohem Interesse ist, was Mechlenburg an Lenz über die Schlangenjagd des Circaetus schreibt: „Mein jung aufgezogener Schlangenadler stürzt sich blitzschnell auf jede Schlange, sie mag so groß und wütend sein als sie will, packt sie dicht hinter dem Kopfe mit dem einen Fuße und gewöhnlich mit dem anderen Fange weiter hinten, unter lautem Geschrei und Flügelschlägen; mit dem Schnabel beißt er dicht hinter dem Kopfe die Sehnen und Bänder durch, und das Tier liegt widerstandslos in seinen Fängen. Nach einigen Minuten beginnt er das Verschlingen, indem er die sich noch stark windende Schlange, den Kopf voran, verschluckt und bei jedem Schluck ihr das Rückgrat zerbeißt. Er hat in einem Vormittage binnen wenigen Stunden drei große Schlangen verzehrt, worunter eine über einen Meter lange und sehr dicke. Nie zerreißt er eine Schlange, um sie stückweise zu verschlingen. Die Schuppen speit er späterhin in Ballen aus. Schlangen zieht er jedem anderen Nahrungs-

mittel vor. Zu gleicher Zeit habe ich ihm lebende Schlangen, Ratten, Vögel und Frösche gebracht; doch fuhr er, die ihm näher befindlichen Tiere nicht berücksichtigend, auf die Schlangen los." Diesen Vogel ließ Mechlenburg später von einer Kreuzotter in den Kopf beißen, der gesunde, kräftige Bussard starb nach dreitägigem Todeskampfe! Sein Schutz gegen Giftschlangen besteht also lediglich in seiner Geschicklichkeit und seinem dichten Gefieder.

Der Ruf des Schlangenbussard ist dem des Mauser sehr ähnlich: „h i i h i i", er klingt angenehm, oft auch wie „b l i, b l i". Der Horst steht in Wäldern hoch oben auf Nadelbäumen, seltener Laubbäumen. Er ist in Deutschland ein seltenes Vorkommnis und seine Horste sollten sorgfältigst geschont werden! Man findet darin — Mitte Mai — stets nur e i n Ei, auffallend groß, oval, wenig zugespitzt, glanzlos, von Farbe weiß mit blaugrünlichem Striche, ungefleckt, dem des Seeadlers ganz ungemein ähnlich. Eigröße 74 × 59 mm.

Der Mäusebussard.

Buteo vulgaris, albidus, cinereus, fasciatus, mutans und murum.

(Tafel 4, Figur 3 und 4.)

Das Volk nennt den allgemein bekannten Raubvogel kurzweg Mauser, auch mit den Namen Rüttelweih, Mäusehabicht oder Mäusefalk wird er vielfach bezeichnet.

Er ist das Urbild der Familie der Bussarde, gekennzeichnet durch die etwas aufgetriebene, gelbe Wachshaut, die nackten Füße, die birnförmigen, nach vorn verschmälerten Nasenlöcher. Die Iris ist braun oder grau, die Schäfte der Schwung- und Schwanzfedern weiß, Flügelspitzen nahe an das Schwanzende reichend, Schwanz wenig abgerundet, fast gerade, mit zwölf dunklen Querbinden. Der Schnabel ist schwärzlich, die schwarzen Krallen ziemlich groß, scharf, aber nicht sehr gekrümmt. Das Weibchen ist etwas größer. — Das D u n e n k l e i d ist sehr verschieden gefärbt, je nach der späteren hellern oder dunklern Färbung des Alterkleides: rein weiß, lichtgrau weiß oder aschgrau. Die Färbung des Mäusebussards zu beschreiben ist wegen ihrer großen Veränderlichkeit ganz unthunlich; gelegentlich ist sie fast weiß und alsdann ist das Auge grau, oder sie durchläuft bis zum Dunkelbraun alle Schattierungen; kein Individuum gleicht dem andern, auch giebt es — außer der Größe — keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder Alt und Jung; die gewöhnliche Färbung ist braun oder grau, in den Flanken mit helleren, quergebänderten Flecken; der Schwanz, an der Wurzel weißlich, mit meist 12 wellenförmigen, dunkelbraunen Querbinden, welche Zeichnung die häufigste, aber nicht stetig ist. Die Länge des Mausers ist 52,5—55 cm, Flugbreite 128—138 cm, Schnabel im Bogen 3,3 cm, Schwanz 21,5 cm, Lauf 7 cm.

Unser Bussard bewohnt die gemäßigte Zone und geht über den 60. Grad n. B. nicht hinaus; bei uns ist er Strich- und Standvogel, d. h. die bei uns horstenden rücken vor den Zuzüglern aus dem Norden südlicher oder westlicher, und von letzteren bleiben auch wohl einige bei uns. Er ist zwar Waldvogel, doch ausschließlich nur zur Brutzeit, und ist auch während dieser immer mehr an Waldrändern als im Innern anzutreffen; nachher treibt er sich mehr auf den Feldern umher, übernachtet aber stets auf höheren Waldbäumen, auf einem mittleren Ast am Stamm.

Im März kündigt er durch sein häufiges, wie „h i—ä—h i—ä" klingendes Schreien die Paarungszeit an, bezieht den alten Horst, bessert ihn aus, trägt grüne Reiser ein oder baut einen neuen aus Reisern, Wurzeln, Zweigen, Moos, Federn, Wolle u. s. w. in der Nähe des Stammes oder auf einer Astgabel und belegt ihn mit drei sehr verschieden gefärbten Eiern, deren Grundton ein trübes, grünliches Weiß ist, auf dem braune, violette, graue, scharfe oder wolkig verschwommene Flecke, oft kranzweise zusammengedrängt, zahlreich vorhanden sind; auch fast ganz einfarbig grauweiße giebt es (Abb. Tafel 46, Fig. 3). — In drei Wochen fallen die Jungen aus und werden von den Alten mit allerlei kleinen Tieren, Mäusen, Heuschrecken, Schlangen, Engerlingen, Käfern u. a. gefüttert; auch junge Hasen hat man im Horst gefunden.

Sind die Jungen flügge, so werden sie von den Alten noch einige Zeit unterstützt und zerstreuen sich nachher in die Nachbarschaft, auf Felder und Wiesen, wo ihnen die meiste Nahrung geboten ist.

Die Ansichten über die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Bussards sind seit Jahren mit großer Heftigkeit ausgesprochen und verteidigt worden, wobei folgendes zu denken giebt: die ganze ältere Jägerei, vertreten durch die hervorragendsten Jagdschriftsteller, sowie die sämtlichen Ornithologen von früher und jetzt halten den Bussard für entschieden nützlich; dagegen macht ein großer Teil unserer jetzigen Jägerwelt ihn zum durchaus schädlichen, zu vertilgenden Vogel. — Dürfte man gewiß sein, daß alle, die sich ein Urteil gestatten, den Bussard wirklich kennen, so würde man diesen Aussagen mehr Gewicht beilegen können; wenn man aber hört und liest, wie solche „Beobachter" dem Bussard sogar die Fähigkeit, eine Maus zu fangen, absprechen und ähnliche Urteile ausrufen, so wird man kühl dagegen. Daß der Bussard gelegentlich schädlich werden kann, liegt außer Zweifel, dort beseitige man ihn; es wäre niemanden zu raten, ihn bei Fasanerien, Hasen- oder Kaninchenzuchtgehegen oder wo man besondere Mühen und Kosten hat, um ein Jagdgehege aufzubringen, zu dulden, namentlich nicht zur Horstzeit; unbedingt aber seine Vertilgung anzustreben und ihn zum bloßen Schießobjekt zu machen, ist ungerechtfertigt. v. Riesenthal sagt: „Jedes Tier hat seine berechtigte Existenz, so lange es dem Gemeinwohl entschieden Nutzen schafft, selbst wenn es sich in einzelnen Fällen an Gegenständen vergreift, welche dem Menschen nützlich oder angenehm sind; ein solches Tier verdient in erster Reihe Schonung, wobei seine Beseitigung in bestimmten Fällen nicht ausgeschlossen zu sein braucht" — das paßt genau auf den Bussard.

Im Winter ist der Mauser manchmal toll vor Hunger. Dr. Liebe berichtet, daß sich in solchem Falle ein Bussard auf einen Zugochsen stürzte und sich auf dessen Rücken so verkrallte, daß er mit dem Peitschenstocke vom Bauer erschlagen wurde. Die vielen Fälle, welche von Meyerink beobachtet und beschrieben, in denen der Bussard Rehe angriff, werden eben auch auf wahnsinnigen Hunger zurückzuführen sein. Unter erschöpften Rebhühnern mag er in solchem Falle böse aufräumen: darum wird niemand etwas einwenden, wenn unsere Jäger den Bussard im Winter nötigen Falles abschießen, vertilgen sie hiebei ja doch fast ausschließlich ungebetene Gäste aus dem Norden.

Der Rauhfußbussard (auch Rauchfußbussard).

Archibuteo lagopus, pennatus, alticeps; Buteo lagopus.

(Tafel 4, Figur 5 und 6.)

Der Rauhfußbussard ist ein hochnordischer Vogel. Seine Fußwurzeln sind bis auf die Zehen herab befiedert, hinten am Lauf ist ein nackter, geschildeter Streif, der sogleich sichtbar wird, wenn man die Befiederung auseinander biegt; die Zehen und die Wachshaut sind gelb, der Rumpf auf weißem Grunde braungefleckt, an der Unterbrust ein großes, dunkles Schild; der Schwanz weiß, gegen das Ende hin mit einer dunklen Binde, bei ältern Vögeln mit mehreren Binden; unter dem Flügel vorn am Daumengelenk ein großer, dunkelbrauner Fleck. Bei sehr alten Vögeln sind Kehle, Gurgel und Seiten des Kopfes oft ganz schwarz, nur sparsam weißlich gestreift, der Nacken schön rostgelb angeflogen; der Bauch und die langen Afterfedern sind weiß. Im Ganzen sind die hellen Farben bei alten Vögeln nicht so auffallend als bei jungen. Alles dies aber mit sehr vielen Abänderungen. — Die Befiederung der Füße ist gelblichweiß, klein braun gefleckt, die Krallen schwarz; der Schnabel bläulich hornfarben; das Auge schön nußbraun. — Die Weibchen haben weniger weiß. Länge 52—55 cm, Flugbreite 140 cm, Schwanz 20 cm, Schnabel im Bogen 4 cm, Lauf 7,4 cm.

Der Rauhfußbussard ist ein Vogel der Tundra, die er sehr bevölkert. Seine Lieblingsnahrung, auf lange Zeit oft die einzige und ausschließliche Nahrung, bilden die Lemminge; das millionenweise Vorkommen dieser kleinen Nager macht ihm seinen sommerlichen Nahrungserwerb sehr leicht. Er ist sodann nicht selten in Norwegen, dem nördlichen Schottland, und auch im hohen Norden Amerikas.

Der schwere, lange Winter seiner Heimat zwingt ihn zu ausgedehnten Wanderungen nach südlicheren Ländern. Er ist im Spätherbst und Winter ein sehr häufig gesehener Vogel im Norden unseres deutschen Vaterlandes und kommt häufig bis Thüringen herab, seltener bis Süddeutschland. Häufig hat er auch schon in Deutschland gebrütet, dann stets auf hohen Bäumen. So lange die Mäuse häufig sind, hält sich der Rauhfußbussard noch viel ausschließlicher an diese wie der Mauser, beginnen sie aber zu fehlen, so schlägt auch er Rebhühner, Fasanen und halbwüchsige Hasen. Sehr anziehend schildert

auf Grund eigener Beobachtungen Brehm das Leben des Rauhfußbussards in der menschenleeren Tundra, wir entnehmen dieser Schilderung die Angaben über den Horstbau: „Wenn man die Tundra durchreist, wird man sicherlich im Laufe der ersten Wanderstunden, mindestens Wandertage ein Rauhfußpaar bemerken, entweder hoch am Himmel kreisend oder nach Bussardart niedrig über dem Boden schwebend, von Zeit zu Zeit rüttelnd, ein Stück weiterfliegend und wiederum sich feststellend, um einen Lemming ausfindig zu machen. Betritt man die Tundra in den letzten Tagen des Juli, so wird ein solcher Vogel nicht verfehlen, sobald er den Menschen gewahrt, auf ihn zuzufliegen und ihm unter lautem Geschrei seine Angst, daß derselbe den Horst suchen möge, kundzugeben. Um diese Zeit nämlich sind aus den 4—5 Eiern, welche von denen unseres Bussards kaum sich unterscheiden lassen, bereits die Jungen ausgeschlüpft und sitzen im wolligen Dunenkleide, die Alten erwartend, auf dem Horste. Letzterer steht aber in der Tundra nur höchst selten auf einer Stelle, welche nicht ohne weitere Anstrengung erreicht werden könnte. Zwar verfehlt auch der Rauhfußbussard nie, Bäume oder passende Felsennischen zu verwenden, ist aber auf weite Strecken hin hierzu gar nicht im stande, weil es an vielen Stellen seines eigenartigen Brutgebietes wohl hinreichende Nahrung, nicht aber Bäume oder Felsen giebt, sieht sich daher genötigt, seinen Horst auf dem Boden selbst anzulegen. Abweichend von dem Wanderfalken wählt er hierzu nicht solche Stellen, welche an Abhänge grenzen, sondern regelmäßig die Spitze eines Hügels, gleichviel ob derselbe 30—50 oder nur 2—3 m über die durchschnittliche Höhe der Ebene sich erhebt. Abgesehen von dem für einen Bussard sicherlich auffallenden Standorte, zeichnet sich der Horst, welcher in waldigen Gegenden von dem unseres Mausers kaum abweicht, in der Tundra noch dadurch aus, daß ausschließlich dünne, gebrechliche Zweige zu seinem Aufbau verwendet werden: kostet es doch unserem Rauhfußbussarde Mühe genug, selbst diese herbeizuschaffen.“ Über das Benehmen der Jungen schreibt Brehm sehr interessant: „Findet man den Horst rechtzeitig auf, so kann man, mit dem Fernglase vor dem Auge weiter und weiter schreitend, das Treiben der Jungen trefflich beobachten. Harmlos, wie üblich die Köpfe nach innen gerichtet, sitzen sie in verschiedenen Stellungen nebeneinander. Der eine lagert, den Hals ausgestreckt und den Kopf auf den Boden der Horstmulde gelegt, behaglich, halbgeschlossenen Auges, träumend oder schlummernd; der andere hockt auf den Fußwurzeln und nestelt sich mit dem Schnabel im daunigen Gefieder; der dritte versucht, die stummelhaften Fittige zu bewegen, als ob er fliegen wollte; der vierte sträubt ärgerlich das Kopfgefieder, auf welchem mehr als ein Dutzend blutgieriger Mücken sitzen; der fünfte kauert halb in sich zusammengesunken, zwischen den übrigen. Nun stößt plötzlich der Alte, auf dessen ängstliches Rufen die gesamte junge Schar bisher noch nicht geachtet, tief herab und streicht eiligen Fluges schwebend unmittelbar über den Horst dahin: und augenblicklich ducken sich alle Jungen zu Boden nieder und verharren regungslos in der Stellung, welche sie infolgedessen erlangten. Der eine, welcher seine Flügel zu bewegen versuchte, wurde durch den, welcher den Mücken zürnte, über den Haufen geworfen und liegt jetzt schief auf dem Rücken, den einen geöffneten Fang dicht an den Leib angezogen, den anderen, halb geschlossen, weit von sich gestreckt, ohne irgend eine Bewegung zu wagen, ohne durch mehr als ein Zucken seines Auges und das Heben und Senken der atmenden Brust zu verraten, daß noch Leben in ihm sei. So bildsäulenhaft verfahren die Jungen, so lange man am Neste sich aufhält. Man kann sie zeichnen, ohne befürchten zu müssen, daß einer derselben die Stellung verändere; man darf sie aus dem Neste heben und wieder zurücklegen: sie werden sich stets gebahren, als ob sie leblos seien, und diejenige Stellung getreulich beibehalten, welche man ihnen zu geben für gut befunden.“

In der Gefangenschaft wird der Rauhfußbussard gleichwie sein Vetter, der Mauser, sehr zahm und beide zählen da zu den liebenswürdigsten Vertretern der Raubvogelwelt. Sie sind dabei sehr anspruchslos in Beziehung auf Futter, verlangen aber viel und frisches Wasser. Außer Mäusen sollte man ihnen nie lebende Tiere vorwerfen, sie quälen dieselben ganz abscheulich. Mit den Mäusen sind sie gleich fertig. Sonst fressen sie rohes und gekochtes Fleisch, Semmel in Milch und sogar gekochte Kartoffeln.

Die Milane. Milvus.

Die Milane oder Gabelweihen sind Vögel der Alten Welt, von etwa zehn Arten hat Europa zwei. Sie sind stattliche, große Vögel, doch schwach und feig, gekennzeichnet durch kurze, schwache, kurzzehige Füße, einen langen, mehr oder weniger gegabelten Schwanz, schmal zugespitzte Federn und lange, ziemlich zugespitzte Flügel. Der Schnabel ist mäßig groß, nicht gleich von der Wurzel an gebogen, in einen großen Haken endigend, sehr stumpf gezahnt. Die Horste der Milane stehen immer im Wald auf hohen Bäumen und sind wohl kaum von einander zu unterscheiden, wenn sie nicht belegt sind. Unsere beiden Milane jagen nicht im Wald, sondern im offenen Land. Beide lieben sie Fische. Das Niederlassen auf Bäume sowohl, wie besonders auf den Boden wird ihnen durch die langen Schwingen sehr erschwert.

Der rote Milan.

Milvus regalis, ictinus, ruber und vulgaris, Falco milvus.

(Tafel 5, Figur 3.)

Mindestens ebenso bekannt ist er unter den Namen Königs- oder Gabelweih, Rötelgeier. Man braucht ihn nur zu sehen, um sofort sicher zu sein, daß die Familie der Milane nicht unter die Familie der Weihen gesteckt werden kann.

Er ist ein sehr schöner Vogel, wenn auch ein recht unedler Räuber. Seine Hauptfarbe ist rostfarben, der große, stark gegabelte Schwanz rostrot, unvollkommen dunkelbraun bebändert, die Binden am Schaft nach der Schwanzwurzel schräg gerichtet, die äußeren Federn desselben über 6 cm länger als die mittelsten; die Fußwurzeln halb befiedert und gelb. Der Schnabel ist bläulich; Wachshaut, Mundwinkel und Füße sind gelb; die Iris silberfarben. Er ist einer unserer stattlichsten Raubvögel. Die Länge 65—72 cm, Flugbreite 150 cm, Schwanzlänge 38 cm, Schnabel 4 cm, Lauf 3 cm. Die Weibchen sind etwas größer. Bei jungen Vögeln sind alle Farben lichter und trüber als beschrieben.

Die Heimat unseres Milan ist von Südschweden und Sibirien bis Spanien, selten aber verfliegt er sich nach Nordafrika.

Der rote Milan ist ein außerordentlich kluger Vogel, der mit ganz überraschend schnellem und sicherem Urteil sich überall zurecht findet, den Landmann genau vom Jäger unterscheidet, bei aller ganz widerlichen Feigheit da, wo keine Gefahr droht, unglaublich frech ist, jeder Gefahr aber von weitem ausweicht. Er ist eine richtige schlaue Diebsnatur und entspricht also in nichts der Bezeichnung „Königsweih", es sei denn in seinem sehr schönen, schwimmenden Fluge. Der Milan ist mit größtem Unrecht als der Jagd schädlicher Vogel verschrieen; er kann durch seine Schmarotzereien, durch sein Stoßen auf verendendes, angeschossenes Kleinwild Ärger bereiten, aber die Sünden, welche ihm angedichtet werden, zu vollführen, dazu ist er viel zu feig: er greift gewiß keinen gesunden Hasen an, weder Tauben noch Hühner fürchten ihn. Kleine Säugetiere, insbesondere Mäuse, noch nicht flugfähige Vögel, Eidechsen, Schlangen, Frösche und Kröten, Heuschrecken, Käfer und Regenwürmer bilden die Nahrung des Vogels, den Schiller mit Überschreitung jeder poetischen Licenz „König der Lüfte" genannt hat. Wo die Mäuseplage auftritt, ist der Milan ein wahrer Segen. Nicht kann geleugnet werden, daß er mit großer Frechheit junge Hühnchen und kleine Gänschen stiehlt. Mit großer Vorliebe geht er an Aas. Sein „Fischfang" ist ohne Bedeutung.

In Deutschland ist der Milan noch Zugvogel. Er kommt im März und zieht im Oktober. Bald nach seiner Ankunft schreitet er zur Fortpflanzung. Sein auf hohen Bäumen stehender Horst zeichnet sich dadurch aus, daß er ihn stets mit Lumpen, Fetzen und Papier — je schmutziger, je besser — auszukleiden pflegt. Er ist im übrigen dem des Bussard sehr ähnlich. Die Eier, 2—3 an der Zahl, messen 58 × 45 mm, sind denen des Mausers sehr ähnlich, feinkörnig, ohne Glanz, der Grund ist weiß, mit schwach grünlicher Neigung, die Schalenflecken sind lehmbräunlich mit grobem Gekritzel, Punkten und Spritzern von einem dunklen Rotbraun. Das Weibchen sitzt nahezu vier Wochen sehr fest, die Jungen werden zärtlichst gepflegt.

Nur in einem Falle vergißt der Milan alle Feigheit und alle Vorsicht: bei dem Anblicke des Uhu. Er stößt blindwütend auf die starke, wehrhafte, große Eule und ist darum, wo immer er vorkommt, bei der Aufhütte sicher zu erlegen.

In der Gefangenschaft ist der Milan ein sehr liebenswürdiger, sehr kluger und bald sehr zahmer Gast. Frisch gefangen stellt er sich in der merkwürdigsten und beharrlichsten Weise tot, läßt sich hin und herwerfen, ohne die Lage eines Fußes, eines Flügels oder des Kopfes zu ändern; doch bald erkennt er, daß diese trefflich durchgeführte List ihm nichts hilft und er unterläßt sie, sehr zum Leidwesen des Besitzers, dem dieses ganz merkwürdige Spiel gewißlich viel Spaß machte. Doch ersetzt der Milan dieses Unterlassen einigermaßen durch ein höchst komisches Begrüßungsgeschrei, sobald er seinen wirklich geliebten Pfleger erblickt. Er ist sehr verträglich und leicht mit Fleischabfällen, Fröschen, toten Spatzen, Mäusen zu erhalten. Auch gewöhnt er sich zuverlässig ein- und auszufliegen, stiftet aber dann viel Unfug an.

Der schwarze Milan.

Milvus ater, migrans, niger, Hydroictinia atra.

(Tafel 5, Figur 4.)

Waldgeier, Wassermilan, schwarzbrauner Milan, braune Gabelweihe sind seine Bezeichnungen. Kopf, Kehle und Hals sind schmutzigweiß, der Unterleib ist rostbraun mit schwarzen Schaftflecken, der Oberleib ist schwarzbraun; der nur angedeutet gabelförmige Schwanz ist braun, mit 9—12 schmalen Bändern. Der Schnabel ist schwarz, Wachshaut und Augenkreise sind gelb; die Augensterne blaugrün; die Füße sind klein, fast schwächlich, von Farbe orangegelb. Das Männchen ist 55 cm lang, mit 140 cm Flügelbreite, das Weibchen 60—63 cm lang, mit 145—150 cm Flügelbreite. Ein Flügel mißt 46—50 cm, Schwanzlänge ist 27 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufes 5,4 cm. Außer der Größe unterscheidet sich das Weibchen dadurch, daß es oben dunkler und unten rostbrauner ist. Der junge Vogel ist am Leib dunkelbraun, etwas ins rötliche, auf dem Rücken etwas dunkler mit hellen Federrändern, am Kopf und Hals mit rostgelben Streifen längs den dunkelbraunen Schäften; die Füße sind heller gelb, die Augen sind braun.

Im Wesen ist er dem roten Milan sehr ähnlich, in der Nahrung unterscheidet er sich dadurch, daß er sehr gerne Fische frißt. Sein ganzes Wesen hängt darum mit dem Wasser zusammen, weitausgedehnte Wasserflächen sind seine liebsten Jagdgebiete. Dabei ist der Milan durchaus nicht ein so besonders geschickter Fischer, versteht es aber ganz meisterhaft, allen Fischräubern, insbesondere dem Fischadler, ihre Beute abzuschmarotzen. Mit allem Wassergeflügel hält er innige Freundschaft. Doch liebt er die Jungen der zahmen Enten, wie die Küchlein der Hennen leidenschaftlich, ist in ihrer Erbeutung noch viel frecher wie der rote Milan und wird darum auch die Jungen der Wildenten nicht verschonen. Wenn die Reiher horsten, ist des schwarzbraunen Milan hohe Zeit, da sammelt der faule Geselle die Fische und Fischreste unter ihren Horsten und braucht nicht selbst mühsam zu jagen, wovon er ein abgesagter Feind ist. Er ist noch feiger als der rote Milan und stößt nicht einmal auf den Uhu, obwohl er ihn bitter haßt.

Wunderschön ist sein Flug und sind seine Flugspiele. Viertelstundenlang gaukelt er über dem Wasserspiegel größerer Ströme. Kronprinz Rudolf von Österreich schreibt hierüber: „Erst im Frühjahre zur Paarungszeit gewinnt man die richtige Vorstellung seiner Flugkünste. Angeregt durch das Hochgefühl der Liebe, steigt das Paar hoch in die Lüfte und kreist. Plötzlich läßt sich der eine oder der andere mit schlaff hängenden Flügeln bis knapp über die Wasserfläche fallen, zieht dann pfeilschnell in krummen Linien eine kurze Strecke dahin, fliegt rasch wieder umgekehrt, rüttelt wie der Turmfalk und führt die wunderbarsten Bewegungen nach allen Richtungen aus."

Horst und Eier stimmen mit jenen des roten Milan völlig überein, nur sind die Eier bedeutend kleiner. Auch die Zugzeit ist die gleiche, doch fliegt der schwarze Milan regelmäßig nach Afrika, wo auch sein nächstverwandter Vetter, der „Schmarotzer-Milan" (Milvus parasiticus) in zahlreichen Exemplaren haust und stiehlt. In Deutschland ist der schwarze Milan nicht häufig, hier fehlen ihm die Wasserläufe und Sumpfseen, wie er sie wünscht. Ungemein zahlreich ist er dagegen in den Donauniederungen. Dr. Gustav Jäger erhielt im Wiener Tiergarten so enorm viele schwarze Milans, daß er sie meist tötete und den andern Raubvögeln zum Fraß vorwarf. In der Gefangenschaft entspricht sein Sein und Wesen völlig dem des roten Milan.

Die Habichte. Astur.

Eine natürliche Gruppe bilden Habicht und Sperber, die zwei wildesten Räuber, die man deshalb unter dem Gattungsnamen Astur zusammenfaßt. Sie haben unter allen Tagraubvögeln die kürzesten Flügel und die längsten Beine, an denen auch wieder die Zehen, namentlich die Mittelzehe, ungemein lang sind. Auch die Krallen sind groß, stark gekrümmt und nadelspitz. Die Zehen haben auf der Sohle und an den Gelenken zapfenartige Ballen. Die Habichte sind wegen ihrer schrankenlosen Mordgier wirklich hassenswerte Geschöpfe von ganz enormer Schädlichkeit. Ihrer Vertilgung mit was immer für Mitteln muß das Wort geredet werden, sie sind die ärgste Geisel aller Tiere, die nur etwas schwächer als sie selbst sind, die größte Plage des Geflügelzüchters und Forstmannes, zehnten den Bestand unserer Singvogelwelt. Sie sind nicht „Raubritter", sondern gemeine Mörder, Geschöpfe, deren ganzes Dichten und Trachten, deren ganzer Lebenszweck nur Mord ist. Die stärkeren Nestjungen fressen, sowie sie Hunger haben, die jüngeren Geschwister auf, das Weibchen außer der Brutzeit das schwächere Männchen, die Eltern die eigenen Jungen, sowie diese flügge; die Jungen die Eltern, sowie diese durch Alter oder Entbehrung geschwächt sind! Ganz ungemein klug und schlau in ihrem Wesen und ihrer Jagd, vergessen sie bei gewecktem Blutdurst doch alle und jede Vorsicht und werden durch Hunger förmlich rasend: sie stürzen sich dann durch geschlossene Fenster in das Zimmer, greifen ganz unverhältnismäßig starke Tiere wütend an, so zwar, daß man von Mut nicht mehr sprechen, sondern ihr Beginnen als Raserei bezeichnen muß.

Sie jagen nicht nach Art der anderen Raubvögel, indem sie, hoch in den Lüften kreisend, nach Beute spähen, sondern sie streichen mit großer List wie Strolche, als die flinksten aller Raubvögel, raschen, niederen Fluges um Hecken, Zäune, durch die Gefilde und stoßen blitzschnell, stets überraschend auf ihr Opfer. Ihre Fluggewandtheit in jähen Schwenkungen wird wesentlich noch dadurch erhöht, daß sie ihren Schwanz wie um eine Achse zu drehen vermögen.

Der Sperber.

Astur nisus, Nisus communis, fringillarius, elegans, Falco nisus, Accipiter nisus.

(Tafel 5, Figur 7—10.)

Er heißt auch Finkenhabicht, Sperlingsstößer, Sprinz und Schmirn. Der kleine Strolch ist unstreitbar ein hocheleganter Vogel, dem man erst gram wird, unerbittlich feind wird, wenn man sein schandvolles Thun und Treiben beobachtet hat.

Das alte Männchen ist oben graublau, am Oberleibe immer mehr aschblau als das Weibchen, im Nacken deutlich oder undeutlich weiß gefleckt, unten weiß mit feinen braunen oder rostfarbenen Wellenlinien; Augenbraunen, Zügel und Kehle weißlich, braun oder rostbraun geschmitzt; der Schwanz ist am Ende gerade und hat fünf schwärzliche Querbinden. Der Schnabel ist hornblau; die Wachshaut, das Augenlidrändchen und die Füße sind gelb; die Krallen schwarz, die Iris goldgelb. Das Weibchen ist 5—7 cm größer als das Männchen, an den Gliedern größer und vollkommener, so daß man es für einen ganz anderen Vogel halten könnte, wenn man sie nicht auf den Nestern beisammen sähe. Auch stehen, wie beim Männchen, im Nacken einige vertuschte weiße Fleckchen. Im Alter ist es dem Männchen ziemlich ähnlich, nur mit bräunlichen Wangen, auch nie so schön und fein am Unterkörper gewellt als das Männchen; es sieht aber zuweilen einem männlichen Hühnerhabicht auffallend ähnlich. Bei jüngeren Weibchen ist die Oberseite mehr bräunlichgrau, die untere Seite schmutziger und gröber gebändert. Die jungen Vögel sind ganz anders; von oben graubraun, rostfarben gebändert, unten weiß, an der Kehle braun in die Länge, am Hals, am Bauch und an den Schenkeln in die Quere gefleckt. Überhaupt sind alte und junge Sperber

— von unten gesehen — mit Einschluß der großen und kleinen Flügelfedern sehr zierlich in die Quere gefleckt, und je nach Größe der Federn mit mehreren Querflecken an einer Feder. Unter ihnen sind die Weibchen wie gewöhnlich größer, etwas brauner, auch weniger rötlich als die Männchen. Es fällt bei dem Sperber eine große Veränderlichkeit des Gefieders auf, teils durch Alter und Geschlecht, teils durch klimatische Einflüsse veranlaßt. Er findet sich etwa in folgenden Farbentönen: von oben hellbraun bis zum dunkelsten Schwarzbraun mit aschbläulichem Anflug, von unten weiß bis in das lebhaft Roströtliche in allen Schattierungen; die Querbinden sind dunkelbräunlich, bräunlich, rostgelblich, roströtlich; meistens sind die Binden fein gewellt, selten grob. Die Länge des Männchens 31 cm, Flugbreite 60 cm, Schwanz 14,5 cm. Schnabel im Bogen 1,6 cm, Lauf 5,4 cm; Länge des Weibchens 36—40 cm, Flugbreite 74—76 cm, Schwanz 19 cm, Schnabel im Bogen 2 cm, Lauf 6 cm.

Der Sperber legt seinen Horst mit Vorliebe in möglichst dicht stehendem Stangenholz an, besonders solchem von Fichten, Tannen oder Kiefern. Der Horst wird fast stets selbst gebaut, sehr sorgfältig und hübsch, mit frischen grünen Reisern geziert und bis zu sieben Eier finden sich in demselben. Die Eier zeigen auf kalk- oder grünlichweißem Grunde violettgraue Schalenflecken, blasses, gelbliches Rostbraun und dunkles Leberbraun, gefleckt und bespritzt. Die Größe ist etwa 39 × 32 mm.

Der Sperber ist Erwürger der ganzen kleinen Vogelwelt, seine erklärte Lieblingsnahrung sind aber die Ammern, Finken und Sperlinge. Was der kleine, kaum über Taubengröße aufweisende Tollkopf aber in seiner Mordwut leistet, geht in das Unglaubliche. Er greift Hasen an, die sich seiner durch Wälzen erwehren, aber stets schmerzhafte Denkzettel davontragen; Krähen, die ihn stören, überfällt er mit wahrer Berserkerwut und verletzt sie häufig tödlich; Naumann hat ihn beobachtet, wie er einen Fischreiher überfiel, ihn am Halse packte und mit dem aus Leibeskräften schreienden großen Vogel zur Erde stürzte; Naumanns voreiliges Dazuspringen endete den ungleichen Kampf, in dem wahrscheinlich der kleine Mörder gesiegt hätte. Tauben und Rebhühner überwältigt er stets, Küchlein raubt er vor den Füßen des Menschen weg. Wegen der unglaublichen Kraft, mit der er Beute trägt, die größer und schwerer ist als er selbst, gab ihm Linné den Namen Nisus. Im Hunger frißt er Mäuse, Käfer, Eidechsen, lieber noch junge Eichhörnchen. Stets kommt er wie ein richtiger Dieb und Strolch gänzlich unvermutet aus dem Hinterhalte, fährt wie der Blitz zu und ist mit Gedankenschnelle mit der Beute entschwunden. Mit fabelhafter Schlauheit kundschaftet er die Sammel- und Futterplätze seiner Schlachtopfer aus, schleicht sich, hart an Gesträuchen, Zäunen oder Gebäuden dahinfliegend, ungesehen an, schwingt sich urplötzlich in die Höhe und ist mit Gedankenschnelle inmitten der Ahnungslosen, oft gleich zwei Opfer erhaschend. Die Furcht seiner Opfer vor ihm ist auch eine ganz grenzenlose. Die geistesgegenwärtigen Sperlinge entgehen ihm so manchmal, indem sie mit höchster Hast in eine nahe Dornhecke stürzen oder in ein Mausloch sich verkriechen. Erfahrene Tauben wissen ihm oftmals durch gewandte Flugkünste zu entwischen. Der Haushahn, die Gluckhenne setzen sich entschlossen zur Wehr, was oftmals hilft. Finken jagen pfeilgeschwinden Fluges um einen Baumstamm, so hart am Stamm, daß der Mörder einen größeren Kreis beschreiben muß, und benützen dann die erste Gelegenheit, sich in rettendes Gebüsch zu werfen. So groß ist die verzweifelte Todesangst der armen gejagten Opfer, daß sie sich in den Schoß des Menschen flüchten. Andererseits ist die Mordwut des Sperbers so blind, daß er öfters — viel häufiger noch der Habicht — schon Fensterscheiben durchstieß und sich dann noch auf den Vogelbauer stürzte. In Starnberg (am Würmsee) prallte so ein Sperber in eine Stube mit Harzer Kanarien und griff, obwohl stark blutend und obwohl der Züchter in der Stube stand, gerade den wertvollsten Hahn. Der Züchter, ein pensionierter Beamter und nervenkranker Herr, schlug den frechen Räuber buchstäblich zu Brei, aber der Kanarienhahn war und blieb tot. Frisch gefangene Sperber, mit zusammengebundenen Flügeln, fallen doch sofort über gefangene Vögel her.

Man kann sich denken, was für unangenehme Gäste gefangene Sperber sind. Früher oder später stoßen sie sich den Schädel ein, dann wollen sie nichts fressen als lebende Vögelchen, gehen erst im äußersten Hunger an Pferdefleisch, halten aber nicht lange dabei aus. In frühester Jugend aus dem Neste genommen, lassen sie sich aber zähmen und zur Jagd abrichten und bilden, zur Spatzenjagd dressiert, ein Hauptvergnügen reicher Perser, auch anderer asiatischer Völker. Zum Fang der Wachteln ist er ausgezeichnet tauglich und eben darum bei jenen Völkern hochgeschätzt. Über die Abrichtung bitte ich bei der Einleitung zu den Falken nachzusehen. Bei uns ist er mit vollstem Rechte sehr gehaßt und gehört mit allen Mitteln vertilgt. Über seine Jagd, wie über die aller Raubvögel, giebt ein eigenes

Kapitel Auskunft. Vor Vertilgung schützt sich der böse Bursche am besten selbst, denn es ist sehr schwer, seiner außer durch Zufall habhaft zu werden. Eier (siehe Tafel 46, Figur 4) und Junge verteidigt er mit verzweifeltem Mute, auch gegen Menschen. Wer den Nestbaum erklettert, mag sorgfältig auf den Schutz des Gesichtes bedacht sein! Ein schmerzhafter Krallenhieb in den Rücken fällt oft noch dabei ab.

Der Sperber ruft: „kirk, kirk, kirk" und lockt sanft „gü gü gü".

Der Habicht frißt ihn, wo er ihn trifft, dem großen Vetter unterliegt der kleine Mordbube fast ganz wehrlos.

Der Hühnerhabicht.

Astur palumbarius, gallinarum, Falco albescens, gallinarius, Accipiter astur, Daedalion palumbarius.

(Tafel 5, Figur 5 und 6.)

In ihm haben wir den schädlichsten Raubvogel, wohl den schädlichsten unserer ganzen europäischen Vogelwelt vor uns. Was der Sperber im Kleinen ist, ist er im Großen. Er wird auch vielfach Habicht, Hacht, Stößer, volkstümlich Hühnergeier genannt. Gleichwie der Sperber ist er fast über ganz Europa verbreitet, bewohnt außerdem Nordasien bis inklusive Japan.

Der alte, frisch vermauserte Habicht ist einer unserer schönsten Raubvögel. Die Wachshaut, die Augensterne und die großen starken Füße sind gelb; über den Augen ein weißer Streifen; Oberleib dunkelaschgrau oder dunkelbraun, Unterleib und Unterflügel weiß mit feinen, schwarzbraunen, wellenförmigen Querlinien; bei jungen Vögeln rötlichweiß mit dunkelbraunen Längsflecken; Schwanz abgerundet mit fünf (seltener vier oder sechs) dunklen Querbinden. Die weiße Schwanzspitze von der breiten, einfarbig dunklen Endbinde vor derselben scharf abgesetzt, ohne Mitteltinten; Zehen an der Wurzel genetzt, an der Spitze getäfelt; der Lauf bis zu $^1/_3$ der Länge befiedert; der Nacken dunkel ohne weißen Fleck. Der Schnabel ist bläulichschwarz, Mundwinkel und Wachshaut gelb; die Iris schön gelb; die nadelspitzen Krallen schwarz. Das Weibchen ist größer als das Männchen, oben mehr braun als blau; die untern Teile sind stark mit Rostgelb überflogen, die braunschwarzen Querlinien breiter als am Männchen. Im hohen Alter findet dagegen kein Unterschied zwischen ♂ und ♀ statt. — Junge Vögel sind bis nach der ersten Mauser ganz von den Alten verschieden. Oben dunkelgraubraun mit zimmtbraunen Federkanten; Halsfedern mit schwarzem Mittelstreif; die des Steißes mit weißlichen Querstreifen; die Schwingen sind schwarzbraun. Länge 56 cm; Flugbreite 1 m; Schnabellänge im Bogen 4,2 cm; Schwanzlänge 20,3 cm; Höhe des Laufs 7,7 cm.

Die Jagdweise des Habichts entspricht völlig jener des Sperbers, auch er ist der hinter Hecken, Mauern, am Waldsaum niedrig dahinfliegende, dann urplötzlich überraschende Strauchdieb, seine Mordlust ist noch größer als die des kleinen Vetters; der Habicht vergißt über seinem Blutdurst zunächst den ewig regen Hunger und mordet, solange er Opfer findet, dann erst verzehrt er sie an einem ruhigen Orte, läßt auch häufig einen Teil der Beute liegen! Nur selten, wohl nur in gebirgigen Gegenden sehen wir ihn auch einmal hoch in den Lüften mit ausgebreitetem Schwanze unter stetem „Kjak, Kjak" weite Kreise ziehen. Entweder ist das Liebesspiel oder er strebt von einer Höhe zur andern und ermüdet dabei sichtlich bald. Sehr schön ist es, wenn er aus solcher Höhe, Beute erblickend, plötzlich pfeilschnell herabstößt. Er, der wildeste, verwegenste Räuber ist der Schrecken der Tauben, Hühner und Enten, der größte Verwüster des Wildstandes, der Hasen, Auer- und Birkhühner buchstäblich zehntet. Mitten aus den Dörfern holt er sich tolldreist seine Beute, verfolgt die Henne bis in die Küche, weiß aber bei aller Mordsucht durch seine außerordentliche Schnelligkeit, Gewandtheit und List sich fast immer vor dem Schusse zu sichern. Krähen tötet er trotz der verzweifelten Gesamtgegenwehr der tapferen Gesellen, weniger Mühe macht ihm meist die Überwältigung einer Elster; größere Vögel rupft er, kleinere, Mäuse und Maulwürfe verschlingt er ganz. Von seiner leidenschaftlichen Verfolgungswut habe ich heuer erst ein seltenes Beispiel miterlebt. Im Gaswerk Erlangen (Universitätsstadt) stieß im Frühjahr d. J. (1896) ein Habicht durch die mächtigen Spiegelscheiben des Reinigungsraumes (400 qm großer Raum), jedenfalls, weil er durch die gegenüberliegende Scheibe des in einem Türmchen liegenden Zimmers Tauben auf dem Dache sah. Der Vogel zertrümmerte die dicke Scheibe, lag dann aber, blutend und vielfach geschnitten, vom gewaltigen Stoß und entschieden auch von den Gasen betäubt, in langer Bewußtlosigkeit auf dem Boden inmitten der Glasscherben. Ein Arbeiter brachte den Vogel in den Hof, wo in Gesellschaft

einiger Herren auch ich mich befand und hier sperrten wir den immer noch wie Toten in eine Hühnersteige. In der freien Luft erholte er sich bald, der Buchhalter des Gaswerks schoß einige Spatzen und unser Habicht, über dessen weitere Lebensfähigkeit wir eben noch stritten, endete den Streit, indem er drei vorgeworfene Spatzen mitsamt den Federn fraß. Nach einer Stunde begann er unbändig zu toben und zerstieß sich sein ganzes schönes Gefieder, heute hat er sich an einen ehemaligen Uhukäfig ganz gut gewöhnt, nicht aber an die Menschheit, die er, in eine Ecke gedrückt, mit vorgestrecktem Fang und wütendem Funkeln seiner gelben Augen ingrimmig und furchtlos betrachtet. Es liegt wirklich eine ganz unheimliche Wut in diesen Habichtsaugen!

Der Schaden, den der Habicht anrichtet, ist thatsächlich unschätzbar, er kann jede Taubenhaltung unmöglich machen, in vielen Gebirgsgegenden können bloß wegen ihm die Leute keine Hühner ziehen. Die besten Rebhühnerbestände vernichtet er, Fasanerien würde er entvölkern, gelänge es nicht gerade in ihnen besonders leicht, sich seiner im Habichtskorbe zu bemächtigen. Des weiteren stößt er ohne alle Vorsicht, nur befangen von leidenschaftlichster Feindschaft, auf den Uhu und bäumt stets auf den Fallbäumen vor der Hütte auf, so daß er vor der Krähenhütte ohne Mühe geschossen werden kann.

Der Habicht nistet mit Vorliebe auf hohen Bäumen, insbesondere Tannen, besonders wenn sie in der Nähe des offenen Feldes stehen. Sein Horst ist sehr groß, aus grünen Zweigen gefertigt. Auf dem Horste ist er leicht zu schießen, das Weibchen brütet so fest, daß es ein Fehlschuß sehr häufig nicht einmal verjagt. Nach Mitte April findet man die Eier, 2—4, die 58×45 mm messen. Dieselben sind grünlichgrauweiß, selten noch etwas mit gelbbrauner Farbe gefleckt. Sind die Jungen da, so wird der Blutdurst des Habichts zur Raserei, der Horst zur Schlachtbank, beide Alten schleppen herbei, was sie finden, gleich ganze Vogelnester mit den Jungen. Wiederholt schon ist es vorgekommen, daß der Habicht in dieser Zeit ohne alle Veranlassung Menschen und Pferde angriff. Die Jungen andererseits wachsen sehr rasch, fressen ganz unbegreiflich viel. Entsteht Hunger, z. B. durch Witterungseinflüsse, so fallen die älteren Geschwister über die jüngeren her und fressen sie auf! — Den Horst verteidigt das Habichtspaar entschlossen und es ist nicht zu raten, den meist sehr hohen Horstbaum zu erklettern, ehe nicht die Alten abgeschossen sind.

Junge Habichte sind viel leichter zu zähmen wie die Sperber, entwickeln große, ja hundeartige Anhänglichkeit und galten von je und gelten in Asien noch heute als die Besten aller Beizvögel, besser als der vielberühmte Jagdfalke. Sie ohne zu Beizzwecken gefangen zu halten, bringt gar kein Vergnügen. Ihre Mordsucht ist widerlich, gegen Fremde bleiben sie stets gefährlich, und ihre Zärtlichkeit gegen den Pfleger ist nicht fein. Zur Falkenjagd aber, zum vielbesungenen, herrlichen „Federspiel“, da sind die Habichte Idealgeschöpfe, da finden sie heute noch bei allen freieren, von der Kultur noch nicht so geknechteten Völkern die leidenschaftlichsten Freunde, da sind sie dem Herrn mehr wert oft als das beste Roß, nicht selten als Weib und Kind. Und dieser Nimbus ist ihm bei uns auch vom Mittelalter her geblieben, er bewirkt es, daß das Volk ihn nicht als den mordenden Strauchdieb ansieht, der er ist, sondern als den ritterlichsten Räuber besingt und idealisiert. Über das »schoene vederspil« aber im nächsten Kapitel.

Die Falken. Falco.

Hochberühmt seit altersgrauen Zeiten verdienen die Falken mit vollstem Rechte den Ruf, der ihnen als der edelsten, vornehmsten Geschöpfe einer vorausgeht. Es ist wirklich zu beklagen, daß wir uns gezwungen sehen, diese herrlichen Herrscher der Lüfte zu verfolgen, da sie in allen Kulturlanden sowohl dem Geflügel wie der Jagd größten Schaden bringen. Ihre hohe geistige Begabung, — ich glaube, behaupten zu dürfen, daß die Falken mit Habicht und Sperber die geistig höchststehenden Vögel sind — ihre Fähigkeit, von scheinbar unbändigster Wildheit sich zum hundetreuen Gefährten des Menschen erziehen zu lassen, dem Jäger unschätzbare Dienste zu leisten und zugleich das schönste, ritterlichste Vergnügen zu gewähren, sind es, die uns im Vereine mit edlem Charakter, ritterlichem, heldenhaftem

Herrschertum die Falken heute noch so hochwert erscheinen lassen, und gerade die letztgenannten Eigenschaften, ihr edler Anstand, der sie so vorteilhaft vor der mörderischen Blutgier der Habichte auszeichnet, auch ihre ritterliche Art, Beute zu jagen, heben sich glänzend vor dem verächtlich hinterlistigen Strauchrittertum der Habichte ab.

Die Edelfalken kennzeichnet der große, scharfeckig ausgeschnittene „Zahn" im Oberkiefer, der in einen entsprechenden Ausschnitt des Unterkiefers paßt, dann die kurzen starken Füße, mit sehr langen Zehen und starken, sehr gekrümmten, nadelspitzigen Krallen, weiter die walzigen Ballen unten an den Zehengelenken, die langen und schmalen Flügel, auch die schwarzen Backenstreifen, die bei den alten Vögeln schon aus der Ferne gesehen werden können. Die Umgebung des Auges ist unbefiedert, die nackte Stelle von gleicher Farbe mit der Wachshaut; die Iris braun, nicht gelb. Die Unterschenkel sind mit anliegenden Federn besetzt, welche lange Federhosen bilden. — Die nordischen Falken horsten auf steilen Felsen in der Nähe des Meeres und der Vogelberge; andere auf Bäumen, die Falken der Tundra wählen sogar den Boden als Horstplatz: unsere Falken benützen hohe Waldbäume, Ruinen, der Turmfalke selbst die Kirchtürme. Furcht scheint den Falken ein ursprünglich jedenfalls nicht bekannter Begriff zu sein, schon im frühesten Lebensalter stellen sie sich in aufrechter Haltung dem Angreifer entgegen. Im Dunengefieder, das anfangs bei allen Arten weiß ist, zeichnen sie sich durch einen auffallend kurzen, nach hinten sehr rasch erweiterten Kopf aus. Die Falken beherrschen die ganze Erde, von einem Pol zum andern in etwa 60 Arten.

Falkenbeize.

Grausame Gesetze suchten in vergangener Zeit die Tötung, den unberechtigten Fang und das unberechtigte Ausnehmen der Horste der Falken zu verhindern. Dennoch konnte der einheimische Falkenreichtum dem Bedürfnisse nach Jagdfalken nicht genügen, es gehörte zu ihnen ja auch — sogar an erster Stelle — der Habicht, sondern sie mußten bis von Island her zusammengeholt werden. Die isländischen Falken waren besonders hoch geschätzt. Wie uralt das aus Nordafrika stammende ritterliche Vergnügen der Jagd mit Falken war, mag uns die Stelle im Parzival beweisen:

> »Von Norwaega über sê | Ein koufschif und deheinez an daz ze Parmenîe kam . . . Dâ waeren valken veile | Und andre schoene vederspil.«

Heute treiben das Federspiel noch reiche Lords in England und Schottland, und nicht nur zum Vergnügen, sondern auch aus praktischen Gründen fast alle asiatischen Völkerschaften, denn dort, wo endlose Steppen jede Annäherung an das Wild so sehr erschweren, erscheint die Jagd mit dem Beizvogel, vom Steinadler bis zum Sperber, auf alles Federwild, wie auf die Säugetiere, von der Antilope bis zum Hasen und vom Wolfe bis zur Maus, immer noch als sogar teilweise übermächtige Konkurrentin der Jagd mit dem Feuerrohre. Wer immer von unseren Reisenden und Forschern solche Jagd mitmachte, der kann nicht genug Worte finden, das herrliche Vergnügen zu schildern. Schon im Mittelalter war der Preis für gute Beizvögel ein enorm hoher, im 14. Jahrhundert 100 Thaler für das Paar, aber auch tausend Goldgulden wurden vergeblich für einen edlen, ausgezeichneten Falken geboten. Kaiser Friedrich der Zweite schrieb das beste Werk über die Jagd mit Falken: »De arte venandi cum avibus«, welches viel später, 1596, zu Augsburg auch gedruckt wurde.

Die erste Bedingung zur Abrichtung des Habichts oder eines Falken war, den jungen Vogel die Schneid abzukaufen, d. h., ihn gefügig und zahm zu machen. Wie schwer dies bei einem Habicht zu erreichen, weiß jeder, der den wüsten Gesellen in der Gefangenschaft gesehen. Es kommt dazu, daß der Falkner durchaus nicht ausgenommene Nestjunge etwa bevorzugte, sondern wußte, daß er mit kräftigen jungen Vögeln, die in der Freiheit schon gejagt hatten, viel bessere Endresultate erzielen werde. Diese

Vögel sind stets kühner als die in der Gefangenschaft aufgepäppelten. Das Verfahren war und ist bei den Asiaten wohl noch heute folgendes:

Ist der junge Habicht oder Falke hinlänglich stark geworden, so gewöhnt man ihn zunächst daran, daß er ruhig auf der Stange sitzt, zahm, zutraulich und aufmerksam wird, allen Trotz und alle Bosheit verliert. Der Falkonier zieht dicke, aber weiche Stulphandschuhe an, welche auch der Habicht mit seinen gewaltigen Krallen nicht so leicht durchdringt. Dann bekommt der Wildfang eine lederne Haube über den Kopf, die bis über die Augen herabreicht, den Schnabel aber samt Naslöchern freiließ. Hierauf erhält der Vogel um die Füße ein Paar lederne Strümpfe, Fesseln, wenn man will, die hinten durch eine metallene Schlinge verbunden, und diese ist mit einem Wirbel versehen, welcher zum Festhalten einer Schnur dient, damit sich dieselbe beliebig drehen kann, ohne zu schränken. Nun setzt man den Wildfang in einen Reif, der an einer Schnur aufgehängt ist. Nun kann die Dressur beginnen, nämlich das Wiegen mit einer Schnur, womit man den Reif anziehen und in Bewegung setzen kann. Dieses Wiegen dauert mindestens drei Tage und drei Nächte, wozu sich mehrere Personen alle drei Stunden ablösen. Alles geht ohne Geräusch zu. Durch diese schwankende Bewegung wird der Vogel gezwungen, sich auf seinem Wackelsitze festzuhalten, um nicht herabzufallen, und wenn er endlich — durch Mattigkeit veranlaßt — schlafen will, so wird noch stärker gewiegt. Beim Anfange des Wiegens muß man dem Falken die Haube aufsetzen, wenn er aber das Wiegen gewohnt ist, so kann man dieselbe zeitweise abnehmen, damit er seine Umgebung kennen lernt. Häufig läßt nämlich der unbehaubte Vogel den Reif, in dem er sitzt, fahren und hängt sich flatternd an die Beine, gleich einem Seiltänzer, wenn man ihn gleich von Anfang an ohne Haube wiegen wollte. So wird er durch dieses anhaltende und widernatürliche Wachen nach einiger Zeit ganz verdummt und vergißt auch seine angeborene Wildheit und Menschenscheue. Sein Wärter begegnet ihm in allem aufs freundlichste, der Vogel verliert dadurch alle Furcht und wird nun in kurzer Zeit sich gewöhnen, auf die Hand seines Wärters zu fliegen und dort Futter zu holen. Das ist der Anfang der Dressur. Nun gewöhnt man ihn daran, daß er angefesselt ruhig auf der Stange sitzt, ohne mit den Flügeln zu schlagen. Um dies zu erreichen, befestigt man an seinen Fesseln einen aus weichem, zähen Leder, meist Hundeleder, hergestellten Riemen, welchen man mittels eines Ringes an dem bogenförmigen Sitzholze befestigt. Das Sitzholz ist bogenförmig, damit der Vogel, welcher später auf der Faust sitzen muß, gleich von Anfang lernt, auf einem möglichst kleinen Raume, welcher eine seitliche Bewegung nicht gestattet, zu verharren. In die Oeffnung des Bogens ist eine Leinwand gespannt, damit der Falke nicht unter der Sitzstange durchkriechen und sich durch mehrmalige Wiederholung dieses Experimentes mit der Fessel verwickeln kann. Bleibt der Vogel ruhig sitzen, so geht man dazu über, ihn zu lehren, daß er auch dann ruhig sitzen bleibt, wenn er auf der Faust getragen wird. Der Falke wird zunächst verkappt, der Falkner zieht den Stulphandschuh an, nimmt den Falken an die Kurzfessel und setzt ihn auf die Faust. Bleibt der Vogel hier ruhig sitzen, so macht der Falkner an einem ruhigen Orte anfangs kleinere, später größere Bewegungen und Gänge, bis der Vogel nicht mehr mit den Flügeln schlägt, sondern ruhig sitzen bleibt. Alsdann wird dieselbe Übung vorgenommen, ohne daß der Falke verkappt ist. Die Atzung erhält der Vogel während dieser Zeit nur währenddem er auf der Faust des Dresseurs sitzt. Ist nun der Falke auf der Faust vollständig vertraut geworden, so geht man mit demselben auch an solche Orte, an welchen Menschen verkehren, endlich läßt man während des Abtragens von anderen einen ungewöhnlichen Lärm, durch Trommelschlagen, Hundebellen, Schießen 2c. 2c. verursachen. Ist der Falke hierin vollkommen ferm, so geht man zum zweiten und schwierigsten Teile des Abtragens über, welcher darin besteht, daß der Falke auf den Ruf herangeflogen kommt („beireitet"). Hiermit verbunden ist die Uebung des Falken im Stoßen nach Federwild. In früherer Zeit und zuweilen auch noch heute benutzte man hierzu ein Instrument, welches das „Federspiel" oder das „Luder" heißt. Dasselbe besteht aus einem mit Leder überzogenen und mit einem Ringe versehenen kleinen Stücke Holz, an dessen beiden Seiten zwei mittelgroße Flügel — in der Regel von Tauben — angebracht sind. An dem Ringe befindet sich ein ziemlich langer Riemen, auf dem Holze zwischen den beiden Flügeln ein kleiner Haken, welch letzterer zur Befestigung des Atzes dient. Der Vogel erhält nunmehr seine Nahrung nur mehr auf dem Federspiel, von welchem er dieselbe abkröpfen muß, damit er jede Scheu vor diesem Instrumente verliert. Sobald der Dresseur sich dem

Falken mit dem beköderten Federspiele nähert, hat er einen bestimmten, stets beizubehaltenden Ruf zu gebrauchen, z. B. „Komm, mein Falk!" Hat der Vogel seine anfängliche Scheu vor dem Federspiele verloren, so hält man ihm dasselbe nicht mehr vor, sondern wirft es vor ihn hin unter Anwendung des dem Vogel bekannten Rufes. Der Falke weiß, daß der Ruf und das Federspiel stets für ihn eine Atzung bedeuten, und er wird nach dem Federspiele fliegen, um die auf dasselbe festgehackte Nahrung zu kröpfen. Nach und nach ruft man dem Falken, auch ohne ihm das Federspiel zu zeigen. Der Falke lernt auf diese Weise auf die Faust seines Herrn zu fliegen, wenn dieser ihm ruft, oder aber der Ruf unterbleibt und wird durch das Schwenken des Federspiels ersetzt, da es später bei der praktischen Jagdausübung häufig vorkommt, daß der Falke soweit entfernt ist, daß er das Rufen nicht hören, wohl aber das geschwenkte Federspiel sehen kann.

Gleichzeitig hiermit wird auch dem Falken das Stoßen nach kleineren und größeren ihm gezeigten Vögeln beigebracht, indem man statt des vorgeworfenen Federspiels einen lebenden Vogel nimmt, dem indes anfangs die Flügel zusammengebunden sind, damit er durch Flattern den jungen Falken nicht erschrecken kann. Hatte man während all dieser Uebungen den Falken noch an der Langfessel, so geht die Dressur jetzt wieder einen Schritt weiter, indem der Falke gelehrt wird, auch ungefesselt auf den Zuruf des Herrn beizureiten. Diese Übung nimmt man zuerst im Zimmer, dann im Freien vor, hier zuerst wieder an sehr langer Fessel, dann ohne diese.

Bei der praktischen Jagdausübung muß man naturgemäß wieder logisch vorgehen, um dem Falken seinen wirklichen Zweck allmählich begreiflich zu machen. Zuerst läßt man einen eingefangenen kleineren Vogel, etwa eine Turteltaube, steigen und wirft nach dieser den enthaubten Falken unter dem Rufe: „Komm, komm, mein Falk!" Der Falke wird sofort den Vogel verfolgen und nach ihm stoßen, um ihn zu fangen. Der Falkner hat der „Beize", wie diese Verfolgung des Federwildes durch den Falken heißt, sofort möglichst schnell zu folgen, um den Falken gleich wieder beireiten zu laßen. Den erbeuteten Vogel giebt man ihm zum Lohne preis. Später läßt man das Wild von Hunden aufsuchen und den Falken danach fliegen, oder man zeigt dem Falken das in der Luft ziehende Federwild und läßt ihn danach steigen. Auf wehrbare Vögel kann man natürlich nur einen gewandten und starken Falken brauchen, da sich zwischen dem verfolgten Vogel und dem Falken häufig in der Luft ein Kampf entspinnt. So konnten auf Reiher nur ganz vortreffliche, alterfahrene Falken geworfen werden, und von diesen wurde oft genug noch einer vom spitzen Schnabel des Verfolgten durchbohrt. Darum lehrte man auch die Falken den Angriff auf so gefährliche Gegner ganz systematisch, hielt hiezu große Reiherställe und ließ die Opfer, anfangs durch mit einem Überzug versehene Schnäbel und mit Gewichten beschwerte Beine wehrlos gemacht, fliegen, damit der Falkenlehrling ohne Verlustgefahr ihre Überwältigung nach und nach lernen konnte. — Auch auf Säugetiere wendet man den Beizvogel an. Früher wurden Gemsen, Rehe und Füchse gebeizt, in Asien wird heute noch der Adler — nicht aber der Falke — auf den Wolf und die Wildsau geworfen. Gelehrt wird auf so mächtige Gegner der Angriff, indem ein ausgestopftes Wildschwein oder ein Wolf in die Augenhöhlen rohes Fleisch gesteckt bekommt und der Adler von dort kröpfen muß. So gewöhnt er sich, stets diesen schwächsten Punkt sofort anzugreifen und den übermächtigen Gegner grausam wehrlos zu machen. Beim Falkensport in England werden nur noch Hasen gebeizt. Man verwendet dazu meistens den Habicht, welcher im Schlagen des auf der Erde flüchtigen Wildes fast unübertroffen ist. Wie mag dem gehetzten „Lampe" (s. Abbildung) zu Mute sein, als ihm die scharfen Fänge des Verfolgers jede Flucht unmöglich machen — das lustige Gerassel der Falknerschelle, welche der Habicht trägt, ist das Totengeläute des armen Schelm.

Wir sind in dieser Darstellung der Falkendressur im wesentlichen einer trefflichen Abhandlung gefolgt, welche Franz Krichler in der bestbekannten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" gab. Es ist noch erwähnenswert, daß Jahrhunderte hindurch die beste und zuletzt einzige Falknerschule Europas in dem Dorfe Falkenwerth in Flandern bestand. Heute treiben die Falkenjagd noch regelmäßig und mit ganz wunderbar fein dressierten Vögeln die Araber, insbesondere die Beduinen der Sahara, die Perser, Indier, die Völkerschaften in Kaukasien und Mittelasien, die Chinesen und andere Mongolenvölker. Die Baschkiren und Kirgisen benützen mit Vorliebe abgerichtete Adler, nicht Falken, und zwar Steinadler und Königsadler, auf kleines Federwild den Habicht. Es wäre in der That zu begrüßen, wenn auch unser hoher Adel, gleich dem englischen, den vornehmsten Sport der Falkenjagd forterhielt, denn Ernst von Dombrowski hat recht, wenn er von der Falkenbeize sagt: „Sie ist eine Ruine, aber diese Ruine starrt nicht wüst und öde auf uns herab, sondern umwunden von einem üppigen Kranze tiefempfundenen Singens und Sagens; darum soll ihr Andenken nicht verfallen, darum sollen ihre Überlieferungen in der grünen Gilde hochgehalten werden als das Vermächtnis einer glanzvollen Vergangenheit."

Gruppe Edelfalken. Hierofalco.

In ihnen haben wir zu den schnellsten Fliegern der Vogelwelt gehörige Räuber vor uns; sie sind durch die ungeheure Gewalt, mit welcher sie sich auf ihre Beute stürzen, mit seltenen Ausnahmen nicht befähigt, nach auf dem Boden weilenden Opfern zu stoßen. Selbst die Schwalben fallen aber oft dem jagenden Edelfalk zum Opfer, wenn er mit reißender Schnelligkeit die Luft durchschneidend, plötzlich mitten in ihrem Schwarme ist. Stets fangen die Edelfalken ihre Beute, indem sie von oben herab auf dieselben stoßen, weshalb sich viele Vögel, insbesondere die Lerchen durch Übersteigen zu retten suchen; Schwalben rettet meist, Tauben manchmal, die Fähigkeit gleichschnellen Fluges und der Umstand, daß die Falken nicht zu Tode hetzen (wie der Habicht), sondern schon nach wenigen Fehlstößen die Verfolgung aufgeben. Bei den wahren Edelfalken ist auch die Kunst sich durch zitternde Bewegung längere Zeit auf derselben Stelle schwebend zu erhalten — das Rütteln — sehr ausgebildet. Auf dem Boden sind sie alle sehr ungeschickt.

Der Jagdfalk.

Falco arcticus, islandus, candicans, groenlandicus; Hierofalco arcticus.

(Tafel 6, Figur 1.)

Seine Namen sind noch: Polarfalk, Weißer Falk, Isländischer und Grönländischer Falk. Brehm sagt von ihm: „Noch sind die Forscher trotz der allersorgfältigsten Untersuchung, darüber nicht einig, ob wir zwei, drei oder selbst vier verschiedene Jagdfalkenarten annehmen müssen, und deshalb herrscht in allen Lehrbüchern hinsichtlich unserer Vögel arge Verwirrung. Ich meinesteils glaube, daß man zwei Arten anerkennen darf, was freilich keineswegs ausschließt, daß sie sich schließlich als Abarten eines und desselben Vogels herausstellen können. Beide aber vermögen wir wenigstens in allen Kleidern mit einiger Bestimmtheit, im Alterskleide mit vollster Sicherheit zu unterscheiden, und beide scheinen auch in den Verhältnissen einigermaßen, obschon wenig, abzuweichen." Und Brehm unterscheidet — wir folgen ihm — den Jagdfalken und den Gerfalken (Gierfalk, Geierfalk).

Des Jagdfalken Wachshaut, Augenkreise und die großen Füße sind in der Jugend blaßblau, dann grünlich, im hohen Alter blaßgelb; der Backenstreif undeutlich; Schwanz 21,5—23,5 cm lang, länger als die in Ruhe liegenden Flügel, mit schwarzen Schäften und 14—16 dunkeln Querbändern auf lichtem Grunde; am jungen Vogel mit ebensoviel Querstreifen auf dunklem Grunde; in der Jugend fahlblaue Längszeichnung; im Alter blauschwärzliche Querzeichnung, mag nun bei dem Gesamtgefieder die bräunliche, graue oder die weiße Farbe vorherrschen. Die größeren nordischen Jagdfalken kommen mit vorherrschend weißem, vorherrschend grauem und braunem Gefieder vor. Im höchsten Norden ist die weiße Abänderung vorherrschend; die etwas südlicher wohnenden Falken sind oben bläulichgrau, das Jugendkleid der letzteren ist oben braun, rostfarbig überflogen. Die mit Längszeichnung sind immer jüngere, die mit Querzeichnung ältere Vögel, gleichviel, wie die Grundfarbe ist. Die Falken mit vorherrschend weißem Gefieder zeigen eine zweifache Verschiedenheit:

1. Mit Längszeichnung: Die Rückseite ist mit breiten, der Scheitel und die Unterseite mit schmalen, dunklen Schaftflecken von rostfarbig brauner Farbe bezeichnet, die dunklen Schaftstriche des Hinterhalses sind nach den Federspitzen hin keilförmig erweitert.

2. Mit Querzeichnung: Die Rückseite ist bis zu den obern Schwanzdeckfedern mit dunklen Querbinden, der Scheitel mit dunklen Schaftstrichen, die sich am Hinterhalse lanzettlich erweitern, die Weichen- und Hosenfedern mit querrundlichen Erweiterungen der dunkeln Schaftstriche bezeichnet; sämtliche dunkle Zeichnungen sind bläulich grauschwarz ohne Spur von Rostfarbe. — Durch wiederholtes Mausern wird die weißliche Gesamtfärbung heller und weißer.

Falken mit vorherrschend grauem Gefieder zeigen dreifache Verschiedenheit:

1. Mit Längszeichnung: Die ganze Oberseite vom Scheitel einschließlich bis zur obern Schwanzdecke gleichmäßig dunkelbraun, ungefleckt; auf der Unterseite weiß mit breiten dunkeln Schaftflecken, die braune Färbung entschieden rostfarbig überflogen.

2. Mit Längszeichnung: Die Oberseite auf vorherrschend dunklem Grunde weißlich gefleckt; der Scheitel weißlich mit braunen Schaftflecken; Unterseite weiß mit braunen Längsflecken; die braune Färbung ebenfalls rostfarbig überflogen.

3. Mit Querzeichnung: Die Oberseite licht bläulichgrau und dunkelbraun quergebändert; der Scheitel fast einfarbig dunkelgraubraun; die Unterseite meist mit dunklen Querflecken und Querbinden an Weichen und Hosen; die dunkelbraune Farbe mit entschieden graublauem, nie rostfarbigem Anfluge. — Diese Falkenart hat sich in der Zeichnung überhaupt weite Grenzen gesteckt; übrigens ist bei allen Formen mit Längszeichnung der Farbenton entschieden rostfarbig, bei allen Formen mit Querzeichnung entschieden bläulichgrau angeflogen. — Der (zuweilen doppelt gezahnte) Schnabel ist hellbläulich; die Wachshaut und die kahlen Augenkreise im Alter schmutzig hellgelb, im Mittelalter grünlichgelb und in der Jugend blaßblau; die Augen sind dunkelbraun; die sehr starken, langzehigen, feinnetzigen Füße sind vorn über zwei Drittel befiedert, bei den Alten schmutzig hellgelb, bei Jungen blaßblau, die Krallen sind sehr groß und schwarz. Die langen Hosenfedern fallen bis auf die Zehen herab; der Schwanz ragt weit über die Flügelspitze hinaus. Länge 60 bis 64,5 cm, Flugbreite 129—140 cm; durchschnittliche Flügellänge beim Männchen 33 cm, beim Weibchen 36,6 cm; Schwanzlänge 21,5—23,5 cm; Höhe des halbbefiederten Laufs 6,6 cm, die Mittelzehe nebst der im Bogen gemessenen 4,5 cm langen Kralle 7 cm, Schnabellänge im Bogen 4,2 cm.

Die Heimat des Jagdfalken ist der höchste Norden, dort, wo selten eines Menschen Fuß die Erde tritt, aber Millionen und aber Millionen von Wasservögeln hausen. Nach den kurzen drei Sommermonaten, die diesen nördlichsten Teilen von Europa, Asien und Amerika vergönnt sind, ist eines der Hauptwinterquartiere dieser großen, schönen Edelfalken die Insel Island. Ein Teil der nordischen Falken zieht auch zu den Faröern und Shetland, einzelne bis Schottland, aber nur selten kommen einzelne bis an die Küsten Deutschlands und Hollands. Der Jagdfalke wie sein Vetter, der Gerfalke, sind die Raubvögel des Nordpols, ihm bleiben sie treu und der eisige Norden bietet ihnen so überreich besetzte Tafel mit seinen Vogelbergen, daß es sich hieraus leicht erklärt, wenn wir die nordischesten Falken alle Genossen an Größe und Schönheit weit übertroffen sehen.

Die steilen Seeküsten in der Nähe der Vogelberge sind der beiden Falken Lieblingsplätze, der Gerfalk zieht auch tief in das Innere des Landes, der Jagdfalk verläßt die so überreiche Nahrung bietende See nur sehr vereinzelt. Der Winter treibt ihn auch in die stillen eisigen Wälder des hohen Nordens, er bringt auch die Abwechslung in der Nahrung: Schneehühner, Hasen und Eichhörnchen. Im großen und ganzen führt der Jagdfalk während der Brut- und Sommerszeit ein höchst gemächliches Dasein, aufregender, anstrengender Jagd bedarf er nicht. Die Jagd ist nach übereinstimmenden Schilderungen stets überraschend kurz. Sie kommen an, umkreisen den Vogelberg ein-, zweimal und stoßen dann nie fehlend unter einen Schwarm von Lummen, Alken oder Lunde. Regelmäßig Vor- und Nachmittag unternimmt der Falke so einen Jagdzug. Fesselnd schilderte Brehm in seinem Vortrage: „Lapplands Vogelberge“ die Wirkung des Erscheinens dieser Falken. „Unsere Erwartung, dort oben (auf dem Gipfel eines Vogelberges) endlich wieder zur Ruhe, zur Besinnung, zur Betrachtung zu gelangen, erfüllte sich zunächst noch nicht. Auch hier wimmelte und schwirrte es, wie es weiter unten an den Wänden geschwirrt und gewimmelt; auch hier umlagerte die aus Vögeln gebildete Wolke uns so dicht, daß wir das Meer unter uns nur wie im Dämmerlichte, unklar und unbestimmt vor uns liegen sahen. Erst ein Jagdfalkenpaar, welches in einer der benachbarten Felswände horstete und das ungewohnte Getriebe (der von den besuchenden Männern aufgescheuchten Millionen von Vögeln) gesehen haben mochte, veränderte plötzlich das wunderbare Schauspiel. Vor uns hatten die Alken, Lummen und Lunde sich nicht gefürchtet; beim Erscheinen ihrer wohlbekannten und unabwendbaren Feinde aber stürzte die dichte Wolke wie auf den Befehl eines Zauberers mit einem Schlage herab auf das Meer und klar und frei wurde der Blick.“ — Hoelboell versichert, selbst beobachtet zu haben, wie ein Jagd-

falke zwei junge, dreizehige Möven auf einmal in seine Fänge nahm, eine in jede seiner Klauen und auf gleiche Weise zwei Meerstrandläufer erbeutete. Von hohem Interesse ist es, wie das Schneehuhn, im endlosen nordischen Winter das hauptsächlichste Beuteobjekt des Jagdfalken, ihm zu entgehen sucht. Sowie es seines furchtbarsten Feindes ansichtig wird, stürzt es sich mit reißender Schnelligkeit und größter Gewalt auf den Schnee und vergräbt sich in ihm so eilig als möglich.

Den Horst legt der Jagdfalke fast stets in der Nähe des Meeres auf steilen, unzugänglichen Felsen, auf einer von oben geschützten Platte oder in einer weiten Höhle an. In Island Ende Mai, in Grönland im Juni findet man in denselben 3—4 Eier, 6 cm lang, 4,8 cm breit. Die Grundfarbe ist braungelblich, mehr oder weniger rotbräunlich oder dunkel rotbraun bespritzt und gefleckt. Die Schale ist rauh und stark. Färbung und Gestalt der Eier ändert aber sehr häufig ab. Ihren Horst verteidigen sie mit rücksichtsloser Tapferkeit und das Männchen opfert sich in der Verteidigung des brütenden Weibchens auch dem Menschen gegenüber — fortwährend bis auf wenige Meter Entfernung auf den Angreifer stoßend — derart auf, daß man es sicher zum Schusse bekommen kann. Während früher die dänische Regierung alljährlich ein besonderes Schiff aussandte, um Edelfalken zu holen, wird der Falke jetzt auf Grönland gar nicht behelligt, auf Island wegen seiner Schädlichkeit abgeschossen, in Ostsibirien aber als hochgeschätzter Beizvogel heute noch förmlich heilig gehalten.

Gefangene Jagdfalken, das wissen die Besitzer aller Tiergärten, sind sehr zarte Vögel. An sich vertragen sie die Gefangenschaft recht gut, werden sehr zahm und zutraulich, verlangen aber feinste Fütterung und werden darum entweder sehr teuer oder gehen bei Pferde- und Hundefleisch und Sperlingsnahrung bald zu Grunde. Sie verlangen, sollen sie wohl, munter und schön bleiben, lebende Tauben, Hühner, Rebhühner, Enten vorgeworfen — ein sehr kostspieliger Unterhalt! Den alten Falknern freilich war für ihre Vögel die feinste Nahrung gerade gut genug.

Der Gerfalk.

Falco gyrfalco, gyrofalco, norvegicus; Hierofalco gyrfalco.

Auch Gierfalk, Geierfalk wird er genannt. Mit dem Jagdfalken stimmt er im Wesen völlig überein, doch ist er der Bewohner der nördlichen Länder, nicht aber der Polargegend, die sein nächster Vetter beherrscht. Darum steht sein Horst auch häufig auf Bäumen, soweit immer noch der Baumwuchs reicht. In diesen Fällen nimmt er sich aber selten die Mühe, selbst den Horst zu bauen, sondern zieht die kürzere Arbeit vor, dem starken Kolkraben sein Nest abzuringen, was oft sehr schwere Kämpfe verursacht, ehe der Räuberstreich gelingt. Er ist es ferner, der auch sehr gerne Eichhörnchen erbeutet und junge Gerfalken haben sich schon öfters bis nach Norddeutschland verflogen. Im übrigen aber kann ich auf die Schilderung der Jagdfalken verweisen und erübrigt nur die Beschreibung des Gerfalken.

Er ist etwas kleiner als der Jagdfalke, kommt nur in Braun und Blaugrau auf der Oberseite vor und zeigt folgende Abänderungen:

1. Mit Längszeichnung: Die Oberseite und der Scheitel ungefleckt, gleichmäßig braun; die Oberschwanzdeckfedern mit unvollständiger Querzeichnung vom Rande aus; die Unterseite weißlich mit dunklen Schaftflecken; die Hosenfedern rostweißlich.

2. Mit Längszeichnung: Die Oberseite rostweißlich gefleckt, der Scheitel weißlich; der Hinterhals und die Unterseite etwas heller wie bei 1, mit dunklen Schaftflecken.

3. Mit Querzeichnung: Die Rückseite blaugrau und dunkelbraun, quer gebändert; Scheitel graubraun; auf der Unterseite und an den Weichen quer gefleckt. Die Flügellänge beträgt beim weiblichen Gierfalken im Mittel 35 cm, beim männlichen 31,8 cm.

Der Würgfalk (auch Feldeggsfalk).

Falco lanarius, sacer, saker, milvipes, laniarius.

(Tafel 6, Figur 2 und 3.)

Auch dieser einst hochgeschätzte Beizvogel hat im Südosten Europas einen ganz nahe verwandten Vetter, den **Feldeggsfalk** (Falco tanypterus, Feldeggii), welcher von vielen Ornithologen nur als eine Abart des Würgfalken angesehen wird. Er unterscheidet sich durch merklich geringere Größe, roströtlichen, nur mit feinen schwarzen Strichelchen gezierten oder gänzlich einfarbigen Hinterkopf, stärkeren Bart, breitere und bläulich gefärbte Säume der Rückenfedern, durchgehende, nicht aus Flecken bestehende Bänderung des Schwanzes, licht gelblich übertünchte Unterseite und kleinere Tropfenflecken auf derselben. Im Wesen und der Lebensweise stimmt er mit dem Würgfalken vollständig überein.

Dieser schon vom alten Geßner unter dem Namen „Sacker" oder „Kuppelaar" ausführlich beschrieben, heißt auch noch Lanner-, Sakhr-, Groß- und Schlachtfalk, auch Blaufuß, doch ist die Bezeichnung Würgfalk die weitaus verbreitetste. Seine Heimat ist außer dem Nordosten von Afrika Südosteuropa und Mittelasien. Seine westlichen Brutplätze sind Böhmen, Polen, Ungarn, Niederösterreich. Auf der Wanderung kommt er oft nach Deutschland.

Er zeichnet sich aus durch in der Jugend lichtblaue, im Alter gelbliche Wachshaut, Augenkreise und Füße, undeutlichen Backenstreif, dunklen Fleck im Genick. Die Kehle ist gelblichweiß, Stirn, Wangen und ein Streif über dem Auge rostgelblich, schwarz gestrichelt, der Scheitel roströtlich, dunkel gefleckt; der Hinterhals ist rostgelblich, dunkel gefleckt; der Oberleib ist schwarzbraun, mit schmalen, dunklen, rostfarbenen Federkanten, Rücken und Schwanz sind graulich überflogen, letzterer mit heller Spitze und an der innern Fahne wurzelwärts mit verloschenen, rostgelben Querflecken. Ein schmaler Streif neben der Kehle herab ist braunschwarz; der Unterleib ist blaß rostgelb mit dichten, länglichen, schwarzbraunen Flecken. — In der Jugend: Der Mantel ist tiefbraun mit dunkel rostgelben Federrändern; der Schwanz braun mit rostgelben Flecken, der Rand semmelgelb; der Backenstreif braun und rostgelb. — Das Weibchen ist stets lichter und größer als das Männchen, oben fast graubraun statt schwarzbraun, unten rostgelblich. Der Schnabel ist immer einfach gezahnt, flacher gebogen als beim Jagdfalken, bläulich, vorn schwarz. Das Nasenloch länglich rund. Die Zehen sind stark, lang geballt, aber weit kürzer, die Krallen weniger gebogen als die des nachfolgenden Taubenfalken, Läufe $2^1/_2$ cm herab kurz befiedert, im Jugendalter, vielleicht bis zum dritten Jahre blau, dann aber allmählich in bläulich- oder grünlichgelb übergehend und im höheren Alter gelb. Das Auge dunkelbraun.

Heutzutage noch ist der Würgfalk der geschätzteste Jagdfalke, der »Saqer el hor«, der arabischen und syrischen Falkoniere. Heuglin sagt von ihm, daß er sich in Unterägypten nur einzeln als Wintergast zeigt und deshalb aus Syrien, Kleinasien, der Krim und Persien eingeführt wird. Man bezahlt gut abgerichtete Vögel mit enormen Preisen. Die arabischen Falkoniere fangen den Saqer in Tellereisen, deren Bogen mit Zeugstreifen umwickelt sind, damit die Fänge nicht verletzt werden. Diese Fallen werden auf der Stelle angebracht, wo der Vogel über Nacht zu bäumen pflegt. Sie sind überdies mit einem Charnier versehen, welches beim Springen der Feder umschlägt, so daß der Gefangene in der Luft hängt und sich nicht weiter beschädigen kann, bis der lauernde Jäger ihn abgenommen. Heuglin schildert das Abtragen (Dressur) des Würgfalken zur Gazellenjagd eingehend, es entspricht seine Schilderung genau unseren Angaben über die uns aus dem Mittelalter überkommenen Kenntnisse in der Falkenerziehung. Zur Gazellenjagd läßt sich jedoch nur der Würgfalk verwenden, weil er viel weniger heftig stößt als die übrigen Edelfalken, die sich bei dem Stoßen auf Gazellen oft selbst durch Zerschellen des Brustbeins töten. Ja, Heuglin unterscheidet Falco lanarius und Falco saqer, entschieden nur örtliche Spielarten, und behauptet, daß nur Falco saqer, der Würgfalk Syriens, Kleinasiens, der Krim und Persiens, zur Gazellenjagd tauglich ist. Die Jagd selbst schildert er höchst anschaulich: „Ist die Dressur ganz vollendet, so werden größere Jagden, womöglich mit mehreren Falken zugleich angestellt. Jäger und Falkoniere sind beritten, dem Train folgt meist ein Dromedar mit Wasser und sonstigen Vorräten. Man lagert an günstigen Orten in der Wüste und rekognosziert Wechsel und Lager des Wildes. Eine Koppel syrischer oder tunesischer Windhunde darf nicht fehlen. Mit erstem Morgengrauen wird nach der Stelle geritten, wo die Gazellen stehen. Man nähert sich soviel als möglich gedeckt und läßt — sobald die Tiere flüchtig werden — einen Falken steigen, der sie gleich erreicht hat und seinem Opfer unerwartet und plötzlich in die Augen fällt; die Gazelle sucht durch Sprünge und Stoßen des Kopfes gegen die Erde sich frei zu machen, was ihr

wohl auf Augenblicke gelingt, aber sofort ist der Falke wieder über ihr um aufs neue seine Krallen einzuschlagen. Indes folgte die ganze Meute mit verhängtem Zügel; die Hunde sind gelöst und machen das gemarterte Tier fest, bis die Jäger zur Stelle gelangen. Wir haben Falkenjagden angewohnt, wo nicht nur kleine Gazellen, sondern auch starke Säbel- und Menduantilopen auf die beschriebene Art mit Leichtigkeit gefangen wurden.

Der Würgfalk horstet im Südosten Europas bis in die Auwälder bei Wien ausschließlich nur in Wäldern und zwar meist auf Eichen, manchmal auch auf Linden, gewöhnlich an von Feldern begrenzten Waldsäumen. Um die Mitte April ist das meist aus 4, selten aus 6 Eiern bestehende Gelege vollständig. Wie alle Falkeneier ändern auch seine in Größe und Färbung ganz erheblich ab, die Größe von 56—42 mm Durchmesser. Die Färbung ist gelblich oder weißlich, die gelblichen Eier weisen eine Zeichnung aus sehr dunklen, rotbraunen Flecken auf, welche mehr in größeren Wolken zerstreut hin und wieder die Grundfärbung frei zeigen, bei den weißlichen Eiern sind sie gleichmäßig über das ganze Ei verteilt und lassen die Grundfärbung wenig durchschimmern.

Wildtauben, Wassergeflügel, Rebhühner und junges Auerwild, wilde Gänse und junge Rehe sind wohl des Würgfalken häufigste Opfer, seinen bevorzugtesten Braten liefern ihm die Wildenten.

Der Wanderfalk.

Falco peregrinus, communis, orientalis, hornotinus, calidus, lunulatus, abietinus, pinetarius, gentilis, cornicum, anatum, griseiventris, micrurus, leucogenys, atriceps, Brookii.

(Tafel 6, Figur 4 und 5.)

Die deutschen Bezeichnungen, welche er trägt, sind Taubenfalk, Blaufalk, Gemeiner Falk, Berg-, Wald-, Stein-, Beiz-, Kohl- und Tannenfalk, Schwarzbacken, Taubenstößer, Pilgrimsfalk, Großer Baumfalk.

Diese große Anzahl Namen weist schon darauf hin, daß es sehr viele Abänderungen in Größe und Färbung von diesem Vogel giebt, und diese sind wieder die Folge seiner so sehr großen Ausbreitung. Jedenfalls auch nur Abänderungen sind der Große Wanderfalk (Falco pereginator) Indiens; der afrikanische Kleine Wanderfalk (Falco minor) und der australische Schwarzbackenfalk (Falco melanogenis). Ganz nahe verwandt ist der nordafrikanische Berberfalk (Falco barbarus), der sich auch öfters nach Spanien verfliegt. Er ist beträchtlich kleiner als die Wanderfalken und unterschieden auch noch durch rostroten Nackenfleck und spärlich gesperberte Unterseite.

Den Wanderfalken kennzeichnen die Flügel, die von gleicher Länge mit dem Schwanz sind, die sehr langen Zehen mit schwarzen Klauen, der breite Backenstreif, welcher wie der obere Teil der Wangen schwarz ist, das weiß gefleckte Genick. Im Leben liegt ein graulicher Duft auf dem Gefieder. — Er ist auf der ganzen Oberseite hell schiefergrau, mit dunkel schieferfarbigen, dreieckigen Flecken bandartig gezeichnet. Die Stirne ist grau, die Kehle — durch schwarze Backenstriche eingefaßt — weißgelb, weißgelb ist auch die Oberbrust, die Unterbrust und der Bauch lehmrötlich. Die Schwingen sind schieferschwarz, auf der Innenfahne mit rostgelben Flecken. Der Schwanz hat die Rückenfarbe, ist etwas zugerundet, am Ende mit weißen Spitzen und hat 9, bisweilen 12 blauschwarze Querflecken. Im hohen Alter wird die Färbung reiner, der Unterleib hell aschblau überflogen. Während der alte Vogel gelbe Wachshaut, Augenkreise und Füße hat, sind sie beim jungen Vogel grünlich. Außerdem ist bei den jungen die Oberseite schwarzgrau, jede Feder rostgelb gekantet, die Kropfgegend weißlich oder graugelblich, die übrige Unterseite weißlich, überall mit licht- oder dunkelbraunen Längsflecken gezeichnet. — Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel hellblau, an der Spitze schwarz. — Das Weibchen hat frischere Farben als das Männchen. — Die Länge schwankt von 40—52 cm, Flugbreite von 90 bis 120 cm, die Flügellänge 35—37 cm, Schwanzlänge ist 16,6 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufes 6 cm. — Die Weibchen sind größer als die Männchen.

Der Wanderfalke ist ein auf der ganzen Erde verbreiteter Vogel. Als Brutvogel ist er in Deutschland nicht gerade häufig. Am bekanntesten wurde das Paar, welches 1880 sich den Turm der Petrikirche in Berlin als Horstplatz wählte. Gern horstet er an schroffen Felsabhängen, auch auf Ruinen. In Wäldern bevorzugt er Tannen und Kiefern vor allen Bäumen als Horstbäume. Man sieht hier seine große Anpassungsfähigkeit. In der Tundra fand Brehm mehrere Wanderfalkenhorste auf der Erde! Selten baut der Wanderfalke seinen Horst selbst, regelmäßig sucht er den Horst eines

schwächeren Raubvogels, das Nest eines Reihers oder Raben zu erobern. Das Gelege findet man schon in der ersten Woche des April. Die 3—4 Eier haben eine rundliche Form, sind auf braungelblichem Grunde blässer oder dunkel rötlichbraun bespritzt und bekritzelt, oder noch dunkler und völlig rotbraun bezeichnet und gefleckt. Sie sind sehr verschieden, sogar in ein und demselben Gelege, manchmal mehr gelblich und sehr hell, manche mehr rötlich und viel dunkler gefärbt. Ihre Länge schwankt zwischen 4,8—5,4 cm, ihre Breite zwischen 3,9—4,2 cm (siehe Abbildung Tafel 46, Figur 5). Während der Brütezeit vergnügt sich das Männchen in schönem hohem Fluge über dem Neste und läßt fleißig seine Stimme dazu hören, ein stark und volltönendes „Kajak, kajak“ und ein helles „Kli, kli, kli“.

Naumann hebt mit Recht die Scheu und Wildheit des Wanderfalken hervor. Aber dies gilt nur für den in Kulturländern hausenden Vogel, der sich eben, die richtige Wanderburschennatur, allen Verhältnissen sofort anpaßt und mit derselben „persönlichen Sicherheit“ inmitten von Großstädten wie Wien, Berlin, Köln, Aachen zu rauben weiß, wie in einsamer Waldgegend. Dagegen berichtet uns Heuglin von ihm: So scheu dieser Vogel in Europa ist, so gemütlich zeigt er sich im Orient. Er sitzt oft mitten in Dörfern, auf Marktplätzen, wo ein paar isolierte Palmen oder eine Sykomore stehen, auf Ruinen, selbst auf Häusern und Taubenschlägen. Dabei hat er seine bestimmten Rastplätze und Nachtquartiere, wo ihn die Falkoniere zuweilen in Tellereisen fangen, doch ist er nur zur Jagd auf Wassergeflügel zu gebrauchen, für die auf Gazellen eignet er sich seines ungestümen Wesens wegen durchaus nicht. Heuglin bestätigt auch die Angabe Brehms, daß in Ägypten und Unterägypten alte Männchen des Wanderfalken zu den Seltenheiten gehören; gewöhnlich sieht man nur Weibchen und junge Männchen.

Nach übereinstimmenden Beobachtungen frißt der Wanderfalke nur Vögel. Vom Boden kann er keinen Vogel wegnehmen, außer die großen Trappen, die er manchmal tollkühn anfällt und meist auch tötet. Sonst ist jeder sich vor ihm auf den Boden duckende Vogel gerettet, er kann ihn wegen der langen Schwingen und des selbstmörderischen Anpralls, den sein Stoß auf die Erde bewirken würde, unmöglich fassen. Aber was da fliegt oder auffliegt ist fast stets verloren. Erfahrene Tauben suchen ihn zu übersteigen, was manchmal gelingt. Enten verfolgt er mit unermüdlicher Ausdauer, unter Rebhühnern und Tauben richtet er die ärgsten Verheerungen an, von der Wildgans bis zur Lerche ist alles seine Beute. Und alle diese Vögel kennen ihn sehr wohl und suchen sich vor allen Dingen zu retten; selbst die mutigen Krähen — die er oft schlägt — flüchten verzweifelt. Einzig die Schmarotzermöve nennt Brehm als den Vogel, welcher mit Erfolg auf ihn stößt und ihn unweigerlich aus seinem Gebiete vertreibt. „Diesem äußerst gewandten, mutigen und raublustigen Bewohner der Tundra flößt jeder vorüberfliegende Wanderfalk Sorge um die unmündige Brut ein, und jeder, welcher sich von ferne blicken läßt, wird daher augenblicklich aufs heftigste angegriffen. Auf der Samojedenhalbinsel beobachtete ich mit Vergnügen solche Jagden. Der Falk flog geradenwegs seinem offenbar ziemlich entfernten Horste zu, als er einer Schmarotzermöve ins Auge fiel. Sofort erhob sich diese unter lauten Rufen, hatte in kürzester Frist den Räuber eingeholt und belästigte ihn nunmehr ununterbrochen durch die heftigsten Stöße. Mit spielender Leichtigkeit und unnachahmlicher Gewandtheit hob sie sich fortwährend über den Gegner und stieß von oben herab auf ihn. Der Falk versuchte soviel als thunlich auszuweichen, nicht aber, den Angriffen durch andere zu begegnen, sondern zog, augenscheinlich sehr belästigt, so eilig als möglich weiter, fortwährend verfolgt von der unermüdlichen Möve.“

Es ist wirklich schade, daß der so wundervolle, kühne Räuber in so hohem Maße schädlich wird, daß er in Deutschland nicht geduldet werden kann. Sehr erhöht wird der von ihm angerichtete Schaden noch dadurch, daß er dem ganzen Schmarotzergesindel schlecht fliegender Raubvögel — gleichwie alle Falken — die gemachte Beute zuwirft, sowie diese Buschklepper ihr Bettelhandwerk beginnen. Treffend schildert das Naumann: „Da sitzen die trägen und ungeschickten Gesellen auf den Grenzsteinen oder Feldhügeln, geben genau auf den Falken acht, und sobald sie sehen, daß er etwas gefangen hat, fliegen sie eiligst herbei und nehmen ihm ohne Umstände seine Beute weg. Der sonst so mutige, kühne Falk läßt, wenn er den ungebetenen Gast ankommen sieht, seine Beute liegen, schwingt sich mit wiederholt ausgestoßenen „kja, kjak“ in die Höhe und eilt davon. Ja sogar dem feigen Milan, welchen eine beherzte Gluckhenne von ihren Küchlein abzuhalten im stande ist, überläßt er seine Beute.“

In der Gefangenschaft hält er bei Verpflegung mit vielen lebenden Vögeln gut aus und ist etwas genügsamer wie andere Edelfalken, namentlich mit Sperlingen, Krähen und nebenbei auch allerlei frischem Fleisch und Mäusen ist er ganz zufrieden. Um ihn völlig zahm zu bekommen, ist es gut, wenn man ihn noch im Dunenkleid erhält, er muß aber trocken und warm gehalten werden. Die Unterlage des Korbes, in dem die Jungen frei sitzen, macht man aus zarten Reisern oder auch mit Stroh, das man immer trocken hält, und belegt es oben darauf mit kleinen frischen Nadelzweigen. Sind die Jungen schon etwas älter, teilweise schon mit Federn bedeckt, so thut's auch einfach ein umgestürzter Korb, so daß sie auf dem Boden und nicht im Innern des Korbes liegen. Später kommen sie auf Sitzstangen. Das Futter besteht in frischem zarten Fleisch. So lange der Kropf nicht leer ist, füttere man nicht, ebensowenig aber lasse man die jungen Geschöpfe hungern. Frisches Vogel- und Mäusefleisch samt Gefieder, resp. Haaren gereicht, ist für das Gedeihen des jungen Vogels sehr ersprießlich, weil es Gewölle erzeugt, welches alles Edelfalken auswürgen. Dann wird bei guter Behandlung der Wanderfalke sehr zahm, läßt sich zum Aus- und Einfliegen erziehen; doch muß er während der ganzen Zugzeit sorgsam zu Hause gehalten werden. Er war früher ein hochgeschätzter Beizvogel.

Zur Jagd auf ihn benutzt man am besten die Aufhütte, da er leidenschaftlich auf den Uhu stößt.

Der Lerchenfalk.

Falco subbuteo, hirundinum, barletta, Dendrofalco subbuteo.

(Tafel 6, Figur 6 und 7.)

Der Lerchenfalk oder **Baumfalk**, das Weißbäckchen, Lerchenstoßer ist ein kleinerer Edelfalk, ein ungemein zierlicher Raubvogel

Die Flügel sind länger als der Schwanz; der Backenstreif ist breit und von den weißen Wangen sehr abstechend; das Genick weiß gefleckt; die oberen Teile des Körpers ungefleckt; Brust und Bauch mit dunklen Längsflecken; Hosen und After lichtrostrot; Unterseite des Schwanzes gebändert; die Oberseite gewöhnlich ungefleckt; Wachshaut und Füße gelb; die Zehen sehr lang und dünn, unten mit warzenartigen Sohlenballen, im Alter oben einförmig braunschwarz, aschblau überpudert; unten weiß mit schwärzlichen Längsflecken. In der Jugend oben schwarzbraun mit gelbbraunen Federsäumen; unten blaßrostgelb, dunkelbraun gestreift. Wachshaut und Augenkreise trüb hellgelb oder bläulichgelb. Der Schnabel ist hellblau, nach der Spitze schwarz; die Augensterne nußbraun. Das Weibchen ist 3,5 cm größer; von oben mehr schwarzbraun, an der Brust viel gröber und dichter gefleckt. Sonst ist es in allem dem gleichalterigen Männchen sehr ähnlich. — Länge 30—34 cm, Flugbreite 78 cm, Schwanzlänge 15,3 cm, Schnabellänge im Bogen 1,8 cm, Höhe des Laufes 3,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,3 cm.

Auf den griechischen Inseln wird der Lerchenfalk durch den ihm im ganzen ähnlichen, aber sehr veränderlichen, um $^1/_5$ größeren und dunkler gefärbten, unterseits auf lichtbraunem Grunde schwarz gefleckten **Eleonorenfalk** (Falco eleonorae) vertreten.

Dieser zierliche Falke erscheint als unwillkommener Begleiter der Lerchen, Schwalben und Wachteln im April bei uns und verläßt uns im September, manchmal erst im Oktober. Er ist glücklicherweise in Deutschland nirgends häufig, während er an der Donaumündung, ebenso in den Vorbergen und Steppen des Ural ein gemeiner Vogel ist. Seine Verbreitung erstreckt sich vom südlichen Schweden bis Spanien, Italien und Griechenland, über das ganze gemäßigte Asien. Als Zugvogel besucht er die Kanaren, seltener Nordwest-, selten Nordostafrika. Er ist ein außerordentlich kluger und außerordentlich scheuer Raubvogel, der den Menschen auf das Vorsichtigste meidet, auch seinen Schlafstand nie vor Eintritt der Dunkelheit aufsucht, mit Sicherheit aber auf der Aufhütte geschossen werden kann, denn er greift den Uhu leidenschaftlich und mit großem Geschrei an. Sein Flug ist wahrhaft pfeilschnell, er ist der beste, schnellste Flieger unter allen europäischen Raubvögeln. Naumann nennt ihn mit Recht den Schrecken der Feldlerchen, er verschmäht aber auch andere Vogel keineswegs und wird selbst den schnellen Schwalben gefährlich. „Die sonst so kecken Schwalben, welche so gerne andere Raubvögel mit neckendem Geschrei verfolgen, fürchten sich auch so sehr vor ihm, daß sie bei seinem Erscheinen eiligst die Flucht ergreifen. Ich sah ihn zuweilen unter einen Schwarm Mehlschwalben fahren, die so darüber erschraken, daß einige von ihnen vom Schreck förmlich betäubt wurden, wie tot zur Erde herabstürzten und sich von hier aufnehmen ließen. Lange hielt ich sie in der offenen Hand, ehe sie es wagten, wieder fortzu-

fliegen. Auch die Lerchen fürchten sich so vor ihrem Erbfeinde, daß sie, wenn er sie verfolgt, ihre Zuflucht oft zu dem Menschen nehmen, den Ackerleuten und den Pferden zwischen die Füße fallen und von Furcht und Schrecken so betäubt sind, daß man sie nicht selten mit den Händen fangen kann." Der Baumfalk fliegt gewöhnlich niedrig und schnell über der Erde hin. Wenn ihn im Frühlinge die Lerchen von weitem erblicken, so schwingen sie sich schnell in die Luft zu einer Höhe hinauf, daß sie das menschliche Auge kaum erreichen kann und trillern eifrig ihr Liedchen, wohl bewußt, daß er ihnen in der Höhe nicht schaden kann, weil er wie der Vorhergehende allemal von oben herab auf seinen Raub stößt und sie daher, wenn sie einmal in einer so beträchtlichen Höhe sind, niemals angreift. Es würde ihm, wenn er sie dann übersteigen wollte, zuviel Mühe und Anstrengung kosten. Die Schwalben verursachen bei seiner Ankunft einen großen Lärm, sammeln sich in einen Schwarm und schwingen sich zwirbelnd in die Höhe. Auf die einzeln niedrig fliegenden macht er Jagd und fängt sie auf 4—10 Stöße; stößt er aber öfters fehl, so wird er müde und zieht ab. Unsere Rauchschwalben sind auch ihm zu gewandt, sie dürften sicher vor ihm sein, ausnahmsweise freilich gelingt es ihm, sogar den Mauersegler zu haschen. Er fliegt schwalbenähnlich und seine Flugspiele sind wundervoll, seine enorm langen Schwingen gleichen dabei einer Säbelklinge. Er wählt sich zur Brut meist ein altes Krähennest, in das er drei bis vier schmutzigweiße, stark rotbräunlich bespritzte und verwaschen gefleckte Eier von der Größe einer starken Wallnuß legt (siehe Abbildung Tafel 46, Figur 6). Seltener steht sein Nest in Felsenspalten oder in weit offenen Baumhöhlen. Am Nest hört man ein sanftes „Gäth, gäth", schnell ausgestoßen und dem Schrei des Wendehalses ähnlich, im Sitzen ruft er hell „Kick—kick!" Sein Nest steht, wo er nicht sehr beunruhigt ist, selten tief im Wald, oft in ganz kleinen Feldhölzern, denn er jagt nie im Wald, sondern immer im Felde. Hervorzuheben ist, daß er sehr gerne fliegende Kerfe, namentlich Heuschrecken und Wasserjungfern, frißt. Zur Brut schreitet er sehr spät, im Juni, oft erst im Juli; für seine Junge braucht er die bequeme Beute, die frisch ausgeflogenen Lerchen, Wachteln und Rebhühner, anfangs aber Kerfe. Das Weibchen brütet ca. 3 Wochen, wird aber währenddem vom Männchen gefüttert. Sobald dieses mit einem gefangenen Vogel oder Käfer in die Nähe des Horstes kommt, erhebt es seine laute Stimme, verläßt den Horst, fliegt seinem Männchen schreiend entgegen und verzehrt die Beute im Horst. Die junge Brut lieben die Alten ganz aufopfernd, verlassen sie nie und verteidigen sie mit verzweifeltem Mute auch gegen den Menschen.

In der Gefangenschaft ist er der liebenswürdigste aller Raubvögel. Leider ist die Aufzucht sehr schwierig. Dr. Liebe sagt: „Die Baumfalken halten sich in der Gefangenschaft wohl wegen ihres harten, glatten Gefieders schmucker und sauberer als irgend ein anderer Tagraubvogel und werden so außerordentlich zahm, daß sie ihre Räubernatur vollkommen abgelegt zu haben scheinen. Wären sie nicht zu schwierig zu gesunden Tieren aufzuziehen, so würden sie sich besser als eine andere Art unter allen mitteleuropäischen Verwandten zu Stubenvögeln eignen. Hat man bei der Aufzucht eines jungen Baumfalken weniger die möglichst weit geförderte Zähmung als vielmehr seine kräftige Entwicklung im Auge, so ist geraten, ihn spät aus dem Horste zu heben, etwa zu der Zeit, wo ihn die Ausbildung der Schwingen schon vor einem schweren Falle zu schützen vermag, ihm thunlichste Freiheit zu gewähren und ihn mit halbgerupften jungen Vögeln zu füttern; will man aber einen harmlosen Stubenvogel aus ihm gewinnen, so ist eine weit frühzeitigere Aushebung rätlich und dies gerade macht gute Aufzucht sehr schwierig. Fein geschnittene Streifen Rindfleisch, abwechselnd mit Grillen, Heuschrecken und anderen Kerbtieren, welche vorher der Beine, Köpfe und Flügel entledigt wurden, sowie Mehlwürmer und, jedoch nur im Notfalle, sogar Ameisenpuppen bilden die täglich dreimal zu reichende Mahlzeit und fein zerstampfte weiche Knochen und Federchen das nötige Gewürz dazu. Dabei hat man sich sorgfältig vor Überfütterung zu hüten und jeglichen Zug abzuhalten. Trotz aller Sorgfalt werden bei solcher Pflege doch noch einzelne Vögel knochen- oder lungenkrank; andere aber gedeihen trefflich und werden kräftig und dabei doch noch außerordentlich zahm und gutmütig. Sollen sie weiterhin gesund bleiben und an Flugluft nichts einbüßen, so muß man sie täglich in einem großen Zimmer sich ein wenig ausfliegen lassen, wozu man sie erforderlichen Falles einfach dadurch nötigt, daß man sie auf die Faust nimmt und letztere schnell nach abwärts bewegt. Man braucht dabei nicht zu fürchten, daß sie die Fänge einschlagen, sie benehmen sich stets sehr manierlich und verletzen ihren Pfleger nie. Denn sie wissen ihn

von anderen Menschen wohl zu unterscheiden und eilen ihm, wenn sie Hunger haben oder geliebkost sein wollen, gern von weitem entgegen. Dr. Liebe hat dergleichen vollkommen flugfähige Falken frei auf der Faust in den Garten, in den Abendzirkel, ja sogar des Nachts zu Vorlesungen vor größeren Versammlungen getragen, ohne daß es ihnen beigekommen wäre, abzufliegen oder sich überhaupt nur unbehaglich oder gar ängstlich zu gebahren. „Sie spazierten oft genug bei Tage wie des Abends zwischen meinen sehr zahlreichen kleinen Vögeln umher und flogen dabei gelegentlich auf ein Gebauer, ohne irgendwie Jagd- und Raubgelüste zu zeigen. Ich habe sie freilich auch, nachdem sie flügge geworden waren, beständig aus der Hand mit kleinen Fleischstückchen gefüttert und habe nicht geduldet, daß ihnen Vögel oder Mäuse oder auch nur größere Stücke Fleisches zum Zerreißen vorgelegt wurden. Nur Kerbtiere bekamen sie ganz; und sehr drollig steht es den gewaltigen Fliegern, wenn sie sich auf eine Heuschrecke stürzten, dieselbe kunstgerecht mit dem einen Fange in der Mitte des Leibes packen und zuerst den Kopf und dann Bruststück und Leib echt wohlschmeckerisch unter eigentümlichem Lecken mit der Zunge behaglichst verzehren. Beine und Flügel werfen sie schnöde beiseite.

Der Merlinfalk.

Falco aesalon, lithofalco, regulus, falconiarum, smirilus, sibiricus.

(Tafel 7, Fig. 1 und 2.)

Dieser reizende, kleine Edelfalk des hohen Nordens wird von manchen Naturforschern als Vertreter einer besonderen Sippe (Aesalon) angesprochen. Er nähert sich in vieler Hinsicht der Gruppe der Rötelfalken. Der charakteristische Bartstreif der Edelfalken ist beim Männchen nur schwach und beim Weibchen und den Jungen noch schwächer markiert. Auch finden ähnliche Farbenänderungen beim Männchen, beim Weibchen und bei den Jungen statt, welche die Rötelfalken kennzeichnen. Das Männchen hat eine breite dunkle Endbinde am Schwanz, wogegen das Weibchen und die Jungen fünf bis sechs schmale Querbinden zeigen, außerdem kommen noch manche Farbenverschiedenheiten vor. Der Schwanz ist etwas länger als die zusammengelegten Flügel, gebändert, kaum 1/4 seiner Länge hervorragend; Wachshaut, Augenkreise und Füße gelb; Mittelzehe ohne Kralle kürzer als der Lauf. Das alte Männchen oben aschblau mit schwarzen Schaftstrichen; unten rostgelb mit braunen Lanzettflecken. Das Weibchen und der junge Vogel sind von oben graubraun mit rostfarbenen Flecken und Federkanten; von unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken. Nach der dritten Mauser wird das Weibchen oben graublau und im hohen Alter dem Männchen ähnlich gefärbt. — Der Schnabel des alten Männchens ist hellblau, Wachshaut, Augenlider und Füße gelb, die Iris dunkelbraun. Die Wachshaut des jüngeren Männchens ist gelbgrünlich, die Füße hellgelb, die Krallen schwarz. Das Weibchen ist 2,5 cm größer, sieht dem jungen Vogel ähnlich, ist aber an der Brust weit stärker rostbraun gefleckt. Die Länge beträgt 26—30 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge im Bogen 1,6 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm.

Mag nach seinem Äußeren der strenge Systematiker ihn nicht der Gruppe der Edelfalken beizählen wollen, in seinem Wesen, seiner stolzen Haltung zeigt er sich als echter Edelfalke. Der Merlin ist ein liebreizender Vogel, der auch in der Gefangenschaft in nichts dem Baumfalken nachsteht, noch zierlicher erscheint, weil er noch kleiner ist. Die Flugfähigkeit des Lerchenfalken hat er nicht annähernd, sein Flug erinnert sehr an den des Sperbers. Er kann vermöge seiner kurzen Flügel gerade so jähe Wendungen ausführen, wie dieser, übertrifft ihn aber weit in Schnelligkeit und Bewegung. Flugspiele liebt er ebenso wie der Lerchenfalk. Obwohl der kleinste europäische Edelfalk, steht der Merlin an Raubfertigkeit, Mut und Kühnheit hinter keinem seiner Gruppe zurück. Auch er greift ohne Bedenken Vögel an, die viel größer sind, als er; alles Kleingeflügel bietet ihm die nötige Nahrung. Dabei kann aber von einer Schädlichkeit des Merlin nicht die Rede sein, denn seine Heimat, die Tundra, dann Island, die Faröern, Nord-Schottland, Nord-Skandinavien, Lappland, wahrscheinlich auch der höchste Norden von Amerika, ist so reich an Vögelchen und so arm an Menschen, daß der Merlin und alle seine Verwandten eine irgendwie ersichtliche Abnahme des Vogellebens nicht bewirken kann. Nur in Nord-Schottland klagt man ihn leidenschafttich des Raubes der Moorhühner an und schießt ihn ab. Vereinzelt hat der Merlin, der jeden Winter Deutschland besucht, auch schon in Deutschland gebrütet, im Thüringer Wald, auf dem Riesengebirge, in der Lausitz. Er brütet im Juni, sein Horst enthält 3—4 Eier, welche auf braunlichgelbem Grunde viele braunrote Punkte, Fleckchen und verlaufene marmorartige Zeichnungen haben. Seine Stimme klingt „kri, kri kri kri“ und angenehm „keihä“.

Als Beizvogel auf kleines Federwild bis zur Größe der Enten war dieser herzallerliebste kleine und doch so todesmutige Räuber sehr hoch geschätzt. Er war der Lieblingsfalk jagdlustiger Frauen,

ein besonderer Liebling auch der Kaiserin Katharina der Zweiten. Brehm sagt von ihm: „Geraume Zeit habe ich selbst einen gepflegt. Man darf wohl sagen, daß er eine höchst anziehende Erscheinung im Käfige ist. Als echter Edelfalk trägt er sich stets hoch aufgerichtet und hält sich immer nett und sauber. Dank seinen ebenso zierlichen als gewandten Bewegungen weiß er sich auch im kleineren Raume fliegend so zu benehmen, daß er sich selten die Schwingen abnutzt. Mit dem Wärter befreundet er sich bald innig, und wenn man sich viel mit ihm abgiebt, wird er so zahm wie irgend ein Mitglied seiner Familie." Pflege und Aufzucht sind genau die des Lerchenfalken.

Gruppe Rötelfalk. Cerchneis.

„Liebreizend" ist der richtige Ausdruck für diese Gruppe kleinster Falken, die uns neben entzückender Gestalt, wundervoller Färbung und höchst anziehenden Flugspielen und -künsten, ganz insbesondere durch ihre hohe Nützlichkeit nahe treten. Alle Länder, welche von der Heuschreckenplage heimgesucht werden, halten die Rötel- und Rotfußfalken thatsächlich heilig, nur der deutsche Sonntagsschütze schießt den Turmfalken sinnlos und zwecklos weg. Von der Edelfalken-Gruppe unterscheiden sich die Rötelfalken durch höhere Füße mit dickeren und kürzeren Zehen, durch kürzere, weniger harte Schwingen, den langen, stark zugerundeten Schwanz. Je nach dem Geschlechte und Alter haben sie verschieden gefärbtes Kleid.

Obwohl sie sehr gut fliegen, erreichen sie doch in dieser Kunst die Edelfalken nicht, übertreffen diese aber in der Eigenschaft des Rüttelns, das sie unzähligemal des Tages und jedesmal auf sehr geraume Zeit ausführen. Sie sind munterer, liebenswürdiger als die Edelfalken, viel zu Spiel und Kurzweil aufgelegt, stecken überhaupt voll Keckheit und Necklust. Mit Ausnahme des Turmfalken gehören sie dem südlichen, insbesondere südöstlichen Europa an, der Turmfalke ist auch in Deutschland sehr häufig. Wir haben in Europa 3 Arten von den 22 Arten der Gruppe.

Der Turmfalke.

Falco tinnunculus, fasciatus, brunneus, Cerchneis tinnuncula, Tinnunculus alaudarius.

(Tafel 7, Figur 8 und 9.)

Er ist auch sehr bekannt unter den Namen Mauer-, Kirch- und Rotfalke, Rötel- und Rüttelfalke, Rötelweib, Graukopf, Steinschmack, Sterengall.

Die Wachshaut, Augenkreise und Flügel sind gelb, Krallen schwarz, der Zahn am Oberkiefer stumpf. Mit zugerundetem Schwanze, rostfarben schwarzgeflecktem Oberleibe, gelblichweißem, mit braunen Lanzettflecken bezeichneten Unterleibe ist er nicht zu verkennen. Die Spitze der ersten Schwinge steht der vierten näher als der dritten, reicht nur 12 mm über die fünfte hinaus. Die Schwingen sind dicht unter der Verengung ihrer Außenfahne gegen 2 cm breit; der Schwanz reicht mit dem Endviertel über die Flügel hinaus. Beim Männchen ist Kopf und Schwanz aschgrau, letzterer mit einer schwarzen Binde vor der weißen Spitze, das Weibchen und der junge Vogel weisen roströtlichen, schwarzbraun gefleckten Kopf, rostfarbenen, schwarzgebänderten Schwanz auf. Länge 32 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 14,5 cm, Schnabellänge im Bogen 2 cm, Höhe des Laufes 4,8 cm. Das Weibchen ist einige Centimeter länger.

Dieser wahrhaft schöne und im Wesen so liebenswürdige Falke ist Zugvogel, der uns ziemlich spät im Herbst verläßt und im März schon wieder kommt. Heuglin traf ihn oft in Ostafrika, wo er wie bei uns, zwischen März und Mai brütet und zwar in Ruinen, auf Gräbern und Felsen. „Im September und Oktober" — schreibt Heuglin — „vermehrt sich die Zahl dieser Raubvögel ganz be-

trächtlich durch die aus dem Norden her wandernden, welche sich über Arabien, Nubien, Habesch und Ostsudan ausbreiten und zeitlich zu Ende des Winters ihre Rückreise antreten."

Bei uns nistet er, wo es immer viele Mäuse giebt, auf Felsen, Türmen oder hohen Bäumen, unbedingt will er eine hohe Warte. Im April beginnt er mit dem Horsten, am liebsten sind ihm entschieden Felsen- und Mauernischen, andernfalls nimmt er ein altes, hochstehendes Krähen- oder Elsternest, es zu erobern fehlt ihm die Kraft. Sein Gelege besteht aus 4—5 Eiern (Tafel 46, Figur 7), welche auf gelblichem Grunde mit rötlichen Flecken so dicht besetzt sind, daß ersterer nur wenig durchscheint; innerlich sind sie gelb. Wo er erscheint, ist er nicht zu verkennen, ihn kennzeichnet sofort die Eigentümlichkeit des Rüttelns, — er hält mit hochflatternden Flügeln an ein- und derselben Stelle still, — auch fliegt er selten in gerader Richtung, sondern schwenkt häufig im Bogen ab. Der Turmfalke lebt fast ausschließlich von Mäusen und großen Insekten, insbesondere Heuschrecken, auch kleinen Fröschen, Eidechsen u. dergl. Er kann gesunde, flugfähige Vögel überhaupt nicht greifen; daß er doch gelegentlich einen jungen Vogel fängt, mag ja wahr sein, nimmermehr aber, daß er deshalb unter die schädlichen Vögel zu rechnen ist! v. Riesenthal sagt: „Sein Schädlichkeitsvotum rührt nur von Jägern her; kein beobachtender Ornithologe, dessen Urteil entschieden maßgebender ist, weil er die Vögel sicherer kennt und unparteilicher urteilt, hat ihn bis jetzt verurteilt. Der Turmfalke gehört zu unseren angenehmsten Vögeln und belebt durch sein munteres Wesen und durch sein wohlklingendes „kliklikli", bei dem er mit seinem Falkenfluge sich um seinen Horst tummelt, unsern Wald." Er leistet bei uns in der Vertilgung der Mäuse und Insekten viel, in den Ländern der Heuschreckenschwärme außerordentliches.

Ich kann Riesenthals Worte, insbesondere was er von den Jägern sagt, nur voll bestätigen. Geschweige von „Krethi und Plethi", die im Besitze einer Jagdkarte alles niederknallen, von der Kuh bis zum Zaunkönig; nein, auch über die Herren der grünen Farbe, treffliche, kernige, biedere Männer, habe ich gerade den Turmfalken betreffend, oft sehr gestaunt. Nachdem ich selbst einen Turmfalken aufgezogen, vier Jahre im Besitze gehabt, und dann das herrliche Geschöpf an einen Freund, Dr. v. H. in Starnberg, verschenkt habe, wird mir jeder zugestehen, daß ich den Turmfalken genau kenne. Und dennoch bezeichnete mir ein hoher Forstbeamter einen fliegenden Habicht (der noch einmal so groß ist!) als Turmfalken — sicher, weil der Habicht die Frechheit hatte, innerhalb des Luftkreises von München zu fliegen — und bestritt auf das Leidenschaftlichste meine Gewißheit mit der Behauptung, daß der Habicht gar nie in Turmhöhe fliege, sondern nur hart über den Boden hin und nie in die Städte komme; und andererseits rechnete mir ein Forstmeister in Franken alle Schändlichkeiten des Sperbers als Greuelthaten des harmlosen Turmfalken auf, so daß auch hier die Verwechselung offenkundig war. Wenn dann gar ein dritter Forstmann, ein tüchtiger Schriftsteller, den Turmfalken erwachsene Hasen morden läßt — ja da hört sich eben alles auf und man kann nur dem Jammer Ausdruck geben, daß unter solcher grasser naturwissenschaftlicher Unwissenheit der nützlichste Vogel so schwer zu leiden hat! Wer je den taubengroßen, schwach bewehrten Turmfalken gesehen hat und sich nun denselben als Hasenerwürger denkt, der muß sich doch der ungezügeltsten Heiterkeit hingeben. Ebensowenig glaube ich, daß der Turmfalke Lerchen fängt. Wer hat das gesehen? Wer hält das für möglich, der einen Turmfalken jagen sieht, seine Schnelligkeit und die Fluggewandtheit einer Lerche bedenkt? Denkbar ist, daß er Küchelchen der Rebhühner, die ohne den Schutz der Alten etwa noch herumlaufen, und frischgesetzte Hasen greift, das wären Ausnahmefälle. Einen jungen Sperling greift er öfters, das ist kein Schaden. Er ist ja so leicht zu beobachten, bei allem was er greift, daß wir wirklich nun bald uns klar sein sollten über seine Nahrung. Heuschrecken und große Käfer verzehrt er fliegend; sieht er sein erklärtes Lieblingswild, die Maus, so bleibt er hastig die Flügel schlagend oft eine halbe Minute unverrückt an einer Stelle in freier Luft stehen (er „rüttelt"), dann stürzt er wie ein Stein mit angezogenen Flügeln fast senkrecht zum Boden und selten greift er nun fehl. Nach kurzem Hinrichtungswerk am Boden sieht man ihn schwer sich heben und kann in den herabhängenden Fängen recht gut sehen — mit einem guten Glas natürlich — was er trägt. Es wird stets eine Maus sein.

In der Gefangenschaft ist der Turmfalke — wie alle Rötelfalken — ein wahrhaft prächtiger Hausgenosse, der viel Vergnügen, keinen Verdruß bereitet. Reinlich, sauber, hat er nicht die abscheuliche Eigenschaft der Raubvögel, den Kot weit von sich zu spritzen, sondern läßt ihn hübsch manierlich fallen.

Er ist nicht stürmisch, gegenteils sanft und ruhig überlegt, er verstößt daher sein Gefieder sehr lange Zeit nicht. Jung aufgezogen, thut er kleinen Vögeln nichts zu leide. Im übrigen gilt alles bei Merlin- und Lerchenfalken Gesagte auch bei der Verpflegung und Haltung der Rötelfalken. Zur Aufzucht der jungen Falken verwendet man am besten junges Rind- und Schweinefleisch, tüchtig mit dem Messerrücken geklopft und in recht kleine Stücke geschnitten. Die jungen, nicht flüggen Falken müssen viel Bewegung haben, namentlich auf den Fingern auf- und abklettern, sonst werden sie zu leicht schwache Krüppel. Ameisenpuppen, Heuschrecken und Käfer versäume man nicht zu füttern, später bilden sie und Mäuse das Hauptfutter. An Zutraulichkeit, Zahmheit, sanftem, liebreizenden Wesen werden die Turmfalken nur von ihren beiden noch zierlicheren und noch schöneren Vettern, dem Rötelfalken und Abendfalken übertroffen.

Der Rötelfalke.

Falco cenchris, tinnunculoides, Cerchneis cenchris, Erythropus cenchris.

(Tafel 7, Figur 6 und 7.)

Italienischer Turmfalke, gelbklauiger Falke, kleinster Rotfalke. Dieses reizende Raubvögelchen gehört dem Süden Europas an, kommt übrigens auch selten in Süddeutschland vor.

Er sieht dem Turmfalken zum Verwechseln ähnlich, ist schwächer als dieser und unterscheidet sich sofort durch seine gelblichweißen Krallen. Beim alten Männchen sind der Kopf, die großen Flügeldeckfedern, die Hinterschwingen und der Schwanz bläulich aschgrau, die Federn des Rückens ziegelrot ohne alle Flecke, Brust und Bauch gelbrötlich, mit sehr kleinen Schaftflecken. Das Weibchen ist dem des Turmfalken völlig ähnlich, aber lichter mit weißbläulichem Schwanz. Länge 29 cm, Flugbreite 64,5 cm.

Spanien, Malta, Süditalien, Türkei und ganz besonders Griechenland, dann Kleinasien mit Persien, Marokko, Algerien und Tunis sind seine Heimat. Heuglin giebt von ihm an, daß er im Herbst und Frühjahr als Zugvogel Ägypten, Arabien, Nubien, Kordofan und Abessinien besucht, oft sich in großen Gesellschaften in Akazien- und Dattelwaldungen findet. In Ägypten verweilt er von Mitte März bis Anfang Mai und erscheint auf dem Widerstrich im September und Oktober. „Einzelne Paare sollen in den Mauern der Festungswerke von Alexandrien brüten" (1874). 1869 schreibt er: „Am 18. Februar ein ganzes Heer dieses Falken am Blauen Nil über einem niederen Walde, welcher voll von Wanderheuschrecken."

In Gesellschaft hält sich der Rötelfalke stets, nur selten wird man ein einzelnes Pärchen sehen. Mit Turmfalken und Abendfalken hält er innige Freundschaft. Er ist in noch viel ausschließlicherem Grade Kerbtierfresser wie der Turmfalke, so lange er Wanderheuschrecken haben kann, frißt er wohl gar nichts anderes.

In der Gefangenschaft ist er über alle Schilderung lieb und anschmiegend, doch höchst empfindlich gegen Kälte. Der Frost einer Winternacht tötet ihn sicher, wenn er nicht sorgfältig vor demselben geschützt wird. Die Verpflegung gleich wie bei dem Turmfalken.

Der Abend- oder Rotfußfalke.

Falco vespertinus, rufipes, barletta, Cerchneis vespertinus, Tinnunculus vespertinus.

(Tafel 7, Figur 3, 4 und 5.)

In ihm haben wir den schönsten aller Falken vor uns, der etwas größer ist als der Rötelfalke, 31 cm lang, 75—78 cm Flugbreite. Im ausgefärbten Kleide prangt das Männchen mit dunkelrostrotem Unterbauch, Hosen und Unterschwanzdeckfedern, gleichmäßig schieferblauem Obergefieder, der Schwanz ist etwas dunkler blau. Die Wachshaut, der nackte Ring ums Auge, sowie die Füße sind ziegelrot, der Schnabel ist hinten gelb, vorn hornbläulich. Das Weibchen ist auf Kopf und Nacken hellrostfarben, auf dem übrigen Oberkörper blaugrau, auf Mantel und Schwanz dunkler gebändert, am Vorderhalse und auf den Halsseiten, mit Ausnahme der braunen Bartstreifen, weiß, auf dem übrigen

Unterkörper rostgelb mit einzelnen braunen Schaftstrichen. Wachshaut, Augenring und Füße sind orangerot. Im Jugendkleid ist der Oberkörper dunkelbraun, jede Feder rostgelblich gerandet, der Schwanz rostgelb, gebändert. Der Unterkörper von der weißen Kehle ab rostgelblich, mit breiten, braunen Längsflecken.

In Europa geht der Abendfalk nördlich bis Ungarn, Polen, Rußland bis St. Petersburg. In Deutschland hat man ihn schändlicherweise schon mehrmals abgeschossen, wo er horsten wollte. Der alte Koch in seinem „System der bayerischen Zoologie“ (Nürnberg 1816) kennt den „rotfüßigen Falk“ als Zugvogel genau, schildert ihn ganz richtig und führt ihn als Brutvogel im bayerischen Franken auf. Den Rötelfalken kennt Koch dagegen nicht. Heute erscheint er dort nur hie und da als seltener, offenbar verirrter Gast. Im südöstlichen Europa ist er gemein, schon in Serbien und der Walachei sehr häufig. Heuglin fand den Abendfalken als nicht ganz regelmäßigen Wintergast in Nordostafrika, als Brutvogel gilt er in Algerien, Tunis, Tripolis, Guinea.

Den Namen Abendfalke hat der entzückende Vogel, der fast stets in großen Gesellschaften lebt, da er, je mehr der Abend herankommt, um so reger in allen Bewegungen wird, weil mit hereinbrechender Nacht mehr und mehr Kerbtiere ihre Schlupfwinkel verlassen und umherschwirren. Und er nährt sich fast ausschließlich von Kerbtieren, die er stets im Fluge verzehrt. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit welcher sie kleine, auf dem Boden kriechende Käfer aufnehmen, zwischen ihren kurzen Klauen festhalten und im Fluge verspeisen. Oft noch spät nach Sonnenuntergang sieht man diese Falken ihrem Fange obliegen und erst, wenn die Nacht dunkel herangebrochen ist, ihren Schlafplätzen zufliegen. Ganz mustergiltig beschreibt Brehm in seinem Tierleben den Abendfalken:

„In den von mir bereisten Steppen des südlichen Westsibiriens und nördlichen Turkestans gehört der Abendfalk zu den so regelmäßigen Erscheinungen, daß man sagen darf, er fehle dem Gebiete ebensowenig, wie die Schäfchenwolke am Himmel. Nur äußerst selten habe ich ihn einzeln, vielmehr fast stets in Gesellschaften und immer in Gemeinschaft des Rötelfalken beobachtet, mit dessen Thun und Treiben das Seinige bis auf das Genaueste übereinstimmt. Treue Genossen sind diese beiden reizenden Falken fast überall und was man von dem einen sieht, wird man auch von dem anderen erfahren. Wo in der Steppe Ruheplätze für sie vorhanden sind, wo es eine Telegraphenleitung giebt, wo der Weg für die Winterszeit durch Pfähle, kegelförmige, mit Erde ausgefüllte Körbe oder eingerammte Stangen mit 2—3 in gewisser Weise verschnittenen Zweigen angemerkt wurde, fehlen sie gewiß nicht. Sie sitzen auf allen diesen Erhöhungen, ihren Warten, ausruhend, verdauend und gleichzeitig nach neuer Beute spähend, deshalb wachsamen Auges die Gegend überschauend, erheben sich, durch das Geräusch des herbeirollenden Wagens und das Geklingel des Deichselpferdes aufgeschreckt, und betreiben nunmehr ihre Jagd nach alter Gewohnheit. Mit einigen pfeilschnellen, gewandten Flügelschlägen, vielfach an die echten Edelfalken erinnernd, eilen sie eine Strecke weit weg, beginnen zu schweben und halten sich nunmehr, kaum bemerkbar rüttelnd, genau auf einer und derselben Stelle, fliegen ein wenig weiter und verfahren wie früher. Nicht selten sieht man ihrer 10, 20, 30 beider Arten gemischt zu gleicher Zeit über der Steppe schweben. Einer nach dem andern fährt zum Boden herab, verweilt einen Augenblick, um ein kleines Kerbtier aufzunehmen, schwingt sich hierauf von neuem empor und beginnt wie vorher das alte Spiel. Im Vollbewußtsein ihrer Sicherheit lassen sie sich hierbei durch den Beobachter nicht im geringsten stören, betreiben über dessen Kopfe ihre Flugkünste, stoßen sich neben ihm herab auf den Boden, lassen sich sogar durch ein angezündetes Feuerchen von Ferne herbeilocken. Nur wenn sie ausruhend auf den Telegraphendrähten oder Merkzeichen am Wege sitzen, warten sie nicht immer die Ankunft eines auf sie zuschreitenden Menschen ab, sondern fliegen nicht selten aus doppelter Schußweite davon, um nach kurzem Fluge rüttelnd still zu halten und zu jagen. Sind sie nunmehr wiederum beschäftigt, so achten sie desselben Menschen, welcher sie früher verscheuchte, nicht weiter und treiben es über seinem Haupte wie vorher beschrieben. Ich habe es mir zu besonderem Vergnügen gereichen lassen, stundenlang unter ihnen zu sitzen und ihnen zuzusehen; ich habe das Gewehr auf sie gerichtet, um zu erproben, ob sie rüttelnd wirklich genau auf einer und derselben Stelle sich halten, wie es den Anschein hat und thatsächlich sich erweist: und ich habe sie dann unbehelligt ziehen lassen, weil mich ihr ganzes Gebahren im höchsten Grade anmutete.“

Die Stimme ist ein hellgellendes „kikiki“; der Horst enthält Ende Mai 4—5 Eier, welche eine gelblichweiße Grundfarbe haben, die aber durch blasse und dunkelrotbraune Flecken und marmorartige

Zeichnungen fast verdeckt ist. In der Gefangenschaft ist er ebenso hinreißend liebenswürdig wie der vorhergehende. Die Verpflegung ist dieselbe, doch nimmt er, jung aufgezogen, ganz gerne mit Ameisenpuppen, Weißwurm und geriebenen gelben Rüben vorlieb! Heuschrecken und Käfer sind ihm so viel wie möglich zu reichen.

Die Weihen. Circus.

Die (Unter-)Familie der Weihen ist auf das Nächste zusammengehörig mit den Milanen, hat aber doch ganz eigenartige Gestalten, schlank, mit dickem Kopfe, der durch den Federwulst um die Augen, den „Schleier", an die Eulen erinnert. Sie sind mittelgroße Raubvögel, mit kleinem, schwächlichem Leibe, kleinem, zartem, etwas zusammengedrücktem, schon von der Wurzel an gekrümmten Schnabel mit stumpfem Zahne, sehr langen, schlanken und kurzzehigen Ständern, großen, langen, ziemlich schmalen Flügeln, mittellangem, breitem Schwanze. Im Fittige überragen die dritte und vierte Schwinge die anderen, die erste ist auffallend kurz. Den Lebensgewohnheiten nach, sowie auch dem ganzen Bau entsprechend, wird es am richtigsten sein, ihnen die Wespenfalken zuzuzählen, welche früher den Bussarden und den Milanen zugesellt wurden, mit denen sie doch nur eine ganz oberflächliche Ähnlichkeit haben, von deren Lebensgewohnheiten sie aber völlig abweichen. Mit den Weihen haben sie auch die Art des Jagens überein, das abscheuliche Ausrauben der Vogelnester bei absoluter Unfähigkeit, erwachsene Vögel zu fangen. Immerhin bilden die Wespenfalken (Pernis), von deren vier Arten wir in Europa eine haben, auch unter den Weihen eine durch auffallende Verschiedenheiten ausgezeichnete Gruppe.

Der Wespenbussard.

Pernis apivorus, communis, Falco apivorus, dubius, Accipiter lacertarius, Buteo apivorus.

(Tafel 5, Figur 1 und 2.)

Seiner wohlbewehrten Hauptnahrung entsprechend hat der Wespenbussard, Wespenweih, Wespenfalk, der Froschgeier, Sommermauser und wie er noch genannt wird, keine Bartborsten, aber kurze, harte Federchen auf Scheitel und Wangen; die Nasenlöcher sind ritzförmig, parallel dem Rande des Kiefers. Das alte Männchen hat einen schönen, mohnblauen Kopf und Oberhals, Wachshaut schwärzlich und gelb gemischt, die Oberseite braun mit hellen Federkanten, Vorderseite weiß mit braunen Flecken, Hosen quer gebändert, Fänge gelb, Iris gelb, Schnabel grauschwarz. — Das alte Weibchen ist wenig größer, am Kopfe weniger grau, Unterseite stets dunkler als beim Männchen. — Der junge Vogel hat ockergelbe Wachshaut, Iris graugelb, Kopf gelblichweiß, Oberseite dunkelbraun mit weißen Federrändern, Unterseite weiß. — Die Länge beträgt circa 54 cm, die Flugbreite 124 cm, Schwanzlänge 26 cm, Schnabel 2,5 cm, Laufhöhe 6 cm. Das Gefieder ist härter und dichter als das der anderen Weihen.

Die hervorragendste Eigenschaft des Wespenweih, abweichend von den Fähigkeiten aller unserer Raubvögel, ist, daß er nicht nur rabenartig, mit hochgetragenem Halse und gesträubten Nackenfedern einherschreitet, sondern unglaublich hurtig, wie eine fliehende Henne dahinläuft. Im übrigen sagt Naumann von ihm: „Der Wespenbussard ist ein sehr unedler, feiger Vogel und übertrifft in dieser Hinsicht alle anderen einheimischen Raubvögel. Gutmütigkeit und Furchtsamkeit, auch dummer Trotz sind Grundzüge seines Charakters. Er ist scheu und fliegt langsam und schwerfällig, auch meistenteils nur niedrig über den Boden dahin. Fliegend bewegt er die Schwingen mit matten, bei Wendungen ziemlich ungeschickten Schlägen, gleitet oft streckenweise auch ganz ohne diese durch die Luft und wendet sich dann auch leichter, fliegt überhaupt sanfter und noch träger als die Bussarde. In seinem Betragen verrät er die größte Trägheit. Man sieht ihn stundenlang auf einem Flecke, mehrenteils auf Grenzsteinen und einzelnen Feldbäumen sitzen und auf Raub lauern. Die Stimme ist ein hastiges „Kikikik", welches zuweilen mehrere Minuten in einem Zuge fortdauert." — Dieses Charakterbild ändert sich aber sehr wesentlich zur Liebeszeit. Ende April erst kommt der Wespenweih, einer der letzten Zugvögel, zu uns und sofort beginnt dann das Liebesleben. Er ist entschieden zu faul, ein eigenes Nest zu bauen, sucht daher einen verlassenen Bussard- oder Milanhorst oder ein Krähennest, schmückt aber dieses überreich mit grünem Laube und bekundet eine sehr deutliche, harmlose Freude über das gefundene Heim, in

dem abwechselnd Männchen und Weibchen — lange vor dem Eierlegen — stundenlang sitzen und sich abwechselnd mit Liebesspielen ergötzen. Diese bestehen in ganz wundervollen Flugkünsten und es ist, wie Naumann auch bemerkt, „sehr ergötzlich, bei heiterem Wetter diesen Spielen über dem Nistplatze zuzusehen, wie das Paar ohne Flügelschlag zunächst in weiten Kreisen sich immer höher hinaufdreht, dann das Männchen allmählich sich hoch über das Weibchen erhebt, nun aus größter Höhe mit fast senkrecht nach oben gestellten Flügeln und einer eigentümlichen, schnell schüttelnden Bewegung derselben wieder zu ihm sich herabläßt, jedoch sogleich wieder zu voriger Höhe heraufschraubt, um sich auf jene Weise abermals herabzusenken, dann wieder aufzusteigen und so dieses anmutige Spiel viertelstundenlang zu wiederholen."

Die Nahrung des Wespenweih besteht in Fröschen, Eidechsen, Schlangen, Käfern, Raupen, Würmern, fliegenden Insekten, Vogeleiern, jungen Vögeln, Mäusen, auch den Hamster meistert er, alles aber überrascht und fängt er flinken Laufes. Ganz vorzüglich aber sucht er die Nester der Wespen und Hummeln auf, scharrt wie eine Henne die Erde nach ihnen auf, frißt dann die Waben und deren Brut. Die ihn wütend umschwärmenden Insekten weiß er so geschickt wegzuschnappen, daß sie quer in den Schnabel kommen, worauf er durch einen kräftigen Biß einen Teil des Hinterleibes samt dem Stachel ablöst und fallen läßt. Die harten Fußschilder und das derbe Gefieder vor den Augen schützen ihn vor den Stichen der gefährlichen Insekten. In der Gefangenschaft fressen sie so leidenschaftlich gerne Obst, insbesondere Beeren, daß man mit Sicherheit annehmen kann, sie werden solche in der Freiheit auch suchen.

Der Wespenweih ist bei uns nur kurze Zeit, er kommt Ende April und verläßt uns schon im August, spätestens Anfang September. Der gesellige Vogel tritt familienweise in den Zug ein und vereinigt sich während desselben in Gesellschaften von 50—100 Stück, manchmal erscheinen in kurzen Zwischenräumen an die Tausend. Während des Zuges treiben diese Familien oder Gesellschaften bei schönem, warmem Wetter noch die schönsten Flugspiele. Erst Ende Mai findet man die 56 mm langen, 46 mm breiten Eier (Tafel 46, Figur 8), meist 2. Dieselben haben eine kurze, starkbauchige Form, sind feinkörnig, mit etwas Glanz, gelbgrünlichweiß, mit ineinander verlaufenden bleich rostfarbigen Zeichnungen getrübt, und auf diesen mit hellerem oder dunklerem Rostbraun bespritzt, gefleckt und marmoriert. Die Brutzeit währt 22 Tage. Auffallend lange Zeit bedürfen die Jungen, um selbständig zu werden, sie sitzen lange im Horste und auch nach dem Ausfliegen lassen sie sich noch lange von den Alten füttern, von denen sie sich den ersten Sommer überhaupt nicht trennen und mit denen sie den Zug antreten. Das Nest mit Jungen verrät sich unverkennbar dadurch, daß es in ihm von Ameisen und Wespen wimmelt, verstümmelte Wespen und Waben mit Wespen oder Hummelbrut liegen weit umher. Übrigens erhalten die Jungen nicht nur Insekten aller Art, sondern auch junge Vögel und Mäuse.

Jung ausgenommen, ebenso wie im späteren Lebensalter gefangen, wird der Wespenweih sehr zahm und anschmiegend, fliegt ein und aus und benimmt sich gerade wie ein gefangener Rabe, nicht aber wie ein Raubvogel. Gegen Hunde und Katzen zeigt er viel Mut, greift sie anfangs unbedenklich an, lernt es aber, sich mit ihnen zu vertragen. Sonnenschein liebt er sehr, Winterkälte würde ihn töten, wenn er derselben ausgesetzt würde. Andere Vögel und Vögelchen belästigt er nach allen bisher gemachten Erfahrungen nicht, geht gegenteils innige Freundschaft mit ihnen ein. Semmel in Milch geweicht frißt er sehr gerne, Eier stiehlt er, wo er sie findet. Wie die Raben, fressen sie alles, was sie erwischen: Brot, Fleisch, Käse, mit Vorliebe, wie oben schon erwähnt, Obst. Wenn man sie vor Kälte schützt, sind sie leicht zu halten und ersetzen an Drolligkeit nahezu den Staren. Ungeachtet seiner Räubereien ist der Wespenweih durch Vertilgung des abscheulichen Wespenungeziefers nützlich.

Der Gleitaar.

Elanus melanopterus, coeruleus, caesius, Falco coeruleus, Buteo vociferus.

Die Gleitaare sind in Europa nicht eigentlich heimisch, obwohl sie in allen anderen Erdteilen gut vertreten sind, doch kommt von ihren fünf Arten Elanus melanopterus nicht nur häufig als Gast nach Europa, insbesondere Spanien, Süditalien, Griechenland und Dalmatien, sondern es haben sich auch einzelne Exemplare bis Deutschland verflogen und wurden hier als Seltenheit erlegt. In der Lebensweise stimmt der Gleitaar sehr mit unseren Weihen überein, hat auch das weiche, seidige Gefieder derselben.

Er ist auf der Oberseite schön aschgraublau, auf Stirn und Unterseite weiß, auf Flügeldecken und Schultern schwarz. Ein schwarzer Fleck steht vor dem Auge und zieht sich als schmaler Strich über demselben bis zur Schläfe fort. Die Handschwingen, mit Ausnahme der letzten, sind dunkelaschgrau, an den Spitzen schwärzlichbraun, die letzte an der Wurzel innen weiß; die Armschwingen aschgrau, innen weiß, die beiden mittelsten Steuerfedern aschgrau, die übrigen weiß, außen mit graulichem Randsaume, die äußersten reinweiß. Das Auge ist prachtvoll hochrot, der Schnabel schwarz, die Wachshaut wie der Fuß orangegelb. Das Weibchen ist etwas größer, im übrigen dem Männchen völlig gleich. Länge des Männchens ist 31,5 cm, Breite 73 cm, Flügellänge 27,5 cm, Schwanzlänge 12,5 cm, Schnabellänge 2,3 cm, Lauf 3,6 cm. Der junge Vogel ist oben dunkler mit braunrötlichem Anfluge, der auf dem Kopf am stärksten ist, hier mit dunkleren Schaftflecken, sämtliche Schwung- und Schwanzfedern mit sehr breiten, weißlichen Enden, welche an den ersten noch von verwaschener Rostfarbe begrenzt werden. Brust und untere Halsseiten hellgraulich-rostfarben, am Rande heller; Unterbrust weißlich, blaß angeflogen mit schmalen, dunkelbraunen Schaftstrichen. Die mittleren Schwanzfedern sind rötlichgrau, die übrigen mit weißen Außenkanten, von einer bänderartigen Zeichnung zeigt sich daran nichts. Die Iris fahlockergelb, beim Nestvogel hell umbrabraun.

v. Heuglin schildert den Gleitaar, den er des öfteren beobachtet, wie folgt: „Er ist einer der häufigeren Raubvögel des unteren und mittleren Ägyptens, seltener schon im Asuan und nördlicheren Nubien; in den südlicheren Teilen der letzteren Provinz, bei Chartum, in Abessinien und Takah, den Bogos-Ländern, in Kordofan und am blauen und weißen Nil erscheint er ziemlich einzeln, nach unserer Beobachtung hier nur im Herbst und Winter. Zur letztgenannten Jahreszeit glaube ich ihn auch weniger häufig in Ägypten bemerkt zu haben.

Seine Lieblingsaufenthalte sind vornehmlich Dattelhaine, vereinzelte Palmen und andere Hochbäume im Kulturland und nahe am Rand der Wüste; auch Nil-Inseln, Gärten und Alleen besucht er. Das Paar hält jahraus jahrein zusammen, doch gehen die Gatten vereinzelt auf Nahrung aus, welche namentlich in Chiropteren, Feldmäusen und Heuschrecken besteht; auch Wüsten-Eidechsen und Vögel fanden wir im Magen des Gleitaars. Orthopteren werden meist im Flug gefangen und in der Luft verzehrt; auf kleine Wirbeltiere stößt dieser Raubvogel, nachdem er eine Zeit lang über ihnen gerüttelt hat, ziemlich hoch aus der Luft herab und trägt dann seinen Fang, den er mit Haut und Haaren frißt, auf Bäume. Der Flug ist niemals sehr hoch und rasch, aber leicht und weich; oft zieht unser Vogel kreisend über Stoppelfelder und Weideland hin, da und dort plötzlich anhaltend oder sich auch auf niedrigen Bäumen niederlassend. Er übernachtet auf hohen Palmgipfeln nahe am Stamm; hier soll er auch brüten. Brehm fand dagegen den Horst im Januar und März mit 3—5 Eiern oder Jungen auf niedrigen Zitronen- oder Nabaqu-Bäumen, ich auf vereinzelten Akazien zwischen März und Juli. Das ziemlich große Nest besteht aus Reisern, Halmen, Rasenstücken und Palmfasern und ist nach Brehm mit Mäuse-Gewöll und Mäusehaaren ganz bedeckt, sobald es Junge enthält. Die Eier sind auf grauweißem Grunde höchst unregelmäßig kirschbraun gefleckt und gestrichelt, so daß das Weiß kaum durchschimmert. Ihre Länge beträgt 3,5 cm, ihre Breite ist 3 cm. Ich fand einst 3 Junge und ein faules Ei, welch letzteres auffallend demjenigen des gemeinen Sperbers glich. Das Geschrei besteht in einem hohen und langen, wohltönenden Pfeifen. Die Exkremente haben einen auffallenden Bisamgeruch.

Der Kornweih.

Circus cyaneus, pygargus, gallinarius, cinereus, Falco cyaneus, Accipiter variabilis, Pygargus dispar, Strigiceps cyaneus.

(Tafel 8, Figur 4, 5 und 6.)

Mit ihm, der auch Blauweih, Weiß- und Blaufalk, Blauhabicht, Weißsperber, Spitzgeier, Ringelfalk, Weißfleck, Steingeier genannt wird, eröffnen wir die Sippe der Feldweihen und in ihm haben wir einen der schönsten Raubvögel unseres Erdteils vor uns.

Kornweih und der nachfolgende Wiesenweih sind sich sehr ähnlich, das alte Männchen des Kornweih ist aber durch rostrote Schaftstriche, die auf der weißen Unterseite stehen und dadurch, daß alle Schwingen erster Ordnung schwarz, die der zweiten licht aschblau mit schwarzem Querband durch die Mitte versehen sind (Bandvogel), leicht zu unterscheiden. Im übrigen ist das alte Männchen wie folgt gezeichnet: Kopf, Hals und Oberseite zart blaugrau, die übrige Unterseite und die oberen Schwanzdeckfedern weiß; die großen Schwungfedern auf dem Unterflügel an der Basis weiß, an der Spitze schwarz, die mittleren Schwanzfedern aschgrau, die äußeren weiß. Der Schleier geht vorn an der Kehle durch und ist sehr deutlich, fast wie ein Eulenschleier. Das jüngere Männchen hat das Gefieder oben braungrau, hell gefleckt, unten weiß mit braunen Schaftstrichen, die oberen Schwanzdeckfedern sind weiß mit braunen Schaftflecken, die großen Schwingen auf dem Unterflügel weiß und braun gebändert. Das Weibchen ist in diesem Alter vom Männchen sehr verschieden. Es ist oben dunkelbraun mit hell rostfarbenen Flecken, unten gelblichweiß mit braunen Lanzettflecken, die Schwingen sind graubraun, auf der untern Seite gebändert; die mittleren Schwanzfedern haben fünf aschgraue und fünf dunkelbraune Querbinden. Das alte Weibchen ist dagegen dem alten Männchen völlig gleichsehend, nur größer. Die jungen Kornweihen sind an der Oberseite braun mit Rostgelb gefleckt, die Unterseite rostgelb mit braunen Schaftstrichen, die großen Schwingen gebändert. Die Iris ist beim alten Vogel hochgelb, beim jungen braun. Länge 46 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanzlänge 21 cm, Schnabellänge 2,8 cm (im Bogen), Höhe des Laufes 7 cm. — Die Eier sind grünlichweiß, nur zuweilen mit kleinen Spritzflecken, 4—4,5 cm lang, 3 – 3,6 cm breit.

Leider zählt der so schöne Kornweih zu unseren schädlichsten Raubvögeln. Er vertilgt wohl viele Mäuse, aber noch viel mehr Bodenvögel, insbesondere Lerchen, jung und alt, und ungezählte Eier. Auch junge Hasen und Rebhühner bemeistert er spielend, andererseits vertilgt er Heuschrecken und die harmlosen Frösche und Eidechsen. Man sieht sie mit ihren schmalen, langen, vorn stumpfen Flügeln, in unsicher schwankem Flug und trägen Flügelschlägen ein paar Fuß über den Boden hinrevieren, mit jener Unsicherheit dahin, dorthin schwankend, ohne Eile, wie jemand, der etwas Verlorenes sucht. An diesem Flugbild erkennt man sofort den Weih, es fragt sich dann nur noch, ob man den Kornweih oder den Wiesenweih vor sich hat. Doch ist der erstere mehr auf Feldern, der letztere fast stets nur auf Wiesen anzutreffen. Immer blicken sie scharf auf den Boden. Ganz gegen die Gewohnheit anderer Raubvögel treibt der Weih diese Jagd hauptsächlich abends gleich nach Sonnenuntergang, denn das ist die beste Zeit, einerseits ruhende Lerchen und Rebhühner, sogar Fasanen, andererseits die ihre Löcher verlassenden Mäuse und Hamster zu überfallen. Die Beute verzehrt er meist an Ort und Stelle, selten trägt er dieselbe auf einen Stein, einen Misthaufen oder sonstige Erhöhung. Die Nachtruhe halten Korn- und Wiesenweih fast stets auf dem Boden, entweder in einer Feldhecke oder in langem Gras und Getreide, aber erst bei völliger Dunkelheit gehen sie zur Ruhe. An den gleichen Orten nisten sie, zu Ende Mai, sobald das Wintergetreide oder Gras lang genug geworden, um sie zu bergen. Auf der Erde wird ein großer Klumpen allerlei Genistes zusammengetragen, darein die 4—6 Eier gelegt. Die Jungen schlüpfen nach dreiwöchentlicher Brutzeit aus und bleiben lange im Neste. — Der Kornweih bewohnt ganz Mitteleuropa und Mittelasien, fehlt aber allen Gebirgsgegenden und ist in Hügelländern selten. Er kommt mit dem Wiesenweih im März, die Liebe begeistert auch ihn zu fesselnden Flugspielen, Mitte September zieht er fort. Bei der Schlauheit der Weihen ist ihre Jagd sehr schwer, eigentlich Sache des Zufalls. Die besten Verräter der Weihen sind die Krähen, die in ununterbrochenem Kriege mit ihnen liegen. Der Uhu, den er bitter haßt, lockt auf die Krähenhütte doch nur junge Vögel und diese lassen es nach einem Fehlschusse nie mehr zum zweiten kommen. Gefangen wäre der Kornweih ein ebenso schöner, wie ruhiger und vernünftiger Gast, aber er ist so heikel in der Kost, daß man ihn nur mit verschiedenen Vögelchen, großen Insekten, Fröschen und Mäusen in bunter Abwechselung längere Zeit am Leben halten könnte.

Der Wiesenweih.

Circus cineraceus, cinerarius und Montagui, Falco cineraceus, Strigiceps cineraceus, pratorum, elegans, Glaucopteryx cinerascens.

(Tafel 9, Figur 1, 2 und 3.)

Er heißt noch Bandweih, Wiesenweihe. In der Lebensweise dem vorigen ganz ähnlich, nahezu völlig gleich, doch ist er weit weniger schädlich. Er lebt von der Jagd auf laufendes, sitzendes, kriechendes Wild, nicht aber auf fliegendes. Seine fast ausschließliche Nahrung sind Hamster, Zisel, Feldmäuse, Frösche, hie und da ganz junge Hasen, ausnahmsweise Wachteln und junge Feldhühner. Der geringe Schaden, welchen er also anrichtet, steht in keinem Verhältnisse zu seinem Nutzen.

Er ist noch schöner als der Kornweih, auf Kopf, Nacken, Rücken und Oberbrust bläulich aschgrau, im Nacken und Rücken wegen der hervortretenden dunklen Federsäume dunkel aschgrau gefärbt, auf Unterbrust, Bauch und Hose weiß, durch schmale, rostrote Schaftstriche in hohem Grade geschmückt. Die Schwingen erster Ordnung sind schwarz, die der zweiten licht aschblau, durch ein schwarzes Band gezeichnet, die hintersten Armschwingen braungrau, die beiden Mittelfedern des Schwanzes aschgrau, die übrigen heller, so zwar, daß die äußersten fast weiß erscheinen, die beiden seitlichen Federn dagegen rostbräunlich, alle schwarz gebändert. Beim alten wie beim jüngeren Weibchen ist die vorherrschende Färbung der Oberseite braungrau, die der Unterseite weiß, mit kleinen, undeutlichen, rostfarbigen Flecken besprenkelt, der Scheitel rostrot und schwarz gestreift. Junge Vögel sind auch unterseits durchaus rostfarbig, ohne Flecke, die Federn der Oberseite aber dunkel braungrau, mit rostfarbigen Spitzensäumen. Über dem Auge steht ein weißer Fleck und unter diesem auf den Wangen ein großer dunkelbrauner. Der Bürzel ist weiß. Die Iris bei alten Vögeln lebhaft hochgelb, bei jungen braun. Länge 42 cm, Flugbreite 1,1 m, Schwanzlänge 20 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Laufes 6 cm. Die 4—6 Eier findet man Mitte Mai. Sie sind kalkweiß, sehr leicht ins Blaugrünliche spielend, ohne Flecken, 4,1 $\times$ 3,3 cm groß.

Entgegengesetzt dem Gebahren des Kornweih stürzt dieser doch so schwache Weih mit sinnloser Wut auf den Uhu, selbst Schüsse und der Tod von Genossen verjagt auf der Krähenhütte den Wiesenweih nicht. Aber schon wegen seiner Seltenheit ist es schade, diesen herrlich schönen Vogel abzuschießen. In allen übrigen Sitten und Gewohnheiten weicht er von dem Kornweih nicht ab.

Der Steppenweih.

Circus pallidus, Swainsonii, Falco macrourus.

(Tafel 8, Figur 7, 8 und 9.)

Steppenweihe, Blasse Weihe, Dalmatinische Weihe sind seine Bezeichnungen.

Auch der Steppenweih hat, insbesondere der alte Vogel, sehr viele Ähnlichkeit mit den vorigen. Das alte Männchen ist oben licht aschblau, die Schwanzfedern sind grau, nach außen etwas heller und haben 4—5 bräunliche Querbinden, die Unterseite ist weiß, die Schwingen sind dunkelgrau, Auge feurig gelb. Das alte Weibchen hat dunkelbraune Oberseite mit rostgelben Flecken, Unterseite ist rostgelb mit dunklen Schaftstrichen, die Schwingen sind unten gebändert, die Schwanzdeckfedern braun und weiß gebändert. Sie ist vom weiblichen Wiesenweih schwer zu unterscheiden. Der junge Vogel ist oben dunkelbraun mit rötlichen Kanten der Federn, seine Unterseite ist rostfarbig, wenig gefleckt; auf den Wangen und der Ohrengegend steht ein dunkelbrauner Fleck, die Schwingen sind unten gebändert; der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb, Augen erst tiefbraun, später braungelb. — Der Schleier ist wie bei der Kornweihe, die Füße sind zitrongelb. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Länge ist circa 45 cm, Flugweite 1 m, Schwanzlänge 21 cm, Lauf 7 cm, Schnabel 2,4 cm. Die Eier sind weiß, inwendig mit hellgrünlichem Schein und meist teils feiner, teils gröber gelb- oder rotbraun gefleckt.

Äußerst selten in Deutschland, wird der Steppenweih in den Donautiefländern sehr gemein, einer der allerhäufigsten Raubvögel. Sein ganzer Lebenswandel gleicht dem der vorigen vollständig. Er meidet förmlich den Baum, ruht und schläft auf der Erde. Zur Brut kommt auch er sehr spät, da er warten muß, bis das Gras, Getreide oder Rohr, wohin er seinen Horst baut, so hoch gewachsen ist, daß es diesen verdeckt. Es wird also stets Mitte Mai, bis seine 4—5 Eier zu finden sind. In Ägypten scheint der Steppenweih Standvogel zu sein, Heuglin erlegte dort Mitte Juni noch mehrere alte Männchen. Er nennt den Steppenweih als den im Herbst und Frühjahr häufigsten Weih Ägyptens und giebt an, daß er südlich bis Senar, Habesch und Kordofan zieht. Er hält sich dort namentlich

in der Steppenlandschaft und längs der Flüsse und Kanäle auf, streicht aber oft auch niedrigen, schwankenden Flugs über Kornfelder und überschwemmte Wiesen hin, ebenso traf Heuglin ihn auf Dünen längs des Seegestades und um die Lagunen zwischen Alexandria und Rosette, zuweilen mitten in der öden Wüste. Ihre Flugspiele zur Liebeszeit sind so lebhaft, daß sie mit denselben stets den Standpunkt ihres Nestes verraten. Auf den Uhu stößt der Steppenweih des Abends mit großer Leidenschaft.

Der Rohrweih.

Circus aeruginosus, rufus, arundinaceus, Falco aeruginosus.

(Tafel 8, Figur 1, 2 und 3.)

Rohrweihe, Rostweihe, Sumpf-, Schilf-, Wasserweihe, Rostfalke, Fisch- und Entengeier wird dieser schöne, starke, interessante, aber auch ganz außerordentlich schädliche Raubvogel genannt.

Er ist weitaus der stärkste Weih, das alte Männchen am Kopfe gelblichweiß, mit schwarzen Schaftstrichen, fast weißem, steifem Federkranz um die Augen, Hals und Brust sind schmutzig graugelb mit dunklen Längsflecken, Schultern, Rücken und Flügeldecken sind braun, hin und wieder ins Rostfarbige spielend, die äußeren Schwungfedern sind an der Wurzel schwarz, sonst aschgrau, an den Achseln ein großer, heller Fleck; der Schwanz ist hellgraubraun, Augen und Füße gelb, der stark abschüssige Schnabel und die Krallen schwarz. Das alte Weibchen ist auf Rücken und Vorderseite rötlichbraun, Kopf weiß mit kleinen, dunklen Schaftstrichen, Kinn und Kehle ebenso, auf den Schultern ein rostgelber, etwas braun gespritzter heller Fleck. Der junge Vogel ist auf Kopf, Kinn und Kehle gelblichweiß mit wenig feinen Schaftstrichen, an den Achseln ein gelber Fleck, sonst dunkel kaffeebraun. Wachshaut, Augen und Füße gelblich. — Die Länge beträgt 56 cm, Flugbreite 125 cm, Schwanzlänge 25 cm, Laufhöhe 8,5 cm, Schnabellänge 3,6 cm.

Ganz Mittel- und Süd-Europa, Westasien bis an die chinesische Grenze, Indien und Ägypten bewohnt der Rohrweih, soferne es den Bedingungen entspricht, die er an seinen Aufenthalt stellt: dichtes Rohr, hohe Wasserpflanzen oder ausgedehntes, über dem Wasser hängendes Weidengebüsch. Dort legt er auch seinen ziemlich hochgetürmten Horst an, den er aus Rohrstengeln, Binsen und Reisern baut. In ihm findet man im Mai 4—6 rundliche, einfarbig grünlichweiße Eier. Trefflich schildert den Rohrweih der verstorbene Kronprinz Rudolf von Österreich: „In den ausgedehnten Sümpfen Ungarns ist der Rohrweih vielleicht noch häufiger als in der norddeutschen Tiefebene und den Marschen Schleswigs und Hollands, in den übrigen Ländern Österreichs dagegen entweder gar nicht anzutreffen oder auf engbegrenzte Gebiete beschränkt, so beispielsweise in Nieder-Österreich, woselbst große Waldungen und trockenere, zu Feldern umgewandelte Landstriche mit einander abwechseln, auf die sumpfigen Stellen der Auwaldungen und die Ufer der Donau. Dies tritt umsomehr hervor, als der Rohrweih weniger noch als andere Arten seiner Sippe zu weiteren Streifzügen Veranlassung findet. Fast ängstlich vermeidet er, sein Wohngebiet zu verlassen und niemals wird man ihn im Walde oder im Gebirge begegnen. Schon trockenen Kornfeldern weicht er aus. Noch niemals habe ich ihn im Hügelland und Mittelgebirge gesehen. Selbst in jenen Waldgebieten, welche höchstens 10 Kilometer von seinem Wohnorte entfernt sind, vermißt man ihn, und zwar während der Zugzeit ebenso wie während der Brutzeit. In den Donauauen, welche er alljährlich in ziemlicher Anzahl bevölkert, hält er sich ebenfalls an ganz bestimmte Plätze. Es fällt auf, daß man ihn in hochstämmigen Gehölzen niemals antrifft, obgleich häufig einige 100 Schritte davon entfernt sein Horst gefunden werden mag. Lebensweise und Wesen kennzeichnen den Rohrweih als unedlen Raubvogel, welcher die hervorstechenden Eigentümlichkeiten dieser Tiergruppe nicht an sich trägt. Die Rohrweihen sind die zärtlichsten Eltern, welche man sich denken kann. Während alle übrigen Raubvögel, die Feldweihen ausgenommen, nach einmaligem Verscheuchen vom Neste sich mehr oder minder lange besinnen, ehe sie auf dasselbe zurückkehren, läßt sich der Rohrweih einigemale hintereinander vertreiben und kommt immer sogleich wieder zurück, häufig sogar angesichts seines Gegners. Wenn der Horst frei steht, versucht das Weibchen, welches wie bei anderen Weihen allein dem Brutgeschäfte obliegt, durch Niederlegen auf dem Boden und Abplatten seines Leibes dem Auge sich zu entziehen und steht erst, wenn man sich auf 2—3 Schritte genähert hat, unter lautem Geräusche vom Horste auf, eilt dann aber nicht nach Art anderer Raubvögel so rasch als möglich davon,

sondern streicht langsam dicht über dem Boden dahin und erst, wenn es sich auf etwa 100 Schritte entfernt hat, ein gutes Stück senkrecht in die Höhe, beschreibt aber dann einen weiten Kreis um den Horst und kehrt von der anderen Seite zurück. Bemerkt es auch jetzt noch den Eindringling unmittelbar neben demselben, so kreist es mit jämmerlichem Geschrei umher; aber kaum daß sich der Friedenstörer auf 100 Schritte entfernt hat, fällt es, senkrecht aus der Luft sich herablassend, wieder auf das Nest. Ich fand einmal einen Horst in der Rohrwand eines Altwassers der Donau. Das Weibchen, durch den Lärm aufgeschreckt, entfernte sich höchstens einen Schritt vor meinen Füßen vom Neste und wurde von mir sofort erlegt. Das Männchen kreiste in der Nähe, kam auf den Schuß herbei und beschrieb schreiend immer engere Kreise um mich, trotzdem ich ganz frei auf einer Blöße stand, bis ich es durch einen schlechtgezielten Schuß verscheuchte. Bei einem anderen Horste, welchen ich in einem mit dichtem Unterwuchse bedeckten Holzschlage in ziemlich weiter Entfernung von der Donau auffand, verließ das Weibchen wenige Schritte vor uns das Nest. Drei vergebliche Schüsse wurden abgegeben. Ziemlich langsam strich der Vogel einem hohen Jungholze zu und entschwand in ihm unseren Augen; einige Augenblicke darauf aber erschien er wieder an dem entgegengesetzten Saume eines hohen Auwaldes. Wir entfernten uns rasch bis auf beiläufig 200 Schritte und waren kaum in dieser Entfernung angelangt, als sich der Weih bereits seinem Neste näherte und rasch auf demselben sich niederließ. Jetzt schlich ich mich wiederum bis auf wenige Schritte an, schoß und streckte die treue Mutter, als sie wiederum aufflog, mit einem wohlgezielten Schusse nieder. So leicht man unseren Weih am Horste zu erlegen vermag, so schwer läßt er sich sonst blicken. Mit dem Uhu vermag man nichts auszurichten, da er kein echter Stößer ist. Zwar nähert er sich rasch der verhaßten Eule, überfliegt sie aber höchstens ein- oder zweimal und sucht sogleich darauf das Weite. Unter den Weihen muß der Rohrweih unbedingt als der schädlichste angesehen werden. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Wasser- und Sumpfvögeln und deren Brut, Eiern nicht minder als jungen Nestvögeln. Nur wenn letztere fehlen, begnügt er sich mit Lurchen, Fischen und Kerbtieren. Seine Jagd betreibt er im wesentlichen ganz nach Art seiner Verwandschaft, stellt aber viel eifriger als diese, welche immerhin viele kleine Nager und Kerbtiere fangen, der Vogelbrut nach und verübt in dieser Beziehung Übelthaten wie kein einziger anderer Raubvogel."

„Auf dem Felde," schildert Naumann, „späht er Lerchen- und andere Vogelnester aus, und die Eier sind ihm so lieb als die jungen Vögel. Er weiß die größeren Eier sehr geschickt auszusaufen; die kleineren verschluckt er aber mit der Schale. Er thut daher sowohl an den Nestern der Feldvögel als in den Rohrbrüchen an den Nestern der wilden Gänse und Enten schrecklichen Schaden; denn solange die Brutzeit währt, nährt er sich bloß aus den Nestern der Vögel. Daß er ein ebenso geschickter als boshafter Nestspürer ist, wissen auch die alten Vögel sehr gut, suchen ihn daher auf alle Art von den Nestern zu entfernen und verfolgen ihn mit kläglichem Geschrei und grimmigen Bissen. Die Wildgänse, Enten und andere Schwimmvögel bedecken, wenn sie selbst von den Eiern gehen müssen, diese mit den Neststoffen und suchen sie vor den Augen des Weihes sorgfältig zu verbergen; allein um die Eier desjenigen, welches durch Zufall vom Neste verscheucht wird und nicht mehr Zeit hat, die Eier verbergen zu können, ist es augenblicklich geschehen: denn der erste Rohrweih, welcher die Eier liegen sieht, säuft sie ohne Umstände aus."

Es ist also keine Wahl, der Rohrweih muß in allen Kulturländern auf eine äußerst geringe Zahl reduziert werden, denn seine Anwesenheit gefährdet den ganzen Bestand einer noch so guten Wasserjagd.

b) Nachtraubvögel.

Allgemeines.

Die Eulen, jene melancholischen, licht- und menschenscheuen Raubvögel der Nacht, sind für die große Mehrzahl der Kulturmenschheit unsichtbar; denn auch die, welche am Tage auf Raub ausziehen, wissen sich vor den Menschen gar wohl zu verbergen. In Wäldern, Gemäuern und Felsen sitzend, fliegen sie in der Regel nur in der Dämmerung oder im Mondschein auf die Jagd und bringen die Beute meistens zu ihrem Standort zurück. Ihr schauerliches Geschrei tönt weit und grausig durch die Schluchten der Wälder in der Stille der Nächte. Kein Wunder, wenn mit ihnen der Volksglaube so manche abenteuerliche Vorstellung in Verbindung bringt. Anders lernt sie der Forscher kennen. Er weiß, daß wer immer die Eulen sucht, sie leicht beobachten kann. Oftmals sieht er sie auf einem Aste nahe am Stamme unbeweglich mit glotzenden Augen festsitzen, als wäre sie mit dem Aste verwachsen. Sie läßt den Menschen nahe kommen und fliegt nur ungern und gezwungen ins Dickicht oder bleibt wohl gar hochaufgerichtet stehen. Ebenso oft freilich flieht sie sofort bei leisestem Geräusche in das Dickicht. Es kommt offenbar darauf an, ob sie menschliche Bosheit kennen gelernt hat oder nicht. Ungern verlassen alle Eulen bei Tage ihren Standort wegen des Gezeters des Kleingeflügels, das sofort beginnt, sowie eine Eule ihm sichtbar wird. Ihr Gefieder ist eigentümlich locker, weich, elastisch und doch so warm, daß die Eulen auch im Winter ihre Standquartiere beibehalten können. Fast alle haben große runde Katzenköpfe, ein plattes Gesicht, große heraussstehende Katzenaugen, einen kurzen, stark gebogenen, halb von Borstenfedern verdeckten Schnabel. Das abenteuerliche Gesicht ist von einem runden Federkranze eingefaßt, ebenso die Ohren.

Das Auge.

Wir haben Seite 8 der Einleitung das Auge des Uhu abgebildet: a ist die Linse, b vordere Augenkämme, c Hornhaut, d hintere Augenkämme, e der merkwürdige Fächer oder Kamm des Auges. Im Baue der Retina, der eigentlichen Sehhaut unterscheiden wir Zapfen und Stäbchen; der stark lichtbrechende Außenabschnitt ist bei den Stäbchen gleich dick, zylindrisch und sehr stark glänzend, bei den Zäpfchen, die äußerst vergängliche, höchst schwierig zu untersuchende Objekte sind, ist er nach vorn konisch zugespitzt und von nur geringem Glanze. Das Zahlenverhältnis, in dem Stäbchen und Zäpfchen auftreten, ist nun nicht überall dasselbe; in der Regel überwiegen die Zäpfchen, bei den Eulen indessen ist es umgekehrt und finden sich hier ungefähr so viel Stäbchen, wie sich bei Tagvögeln Zäpfchen finden. Auch sind hier die Stäbchen sehr in die Länge gezogen, während die Zäpfchen nur kurz sind, die roten Pigmentkugeln fehlen vollkommen, auch die gelben sind wenig zahlreich und nach dem Rande der Retina hin zu farblosen Kügelchen abgeblaßt. Wenn wir sehen, daß bei den nächtlichen Säugetieren die Zäpfchen vollkommen fehlen, so können wir ihre Rückbildung bei den Eulen wohl auch auf die nächtliche Lebensweise dieser Tiere zurückführen. Was nun die Bedeutung dieser Kugeln überhaupt betrifft, so ist uns dieselbe zunächst noch ein Rätsel, wir können nur konstatieren, daß sie gewisse Strahlen des weißen Lichtes absorbieren werden, so die Gruppe der gelben in ihrer verschiedenen Nuancierung die violetten und blauen, die weniger zahlreichen roten werden die roten Strahlen durchlassen und nur die farblosen alle Strahlen. Bei den Tagvögeln überwiegt, wie hervorgehoben, die Zahl der Zäpfchen die der Stäbchen bedeutend und wir können schließen, was zu gleicher Zeit durch die weitverbreitete Pracht des Gefieders bei diesen Tieren bestätigt wird, daß sie demzufolge einen hochentwickelten Farbensinn haben. Wenn sie bei den Eulen den Stäbchen gegenüber in so hohem Grade zurücktreten und ihre Pigmentkugeln, wenigstens die roten, vollkommen verschwinden, so erklärt sich dies daraus, daß es in der Dämmerung keine Farben giebt und zur Unterscheidung der Helligkeitsgrade und zum Erkennen der Formen werden die Stäbchen genügen. Aber es ist fraglich, ob das bei allen Eulen der Fall ist. Audubon hat die Beobachtung gemacht, daß alle Eulen des südlichen und

mittleren Nordamerikas bei Tage und in mondhellen Nächten eine weit schwächere Sehkraft hatten als die, welche höher nördlich gelegene Länder konstant bewohnen; während er sich in südlicheren Gegenden der großen Ohreule bei blendendem Schnee leicht nähern konnte, gelang ihm dies nie bei den nördlichen Formen. Der hohe Norden mit seinem langen Sommertag kann keine Nachttiere züchten, aber auch kaum reine Tagtiere, Dämmerungstiere werden seine Bewohner sein. Jedenfalls werden sich die Augen der nördlichen Eulen im Bau und in der Leistung anders verhalten, als die der südlichen Formen. Das eben Gesagte soll aber nicht die Meinung erwecken, daß unsere Eulen bei Tage überhaupt nicht sehen, das Auge ist nur offenkundig sehr empfindlich gegen das Tageslicht, das beweist uns das sofortige und stets sich wiederholende Verschließen der Augen bis zur Hälfte und weiter, sowie die Eule dem hellen Tageslichte ausgesetzt wird. Aber die Eule sieht bei hellstem Mittagsglanze ebensogut wie die Katze, raubt auch, wenn sie der Hunger plagt, bei hellstem Tageslichte. Die Seiten der harten Augenhaut sind, soweit der Knochenring sie einnimmt, sonderbar verlängert, wie es obenstehende Zeichnung des Sklerotikalrings der Schnee-Eule zeigt; das Auge selbst ist innerlich ungemein beweglich, denn der Stern erweitert oder verengert sich bei jedem Atemzuge.

Das Ohr.

Nächst dem Auge ist das Ohr der Eulen ganz merkwürdig und als außerordentlich feines Sinnesorgan ausgebildet. Ein eigentliches äußeres Ohr besitzen nur die Eulen in Gestalt einer nach vorne gelegenen hautigen Klappe. Wenn wir fragen, wie kam es denn, daß gerade bei diesen Vögeln ein äußeres Ohr sich differenzierte, so ist die Beantwortung dieser Frage aus der Lebensweise dieser nächtlichen Vögel leicht zu erlangen. Während ein Tagraubvogel mittels seiner so überaus hoch entwickelten Augen am hellen Tage seine sich bewegende Beute leicht erspähen kann, liegen für einen Nachtraubvogel die Verhältnisse anders. Sein Auge konnte ihm zu einer Tageszeit, während der Lichtstrahlen nur in geringer Zahl vorhanden sind und während der ein ansehnlicher Teil seiner Beute, wie die kleineren Singvögel, sich nicht munter bewegt, sondern im Schlafe ruht, nicht den Dienst leisten, den das „Adlerauge" dem Tagraubvogel leistet. Dafür sind aber die Eulen eben durch ihr außerordentlich entwickeltes Gehörorgan in der günstigen Lage, das leiseste Geräusch, das ein schlafender Vogel durch Zucken im Schlafe macht, während ihres lautlosen Vorüberfluges zu vernehmen. Diese äußere Ohröffnung ist, wie die Abbildung zeigt, bei der Mehrzahl der Eulen eine Falte, welche von oben nach unten sich um das Auge herumzieht und aufgeklappt werden kann. Hierdurch entsteht eine sehr weite, durch die strahligen Federn ringsum noch vergrößerte Muschel, welche sich bei mehreren Arten, z. B. bei sämtlichen Ohreulen, beim Nacht- und Rauhfußkauze und anderen so weit öffnet, daß man bei aufgehobener Falte einen großen Teil des Auges liegen sieht.

Eigenheiten.

Alle Eulen vermögen den Kopf fast um seine Achse zu drehen und knappen bei Erregung vernehmlich mit dem Schnabel. Im allgemeinen darf man die Eulen als sehr nützliche, leider verkannte und mißachtete Vögel ansprechen. Rauben sie auch viele Vögel, großartig sind doch ihre Leistungen in der Vertilgung der Mäuse und der schädlichsten Nachtschmetterlinge.

Zu den Eigentümlichkeiten der Eulen gehört es, daß sie Vorräte anlegen, selbst in der Gefangenschaft wickeln sie das übrige Fleisch ordentlich wieder in die Haut ein und verstecken es. Obwohl die Eulen klug und listig sind, lassen sie sich des Nachts durch nachgeahmtes Pfeifen der Mäuse — ihrer Lieblingsspeise — leicht anlocken. Sie haben alle sonderbare affen- und papageienartige Eigenheiten in ihren Bewegungen und zeigen meist soviel wie gar keine Freude an der Geselligkeit. Einsam und melancholisch sitzt jede in ihrer Felsenspalte, auf ihrem Aste, in ihrem Gemäuer; nur ganz wenige Arten halten sich zusammen. Fast alle Arten nisten entweder in Baumhöhlen oder Felsspalten und Mauerlücken, einzelne in den Erdbauten verschiedener Säugetiere und wieder einzelne auf verlassenen Nestern

der Falken und Krähen. Die Jungen sitzen lange im Neste und erfüllen des Nachts die Umgegend desselben mit ihrem Geschreie. Insbesondere hört man dies, wenn sie ausgeflogen sind und bereits sich zu bewegen beginnen. Die Gefangenschaft vertragen alle Eulen; jung ausgenommen und großgefüttert, werden auch die großen Arten sehr zahm. Alt eingefangene, große Eulen zeigen fast immer bleibende, unbändige Wildheit, knacken — sowie man sich ihnen naht — wütend mit dem Schnabel, rollen die großen Augen und fauchen wie die Katzen Alle Eulen fressen Haare oder Federn, meist auch Knochen ihrer Beutetiere mit und speien diese als „Gewölle" aus.

Wir haben in Europa nicht viele Arten der Eulen, von denen noch verschiedene in Deutschland nicht oder nur selten vorkommen. Gleich die erste Gruppe der Tageulen enthält einige nur dem hohen Norden angehörige Eulen.

Tageulen. Surnina.

Der Kopf der Tageulen ist verhältnismäßig klein, der Leib schlank und zierlich, das Gefieder knapp, der Fittig und der Schwanz lang. Der „Schleier" ist undeutlich.

Die Schnee-Eule.

Nyctea nivea, scandiaca, erminea, candida, Strix nyctea und Wapacuthu, Noctua nyctea, Surnia nyctea.

(Tafel 9, Figur 4.)

Sie heißt auch Schneekauz, weiße Eule, irländische Eule.

Der alte Vogel ist fast rein weiß, mit wenigen dunkeln Flecken auf dem Rücken, der junge Vogel schwarzgrau gewellt auf weißem Grunde. Der Schnabel ist schwarz, stark gekrümmt, scharf und an der Wurzel mit schwarzen Borsthaaren umgeben; die Augensterne hochgelb. Die erste Schwinge ist der ganzen Länge nach deutlich, die zweite und dritte am Ende undeutlich gezähnelt, die dritte Schwinge am längsten. Die Füße und Zehen sind dicht befiedert und auch die Zehen sind in diesen Federn so eingehüllt, daß sie die warzigen, nackten, gelbgrauen Sohlen bedecken und die Spitzen der großen, schwarzen und starken Krallen wie Katzenkrallen aus wolligen, weißen Haarklumpen hervorragen. Die Ohrmuschel ist kaum größer als bei anderen Vögeln. Die Länge der Schnee-Eule beträgt circa 60 cm, Flugweite 150 cm, Schwanzlänge 22 cm, Laufhöhe 6,2 cm.

Die Schnee-Eule ist trotz ihrer starken Vermehrung und ungeachtet ihrer menschenarmen Heimat im hohen Norden schon ein recht seltener Vogel geworden. Hieran trägt die Schuld, daß ihr Balg sehr geschätzt ist und andererseits die Ostjaken und Samojeden ihr Wildbret ganz leidenschaftlich gerne verzehren. Ihre eigentliche Heimat ist das obere Skandinavien, Nordland, Lappland, Nordwest-Rußland, Finnland, Esth- und Livland, weitaus am häufigsten ist sie in der Tundra, welche auch ihr bevorzugtestes Nahrungstier, den Lemming, oft in ungeheuren Massen beherbergt. Und nach dem Gedeihen der Lemminge richtet sich auch die Zahl der Schnee-Eulen und richtet sich deren Fortpflanzung. In großen Lemmingsjahren legt die Schnee-Eule bis zu 10 Eiern; haben aber die großen Wanderzüge des Lemmings stattgefunden, sind infolge deren seine Millionen und aber Millionen vernichtet, so begnügt sich die Schnee-Eule mit einer Eierzahl von 3—5 Stück. Auf Island ist sie fast ausgerottet; ihre Winterwanderungen dehnt sie aus bis Kurland, Livland, Ostpreußen, Polen, Pommern und Westpreußen. Als große Seltenheit verfliegt sie sich hie und da auch einmal in das mittlere Deutschland. Die Schnee-Eule raubt bei Tag ebenso eifrig wie in hellen Nächten, sie ist ein verwegener Räuber, der nicht nur Mäuse und Lemminge, sondern auch Rebhühner, Schneehühner, Hasen mit Vorliebe raubt, sich sofort und in gefährlicher Weise gegen jeden Hund zur Wehre setzt, wenn verwundet, den Jäger, der sie unvorsichtig greifen will, ingrimmig mit Schnabel und Krallen packt und böse verletzen kann. Dagegen kennt sie den Jäger sehr genau und flieht ihn mit äußerster Vorsicht und Scheu auf weiteste Entfernung. Ihren Horst legt sie auf Felsen oder auf der platten Erde an, und zwar im Hochsommer; die Eier messen 55 × 45 mm im Durchmesser, sind trübweiß, feinkörnig und ziemlich schlank. Die Jungen werden mit verzweifelter Tapferkeit gegen jeden Feind, auch gegen den Menschen, verteidigt.

Audubon berichtet, daß sie auch Fische fange, jedenfalls jagt und überwältigt sie jedes Tier bis zur Größe des Hasen oder Birkhuhnes, dessen sie während der Brutzeit habhaft werden kann. Die vielen Jungen erfordern außerordentlich große Mengen von Beutezufuhr. Als Wintergast nimmt sie bei uns ihren Aufenthalt gewöhnlich in großen, zusammenhängenden, mit Felspartieen unterbrochenen Waldungen. Sie bietet im winterlichen Wald einen ganz wundervollen Anblick für den Naturfreund, der das Glück hat, sie beobachten zu können. Wird die Nahrung schmal und tritt Hunger ein, so wird die Schnee-Eule frech bis zur Tollkühnheit, sie ist dann im stande, ein geschossenes Stück Kleinwild dem Jäger vor den Füßen oder dem Hunde vor der Nase wegzunehmen, ja sie hat schon Rebhühner von den Fangschnüren der Jagdtasche gerissen! Ihre Stimme ist ein rauhes, gackerndes „Krah".

In der Gefangenschaft benimmt sie sich relativ ganz manierlich, hält aber auch bei bester Pflege nicht aus. Es wird kaum gelingen, den wunderschönen Vogel länger als vier Jahre zu halten.

Die Sperbereule.

Surnia ulula, Strix ulula, nisoria, Strix doliata, Noctua nisoria.

(Tafel 9, Figur 5.)

Falkeneule heißt sie auch sehr bezeichnender Weise, denn sie hat sehr viel Falkenähnliches in ihrem Sein und Wesen. Weitere Bezeichnungen sind Fichteneule, kleine Habichtseule.

Die Sperbereule ist ein sehr schöner Vogel, dessen Naturell und Betragen durchaus einem Tagraubvogel entspricht. Ihre ganze Vorderseite ist sperberartig gebändert: weiß und jede Feder mit 4—5 schwarzbraunen Querbinden; der Oberleib ist graulichbraun mit weißen, tropfenartigen Flecken auf dem Kopf und Oberleib; die Schwungfedern sind dunkelbraun mit helleren Querbinden durchzogen, der keilförmige Schwanz hat 9 weiße, schmale Querbinden. Länge 40 cm, Flugbreite 75 cm, Schwanzlänge 15 cm, Laufhöhe 2,5 cm. Das Weibchen ist etwas länger.

In ihrem Wesen hat sie viele Ähnlichkeit mit der vorigen, raubt viel am hellen Tage, ist in ihren Bewegungen rasch und gewandt, ganz wie ein Tagraubvogel; dabei ist ihr schöner, schwimmender Flug außerordentlich leise; kurze, weiche Flügelschläge zeichnen ihn besonders aus. Kommt die Sperbereule als Wintergast zu uns, so zeigt sie sich als unermüdliche Mäusevertilgerin, die eigensinnig beharrlich den einmal gewählten Standort festhält, außerordentlich nützlich. Sie jagt von Mittag bis in die späteste Abenddämmerung und beginnt ihre Jagd wieder im ersten Morgendämmern bis zum anbrechenden Tage. Ebenso wie die Schnee-Eule gehört sie dem hohen Norden an und verfliegt sich noch viel seltener als diese in das mittlere Deutschland, häufiger findet man sie in den Ostseeprovinzen, vereinzelt in Posen, Pommern, auch Brandenburg und Schlesien als Wintergäste. Im Ural ist sie sehr gemein. Die Sperbereule zeigt durchaus keine Scheu vor dem Menschen, scheint ihm und seinem Treiben ganz fremd zu sein. Man kann sie mit Steinwürfen betäuben und fangen, hat sich dabei aber sehr vor ihrem Schnabel und ihren Fängen zu hüten. Im Norden ist sie ein gefährlicher Feind des Federwilds, insbesondere der Schneehühner. Auch ihre Lebensweise richtet sich sehr nach dem Vorkommen der Lemminge, doch legt sie selten mehr als zwei runde, mattweiße Eier. In der Gefangenschaft wie die vorige.

Die Habichtseule.

Syrnium uralense, macrocephalum, Strix uralensis, liturata, Ptynx uralensis, Ulula liturata, Surnia uralensis.

(Tafel 9, Figur 6.)

Obwohl die Habichtseule, Uralkauz, Habergeis und wie sie noch genannt wird — eine unserer größten Eulen — sich durch ihren großen, deutlichen Schleier als Nachteule qualifizieren würde, ist sie thatsächlich doch eine Tageule und zwar entschieden einer der kühnsten, verwegensten Räuber unter diesen. Der Bruder Naumanns verbürgt uns seine Beobachtung, nach welcher eine Habichtseule noch am Tage, vor Eintritt der Dämmerung, zuerst einen Mäusebussard, dann einen Reiher angriff. „Letzterer ver-

suchte unter kläglichem Geschrei sein Heil in der Flucht, wehrte aber den heftigen, schnell wiederholten Stößen der Eule erfolgreich mit dem Schnabel. Beide Kämpfer verloren sich endlich in weiter Ferne;“ aber noch lange nachher konnte Naumann die krächzenden Töne des Reihers vernehmen.

Die Länge dieser großen Eule beträgt 65—68 cm, die Breite 120 cm, die Fittiglänge 40 cm, Schwanzlänge 32 cm, Laufhöhe 5,5 cm. Von der Grundfärbung, einem düsteren Grauweiß, heben sich auf der Oberseite dunkelbraune Längsstreifen ab, indem alle Federn in der Mitte braune, nach unten sich verbreiternde, durch die schwarzbraunen Schaftstriche noch gehobene Längsflecken zeigen. Das von dem Schleier umrahmte Gesicht zeigt auf graulichweißem Grunde äußerst feine, schwärzliche Striche, der Schleier ist grau mit weiß und braun gefleckten Federn eingefaßt. Die Unterseite ist vorherrschend gelblich; der Schnabel wachsgelb, das große Auge schwarzgrau, Augenlid dunkel kirschrot, die Fänge gelblichweiß bis an die schwarzen Klauen befiedert. Die Flügel reichen ein wenig über die Hälfte des abgerundeten Schwanzes hinab.

Das versteckte Wesen dieser Eule, ihr Aufenthalt in sehr großen, weit ausgedehnten Waldungen, bewirkt, daß wir noch recht wenig von ihr wissen, obschon sie in Ostpreußen entschieden nicht so selten ist, als man gemeinhin annimmt, und im Böhmerwald, auf den Karpathen, Polen und Rußland als Brutvogel regelmäßig vorkommt. Am häufigsten ist sie wohl im Ural, von da durch ganz Mittelasien bis zum stillen Ozeane verbreitet. In den Wiener Mitteilungen 1885, Nr. 1 und 2 veröffentlicht Hartert einige Beobachtungen, sie betreffend. Die Reviere, wo diese Beobachtungen gemacht wurden, sind in Ostpreußen gelegen. Er entdeckte mit einem Forstreferendär (Herrn Schmidt) einen Horst der Habichtseule, welcher infolge wiederholter Störungen verlassen und inzwischen von einem Bussardpaare belegt worden war. Darin fanden die Herren, die von diesem Wechsel nichts ahnten, drei Bußardeier und unter diesen eingebettet, aber unversehrt, ein Eulenei. Dies war am 12. April, und der Horst stand auf einer dichten, aber leicht besteigbaren Fichte. Ein zweiter von ihnen entdeckter Horst war auch nicht sehr hoch und leicht zu besteigen, das Brutpaar wurde aber nicht gestört, nur beobachtet. Den ganzen Tag saß das Weibchen fest auf den Eiern, abends um die Zeit, wann die Schnepfen laut balzend zu streichen begannen, hörte man in der Ferne das dumpfe „w h u m b, w h u m b, w h u m b“ des Männchens, dem fernen Bellen einer Bulldogge vergleichbar. Das Männchen fliegt immer näher und nun streicht ihm das Weibchen entgegen und bewillkommt es mit Freudengeschrei. Dies Geschrei ist aber ein mißtönendes, schreckliches Gekreisch, dem eines alten Fischreihers ähnelnd und hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem Bellen des Männchens. Daran sind die Geschlechter zu erkennen. Beide fliegen nun nach Beute aus und sehen ab und zu nach der Brut. Eines Abends, als Schmidt und Hartert die Alte im Horste durch Klopfen beunruhigt hatten, wurde sie sehr zornig, antwortete dem fernen Ruf ihres Männchens mit rauh klingendem Gekreisch und strich blitzschnell, kaum einen Meter über dem Kopfe des einen Beobachters hinweg, so daß er den Luftzug fühlte und sich unwillkürlich bückte. Beide Eulen lärmten nun so gewaltig, daß sich die Beobachter entfernten aus Furcht, sie ernstlich zu stören. Schmidt fand auf dem Horste: Eichhörnchen, Heher, Kuckuck, Tauben und ungemein viele Mäuse. Die Jungen entschlüpfen mit 27 Tagen dem Ei, haben anfangs kaum Sperlingsgröße, sind schneeweiß mit blauem Schnabel und fast vollständig geschlossenen Augen; wie mutig die Alten den Horst verteidigen, erfuhr Herr Schmidt beim Besteigen des Nestbaumes, bei welchem er von beiden Alten so heftig angegriffen wurde, daß es blutige Schmarren gab. — Die 2—3 Eier sind länglich, weiß, messen 47 × 40 mm.

Die Bart- oder Lapplandseule.

Syrnium barbatum, lapponicum, cinereum, Strix lapponica, Ulula lapponica, cinerea, barbata.

Eine der größten Eulen, Bewohnerin des hohen Nordens, die sich nur sehr selten bis Ostpreußen oder Schlesien verfliegt. Sie ähnelt dem Waldkauz in der Zeichnung sehr, ist aber noch einmal so groß wie dieser und entschieden eine Tageule.

Der Schleier ist auf weißgrauem Grunde mit vielen schwarzen Querringen bezeichnet, die Kehle ist schwarz und sieht aus wie ein gemalter Zwickelbart, daher ihr Name. Das hochgelbe Auge ist nicht groß, der Schnabel hellgelb, kräftig, doch nicht besonders groß. Sehr groß und nadelspitz sind die grauschwarzen Krallen. Die Oberseite hat als vorherrschende Färbung ein düsteres Graubraun, jede Feder ist gesperbert, die Unterseite zeigt ein lichtes, leicht rötlich überhauchtes Grau.

Die Heimat der Barteule ist der hohe Norden der alten Welt, Lappland, Finnland, Nordrußland und Sibirien. Wir wissen über ihr Freileben sehr wenig. Gefangen ist sie genau so zahm, sanft und gutmütig, auch so drollig wie der Waldkauz, entsprechend ihrer Größe und Stärke zeigt sie sich aber als ein ganz anderer Räuber. Einen Hasen schlägt und tötet sie mit Leichtigkeit. Ein Horst wurde von Ullenius in den Lappmarken gefunden und das brütende Weibchen „natürlich“ gleich erschossen. Der Horst stand in einem Kiefernwalde auf einem drei Meter hohen Baumstumpfe, in welchem sich durch Ausfaulen eine Höhle gebildet hatte. Ein weißes Ei von der Größe des Uhueies lag im Neste. Nach anderen Forschern sollen die Eier viel kleiner als jene des Uhu und jene der Schnee-Eule sein.

Die Maße der Barteule sind: Länge 64 cm, Flugbreite 145 cm, Schwanzlänge 31 cm, Laufhöhe 7,7 cm. — Möchte sich doch, falls wieder einmal diese seltene Eule sich in Kulturländern zeigt, der Entdecker bemühen, sie lebend für einen Tiergarten zu bekommen, oder noch besser für einen Naturforscher, statt mit ihrem längst bekannten Balg die ausgestopften Exemplare unserer Sammlungen zu vermehren.

Ohreulen. Asio.

Sie kennzeichnet ein Büschel aufrechtstehender Federn über jedem Ohre. Der Kopf ist meist groß, breit und flach, der Schleier unvollständig, der Schnabel stark, fast bauchig, der Fuß stark, der sehr kräftige Fang mit großen, bogigen Nägeln scharf bewehrt. Das Federkleid ist sehr reich und locker; das Auge sehr groß, meist feurig goldgelb. Die Flügel sind mittellang, stumpf, der Schwanz kurz. Sie sind Dämmerungstiere, die bei Tage ruhen, aber auch bei Tage sehr gut sehen und in Hungersfällen auch mit größter Sicherheit rauben.

Die Waldohreule.

Otus vulgaris, albicollis, italicus, asio, europaeus, auritus, sylvestris, arboreus, gracilis, Strix otus, Bubo otus.

(Tafel 9, Figur 7.)

Diese sehr nützliche Eule ist der Uhu en miniature. Sie heißt darum auch „Kleiner Uhu“, ist ferner unter den Namen Kleine Ohreule, Hörnereule, Gold-, Fuchs- und Katzeneule, Horneule bekannt.

Der Körper ist von oben rostgelb und weiß, mit schwarzbraunen und grauen Flecken und feinen Zeichnungen, die Schwingen und Schwanzfedern sind gebändert. Die ganze untere Seite ist hellrostgelb mit schwarzbraunen Pfeilflecken und Längsstreifen. Die sehr großen Federohren sind schwarzbraun, stehen stets aufrecht und werden bis 5 cm hoch, auf der äußeren Seite rostgelblich, auf der inneren weiß eingefaßt; die Flügel etwas länger als der Schwanz. Ihre Länge ist 36 cm, Flugbreite 89 cm, Schwanz 15,5 cm, Schnabel 2,5 cm, Lauf 4,5 cm.

Sie hält sich meist in den dichtesten Wäldern auf, wo sie ihre vier Eier in verlassene Krähennester legt, in Ermangelung solcher bezieht sie auch einen verlassenen Bussardhorst oder ein Eichhörnchennest. Im März und April sitzen sie in Gesellschaften, oft von 6—14 Stück, auf Baumstämmen und Weidenköpfen. Kieferwälder mit Unterwuchs, in welchen es ja stets viele Mäuse giebt, zieht sie allen anderen vor. Sie ist Strich- und Zugvogel, wandert im Herbst, auch da manchmal in größeren Gesellschaften, umher und hält sich auf, wo und solange die Mäusejagd ergiebig ist. Gerade in diesem Wandern nach heimgesuchten Orten liegt ein großer Nützlichkeitsfaktor. Ihr Ruf, besonders zur Paarungszeit, klingt wie „huhuhuhuhu“ oder auch wie „hu—uck“ mit Erhöhung des letzten Tones, oder auch „humb—wumb“, was weit durch den Wald dringt, so dumpf auch der Ton ist; im Zorn faucht sie wie eine Katze und knappt dazu; haben sich die Jungen vom Horste entfernt, so locken sie „chi, chi, chi“. Diese Jungen, vier, ausnahmsweise sechs an der Zahl, welche das Weibchen allein aus den weißen, rundlichen Eiern erbrütet, sind anfangs ganz koboldartige Geschöpfe, von einer wahrhaft schauerlichen Häßlichkeit. Sie werden von beiden Alten fast ausschließlich mit Mäusen gefüttert.

Und ihr ganzes Leben hindurch fängt die Waldohreule vorzugsweise Mäuse, Maulwürfe, Ratten, auch Insekten, Frösche, und da sie sehr gefräßig ist, verbraucht sie deren äußerst viele; daß sie auch Vögel schlägt und bei Schnee sogar den Rebhühnern gefährlich wird, ist nicht zu leugnen, daher möge

sie der Jäger überwachen, jedoch nur, wenn und wo es wirklich notwendig ist, dabei aber immer eingedenk sein, daß sie ein dem menschlichen Haushalt sehr nützliches Tier ist.

Höchst eigentümlich ist das Gebahren unserer Ohreule. Sie schneidet förmliche Grimassen; wenn sie sich zu ihrem Streifzuge anschickt, stets in der eingetretenen Dämmerung, so klatscht sie wie der Uhu laut mit den Flügeln, die sie unter dem Bauche zusammenschlägt. In der Gefangenschaft ist sie ein sehr liebenswürdiger Vogel, wird bald ganz zahm, schläft gewöhnlich bei Tage und macht abends die lächerlichsten Verdrehungen, klatscht die Flügel auf, bläst und knackt mit dem Schnabel und verdreht die Augen. Man füttert junge Waldohreulen am besten mit gutem Fleische, das man mit Ameisenpuppen bestreut und in Hasenhaaren und Federchen aufwälzt. Die Hasenhaare und Federchen befördern die allen Eulen so nötige Gewöllbildung. Wie in der Freiheit, wo die Waldohreule jeder geschlagenen Maus den Kopf abreißt und den Rumpf in ein Versteck trägt, aus dem sie erst am Ende der Jagd nach Bedürfnis sich holt, so versucht sie auch in der Gefangenschaft ihren Fraß zu verstecken und hat große Freude an einem hiezu passenden Kistchen.

Dem gesamten Tagesgeflügel ist sie sehr verhaßt, sie wird von ihm geneckt, gefoppt und geplagt, von den Krähen förmlich gequält, sowie sie sich sehen läßt.

Die Sumpfohreule.

Otus brachyotus, palustris, microcephalus, agrarius, Strix brachyotus, arctica, Noctua minor, Asio ulula.

(Tafel 9, Figur 8.)

Sie ist der vorigen außerordentlich ähnlich, unterscheidet sich aber doch auf den ersten Blick durch die viel kleineren Federohren.

Ihre Färbung ist rostgelb, mit langen, breiten, dunkleren Zeichnungen; rund um das gelbe Auge ein breiter, dunkler Streifen; die Flügel sind länger als der Schwanz, welcher fünf dunkelbraune Querbinden aufweist; der Unterleib ist schön hellrostgelb, welche Farbe nach dem Schwanz fast ganz in Weiß übergeht. Die Befiederung der Füße ist blaßrostgelb. Länge 36 cm, Flugbreite 107 cm, Schwanzlänge 13,5 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm.

Die Sumpfohreule ist sozusagen Weltbürgerin. Sie fehlt nur den Tropen, findet sich dagegen in Nordamerika, gleichwie in ganz Europa, exklusive Island, und ungemein häufig in der Tundra Nordasiens. Merkwürdigerweise scheint es allen bekannteren Ornithologen, auch Brehm sogar, unbekannt zu sein, daß die Sumpfohreule in den bayerischen Mösern sehr verbreitet ist und hier wenigstens als ein recht häufiger Brutvogel genannt werden darf. Sonst scheint sie in Deutschland, das sie regelmäßig durchwandert, als Brutvogel seltener vorzukommen. Aufgescheucht, schwingt sie sich bei Tage sehr hoch in die Luft. Ihr Flugbild gleicht gar sehr dem der Weihe. Mit leisen, weitausholenden Flügelschlägen fliegt sie in für eine Eule bedeutender Höhe über Moor und Sumpf und Wiesen dahin, rüttelt oft, eilt zuweilen in schnellem, fast gaukelndem Flug weiter und stürzt sich in Absätzen abwärts, um ihre Beute zu fassen. Diese bilden in der Tundra fast ausschließlich Lemminge, bei uns Wasserratten, Maulwürfe, Hamster, Mäuse, zuweilen fällt ihr auch ein junger Hase zum Opfer. Geflügel liebt sie nicht. Sie zieht den Mäusen förmlich nach und ist in weiten Wiesenflächen die Mäuseplage eingetreten, so stellen sich sicher die Sumpfeulen in großer Zahl ganz urplötzlich ein. Sie nistet in langem Wiesengras, Rohr und Heidekraut, das Nest enthält Ende April 4—6 weiße Eier. Hat sie Junge, so greift sie Jagdhunde mit dem größten Mute auch am hellen Mittag unbedenklich an. Ihr Lockruf klingt wie „kwä—kwä“. Sie ist sehr gesellig und ganz außerordentlich nützlich.

Der Uhu.

Bubo ignavus, microcephalus, maximus, europaeus, germanicus, Strix bubo, turcomana.

(Tafel 10, Figur 1.)

Er ist die vollendetste Ohreule, ein gewaltiger, herrlicher, ich möchte sagen, dämonisch schöner Vogel. Sein Name ist die Nachbildung seines Rufes, darum heißt er örtlich auch Schuhu, Buhu, Buhuo, der Jäger nennt ihn Auf.

Das Gefieder dieses mächtigen Räubers ist düster wie die Nacht, unbestimmt rostgelb erscheint es in seiner Grundfärbung, oberseits dunkler als unterhalb, hier schwarz längsgestreift, dort schwarz geflammt, nur die Kehle und das Innere der sonst schwarzen Federbüsche zeigen hellere Töne. Der männliche Uhu, obgleich kleiner als der weibliche, hat erheblich höhere Ohrenbüschel, die sich etwas nach hinten biegen. Ist diese Zierde seines Kopfes schon auffallend, so vollendet dessen Dicke und Größe das Absonderliche des Uhu; sein großes, abgeplattetes, mit goldgelber Iris leuchtendes Auge, der ausgebauchte Schnabel und die stämmigen, befiederten Beine mit der Räuberwehr von starkgebogenen, festen und langen Krallen verraten schon im äußeren den wilden, verwegenen Raubritter. Seine Größe ist sehr bedeutend. Er erreicht eine Länge von 63—77 cm, dabei eine Flugbreite von 156—176 cm, die Fittiglänge von 45 cm, eine Schwanzlänge von 25—28 cm. Betrachten wir uns das Gefieder noch näher, so sehen wir, daß jede Feder schwarz geschaftet und ebenso in die Quere gestreift, gewellt und zugespitzt ist. Auf der oberen Seite treten die dunkleren Spitzen besonders hervor, auf der Unterseite und zwar hauptsächlich auf der Brust die Schaftstriche, am Bauche hingegen machen sich wieder die Querstreifen geltend. Die Federohren sind schwarz, auf der inneren Seite gelb eingefaßt, die Schwung- und Schwanzfedern mit braunen und gelblichen, dunkler gewässerten Punkten abwechselnd gezeichnet. Das ganze Gefieder ist sehr reich und dicht. Der Schnabel ist dunkelblaugrau, die nackten Fußschilder sind licht blaugrau. Junge Uhus sind gelblicher. Er bewohnt Europa und Asien bis zum hohen Norden.

Der Schaden des Uhus wird gewöhnlich sehr überschätzt. In Wildnissen, welche dieser Räuber bewohnt, ist eine so reiche Fauna, daß sie des Uhus Räuberthaten recht gut verträgt. Den selten gewordenen Vogel abzuschießen ist außerdem auch sehr unklug, da der lebende Uhu gut bezahlt wird, ausgehobene Junge aber enorm hoch im Preise stehen und stets verlangt sind.

Des Uhus Gebahren ist verschlossen, scheu, linkisch und täppisch am Tage; in der Nacht aber entfaltet sich sein Wesen; da wird er ein wilder, ungestümer, räuberischer Gesell. Seine eigentliche Heimat sind Gebirgswaldungen mit schroffen Hängen und Felsgeklüften. Hier in diesen versteckten, düsteren Schluchten und Winkeln sitzt er tagsüber wie ein versteinertes Bild. Findet er keine passende Felsspalte, so wählt er auch wohl Waldstellen, wo das Laubdach der Bäume den Blick in seine Einsiedelei verschließt, oder versenkt sich in eine finstere Baumhöhle.

„Einen tiefen und schauerlichen Eindruck," sagt Dr. v. Tschudi, „macht sein hohles, gedämpftes Geschrei „Puhu—puhu—puhue", oft mit einem jauchzenden „hui" vermischt; im April, zur Paarungszeit, tönt es wilder." In unseren Hochgebirgen kann man es in den wilden Schluchten, von den Felswänden ebenso hören wie in den tiefen Wäldern des Nordens, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich die Sagen von Hexentänzen, von wilden Jägern und dergleichen an das schaurige Konzert knüpfen; denn das Brüllen des Löwen, das Lachen der Hyäne und das Geheul des hungrigen Wolfes sind kaum unheimlicher als dieses Eulengeschrei, von schnaubenden Schnabelschlägen begleitet. Mit Eintritt der Dämmerung fliegen die Uhu auf ihren Raub aus — ruhig, geräuschlos, langsam und tief. Leise schwebend streichen sie am Boden dahin, erheben sich mit Leichtigkeit hoch in die Lüfte und ergreifen fluggewandt im Schlafe aufgescheuchte Vögel. Außer allem Wildgeflügel, vom Auerhahn herab bis zum Fasan und Rebhuhn, nimmt er auch mit anderen Vögeln vorlieb, Krähen bilden sogar eine Lieblingsspeise. Mäuse sind ihm ein stets gesuchter Leckerbissen, ebenso Eichhörnchen, bei Gelegenheit vergreift er sich aber auch an größerem Haarwild: Rehkitzen und Hasen greift er unbedenklich an, sogar auf den Fuchs hat man ihn schon stoßen sehen. Den großen Kolkraben, der sich vor dem Adler nicht fürchtet, überwältigt er regelmäßig. Im Notfalle begnügt er sich mit Fröschen, plagt ihn der Hunger sehr, so fängt er am hellichten Tage Schlangen und Eidechsen, auch Aas verschmäht er dann nicht. Bei größerem Wilde reißt er die Haut am Bauch auf, kröpft die Eingeweide, und was er nicht bei der ersten Mahlzeit verzehren kann, hebt er sich sorgsam geborgen auf. Kleinere Tiere verschluckt er ganz; größeren Vögeln reißt er den Kopf ab, rupft ein wenig die Federn weg und zerreißt sie, indem er selbst größere Knochen mitverschlingt. Verschluckte Federn, Haare und Knochensplitter wirft er später in länglichten Ballen, als „Gewölle" aus.

Obwohl der Uhu ein richtiges Nachttier ist, zeigt er sich doch auch bei Tage sehr aufgeweckt. Er ist stets auf seiner Hut und bemerkt alles, was um ihn vorgeht, weshalb er auch jeder Gefahr aus dem Wege geht und augenblicklich abstreicht, wo er solche wähnt. In der Ruhe sitzt er mit geschlossenen Augen, einem Halbschlummer hingegeben. Beim geringsten Geräusch richtet er seine Federbüsche auf, dreht den Kopf nach allen Seiten, bückt sich wohl auch auf und nieder und blinzelt nach der verdächtigen Gegend hin. Ganz anders benimmt sich Männchen wie Weibchen, haben sie Junge. Dann zeigt der Uhu auch bei Tage seine Heldennatur. Er sträubt seine Federn auf, rollt die Augen, pfaucht mit dem Schnabel und fährt wütend auf den Feind los. Er greift den Jäger, der ihm die Brut nimmt, an, vertreibt jeden Hund und bindet mit jedem Raubvogel, auch dem stärksten Adler, sofort mit Berserkerwut an und wehe dann dem Unvorsichtigen, der es gewagt hat, ihn zu belästigen! Er offenbart sowohl hiebei, wie sehr gut er auch bei Tage sieht, als auch dann, wenn er gelegentlich sich unter ihn auszankende kleine Vögel stürzt, ein Opfer ergreift und zerreißt.

Anfang bis Ende April brütet der Uhu zwei, selten drei, poröse, rundliche, weiße Eier (6,2 cm lang, 5,4 cm breit, also verhältnismäßig klein) aus, die er in ein großes Nest, das mit Heu und Moos ausgefüttert ist, legt. Die Jungen sind zuerst kleinen Wollklumpen ähnlich, mit feinem, lockerem, punktiertem Flaume besetzt und zischen bei Angriffen tüchtig. Man kann sie Jahr für Jahr ausnehmen, wenn man die Niststelle kennt, da die Uhu gerne am gleichen Orte brüten. Diese Jungen lassen sich bei Anwendung der nötigen Sorgfalt und Klugheit vollständig zähmen, so daß sie von falkenähnlicher Anhänglichkeit werden. Man füttere sie nie mit verdorbenem, madigen Fleisch, es führt — wie man so oft in Tiergärten und Menagerien an bedauernswerten Uhus sehen kann — zu einer scheußlichen Krankheit. Dem Uhu kriechen infolge solchen Genusses die Madenwürmer zu Schnabel, Ohr und Augen heraus! Die beste Nahrung für ihn geben geschossene Krähen, Spatzen, Eichhörnchen, doch reinige man sie sorgfältig von den Schroten, es möchte sonst der Uhu an Bleivergiftung zu Grunde gehen. Ebenso empfiehlt es sich, die Krallen abzuhacken. Auch Lunge und Leber frißt er sehr gern. Dringend nötig ist ihm ein großes Gefäß mit Wasser zum Baden.

Da der Uhu ein so bitterer Feind der Waldvögel ist und diese des Nachts überfällt, so sind diese des Tages seine geschworenen Feinde. Läßt sich einer dann blicken, so versammeln sich die Krähen und Elstern wütend um ihn, begnügen sich aber, mit einem scheußlichen Geschrei ihm zu imponieren, anzugreifen wagt natürlich keine. Fataler für den Uhu ist es, daß sie dadurch seinen Aufenthalt dem Jäger verraten. Die Krähen wittern den Uhu so scharf, daß sie ihn sogar, wenn er im Sacke nach der Krähenhütte ausgetragen wird, erkennen und beschreien.

Die Verwendung des Uhu auf der Krähenhütte beschreibt Grashey in seinem „Praktischen Handbuch für Jäger" ganz meisterhaft. Er sagt da Seite 189 u. folg.:

„Über den Wert der Aufhütte für den Schutz der Niederjagd sind die Ansichten sehr geteilt. Manche Weidmänner glauben, daß die Zeit, welche, besonders der Berufsjäger, in der Krähenhütte verbringe, auf andere Weise für den Schutz des Revieres weit besser ausgenützt werden könnte, indem den Krähen und Elstern teils in der Brütezeit, teils im strengen Winter auf kürzere und ausgiebigere Weise nachgestellt werden könnte; ebenso würde es sich bei den gefährlicheren Raubvögeln — Falken und Weihen — verhalten. Ein weiterer Umstand spricht gegen die Frequentierung der Aufhütte durch den Berufsjäger, indem Wilderer, die ja das Thun und Treiben des schützenden Revierjägers aufs peinlichste zu beobachten pflegen, die Zeit zu ihrer dunklen Arbeit ausnützen, während welcher der Jäger in der Krähenhütte sitzt. Es ist wahr, wenn der Jäger mit dem Uhu ausrückt, letzterer vor der Hütte ausgesetzt ist und von Zeit zu Zeit die Schüsse von der Aufhütte her knallen, kann der Wilderer, besonders wenn er Helfershelfer hat, ungestört im Revier wildern. Anderseits ist aber zu bedenken, daß der Jäger ja nicht alle Tage und zu lange in der Krähenhütte hockt und immer ist es besser, er sitzt in der Aufhütte, als im Wirtshaus, wo ihn gewiß die Wilderer viel früher ausgegangen haben werden und leichter beobachten können, als dort. Außerdem ist es ja nicht gerade nötig, daß der Jagdaufseher nur allein die Krähenhütte besucht. Es können Hilfsjäger, Jagdgäste und der Jagdherr selbst zeitweise sich eine Ruhepause in der Aufhütte gönnen.

Ganz gewiß ist aber die Hüttenjagd nicht Geschmackssache eines jeden Weidmanns, denn es

gehört ein gewisser Grad von Selbstüberwindung dazu — wenigstens erging es mir so —, Stunden, ja halbe Tage lang in der dumpfen Höhle zuzubringen und dabei mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Gebahren des Uhu und auf etwa anstreichende Vögel acht zu haben.

Der alte Dietzel meint: „Ich muß im voraus bekennen, daß ich sie — die Hüttenjagd — von jeher mehr als eine angenehme Unterhaltung für Leute, die bei hinlänglicher Geschäftslosigkeit und Muße sich den Beschwerden einer ernstlichen Jagd nicht aussetzen und doch gerne schießen wollen, betrachtet, als für ein sicheres Mittel angesehen habe, ein Wildgehege bedeutend zu verbessern.“ Sei dem nun wie ihm wolle, der Jäger muß mit Resignation sich gar vielen Mühen und Plagen zum Schutze seines Revieres aussetzen und da ist die schlimmste noch nicht das Ausharren in der Krähenhütte. Es giebt auf großen, baumlosen Ebenen gar manches Revier mit gutem Wildbesatze, in dem man den Raubvögeln nicht anders beikommen kann, als durch die Krähenhütte. Dies gilt besonders in der Strichzeit der Vögel im Frühjahr und Herbste, sie plündern beim Durchstreichen das Revier, horsten aber weiß Gott wo immer.

In jedem Reviere, in welchem man mit dem Uhu jagen will, soll nicht bloß eine Hütte angelegt werden, sondern deren mehrere. Die Praxis hat gelehrt, daß einige Zeit das Hassen der Vögel an einer Hütte recht gut geht, wenn sie aber öfter beschossen werden, den Ort gewissenhaft meiden. Ebenso ist die Anlage und Art der Hütte aus demselben Grunde nicht gleichmäßig zu machen. Man kann sich, ohne regelrecht angelegte Hütten, an verschiedenen Revierteilen Vorrichtungen beschaffen, bei denen man gut gedeckt den Uhu aussetzen kann und dadurch den schlauen Vögeln nicht schon im voraus verrät, was von der Hütte aus ihnen droht. Fast in jedem Reviere giebt es Kiesgruben, Erdfälle, Hecken, Sträucher und Baumgruppen, Hirten- und Schäferhütten, in welchen man sich einen gedeckten bequemen Sitzplatz mit günstigem Ausschußfelde herrichten kann, bei welchem dann nur noch erübrigt, den Sitzpfahl, auch „Jule“ genannt, für den Uhu auf Entfernung von 8—10 m und einen oder zwei Fallbäume anzubringen, auf welchen die hassenden Vögel aufhacken können.

Eine regelrechte Krähenhütte kann auf verschiedene Weise hergestellt werden, weshalb ich nur auf die Hauptgesichtspunkte aufmerksam mache und ein Beispiel anführe.

Je weniger auffällig die Hütte erscheint, desto mehr ist sie geeignet, den Raubvögeln unverdächtig vorzukommen. Vor allem ist ein zur Anlage der Hütte geeigneter Ort zu wählen. Dieser dürfte ein freiliegender Hügel mit weiter Umsicht sein, der weit genug von Waldungen oder Feldhölzern entfernt liegt, weil sonst die Vögel in den Baumgruppen aufhacken und von hier aus den Uhu beobachten. Der Platz muß so gewählt werden, daß der ausgesetzte Uhu weithin sichtbar ist; die Hütte muß aber auch so liegen, daß weder Feuchtigkeit noch Regenwasser in ihr sich sammeln.

Man gräbt in den Boden eine mindestens 2 m im Gevierte und 1½ bis 2 m in der Tiefe haltende Grube, deren Seitenwände, Decke und Boden mit unentrindeten Schwartlingen bekleidet sind. Der vordere, einzig sichtbare Teil der Hütte besteht ebenfalls aus mit Rinde verkleideten Brettern und bildet gleichzeitig das Einlaßthürchen, in welches ein unauffälliges Guckloch eingeschnitten werden kann. Außerdem ist ebenfalls an der Stirnseite die Schußlücke anzubringen, welche eine vom Dache überragte 10—14 cm breite und ebenso hohe Scharte bildet, durch welche hinausgeschossen wird. Wenn einigermaßen möglich, soll die Hütte so gesetzt werden, daß die Schußlücke nach Norden zu geht, indem man dadurch weniger durch die Sonnenstrahlen im Visieren gehindert ist. Im Innern ist ein bequemes Sitzbrett anzubringen und der Boden wegen der Feuchtigkeit des Grundes gut zu decken. Die drei übrigen Seiten der Hütte sowie das Dach kann man auch, der besseren Verblendung halber, mit Rasen eindecken. Auf Entfernung von 8—10 m ist die Jule oder der Sitzpfahl für den Uhu anzubringen, welcher allenfalls in Form eines T aus mindestens 6 cm Durchmesser haltenden und unentrindeten Prügeln ca. 40 cm hoch hergestellt werden kann. Auf Entfernung von höchstens 20 m sind nun ein oder mehrere sogenannte Fallbäume in den Boden einzurammen. Es sind dies nicht allzuhohe, dürre Bäume mit einigen Ästen, welche den Vögeln Gelegenheit geben, aufzuhacken.

Dies ist nun die Vorkehrung, welche an Ort und Stelle gemacht werden muß.

Am weitaus besten wird es sein, wenn sich der Jäger, der mit dem Gedanken umgeht, die Hüttenjagd zu frequentieren, einen jungen, womöglich männlichen Uhu verschafft, der sich noch im

Dunenkleide befindet — weibliche Uhus sind weniger zu empfehlen, weil sie vor der Hütte nicht so lebhaft sind, wie männliche. Beim ganz jungen Uhu liegt es nämlich in der Hand des Jägers, ihn sich nach Wunsch zu erziehen und ihm die natürliche Wildheit und Bösartigkeit, sowie die Scheu vor dem Menschen abzugewöhnen, denn alle diese Punkte machen das spätere Hantieren mit dem Vogel bequemer. Der Jäger muß also den Vogel an sich gewöhnen, muß ihn durch Ansprechen und Streicheln vertraut machen. Jede rasche oder heftige Bewegung mit der Hand ist zu vermeiden, damit der Vogel dieselbe nicht scheut. Wenn man nun den Vogel so an sich gewöhnt, ihn selbst füttert und hegt, wird er bald zutraulich werden und sogar Freude zeigen, wenn sein Herr ihm naht.

Man bringe den Uhu in einen Käfig, dessen drei Seiten aus Brettern hergestellt sind, die vierte Seite mag aus Draht- oder Lattengitter bestehen. Um dem Vogel einige Bewegung in seinem Käfige möglich zu machen, soll derselbe ca. 2 m hoch und ebenso breit, dagegen etwa $1^1/_2$ m tief sein. Der Boden mag am besten so hergestellt werden, daß auf ihm sich, wie in Vogelkäfigen, ein ausziehbares Blech der Reinigung halber befindet, die womöglich täglich vorgenommen werden kann. Das Blech ist mit Sand oder Sägespänen zu belegen. Im Käfig sind eine oder zwei mindestens 5—6 cm starke Stangen (Sprißel) anzubringen, daß sich der Uhu das Aufhaken angewöhnt. Am besten wird man den Käfig an einem schattigen Orte unterbringen, wo man bequem hinzutreten kann und der Uhu nicht von der Sonnenhitze zu leiden hat.

Ein genügend breiter und tiefer Wasserbehälter muß sich im Käfig befinden und soll täglich mit frischem Wasser versehen werden, damit der Uhu sich tränken und baden kann. Das was in Bezug auf Fütterung und Nahrung nötig ist, habe ich schon bei der Äsung des Uhu erwähnt.

Je reinlicher, sorgfältiger und seiner Lebensweise anpassender der Uhu in Gefangenschaft behandelt wird, desto mehr wird er die auf ihn verwendete Mühe durch imposanteres Aussehen und längere Lebensdauer lohnen, denn das Bewußtsein, einen guten Auf zu besitzen, ferner die hohen Anschaffungskosten bedingen immer eine gewisse Sorgfalt zur Erhaltung desselben. Im übrigen ist dem Uhu eine ziemlich lange Lebensdauer gewährt.

Zur besseren Manipulation mit dem Uhu werden ihm gewöhnlich an beiden Füßen ca. 4 cm breite, aus dauerhaftem, aber weichem Leder hergestellte Fesseln angelegt, von welchen aus zwei etwa 15—20 cm lange Riemen ausgehen, die sich an ihrem Ende in einem Messingringe von 3—4 cm Durchmesser vereinigen. Die Fesseln sollen den Uhu an keiner Bewegung besonders hindern, erleichtern aber dessen Herausnehmen aus dem Kasten und Tragkorb und dessen Befestigung an der Jule. Recht zahme Uhus kann man mit der durch einen starken Lederhandschuh bewaffneten Hand aus dem Kasten nehmen; es giebt Uhus, die auf Anrufen selbst aus dem Kasten und in den bereitgestellten Tragkorb gehen, wenn man einen solchen anwenden will. Außerdem umspannt man mit der Hand die beiden Ständer und trägt den Uhu unterm Arm. Ist der Uhu ein ungefügiger Bursche, so benützt man einen etwa $^1/_2$ m langen Stock, an dessen Spitze ein Haken angebracht ist. Mit dem Haken faßt man den Ring an den Fesselbändern, hebt den Uhu in die Höhe, so daß er umgekehrt hängt und gewöhnlich mit den Flügeln schlägt, dann umfaßt man ihn von rückwärts mit der linken Hand und bringt ihn so aufrecht unter den linken Arm. In dieser Stellung wird er dann, wenn man einen Tragkorb oder Tragkasten nicht anwenden will, zur Aufhütte verbracht.

Der mehrfach erwähnte Tragkorb ist ein Weidengeflecht, in welchem der auf einem Sprißel aufrecht sitzende Uhu genügend Platz hat. An einer Stelle des viereckigen Korbes ist ein leicht zu öffnendes, aber auch gut verschließbares Thürchen — d. h. die vierte Seite des Korbes — angebracht, und zum leichteren Transporte kann man an dem Korbe Tragbänder anbringen und so bequem, ohne Mühe, den Uhu à la Rucksack an den Ort der Krähenhütte verbringen. Man hat dabei den Vorteil, daß man während des mitunter weiten Weges zur Hütte seine Arme ungehindert frei hat.

Ist man nun an der Krähenhütte angekommen, befestigt man an den Fesseln eine Leine, welche wiederum am Sitzpfahle festgemacht wird und etwa 2 m lang sein kann. Dieselbe hat den Zweck, dem auf und ab hüpfenden Uhu das zu weite Entfernen vom Sitzpflocke zu verwehren, ihm doch aber genug Freiheit zur Bewegung zu gewähren.

Weiter wird dann ebenfalls am Ringe die sogenannte Rührschnur befestigt. Es ist dies eine entsprechend starke hänfene Leine, welche von der Fessel aus dem Boden entlang bis in die Hütte hineinreicht und den Zweck hat, den Uhu von Zeit zu Zeit etwas in Bewegung zu versetzen, damit er durch dieselbe etwa fernstreichenden Raubvögeln leichter sichtbar wird.

Nachdem ich nun alle Vorkehrungen besprochen habe, welche die Hüttenjagd benötigt, werden noch einige Winke über das Verhalten des Jägers während der Ausübung dieser Jagdart am Platze sein.

Die günstigste Tageszeit für die Hüttenjagd wird verschieden angegeben. Ich halte jedoch für das Beste, wenn der Jäger vor Tagesanbruch am Platze ist, den Uhu aussetzt und dann still und geräuschlos in der Hütte den Sonnenaufgang erwartet. Mit Anbruch des Tages werden alle Tagraubvögel lebendig, sie gehen auf Raub aus und werden dadurch am ehesten des Uhu ansichtig werden.

Gewöhnlich werden die Bussarde (falco buteo) am ehesten rege und finden sich an der Krähenhütte ein, dann kommt der Troß der Krähenvögel und schließlich, wenn die Sonne etwas Wärme verbreitet hat, finden sich auch die Weihen und andere Vögel ein. Bussarde und Krähen haken auf den Fallbäumen gerne auf, Weihen und Habichte hassen gewöhnlich nur stoßweise im Fluge.

Von vielen Seiten wird empfohlen, gleich anfangs oder auch gar nicht an der Krähenhütte auf Krähen zu schießen, weil sie höllischen Lärm machen und dadurch gefährliche Raubvögel, aufmerksam gemacht, leichter zustreichen.

Wenn sich auf dem Boden um die Hütte herum kein Gestrüpp oder Unterwuchs befindet, so sagen manche Hüttenjäger, soll man die geschossenen Vögel durch einen Apportierhund in die Hütte verbringen lassen. Andere glauben, es wäre besser, die geschossenen oder auch nur blessierten Vögel ruhig außerhalb liegen zu lassen, gerade hiedurch würden andere Raubvögel angelockt. — Ich halte jedoch dafür, daß es allerdings besser wäre, die zappelnden, angeschossenen und auch die toten Vögel sofort zu entfernen. Jedoch hat es sein Bedenken, seinen treuen und wertvollen Hund einer immerhin großen Gefahr auszusetzen; denn angeschossene Vögel wehren sich mit Schnabelhieben und Krallen gegen den Hund, und dieser ist, da er die Gefahr nicht kennt, leicht einer oft sehr gefährlichen Verwundung ausgesetzt. Beispiele und Thatsachen haben ergeben, daß mancher brave Hund den Verlust des einen oder andern Auges davongetragen hat, mindestens aber schwere Verletzungen in Fang und Nase erhielt. Selbst aus der Hütte zu gehen, um die geschossenen Vögel wegzuräumen, ist aber nicht immer ratsam. Es wird sich daher empfehlen, bei einer stabilen, dauerhafter gemachten Krähenhütte durch Anpflanzung von niedrigem Gestrüppe dem Übelstande abzuhelfen.

Wenn der Morgenstrich der Vögel vorüber ist, was im Frühjahr und Herbste um 8 oder 9 Uhr sein kann, dann mag man getrost den beengenden Aufenthalt verlassen, denn unter Mittag lassen sich die Vögel nicht gerne sehen. Des Nachmittags von 3 oder 4 Uhr an kann man wieder auf einigen Erfolg rechnen, jedoch sind die Vögel des Abends nicht mehr so frisch und hassen nicht mehr so schneidig wie nach Tagesanbruch.

Ist der Morgen stark neblig, oder ist Sturm und Regen da, dann wird man an der Hütte keinen Erfolg haben, schwindet aber der Nebel oder wird das Wetter wieder ruhig und heitert sich auf, dann mag man rasch den Uhu aussetzen, denn es werden dann zu jeder Tageszeit Vögel erscheinen.

Durch die enge Schußlücke ist man wohl vielfach im flinken Schießen behindert. Anfängern und auch hitzigen Schützen ist größte Vorsicht bezüglich des Uhus anzuraten — im Eifer übersieht man gerne den Standplatz des Uhus, und nicht selten hat man diese Unachtsamkeit mit dem bitteren Verluste des Uhu zu bezahlen, wenn statt des Habichts der arme „Hansl" sein Leben einbüßt.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, auf aufgebäumte Vögel zu Schusse zu kommen, wird man immer leichter treffen, wenn man auf den abwärtsstreichenden und hereinfahrenden Vogel abkommen kann. Um also jederzeit zum Schusse vorbereitet zu sein, ist es gut, wenn man den Uhu fleißig beobachtet, denn er markiert oft so genau, daß man nach einiger Übung an seinem Benehmen schon merken kann, welche Art von Feind und ob früher oder später erscheinen wird, man kann dann schon den Anschlag mit mehr Ruhe zielen, als wenn ein Vogel uns ganz unerwartet überrascht.

Betreffs der Schrotsorte, welche man auf der Hütte schießen soll, möchte ich raten, lieber zu feines als zu grobes Korn zu wählen, denn es ist vorteilhafter, den Räuber mit einer größeren Anzahl Schrot zu verwunden, als ihn infolge zu groben Schrotes etwa auszulassen.

Eng schießende Gewehre, wie Chockebohrungen u. dergl. empfehlen sich für die Hüttenjagd auch nicht; es handelt sich hier ja nicht um eng deckende Weitschüsse, als vielmehr um einen gut streuenden Schrotschuß, mit welchem man viel mehr Raubvögel unschädlich machen wird.

Noch erübrigt mir bezüglich der Jahreszeit, welche am günstigsten für die Hüttenjagd ist, einiges zu bemerken. Die Strichzeit der Raubvögel fällt im Frühjahr in die Monate Februar und März, im Herbste in den September bis November. Um diese Zeit streichen am liebsten die sogenannten Nebelgeier. Der Frühjahrsstrich ist nicht so günstig als der Herbststrich; im Frühjahr ziehen nur alte, erfahrene Vögel, welche zudem durch die Begattung, die Zurüstung zum Horstbau und durch das Brutgeschäft vielfach so in Anspruch genommen sind, daß sie sich um den Uhu weniger kümmern. Dagegen ist der Herbst die beste Zeit der Ernte. Hier streichen die jungen, unerfahrenen Vögel der Frühjahrsbrut auch mit, und diesen ist gewiß die Erscheinung des geheimnisvollen Uhus eine solche Neuheit, daß sie, ohnehin noch nicht so vorsichtig wie alte Vögel, eher nach dem Uhu hassen.

Gewiß findet der Revierjäger, wenn gleich er im Herbste vielfach in Anspruch genommen ist, hin und wieder mit Tagesanbruch ein paar Stunden Zeit, dem befiederten Raubwilde einigen Abbruch zu thun.

Ich bin jedoch der Ansicht, daß die Arbeit an der Krähenhütte weniger des *Jagdvergnügens* halber betrieben werden soll, als vielmehr zum Zwecke der *Säuberung des Revieres von befiederten Räubern*. Aus diesem Grunde möchte ich gerade die Frequentierung der Aufhütte im *Frühjahr* — Februar, März und April — dringendst empfohlen haben, um zu verhüten, daß sich die Raubvögel paaren, daß sie brüten, ihr Geheck den ganzen Sommer zum Nachteile des Revieres füttern und groß ziehen, um dann im Herbste statt einzeln zu fünf oder sechs beim Uhu zu erscheinen. Das Verhindern der Vermehrung des Raubwildes wird bestimmt dem Reviere *mehr* nützen als die Vertilgung des neuen Zuwachses im Herbste, von welchem für das Vergnügen an der Aufhütte gewiß noch viel mehr übrig bleibt, als wünschenswert sein dürfte.

Die Zwergohreule.

Scops carniolica, zorca, giu, ephialtes, asio, Strix scops, pulchella, Ephialtes scops, Asio scops, Bubo scops.

(Tafel 10, Figur 2.)

Possenеule, Waldteufelchen, Totenvogel nennt sie sehr bezeichnend das Volk. Sie ist die einzige unserer Eulen, welche als echter Zugvogel in Afrika überwintert. Sie kommt zu uns ziemlich früh, schon im März, verläßt uns aber auch schon im September, spätestens Anfang Oktober.

Dieses drollige Vögelchen ist für eine Eule ziemlich bunt. Die Färbung des Gefieders ist ein verwaschenes Gemisch von Grau, Weiß und Rostgelb, mit dunklen Schaftstrichen und feiner Querzeichnung. Von oben ist die Grundfarbe graubraun, von unten grauweiß, die feinen Zeichnungen bemerkt man nur in der Nähe. Die Schwingfedern haben rostgelblichweiße Querbinden, der Schwanz ist hellgraubraun, mit fünf hellrostgelblichen, nach oben schwarzbraun eingefaßten Querbinden. Der Schleier ist rostfarben, die Iris schön gelb. Die Füßchen sind an den Läufen mit kurzen, graulich rostgelben Federchen dicht besetzt, die Krallen sind nadelspitz, bräunlichgrau, vorn schwarz. Der Schnabel ist dunkelbraun — diese Färbung ändert aber sehr ab. Ihre Länge beträgt 19—20 cm, Flugbreite 50 cm, Schwanzlänge 7 cm und Laufhöhe 2,8 cm. Die spitzen Flügel überragen den Schwanz um ein weniges. Sie ist nur wenig größer als eine Drossel.

Schon im südlichen Deutschland, im bayerischen Hochgebirge, ist die Zwergohreule nicht gerade selten. In Kärnten, Krain, Tirol, dann in Italien, Griechenland, Spanien und Nordafrika ist sie häufig. Heuglin schreibt von ihr: Als Zugvogel kommt die Zwergohreule im Herbst, Winter und Frühjahr durch Ägypten südwärts bis Abessinien und Senar, gewöhnlich paarweise oder in Familien wandernd. Dr. Vierthaler traf am Blauen Nil am 25. Januar eine Gesellschaft von 15—20 Stück

dieser Art beisammen. Zwischen 9. und 12. April fanden wir sie noch bei Kairo und am 24. September schon wieder im mittleren Nubien. Nährt sich u. a. von Wanderheuschrecken und läßt sich nicht selten am hellen Tag sehen und zwar nicht nur in dichten, schattigen Baumpartieen, sondern selbst hin und wieder in vereinzeltem, fast schattenlosem Gebüsch.

Bei uns läßt die Zwergohreule ihren „unheimlichen“ Ruf, eigentlich ein Geschrei, das wie „kiu—giu—tot—tot—tot—töd—töd—töd“ klingt, besonders im Frühjahre, wo sie, in dichten Baumzweigen verborgen, schon vor Sonnenuntergang eifrig zu rufen beginnt, fleißig hören, und in mondhellen Nächten schreit sie die ganze Nacht hindurch. Durch die Büsche zieht sie mit leise schwankendem Fluge. Sie zeigt sich, ungeachtet ihrer Kleinheit, als kühner Räuber, der bei uns von „Heuschrecken“ und anderen Kerfen nichts wissen will, sondern sich eifrigst an Mäuse hält, Fledermäuse außerordentlich geschickt im Fluge fängt und erwürgt, bei Gelegenheit auch einen kleinen Vogel mordet. Ihr Nest legt sie in Baumhöhlen an, frühestens Ende Mai findet man darin die kleinen, rundlichen weißen Eier, 3 cm lang, 2,5 cm breit.

In der Gefangenschaft, in der sie leicht zu halten sind und sozusagen mit allem vorlieb nehmen, was sie vom Tische erhalten, am seligsten aber mit einer Maus sind, haben wir an den Zwergohreulen allerliebste Geschöpfe. Sie werden fingerzahm, ihr munteres, possenhaftes Wesen erregt das größte Vergnügen. Bei Tage sitzen sie in den verschiedensten Stellungen auf passenden Stellen in ihrem Gebauer, die eine mit glatt anliegendem Gefieder, die andere zu einem Federballen aufgedunsen. Diese legt das eine Federohr nach hinten, während sie das andere erhebt, jene richtet beide auf und blinzelt dabei unendlich komisch nach dem Beschauer. Abends werden sie von einer ganz ausgelassenen Munterkeit. Im Preise stehen sie ziemlich hoch, doch wird man im Kanton Tessin unter dem Namen Civetta cornuta stets schon völlig gezähmte Zwergohreulen erhalten können. Dort ist sie — gleich dem Steinkauz — ein Lieblingsvogel der Bevölkerung und wird viel zum Vogelfang gebraucht. Man bringt sie ins Freie und steckt rings um sie Leimruten, an welchen alle die kleinen Vögelchen, die voll Zornes sie „hassen“ wollen, hängen und kleben bleiben.

Die Käuze. Syrniinae.

Es giebt etwa 30 Arten Käuze, davon haben wir in Europa nur 4. Ihr Kopf ist groß, rund, ohne Federohren, der Schwanz kurz, doch noch über die Flügelspitzen hinausgehend. Charakteristisch für die Käuze sind: die Verschiedenheit der Farbe des Auges, gelb oder dunkelbraun, eine außergewöhnlich große Ohröffnung, ein ihr entsprechend deutlicher Schleier.

Der Waldkauz.

Syrnium aluco, stridulum, aedium, ululans, Strix aluco, Ulula aluco.

(Tafel 10, Figur 3 und 4.)

Baumkauz, Busch-, Stock-, Baum-, Weiden-, Maus-, Grab-, Geier-, Zisch-, Knarr-, Kirr-, Heul-, Fuchs-Eule, Wiggerli, Wiggesser, Nachthuri, wilder Geisler, das ist so eine Auswahl der Namen für diese unsere gemeinste Eule.

Obwohl ihr Kopf außergewöhnlich groß ist, erscheint die Ohröffnung doch minder ausgedehnt als bei anderen Arten der Familie Kauz. Die Grundfärbung des Gefieders ist verschieden, entweder ein tiefes Grau oder ein lichtes Rostbraun, der Rücken dunkler gefärbt als die Unterseite, der Flügel durch regelmäßig gestellte lichte Flecken gezeichnet. Bei der roströtlichen Abart ist jede Feder an der Wurzel aschgraugelblich, gegen die Spitze hin sehr licht rostbraun, dunkel gespitzt und der Länge nach dunkelbraun gestreift, der Flügel dunkelbraun und rötlich gebändert und gewässert, der Schwanz mit Ausnahme der mittelsten Federn braun gebändert; der Schleier besteht aus grauen, schwarzbraun punktierten und gestrichelten Federn. Der Schnabel ist blaßgelb, die Iris dunkelbraun. Die Füße sind grauweiß gefiedert. Der Waldkauz hat eine Länge von 40 cm, eine Flugweite von 95 cm, Schwanzlänge von 17 cm, Laufhöhe 4,8 cm. Das Weibchen ist rötlicher als das Männchen, auch größer.

Der Waldkauz ist jedenfalls nicht besonders klug, oft macht er den Eindruck eines recht beschränkten Vogels. Sein Benehmen bei Tage ist z. B. ganz unerklärlich. Er erscheint als einer der lichtscheuesten Vögel, jede seiner Bewegungen ist plump und langsam, und doch sieht er am hellen Tage sehr gut. Bei Nacht ist es sehr auffallend, daß er dicht an still stehende Menschen, z. B. Jäger, heranstreicht, sie umfliegt und nicht erkennt, wenn er nicht das Menschenauge sieht. Ein ganz unheimliches Abenteuer erzählt da der vogelkundige Schacht: „Einst jagte mir ein Waldkauz durch sein Erscheinen nicht geringen Schrecken ein. Es war im Januar, abends, als ich mich, ruhig mit der Flinte im Schnee auf dem Anstande stehend, urplötzlich von weichen Flügelschlägen wie von Geistererscheinungen umfächelt fühlte. In demselben Augenblicke geschah es aber auch, daß ein großer Vogel auf meinen etwas tief über das Gesicht gezogenen Hut flog und daselbst Platz nahm. Es war der große Waldkauz, welcher sich das Haupt eines Menschenkindes zur Sitzstelle gewählt, um sich von hier aus einmal nach Beute umschauen zu können. Ich stand wie eine Bildsäule und fühlte es deutlich, wie der nächtliche Unhold mehreremale seine Stellung veränderte und erst abzog, als ich versuchte, ihn für diese absonderliche Zuneigung an den Fängen zu ergreifen.“ Daß der Waldkauz solchergestalt als der würdige Partner des Uhu in der Verbreitung des gruseligsten Aberglaubens erscheint, ist schon hienach sehr wohl begreiflich. Es kommt aber hiezu noch sein ungeheuerlicher und schauerlicher Paarungsruf, den er mit einer thatsächlich unerklärlichen Stimmgewalt ertönen läßt. Nicht nur an Stärke vollkommen gleich, sondern auch zum Verwechseln ähnlich ist der Waldkauzruf den aus vollster Brust geschleuderten Juhschreien eines Menschen, und durch die eigentümliche weinerliche Modulation, in welcher er die Juhschreie kurz nacheinander oder zusammenhängend ausstößt, macht es noch den Eindruck, als kommen sie von einem Betrunkenen, besonders wenn in einem Waldthal einer dem andern antwortet mit einem Eifer, als machte es ihnen selbst Spaß, das Echo zu wecken. Dieser Juhschreier ist allein das liebesbegeisterte Männchen, das Weibchen ruft während und außer der Minnezeit nur laut „ku—itt, ku—itt“, welchem „ku—itt“ das Männchen jederzeit, wenn es vom langen Tagesschlaf erwacht, ein heulendes „huhuhuhu“ anhängt.

Der Waldkauz ist sehr verbreitet, bis über den 67° n. B. hinaus; im zentralen Europa ist er in allen Waldungen, ob gebirgig oder eben. Er ist Standvogel, haust im Innern der Wälder und zieht erst gegen Herbst den Feldrändern näher, der Mäuse wegen. Baumlöcher sind sein Heim, selten auch stille Winkel in abgelegenen, an Wälder oder doch größere Baumgruppen stoßende Baulichkeiten. Schon im März werden ohne alle Umstände in ein Baumloch 4—6 weiße, fast runde, von der Baumerde oft braun gebeizte Eier gelegt, 4,5 cm lang, 3,9 cm breit, der Bauch nicht ganz in der Mitte, das Korn viel feiner als bei denen des Uhu. Die Brutzeit währt 20 Tage. Die Jungen sind von abschreckender, lächerlicher Häßlichkeit, wachsen langsam, hocken nachher um den Brutbaum herum und werden von den Alten treulich gefüttert. Sie rufen die Eltern durch eigentümlich knirschende Töne herbei.

Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Mäusen. Von freier Warte aus wird Umschau gehalten, bedächtig mit dem dicken Kopf genickt und alsbald hängt ein Mäuslein in den Krallen des rasch abgeflogenen Kauzes. In den Gewöllen findet man fast ausschließlich die Knochen von Nagern, nur die Sorge für 4—6 Junge kann ihn antreiben, auch Vögel zu rauben, der nagende Hunger im Winter zwingt ihn, manchmal einen Hasen zu erwürgen, was dem starken Kauz nicht übermäßig schwer ankommt.

Sein Geberdenspiel ist sehr komisch, bald mustert er den Beschauer mit seinem großen Glotzauge, bald kneift er es zu, nickt ihm bedeutungsvoll zu, bückt sich, knappt mit dem Schnabel und verfolgt den ihn Umgehenden mit seinem fast rund um die Halsaxe wendbaren Gesicht. Die Gefangenschaft verträgt er sehr gut, ist aber viel weniger klug, viel weniger possierlich und lebendig als andere Eulen.

Der Rauh- oder Rauchfußkauz.

Nyctale Tengmalmi, dasypus, Richardsoni, Baedeckeri, Kirtlandi, albifrons, abietum; Strix Tengmalmi, Ulula funerea, Syrnium Tengmalmi.

(Tafel 10, Figur 5 und 6.)

Auch kleiner Waldkauz, Nachtkauz genannt, mißt diese dem Steinkauz außerordentlich ähnliche Eule 25 cm in der Länge, 55 cm Flugbreite, 9,5 cm Schwanzlänge und 3 cm Laufhöhe. Ein sehr breiter Kopf mit außerordentlich großen Ohröffnungen und ein vollkommener Schleier kennzeichnen den Rauhfußkauz. Der Schleier ist weißgrau, schwarz getuscht, der Oberkörper mäusegrau, durch große weißliche Flecken gekennzeichnet, der Unterkörper weiß mit deutlichen und vertuschten mäusegrauen Querflecken, die Schwung- und Schwanzfedern sind mäusegrau mit weißen unterbrochenen Binden, von denen 5—6 auf den Steuerfedern stehen. Der Schnabel ist horngelb, das Auge lebhaft goldgelb. Junge Vögel sind fast einfarbig kaffeebraun, unten etwas heller als oben. Bauch und Füße bräunlich weiß; die Schwingen und Schwanzfedern mit weißen Fleckenbinden; der Schnabel gelbbraun. Die Füße sind stark befiedert.

Der rauhfüßige Kauz ist ein echter Bergvogel, der bis hoch in die Alpen hinauf geht. Er schreit wenig und dann ziemlich leise sein „kew, kew—kuuk—kuuk—kuuk", bleibt in Bergwäldern in hohlen Bäumen und bebuschten Felsspalten und kommt in den Alpen nicht selten, im schweizer Hochland häufig vor. Er legt sieben Eier, eine für einen Raubvogel sehr hohe Zahl, dieselben sind weiß, 3,3 cm lang, 2,4 cm breit, vor Mai werden dieselben nicht gefunden. Gegen das Tageslicht ist er wirklich empfindlich und erscheint von ihm arg geblendet. Er ist außerordentlich menschenscheu und liebt nur die tiefste, wildeste Waldeinsamkeit. Seine Nahrung scheint fast ausschließlich aus Waldmäusen zu bestehen. Man rühmt dieser kleinen Eule ein besonders sanftes Temperament, einen komischen Humor und starken geselligen Trieb nach. Er wird in der Gefangenschaft außerordentlich zahm. Junge Käuze erzieht man am besten mit gutem, klein zerschnittenen Fleisch, stark mit frischen Ameisenpuppen bestreut und zur Gewöllbildung mit zerschnittenen Hasenhaaren und feinen Federchen versetzt.

Der Steinkauz.

Athene noctua, Strix noctua, Surnia noctua, Syrnia psilodactyla.

(Tafel 10, Figur 7.)

Wie schon bemerkt, ist der Steinkauz dem vorigen sehr ähnlich, hat aber nicht die stark befiederten Füße.

Der Oberkörper ist tief mäusegraubraun, unregelmäßig weiß gefleckt, das Gesicht grauweiß, der Unterkörper weißlich, bis gegen den After hin braun in die Länge gefleckt. Das Auge schwefelgelb, der Schnabel grünlichgelb, der Fuß gelblichgrau. Junge Vögel sind dunkler. Die Länge beträgt 24 cm, Flugbreite 52 cm, Schwanzlänge 7 cm und Laufhöhe 3,2 cm. Kaum Taubengröße.

Er ist ein herzgewinnend liebenswürdiger, munterer, unruhiger Vogel, der vom dümmsten Aberglauben bei uns, insbesondere in Süddeutschland, so sehr verfolgte Steinkauz, den wir auch unter den Namen: Sperlingskauz, Gemeiner Kauz, Lerchen-, Stock, Haus- und Scheunen-Kauz kennen lernen, den die Dummheit mit den Bezeichnungen „Wehklage", „Leichenvogel", „Leichenhühnchen", „Totenvogel" getauft hat, während ihn die Österreicher gemütlich „Wichtel" nennen. In Italien und in Tessin, in dessen Wäldern der Steinkauz sehr häufig ist und wo er »Civetta piccola« heißt, wird er noch häufiger als die Zwergohreule zur Vogeljagd benützt, auch zahm in den Häusern gehalten, wo er die Mäuse wegfängt, Früchte, Polenta u. dergl. frißt. Die passionierten Kleinvogelfänger tragen ihn ins Freie und setzen ihn auf einen einbeinigen Stuhl mit gepolstertem Brett. Nun wird ihm eine lange Schnur ans Bein gebunden, an der man zieht, um ihn aufspringen und seine possierlichen Geberden machen zu lassen. Rings sind Lockvögel und Leimruten angebracht. Neugierig eilen die kleinen Vögelchen in Scharen herbei und hassen nach dem Kauze: Rotschwänze, Laubvögel, Meisen, Grasmücken, Bachstelzen, Ammern, Zaunkönige, selbst Mistel- und andere Drosseln, und bleiben an den Leimruten hängen. In dem deutschen Zuschauer schreit sozusagen alles: „her mit der Prügelstrafe und den Kerl gehauen, ‚bis

es durchkommt' wie Wehlan sagte". Aber vergeblich ist unsere Empörung! Vom Juli bis November betreibt der edle Italiano, der „demokratenstolze" Tessiner, diese jämmerliche Fangart und füllt seine Küche mit den zartesten, feinsten, unersetzlichsten Vögelchen.

Also mißbraucht das Raubtier Mensch die unschuldige, lustige »civetta«, die nur selten einmal ein Vögelchen, öfters eine Fledermaus, fast ausschließlich aber Mäuse: Spitz-, Wald-, Feld- und Hausmäuse raubt und verzehrt. Der Steinkauz nistet in alten Gebäuden, Steinbrüchen, lichten Wäldern, sehr gern in hohlen Kopfweiden und einzelnen Feldbäumen, ohne eigentliches Nest und hat 4—5 kugelige, schneeweiße Eier, 3,3 cm lang, 2,8 cm breit, also für den kleinen Vogel sehr groß. Die Brütezeit fällt in den Mai. Während derselben entfalten sie eine ungeheuere, hochdrollige Wichtigkeit, ein Lärmen und Schreien, selbst am Tage, welches die Stätte ihrer Brut geradezu verraten muß. Sonst sitzt er am Tage ruhig in seinem Schlupfwinkel, fliegt aber bei jeder Störung in ganz eigenartiger Weise, fast wie ein Specht davon. Diesen wogenden Flug hat er aber nur bei Tage, der nächtliche Flug ist vollständig eulenartig, leise und rasch. Sein Ruf, den man so oft in Obstgärten hört, ist „kuew—kuew" und sanft klagend „kuwitt". Das übersetzt die Dummheit mit „komm mit!", nämlich in das Grab, und wenn der Kauz gegen erleuchtete Fenster fliegt, so bedeutet das „Tod". O sancta simplicitas!

In der Gefangenschaft ist der Steinkauz ganz allerliebst und macht sehr vielen Spaß. Nicht umsonst nennt man diese klügste, aufgeweckteste Eule den Vogel der „eulenaugigen Athene", er hat ein Anrecht darauf, das Wappentier der geistreichsten Göttin zu sein. — Seine Verpflegung ist die gleiche wie jene des vorigen.

Als merkwürdig will ich bei der großen Übereinstimmung von Rauhfußkauz und Steinkauz noch hervorheben den auffallend großen Unterschied im Schädelbau beider Arten. Die Ohröffnung des Steinkauz ist klein, der Schleier deshalb undeutlich; die Ohröffnung des Rauhfußkauz ist abnorm groß, der Schleier sehr ausgeprägt.

Der Zwergkauz.

Glaucidium passerinum, pygmaeum, Strix passerina, Surnia passerina, Noctua passerina.

(Tafel 10, Figur 8.)

Der Zwergkauz, Sperlingseule, Käuzchen genannt, ist die kleinste und lieblichste Eule.

Bloß so groß wie eine Lerche, ist er ein ebenso possierliches wie niedliches Vögelchen, 16—17 cm lang, 30 cm breit, mit Schwanzlänge von 4,8 cm, Laufhöhe 1,8 cm. Die Oberseite ist dunkelerdbraun, rötlich- oder gelblichbraun, grau und weiß punktiert, auf der Brust weiß mit braunen Längsstreifen; Schwanz mit fünf Querbinden. Der Kopf ist weniger rund als bei den andern Käuzen, faltenartig und von einem sauberen Federzirkel eingefaßt. Schnabel gelblich, Augen gelb, Krallen schwarz.

Der Zwergkauz ist viel lebhafter als alle anderen Eulen, fliegt leicht und rasch auch bei Tage, mit Ausnahme der Minnezeit ist er aber doch lichtscheu. Diese freilich verändert sein ganzes Wesen, der kleinste Kauz liebt mit größter Leidenschaft. Aus seinen „dämmerigen Verstecken in Baumhöhlen, hinter Mauern und Steinrissen und aus dunklem Baumwuchs" — sagt Müller — „treibt es die Liebe mehr denn je hervor an den hellen Tag". Und da dieser kleinste Kauz leider mit großer Vorliebe unsere herzigen Meisen fängt und erst sorgfältig rupft, ehe er sie verzehrt, so sind ihm die kleinen Vögel herzlich gram und verfolgen ihn wütend. Doch Erfahrung und eine untrügliche vererbte Furcht läßt sogar die kecke Kohlmeise Vorsicht gebrauchen, wenn sie den gefährlichen Zwerg umschwirrt. Denn flink, wie der ist, packt er unversehens den ersten besten Vogel am Kragen und rupft und würgt ihn zum Entsetzen der ihn umgebenden Schar trotz allen Schimpfens und Wetterns. Manchmal sitzt das Kerlchen längere Zeit in dem Laube eines Obstbaumes oder auf einer dichtbeasteten Eiche. Jetzt hebt es den einen Fuß unter den aufliegenden Bauchfedern hervor, als wollte es in die Luft greifen. Es hat lebhaft den Anschein, als ob der kleine Federbalg aus einem Traume erwache. Nun erwacht er wirklich, und mit Hilfe des Hakenschnabels klettert er papageiartig herum, lüftet die Flügel ein wenig und hält schelmisch Umschau. Gleich darauf verfällt der Kauz in eine wahre Possenreißerei. Mit dem hellkreischenden Ruf „kirr, kirr" nickt er rasch mit dem Kopfe, schaut, denselben schief haltend, bald

zur Rechten, bald zur Linken, streckt sich jetzt mit glattem Gefieder senkrecht in die Höhe, um sich kurz darauf wie in übermütiger Laune aufzublasen; er verdreht den Hals, wobei sich das Gesicht unter auf- und zugehendem Schnabel und unter Sträuben der Wangen- und Kopfseitenfedern affenartig verzerrt.

Sein Ruf lautet „töd—tö—tö—tö“, während der Paarungszeit ruft das Männchen hohl „klulu“, hat er eine Beute, z. B. eine Maus, so ruft er „dahitt, hitt, hitt“. Die Mäuse zerstückelt er, unter zwei großen Mäusen ist der kleine Kerl für eine Nacht nicht zufrieden! Außerordentlich nützlich wird der Zwergkauz durch seine Jagd auf nächtliche Insekten, insbesondere große Nachtschmetterlinge.

In Deutschland ist der Zwergkauz nicht häufig. Er ist ein nordischer Vogel, der so weit nach Norden geht, als der Baumwuchs reicht. Das Nest legt er meist in Spechtlöchern an, brütet im April und legt 3—4 kalkweiße Eier, 3 cm lang, 2,3 cm breit.

Gefangen ist er ein herziger, und wo immer es Mäuse giebt, sehr nützlicher Stubengenosse. Man füttert ihn wie den Rauhfußkauz, giebt ihm, seiner räuberischen Natur entsprechend, oft Mäuse, hie und da einen Sperling, mit dem er gleich fertig ist. Da klettert dieser Kauz in der Stube papageienartig herum, als wäre er darin geboren, erfreut durch sein zahmes, drolliges Wesen, sein hochkomisches Gebärdenspiel und frißt bald seinem Pfleger aus der Hand. So groß ist dabei der Mut dieses Zwerges, daß er Hunde und Katzen anzugreifen wagt!

Schleiereulen. Striginae.

Sie sind gestreckt gebaute Eulen, die sich auf den ersten Blick dadurch von den anderen unterscheiden, daß der sehr ausgebildete Schleier nicht rund, sondern herzförmig gestaltet ist, erst im Tode wird derselbe kreisförmig. Der große Kopf ist ohne Ohrfederbüschel, die langen Flügel überragen den Schwanz, die Tarsen sind befiedert, die Zehen mit nackten, nur mit einzelnen Borsten besetzten Schildern bedeckt. Von fünf Arten hat Europa eine Art, unsere allbekannte, schöne

Schleiereule.

Strix flammea, alba, guttata, adspersa, vulgaris, obscura, splendens, paradoxa, Kirchhoffii;
Aluco flammea, Ulula flammea, Stridula flammea.

(Tafel 10, Figur 9.)

Dieser Anzahl Namen entspricht die große Zahl der in Deutschland noch üblichen Bezeichnungen: Schleierkauz, Schnarcheule, Perl-, Gold-, Flammen-, Perücken-, Herz-, Turm-, Kirchen-, Klag- und Schläfer-Eule.

Länge 35 cm, Flugbreite 93 cm, Schwanz 12,5 cm, Lauf 6,4 cm. Rücken, Flügeldecken und Schwanzdecken aschgrau mit rostroten Längsstreifen und weißen, reihenförmigen Tropfenflecken, die Perlenreihen nicht unähnlich sind. Schwanz rosträtlich gelb mit vier schwarz und grau gestrichelten, schmalen Bändern und weißlichem, feingestricheltem Spitzensaum. Die ganze Vorderseite bald mehr rosträtlich, bald rostgelblich mit schwarz und grauweißen Tropfenflecken. — Die Färbung der Schleiereule ist sehr verschieden; wenngleich sich die Zeichnung im ganzen ähnlich bleibt, so ändern sie doch die Farben vom leuchtenden Rostgelb bis zu fast reinem Weiß, besonders auf der Vorderseite. Als große Seltenheit kommen ganz weiße Exemplare vor.

Die Schleiereule hat ganz merkwürdige Eigentümlichkeiten und Fähigkeiten. Durch Bewegung ihres Schleiers giebt sie ihrem Gesichte so verschiedene Gestalten, daß ihre „Mimik“ ebenso drollig wie unterhaltend und wunderbar erscheint. Zieht sie den Schleier nach dem Schnabel hinauf zusammen, so sieht sie aus, als lache sie; in ihrem flunkernden Auge hat sie etwas Affenartiges und betrachtet man die ganze wunderliche Gestalt mit den langen spindeldürren Beinen, den langen Flügeln und dem kurzen Schwanze, dazu die rötlichen, wie skrophulös aussehenden Augenlidränder, so kann man sich eines höchst komischen Eindruckes sicher nicht erwehren. Höchst merkwürdig ist sodann ihr Liebeslied. Ein schnarchender, wie „chrüii—iiiiii“ klingender Ton, der schon manchen Menschen alterierte, manches Mißverständnis durch Verwechselung mit einem schnarchenden Menschen hervorgerufen hat, den

man bald hier, bald dort hört und den Urheber nicht entdecken kann — es ist der Minnegesang der Schleiereule, daher tönt er accrescendo. Wundervoll können das aber auch die Jungen. Da die Schleiereule 6—7 weiße Eier (3,3 cm lang, 3,1 cm breit) — ohne Nest, auf den blanken Boden — legt und schon das erst gelegte gleich bebrütet, die anderen nach und nach dazulegt, so sieht man in ihrer Familie ganz kleine, größere und halberwachsene neben einander; sind sie alle auf den Beinen, dann sitzen sie zur Nacht auf oder unter dem Dach umher und schnarchen alle zusammen nach den Futter bringenden Eltern, so daß dieses Konzert allerdings zur Erhöhung einer recht behaglichen Abendstimmung des Menschen nichts beiträgt. Nebenbei gesagt, kann man sich etwas Lächerlicheres, Fratzenhafteres kaum vorstellen, als junge Schleiereulen. Aus dem gelblich weißen Flaum sprossen in der dritten Woche die Federn hervor; zunächst auf dem dicken Kopfe in Form einer Kappe von blaugrauen Kielen, stellenweise auch auf den Flügeldecken; im übrigen ist das Geschöpf in gelblichweißen Flaum gehüllt. Der noch unvollkommene Schleier läßt den großen Schnabel wie einen Rüssel hervortreten, und auf den langen dünnen Beinen in einem Winkel hockend, erhebt es sich bald, den Beschauer wütend anglotzend, bald sinkt es zu einem Ballen zusammen mit fest eingekniffenem Auge: ein Wunder von Häßlichkeit!

Die Schleiereule ist der einzige Raubvogel, der sich vollständig in Gebäuden angesiedelt hat. Sie wird nirgends anders als in solchen getroffen und hier wieder hauptsächlich in hohen, unbewohnten Gebäuden, wie in Ruinen, großen Scheunenböden, Kirchböden — doch stets in der nächsten Nähe der Menschen. Früher allgemeiner als jetzt, aber auch jetzt noch häufig, legt der kluge Landmann das „Eulenloch“ unter dem Dachfirste für sie an; er weiß, daß zehn gute Katzen das nicht an Mäusevertilgung leisten können, was die Schleiereule mit Jungen fertig bringt. Es ist auch gar nichts seltenes, daß die Schleiereule in Taubenschlägen brütet, in innigster Freundschaft mit alten und jungen Tauben, wie sie überhaupt dem Hausgeflügel niemals auch nur das Geringste zu leide thut. Gefährlich wird sie dagegen kleinen Singvögelchen, die vor den Häusern in Käfigen hängen; nach solchen in der Freiheit zu suchen, fällt ihr dagegen gar nicht ein. Sie ist ein vollständiger Nachtvogel, der bei Tag in einen Winkel gedrückt in hockender Stellung schläft und erst mit Einbruch völliger Dunkelheit zum Vorschein kommt. Sie ist leicht daran zu gewöhnen, den ganzen Bodenraum, das ganze Treppenhaus eines Gebäudes nach Mäusen abzujagen, säubert in unermüdlicher Thätigkeit Hof, Garten und Wiese von den schädlichen Nagern, auch die Spitzmäuse frißt sie; nach Jäger auch sehr gerne die großen, grünen Caraben (Käfer). Sie jagt übrigens nur bei gutem Wetter, wenn schlechtes Wetter im Anzuge ist, so trägt sie Vorräte von Mäusen ein. E. v. Homeyer teilt mit, daß er einen Haufen von etwa 3/4 Hektoliter toter Mäuse neben einem Schleiereulennest gefunden habe, welche die sehr gefräßigen Jungen nicht bewältigen konnten. Gehen diese eingetragenen Mäuse in Verwesung über, so wirft sie die Eule einfach wieder zu ihrem Einflugloch hinaus. Man findet dann plötzlich einen stinkenden Aashaufen unter demselben.

Unter dem Aberglauben, den Erzählungen schwachsinniger Kinderfrauen, die von dummen Menschen beiderlei Geschlechts nur zu gerne geglaubt werden, hat auch sie, wie alle Eulen, sehr viel zu leiden. Auch ihr Erscheinen, ihre abscheuliche Schnarchstimme „kündet den Tod“, Kinder „verhext“ sie und ähnlicher himmelschreiender Unsinn mehr! Nichts ist eben widerlicher als der Mensch in seinem Wahn!

Mit wie großem Unrecht den Eulen alles Volk so abhold ist, sie für Unglücksvögel hält und verfolgt, erschlägt und schießt, das weiß jeder nur irgend Naturkundige. Ihr Nutzen wird aber auch von Kundigeren nur zu sehr unterschätzt. Die Eulen sind unersetzlich nützlich, auch der gewaltige Uhu sollte vom Landmann mit sehr freundlichen Augen angesehen werden. Was er an nützlichen Singvögeln vertilgt, ebenso an Rebhühnern und Urhühnern, das bringt er zehnfach herein durch seine Schlächtereien unter den gerade diesen Vögeln allen viel schädlicheren Elstern, Hähern und Krähen. — Richtig ist ja, daß die Eulen uns etwas unheimlich erscheinen, sie vertreten eben einen höchst eigentümlichen Typus der Tierwelt. Ihre abenteuerliche Gestalt entspricht dem oft so abenteuerlichen Orte ihres Aufenthaltes, der Abenteuerlichkeit ihres nächtlichen Rufes, der die ganze Tonleiter und alle Vokale, vom dumpfsten, gezogenen Ua bis zum jauchzenden, kreischenden I umfaßt und aus den dunkeln und öden Bergschluchten schauerlich-schön durch die nächtliche Waldlandschaft hinhallt. Gruseln kann das

wecken, aber doch nimmermehr Furcht bei dem kundigen Menschen, der genau die lächerlich harmlosen Urheber dieses Mordspektakels kennt. Hat man sie öfter gehört, diese wilden, urwüchsigen Naturlaute, so erregen sie überhaupt nur noch unser naturwissenschaftliches Interesse: man strengt das Gehör an, aus ihnen zu entnehmen, welche Eulenart uns nahe ist. Mögen mit der rastlos fortschreitenden Bildung und Aufklärung auch die Feinde unserer Eulen sich mindern, namentlich in den Schulen ausführlich auf ihr Wesen und Treiben und ihre Nützlichkeit hingewiesen werden. So mancher auch dem Geist und Körper schädliche, unsinnige Aberglaube wird auch damit aus der Welt geschafft werden.

Sperlingsvögel. Passerinae.

Ungefähr 5 700 Arten, mehr als die Hälfte aller Vögel, werden in dieser einzigen Ordnung vereinigt. Sie enthält alle jene lieblichen Geschöpfe, welche uns durch die Gabe des Gesanges so sehr nahe treten, umfaßt aber eine so erhebliche Artenzahl und Vielgestaltigkeit, daß es nicht möglich ist, andere als ganz allgemeine, wenige Merkmale aufzustellen. Der Schnabel der Sperlingsvögel entbehrt einer Wachshaut, die Speiseröhre erweitert sich nicht zum Kropfe, die Außenfedern, deren Anzahl verhältnismäßig gering zu sein pflegt, zeichnen sich durch den kleinen, dunigen Afterschaft aus und stehen sehr übereinstimmend in gewissen Fluren, unter denen namentlich die Rücken- und Unterflur übereinstimmendes Gepräge zeigt. Bei den weitaus meisten Sperlingsvögeln erlangt der untere Kehlkopf besondere Entwicklung, er wird von zwei bis sieben auf die Vorder- und Hinterfläche verteilten Muskelpaaren bewegt. Darum weist die Anatomie auch die Raben den Sperlingsvögeln zu, weil sie den Singmuskelapparat aufweisen. — Die Sperlingsvögel bergen in ihren Reihen die begabtesten aller Vögel, Cabanis nennt die Nachtigall den vollkommensten aller Vögel, Owen erweist diese Ehre dem Kolkraben. Und jeder der beiden Forscher dürfte seinen Standpunkt erfolgreich verteidigen können.

Die Größenverhältnisse der Sperlingsvögel schwanken, namentlich wenn man von den Raben absieht, nicht allzusehr, die Schlüpfer bedeuten dann die kleinsten, die Drosseln die größten Maße. Für die europäische Vogelwelt kommen von den 34 Familien der Sperlingsvögel 19 Familien in Betracht: Raben, Drosselvögel, Pirol, Wasserschwätzer, Schlüpfer, Sänger, Stelzen, Lerchen, Finken, Stare, Würger, Schwalben, Fliegenfänger, Seidenschwänze, Meisen, Spechtmeisen, Baumläufer, Mauerläufer, Hopfe.

Rabenartige Vögel.

Daß Owen den Raben als den vollkommensten aller Vögel bezeichnet, ist oben schon betont worden, und in der That, wir haben in den rabenartigen Vögeln Geschöpfe vor uns, deren Klugheit, deren geistige Gaben und scharfe Sinne uns die höchste Bewunderung abringen. Es sind gedrungen gebaute, kräftige Vögel, mit großem, starkem, seicht gekrümmtem Schnabel, dessen Schneide vor der meist überragenden Spitze zuweilen schwachen Ausschnitt zeigt und dessen Wurzel regelmäßig mit langen, die Nasenlöcher deckenden Borsten bekleidet ist, großen, starken Füßen, mäßig langen, in der Regel zugerundeten Flügeln, vierte und sechste Schwinge am längsten, gerade abgeschnittenem oder gesteigertem Schwanze, einfarbigem und sehr buntem Gefieder. Von gegen 200 Arten haben wir in Europa nur 12, von denen die schöne Elster und der prächte Eichelhäher recht schädliche Buschklepper sind, während die an sich nützlichen Krähen durch ihre meist viel zu große Anzahl sehr lästig, der Niederjagd ganz außerordentlich schädlich werden können. Den überaus klugen Kolkraben haben die Nachstellungen der Jäger

aus allen eigentlichen Kulturlanden vollständig vertrieben. Er findet sich nur noch im Hochgebirge und in menschenleeren Gegenden.

Alle rabenartigen Vögel haben ganz merkwürdig übereinstimmende Eigenschaften. Sie sind vom leidenschaftlichsten Hasse gegen alle Raubvögel erfüllt, welchen sie bekanntlich das Leben durch hartnäckige Verfolgung in großen Scharen mit ohrenzerreißendem Geschrei sehr verbittern. Sie greifen diese aber auch mit großer Kühnheit ganz direkt an und verjagen die kleineren stets, große oft. Gar manche Krähe erliegt dabei den Klauenhieben der großen Falken. Obschon sich aber die höchste Steigerung dieses Hasses auf den Uhu konzentriert, dessen Lieblingsnahrung Häher, Elstern und Krähen sind, weicht dieser leidenschaftliche Haß auf der Krähenhütte doch sehr bald kühler Überlegung, sowie die Krähen einzelne ihrer Kameraden den Schüssen des verborgenen Jägers erliegen sehen. Alle Krähen der Umgegend meiden fortab das so gefährliche Terrain, — die Raubvögel sind nicht so klug.

Alle rabenartigen Vögel sind Allesfresser, ziehen aber animalische Stoffe vor und sind sehr schlimme Nestplünderer. Man darf darum auch ihre Nützlichkeit nicht zu hoch anschlagen und stets soll der Forstmann darauf achten, ihre allzugroße Vermehrung zu unterdrücken. Die „Krähen von Lossa" mögen hier als Beispiel aus der allerneuesten Zeit (1894/96) dienen:

„Anderthalb Stunden nördlich von Wurzen liegt am Fuße der Hohburger Hügelkette das Dörfchen Lossa. Hinter demselben befindet sich, zum Teil aus Kiefern bestehend, der Park des Grafen v. Könneritz. Dieser Park war jedes Frühjahr der Nistplatz von vielen tausend Krähen. In buntem oder vielmehr schwarzem Gemisch tummelten sich da stahlblaue Rabenkrähen (Corvus corone) mit den aschgrauen Nebelkrähen (Corvus cornix) und den ruppigen Saatkrähen (Corvus frugilegus) und schon wenn man Wurzen verließ, hörte man ihr wüstes Geschrei, sah man ihre Schwärme über den Fluren Lossas spielen. So gern sonst der Landmann die schwarzen Gesellen hat, wenn sie gravitätisch hinter dem Pfluge herschreiten und Engerlinge und Würmer in Unzahl vertilgen, so wenig freuten sich damals die Bauern der dortigen Gegend über die Krähen; denn sie gingen auch an die Saat und besonders gern fraßen sie den frischgekeimten Mais. Aber auch dem Wäldchen war ihre Anwesenheit nichts nütze und es war, da jeder Baum mindestens ein Dutzend Horste trug, unschwer, dem kleinen Parke den baldigen Untergang vorauszusagen. In der jenseits des Lossabaches gelegenen Hälfte des Parkes, wo Laubbäume und Buschwerk vorherrschten, hatten sonst muntere Nachtigallen genistet; aber die Krähen zerstörten ihre Nester, fraßen Eier und Junge und die Nachtigallen, wie alle anderen Singvögel verschwanden! Da sie nur in der Brutzeit in dem Wäldchen von Lossa weilten, mußte, wollte man ihnen beikommen, die Zeit benützt werden, ehe die flügge gewordenen Jungen die Nester verließen. Um den Himmelfahrtstag herum kamen schon am frühesten Morgen große Scharen von Männern und Jungen aus Wurzen, Eilenburg und den benachbarten Dörfern, mit Säcken, häufig auch mit Leitern ausgerüstet. Sie erstiegen die Bäume und nahmen trotz des wütenden Geschreis der Alten die jungen Krähen aus ihren Nestern und warfen sie hinab. Unten wurde denselben gewöhnlich ohne viele Umstände der Hals umgedreht und der Balg abgestreift, und so wurden sie, wenn die Säcke gefüllt waren, mit nach Hause genommen, wo sie als Leckerbissen mit viel Appetit verspeist wurden. Die Leute rühmten oft, daß die Krähen genau wie junge Tauben schmeckten. In der ganzen Wurzener Gegend hießen aber die Krähen nicht anders als die „Losser Tauben". Das Ausnehmen der Nester würde aber kaum zur völligen Vertreibung der lästigen Gäste geführt haben, wenn nicht der Pächter des Rittergutes durch die Jäger der Umgegend einen anhaltenden Vernichtungskrieg gegen sie ins Werk gesetzt hätte, infolgedessen sie allmählich verschwanden, um nie wieder in so großer Zahl zurückzukehren. Heute hat der kleine Park sich wieder erholt, und fröhlich singen Amsel, Drossel und Pirol ihre Lieder, und des Nachts flötet melancholisch die Nachtigall."

Des weiteren ist allen rabenartigen Vögeln ein weithinschallendes, rauhes Geschrei eigen, das nur bei der Alpenkrähe und der Dohle sich einigermaßen milderen Tönen nähert. Dabei lernen aber alle in der Gefangenschaft einzelne Worte ganz deutlich sprechen. Alle sind höchst angenehme, ganz ungemein fesselnde Gesellschafter, hält man sie gefangen, werden sie folgsam und so vertrauensvoll wie ein Hund, doch stets bleiben sie weit entfernt von Unterwürfigkeit und alle haben den — oft einzigen — aber recht lästigen Fehler in der Gefangenschaft, resp. als „Haustiere", daß sie alle glänzenden Gegen-

stände mit der größten Schlauheit zu stehlen suchen und dann verstecken. Man muß stets mit wertvollen Schmuckgegenständen, Gold- und Silbergeld, sehr vorsichtig sein, sind Rabenvögel im Hause! Kommt etwas weg, so falle der erste Verdacht auf sie. Man gelangt oft wieder zu dem verlorenen Gut, legt man dem Vogel etwas recht Glänzendes in den Weg und beobachtet dann, so unauffällig als nur irgend möglich, wohin er diesen Gegenstand verschleppt. Glaubt sich der Vogel unbeachtet, so verrät er dann meist seinen Versteckort. Ebenso ist es nicht ratsam, fremde kleine Kinder ohne Aufsicht bei einem Rabenvogel zu lassen, er quält die armen Kleinen oft durch Zwicken und Hacken ganz abscheulich, auch wenn er den Kindern des Hauses in der innigsten Freundschaft zugethan ist. Hühner- und Taubeneier, Fleisch, Backwerk stehlen und fressen die Raben, wo sie dazu gelangen können.

Der Kolkrabe.

Corvus corax, major, maximus, clericus, carnivorus, vociferus; Corax nobilis, maximus.

Edelrabe, Berg-, Stein-, Kiel-, Goldrabe, Golker, Galgenvogel ꝛc. nennt man ihn auch noch. Seine Hauptfarbe ist blauschwarz mit violettem Metallschimmer, als nicht häufige Farbenvarietäten kommen isabellfarbige, weißgescheckte und weiße Exemplare vor. Das Gefieder ist knapp anliegend. Das Auge braunschwarz mit grauem Ringe. Das Weibchen hat schwächeren Metallschimmer, ist kleiner als das Männchen. Die Jungen haben glanzloses Gefieder und lichtere Augensterne. Der sehr starke Schnabel läuft an der Spitze in einem Bogen abwärts, der Unterschnabel diesem parallel, die Schnabelränder greifen wie eine Schere übereinander; der Schwanz ist abgerundet; Flügelspitzen reichen in der Ruhe bis zum Schwanzende; Schnabel und Lauf sind gleich lang. Der Kolkrabe hat eine Länge von 58 cm, Flügelweite von 140 cm, Schwanzlänge 25 cm, Lauf- und Schnabellänge von 7 cm. — Das Auge ist außerordentlich scharf und soll das aller anderen Vögel übertreffen.

Dieser Riese seines Geschlechtes, der Schrecken alles kleineren Getieres, ist in Deutschland nur noch im bayerischen Hochgebirge heimisch, findet sich aber vereinzelt auch noch da und dort in den wilderen Teilen der Mittelgebirge, wo er noch in Sicherheit im Felsgeklüft nisten kann. Gewiß war er einst weiter verbreitet im Hügel- und Flachland, das erst der Mensch ihm verleidet hat; denn sonst kennt er nur den Uhu als Feind, möglich, daß ihm kleine Räuber gelegentlich das Nest plündern. In Schweden und Norwegen bewohnt er auch die klippenreichen Gestade und in Osteuropa ist er noch überall im Gebirge und in der Ebene zu treffen. Gemein ist er auch an der unteren Donau, in der Türkei, Griechenland, Spanien und Italien. Aus der Ferne unterscheidet man den edlen Vogel außer an der Größe noch an seinem rauschenden schwebenden Flug, der dem eines Raubvogels mehr gleicht, als dem einer Krähe, er dreht sich auch oft nach Raubvogelart bei schönem Wetter in Schneckenlinien bis über die Wolken hinauf, besonders im Frühling, und dann läßt er eine ganz eigene, als Paarungsruf zu deutende sonore Stimme tönen, wie „klong—klong". Sein gewöhnlicher Schrei klingt tief und stark „krach" oder „kruch", seltener wie „korr" oder „kloak". Den Ruf hört man in unseren Alpen oft, den Raben sieht man selten, denn er ist ungemein scheu und vorsichtig. Grashey schreibt: „Während der Gemsjagden habe ich den Kolkraben gar oft beobachtet, wie er beunruhigt vom Lärm der Treiber aus den Wänden abstrich und dann hoch über dem Thale kreiste."

Der Horst steht entweder in Felsenspalten oder Ruinenlöchern oder auf sehr hohen Bäumen und enthält 4—5 grünliche, braun und grau gefleckte Eier, 5,2 cm lang, 3,3 cm breit. In der Gegend

seines Neststandes duldet er keine Krähen. Der Horst ist sehr groß; er besteht aus starken Reisern, ist mit Wurzeln, Moos und Tierwolle ausgepolstert. Ende März findet man die Eier, bis Ende Mai (!) bleiben die Jungen im Horste, auf das Treueste von den Eltern versorgt. Dann werden sie in allen Raubthaten unterrichtet, dann erst tritt der Begriff von den „Rabeneltern" in sein Recht: denn nun, wenn die Jungen selbständig sind, werden sie auf die gröbste Art von ihrem Geburtsorte verjagt. Der Kolkrabe beansprucht eben für sich und Gattin ein ganz bestimmtes Gebiet, in das er keinen dritten eindringen läßt. Seine Nahrung besteht vielfach aus Aas, fehlt ihm dies, so wird der starke Edelrabe ein richtiger, kühner Raubvogel. Er jagt und überwältigt dann Hasen, Reh- und Gems-Kitzen, Stein- und Schneehühner und alles andere kleine Haar- und Federwild, auch die Mäuse verschmäht er durchaus nicht. Sehr gefährlich ist er den Alpenhasen. Der Todeskampf aller dieser Tiere ist ein kurzer, ein einziger Schlag mit dem mächtigen Schnabel betäubt sie. Dadurch wird nun freilich der Kolkrabe der Jagd sehr schädlich. In den Alpen aber wird man ihm außer durch das Ausnehmen seines Horstes und manchmal durch das Tellereisen höchstens durch Zufall Abbruch thun können, denn bei der ungemeinen Vorsicht und den ganz außerordentlich scharfen Sinnen des Vogels gelingt das Beschleichen nicht und auch mit dem Ansitz läßt sich bei seiner unregelmäßigen Lebensweise nichts erreichen. Und das ist recht gut, denn der Kolkrabe kommt nur so vereinzelt vor, daß er bei dem großen Wildstand des Alpengebietes nicht in das Gewicht fällt. Im Winter jagen oft zwei und drei Raben gemeinschaftlich und übertreffen dabei an Schlauheit jeden Jagdhund. Eine größere Anzahl Kolkraben darf nirgends geduldet werden, denn sie würde bei ihrem „Zusammenarbeiten" das beste Jagdrevier von Hasen und allem Federwild erleichtern.

Des Kolkraben innigster Freund und aufrichtigster Bewunderer wird, wer ihn gefangen halten kann. Dieser mächtige Vogel ist ganz entschieden der klügste seines Geschlechtes. Er läßt sich erziehen wie ein guter Hund und kann unendlich viel Freude bereiten.

Wenn man den Kolkraben, noch ehe er flügge geworden ist, aus dem Neste nimmt, wird er sehr zahm und lernt Worte, ja sogar Sätze nachsprechen. Alles Auffallende und Originelle im Reich der Töne und des Geräusches, von Gegenständen, Tieren oder Menschen erhascht er und hält es fest in seinem wachen Kopfe. Brehm sagt von ihm: „Er läßt sich abrichten wie ein Hund, sogar auf Tiere und Menschen hetzen; er führt die drolligsten und lustigsten Streiche auf, ersinnt sich fortwährend neues und nimmt zu wie an Alter, so auch an Weisheit, dagegen nicht immer auch an Gnade vor den Augen der Menschen. Auf Tollheiten der verschiedensten Art darf der Besitzer, der ihn außer acht läßt, gefaßt sein, und dies ist der Grund, weshalb der Vogel nicht auch der Nachbarschaft Freund ist. An das Aus- und Einfliegen kann man den Raben leicht gewöhnen; er macht sich jedoch größerer Freiheit bald unwürdig. Er stiehlt und versteckt das Gestohlene, tötet junge Haustiere, Hühner und Gänse, beißt die Leute in die Füße, namentlich solche, welche barfuß gehen, und wird unter Umständen selbst gefährlich, weil er seinen Mutwillen auch an Kindern ausübt. Mit Hunden geht er oft innige Freundschaft ein, sucht ihnen die Flöhe ab und macht sich ihnen sonst nützlich. Auch an Pferde und Rinder gewöhnt er sich und gewinnt sich deren Zuneigung."

Der Kolkrabe soll — und das ist leicht erreichbar — gezogen werden auf Zuruf genau wie ein Hund zu folgen. Ist das erreicht, so kann er mit seinem Herrn auch im Garten sich erlustieren, eventuell Spatzennester plündern, im Gemüsebeet Schnecken vertilgen und allerhand ergötzlichen Schnabernack treiben. Geht aber sein Besitzer fort, so muß auch der „schwarze Hans" wieder in seinen Käfig. Denn sonst ist des Verdrusses kein Ende und die Komik verschwindet bald unter den empfindlichen Schäden.

Die Rabenkrähe.

Corvus corone, subcorone, hiemalis, assimilis; Corone corone.

(Tafel 11, Figur 8.)

Mit ihr beginnen wir die Reihe der Untersippe Krähen, die sich von den Raben im Naturell sehr wesentlich durch den ausgesprochensten Geselligkeitssinn, im Aussehen durch den verhältnismäßig

kleinen Schnabel, den nur abgerundeten, nicht abgestuften Schwanz und durch sehr lockeres, weniger glänzendes Gefieder unterscheiden. Die Rabenkrähe und die ihr im Wesen völlig gleiche Nebelkrähe ist ein sehr verbreiteter, viel zu häufiger Vogel.

Dem Raben ist sie ähnlich, doch kleiner, 45 cm lang, 95 cm Flugweite, Schwanzlänge 18 cm, Schnabellänge 5 cm, Laufhöhe 5 cm. Sie ist schwarz mit veilchen- oder purpurfarbenem Schiller und braunem Augensterne; in der Jugend mattschwarz mit grauem Augensterne.

Die Rabenkrähe ist der Typus der Krähen. Beobachten wir sie in ihrem täglichen Leben, so staunen wir über den Verstand, die Umsicht, die Berechnung, die Thätigkeit, welche ihrem täglichen Leben zu Grunde liegen. Brehm schildert ihr tägliches Leben sehr anziehend: „Sie fliegen vor Tagesanbruch auf und sammeln sich, so lange sie nicht Verfolgung erfahren, ehe sie nach Nahrung ausgehen, auf einem bestimmten Gebäude oder großen Baume. Von hier aus verteilen sie sich über die Felder. Bis gegen Mittag hin sind sie eifrig mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt. Sie schreiten Felder und Wiesen ab, folgen dem Pflüger, um die von ihm bloßgelegten Engerlinge aufzusammeln, lauern vor Mäuselöchern, spähen nach Vogelnestern umher, untersuchen die Ufer der Bäche und Flüsse, durchstöbern die Gärten, kurz, machen sich überall zu schaffen. Dabei kommen sie gelegentlich mit anderen ihrer Art zusammen und betreiben ihre Arbeit zeitweilig gemeinschaftlich. Ereignet sich etwas auffallendes, so sind sie gewiß die ersten, welche es bemerken und anderen Geschöpfen anzeigen. Ein Raubvogel wird mit lautem Geschrei begrüßt und so eifrig verfolgt, daß er oft unverrichteter Sache abziehen muß. Gegen Mittag fliegen die Krähen einem dichten Baume zu und verbergen sich hier im Gelaube desselben, um Mittagsruhe zu halten. Nachmittags gehen sie zum zweitenmale nach Nahrung aus, und gegen Abend versammeln sie sich in zahlreicher Menge auf bestimmten Plätzen, gleichsam in der Absicht, hier gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Dann begeben sie sich zum Schlafplatze, einem bestimmten Waldteile, welcher alle Krähen eines weiten Gebietes vereinigt. Hier erscheinen sie mit größter Vorsicht, gewöhnlich erst, nachdem sie mehrmals Späher vorausgesandt haben. Sie kommen nach Einbruch der Nacht an, fliegen still dem Orte zu und setzen sich so ruhig auf, daß man nichts als das Rauschen der Schwingen vernimmt. Nachstellungen machen sie im höchsten Grade scheu. Sie lernen den Jäger sehr bald von dem ihnen ungefährlichen Menschen unterscheiden und vertrauen überhaupt nur dem, von dessen Wohlwollen sie sich vollständig überzeugt haben."

Schade, daß die Raben- und Nebelkrähen durch ihre Vorliebe für Eierspeisen, die keinen Bodenbrüter vor ihren scharfen Augen sicher sein läßt, der Allgemeinheit sehr schädlich werden, durch ihre Räubereien im Winter dem Jäger tief verhaßt werden. Grashey schreibt aus eigenster Beobachtung in seinem trefflichen „Praktischen Handbuch für Jäger": „Bei einem Birschgang im Monat Juli stieß ich am Waldrande, als ich um eine Ecke bog, auf eine Rabenkrähe, welche eben einen Dreiläufer ($^3/_4$ ausgewachsener Hase) in den Fängen, sich davonmachen wollte; ein Schrotschuß aus meiner Büchsflinte flügelte die Krähe, dem jungen Hasen war aber der Schädel schon eingeschlagen und das eine Auge ausgehackt. Ein andermal saß ich in der Krähenhütte und beobachtete eine Rabenkrähe, wie sie einen brütenden Brachvogel mehreremale durch Stöße vom Neste hinwegjagte; der tapfere Vogel wußte aber doch sein Gelege zu schützen. Da hackte die Krähe in einer nahgelegenen Baumgruppe auf und bald erschienen noch mehrere der schwarzen Gesellen. Hierauf stieß eine Krähe wieder nach dem Brachvogel im Neste und während dieser den Störenfried verfolgte, holte eine andere Krähe ein Ei aus dem Neste und strich damit weg. Nun hatte meine Geduld ein Ende, ich suchte anzukommen, was aber nicht gelang, und um die wildernde Schar wenigstens zu verscheuchen, gab ich einen Schuß ab, worauf es Ruhe wurde. Derartige Beobachtungen habe ich in überreicher Zahl gemacht und spare niemals einen Schuß, wenn ich zufällig eine Krähe erlegen kann." — Man kann sich denken, wie es die Krähen nach solchen Räuberthaten im Sommer, erst im Winter treiben, wenn nagender Hunger sie plagt. Ihre Mordzüge in großer Gesellschaft sind es, welche sie da so ganz besonders schädlich erscheinen lassen. Ermattete Rebhühner, verzweifelte Fasanen, entkräftete Hasen schlagen sie da in Masse, unter den jungen Hasen räumen sie ganz schauderhaft auf. Wer immer in schneereichen Wintern ausgedehntere Spaziergänge unternimmt, wird sie bei solchen Unthaten schon betroffen haben.

Die übergroße Vermehrung der Rabenkrähe, die jährlich zwei Bruten à 3—4, sogar 5 Eiern im April und Juli macht, bedingt ihre große Lästigkeit. Wo man sie ungehindert überhandnehmen läßt, wird sie zur Landplage. Sowie aber dieser so hochkluge Vogel verfolgt wird, entwickelt er eine Umsicht und Schlauheit, die allen Jägerlisten spottet. Der Jäger läßt sich schließlich zu dem verzweifelten Mittel herab, Blut, Gescheide etc. vergiftet auf den Schnee auszulegen — mit minimalem Erfolg. Sowie eine, zwei Krähen taumeln, verlassen alle anderen sofort und für immer den gefährlichen Platz. Grashey führt in seinem „Handbuch für Jäger" eine Methode des Grafen von Hegnenberg-Dux an, welche großen Erfolg verspricht. „Man verschafft sich eine große Portion 5—8 cm langer Fischchen, sog. Prillern oder Köderfischchen, öffnet jedes am Bauch und schiebt ein erbsengroßes Stück Phosphorpasta in die Öffnung, welche dann mit leisem Drucke zugedrückt wird, wodurch sich auch der Phosphor zerteilt. Wenn man ein paar Hundert solcher Köder fertig gemacht hat, begeht man das Ufer eines Baches oder Flußlaufes und legt je zwei versetzte Fischchen und etwa ein unversetztes unverfänglich am Ufer aus. Alle 80—100 Schritte legt man auf diese Weise aus; die Geschichte sieht so ganz unverfänglich aus, daß die schlauen Gesellen keinen Verdacht schöpfen. Man belegt so eine sehr ansehnliche Strecke; der Phosphor wirkt aber nicht so rasch wie Strychnin, der Rabe kann weit fortgehen, bis die Wirkung kommt, und so werden die Stammesmitglieder vor der Gefahr nicht gewarnt."

Wie die meisten Raubvögel, betrachten auch die Krähen als ihr Schlaf- und Nistquartier den Wald. Die Raben- und Nebelkrähen brüten immer einzeln (nicht gesellig wie die Saatkrähe und Dohle), wobei jedes Paar sein Revier hat, in welchem es keine andern duldet. Selten steht der Horst tief im Wald, sondern mehr am Waldsaume, oft genug freilich auch auf einzelnen Feldbäumen, in Vorhölzern, Stadtpromenaden, Obstgärten. Hat sich das Paar seinen Platz gewählt, so hört man dort das laute, tiefe, rauhe „grab, grab"; das höhere „kräh", von dem die Tiere den Namen tragen, lassen sie meist nur im Fluge hören. Außerdem würgen sie beim Neststand sonderbar pumpende oder plumpende Töne, wie kolk, talk, doalk etc. heraus. Der Horst ist ein kunstloses Machwerk aus dürren Reisern, das aber innen mit Moos und Lehm gedichtet wird, so daß ein gewöhnlicher Schrotschuß nicht durchschlägt. Die letzte Ausfütterung sind dann meist Tierhaare. Die Eier (Tafel 46, Figur 9) sind grünlich mit aschgrauen oder dunkel olivenbraunen Flecken und Spritzern, variieren ziemlich stark, Größe ungefähr 42 × 30 mm.

Zahm werden die Rabenkrähen wie der Kolkrabe. Daß sie sogar in voller Freiheit einen gewissen Grad der Zahmheit erreichen, kann man insbesondere Winters auf dem Stuttgarter Schloßplatze beobachten. Dort werden sie gefüttert und treiben „um des lieben Brotes willen" allerhand Kunststücke; sie holen die zugeworfenen Brocken bis wenige Schritte vom Fütternden weg und fangen in die Luft geworfene Stückchen geschickt auf. Bei all dieser Vertraulichkeit sind sie aber vorsichtig wie die Spatzen. Bestimmte Personen, die sich täglich mit ihnen beschäftigen, kennen sie ganz genau.

Während die Rabenkrähe (gemeiner Rabe, Feldrabe) Süddeutschland bevölkert, herrscht im Norden und Osten unseres Vaterlandes die

Nebelkrähe

Corvus cornix, cinereus, subcornix; Corone cornix.

(Tafel 11, Figur 9.)

vor. Beide Arten paaren sich und immer noch halten viele Naturforscher beide Arten nur für klimatische Ausartungen. Gerupft sind sie nicht zu unterscheiden. Dagegen ist der Unterschied im Gefieder auffallend. Die Nebelkrähe sieht aus wie ein Rabe, der eine graue Weste angezogen hat, wird deshalb in Württemberg, wo sie als Seltenheit vorkommt, „Leibleskrabb" genannt. Bei ihr sind nur Kopf, Kehle, Flügel, Schwanz und Ständer schwarz, während das übrige Gefieder aschgrau ist. Größenverhältnisse, Lebensweise, Brutgeschäft, Eier (Tafel 46, Figur 10) und ganzes Wesen stimmen vollständig mit der Rabenkrähe überein.

Beide Krähen bewohnen Europa, Asien und einen Teil Nord-Afrikas.

Die Saatkrähe.

Corvus frugilegus, agricola, agrorum, granorum; Frugilegus segetum; Coloeus frugilegus.
(Tafel 11, Figur 7.)

Im Gegensatz zu den beiden Vorgenannten ist die Saatkrähe entschieden nützlich. Ihr Wesen ist vielfach von dem der vorigen verschieden.

Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Krähen durch schlankeren Leibesbau, sehr gestreckten Schnabel, verhältnismäßig lange Flügel, stark abgerundeten Schwanz, knappes, prachtvoll glänzendes Gefieder und ein im Alter nacktes Gesicht, welch letzteres jedoch nur Folge von ihren Arbeiten im Boden ist. Länge 43 cm, Flugbreite 88 cm, Schwanzlänge 18 cm, Schnabellänge und Laufshöhe 5 cm. Die Färbung ist schwarz mit grünlichem oder rötlichem Metallglanze.

Sie wird noch Saatrabe, Feld- und Ackerkrähe, Nackt-, Grindschnabel genannt. Ihre Verbreitung umfaßt Mittel-Europa, vom südlichen Schweden bis zum südlichen Deutschland, wo sie strichweise mehr oder weniger zahlreich vorkommt. Große Wälder liebt sie nicht, umsomehr kleine Feldhölzer, Parks, einzelne Baumgruppen an Feldern und Wiesen. In rauhen Gegenden ist sie Zugvogel und zieht im Oktober und November westwärts und zwar meist in sehr großen Flügen, vermischt mit Dohlen, und im früheren Herbst gesellen sich die Stare, des Schutzes vor Raubvögeln wegen, ihnen gerne zu. Sie fliegen leicht, gewandt und mit Lust, spielen in der Luft, stellen sich auf Kirchturmspitzen, stoßen sich gegenseitig herunter und lassen dabei ihr volltönendes „kra, kra, kra" erschallen. Im März erscheint sie wieder bei uns und geht bald an den kolonienweisen Nestbau. Diese Brutkolonien des gesellig brütenden Vogels, schon auf Stunden durch das unsägliche Geschrei der zankenden Alten und hungrigen Jungen sich verratend, von jedem Umwohner gekannt und von jedem näheren Anwohner eben dieses furchtbaren Lärmes wegen gehaßt, stehen in einzelnen Feldhölzern und Waldecken, nie tief im Walde und hauptsächlich in ebenen Gegenden. Die Nester sind hier meist zu Hunderten, sogar Tausenden beisammen und, wenn sie im Frühjahr an deren Herstellung gehen, entsteht dadurch, daß sie sich fortwährend um die Niststätten und das Nistmaterial zanken, der größte Spektakel. Sind einmal die Jungen da, so wird bald der Boden mit Kot bedeckt, das Gekrächze derselben sinnverwirrend und der Gestank von Kot und Futterresten ekelhaft. Nur der unbestreitbaren Nützlichkeit des Vogels ist es zuzuschreiben, daß solche Kolonien nicht öfter zerstört werden. Gleich einer schwarzen Wolke überziehen sie Sommers die Felder, bohren die Engerlinge, Ackerschnecken, Erdraupen, Drahtwürmer, Maulwurfsgrillen und anderes gemeinschädliches Ungeziefer aus und die Feldmäuse haben in ihnen die bittersten Feinde. Auf den Wiesen fangen sie die Heuschrecken, Grillen, sammeln die Maikäfer von den Bäumen, wobei ein Teil oben anfängt, während die anderen unten auflesen, was von den ersten herabgeschüttelt wird. Das Bohren nach den unterirdischen Insekten bringt nun auch jenes Abstoßen der Schnabeldeckfedern hervor: die Schnabelwurzel ist von einer weißlichen, nackten, schrundigen und schilfrigen Haut umgeben. Dieser weiße Nasenring ist von Weitem schon zu sehen und unterscheidet die alte Saatkrähe sicher von der sonst so ähnlichen Rabenkrähe. Der Jagd schadet die Saatkrähe gar nicht. Nur ihre Überzahl kann sie lästig, durch ihre Diebereien in Kohl-, Salat- und Getreidepflanzungen, Obstgärten auch schädlich machen.

Die Brutzeit ist April. Die Anzahl der Eier 4—5 (Tafel 46, Figur 11). Dieselben sind auf blaßgrünem Grunde mit aschgrauen und verschiedenen dunkelbraunen Flecken und Punkten bezeichnet, 38 × 27 mm groß. In der Gefangenschaft sind sie wie die vorigen.

Die Dohle.

Corvus monedula, collaris, spermologus; Monedula turrium, arborea; Coloeus monedula; Lycus collaris.
(Tafel 11, Figur 6.)

Auch unter den Namen Tschokerle, Turmkrähe, Thalke, Dachlücke, Geile, Klaas ꝛc. bekannt, ist sie der Zwerg unter den europäischen Raben.

Dieser allgemein bekannte Vogel, der beliebteste unter den Raben, hat Hinterkopf und Wangen aschgrau, Stirn und Scheitel dunkelschwarz, übriger Oberkörper blauschwarz, auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz, der Augenring silberweiß, Schnabel und Fuß schwarz. Die Jungen haben graues Auge und schmutzigere Farben. Die Länge ist 32 cm, Flügelweite 67 cm, Schwanzlänge 13 cm, Schnabellänge und Laufhöhe 3 cm. Der kurze, starke Schnabel ist oben wenig gebogen; die dritte Schwinge ist die längste.

Die Dohle ähnelt in ihrer Nahrung sehr der Saatkrähe, läuft hinter dem Pflug drein, durchstöbert den Mist, setzt sich mit dem Star auf den breiten Rücken des Ochsen und sucht ihm das Ungeziefer ab, frißt Mäuse, Maikäfer, aber auch gesätes Korn, kleine Vögel und deren Eier. Sie ist ein gern gesehener, kluger Vogel, dessen Vertilgung zu beklagen wäre, doch darf man sie in Parks und Gärten, wo man die Singvögel schützt, nicht dulden. Sie kommt und geht mit der Saatkrähe, deren Gesellschaft in richtiger Würdigung des »viribus unitis« den Raubvögeln gegenüber, sie sehr richtig erfaßt.

In München, wo um die Frauentürme ganze Scharen von Dohlen nisten, hat man auf Grund sorgfältigster Beobachtungen festgestellt, daß die Dohlen jedesmal, und zwar auch mitten im Sommer verschwinden, sowie eine der früher so häufigen Epidemien, Cholera, Typhus, Pocken, die Stadt heimsuchte. Auch in den letzten Cholerajahren war dies der Fall, obschon die Seuche nicht heftig auftreten konnte.

Sie ist zwar weit über den größten Teil Europas verbreitet, macht ihren Aufenthalt aber von manchen uns unverständlichen Zufälligkeiten abhängig; denn während sie sich hier überzahlreich zusammendrängt, siedelt sie sich dort unter uns ganz gleichartig scheinenden Verhältnissen durchaus nicht an, auch macht sich nirgends eine Vergrößerung der Kolonien bemerkbar, sie bleiben auf ziemlich derselben Kopfzahl stehen.

Alte Türme, Thore, Schlösser, Felsen, auch Baumlöcher, doch nicht in Wäldern, sind ihr Heim; in Rußland und Sibirien, nach Brehm, das niedrige Bauernblockhaus in Ermangelung höher gelegener Stätte: sie nistet in Gesellschaften und wenn die „schwatzhafte Dohle“ schon an und für sich nicht schnabelträge ist, so steigert sich der Lärm zur Brutzeit und später durch das obligate Kreischen der Jungen nach Futter zu einer Höhe, der den Vergleich mit dem bei den Saatkrähen sicher aushält. Die 4—5 Eier sind die schönsten der Familie (Tafel 46, Figur 13). Sie haben die Größe von 35×25 mm, sind auf blaß blaugrünlichem Grunde mit olivenbraunen und schwarzgrauen Flecken und Punkten gezeichnet. Brütezeit, im April, ist 18—20 Tage. Die Jungen werden voll Hingebung und Liebe gepflegt und mutvoll verteidigt; zeigt sich ein Raubvogel in der Nähe, so stürmen sie wie ein gereizter Bienenschwarm aus allen Löchern, Ritzen, Balkenlagen hervor und eine racheschnaubende Wolke vertreibt und verfolgt den Unhold weit über die Grenze hinaus, wo ihn vielleicht eine ähnlich gesinnte Schar schon empfängt.

Nur mit dem Turmfalken teilt sie die Brutstätten, und wenn auch keine Annäherung bemerkbar ist, so doch ein anständiger modus vivendi.

Ihre Stimme klingt wie „jak jak jak“ oder „ia ia“ und wenn sie diese während ihres schnellen Fluges stets hören lassen, so klingt es, als wollten sie sich gegenseitig zur Eile antreiben. In recht behaglicher Ruhe schwatzt sie eine Art Gesang.

Wie zahm die Dohle wird, ist beinahe allbekannt, sie geht das innigste Freundschaftsverhältnis mit dem Menschen ein. Schon das empfiehlt den liebenswürdigen Vogel. Sodann lernt sie auch einige Worte sprechen, am leichtesten wohl: „Jakob“, „Frau“, „Spitzbub“, wenigstens sind diese Worte ihre häufigsten Kunstleistungen. Weiter noch geht ihre Fähigkeit in der Nachahmung von Tierstimmen. Frei in Haus und Hof stiftet sie, die Kleine, nicht leicht Unfug, doch auch sie stiehlt die Hühnereier wo immer sie kann.

Die Alpenkrähe.

Fregilus graculus, europaeus, erythropus, himalayanus; Corvus graculus; Gracula eremita; Pyrrhocorax rupestris.

(Tafel 11, Figur 3.)

Mit ihr und der Nachfolgenden sehen wir die Vertreterinnen wieder einer besonderen Unterfamilie, der Felsenraben (Fregilinae).

Ihre Färbung ist tiefschwarz, der lange, dünne Schnabel fein gebogen, spitz und lebhaft rot, ebenso sind die Ständer rot; das Auge ist nußbraun, die Flügel überragen den Schwanz. Sie bewohnt die Felsengebirge der alten Welt, hält sich dort in den höchstgelegenen Felslagen über dem Waldgürtel auf, ist nicht sehr häufig. Die Länge beträgt 38 cm, Flugbreite 78 cm, Schnabellänge 5 cm, Schwanzlänge 14,3 cm, Laufhöhe 4,8 cm.

Die Alpenkrähe oder Steinkrähe ist ein ebenso schöner wie munterer Vogel, dessen Hauptnahrung Insekten sind, die er mit dem langen, scharfspitzigen Schnabel unter Steinen hervorholt und aus der Erde gräbt. Auch die Alpenkrähe lebt gesellig an unzugänglichen Felswänden und trägt ungemein viel zur Belebung der öden Höhenregionen bei, die sie nur in strengen Wintern zeitweilig verläßt, um die tieferen Thäler aufzusuchen. Ihre rauhe, laute Stimme klingt rabenartig „kria, kria“ oder „krühü“, daneben hört man ein sanfteres „dla, dla“. In ihrem Wesen erinnert sie lebhaft an die Dohle, fliegt aber leichter und zierlicher als diese. Im bayerischen Hochgebirge habe ich die Alpenkrähe nur auf dem so ungemein vielbesuchten Wendelstein beobachtet (1890). Dort treibt sie ihr fesselndes Wesen an den Felswänden um das Unterkunftshaus, gänzlich unbekümmert um die Menschheit, die um und in dem hotelartigen Wendelsteinhaus „wie im Hofbräuhaus“ aus- und einwimmelt. Und selten widmet unter dieser Menschheit ein Einziger den interessanten Alpenkrähen einen Blick. Sie leben dort mit der Regelmäßigkeit einer Uhr, fliegen zu bestimmten Stunden aus, kehren zu bestimmten Stunden zurück. Und hier ist nun ein Rätsel für den Forscher zu lösen: von was nährt sich die Alpenkrähe im Winter? Im Sommer ist ihr Tisch mit Insektennahrung überreich besetzt; es ist höchst reizvoll zu beobachten, wie sie in Gesellschaft von etwa einem Dutzend, oft auffliegend und lebhaft schreiend, dahinwandelt, ein Steinchen nach dem andern wendend, unter große Steine emsig den Schnabel pressend, alle Felslöcher auszirkelnd, wie ein Star, ihre offenbar nur in Kerfen bestehende Nahrung sucht. Aber Winters? Der Pfleger des Hauses teilte mir mit, daß „die Dohlen“, wie er sie nannte, Winters recht gerne Brot und Käserinden wegnahmen, doch nur mit Vorsicht und sichtlich ohne Hunger. Er teilte ferner mit, daß sie sich den ganzen Tag über unten aufhalten, wo der Wald beginnt, mehr wußte er nicht. Der liebenswürdige Besitzer des Hauses, wenn ich nicht irre, ein Herr Böhm, hatte leider „den Raben“ noch gar keine Beachtung geschenkt. Daß die Vögel, die sie täglich vor Augen hatten, selten und interessant seien, betrachteten beide Männer als eine sehr komische Ansicht.

Das Nest legt sie in Höhlungen möglichst unersteiglich scheinender Felswände an. Es ist ungemein dicht und warm mit einem Filz von Tierhaaren, insbesondere Schafwolle, ausgepolstert. Die 4—5 Eier, 44 × 29 mm groß, sind auf weißlichem oder schmutzig graugelbem Grunde mit hellbraunen Flecken und Punkten bezeichnet. Die Brütezeit beginnt im April, die Jungen bleiben sehr lange im kindlichen Stadium, sind meist im Anfang Juli noch nicht flügge. Schnabel und Füße der jungen Vögel sind schwärzlich.

Über die Alpenkrähe in der Gefangenschaft schreibt Brehm: „Sie wird unter einigermaßen sorgsamer Pflege bald ungemein zahm und zutraulich, schließt sich ihrem Pfleger innig an, achtet auf einen ihr beigegebenen Namen, folgt dem Rufe, läßt sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen und schreitet, entsprechend untergebracht und abgewartet, im Käfige auch zur Fortpflanzung. Ihre zierliche Gestalt und lebhafte Schnabel- und Fußfärbung, ihre gefällige Haltung, Lebhaftigkeit und Regsamkeit, Neugierde und Wißbegier, ihr Selbstbewußtsein, Lern- und Nachahmungsvermögen bilden unversiegliche Quellen für fesselnde und belehrende Beobachtung. Mit der Zeit wird sie zu einem Haustiere im besten Sinne des Wortes, unterscheidet Bekannte und Fremde, erwachsene und unerwachsene Leute, nimmt teil an allen Ereignissen, beinahe an den Leiden und Freuden des Hauses, befreundet sich auch mit anderen Haustieren, sammelt allmählich einen Schatz von Erfahrungen, wird immer klüger, freilich auch immer verschlagener, und bildet zuletzt ein beachtenswertes Glied der Hausbewohnerschaft. Ihre Haltung ist überaus einfach. Sie nährt sich zwar hauptsächlich von Fleisch, nimmt aber fast alle übrigen Speisen an, welche der Mensch genießt. Weißbrot gehört zu ihren Leckerbissen, frischer Käse nicht minder; sie verschmäht aber auch kleine Wirbeltiere nicht, obwohl sie sich längere Zeit abmühen muß, um eine Maus zu töten und zu zerkleinern. Schwache Vögel fällt sie mit großer Wut an und auch gleichstarke, Häher und Dohlen z. B., mißhandelt sie abscheulich.“

Die Alpendohle.

Pyrrhocorax alpinus, montanus, planiceps; Fregilus pyrrhocorax.

(Tafel 11, Figur 4.)

Auch Schneekrähe, Berg-, Stein-, Schneedohle, Alpenamsel genannt, unterscheidet sie sich auf den ersten Blick von der vorigen, ihrer nächsten Verwandten.

Ihr Schnabel ist nicht wie bei jener korallenrot, sondern wachs- oder zitronengelb wie beim Amselmännchen und weniger gebogen, auch viel kürzer; die mennigrotglänzenden Füße mit den dunklen Sohlen des Männchens sind bei dem Weibchen und Jungen schwärzlichtrübe. Das ganze Gefieder ist schwarz, mit bläulichem, auf dem Schwanze mehr grünlichem Metallglanz. Ganz weiße Spielarten sind auch schon, aber höchst selten, vorgekommen. Sie hat eine Länge von 35 cm, Flugbreite von 76 cm, Schwanzlänge von 14,3 cm, Laufhöhe von 4,2 cm. — Die Eier messen 40×28 mm, sind auf grünlichweißem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken und kleinen leberbraunen Flecken bezeichnet.

Unübertrefflich hat sie Dr. v. Tschudi geschildert, diese Schilderung wurde daher auch von nahezu allen Fachwerken übernommen. „Wie zum Saatfeld die Lerche, zum See die Möve, zum Stall und der Wiese Ammer und Hausrotschwanz, zum Kornspeicher die Taube und der Spatz, zum Grünhag der Zaunkönig, zum jungen Lärchenwald die Meise und das Goldhähnchen, zum Feldbach die Bachstelze, zum Buchwald der Fink, in die zapfenbehangenen Föhren das Eichhorn gehört, so gehört zu den Felsenzinnen unserer Alpen die Bergdohle oder Schneekrähe. Findet der Wanderer oder Jäger auch sonst in den Bergen keine zwei- oder vierfüßigen Alpenbewohner — eine Schar Bergdohlen, die zankend und schreiend auf den Felsenvorsprüngen sitzen, bald aber schrill pfeifend mit wenigen Flügelschlägen auffliegen, in schneckenförmigen Schwenkungen in die Höhe steigen und dann in weiten Kreisen die Felsen umziehen, um sich bald wieder auf einen derselben niederzulassen und den Fremden zu beobachten, — die findet er gewiß immer, sei es auf den Weiden über der Holzgrenze, sei es in den toten Geröllhalden der Hochalpen, ebenso häufig auch an den nackten Felsen am und im ewigen Schnee. Fand doch von Dürrler und auch wir selbst auf dem Firnmeer, das die höchste Kuppe des Tödi umgiebt, noch zwei solcher Krähen, und Professor Meyer bei seiner Ersteigung des Finsterahorns noch mehrere derselben. Sie gehen also noch höher als Schneefinken und Schneehühner und lassen ihr helles Geschrei als eintönigen Ersatz für den trillernden Gesang der Flühlerche und des Zitronenfinken hören, der tiefer den Wanderer noch so freundlich begleitete. Und doch ist es diesem gar lieb, wenn er zwischen ewigem Eis und Schnee wenigstens diese lebhaften Vögel noch schwärmend sich herumtreiben und mit dem Schnabel im Firn nach eingesunkenen Insekten hacken sieht. Wie fast alle Alpentiere gelten auch die Schneekrähen für Wetterpropheten. Wenn im Frühling noch rauhe Tage eintreten oder im Herbst die ersten Schneefälle die Hochthalsohle versilbern wollen, fliegen diese Krähen oft zu vielen Hunderten hell krächzend und laut pfeifend in die Vorberge und selbst weit ins Thal hinaus, verschwinden aber sogleich wieder, wenn das Wetter wirklich rauh und schlimm geworden ist. Auch im härtesten Winter verlassen sie nur auf kurze Zeit die Alpenreviere, um etwa in den Thalgründen dem Beerenreste der Büsche nachzugehen, und im Januar sieht man sie noch munter um die höchsten Felsenzinnen kreisen. Sie fressen übrigens wie die übrigen Rabenarten alles Genießbare. Im Sommer suchen sie scharenweise die höchsten Bergkirschenbäume auf, im Winter sogar die rotgelben Beeren des Sanddorns an den Rainufern, die sonst nicht leicht ein Vogel berührt. Land- und Wasserschnecken bohren sie fertig heraus und verschlucken sie mit der Schale (im Kropfe eines an der Siegelalp im Dezember geschossenen Exemplares fanden wir 13 Landschnecken, meist Helixarten, unter denen kein leeres Häuschen war) und begnügen sich in der ödesten Nahrungszeit auch mit Baumknospen und Fichtennadeln. Im Frühling werden sie häufig den angesäten Hanf- und Kornäckern im Gebirge gefährlich. Auf tierische Überreste gehen sie so gierig wie die Kolkraben und verfolgen in gewissen Fällen selbst lebende Tiere wie echte Raubvögel. Wir sahen bei einer Jagd am Säntis mit Erstaunen, wie auf den Knall der Flinte sich augenblicklich eine große Schar von Schneekrähen sammelte, von denen vorher kein Stück zu sehen gewesen. Lange kreisten sie laut pfeifend über dem angeschossenen Alpenhasen und verfolgten ihn, solange sie den Flüchtling sehen konnten. Um ein unzugängliches Felsenriff des gleichen Gebirges, auf dem eine angeschossene Gemse verendet hatte (der Jäger, der sie kletternd erreichen wollte, stürzte zer-

schmettert in den Abgrund), kreisten monatelang, nachdem der Kadaver schon knochenblank genagt war, die krächzenden Bergdohlenscharen. Mit großer Ungeniertheit stoßen sie angesichts des Jägers auf den stöbernden Dachshund. Ihre Beute teilen sie nicht in Frieden. Schreiend und zankend jagen sie einander die Bissen ab und beißen und necken sich beständig; doch scheint ihre starke gesellige Neigung edler Art zu sein. Wir haben oft bemerkt, wie der ganze Schwarm, wenn ein oder mehrere Stücke weggeschossen wurden, mit heftig pfeifenden Klagetönen eine Zeit lang noch über den Erlegten schwebte und einzelne wie im Schmerz wiederholt auf die Leichen der Kameraden herunterstießen. Kleineren Vögeln, deren sie sich lebend bemächtigen, und gefallenen Tieren hacken sie zuerst die Hirnschale entzwei und fressen die Hirnhöhle gierig aus. Ihre oft gemeinsamen Nester sind in den Spalten und Höhlen der unzugänglichsten Kuppen des Mittelgebirges und darum noch selten beobachtet worden. Das einzelne Nest ist flach, groß, besteht aus Grashalmen und hält in der Brütezeit (Juni) 5 kräheneigroße Eier (Tafel 46, Figur 12) mit dunkelgrauen Flecken auf hellaschgrauem Grund. Die Schneekrähen bewohnen gewisse Felsengrotten ganze Generationen durch und bedecken sie oft fußhoch mit ihrem Kote (wie im Säntisstock, im Schafloch ob dem Thunersee, im „Davilloch“ am Itramengrat ob Grindelwald) — Guanoplätze, die von den Sennen nicht leicht benutzt werden können. Im Glarnerlande heißt die Schneekrähe „Alpkray“, im Appenzellischen „Bergduhle“ oder „Schneekray“, in Bünden „Berne“ und „Dühli“, im Entlibuch „Riester“, in Schwyz „Schneetase“, im Bernbiet „Fluh- oder Schneedävi“, im Freiburgischen „Tschuhad“, im Tessinischen „Pefor“. Gelingt es, eine Bergdohle jung einzufangen, so gewährt sie ihrem Pfleger viel Freude. Sie läßt sich sehr leicht zähmen und verläßt auch, freigegeben, einen gewohnten Aufenthalt nicht gern. Es wird uns von einer solchen zahmen Schneekrähe erzählt, daß diese sich ihr Fleisch, Brot, Käse, Obst (am liebsten Kirschen, Trauben und Feigen) holte, den Fraß mit den Klauen festhielt und das nicht Verzehrte sorgfältig mit Papier verdeckte und gegen Hunde und Menschen männlich verteidigte. Ein seltsames Gelüsten zog sie oft zum Feuer; aus der Lampe zog sie den brennenden Docht und verschluckte ihn ebenso ohne Schaden wie kleine Gluten, die sie aus dem Kamine stahl. Eine besondere Freude hatte sie, Rauch aufsteigen zu sehen, und so oft sie ein Kohlenbecken bemerkte, suchte sie Papier, Lumpen und Spähne, warf sie hinein, stellte sich davor und sah aufmerksam dem sich entwickelnden Wölkchen zu. Gegen fremde Tiere, wie Schlangen und Krebse, schlug sie mit Flügel und Schwanz und krächzte rabenartig; gegen fremde Menschen schrie sie zum Taubwerden, während sie gegen Bekannte freundlich und zuthunlich gackerte. War sie ausgeschlossen, so pfiff und sang sie einer Amsel ähnlich und sie lernte auch einen ganzen Marsch pfeifen. Ihre näheren Freunde begrüßte sie, mit halboffenen Flügeln auf sie zueilend, flog ihnen auf Hand, Kopf, Schulter und beguckte sie wohlgefällig von allen Seiten. Frühmorgens ging sie jedesmal in das Schlafzimmer ihres Herrn, rief ihn, setzte sich dann unbeweglich auf sein Kopfkissen und wartete, bis er sich regte oder erwachte. Dann schrie und rumorte sie vor Freude aus Leibeskräften. Die Unart der Bergdohlen, Feuer und glühende Kohlen zu stehlen, wird vielfach bezeugt und mehr als einmal sollen schon Feuersbrünste entstanden sein, wenn sie in den offenen Berghäuschen brennendes Holz vom unbewachten Herde wegschleppten. Sie teilen mit allen Rabenarten die Vorliebe für alles Glänzende und Auffallende und suchen es zu stehlen und zu verschleppen, wo es nur angeht, eine Kaprize, die ihnen, soviel wir wissen, allein eigentümlich ist und ein merkwürdiges psychologisches Moment dieser Familie bildet, die auch sonst durch ihr lebhaftes Temperament, ihre natürliche Klugheit und Gelehrigkeit einen hohen Rang in der Vogelwelt einnimmt.

Der Nußknacker.

Nucifraga caryocatactes, macrorhynchos, brachyrhynchos, hamata, arquata, alpestris und minor; Corvus caryocatactes; Caryocatactes maculatus.

(Tafel 11, Figur 1.)

Er ist dem Gebirgsvolk bekannter noch unter dem Namen Tannenhäher, heißt auch örtlich Zirbelhäher, Markolf, Bergjäck, schwarzer Markwart ꝛc. Der Nußknacker steht in der europäischen Ornis sozusagen einzig da, er hat hier keinerlei nächste Artverwandtschaft.

Sein kegelförmiger Schnabel ist kräftig, fast gerade, länger als der Lauf, im Unterschnabel befindet sich eine Wulst von der Mitte der Zunge bis zur Spitze, zwischen deren Kanten die gespaltene Zunge liegt; seine Farbe ist dunkelbraun, mit tropfenartigen weißen Flecken, der Schwanz ist schwarz mit weißem Ende. Die Länge beträgt 30 cm, Flugweite 56 cm, Schwanzlänge 11,3 cm, Schnabellänge 5 cm und Laufhöhe 4,2 cm. Das Weibchen ist fahler in der Farbe, mehr rostbraun. In äußerer Gestalt und Schnabelbildung erinnert er mehr an den Star und Specht als an das Rabengeschlecht.

Ein weithintönendes, kreischendes „kräck, kräck, kräck", schärfer und kürzer als das unseres Eichelhähers, ist der Ruf des Tannenhähers. Man hört ihn ziemlich häufig noch in unseren Hochgebirgen aus dichten Wäldern von Zirbelkiefern und Arven schallen, sieht aber den Vogel sehr selten, da er in den unzugänglichen Dickungen wohnt. Auf dem Königsweg nach dem Schachen, am Wetterstein, an dem in seinem oberen Teile noch herrliche Zirben stehen, habe ich ihn häufig gesehen; als eine andere Stätte im bayerischen Hochgebirge, wo er vor Augen kommt, führt Grashey die Reutalpe zwischen Reichenhall und Berchtesgaden an. Hier wie dort ist es die Zirbelkiefer, deren Nüsse ihn locken, die er mit großer Anstrengung abbricht, entweder gleich zwischen die Krallen nimmt und aufhackt oder zu einem hohlen Aste trägt, wo er sie aufspeichert. Um die Zirbelnuß dreht sich das ganze Sein dieses merkwürdigen Vogels, der doch außerdem sehr viel sich an Insektennahrung hält, auch ganz gewaltig räubert, so manchem kleinen Vogel den Schädel einschlägt, sogar Eichhörnchen tötet und verzehrt. Mißrät die Zirbelnuß, so wandert er. So kommen von Schweden oft sehr große Züge Nußknacker zu uns und irren truppenweise in der Ebene herum. Anfänglich erscheinen sie da als unglaublich dumme Tiere, weil sie wie alle Geschöpfe, die in menschenleeren Wildnissen wohnen, den Erzfeind aller Tiere nicht kennen. Sie fürchten nicht einmal den Knall des Gewehres und sehen verblüfft zu, wie das mörderische Blei einen Kameraden nach dem andern herabholt. Aber dann lernen sie den zweibeinigen Massenmörder kennen und entwickeln ihm gegenüber die gleiche Schlauheit und Vorsicht, wie Elster und Eichelhäher.

Schon im März hat der Nußknacker sein Nest fertig und Ende März die Eier gelegt. Dies ist der Grund, daß wir noch herzlich wenig von seinem Liebesleben wissen, denn zu dieser Zeit ist es einfach unmöglich, durch die im tiefen Schnee begrabene wilde Gebirgslandschaft oder die dichten Wälder zu seinem Horstbaume vorzudringen. Er baut in der Regel nahe am Stamm auf einem Aste sein Nest, brütet auch ausnahmsweise in hohlen Bäumen. Das Gelege besteht aus 3—4 länglich eirunden, 34 × 25 mm großen Eiern (Tafel 46, Figur 16), welche auf blaß blaugrünem Grunde mit veilchenfarbenen, grün- und lederbraunen, über die ganze Fläche gleichmäßig verteilten, am stumpfen Ende zuweilen zu einem Kranze zusammenfließenden Flecken gezeichnet sind.

An die Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht, ist aber kein angenehmer Stubenvogel. Seine Beschäftigung besteht in rastlosem Hin- und Herhüpfen und leidenschaftlichem Klopfen und Meißeln an den Käfigwänden. Jeden Vogel, jedes Tier überhaupt, das er irgend bezwingen kann, mordet er augenblicklich, Fleisch frißt er gerne, seine Lieblingsnahrung sind Nüsse, hier ist er sehr unterhaltend durch die Geschicklichkeit, mit welcher er diese aufhackt.

Der Unglückshäher.

Perisoreus infaustus; Pica infausta; Corvus infaustus; Garrulus infaustus.

Mit ihm und dem folgenden sehen wir die Vertreter der Baumkrähen oder Häher vor uns, rabenartige Vögel, die wenig auf dem Boden, fast stets auf Bäumen sich aufhalten. Die Häher sind nicht so klug wie die Raben, aber sehr listig, höchst räuberisch und grausam von Natur sind sie feig, wagen es nie, wie die Raben, stärkere Gegner kühn anzugreifen. Zu Gesellschaften vereinigen sie sich nicht, sondern leben familienweise. Infolge der kurzen Schwingen ist ihr Flug unsicher und schwankend. Ungemein lebhaft erfreuen sie durch ihre Begabung, allerhand Stimmen ganz täuschend nachzuahmen. Sie sind in keiner Weise nützlich, werden aber durch ganz unverschämte Nestplünderei sehr lästig. Jung aufgezogen werden sie sehr zahm, lernen ganze Lieder pfeifen und einzelne Worte plappern. Sie sind, namentlich die außereuropäischen Häher, von großer Farbenpracht.

Der Unglückshäher, ein nordischer Vogel, ist von Finnmarken bis zur Insel Sachalin, in Asien von der Baumgrenze bis zum sechzigsten Breitengrade verbreitet. Schon des öfteren aber hat er auf Wanderzügen Deutschland besucht.

Sein Schnabel ist kleiner als jener des Eichelhähers, schwarz, 2 cm lang, das Auge nußbraun. Die Hauptfarbe ist lichtrostgrau, der Oberkopf schwarzbraun, die unteren Flügeldeckfedern, die Schwanzdeckfedern und der Schwanz rostrot, die beiden Mittelfedern des Schwanzes aber sind grau; ein rostroter Spiegel ziert die Mitte der dunkelgrauen Flügel. Die Füße sind schwarz. Länge ist 28 cm, Flugbreite 44 cm, Schwanz 13,3 cm, Laufhöhe 3 cm. — Die 5—6 Eier messen 28 × 15 mm, haben auf grünlichweißem Grunde matte, braungraue Punkte, welche am stumpfen Ende in einen Kranz zusammenfließen.

Das Betragen des Unglückshähers ist höchst anmutig, wie fast alle hochnordischen Vögel ist er von einer naiven Zutraulichkeit, welche noch gesteigert wird durch große Neugierde des Vogels: Nilsson erzählt, daß er Holzmachern öfters auf den Hut fliegt. Als echter Häher ist er ein Allesfresser. Beeren, Sämereien, Kerbtiere, kleine Vögel, Nestjunge, Eier sind seine abwechselungsreiche Nahrung. Für den Winter legt er zahlreiche Vorratskämmerchen an. Die Brutzeit fällt in den April, das Nest ist sehr groß, besteht aus Reisern, dürren Flechten, Gräsern, Moos, ist innen dicht und warm mit Federn und Haaren ausgefüllt. Es steht meist auf Fichten.

Ungemein wechselvoll sind seine Laute. Ein jammervolles Gerufe hat ihm seinen Namen verschafft; der Lockton ist ein klangvolles „güb, güb", in der Angst kreischt er „gräe, geräe".

Über das Gefangenleben berichtet Wolley, dem es nach vielen Mühen gelang, fünf lebende Unglückshäher zu erhalten und glücklich nach London zu bringen. Sie mit Schlingen zu fangen, verursachte keinerlei, die Eingewöhnung im Käfig um so mehr Schwierigkeiten. Lebhaftere und listigere Vögel als sie kann es, wie Wolley glaubt, nicht geben. In Stockholm erregten die Gefangenen Bewunderung. Ihre weittönenden und mannigfaltigen Stimmlaute hielten alle Buben in beständiger Aufregung. Die Knaben versuchten die Stimmlaute der Häher nachzuahmen, und diese antworteten wiederum jenen. Nachbarn und Wohlfahrtsbeamte verhielten sich gegen den Lärm wohlwollend, weil auch ihnen die Häher und ihre Rufe vielen Spaß bereiteten. Leider gingen die Häher dann in London rasch zu Grunde.

Der Eichelhäher.

Garrulus glandarius, pictus; Glandarius germanicus, robustus; Corvus glandarius; Lanius glandarius.

(Tafel 11, Figur 2.)

Dieser sehr populäre Vogel wird sehr häufig Margolf, Häher schlechtweg, dann noch Nuß-, Holz-, Waldhäher, Holzheister, Hatzel, Heger, Hägert, Herrenvogel, Marquard genannt. Er ist ein sehr schöner Vogel, voll possierlicher Eigenheiten.

Seine Länge beträgt 32 cm, Flugbreite 53 cm, Schwanzlänge 16 cm, Laufhöhe 4,8 cm, Schnabellänge 2,5 cm. Die Färbung des Gefieders zeigt oberseits dunkles, unterseits ein schönes lichtes Weinrotgrau, die Hollenfedern sind weiß, in der Mitte durch einen lanzettförmigen, schwarzen, bläulich umgrenzten Fleck gezeichnet, die Zügel gelblichweiß und dunkler längsgestreift, die Kehlfedern weißlich, die des Bürzels und Steißes weiß, ein breiter und langer Bartstreifen jederseits und die Schulterschwingen sammetschwarz, Handschwingen braunschwarz, außen grauweiß gesäumt, die Armschwingen in der Wurzelhälfte weiß, einen Spiegel bildend, nahe an der Wurzel blau geschuppt, in der Endhälfte sammetschwarz, die Oberflügeldeckfedern innen schwarz, außen himmelblau, weiß und schwarzblau in die Quere gestreift, wodurch ein prachtvoller Schild entsteht, die Schwanzfedern schwarz, in der Wurzelhälfte blau quergezeichnet. Auge perlfarben, Schnabel schwarz, Fuß bräunlich fleischrot. Der prachtvolle Vogel hat bekanntlich auf dem Kopfe eine Holle, das ganze Gefieder ist sehr reichhaltig, weich und strahlig.

In der Freiheit ist der Häher ein böser, mordgieriger Geselle. Er wird dadurch für die ganze Singvogelwelt um so gefährlicher, als sich bei ihm eine große Emsigkeit im Aufsuchen der Beute mit schlauester Verschlagenheit paart. Er wird dadurch, daß er Hecken und Schlupfwinkel durchkriecht, für die Sänger unserer Wälder und Gärten zum gefährlichen Feind.

Die Gebrüder Adolf und Karl Müller haben ihn auf seinen Raubzügen genau beobachtet. Sie schildern eine solche seiner Unthaten wie folgt: Von dem Fenster eines Hintergebäudes aus, welches an

einen Park grenzte, beobachteten wir einst den Häher als Raubmörder. In einem Weißdornbusch, unserem Blicke von dem Fenster aus erreichbar, hatte eine geschwätzige Grasmücke vier Junge ausgebrütet. Sie bedurften, erst drei Tage alt, noch sehr der Wärme. Am frühen Morgen war in der Nähe des Nestes unten am Boden ein Häher mit Aufsuchen von Nahrung beschäftigt. Doch schien er mehr spielend als gierig die Blätter und Reiser, die ihm im Wege lagen, zu untersuchen. Von Zeit zu Zeit sprang er auf einen Wurzelausschlag oder einen niederen Zweig und zog die Federn seiner schönen Flügel durch den Schnabel; dabei ahmte er, von den Frühlingsstrahlen der Sonne ermuntert, auffallende Töne und Rufe anderer Vögel nach, so den langgezogenen Ruf des Bussard, das „Kolk“ des Raben, das Gefahr verkündende Wettern der Schwarzamsel und das Zanken der erschreckten Kohlmeise. Es fiel ihm schwer, diese Töne nach Wunsch hervorzubringen, aber es gelang ihm in der That, wenn auch unter rauher Beimischung von hustenartigen Lauten und einem schwerfälligen Würgen und Gurgeln auf eine täuschende Weise. Da merkten wir, daß er zuweilen den Kopf schief hielt und nach dem Neste des Grasmückchens lugte, das in seiner natürlichen Furcht vor dem ungebetenen rauhen Gaste sich so schmal und klein wie möglich machte und wie versteinert über den Jungen saß. Jetzt schwang sich der Häher der Höhe des Nestes gleich. Pfeilschnell schoß das Vögelchen aus dem Neste ihm entgegen, flatternd und gätzend, dann trippelnd und ihn zur Verfolgung versuchend, um die Gefahr von den Jungen abzulenken. Der Häher sträubte die Kopffedern, hob wippend den Schwanz und verriet in seinem unruhigen Blick ein Gemisch von Verlegenheit und Begierde. Letztere siegte über Mißtrauen und Furcht. Eilig riß er ein junges Vögelchen aus dem Neste und sprang mit ihm zu Boden in den Schatten eines dichten Stachelbeerbusches. Dort machte er sich mit einigen Schnabelhieben den Bissen mundgerecht und verschlang ihn. Es folgte ein Sträuben und Schütteln aller Federn, dann kehrte der Begehrliche auf den Weißdorn zurück. Diesmal empfingen ihn aber beide alte Vögelchen mit todesmutigem, verzweiflungsvollem Angriff. Auf ihr Geschrei kamen andere Vögel herbei. Der Zaunkönig drückte seine Entrüstung in Hunderten von rasch hervorgestoßenen „Rr“ aus; ein „Mönch“ (schwarzköpfige Grasmücke) kam als empörter Vetter der Grasmücke herbei, stieß seinen unkenrufartigen Ton aus und gätzte dann laut und anhaltend, seine schwarze Kutte zornig emporrichtend. Ein Rotkehlchen eilte mit Bücklingen herbei, blieb aber plötzlich in geduckter Stellung unbeweglich sitzen und zog sein feines, Staunen und Angst verkündendes „Sieh!“ in die Länge; selbst einige gemeine Sperlinge konnten sich des Raisonnements nicht enthalten. Da wurde es dem Raubmörder doch bange zu Mut und mit einem flüchtigen, verlangenden Abschiedsblick auf das Nest eilte er davon. Wenige Tage nachher besuchten wir das Nest wieder und fanden es leer und zerrissen. Sicherlich war der Schlaukopf zur günstigen Zeit zurückgekehrt, um sein begonnenes Werk zu vollenden.

Der Häher ist in Deutschland sehr häufig. Selten wird man im Walde lange gehen, ohne das kreischende, durchdringende „räätsch, räätsch“ oder das gedämpfte „krää“ dieses vorsichtigen Vogels zu hören. Die Nahrung besteht im Sommer aus allerlei lebendem Getier, das er unter dem Waldmoose aufsucht, dann fängt er Wald- und Feldmäuse und ist, wie oben geschildert, ein sehr gefährlicher Nesterdieb. Mit dem Beginn des Herbstes geht er zu Beeren, Obst und Nüssen über, am liebsten sind ihm die Eicheln, von denen er sich in Baumspalten und unter abgefallenem Laube Vorratskammern anlegt, die er im Winter dann nach und nach leert. Sein Nest steht, nicht hoch, auf Bäumen dicht am Schaft. Die Eier (Tafel 46, Figur 15) haben eine weißgrünliche oder schmutzig gelblichweiße Grundfarbe und sind über und über matt graubraun bespritzt. Größe 30 × 23 mm. Brütezeit Mitte April, währt 17 Tage.

Dieser Häher läßt sich, jung aufgezogen, leicht zähmen und erfreut dann sehr durch seine Anhänglichkeit und Neugierde, durch sein possierliches Springen und seine Nachahmungsgabe. Diese ist sehr bedeutend. Das Wiehern des Pferdes, das Krähen des Hahnes, das Quieken der Ferkel, Bellen und Winseln des Hundes, Jubelrufe des Menschen, Miauen der Katze, auch das Pfeifen von kurzen Liedchen und einzelne Worte lernt er ganz vorzüglich. Mit ganz hervorragendem Geschick belauscht er das Volk der Hühner, Enten und Gänse und ahmt sie allerliebst nach. Einzelne Exemplare sind auch Virtuosen in der Nachahmung von allerlei Singvögeln. Aber auch zahm verliert er in der Gefangenschaft die Grundzüge seines Wesens nicht. Schlau und verschlagen stiehlt er Leckerbissen, oft auch glänzende

Kleinigkeiten, die er mit dem Schnabel so gründlich wie möglich kaput macht. In seinem Trippeln und Hüpfen prägt sich förmlich Liederlichkeit und Leichtfertigkeit aus, in seinem Auge leuchtet Verstand und Klugheit und dabei blickt so etwas durch, was auf Hintergedanken schließen läßt. Eine ungemeine Rührigkeit ist Hauptzug seines Wesens, darum ist er auch nicht mit der nötigen Anzahl von Eicheln und Bucheln zufrieden, die zu seiner Sättigung hinreichen würden, nein, er trägt auch andere spielend im Schnabel herum, läßt sie fallen, hebt sie wieder auf und zerstreut sie. Die Eicheln verschlingt er ganz und bricht sie dann erweicht wieder aus, um sie öffnen zu können. Die Haselnüsse dagegen hackt er mit seinem derben Schnabel entzwei.

Man zieht den Häher leicht mit in Milch eingeweichter Semmel, frischem Käse und öfters gereichten kleinen Fleischstückchen auf, im späteren Alter werden sie Allesfresser, die in Hinsicht auf Nahrung sehr wenig Mühe machen, desto mehr aber in bezug auf Reinlichkeit. Am besten wird man ihnen täglich frischen Sand geben, andernfalls riecht so ein großer Vogel bald übel. Frei in Haus und Hof läßt man sie recht oft herumlaufen, es ist dies aber sehr ungeschickt. Erstens wachsen die verschnittenen Flügel unversehens nach und der Vogel ist trotz aller hundeähnlichen Anhänglichkeit eines schönen Tages verschwunden, sodann aber richtet er nur heillosen Unfug an. Ist Geflügel da, so stehlen Häher, Elster, Rabe, Krähe wie Dohle die Eier, können sie ein Küchlein morden, so geschieht es ganz gewiß; Kinder plagen und zwicken und hacken sie sehr oft, insbesondere thun das die Raben, kleinen Kindern können sie sehr gefährlich werden. Dann stiften sie viel Unheil durch ihre Diebereien, hier könnte der „Rabe von Merseburg", wegen dessen Ringdiebstahl ein braver Mann unschuldig hingerichtet wurde, stets als warnendes Beispiel dienen. In großem Käfige dagegen, den sie ja unter Aufsicht so oft es ihrem Besitzer beliebt verlassen können, machen sie, vor allen aber der schöne, lebhafte, kluge Häher sehr viel Vergnügen, halten sich auch viel schöner als bei dem Herumstreunen in allen erdenklichen schmutzigen Winkeln.

Elstern. Pica.

Die Merkmale der Elstern sind im allgemeinen wie jene der Krähen gebildet, abweichend ist der Schnabel auf dem Firste stärker gebogen, die Füße sind hochläufig, die Flügel kurz, gerundet, der Schwanz mehr als körperlang, stark gesteigert. Unsere

Elster

Pica caudata, vulgaris, melanoleuca, europaea, germanica, hiemalis; Corvus pica, rusticus; Garrulus picus

(Tafel 11, Figur 5)

ist an Kopf, Hals, Rücken, Kehle, Gurgel und Oberbrust glänzend dunkelschwarz, auf Kopf und Rücken ins Grünliche scheinend, die Schultern sind schneeweiß, ebenso die Unterteile und ein Querband über dem Rücken, die Schwingen blau, außen wie die Handschwingendecken grün, innen größtenteils weiß und nur an der Spitze dunkel, die Steuerfedern dunkelgrün, an der Spitze schwarz, überall metallisch, zumal kupferig schillernd. Die Länge 42 cm, Flugbreite 55—56 cm, Schnabellänge 3,5 cm, Laufhöhe 4,5 cm, der höchst charakteristische, lange, keilförmige Schwanz 24 cm. Sie wird örtlich auch Alster, Schätterhexe, Atzel, Heister ꝛc. genannt.

Die schlaue, diebische, schwatzhafte Elster ist fast jedem Kinde bekannt und der sehr schöne, aber auch sehr schädliche Vogel wird noch viel zu wenig verfolgt. Wo Elstern heimisch sind, da ist an ein Aufkommen der Singvogelwelt gar nicht zu denken. Ob es wohl noch einen klügeren Vogel giebt als die Elster? Sie zu beobachten, ihren wunderbaren Nestbau zu betrachten — sie schützt ihr Nest mit einem undurchdringlichen Dache von Dornen und dürren Reisern und läßt nur ein Einflugloch seitlich offen, unter diesem Dache sitzen Mutter und Junge sicher vor Raubvögeln, kaum, nur durch unglück-

lichen Zufall, dürfte der Marder Eingang finden — ist ebenso vergnüglich wie im höchsten Grade fesselnd. Im übrigen benutzt sie ihre Klugheit nur zu sehr unmoralischen Zwecken. Sie ist einer der gefährlichsten Nesterplünderer und findet vermöge ihres Scharfsinnes die Nester in Wäldern, Gärten und Fluren, so daß selbst die Eier des Rebhuhns im Klee oder im Rasen des Rains ihr nicht verborgen bleiben. Glänzende Dinge stiehlt sie mit fabelhafter Frechheit und Schlauheit. Ihre regelmäßige Nahrung bilden Kerbtiere, Würmer, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Mäuse, wo sie aber Eier oder junge Vögelchen bekommen kann, zieht sie diese allem vor. So ist ihr Charakterbild folgendes: Schlauheit im Bunde mit Perfidie, Lüsternheit, Feigheit, ein auf den Ruin anderer, aber zugleich ängstlich auf Selbsterhaltung gerichtetes Bestreben, endlich große Fertigkeit in der Verstellungskunst. Und eben durch diesen netten Charakter macht sie in der Gefangenschaft vielen Spaß; wer einige Jahre eine Elster gehabt, kann unzählige Geschichtchen von ihrer hochamüsanten Niedertracht erzählen. Ihr Nachahmungstalent ist dem des Hähers ähnlich. Die Verpflegung die gleiche.

Ihr Brutgeschäft beginnt Ende März, im Februar beginnt sie das Nest zu bauen. Sie nistet am liebsten in kleinen Feldhölzchen, am Waldrande; wo sie sich sicher fühlt, auch in Hecken und Sträuchern, meistens aber auf Bäumen. Ende März enthält der Horst 6—8, selten 9 Eier (Tafel 46, Fig. 14) von schmutzig grünlicher Farbe, grau und grün gesprenkelt. Größe 33 × 23 mm. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, doch trifft das letztere selbstredend der Löwenanteil. Die Brutzeit währt 18 Tage. Die Jungen werden anfangs mit Würmern, dann fast ausschließlich mit jungen Vögelchen aufgefüttert! Sonst fressen die Alten noch Insekten, Mäuse, Vogelbeeren, Getreidekörner, im Notfalle Aas. Während der Monate März, April, Mai aber nähren sie sich so viel als irgend möglich von Vogeleiern und junger Vogelbrut.

Es muß daher sehr betont werden: die Elster ist unser schädlichster Vogel! Der Jäger darf keine Elsternbrut aufkommen lassen und muß die Alten, wo es angängig ist, töten. An der Krähenhütte sind sie gut zu schießen, denn die Elster umschwärmt mit vielem Geschrei und wiederholt den Uhu. Sonst ist ihr, dem schlauen und vorsichtigen Vogel, sehr schwer beizukommen. Wo darum sehr viele Elstern sind — unsere Bauern haben oft eine bedauerliche Vorliebe für den schönen klugen Vogel und hegen ihn förmlich — da dulde man eine Zeit über den Habicht, der verfolgt sie leidenschaftlich und räumt ziemlich rasch unter ihnen auf.

Die Elster ist einer der hartnäckigsten Standvögel. Wo sie einmal sich angesiedelt hat, da befreit die kleine Vogelwelt nur der Tod von ihr. Eben darum währt es aber auch sehr lange, bis sich Elstern wieder in einer Gegend ansiedeln, in welcher sie ausgerottet wurden. — Ihre Stimme ist allbekannt, ein rauhes „schack", dann „krak-schakerak-schakerak-kak", auch „schääk, krääk". Im Frühling schwätzt sie eine Art Gesang, mit pfeifenden Tönen, mit einer ganz staunenswerten Ausdauer daher.

Die Blauelster.

Pika Cookii; Cyanopolius, Cyanopika Cookii.

In Europa findet sich dieser Vogel, den große Schönheit auszeichnet, nur in Süd- und Mittelspanien. Dort aber ist — stellenweise — die Blauelster sehr häufig.

Ihr Kopf und der obere Teil des Nackens sind sammetschwarz, Rücken und Mantel blaß bräunlichgrau, Kehle und Wangen grauweiß, Unterteile fahlgrau, Flügel und Schwanz blaugrau, Handschwingen außen weiß. Schnabel schwarz, ebenso die Füße, Auge kaffeebraun. Länge 36 cm, Flugbreite 42 cm, Schwanzlänge 21 cm. Bei den Jungen sind alle Farben matter.

Die Blauelster, auf Nordwestafrika, insbesondere Marokko, Süd- und Mittelspanien beschränkt, ist ein allerliebstes, anmutiges Geschöpf. Der Elster im allgemeinen in der Lebensweise sehr ähnlich, unterscheidet sie sich doch wieder sehr wesentlich von ihr. Sie ist höchst geselliger Natur und horstet sogar vielfach in größerer Gesellschaft auf ein und demselben Baume. Noch viel scheuer wie unsere Elster, will sie von der Nähe menschlicher Wohnungen nichts wissen. Ihre Verbreitung hängt auf das engste mit der Verbreitung der immergrünen Eiche zusammen, in deren dichtem Laube sie ihr ganzes

verborgenes Leben verbringt. Ihre Stimme weicht gänzlich von der unserer Elster ab, sie klingt: „Krrih", „Klikklikkli". Die Nahrung ist die gleiche wie jene der Elster, ihre Schädlichkeit fällt nur wegen des großen Vogelreichtums der von ihr bewohnten Gebiete nicht so sehr in das Gewicht. In der Gefangenschaft verpflegt man sie wie die Elster, wird aber an ihr noch viel mehr Freude erleben, wozu schon ihre außerordentliche Schönheit und das Bewußtsein, einen recht seltenen Käfigvogel zu besitzen, viel beiträgt. Schwer zu erlangen ist sie nicht. Irgend ein Geschäftsfreund in Madrid kann sie ohne Mühe besorgen, nur für Verpackung und Verpflegung müßte man genaue Anleitung geben, denn die Südländer sind hierin von einer förmlich naiven Grausamkeit.

Die Singvögel. Oscines.

Im dichten Laubwald, im finstern Tann, im wogenden Kornfelde, auf sonnendurchglühter Heide, in unseren Gärten und auf dem einzelnen Obstbaume im häuserumschlossenen Hofe ertönen die mannigfachen Stimmen der gefiederten Sänger, aus grundlosen Sümpfen noch und vom ewigen Schnee der höchsten Gebirge her grüßen uns ihre Lieder. Sie sind die nützlichsten und anmutigsten Beleber der Natur, nicht nur wegen ihrer ganz unersetzlichen Wichtigkeit im Kampfe gegen die zahllosen Insekten und anderen schädlichen Kleintiere, sondern auch wegen ihres das Herz eines jeglichen Menschen so hoch erfreuenden Gesanges und ihrer liebreizenden Eigenschaften und Fähigkeiten. Ihr zutrauliches Wesen, mit welchem sie bei nur einiger Schonung dem Menschen entgegenkommen, ihr Leben und Treiben in unserer unmittelbaren Nähe in Parks, Hausgärten, selbst unter unserem Dache, sollten ihnen besonders die herzlichste Aufnahme von seiten der Menschen, sowie den umfangreichsten Schutz sichern und selbst der rein praktisch angelegte Mensch muß sich sagen, daß er durch den Schutz dieser Vögel sicher und kostenlos sein eigenes Besitztum schützt. Gegen ihre vielen Feinde unter den Tieren, deren gefährlichster die Hauskatze ist, kann sie der Mensch durch deren Beseitigung schützen, ebenso ihre Bruten aber auch fördern durch Beschaffung resp. Erhaltung von Brutstätten, durch Pflanzung dichter, dorniger Gebüsche, durch Anlegen von Hecken und Aushängen von Nistkästen für die Höhlenbrüter.

Im allgemeinen sind jene europäischen Singvögel, welche sich überwiegend von Insekten nähren, nicht auffallend gefärbt, Ausnahmen sind ja natürlich vorhanden, dagegen sind unter jenen, welche meistenteils sich an Samen und Körner halten, lebhafte Farben häufig. Die ersteren müssen uns in überwiegender Zahl gegen den Winter hin als Zugvögel verlassen, von den Körnerfressern treiben sich sehr viele Arten Winters als Strichvögel im Lande umher, einige bleiben auch im strengsten Winter Standvögel. Als Kennzeichen mögen gelten: an den Füßen drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gewendet; zwischen der äußeren und Mittelzehe eine kurze Spannhaut; am Kehlkopf 7 Muskelpaare, der sogenannte Singapparat. Läufe getäfelt oder gestiefelt. 9 Handschwingen, 12 Schwanzfedern.

Der komplizierten Singmuskulatur müssen wir einige Worte widmen. Sie ändert die Verhältnisse der Muskulatur des unteren Kehlkopfes bei den Singvögeln (mit wenigen Ausnahmen) bedeutend ab. Die letzten vier oder fünf zu einer Art Trommel verschmolzenen Ringe der Luftröhre werden sehr dünn und der unterste ist noch der breiteste von ihnen, verläuft dabei nach unten konisch zu, so daß der erste rechte und linke Halbring sich mit Leichtigkeit von unten nach oben und umgekehrt auf ihm, sowie von rechts nach links und umgekehrt um ihn bewegen kann. Der meist spitze Steg durchsetzt die ganze Endtrommel der Luftröhre.

Die drei ersten Halbringe jedes Bronchus treten nun zur Stimmbildung in die innigste Beziehung. Der erste ist ein platter, nach beiden Enden sich gleichmäßig verjüngender gebogener Knochenstab. Der zweite ist auf der Brustseite tief eingeschnitten, wodurch eine obere und untere Leiste zu stande kommt, an die sich Muskeln setzen. Auf der Rückenseite flacht sich der zweite Ring stark ab und bildet an seinem Ende eine Gelenkfläche, unter der sich das verdickte hintere Ende des dritten Bronchialringes verschieben kann. Die Bewegung dieses letzteren ist hauptsächlich eine von außen nach innen drehende, wobei sich sein Vorderende mit dem häutigen und bindegewebigen Überzug in das Lumen des Bronchus drängt und die Stimmritze verengt.

In der inneren Paukenhaut befindet sich noch ein kleines Knorpelstückchen, welches nach Wunderlich mit den beiden ersten Bronchialringen durch ein falsches Gelenk verbunden ist und, da sich Muskelfasern an dasselbe inserieren, jene Haut mit spannen hilft.

Schwingfähige Membrane treten im unteren Kehlkopf der Singvögel eine ganze Reihe auf: drei davon sind paarig symmetrisch entwickelt, eine unpaare liegt in der Mittellinie als häutige Verlängerung des Steges, scheint aber bei der Stimmbildung nicht von wesentlicher Bedeutung zu sein, wenigstens fehlt sie brillanten Sängerinnen wie den Lerchen. Die erste symmetrisch entwickelte Kehlkopfsmembran ist die innere Paukenhaut, die allen Vögeln zukommt. Eine weitere liegt zwischen dem zweiten und dritten Bronchialring, verbreitert sich nach vorn, reicht hier auch weiter medianwärts als hinten, wo sie sich spitz verschmälert. Die dritte Stimmhaut ist das äußere Stimmband, das dem dritten Bronchialring aufliegt.

Die Muskeln des unteren Kehlkopfes sind nun bei den Singvögeln in einem ganz anderen Grade differenziert, als bei den übrigen Vögeln, sind sie doch die Singmuskeln schlechthin. Es sind quergestreifte Muskeln und treten in sieben Paaren symmetrisch verteilt am untern Kehlkopf auf.

Zu seiner vorderen (ventralen) Region gehören: 1. der lange vordere Heber des zweiten Halbringes, kommt von der Seite der Luftröhre, verläuft schräg nach vorn und setzt sich an das vordere Ende des zweiten Halbringes; 2. der kurze vordere Heber des zweiten Halbringes liegt unter dem vorigen, ist kürzer, aber fleischiger als dieser, entspringt am oberen der Trommel und inseriert hinter dem vorigen; 3. der Dreher des dritten Halbringes entspringt unter dem langen vorderen Heber und setzt sich am unteren Rand des Vorderendes des dritten Halbringes; 4. der Erschlaffer der äußeren Paukenhaut liegt unter dem vorigen und setzt sich an die Zwischenhaut zwischen den zweiten und dritten Halbring. An der hinteren (dorsalen) Seite finden sich drei Paare von Muskeln, von denen zwei als langer und kurzer hinterer Heber genau den vorderen Hebern entsprechen, seitlich wie diese von der Luftröhre entspringen, aber schräg nach hinten verlaufen und sich an das hintere Ende des zweiten Halbringes setzen. Der dritte Muskel ist der Spanner der inneren Paukenhaut, entspringt, zum Teil vom hinteren langen Heber bedeckt, von der Dorsalseite der Luftröhre und setzt sich an die innere Paukenhaut, mit einigen Fasern auch an die hinteren Enden des ersten und zweiten Halbringes.

a Zungenspitze.
k Zungenbeinhörner.
h Warzenhaare um die Stimmritze.
m—m Sehnenförmige Muskeln, welche rechts und links am Brustbein anhaften und sich
b—b in schmalere verzweigen.
g—g Luftröhrengabel.
T Trommel.
L Luftröhre.
Sch Schlund.
St Stimmritze.
zb Äste des Zungenbeins.

Die nebenstehende Zeichnung nun mag ein Bild des ganzen Organes der Gesangesgabe bieten. Sie stellt den Singmuskel-Apparat der Singdrossel dar. Der Beschauer findet einen Teil der eben gegeschilderten Muskeln eingezeichnet; sämtliche sieben Paare zu zeigen ist ja zeichnerisch nicht möglich oder es würde die Naturwahrheit leiden.

Der Gesang der Singvögel ist ungemein verschieden; es sind welche, die uns geradezu entzücken, es sind aber auch welche, die unseren Ohren unleidlich werden. Wir unterscheiden ihn musikalischbegrifflich als Schlag, Lied und Gezwitscher. Sodann aber hören wir auch die Vortragskunst unserer gefiederten Sänger sehr unterschieden in der Ausprägung der Gesänge. Wir hören Vögel, die ihren eigenen, mit dem zunehmenden Alter sich höher und höher vervollkommnenden Original-Schlag, ihr Original-Lied haben, wie Nachtigall, Sprosser, die Sing-, Schwarz- und Mistel-Drossel, der Pirol, die Feld- und Waldlerche, einige Grasmücken, das Rotkehlchen, der Fitis,

Baumpieper, Zaunkönig, Edelfink, Stieglitz, Hänfling. Obwohl in diesen Sängern ein großes Nachahmungstalent, ein treues Melodiengedächtnis schlummert, verschmähen sie es in der Freiheit doch, irgend welche Anleihen aus den Gesängen anderer Vögel oder irgend welcher Naturlaute zu machen. Wir können diese Sangeskünstler mit Recht Originalsänger nennen.

Sodann aber hören wir ein fröhlich Völkchen, das mit einer bewundernswerten Fertigkeit seinen Gesang aus den Liedern anderer Vögel, aus den verschiedensten Lauten und Stimmen zusammenkomponiert. Das Volk heißt diese Potpourrisänger sehr bezeichnend „Spötter" und schätzt gewöhnlich ihren tollen Mischmasch viel höher als den edlen Originalgesang eines Meistersängers. Ein Potpourri ist eben lustig und unterhaltend. In den

Erdsängern

treten uns die vollendetsten aller Singvögel entgegen. Wie schwierig kennzeichnende Gattungsnamen zu finden sind, sehen wir gleich hier. Erdsänger oder Buschsänger heißen diese Vögel, weil sie viel auf der Erde herumhüpfen, auch zu ebener Erde brüten, die Gebüsche gern bewohnen. Aber wie allgemein sind solche Kennzeichen!

Es sind komische, hochbeinige, großäugige Vögelchen, voll von Zutraulichkeit zum Menschen, sehr beweglich, machen allerlei Verbeugungen und wippen und zittern mit den Schwänzchen; mit den gestiefelten Läufen hüpfen sie gewandt und schnell auf dem Fußboden umher, ziehen in der Ruhe den verhältnismäßig großen Kopf ein, so daß sie dann sehr untersetzt erscheinen, obgleich sie andernfalls schlanken Körperbau haben und fangen mit dem geraden, dünnen und spitzen Schnabel, dessen Kiefer fast gleich lang sind, fleißig und geschickt Insekten. — Das Jugendkleid aller hierher gehörigen 7 Arten ist schwer von einander zu unterscheiden und hat wenig Ähnlichkeit mit dem Kleide der Alten.

Über Eingewöhnung, Pflege, Zuchtversuche, Ernährung aller Singvögel in der Gefangenschaft wolle man die betreffenden Kapitel in der Einleitung nachlesen.

Die Nachtigall.

Luscinia vera, Okeni, peregrina; Motacilla, Philomela, Sylvia, Lusciola luscinia.

(Tafel 14, Figur 1.)

Länge 16 cm inkl. Schwanz, Flügelbreite 25 cm, Schnabel 1,4 cm, Lauf 2,8 cm. Die erste Schwinge so lang als die Deckfedern der Vorderschwingen, die zweite um 0,7 cm kürzer als die dritte und gleich lang mit der fünften Schwinge. Oberseite rostbraun, dunkler oder fahler; obere Schwanzdecken und Oberseite des Schwanzes intensiv rostrot, unterseitig blasser, nach der Mitte dunkler; Unterseite hellgrau mit rotgelblichem Anflug an den Seiten; Kehle trübweiß. Schnabel hornbraun mit fleischfarbigen Rändern; Augen dunkelbraun mit weißlichen Wimpern, Füße fleischfarbig. Männchen vom Weibchen nur durch aufrechtere, keckere Haltung und etwas spitzeren Kopf nach dem Schnabel hin, sonst schwer zu unterscheiden. Die Jungen sind erdfarbig mit dunklen, aber nicht dicht stehenden Wellenlinien auf der Brust; nach der Mauser sind sie den Alten vollständig gleich.

Wer kennt sie nicht, die edle, viel und weit berühmte Sängerin? Alle Sprachen preisen sie, die Dichter aller Zeiten haben sich für sie begeistert. Die Nachtigall ist der bedeutendste und lieblichste Schmuck unserer Haine und Gärten, ihr bezaubernder Gesang läßt die plätschernde Quelle, die duftenden Blumen, läßt alles vergessen und versetzt uns in eine andere ideale Welt. Sie ist ausschließlich der Vogel unserer Anlagen; dichte Wälder, besonders Nadelwald, bewohnt sie nie. Die Nachtigall ist eine echte Künstlernatur: sorglos, eitel, leicht zornig, aber auch hinreißend liebenswürdig und ungemein neugierig. Ihre Sorglosigkeit zeigt sich besonders im Nestbau: sie nistet dicht an der Erde in Baumstümpfen, unter einem Busch, oft ganz auf dem Boden und setzt sich hierdurch unzähligen Gefahren aus: Marder, Igel, vor allem das zahme Katzengesindel, alles gefiederte Raubzeug, endlich auch Schlangen, wo es noch solche giebt, bedrohen das Nest und vernichten Alt und Jung. Bei uns verweilt der edle Vogel nur kurze Zeit: zu Ende April kommen die Männchen, zu Anfang Mai die Weibchen, zu Ende August wandern sie schon wieder. Über die Zeit des Singens ist man noch vielfach im Streit und will zwischen Tag- und Nachtschlägern unterscheiden. Die Sache ist aber so: der unverheiratete Vogel

ist Nachtschläger, wer aber die Braut heimgeführt, singt nunmehr des Morgens und des Abends. Wie bereits erwähnt, kommen die Männchen früher als die Weibchen an. Hat jenes nun seine alte Niststätte aufgefunden, etwaige schon erscheinende Nebenbuhler vertrieben, so legt es sich auf die Werbung. Mittel hierzu ist sein Gesang. Bekanntlich wandern alle Grasmückenarten bei Nacht, zu dieser Zeit also muß der Vogel singen, um den vorüberstreichenden Weibchen seinen Standort kundzugeben. Die Verbreitung der Nachtigall erstreckt sich zwar über das zentrale Europa, nördlich etwa bis in das mittlere Schweden, auch steigt sie in die Vorgebirge auf, hauptsächlich aber ist Deutschland etwa von der Oder westwärts ihre Heimat, während der ihr sehr nahe verwandte Sprosser sein Reich nach dem Osten hin ausdehnt. Ihr Aufenthalt sind sonnige, aber buschige Holzungen mit verteiltem Oberholz, doch behufs reichlichster Insektennahrung immer in der Nähe von Wasserläufen oder Weihern ꝛc., mögen sie nun groß oder klein sein. Daher wird man die Nachtigall weder innerhalb großer düsterer Waldungen, noch auf trockenen, kahlen Geländen antreffen. Je dichter, wenn auch nur stellenweise, der Unterwuchs ist, je mehr sich wilde Rosen oder Hagebutten, Schwarz- und Weißdorn, Heckenkirsche, Liguster u. a. vorfinden, welche ihr sicheren Schutz gewähren und, wie gesagt, Wasserstellen nicht fehlen zum reichlichen Trinken und Baden, je zahlreicher wird man sie dort finden, wie z. B. in den Elb- und Oderwäldern, auch liebt sie zwar Weidenheger, doch sind diese viel ausschließlicher die Heimat der Sprosser. Wo sie sich heimisch fühlt, scheut sie das Getreibe des Menschen nicht, in Parkanlagen bei oder in großen Städten sieht man sie häufig und gar zu oft übertönen im Berliner Tiergarten das Wagengerassel und sonstige Äußerungen des Menschenverkehrs ihren unvergleichlichen Gesang. Daß sie in kleinen Flügen ankommt, ersieht man aus dem gleichzeitig beginnenden Gesange an verschiedenen Stellen; im Charlottenburger Schloßgarten und im Berliner Tiergarten singen die Nachtigallen sicher an ein und demselben Tage zum erstenmale im Jahre. — So lange die Weibchen sich noch nicht eingefunden haben, sehen sich benachbarte Männchen zwar schon scheel an, sowie aber mit Ankunft der ersteren die Brutstätten in Frage kommen, entbrennt ein hitziger Kampf, nach welchem der schwächere Teil abziehen muß. Die Nachtigall will ihre Stimme herrschen lassen, woran sie andere Singvögel nur wenig, Nebenbuhler aber entschieden beeinträchtigen; dulden sich doch auch unter den Menschen zwei Primadonnen nicht nebeneinander; bei den Nachtigallen kommt freilich noch ein erheblicher Nahrungsbedarf in Betracht, denn ihr anstrengender und periodenweise fast ununterbrochener Gesang erheischt entsprechende Kräftigung des Körpers. — Die 5—6 olivengrünlichen, mit verschwommenen Flecken gezeichneten Eier (Tafel 46, Figur 17) sind im Mai, je nach der Witterung früher oder später, vorhanden und nach 14 Tagen fallen die Jungen aus, welche thunlichst bald ihr enges Heim verlassen und sich umherdrücken, wobei sie sich durch ihr Schnarren nach Futter verraten.

In der Regel brütet die Nachtigall nur einmal im Jahre, es sei denn, daß besondere Umstände, als Vernichtung der Eier des ersten Geleges sie zu einem zweiten veranlassen, wo sie dann aber höchstens vier Eier legt. — Die Nachtigall liebt mit aller Kraft ihrer großartig veranlagten kleinen Seele, und all ihre Liebe giebt sie in ihrem Liede kund und flötet in die schweigende, laue Frühlingsnacht ihre bald jubelnden, bald melancholisch flehenden Strophen. Wer je zu dieser Zeit den Minnegesang der „Sängerin der Liebe“ belauscht, vielleicht in einer schönen Mondnacht, dem wird er immer nachklingen und entschieden wird von ihm jede Gleichstellung eines andern gefiederten Sängers zurückgewiesen werden. Hat die Nachtigall der Minne Sold erlangt, so singt sie in der Morgendämmerung bis gegen acht Uhr und dann belebt sie wieder mit ihrem Schlage den Garten, wenn der Abend hereingebrochen und es stille geworden, so manchem alten wie jungen liebenden Herzen zu Trost und süßer Labung. Vorzüglich zeichnet sich der Gesang durch die mannigfaltigen und anmutigen Abwechselungen aus. Bald zieht sie minutenlang eine Strophe einzelner, melancholischer Töne, die leise anfangen, nach und nach immer stärker anschwellen und allmählich ersterbend endigen; bald schmettert sie eine Reihe gerader, scharfer Töne hervor und schließt dann diese mit den einzelnen Tönen eines ansteigenden Akkords. Der Gesang der Nachtigall ist das herrlichste, was eine Vogelstimme hervorbringen kann und seine Nachahmung kann nur ein Zerrbild sein, zumal verschiedene Schläger auch verschieden schlagen, wenngleich selbstverständlich der Typus des Gesanges immer derselbe bleibt.

Im Frühjahr hört man Nachtigallen schlagen, wo sie bisher nicht heimisch waren, doch ist die freudige Hoffnung auf ihre Niederlassung eine gewöhnlich verfrühte, denn sie thut es nur als durchziehender Gast; ist sie aber an ihrem alten, unveränderten Standquartier angekommen und gar das Weibchen eingetroffen, dann ist des begeisternden Schlagens kein Ende, wenn nicht etwa böse Witterung zeitweise Verstimmung hervorruft.

Das Weibchen hat nur wenig Stimme, ein angenehmes „wid, wid“ und ein fröhliches Gezwitscher, wenn es sich vom Männchen jagen läßt, ist alles; — scheint dem Männchen etwas nicht richtig, so ruft es „wid—karr“. Wenn sie singt, sitzt sie bald frei, bald versteckt, aber nie weit vom Nest, bläst die Kehl- und Rückenfedern auf, läßt Flügel und Schwanz etwas hängen und richtet den Kopf etwas aufwärts. Dabei geht durch den ganzen Körper ein Zittern und Beben, das von der Kraftanstrengung der Sängerin beredtes Zeugnis giebt. — Wo man die alten Meistersänger wegzufangen pflegt und die Jungen mithin keine besonderen Lehrmeister hören, wird man weniger gute Schläger finden, als wo man sie hütet und den Nachtigallenfang streng überwacht. — In der zweiten Hälfte des Juni verstummt der Gesang, der auch schon nachzulassen anfing, wenn die heranwachsenden Jungen die Fütterungsthätigkeit beider Eltern stark in Anspruch nahmen. — Im August rüsten sie sich allmählich zum Abzuge, der nach den griechischen und kleinasiatischen Inseln, auch nach Afrika hinübergeht.

Die Nachtigall ist auch ein Lieblingsvogel des Märchens. In den russischen Sagen gilt sie als eine Art Vogel Phönix; Andersen läßt sie in seinem wundervollen Märchen den bezopften Herrscher des himmlischen Reiches durch ihren Gesang entzücken und gesund machen; unser Grimm läßt in einem seiner einfachsten, kürzesten, aber auch am meisten poetischen Märchen „Joringel und Jorinde“ die liebende Jungfrau sich in ihre Gestalt verwandeln. Jeden, der „Joringel und Jorinde“ vergessen, bitte ich in seine Kinderstube zu gehen, die vielleicht schon verachteten „Kinder- und Hausmärchen“ in die Hand zu nehmen und dieses Märlein voll inniger, wahrer Herzensmusik nachzulesen. Jorinde singt:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt leide, leide, leide:
Es singt dem Täublein seinen Tod
Singt leide, lei—zicküth, ziküth, ziküth. —“

Joringel sah nach Jorinde. Diese war in eine Nachtigall verwandelt und sang „ziküth, ziküth“. — Kehren wir nun von Gesangs- und Märchenwelt zurück zu dem Vogel selber. Die kurze Frist, welche die Nachtigall bei uns verbringt, ist fast ausschließlich dem Nisten gewidmet. Haben sich Männchen und Weibchen zusammengefunden, so wird sofort mit dem Nestbau begonnen. Das Nest ist meist aus dürren Eichenblättern hergestellt und von außen mit dürrem Laub und Gras umgeben. In diesem Bau ist der einzige Schutz des Vogels, denn es gehört ein scharfes Auge dazu, es von anderem dürren Laub und Gras zu unterscheiden. In betreff der Mäßigkeit kann man die Philomele nicht als Muster aufstellen, denn sie ist, uns freilich zu hohem Nutzen, sehr gefräßig. Ihre Nahrung besteht in Kerbtieren, kleinem Gewürm, und während ihres Wegzugs hält sie sich auch sehr an Beeren. Auf dem Boden bewegt sich die Nachtigall so ziemlich wie ein Rotkehlchen, geht immer sehr hochbeinig und hüpft in großen Sprüngen. Zu fangen ist sie nur allzuleicht, denn Vertrauensseligkeit, Begierigkeit, sowie ihre Neugierde treiben sie in jede Falle. Ja, sie ist sogar im stande, sich drei-, viermal in demselben Netz zu fangen, nachdem es ihr geglückt, zu entwischen. Einem Mehlwurm zu widerstehen, ist ihr ein Ding der Unmöglichkeit.

Für die Gefangenschaft eignet sie sich sehr gut, doch ist es sehr löblich, ihr Halten mit einer Steuer zu belegen. Eine wahre Steuer verursacht auch ihre kostspielige Ernährung, denn sie macht, allerdings mit Fug und Recht, in ihrer Art die Ansprüche einer Primadonna. Sie verlangt einen geräumigen, etwas düsteren Käfig, größte Reinlichkeit (insbesondere müssen die Sitzstangen immer sehr sauber sein), reines frisches Trink- und Badewasser und bestes Futter. Frische Ameisenpuppen so lange als möglich. Solch' treue Pflege lohnt sie aber auch mit lange andauerndem Gesange, denn sie fängt dann schon um Weihnachten zu schlagen an und singt sechs bis acht Monate. Ihr Gesang ist in der Gefangenschaft noch geordneter als im Freien; so schön klingt er jedoch nicht wie der Schlag der freien Sängerin am ruhigen Frühlingsabende, wenn Maidüfte uns die Sinne für solche Eindrücke schärfen und zugleich berücken. Während des Winters muß sie in der warmen Stube hängen, denn die Kälte

verträgt sie nicht. — Wird ein Nachtigallenpärchen samt seinen Nestjungen gefangen, so füttert es diese, wenn die Stube, in welche man sie setzt, in einen kleinen Park verwandelt ist, auch auf; freilich ist dies kein billiges Vergnügen. Dagegen kann man sie in diesem Zustande in einen Garten oder Park, welcher noch von keinem Pärchen bewohnt ist, versetzen; sie wird dann alle Jahre wieder denselben Ort aufsuchen. — Zahm wird die Nachtigall bald und versteht gar sehr sich das Herz ihres Pflegers zu erobern; besonders weiß sie diesem meisterlich durch liebes, zuthunliches Gracksen einen Mehlwurm nach dem andern abzuschmeicheln. — Zu Ende August zieht sie von Busch zu Busch, von Wald zu Wald familienweise gen Süden, geht über das Mittelmeer und bis an den Anfang der Wüste. Und während alle Welt die Nachtigall als Sängerin liebt; das edle, kunstsinnige Volk der Italiener liebt sie vorzüglich ob ihres winzigen Bratens!! Ohne Wissen und Willen muß uns die Nachtigall gar oft als Lehrmeisterin für junge Kanarienvögel, Hänflinge u. a. dienen, denn diese lernen erträglich Philomelens Gesang, ohne ihre Ansprüche zu machen. Ihr eigener Naturgesang ist schon oft versucht worden durch Laute wiederzugeben, er lautet ungefähr:

1. Tiuu tiuu tiuu tiuu . . .
2. Spe tiu zqua;
3. Tio tio tio tio tio tix;
4. Zquo zquo zquo zquo,
5. Tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzü,
6. Quorror tu zqua pipiqui,
7. Zozozozozozozozozozozozo zwerhading;
8. Tsisisisisisisisisisi . . .
9. Zorre zorre zorre zorre hi,
10. Tzatu tzatu tzatu tzatu tzatu tzatu tzatu zi,
11. Dlobloblobloblobloblobloblo itz,
12. Lü lü lü lü ly ly lei lei li li li (20 bis 30 mal)
13. Quio bidl li lülyli,
14. Ha gürr quipio!
15. Qui qui qui qui qiqiqiqiqiqiqi,
16. Goll goll goll goll zia hadadoi,
17. Quigi horr hadiadiadillsi!
18. Hizezezezezezezezezezezezezeze quarhozozoi,
19. Quia quia quia quia quia quia quia quia qüti;
20. Qigiqi ioioioioioio qi —
21. Lü ly li le lä le lö lo didl io quia,
22. Higaigaigaigaigaigaigaigaigaigai,
23. Quior zio ziopi.
24. Ce ce cepupupupupupupupu id, eine wundervolle Koller, doppeltönig,
25. Tau tau tau!
26. Papapapapapapapapa rrrr, ebenfalls eine sehr schöne Koller.
27. Tzüü tzüü tzüü tzüü tzüü tzüü tzüü itz,
28. Tzum tzum tzum tzum tzum tzum tzum.

Selbstredend singt die Nachtigall diese Strophen nicht etwa in der Reihenfolge, auch nur ein ganz seltener Meisterschläger wird alle, sogar noch mehr Strophen bringen.

Einen eigentümlichen Zauber gewährt der Wettkampf zweier singender Nachtigallen im Freien, deren Brutbezirk unmittelbar aneinander grenzt; es ist das in Wahrheit eine gegenseitige Herausforderung. Die eine Nachtigall produziert aus ihrem reichen Liederschatze mit unfehlbarer Sicherheit eine brillante Strophe; sogleich antwortet die andere mit ebenderselben Strophe und so geht das oft Viertelstunden lang fort, indem immer neue Touren und immer dieselben Antworten Schlag auf Schlag aus den kleinen gesangreichen Kehlen ertönen. Besonders wirkungsvoll ist auch der Gesang, wenn die einzelnen Touren unmittelbar nacheinander wiederholt werden; das geschieht nicht selten bei den schönsten und schwierigsten Strophen.

Die Nachtigall besitzt anscheinend kein besonderes Nachahmungstalent, dagegen eine reiche Phantasie, die sie zur freien dichterischen Gestaltung des wechselvollen Liedes befähigt; ihr Gedächtnis ist sehr treu, man kann dies an alten und jungen Nachtigallen wahrnehmen. Eine Nachtigall, die im Mai gefangen ist und infolge dessen ihren Gesang eingestellt hat, wird um Weihnachten desselben Jahres ihr ganzes reichhaltiges Lied vortragen, ohne auch nur eine einzige Strophe vergessen zu haben.

Ein ganz vortreffliches Werkchen, das die Wiederansiedelungsversuche mit der Nachtigall aus Gegenden, in welchen sie verschwunden, behandelt, hat bei Otto Janke in Berlin Herr Theodor Koeppen erscheinen lassen. Das umfangreiche Werkchen, zugleich eine ausgezeichnete Monographie, kostet nur 1 Mark. Seine beste Empfehlung dürfte der erfreuliche Erfolg sein, den sein Verfasser in Koburg erzielt hat. Dort waren seit einem Menschenalter keine Nachtigallen mehr im Freien anzutreffen gewesen; gegenwärtig sind sie dort durch Koeppens lange Bemühungen und endlich mit glänzendem Resultate gekrönten Versuche wieder gut vertreten.

Der Sprosser.

Luscinia philomela, major; Motacilla, Lusciola, Philomela magna.

(Tafel 14, Figur 2.)

Länge 18 cm, Flügelbreite 26 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 3 cm. Die erste Schwinge verschwindet fast, die zweite ist fast so lang als die dritte und viel länger als die vierte Schwinge. In diesem Längenverhältnis liegt der einzig stichhaltige Unterschied des Sprossers von der Nachtigall, welche beide so nahe mit einander verwandt sind, daß man die Artselbständigkeit lange bezweifelte. In der Färbung ist der Sprosser dunkler als die Nachtigall, d. h. bräunlicher und die Brust ist gefleckt; die Kehle weiß mit grauer Einfassung, der Schwanz mehr rostbraun als rostrot; in seiner Gesamterscheinung steht er kompakter da als die Nachtigall und hat gemessenere Bewegungen.

Die Vogelhalter machen nun die feinsten Unterschiede zwischen den Sprossern, je nach ihrer Heimat, und sprechen von ungarischen, polnischen u. s. w. Die letzteren sind die größten, die ungarischen, worunter auch wohl die um Wien rc. zu verstehen sind, die besten Schläger u. s. w. — Berücksichtigt man nun wieder die Übergänge zwischen diesen und zwischen den Sprossern und Nachtigallen, wo sie nebeneinander vorkommen, so kann man die Schwierigkeit, auch wohl den Wert dieser Sonderungen ermessen. — Schon seine Bezeichnungen: „Aunachtigall“, „Wiener Nachtigall“, „Große Nachtigall“ beweisen seine sehr nahe Verwandtschaft zur vorhergehenden. Ein eigenes, ungemein eingehendes Buch über den Sprosser hat Dr. Lazarus bei Creutz in Magdeburg (Preis 1 Mark 50 Pfg.) erscheinen lassen. Der Gesang des Sprossers ist kräftiger, lautschallender als jener der Nachtigall, die Strophen aber kürzer. Er verdient thatsächlich als einer der allerschönsten Vogelgesänge gepriesen zu werden. Herr Dr. Lazarus hat in seinem Werkchen den Sprossergesang wie folgt phonetisch dargestellt:

Fi-lip — Fi-lip — Fi-lip.
Tarák — Tarák — Tarák.
Diderót, Diderót, Diderót,
Tàk, Tàk, Tàk
Tziò — Tziò — Tziò
Tatàrak, Tatàrak,
Bol, Bol, Ból, Ból . . .
Tezéret — Tezéret — Tezéret.

David — David — David.
Wat, Wat, Wat, Wat . . .
Daàhi — Daàhi — Daàhi
Dschiè, Dschiè, Dschiè.
Dpü, Dpü, Dpü,
Tko, Tko . . .
Trotztrotz . . .

Wie um die Färbung steht es auch um diesen Gesang, während man der Nachtigall bis 28—50 Strophen nachrühmt, gesteht man dem Sprosser nur etwas mehr als die Hälfte zu und tadelt an ihm gewisse Rauheiten einzelner Töne und grellere Übergänge. — Ich habe mir mein Urteil dahin begründet, daß man nicht von vornherein und apodiktisch sagen kann, der Sprosser singe besser als die Nachtigall oder umgekehrt; — selbst die wenigen rauhen Töne des Sprossers verleiden keineswegs den herrlichen Gesang, der viel sonorer hervorperlt als der der Nachtigall. — Den Sprosser muß man nicht aus nächster Nähe hören, auch nicht in der Stube, man gehe zum Abend hinaus und höre in die Nacht hinein dem ergreifenden Oratoriengesang zu, der mit einer wunderbaren Fülle uns entgegentönt, dann gehe man zur Nachtigall mehr heran und bewundere ihre Modulationen und Übergänge und dann urteile man — das Für und Wider soll wohl schwer werden! Der Sprosser ist die gemessenere Altistin, die Nachtigall die vollendete Sopranistin und Koloratursängerin; — welche singt schöner?! — Fast alle Sprosser schlagen bei Tag und bei Nacht, in den Käfigen singen sie regelmäßig bis abends 11 Uhr. Ihre Gesangszeit ist leider so kurz wie jene der Nachtigall und währt wie bei der Nachtigall, in der Gefangenschaft viel länger, von Januar bis Juni. Er vertritt die Nachtigall in den Donauländern, ähnelt ihr im Freileben vollkommen. Im Käfige ist er entschieden weichlicher als die Nachtigall, namentlich sehr empfindlich gegen Kälte, braucht feinstes Futter und täglich 6—12 Mehlwürmer. Daß er sich sehr leicht an den Füßen verletzt, ist schon in der Einleitung gesagt und sind dort auch die Mittel angegeben, wie diese häufig das Leben gefährdenden Verletzungen zu verhüten sind. Zahm geworden, erscheint der Sprosser auch im Wesen als ein hinreißend liebenswürdiger Vogel, der es wohl begreifen läßt, daß es so viele hingebende Liebhaber für ihn giebt. Durch die außerordentlich starke Nachfrage steht sein Preis sehr hoch, von 8 Mark — für den frisch gefangenen, nicht abgehörten Vogel, bis 25, 30, 40 Mark — und noch höher für den berühmten Sänger. Bekannte und empfehlenswerte

Händler für Sprosserankauf sind: Franz Aumeyer in Linz a. D., Joseph Brandl in München, August Dietz in Burg bei Magdeburg, Franz Petzold und Gottlieb Waneck, beide in Prag, Matthias Rausch in Wien, H. Hromada in Dresden. Alle diese Herren gelten auch als tüchtige Kenner des Sprosserschlages.

Die Blaukehlchen.

Cyanecula suecica, Motacilla suecica; Cyanecula leucocyana und Cyanecula Wolfii.
(Tafel 14, Figur 5—7.)

Blaubrüstchen oder Blaukröpfchen, Schild- und Wassernachtigall, italienische und schwedische Nachtigall u. s. w.

Länge 14,3 cm, Flügelbreite 23,5 cm, Schnabel 1,3 cm, Lauf 2,8 cm. Als nahe Verwandte der Nachtigallen betrachten wir die Blaukehlchen. Ihr Leib ist schlank, der Schnabel gestreckt, vor den Nasenlöchern etwas zusammengedrückt, daher hochrückig, vorn pfriemenspitzig, der Fuß hoch und dünn, der Fittig kurz und ziemlich stumpf, in ihm die dritte und vierte Schwinge gleichlang, der Schwanz mittellang, das Gefieder locker, die Färbung desselben verschieden nach Geschlecht und Alter. Brehm Vater hat zuerst festgestellt, daß die Blaukehlchen, welche in Deutschland vorkommen, als verschiedene Arten angesehen werden müssen. Die Unterschiede zwischen diesen Arten sind allerdings gering; mit ihnen aber geht der verschiedene Wohnkreis Hand in Hand, und damit ist die Richtigkeit der Aufstellungen Vater Brehms erwiesen. Zur besseren Übersicht empfiehlt es sich, zunächst eine allgemeine Beschreibung der Färbung aller Arten zu geben. Bei den Männchen ist die Oberseite tief erdbraun, die Unterseite schmutzigweiß, seitlich und hinterwärts graubraun überlaufen, die Kehle aber prachtvoll lasurblau, mit oder ohne andersfarbigem Stern, nach unten hin in eine schwarze Binde übergehend, welche durch ein schmales, lichtes Bändchen von einem halbmondförmigen Brustflecke geschieden wird; ein Streifen über dem Auge, welcher auf der Stirn zusammenfließt, weißlich; der Zügel schwärzlich; die Schwingen sind braungrau, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittleren, gleichmäßig schwarzbraun, von der Wurzel an bis zur Hälfte lebhaft rostrot, gegen die Spitze hin dunkelbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß auf seiner Vorderseite grünlich-, auf der Hinterseite gelblichgrau. Bei dem Weibchen sind alle Farben blasser, und die Kehlfärbung ist höchstens angedeutet. Die Jungen sind oben auf dunklem Grunde tropfenartig rostgelb gefleckt, unten längsgestrichelt; ihre Kehle ist weißlich. Die Länge beträgt ungefähr 15 cm, die Breite 22 cm, die Fittiglänge 7 cm, die Schwanzlänge 6 cm. Die verschiedenen Arten sind hauptsächlich an der Kehlfärbung zu erkennen. So zeigt das Männchen des Tundrablaukehlchens (Cyanecula suecica, orientalis, suecioides, coerulecula, dichrosterna und cyane, Motacilla suecica und coerulecula, Sylvia suecica cyanea und coeruligula, Calliope suecoides, Saxicola, Ficedula, Curruca, Phoenicura, Pandicilla, Ruticilla, Lusciola und Erithacus suecica) inmitten des blauen Kehlfeldes einen zimmetroten, das Weißsternblaukehlchen (Cyanecula leucocyana und obscura) einen weißen Stern, während dieser dem Blaukehlchen (Cyanecula Wolfii) gänzlich fehlt. Zudem machen sich Größenunterschiede bemerkbar; das Weißsternblaukehlchen ist das größte und stärkste, das Blaukehlchen das kleinste und schwächste unter seinen Verwandten. Die Weibchen entsprechen stets den Männchen; es hält aber schwer, sie zu unterscheiden.

Das Blaukehlchen ist eines der allerschönsten europäischen Vögelchen, dem Rotkehlchen im Wesen, Leben und Treiben, sowohl in der Freiheit wie in der Gefangenschaft, sehr ähnlich. Es wird gerade so zahm und zutraulich wie dieses, ist aber zarter und hält sich im Käfig nur wenige Jahre. Es ist jammerschade, daß die einzig schöne Färbung in der Gefangenschaft nicht bleibt, sondern schon nach der ersten Mauser ausbleicht und allmählich sich zu einem Schimmelgrau verwischt, so daß man den prächtigen Vogel der Freiheit gar nicht mehr erkennt. Das Blaukehlchen treibt sich am liebsten auf dem zähen Schlamme zwischen Schilf und Rohr umher, verlangt auf jeden Fall durchaus feuchtes Buschland. Es ist noch hurtiger wie das Rotkehlchen und läuft blitzschnell. Auch sein Nest steht nahe am Wasser. Ausgangs März oder anfangs April enthält es meist 5 bläulich-graue, manchmal mit zerstreuten braunen Pünktchen gezeichnete Eier, welche in gleicher Zeit wie die vorigen ausgebrütet werden; nur ausnahmsweise machen sie zwei Bruten, wahrscheinlich wenn die erste verunglückte; die sehr behend laufenden Jungen verlassen thunlichst bald das Nest. Zum Singen legt es sich gerne auf den Bauch. Sein Gesang ist höchst eigentümlich, zweistimmig leierartig, mit eingeflochtenen Flötentönen, mehr originell wie schön. Lockton: fid, fid, tack, tack. Das Blaukehlchen badet gerne, namentlich des Nachmittags. Über seine Eingewöhnung bitte ich in der Einleitung nachzulesen. Da es sehr leicht zu fangen ist, kommt es nicht selten in den Handel. Der nicht erfahrene Vogelwirt sollte sie doch ja nicht beherbergen wollen, er hat mit ihnen bald nur Leichen! Zu ihrer Haltung gehört auch Zeit und Geld, denn nur das feinste Futter kann sie erhalten, nur sorgfältigste Pflege ihre Gesundheit bewahren. Das

fein zerschnittene Innere von Feigen ist eine große Delikatesse für sie; im Sommer füttert man nur frische Ameisenpuppen, Winters getrocknete Ameisenpuppen, fein gehacktes Kalbsherz, geriebene Semmel, zu gleichen Teilen mit wenig Wasser angemacht. Bequemer und sehr gut ist Kruels Nachtigallenfutter, beides mit Mehlwürmern. Einen sehr interessanten Versuch teilt Dr. Ruß mit: Ein Herr W. Berghäuser will die Erfahrung gemacht haben, daß ein Blaukehlchen bei ganz geringer Gabe von Cayennepfeffer zum Futter in der nächsten Mauser das schöne Blau in vollem prächtigem Glanz wieder erhielt. Natürlich sind derartige Fütterungsversuche nur mit äußerster Vorsicht anzustellen. Baden wollen sie viel. Winters füttere man auch bei Licht, die Nächte sind dem starken Fresser zu lange! Zwei Blaukehlchen bekriegen sich sofort auf Tod und Leben, sogar Männchen und Weibchen können in der Gefangenschaft nur mit äußerster Vorsicht aneinander gewöhnt werden. Je nach dem Herbstwetter ziehen sie im Anfang oder Ausgang des September in kleinen Familien und nur zur Nachtzeit fort; aber auch zu dieser Zeit sieht man sie am Tage nur zerstreut ihrem Futter nachgehen; zum Abend rufen sie sich dann zur Weiterreise zusammen. März—April kommt es wieder zu uns.

Die Calliope.

Calliope kamtschakensis, Lathami; Motacilla, Turdus, Accentor calliope.

Die Calliope, Rubinnachtigall, ist ein asiatischer Erdsänger, aber schon so häufig nach Europa — auch als Brutvogel — gekommen, daß wir sie hier kurz erwähnen müssen. Ihr Kleid steht an Pracht dem des Blaukehlchens nicht nach. Oberseite olivenbraun, Unterseite schmutzigweiß, seitlich olivengrün, Brustmitte weiß, Augenbrauenstreifen seidig weiß, der Zügel darunter schwarz, Kehle prachtvoll rubinrot, ein sie umgrenzendes, nach unten hin in aschgrau übergehendes Band samtschwarz. Beim Weibchen und bei den Jungen sind alle Farben blässer, die Kehle nur leicht rot angehaucht. Länge 16 cm, Fittiglänge 8 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Insbesondere auf der Westseite des Ural und im Kaukasus ist die Calliope gar nicht selten, in Nordasien und China häufig. In China ist sie der beliebteste Stubenvogel, wird „Chin-po" genannt und in großer Menge auf den Vogelmärkten feilgeboten. Der chinesische Händler hält sie nicht im Gebauer, sondern vermittels eines ihr um den Hals geschlungenen Fadens auf einem Zweig angefesselt. Sie ist ein Zugvogel, der im Frühjahr und Herbst weiteste Wanderungen antritt, wiederholt schon in Frankreich sogar zu dieser Zeit geschossen wurde. Der regelmäßige Winterzug führt sie nach Südchina, Japan und Ostindien. Ihr Gesang wird hochgeschätzt. Radde sagt von ihm: „Keinen schnarrenden Anschlag, kein darauf folgendes tieferes Pfeifen läßt die Calliope vernehmen, es ist eine leisere Klage, welche sie dem Ohre zuhaucht. Gleich der Nachtigall schlägt sie drei- bis viermal mit der Silbe „djuu" an, läßt aber dann einen langen Triller folgen, welcher einigermaßen dem der Feldlerche ähnelt. Das Schnarren fehlt nicht immer, ist aber stets sehr schwach." Sie singt sehr viel, sogar hauptsächlich des Nachts. — Das Nest steht meist auf dem Boden, meist zwischen den Stämmchen verkrüppelter Weiden. Es ist sehr kunstvoll, überdacht und mit einer kurzen, wagrecht anliegenden Eingangsröhre versehen. Das Gelege besteht aus fünf schwach glänzenden, auf grünlich-blauem Grunde mit blassen ziegelrötlichen Flecken gesprenkelten Eiern, 19—21 mm lang, 15—16 mm dick. — Im Freien ist die Calliope sehr scheu und sehr klug, in der Gefangenschaft zahm und dort ganz dem Blaukehlchen ähnelnd. — In den Jahren 1880—85 wurde die Calliope häufig via Triest durch die Vogelhandlung des leider verstorbenen Fräulein Friederike Brand eingeführt. Das Fräulein hatte die Vögel durch Offiziere des österr. Lloyd erhalten. Es wäre sehr zu wünschen, daß der schöne Sänger wieder öfter zu uns gelangte.

Das Rotkehlchen.

Motacilla, Curruca, Fidecula, Lusciola, Sylvia, Erythaca rubecula; Rubecula sylvestris.
(Tafel 14, Figur 3 und 4.)

Rotbrüstchen, Rotbart, Rötelein u. s. w.

Länge 13 cm, Flügelbreite 22 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,6 cm. Die ganze Oberseite olivenbraun mit etwas helleren Kanten und Spitzen auf den Flügelfedern, welche man häufig „Spiegel" nennt; Gesicht, Kehle und Brust gelblichrot, am Übergange zur Farbe der Oberseite graublau; vom Bauch abwärts trübweiß. Die großen Augen dunkelbraun, Schnabel matt hornschwarz, an der Wurzel mit Bartborsten, Mund gelblich; Läufe trüb fleischfarbig. Die Weibchen sind matter als die Männchen, haben keine Spiegel auf den Flügeldecken und hellere Läufe. Die Jungen sind eintönig erdfarbig, Oberseite und Schwanz etwas bräunlicher.

Wunderschön ist das große, braune, sanfte Auge, welches so märchenhaft in die Welt blickt und in welchem ein undefinierbarer bezaubernder Ausdruck liegt, wie in keinem zweiten Vogelauge. Diese großen dunklen Rotkehlchenaugen, sie können es dem Beschauer wirklich anthun und sie erobern Liebe und Zuneigung auch im rohesten Gemüt. Was uns das Rotkehlchen auch noch so traut macht, das ist seine frühe Rückkehr aus der Fremde. Schon im März zeigt es sich (wie vor seinem Wegzuge) eine Zeit lang in den Gärten und Vorhölzern. Mit abgeblaßtem Gefieder und abgemagertem Körper treibt es sich in den Zäunen und Büschen umher und hält sich meist nahe an dem Boden auf, um Würmer, Insekten und deren Larven aufzunehmen. Bitter haben sie unter dem rauhen Nachwinter zu leiden. Allein so zart und empfindlich sie auch zu sein scheinen, sie vertragen doch mit überraschender Ausdauer solche Witterung und, was das Liebenswürdigste an ihnen ist, sie behalten ihren munteren, heiteren Charakter trotz der ihnen von der strengen Natur auferlegten Entbehrungen. Und wem erwärmt es nicht heute noch das Herz, wenn er der seligen, genügsamen Zeiten gedenkt, in denen er aus klassischer Schulfibel, stolz auf seine Leistungen, herausbuchstabierte: daß ein Rotkehlchen in strenger Winterszeit an des Landmanns Fenster gepocht? Wie damals klatscht er noch jetzt im Geiste beifällig in die Hände über den mitleidigen Bauer mit seinem geöffneten Fenster. Nun, die Erzählung wird buchstäblich wahr sein. Böseres Wetter als neulich dürfte jener strenge Winter auch nicht gehabt haben, denn statt Frühlingseinzug mit Lämmerweide, Weidenkätzchen und Schmetterlingserstlingen — noch Schneeflockenwirbel, heulender Sturm und empfindliche Kälte. Dazu deckt noch ein teilweise unsauberes und durchlöchertes Leichentuch die altgewohnte und stets bereitete Tafel unserer Freunde. Da ist es nur zu natürlich, daß ein von langer Reise müder Wanderer noch in nächtlicher Weile nach einem bergenden Plätzchen rastlos sucht. Auch wieder ein Rotkehlchen treibt der Sturm vor sich her. Durch angestellte Fensterläden leuchtet meine Lampe nur ein wenig heraus über die schneeige Landschaft, aber es gilt das Leben; den kleinen hungrigen, frierenden Körper verlassen die Kräfte, er strebt zum Menschen, Allvaters Vertreter auf Erden. Es gelingt ihm, sich durch die Läden hindurchzuzwängen und richtig ans Fenster zu klopfen, dann fällt er erschöpft aufs Sims hernieder. Ahnungslos und neugierig zugleich öffne ich die Fensterflügel und — der gerettete Bittsteller ist meiner Gastfreundschaft teilhaftig, ja er kommt, obwohl es abends 9 Uhr 15 Minuten, sehr zur gelegenen Stunde, bin ich doch eben dabei, aus Töpfen in die Verbrauchsbüchse Mehlwürmerablese zu halten. Des unerwarteten Gastes Willkommensmahlzeit fällt reichlich aus. Ich aber weiß mich, wenn ich nach einigen Tagen meinen kleinen Gast wiederum seine Straße fürbaß ziehen lasse, glücklich als „auch ein Gründer des Glücks unterm Blätterdach". — Der erste warme Regen führt die Rotkehlchen anfangs April schon paarweise an ihren Standort, meist in den Wald, woselbst die Männchen besonders in der Morgen- und Abenddämmerung, wenn noch die meisten Vögel schlafen, ihr einfaches sanft erklingendes Liedchen singen. Dieser Gesang sowohl wie sein heiteres Wesen, seine schlanke, nette Gestalt, seine Zutraulichkeit und Anmut machen es zu dem beliebtesten Stubenvogel. Der populärste Gast in den Stuben der Handwerker und Bauern, räumen diese ihm oft Rechte ein, welche über Ansprüche der menschlichen Hausbewohner weit hinausgehen. Kein Wunder, daß ihm in der Freiheit fleißig nachgestellt wird, und wenn es auch gewöhnlich leicht zu fangen, so stehen Beispiele nicht vereinzelt da, wo es vor dem Sprenkel, durch irgend einen Umstand mißtrauisch gemacht, die artigsten Bücklinge wiederholt, ohne in die Schlinge zu gehen, dem lauernden Vogelsteller wie zum Hohn. Überhaupt ist das Rotkehlchen bei all seiner

Zutraulichkeit doch vorsichtig und auf seine Sicherheit bedacht. Beim Fliegen weiß es sich zu decken und dem Feinde durch flinke Wendungen in die Gebüsche auszuweichen. Von erhöhtem und freiem Standorte aus stürzt es sich angesichts der Gefahr im Nu in das schattige Dickicht hernieder. Wenngleich der Gesang des Rotkehlchens keine besondere Feinheit und Kunst zeigt, so gehört er doch zu den anmutendsten und besonders deshalb, weil er am spätesten Abend und in der frühesten Morgenstunde ertönt, wenn die meisten andern Vögel schweigen; die Liedchen klingen so feierlich und erbaulich wie Hymnen durch den stillen Busch und werden stundenlang vorgetragen. — Die Locktöne hell wie „zirri si—si si si si", die warnenden wie ein kurzes „triiii". Sein Nest baut es entweder nahe an oder auf den Boden, vorzugsweise gern in Erdvertiefungen, Erdhöhlen, in ausgefaulten Baumstrunken, zwischen bloßgelegte Wurzeln, in Gras und Moos, in einzelnen Fällen aber auch in alten Köhlerhütten in Löchern oder unter Vorsprüngen, sowie in die Baue mancher Säugetiere. Die Grundlage und Außenwandungen des Nestes bilden manchmal dürre Blätter, welche oft in großer Menge angewendet werden, um einen erwählten hohlen Raum auszufüllen, in allen Fällen aber Erdmoos, häufig auch dürre Pflanzenstengel; das Innere besteht aus zusammengeschichteten dünnen Grashalmen und Würzelchen, Haaren, Wolle und Federn. Letztere finden sich jedoch nicht immer im Neste. Das Ganze bildet ein Geflecht und Gewebe. Oben drüber baut das Vögelchen, wenn kein natürlicher Schutz geboten ist, nur in seltenen Fällen ein Dach und das Eingangsloch befindet sich an der Seite. Die 4—6 zartschaligen Eier (Tafel 46, Figur 18) sind auf schwach gelblichweißem Grunde rötlich und bräunlich gepunktet mit bräunlichem Fleckenkranz am stumpfen Ende. Schon im August ziehen einzelne Rotkehlchen, namentlich junge, unruhig umher, kommen in unsere Hausgärten und verkünden durch Locken ihre Anwesenheit. An heimlichen Plätzchen warten sie ihre Mauser ab. Die Alten folgen später nach und sammeln sich mit den Jungen in Waldhegen, Feldhölzern, Gärten und Feldhecken, schnappen im Scheine der Herbstsonne nach Mücken und Nachtschmetterlingen, stürzen sich von freien Zweigen auf den Boden, um Würmer oder Käfer aufzunehmen, und nähren sich vielfach auch von Beeren des Hollunderstrauches und von Pfaffenhütchenfrüchten. — Im Herbste werden auch die meisten Rotkehlchen gefangen. Rasch gewöhnen sie sich an die Gefangenschaft. Bald hat es sich Lieblingsplätzchen erwählt, vorzüglich dunkle, heimliche Stellen, von denen aus es seine Angriffe auf Fliegen unternimmt oder auf hingestreute Mehlwürmer, Ameiseneier, Brotkrümchen zuhüpft und zu denen es eilig wieder zurückhuscht. — Sein Besitzer bringt Zweige des Pfaffenhütchenstrauches (Evonymus europaeus L.) in den Ecken und Wänden des Zimmers an, um ihm den Verlust der Freiheit weniger fühlbar zu machen. Und man muß nur sehen, wie das Vögelchen durch den Anblick des Pfaffenhütchens belebt wird, das Schwänzchen hebt und unter freudigem Lockton das teuere Erinnerungszeichen aus der Freiheit mit Bücklingen begrüßt. Mit den Menschen wird es bald vertraut, doch weiß es den Fremdling gar wohl von der täglichen Umgebung zu unterscheiden, und während es sich nach geschickt unternommenen Zähmungsversuchen seines Pflegers auf dessen Schultern und Kopf niedersetzt, betrachtet es den Fremden mit fragenden, aber bei aller Zurückhaltung doch freundlich-heiteren Blicken und einnehmendem Wesen. Selbst mit den Hunden wird es allmählich vertraut und diese dulden es großmütig, daß das harmlose Tierchen auf ihnen herumhüpft und auf das ihnen lästige Ungeziefer Jagd macht. Uns ist ein Beispiel bekannt, daß ein an diesen Liebesdienst des kleinen gefiederten Freundes gewöhnter Hund sich verlangend nach ihm umsah und ihn aus seinem Schlupfwinkel aufzustöbern suchte, um seinen Zweck zu erreichen. Auch zeigt das Rotkehlchen viel Besonnenheit in seinem Wandel durch das ihm heimisch gewordene Zimmer. Den heißen Ofen meiden seine Füße, das Fenster bleibt von ihm unberührt, es sei denn, daß es mit gestrecktem Halse und schief gehaltenem Köpfchen sich die Welt draußen durch die Scheiben betrachten möchte. — So sanft das Rotkehlchen nach unserer bisherigen Schilderung erscheint, so neckisch und zanksüchtig beträgt es sich gegen andere Vögel, namentlich haben neue Ankömmlinge derbe Angriffe zu erwarten. Gegen kranke oder sonst hilflose Genossen zeigt es höchste Schonung, füttert auch fremde Junge häufig groß. Mit seinesgleichen verträgt es sich in der Gefangenschaft so wenig wie das Blaukehlchen, von zwei Männchen wird stets eines totgebissen werden.

Die Schmätzer. Monticolinae.

Es sind durchgängig buntfarbige Singvögel, deren Glieder wir in dieser Unterfamilie vereinen. Ihre Kennzeichen sind: schlanker Leib, pfriemenförmiger Schnabel, der vor den Nasenlöchern breiter ist als hoch, mittelhoher, schlankläufiger Fuß, mittel- oder ziemlichlange Flügel, meist gerade ab- oder seicht ausgeschnittener Schwanz, reiches, nach Geschlecht und Alter meist verschiedenes Gefieder. Alle Schmätzer sind ganz außerordentlich lebhafte, muntere Vögel, der Mehrzahl nach Felsen- und Gesteinbewohner. Die Eier sind gewöhnlich einfarbig. Ältere Schriftsteller weisen einen Teil der Familie der Schmätzer, die Rötlinge (Ruticilla), den Erdsängern, einen anderen Teil, die Felsschmätzer (Petrocincla), den Drosseln zu — sehr mit Unrecht. Den Steinrötel und die Blaumerle kann nur das Auge des Laien für eine Drosselart halten. So verschieden die Schmätzer in Größe und Färbung sind, so übereinstimmend sind sie in Gestalt und Lebensweise.

Der Gartenrotschwanz.

Ruticilla phoenicurus, phoenicura, arborea, hortensis; Motacilla, Sylvia, Lusciola phoenicurus; Fidecula phoenicura.

(Tafel 14, Figur 8 und 9.)

Gartenrötling, Baumrötling, Waldrotschwänzchen, Rötlein wird der schöne Vogel noch genannt.

Länge 13,6 cm, Flugbreite 23,3 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,5 cm. Zweite Schwinge gleich der sechsten. Das Männchen hat über der Schnabelwurzel ein schmales Stirnband; Zügel, Augen- und Ohrgegend, Wangen, Kehle und Gurgel bis zur Kropfgegend tief schwarz; die Stirn gleich hinter dem schwarzen Bande rein weiß, welches bis auf die Mitte des Scheitels reicht und seitwärts über dem Schwarzen bis zu den Schläfen sich hinzieht; die übrige Oberseite bläulich aschgrau; Bürzel und Schwanz, bis auf die beiden dunkelbraunen Mittelfedern, gelblich rostrot; Brust schön gelblich rostrot, welches an der Unterbrust und nach dem After hin lichter wird; die größeren Flügeldeckfedern und Schwingen schwärzlichbraun, braungrau und rostgelb gesäumt. Des Weibchens Oberseite braungrau, Kehle, Gurgel und Mitte der Brust trüb gelblichweiß; die übrige Unterseite rostbräunlich, weißlichgrau gewölkt. Iris der alten Vögel braun. Bei den jungen Vögeln sind Flügel und Schwanz den alten ähnlich, Oberkörper braungrau mit halbmondförmigen schwarzen und rundlichen trüb rostgelblichen Flecken; Unterseite trüb gelblichweiß mit dunkleren Spritzflecken und Punkten. Im Herbst schon sehen sie den alten Weibchen ähnlich, bei den Männchen ist aber schon die Färbung der Alten zu erkennen. Die roten Brustfedern haben weiße Säume, welche sich im Frühjahr des nächsten Jahres (nach Friderich) abnutzen und die rote Brust alsdann klar hervortreten lassen. Auch sehr alte Weibchen verfärben sich den Männchen ähnlich.

„Huid huid däbä" — wie öft hören wir diesen charakteristischen Ruf in unseren Gärten sowohl, wie im Walde. Es ist der Gartenrotschwanz, einer unserer schönsten Singvögel, der damit eine Katze, einen Hund, eine rasch vorüberfliegende Taube oder irgend eine andere ihm nicht geheuerlich dünkende Erscheinung, vielleicht uns selbst, begrüßt. Er kommt schon Ende März zu uns und geht sofort an die Bereitung seines Nestes, das er stets in einer Höhlung, sei es in einem Mauerloche, sei es in einem Baume, anlegt. Er bevorzugt deshalb so sehr Gärten, die mit alten, schlechten Mauern eingefaßt sind, liebt sehr die Kopfweiden, nimmt aber auch mit hoch angebrachten, passenden Nistkästchen vorlieb. Seine Eier (Tafel 46, Figur 19), 5—7 Stück, finden sich Ende April. Sie sind sehr schön, einfarbig, licht spangrün, 18,2 × 13,4 mm groß, und werden mit einer wahrhaft rührenden Treue, Sorgfalt und Zutraulichkeit zum Menschen ausgebrütet. Die ewig hungrigen Jungen rufen „rräa". Tritt während der Aufzucht der Jungen kaltes, andauernd nasses Wetter ein, so kann man die ganze Brut vom Hungertode retten, wenn man den Alten frische Ameisenpuppen gleich beim Nestorte in geschützter Lage darbietet. Dasselbe ist bei dem Hausrotschwanz und seiner Brut der Fall.

Unser eleganter Gartenrotschwanz verlebt drei Viertel seines Daseins in luftigen Baumkronen, ist aber kein versteckt sich haltender Sommergast, sondern sitzt stets frei und offen auf den äußersten Zweigspitzen. Er ist in steter Bewegung, trägt sich hoch, nickt häufig mit dem Kopfe, schüttelt den Schwanz und bewegt sich mehr flatternd als hüpfend; er neckt und beißt sich gern mit Kameraden und mit anderen Vögeln, stößt mit großer Gewandtheit nach vorbeifliegenden Insekten, nimmt Raupen, Würmer

vom Boden auf und erlustiert sich in Gärten an den Johannisbeeren und Hollunderbeeren. Sein Sang ist nicht sehr viel wert, obgleich er, insbesondere an schwülen Tagen vor Regeneintritt, sehr fleißig singt, er ist aber doch recht nett, besteht aus melancholischen Molltönen, teils sanft und fast flötenartig, teils hell wiehernd, und hat wenig Strophen, meist nur drei. Recht geschickt mischt er fremde Vogelstimmen ein, müht sich besonders mit der Nachahmung des Finkenschlages ab. Leider hat das herzige Tierchen die Verfolgung vieler Imker zu erdulden, in deren Hirn sich der Gedanke festgesetzt, daß der Gartenrotschwanz Bienen wegschnappe. Versuche an Gefangenen, denen Arbeitsbienen gestopft wurden, denn sie berührten sie freiwillig nicht, haben ergeben, daß sie nach deren Genuß starben! Wohl aber fressen sie Drohnen, die sie sofort erkennen. Möchte also dieser dumme Glaube bald verschwinden, es ist wirklich nicht leicht etwas ekelhafter, als der Mensch, der seine Interessen bedroht glaubt. Gleich mordet er ohne Erbarmen die lieblichsten, unschuldigsten Geschöpfe.

Nur vereinzelte Liebhaber halten beide Rotschwänzchen in der Gefangenschaft. Sie gehören zu den zartesten und weichlichsten Stubenvögeln, können nur mit feinstem Nachtigallenfutter, und dann nur wenn sie so frühe und so lange als möglich frische Ameisenpuppen erhalten, bei sorgsamster, verständnisvollster Pflege einige Jahre am Leben erhalten werden. Viel lohnender ist es, sie in der Freiheit an sich zu gewöhnen, dort werden die entzückenden Vögelchen bis zu einer allerliebsten Zutraulichkeit, ja Zahmheit gebracht.

Der Hausrotschwanz.

Ruticilla titys, tites, atra, montana; Sylvia tithys; Erithacus tithys.

(Tafel 14, Figur 10 und 11.)

Hausrötling, Wistling, Rotsterz, Rotzagel, Stein- und Sommerrotschwanz, Rottele, Hüting sind die deutschen Bezeichnungen.

Die ganze Oberseite ist dunkel aschgrau, Vorderseite bis auf die Brust tiefschwarz, abwärts aschgrau; die weißen Säume der schwarzbraunen Schwingen bilden in der Nähe einen weißen Längsfleck; Bürzel und Schwanz lebhaft rostrot mit Ausschluß der beiden mittelsten dunkelbraunen Schwanzfedern. Schnabel schwarz, an der Wurzel mit Bartborsten, Mund gelb, Augen braun, Füße schwarz. — Das Weibchen ist von fahler, graubräunlicher Farbe, auch die Schwanzfedern sind viel matter. Durch die dunklen Säume unterscheidet es sich vom Gartenrotschwanz. — Die Jungen sind blaugrau mit rötlichem Anflug und die jungen Männchen verfärben sich an der Brust im Frühjahre wie die vorigen.

Ursprünglich war unser allbekannter Hausrotschwanz jetzt, sozusagen ein freiwilliges Haustier, ein Felsenvogel, der im Gebirge heute noch überall an Felsen, Klippen, Steinwänden bis in die höchsten Alpenregionen hinauf wohnt, überhaupt in felsigen Gegenden überall viel häufiger ist als in Flachländern. Das Haus des Menschen ersetzt ihm die Steinwände der Natur, so ist er der niedlichste, munterste Hausgenosse geworden. „Wo er ist,“ sagt Jäger, „wählt er sich immer die höchsten Stellen zu seinem Standorte, Kirchtürme, Wetterfahnen, Blitzableiter, Schornsteine, Häusergiebel 2c. dienen ihm als Warte, von der er nach fliegenden Insekten hascht, sein krauses Liedchen ertönen läßt und mit andern seinesgleichen sich neckt und jagt.“ Seine Lieblingsnahrung sind Spinnen und Fliegen. Im Gebirge bewohnt er Felswände ebenso gerne als menschliche Wohnungen, in der Ebene aber hält er sich ganz ausschließlich an diese und zwar liebt er insbesondere hohe Gebäude, ist daher in den Städten wohl noch häufiger als auf den Dörfern. Er ist ein ungemein hurtiges, gewandtes, unruhiges und flüchtiges Vögelchen, trägt den Leib immer hoch aufgerichtet, schüttelt in kurzen Zwischenräumen den Schwanz, macht schnelle Bücklinge, wenn er etwas Auffallendes erblickt, hüpft auf ebenem Boden in großen Sprüngen ruckweise, fliegt hüpfend oder schußweise schnurrend, auf weitere Entfernungen in einer unregelmäßigen Schlangenlinie, weiß sich meisterhaft zu überpurzeln, zu schwenken, mit großer Schnelligkeit aus der Höhe herabzustürzen und schnurrend wieder aufzusteigen. Seine Stimme ähnelt der des Gartenrötlings sehr, ist aber doch wohl zu unterscheiden: Seine Lockstimme klingt wie „fid, teck, teck“. Der Gesang ist noch viel weniger wert als der des vorigen, aber drollig. Er ist pfeifend, schneidend und krächzend, als hätte er ihn von einer alten Windfahne abgelauscht, namentlich die mittlere Strophe hat so wunderbar gepreßte Töne, daß es klingt, als wolle der Vogel sich erbrechen, die erste Strophe lautet wie „zia zißißißißi“, die andern lassen sich kaum wiedergeben. So gering seine

Kunst, so groß ist sein Fleiß. Er singt vom ersten Frühjahr bis in den Oktober hinein, was sehr wenig Singvögel thun, und auch wieder täglich, vom ersten Strahl der Morgendämmerung bis zum Abenddunkel. Seine Nahrung besteht zum Teil aus fliegenden Insekten, die er mit großer Gewandtheit teils im Fluge erhascht, teils von den Häuserwänden und den Dächern abnimmt, teils aus kriechenden und sitzenden, die er vom Erdboden oder niederen Pflanzen wegholt, man sieht ihn darum in den Gartenbeeten regelmäßig und er wählt da gern einen Pfahl oder Zaun zum Beobachtungsort. Als Zugvogel ist er insofern interessant, als seine Ankunft (meist Mitte März) genau mit der der Waldschnepfe zusammenfällt, der Wegzug beginnt im September und dauert oft noch über den Oktober hinaus. Überwintern können sie aber nicht.

In der Anlage seines Nestes bekundet er das rückhaltsloseste Vertrauen zum Menschen. Völlig unbekümmert um dessen geräuschvollstes Thun und Treiben legt er es in Höfen in allerlei Mauerlöchern, Steinritzen, auf dem Gebälk, an Bahnwärterhäuschen, dicht an der Eisenbahn, ja in Einfahrtshallen (München z. B.), in Kegelbahnen rc. rc. an. Meistens findet man es auf den höchsten Punkten seiner Umgebung, noch höher wenn möglich das liebebegeisterte Rotschwänzchen. Mögen die Hausfirste auch wirklich hoch genug sein, der Schornstein ist doch noch höher, also hinauf auf diesen, und steht gar noch ein Flaggenstock mit runder Spitze auf dem Hause, so ist das Rotschwänzchen gewiß der Meinung, daß er nur seinetwegen aufgerichtet wurde. Im Baue gleicht das Nest ganz dem des Gartenrötlings, Mitte April enthält es 5 glänzend milchweiße Eier, Größe: 19,2 × 14,5 mm. Im Juni erfolgt stets die zweite Brut.

Katzen und Spatzen sind des herzgewinnenden Vögelchens ärgste Feinde. Der freche Sperling vertreibt ihn immer mehr und mehr aus seinen Brutstätten. Freut man sich auch im zeitigen Frühjahr der Ankunft des lieben Hausgenossen, so verklingt doch sein Gesang bald, nachdem man mit Verdruß die unablässigen Anfeindungen durch die gefiederten Proletarier beobachtete, die ihn eben vertreiben. Darum „Feuer auf Katzen und Spatzen", wenn wir überhaupt feine Vögelchen in unseren Gärten und Anlagen wollen. — Bezüglich des Hausrotschwanzes als etwaigen Stubengenossen verweise ich auf das beim Gartenrotschwanz Gesagte.

Der Steinrötel.

Monticola saxatilis, Turdus, Sylvia, Petrocincla saxatilis; Saxicola montana.

(Tafel 13, Figur 5.)

Hoch oben auf dem zackigen Gebiete der südlichsten Hochgebirge Europas haust der wohlbekannte und berühmte Steinrötel, ein Sänger seltener Art. Anmutig und flink tänzelt er über Felsen und Steine, läuft pfeilgeschwind auf dem Boden, fliegt leicht und schön den flüchtigen Kerfen nach und läßt sich, hat er seine Beute erreicht, schwebend wieder auf die Felsen nieder. Häufig ruft er schnalzend „tack, tack", hält dann inne im eilenden Laufe und vom unwegsamen, steilen Felsen herab erschallt nun in der Einsamkeit der hohen Regionen sein herrlicher, volltönender, sanftflötender Gesang.

Der Steinrötel (Steindrossel, Steinreitling, Gebirgsamsel, Felsschmätzer, Großrotschwanz) kommt, wie die nachfolgend beschriebene Blaudrossel, bei uns in Deutschland nur an den Ufern des Rheins, im Harz und der Lausitz sehr vereinzelt vor; er ist aber in neuerer Zeit sehr oft bei uns in der Gefangenschaft gehalten. Er bewohnt das südliche Europa, Italien, Spanien, Griechenland, die Balkanhalbinsel, Steiermark, Kärnten, Oberösterreich, Tyrol, die Gebirgsgegenden Schlesiens und Böhmens, die Karpathengegenden Galiziens und der Bukowina, die Gebirgsgegenden Nordafrikas und Asiens, und hält sich als echter Gebirgsvogel vorzugsweise in gebirgigen, felsigen Gegenden, in der Nähe von altem, verfallenem Gemäuer und alten Steinbrüchen auf. Sehr vereinzelt kommt er in Ebenen vor, wo er dann in kleinen Steinhaufen seine Brutstätte sucht. Auf seinem Zuge durchreist er einen großen Teil Nordafrikas.

Kopf, Hals und Rücken sind schön schieferblau, der Unterrücken weißblau, die Schulterfedern dunkel aschgrau, die Schwingen tief dunkelbraun, an der Spitze heller, die großen Deckfedern an der

Spitze rostgelblich gesäumt; der Schwanz ist mit Ausnahme der beiden mittelsten, gleichmäßig dunkelgrau gefärbten Federn lebhaft rostrot. Ebenso ist die ganze Unterseite schön rostrot. — Das Weibchen ist oben graubraun, licht gefleckt; der Vorderhals ist weiß, die Unterseite blaß rostrot; die Federn sind hier dunkler gerändert. Die Jungen sind gefleckt. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel mattschwarz. Der Steinrötel mausert zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst. Bei der Herbstmauser bekommen die Federn an Kopf und Rücken rostgraue, an der Brust und am Bauche aschgraue und schwärzliche Spitzen, wodurch das Gefieder an Schönheit verliert; bei der Frühjahrsmauser aber kehrt dasselbe zur früheren Pracht zurück. Alt gefangene Männchen überspringen wohl die Frühjahrsmauser und erscheinen dann bei weitem nicht so schön und bunt gefärbt, als die jung aufgezogenen, welche stets gehörig ausmausern. — Die im Handel aufgezogenen Steinrötel sind in der Regel jung aufgezogen. — Der Steinrötel hat beinahe Drosselgröße, er ist 21 cm lang; der ausgeschnittene Schwanz mißt 7,5 cm, er kommt im April in kleinen Trupps gleichzeitig mit den Weibchen an und kehrt im September wieder in die Winterherberge zurück.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Käferchen, Fliegen und kleinen Kerfen aller Art, im Herbst auch aus Beeren. In seinem Betragen hat er viel Ähnlichkeit mit dem unseres Gartenrotschwänzchens; er fliegt ebenso schön und leicht, wippt wie dieses mit dem Schwanze, wobei er stets auf die Beute lauert und beim Erblicken derselben mit großen Sprüngen darauf zustürzt. Vorsichtig, klug und lebhaft, durchstreicht er den ganzen Tag über sein Gebiet und verweilt nur auf seinen Lieblingsplätzen einige Zeit. Das Nest steht gewöhnlich in schwer zugänglichen Mauer- und Felsenspalten, in Steinhaufen, unter Baumwurzeln, zuweilen in dichtem Gestrüpp, immer möglichst verborgen. Es besteht aus feinen Wurzeln, Heidekrautstengeln und ähnlichen dürren Pflanzenteilen, aus Holzsplitterchen, Strohhalmen, Grasblättern und Baummoos, welche leicht und unordentlich übereinander geschichtet werden. Die schön gerundete Nestmulde wird mit den zartesten und weichsten Teilen dieser Baustoffe ausgepolstert. Das Gelege besteht aus 4—6 zartschäligen, einfarbig blaugrünen Eiern (Tafel 46, Figur 21), welche in 16 Tagen sehr wahrscheinlich vom Weibchen allein gezeitigt werden; wenigstens hat sich bei einem Züchtungsversuch in einer Volière nicht feststellen lassen, daß das Männchen mitbrütete. — Der Lockton ist ein heiseres „track tack“, der Warnungsruf lautet „uit, uit“, beim Neste „tritschickschackschack, tritschickschackschack!“ Der Gesang ist sehr schön, voll, melodisch, flötend, wie bei einem gelernten Dompfaffen, etwas umfangreicher an Tonfülle, aber ebenso rein und edel. Die jung aufgezogenen Vögel sollen aber an Güte des Gesangs einen Wildfang nicht erreichen; sie besitzen dagegen ein großes Nachahmungstalent und lernen nicht allein vorgepfiffene künstliche Melodien mit Leichtigkeit, leichter wie junge Schwarzdrosseln, sondern ahmen auch gerne Strophen aus dem Gesang anderer Vögel nach; daher halte man sie nur in guter Gesellschaft. Als Käfigbewohner erhalten wir ihn meist durch italienische und ungarische Händler, und wenn auch sein Preis ziemlich hoch, so kann er doch jedem Vogelfreunde als einer der vorzüglichsten Stubenvögel nur warm empfohlen werden. Es ist schon oft über einen Vogel geklagt worden, welcher monatelang nicht sang und, nachdem er seine Hörer eine kurze Zeit mit seinem Liede entzückt, wieder schwieg. Ich habe eine solche Erfahrung noch nicht gemacht, auch nie von Freunden über einen derartigen Übelstand klagen gehört, und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß jene Vögel doch Weibchen seien. Es ist bekannt, daß auch Weibchen zeitweise sich zu musikalischen Leistungen veranlaßt fühlen, zumal wenn sie allein sind, jeder Kanarienvogelzüchter weiß von diesem nicht gerade entzückenden Umstande zu berichten. — Der Steinrötel ist ein fleißiger Sänger, der auch sehr gern abends bei Licht singt. Leider zeigen einzelne Exemplare eine zu große Nachahmungsgabe, durch welche sie ihren herrlichen Naturgesang verderben. So singt ein solcher Vogel eines mir befreundeten Vogelpflegers fast wie ein Kanarienvogel und bei Händlern, die ihn, in München wenigstens, zahlreich führen, habe ich den Steinrötel die Lieder der Amsel und Nachtigall, aber auch das Kreischen der Kreuzschnäbel täuschend nachahmen hören. Wie die Steindrossel alle Vorzüge eines Stubenvogels besitzt, so zeichnet sie sich noch durch große Zutraulichkeit aus, die bei verständnisvoller Pflege bald in staunenswerte Zahmheit übergeht. Solche zahme Vögel begrüßen den Eintritt ihres Pflegers stets mit Gesang, selbst bei Nacht, und singen dann, wenn Licht gemacht wird, so lange, bis man dieses wieder auslöscht. Das Benehmen eines Pärchens in der Vogelstube, welches ich zu beobachten bei einem

Freunde Gelegenheit hatte, ist fesselnd im höchsten Grade. Sie leben mit der gesamten Bewohnerschaft in Frieden und „er kennt nur sie und sie nur ihn“. Ihre Bewegungen sind entzückend, das Tänzeln und Springen des Männchens komisch und lieblich zugleich. In engen Käfigen geht gar viel von ihrer angeborenen Liebenswürdigkeit verloren. Auch leben sie in diesem nicht so lange als wenn sie, wozu ja schon ein Flugbauer ausreicht, sich die nötigsten Bewegungen verschaffen können. Futter müssen sie sehr gutes erhalten. Ich möchte Möhren mit Semmelbröseln, etwas Feigen, einen Kinderlöffel voll gewiegtes Fleisch, etwas hartgesottenes Ei und täglich 12—18 Mehlwürmer als bewährte Nahrung empfehlen. Im Sommer käme hierzu ein Zusatz von frischen Ameiseneiern. Bequemer ist selbstredend das Kruel'sche Universalfutter. — Nach Dr. Ruß' „Handbuch“ sind schon mehrmals glückliche Bruterfolge mit Steinröteln erreicht worden und wäre es sicher eine schöne Aufgabe für jeden Vogelliebhaber, weitere Versuche mit diesen kostbaren Vögeln zu machen. — Eigentümlich ist bei den jung aufgezogenen Steinröteln, daß sie ihren Naturgesang vorzugsweise dann anstimmen, wenn sie sich unbeobachtet glauben, ihre Pfleger dagegen gern mit den Strophen eines erlernten Liedchens erfreuen; weniger auffällig ist, daß, wie schon angedeutet, auch die Weibchen zeitweise, sogar des Abends bei Licht, einen sehr hübschen flötenden Gesang zum Besten geben.

Die Blaumerle.

Monticola cyana; Turdus cyanus; Sylvia solitaria; Petrocincla cyanea.

(Tafel 13, Figur 6 und 7.)

Blaudrossel, Blauvogel, Blau- oder Gebirgsamsel, einsame oder tiefsinnige Drossel, einsamer Spatz, ist etwas größer als der Steinrötel, von der Größe der Singdrossel.

Das Gefieder des Männchens ist gleichmäßig schieferblau, Kopf und Rücken fast himmelblau; die dunkleren Schwingen und Steuerfedern sind blau gesäumt. Beim Weibchen herrscht Blaugrau vor; die Kehle ist lichtrostbräunlich gefleckt und jeder Flecken schwarzbraun umsäumt; die übrige Unterseite zeigt dunkelbraune Mondflecken und bräunlichweiße Federkanten; die Schwingen und Steuerfedern sind dunkelbraun. Die Nestjungen ähneln dem Weibchen, unterscheiden sich aber durch lichtbräunliche Tropfenflecken auf der Oberseite. Nach der Mauser sind auch beim Männchen alle Federn grau gerandet; die Ränder schleifen sich aber bald ab und das Gefieder erhält dann seine volle Schönheit. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Länge 20,4 cm, Breite 35,8 cm, Schwanzlänge 7,8 cm, Schnabel 2,3 cm, Fußrohr 2,8 cm.

Verbreitung ganz Südeuropa, Nordafrika und ein großer Teil Mittelasiens; in Deutschland kommt die Blaumerle bloß ausnahmsweise als Brutvogel vor. Sie findet sich im südlichen Tyrol, in Steiermark und in Kärnten; häufig ist sie in Griechenland, Dalmatien, Italien, Südfrankreich und Spanien; ebenso in Algerien und Ägypten. In Südeuropa trifft man sie Jahr aus Jahr ein auf denselben Standpunkten an; nur bevorzugt sie im Winter sonnige Abhänge. In Wesen und Betragen ähnelt sie dem Steinrötel sehr; nur liebt sie noch mehr die Einöde, Felswände und enge Gebirgsschluchten ohne Baumschlag, am liebsten felsige Flußthäler. Den Wald meidet sie ängstlich; dagegen besucht sie sehr häufig die Ortschaften und treibt sich dann auf den Wallmauern, hochgelegenen Dachfirsten und den Türmchen umher. Außerordentlich munter, regsam und bewegungslustig, gewandt im Laufen wie im Fliegen, fliegt sie oft in einem Zuge von einem Bergesgipfel bis zum andern. Ungesellig gegen Menschen und andere Vögel, sogar gegen die eigene Art, geht jede Blaumerle ihren eigenen Weg; nur in Ägypten fand Alfred Brehm zur Winterszeit kleine Gesellschaften des ungeselligen Vogels. Dabei singt sie jedoch sehr fleißig; ihr Gesang steht dem des Steinrötels zwar nach, ist aber noch immer vortrefflich zu nennen; derselbe vereinigt die Melodien verschiedener Vögel. Vom Steinrötel hat sie die zusammenhängenden Halstöne, nur daß sie rauher und stärker sind; von der Singdrossel die lauten, nachtigallenähnlichen Pfiffe und von der Amsel ebenfalls mehrere Strophen. Doch ist die Stimme des Steinrötels viel biegsamer, sanfter und angenehmer, sein Gesang mehr abwechselnd und minder durchdringend und deshalb eignet er sich für das Zimmer mehr als seine Verwandte. Diese wiederholt die einzelnen Strophen gewöhnlich zwei- bis drei-, ja selbst fünf- bis zehnmal; demzufolge dünkt uns der Gesang nicht so mannigfaltig, wie er es wirklich ist. Zuweilen läßt die Blaumerle so leise zwitschernde Töne vernehmen, wie sie nur der kleinste Vogel hervorzubringen vermag. Dieser leise Gesang wirkt ganz eigenartig.

Wer je ihm schon in der Einsamkeit der höchsten Regionen gelauscht hat, den mutet er an, wie ein lebendig gewordenes Gletschermärchen. Sie singt gerne und viel in der Abenddämmerung, zuweilen auch bei Kerzenlicht. Auch sie hat eine Lieblings- und Begrüßungsstrophe, mit der sie gerne einen nahenden Bekannten empfängt.

Der Lockton der Blaumerle lautet „tack tack", der Ausdruck der Erregung wie bei dem Steinrötel „uit uit". Den Gesang kann man wie folgt wiedergeben: „sifefifa fifeh, bidabide bea, oidadie diretia, riie rioa, tjapp, tjapptjapptjapp" oft wiederholt. Das Nest steht in Felsenspalten, auf Kirchtürmen, verfallenen Bergschlössern und andern hochgelegenen oder erhabenen Gebäuden; es ist kunstlos aus Grasstücken, groben und feinen Halmen gebaut und die flache Mulde mit gekrümmten Würzelchen ausgekleidet. Anfangs Mai enthält es 4—6 eirunde, glänzend grünlichblaue Eier (Tafel 46, Figur 22), welche teils einfarbig, teils schwach violettgrau und rötlich oder rotbraun gefleckt sind. Größe 28 × 19 mm. Die meisten bei uns eingeführten Vögel sind jung dem Neste entnommen; alte Vögel werden nur rein zufällig gefangen. Sie erhalten sich wie die Steinrötel, bei geeigneter Pflege jahrelang, gewöhnen sich aber sehr an eine bestimmte Örtlichkeit und ertragen etwaigen Wechsel schwer. Auch sie leiden nicht selten an geschwollenen Füßen; zu frühe dem Neste entnommene sollen später an Blutarmut eingehen; trotzdem sind die Blaumerlen als Stubenvögel überall sehr geschätzt. Der Preis steht sehr hoch, 25—40 Mark, ausgezeichnete Sänger 60—100 Mark und darüber. Man kaufe einen so wertvollen Vogel nur auf Probe, ob er sich auch eingewöhne; trauert er an seinem neuen Aufenthaltsorte trotz des besten Futters, so gebe man ihn sofort zurück. Junge Vögel gewöhnen sich ganz ungleich leichter an eine Veränderung, wie schon jahrelang an einen bestimmten Ort gewöhnte. Brehm erzählt einen interessanten Zug von der Anhänglichkeit der Blaumerle an gewohnte Orte: „Als in Valetta der neue Markt eröffnet worden war, brachten viele von den Marktleuten ihre gefangenen Blaumerlen in den gewohnten Käfigen von dem alten Markt her mit sich in ihre neuen Buden. Aber einer der Vögel nach dem anderen welkte dahin, und wenige Wochen später war nicht einer von ihnen mehr am Leben."

Der Steinschmätzer.

Saxicola oenanthe, rostrata, libanotica; Motacilla oenanthe, leucorhoa; Sylvia oenanthe, Vitiflora oenanthe, grisea, cinerea, major.

(Tafel 16, Figur 13 und 14.)

Dieser ungemein lebhafte Vogel ist auch unter den Namen Grauer Steinschmätzer, Großer Steinschmätzer, Weißkehlchen, Weißschwanz überall bekannt.

Seine ganze Oberseite bis an die Schwanzdecken ist lebhaft aschgrau, Stirn und ein Streifen über dem Auge weiß, von dem schwarzen Schnabel geht ein tiefschwarzer Streifen durch das Auge, der weiße Schwanz mit breitem, tiefschwarzem Endsaum, die Mittelfedern sind ganz schwarz, die Flügel schwarz mit bräunlichen Säumen, das Kinn weiß, die ganze Vorderseite rotgelblichweiß, der Rachen schwarz, Augen dunkelbraun, Füße schwarz. Die Länge beträgt 14,9 cm, Flugbreite 29,2 cm, Schwanz 5,1 cm, Schnabel 1,4 cm, Lauf 2,6 cm. — Das Weibchen ist weniger lebhaft gefärbt; die Jungen auf der Oberseite dunkel und rötlichbraun gefleckt, auf der Unterseite rötlichgelb mit graubraunen Flecken, erst im zweiten Lebensjahre werden sie oberseits grau.

Die steinige Einöde ist sein Revier. Je größer das Gewirre von Steinen, Schutt, Holzstücken, Erdrissen u. s. w. ist, desto behaglicher fühlt er sich und solchen Örtlichkeiten kann er selbst in der Nähe von Menschen, die er sonst scheut, nicht widerstehen; so nistet er sehr häufig in Steinniederlagen in einem wenig künstlichen, aus Halmen, Queggen, Wolle und Haaren zusammengetragenen Bau, in welchem man Anfang Mai 5—7 blaßgrünlichblaue Eier (Tafel 46, Figur 20 b), 20,6 × 15,3 mm groß, findet. Die Liebe begeistert den sonst so einsiedlerisch lebenden Vogel zu den tollsten Spielen, er schwingt sich singend auf, stellt die Flügel senkrecht zusammen und senkt sich, sich überschlagend, langsam herab. Dabei kann sein unbedeutender, knarrender Gesang nur sein Weibchen, aber sonst kein Geschöpf entzücken. Mehr noch als sonst ruft er zu dieser Zeit seinen lauten, erregten Lockruf, ein schmatzendes „dik zäk zäk zäk" und verrät durch sein ängstliches Zetern auch dem Laien die Nähe des Nestes.

Dasselbe ist jedoch stets recht gut versteckt, steckt möglichst tief in Spalten und Löchern und so, daß es immer überdacht ist.

Außer der Liebeszeit will der Steinschmätzer von Geselligkeit gar nichts wissen. Er neckt und verfolgt und plagt jeden Vogel in seinem Gebiete und rauft sich unaufhörlich mit seinesgleichen herum. Sehr fesselnd ist er zu beobachten. Geht man auf steinigen Halden, so wird sich's selten fehlen, daß vor dem Wanderer ein vorher unbemerktes, jetzt aber durch einen breiten, schneeweißen, schwarzgesäumten Schwanz ungemein auffallendes Vögelchen auffsteht und flach am Boden wie eine vom Wind getriebene Schneeflocke in fast geradem Fluge hinstiebt, um plötzlich wieder zu verschwinden. Denn sobald es sich setzt, was gewöhnlich auf einem etwas erhabenen Steine geschieht, ist es trotz des schwarzweißen Schwanzes vom Steine nur für ein sehr geübtes Auge loszulösen. Eher sieht man den Vogel dann, wenn man sich die Stelle gut gemerkt und er jetzt, vertraut geworden, sein munteres Wesen treibt. Er ist ein sehr unruhiger Vogel; mit ungemeiner Geschwindigkeit, als rollte er dahin, hüpft er in schnellen kurzen Sätzen von Stein zu Stein. Seine Vorliebe für die Steine wird aus seiner Nahrung klar, er frißt hauptsächlich Käfer. Dabei verschmäht er aber auch Fliegen und Schmetterlinge nicht. Im Spätjahr liebt er es sehr, Kraut und Kohläcker nach den Raupen der Weißlinge abzusuchen. Ende August bis Mitte September, auch in schönen Jahren Ende September, ist er auf dem Wegzuge begriffen, man sieht ihn dann allenthalben auf den Steinhaufen an den Landstraßen; in der ersten Hälfte des April kommt er wieder.

Als Stubenvogel hat er keinen großen Wert. Im Käfig hält er sich überhaupt auf die Dauer nicht, sieht, da er alle Federn sich abstößt, erbärmlich aus. Dabei gehört er zu den weichlichsten, hinfälligsten Vögeln. In einem mit Moos und Steinen belegten Zimmer kann man ihn, mit beschnittenen Flügeln, eher halten und sich seiner wundervollen Beweglichkeit erfreuen, es ist das aber doch nur ein recht magerer Ersatz für die Beobachtungen in der Freiheit. Ernährung wäre nur mit feinstem Nachtigallenfutter möglich.

Der Rötelsteinschmätzer.

Saxicola rufescens, aurita, albicollis; Sylvia rufescens; Saxicolla albicollis.

(Tafel 16, Figur 16.)

Ohrensteinschmätzer, schwarzkehliger, gelber Steinschmätzer.

Er ist kaum merklich kleiner als der vorige. Oberkopf und Nacken weiß, Rückenseite rötlichgelbweiß, Halsseiten und Vorderseite weiß, Kopfseiten bis etwas über dem Auge tiefschwarz wie die Flügel, der schwarze Endsaum des Schwanzes schmal. Die schwarze Zeichnung auf der Endspitze ist oft mehr, oft weniger ausgedehnt, zuweilen fehlt sie auf der dritten bis fünften Steuerfeder ganz oder zeigt sich auf letzteren nur ein dunkel rauchfarbener Saum jederseits neben der Spitze. Bei ganz frisch vermauserten Männchen ist Oberkopf und Rücken hin und wieder schön rauchgrau — bei anderen lebhaft rötlich — ockerfarb überlaufen.

Nur im südlichsten Deutschland zeigt sich hie und da der Ohrensteinschmätzer, seine Heimatländer sind Süd-Europa, Algerien, West- und Südafrika, Kleinasien, Syrien. In Egypten und Arabien ist er Zugvogel. Auch er liebt die Einsamkeit, insbesondere öde Plätze, Ruinenfelder, Dünen, Befestigungswerke zu seinem Aufenthalt. In der Lebensweise gleicht er ganz dem vorigen. Dasselbe ist der Fall mit dem

Gilbsteinschmätzer,

Saxicola stapazina; Motacilla, Sylvia, Oenanthe, Vitiflora stapazina,

(Tafel 16, Figur 15.)

der die ganz gleiche Verbreitung wie der Rötelsteinschmätzer hat.

Er ist auf der Oberseite, der Brust, dem Bauche rostfarben, auf der Kehle und den Flügeln schwarz, an den kleinen Deckfedern rostfarben gekantet. Er ist bedeutend kleiner als der Rötelsteinschmätzer.

Heuglin sagt: „Viele neuere Forscher erklären S. aurita und S. stapazina für identisch. Ich kenne jedoch keine Übergangsstufen von einer Form zur andern und habe, obgleich beide in Egypten dieselben Lokalitäten besuchen, sie niemals gemeinschaftlich angetroffen. Auch Graf Mühle („Griechenland", S. 75) spricht sich bestimmt gegen Vereinigung derselben in eine Art aus."

Der Wüstensteinschmätzer.

Saxicola isabellina, saltator; Motacilla stapazina.

Seine Heimat ist Süd-Ost-Europa, Kleinasien, Kaukasus, Süd-Asien, Algerien. Er ist etwas größer als der graue Steinschmätzer.

Der Stirnrand ist weißlich-isabellfarbig, ebenso die Augenlider, der Hinterrücken mehr oder weniger deutlich rost-ockerfarbig überflogen; die Färbung der Oberseite wechselt zwischen lebhaft rostfahl und graulichockerfarb bis wüstengelb; die Zügel oft mehr oder weniger deutlich dunkel gefärbt. Nach Krüper ist bei jungen Vögeln der Unterschnabel gelb, der Rücken hellgelblich gefleckt, Schwingen und ihre Deckfedern rostgelblich gesäumt.

Der isabellfarbige Steinschmätzer ist vorzüglich Gebirgsvogel, doch trifft man ihn weniger auf kahlen Felsen als auf Triften und mageren Viehweiden, auf Ackerland oder in der Wüste. In Habesch ist er häufiger Standvogel und Heuglin begegnete ihm dortselbst noch bis gegen die Schneegrenze hin; einzelner erscheint er im Herbst, Winter und Frühjahr in Ägypten. In Abessynien fällt die Brütezeit in unseren Winter. Das Nest fand Heuglin am 28. Februar in den Hochgebirgen von Semién etwa auf 10000 Fuß Höhe. Es stand auf dem gesimsartigen Vorsprung in der Spalte einer horizontalen Felsbank, war ziemlich groß, dicht aus weichem, dürrem Gras zusammengefügt und enthielt zwei unbebrütete, hell blaßgrünliche, feinschalige Eier. In demselben Monat bemerkte Heuglin bei Gondar halbflügge Junge, welche behend auf Viehtriften umherliefen und sich in Rattenlöchern verbargen. Die Alten leben meist paarweise, halten sich auch viel auf der Erde auf und selten sieht man sie auf dürrem Gesträuch, mehr auf kleinen Feldsteinen und Erdschollen, wo sie singen und mit dem Schweif wippen. Nach Krüper stößt dieser Steinschmätzer pfeifende Töne aus, wie ein Schafhirte oder ein Wasserläufer.

Der Nonnensteinschmätzer.

Saxicola leucomela; Motacilla leucomela; Vitiflora leucomelaina.

Ebenfalls in Südeuropa, aber selten, vorkommend; beheimatet in Syrien, Kleinasien, Daurien, im Ural, in Indien.

Er ist auf Kopf, Vorder- und Hinterhals, der Oberseite und beiden mittleren Schwanzfedern schwarz, im übrigen weiß. Der Unterleib ist zuweilen lebhaft rostgelblich überflogen, das Schwarz auf der Außenfahne der äußersten Steuerfeder geht von der Spitze bis zum ersten Drittteil der Länge derselben, auf den vier nächsten wird diese Farbe ganz nach der Spitze hin zurückgedrängt. Das jüngere Männchen hat weißes Kinn und Supercilliar-Streif und Oberkopf, Hinterhals und Oberrücken sind fahlbräunlichgrau, die meisten Flügelfedern auf rauchfarbenem Grund deutlich und schmal hell graubräunlich gerandet.

Der Trauersteinschmätzer.

Saxicola leucura; Turdus leucurus, Oenanthe, Vitiflora leucura.

Heimat: Spanien, Südfrankreich, Süditalien, Griechenland und Nordwestafrika.

Das Gefieder dieses überaus zierlichen, eleganten Vogels ist gleichmäßig tiefschwarz, der Schwanz blendendweiß. Das Weibchen rußbraun. Die Länge beträgt 20 cm, Breite 31 cm, Schwanzlänge 7 cm. Die vier bis fünf Eier, 23 + 17 mm, haben hellbläulich-grüne Grundfärbung, violette und rötlichbraune Fleckenzeichnung.

Der Trauersteinschmätzer ist Gebirgsvogel, der bis zur Höhe von dritthalbtausend Meter über dem Meere hinaufsteigt. Er zeichnet sich vor allen Steinschmätzern als ein ganz trefflicher, munterer Sänger aus. Sein schönes Lied ist dem der Blaumerle täuschend ähnlich und endet mit einem eigentümlichen Knarren.

Der schwarzkehlige Wiesenschmätzer.

Pratincola rubicola, indica, saturatior; Motacilla, Sylvia, Oenanthe rubicola.
(Tafel 16, Figur 11 und 12.)

Schwarzkehlchen, Steinpicker, Christöffl nennt ihn das Volk.

Seine ganze Oberseite und der Schwanz sind bräunlichschwarz, rötlichweiß gesäumt, der Kopf tiefschwarz mit halbmondförmigem, weißem Fleck an den Halsseiten; auf den Flügeln ein weißer Längsfleck; Brust lebhaft rostrot, Bauch weiß. Die Augen dunkelbraun, der Rachen rötlichgelb, Schnabel und Füße schwarz. — Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, doch an der Kehle nur mit schwarzen Flecken, Brust weniger lebhaft. — Die Jungen ähneln den folgenden sehr, haben aber keine weiße Schwanzwurzel. Die Länge ist 12 cm, Flügelbreite 20,4 cm, Schwanzlänge 4,3 cm, Schnabel 1 cm, Fußrohr 2,2 cm.

Am Rhein, Main, an der Donau, Thüringen, in Franken ist unser Schwarzkehlchen häufig, auch sonst von Portugal und Spanien bis Südschweden über ganz Europa verbreitet, doch in Deutschland mit Ausnahme der eben genannten Strecken viel seltener als der nachfolgende braunkehlige Wiesenschmätzer. Das Schwarzkehlchen ist überall, wo wir es finden, ein einsamer Vogel, höchst unruhig, flüchtig und wild, trägt sich aufrecht und hüpft ungemein schnell auf dem Boden fort. Es liebt gar sehr die Mittelgebirge, in welchen sie die sanften, nicht ganz kahlen Abhänge, namentlich Bergwiesen und Weinberge besuchen. Es kommt dort bei uns der schwarzkehlige Wiesenschmätzer im Anfang April und zieht mit den Schwalben wieder fort (Anfang September). In Südeuropa dagegen ist er Standvogel.

Das Nest legt er sehr versteckt an; es steht an Plätzen, die durch keinerlei Merkmale auffallen, stets auf dem Erdboden im Grase, meist in einer kleinen Vertiefung, so daß die darin liegenden Jungen mit der Bodenfläche in eine Ebene kommen. Mitte Mai enthält es fünf Eier, 19 + 14 mm, welche auf bläulichgrünem Grunde mit einem blassen, rötlichen Gelbbraun bespritzt und punktiert sind. So mißtrauisch und scheu das Schwarzkehlchen auch ist, zu verbergen weiß es sich nicht. Sein scheltendes „wid, wid, wid, zeck, zek zek“ ertönt und bald fällt es uns auf dem Gesträuche einer Böschung ins Auge, unverkennbar an dem schwarzen Kopfe, sowie dem weißen halbmondförmigen Halsstreifen; wie ein Fliegenfänger hascht es im Fluge nach Insekten und rasch ist es plötzlich wiederum den Blicken entschwunden. Er ist ein herzlieber, nützlicher Bewohner unserer blumigen Wiesen, wenn auch sein krauses Gezirpe, Gesang ist's kaum zu nennen, keinen Kunstwert hat. In der Gefangenschaft müßte es verpflegt werden wie der Steinschmätzer, wäre dort auch ebenso hinfällig wie dieser.

Der braunkehlige Wiesenschmätzer.

Pratincola rubetra; Motacilla, Sylvia, Oenanthe rubetra.
(Tafel 16, Figur 9 und 10.)

Braunkehlchen, Nesselfink, Pfäffelchen, kleiner Steinschmätzer, Krautvögelchen.

Er ist auf der Oberseite rötlichbraun mit schwarzen Längsflecken, über dem Auge ein breiter, weißer Streifen, Zügel schwarz, Kopfseiten braun, schwarz gefleckt, vom Kinn aus nach den Seiten hin ein weißer Streifen; die schwarzen Flügeldecken mit weißen Kanten, welche einen abstechenden Spiegel bilden; Schwingen schwarzbraun mit helleren Säumen; Schwanz fast schwarz mit weißer Wurzel; oberer Teil der Vorderseite lebhaft rostrot, unterer Teil rötlichweiß, Schwanzdecken rostbräunlich, schwarz gefleckt. Auge dunkelbraun, Rachen gelbrötlich, Schnabel und Füße schwarz. Weibchen matter, die weiße Färbung gelblicher. Bei den Jungen ist der dunkelbraune Kopf weißlich gestrichelt, der rötlichbraune Rücken dunkel gefleckt, nach unten trüber und grauer, Unterseite trüb gelbrötlich, Hals dunkel gefleckt. Länge 13,1 cm, Flugbreite 25 cm, Schwanz 5 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,4 cm.

Das Braunkehlchen, ein seiner Umgebung zur großen Zierde gereichendes, höchst nützliches Vögelchen, ist bei uns ein sehr häufiger, viel gekannter Feldvogel. „Wo man durch unsere gesegneten Wiesenthäler wandert,“ sagt Dr. Jäger, „wird man auf der Spitze eines kleinen Feldbäumchens oder auf den Dornzweigen, mit denen man die verbotenen Wege besteckt oder auch die erlaubten säumt, oder endlich auf einer hohen Doldenpflanze im Sommer dieses braunbunte, kecke, bewegliche Vögelchen sitzen

sehen und seine eigentümliche Lockstimme hören, die wie tjaudek, tjau — tjau — tjaudeck, deckdeck klingt." Die erste Silbe ist ein dumpfer, sanfter, angenehmer Pfiff, die folgenden ein Schnalzen oder Schmatzen. Der Gesang, den das Männchen sehr fleißig hören läßt, ist schön, abwechslungsreich und flötend und es werden darin nicht nur die obigen Locktöne, sondern auch Gesangsbruchstücke aller möglichen Vögel, namentlich von dem Buchfinken, mit eingeflochten, aber alles in sehr schnellem Tempo; auch den Gesang des Stieglitz ahmt es sehr gerne nach. Die Gesangszeit ist außerordentlich kurz, nur von Mitte Mai bis Johanni. Der braunkehlige Wiesenschmätzer ist eben auch nur als „Sommervögelchen" bei uns, er kommt Anfang Mai und ist Mitte September fort.

Die Nahrung besteht ausschließlich aus Insekten, gegen Herbst zu in Kohlraupen. Das an der Erde und sehr versteckt stehende Nest besteht aus trockenen Halmen, oft mit Pferdehaaren durchzogen und enthält Anfangs Juni meist fünf bläulichgrüne, gelegentlich bräunlich gezeichnete Eier, 19,5 + 13,9 mm. Die Jungen flattern bald aus dem Neste und verstecken sich im Grase.

Die Verbreitung des Braunkehlchens ist die gleiche wie jene des vorigen. Im Gegensatze zum Schwarzkehlchen aber will es feuchte, fette Wiesen — doch nicht Sümpfe — wo solche Wiesen vorhanden sind, steigt es auch, z. B. in der Schweiz und im bayerischen Hochgebirge, ziemlich weit bergan, doch nicht so hoch, wie der schwarzkehlige Wiesenschmätzer.

Die Drosseln. Turdinae.

Unter den eigentlichen Waldsängern stehen die Drosseln entschieden obenan. Singdrossel, Amsel und Misteldrossel führen im Gesangskonzert unserer Wälder den Heldentenor; die beiden ersten sind Sänger, welche nur von Nachtigall und Sprosser überragt werden, dadurch aber ungemein an Volkstümlichkeit gewinnen, daß sie überall in Deutschland häufig sind, die Amsel bevölkert ja sogar die Hausgärten der Großstädte. Die Drosseln sind teils Zug-, teils Strich-, teils Standvögel, wie es die Verhältnisse mit sich bringen; sie sind ebenso Insekten- als Beerenfresser, mithin, solange Vorrat an vegetabilischem Futter vorhanden ist, zum Wandern nicht genötigt, da die Winterkälte ihnen nichts anzuhaben vermag; die im Norden brütenden müssen freilich am ersten der Gewalt des Winters weichen, nach Süden vorwärts drängen, und so kommt es, daß wir im Spätherbst und Vorwinter ganze Scharen von Drosseln in Bewegung sehen. Die Amsel ist aber in Deutschland Standvogel, sie weiß sich auch durch den schwersten Winter durchzubringen.

Alle Drosseln sind sehr anmutige Vögel, wenn sie auch nicht alle hervorragende Sänger sind. Ihre schöne, ebenmäßige Gestalt und wohlthuende Färbung, ihr frisches, thatkräftiges Thun und Treiben, ihre Mission, zu den ersten Verkündern des Frühlings zu gehören, sichern ihnen Schutz und Hege der Vogelfreunde für alle Zeiten, konnten sie aber bislang noch nicht vor der geradezu verbrecherischen Vernichtung durch den „Dohnenstieg" bewahren.

Als Kennzeichen gelten: Schnabel rundlich, kürzer als der Kopf, fast gerade, auf der Firste wenig gebogen und seitlich etwas zusammengedrückt; im Oberkiefer ein seitlicher Einschnitt, um die Mundwinkel einige Bartborsten; die ovalen Nasenlöcher sind von einer dünnen Haut zur Hälfte bedeckt. Füße kräftig und hoch, zum Hüpfen geeignet; Flügel mit sehr kurzer Spitze, fast wie gestutzt aussehend, daher die Drosseln nur sehr mäßige Fliegerinnen sind; Schwanzfedern lanzettlich zugespitzt.

Höchst auffallend ist es, daß von Zeit zu Zeit in Europa immer wieder ausländische Drosseln, asiatische und auch ganz merkwürdigerweise einige amerikanische Arten auftauchen.

Die Singdrossel.

Turdus musicus, minor, philomelos; Sylvia, Merula musica.
(Tafel 12, Figur 2.)

Zippe, Zippdrossel, Kleine Misteldrossel u. s. w.

Länge 21 cm, Flugbreite 35,3 cm, Schwanz 7,8 cm, Schnabel 1,4 cm, Lauf 3,5 cm. Oberseite olivenfarbig mit grauem Anfluge, Flügel und Schwanz bräunlicher; die Spitzen der oberen und mittleren Flügeldecken sind hell rostgelb und bilden zwei deutliche Querbinden. Vom Schnabel bis an das Auge ein gelblicher Streifen; Wangen braun, gelb gefleckt. Die ganze Unterseite vorherrschend weiß, auf der Oberbrust mit roströtlichem Anflug; zwischen der weißen Kehle und den Halsseiten je ein dunkler Fleckenstreifen, auf der übrigen ganzen Unterseite dunkle herzförmige Flecke, welche nach unten hin mehr und mehr verschwinden. Schnabel dunkelbraun mit hellerem Unterkiefer, Mundwinkel gelb, Auge nußbraun, Füße fleischfarbig. Weibchen von blasserer Färbung; Junge dunkelbraun, auf der Rückenseite mit gelbrötlichen Schaftstrichen.

Die Verbreitung der Singdrossel begrenzt nur der hohe Norden; als ein lebensfrischer Wandervogel streift sie bis nach Afrika hinüber, doch sind dies wohl überhaupt südlich einheimische Vögel, welche von den nordischen so weit gedrängt werden; immerhin aber ist diese Wanderung durch ganz Europa, welche gewissermaßen kolonnenweise erfolgt, ein unsere Wälder und Fluren sehr belebendes Bild, zumal sich verschiedene Drosselarten hierzu vereinigen.

Die Singdrossel ist in ihrem Aufenthalt nicht wählerisch, sie entzückt unser Ohr im trockenen Kiefernwalde, wie im frischen Bergesgrün, oder in den Auwäldern, aber Wasser darf wenigstens nicht weit sein, wie auch schützendes Buschwerk nicht fehlen darf.

Sobald durch das Wehen lauer West- und Südwinde der Grimm des Winters gebrochen ist, und in den geschützten Waldthälern Schneeglöckchen und Anemonen ihre zarten Blütenknospen dem neuen Lichte erschließen, dann ist auch die Zeit wieder herangerückt, wo die Herolde des Lenzes nach und nach im Heimatlande ihren Einzug halten. Schwarzamsel und Misteldrossel haben bereits mit ihren feierlichen Liederstrophen „die Tage der Wonne" begrüßt; da eines Morgens hallten vom Fichtenwalde herüber im raschen Zeitmaße freudige volltönende Waldrufe und siehe, sie ist heimgekehrt, die dritte im Bunde, unsere talentvolle Singdrossel. Dem gesangskundigen Vogelfreunde ist es immer ein Leichtes, den Schlag der Singdrossel von dem Liede der übrigen Drosseln zu unterscheiden, während der Laie oft damit seine liebe Not hat. Der Charakter des Schlages der Singdrossel ist feurig. In Hast dem Wildbache gleich, dessen Wellen in der Waldschlucht sich überstürzend von Stein zu Stein springen, jagen sich die Töne; es spricht aus dem Schlage leidenschaftliche Erregtheit, ungestüme Lust und jauchzender Lebensmut.

Kein Vogel vermag es so den Wald zu beleben, wie unsere Singdrossel. Vom ersten Tage ihrer Ankunft bis zum Beginn der Mauser, etwa bis Mitte Juli, vernimmt man ihren lauten anmutigen Schlag. Die taufrischen Morgen sind es vorzüglich, welche ihren Gesangseifer anspornen, aber auch „des Abends erquickende Kühle" wirkt nicht weniger belebend und begeisternd auf die einmal erwachte Liederlust. Heitere, sonnige Tage mit trockenen Ost- und Nordwinden vermögen wohl ihr Feuer eine Zeit lang zu dämpfen, dahingegen Sturm und warme Regenschauer dasselbe zu höchster Kraftentfaltung steigern. Es mag dies darin seinen Grund haben, daß der Vogel einmal bei feuchter Witterung leichter seine meist aus Gewürm und Maden bestehende Nahrung findet, dann aber mag auf ihn das Brausen des Windes, das Rauschen der Bäume, das Fallen der Tropfen ebenso anregend wirken, wie starkes Geräusch auf die Gesangslust unserer Stubenvögel.

Die dichten Nadelholzbestände des Waldes, in deren Nähe sumpfige Grasplätze, Heideflächen, Bergweiden und auch Ackerfelder liegen, wo im schattigen Thale ein frischer Quell das unentbehrliche Trink-

und Badewasser spendet, bleiben immer der Singdrossel die willkommensten Aufenthaltsorte. In den Laubwaldungen behagt es ihr nur, wenn dieselben dichtes Unterholz haben, weil sie am Tage meist unter demselben ihrer Nahrung nachgeht. Ihre Vorliebe für das Nadelgrün kann sie aber auch im Laubwalde nicht verleugnen, denn wenn nur eine einzelne Fichte in demselben sich erhebt, wird sie den Baum zum Lieblingssitze erwählen, in dem Gezweig ihre Nachtruhe halten und wenn möglich auch darin ihren Brutplatz nehmen. Am Tage verläßt sie den Wald selten und nur zur Zeit der Morgen- und Abenddämmerung fliegt sie hinaus auf die betauten Waldwiesen, auf Brach- und Grasflächen, um die jetzt an die Oberfläche kommenden Regenwürmer aus dem Boden zu ziehen. Hat sie aber Junge zu versorgen, dann geht's auch am Tage hinaus auf Wiesen und Grasplätze. Wenn beim Schein der Sonne die Regenwürmer sich tiefer in die Erde ziehen, sucht sie schattige Plätze an Gebüsch und Hecken auf, wo der Tau länger im Grase liegt, folgt auch sogar, unsern Staren ähnlich, den Fußtritten des Weideviehs.

Sobald die Singdrossel ihr Standquartier wieder bei uns aufgeschlagen hat, schreitet sie auch sofort zum Nestbaue. In der Nähe von Lichtungen und Wegen, am Waldesrande, selten oder niemals inmitten ausgedehnter Dickungen, findet sie auf Fichten, aber auch auf jungen Buchen und Eichen, die noch den vorjährigen vergilbten Laubschmuck tragen, bald ein lauschiges Plätzchen, trägt einige dürre Reiser zum Fundamente herbei und beginnt darauf aus grünem Erdmoose die Nestwandung zu errichten. Aber nicht immer benutzt der Vogel das sonst so beliebte Erdmoos. Schlag fand ein Nest, welches aus halbdürrem, aber sehr elastischem Queckengrase bestand, zwischen dem sich nur eine einzige Moosrispe vorfand. Von eigentümlicher Festigkeit und Schönheit ist die innere Wandung des Nestes. Der Vogel zerhackt nämlich mit seinem Schnabel unter Gebüsch oder sonst im Walde alte verfaulte Wurzelstöcke, befeuchtet diese mit seinem Speichel und streicht mit der damit entstehenden Masse den Innenrand des Nestes aus. Licht und Sonne besorgen das Trockengeschäft. Das Gelege, meist aus 4—6 grünspanfarbigen, schwarzbetüpfelten Eiern (27 + 19 mm) bestehend (Tafel 46, Figur 24), ist von dem Gelege unserer übrigen Drosseln sehr leicht zu unterscheiden. Was den Standort des Nestes anbelangt, so schwankt dieser zwischen 2—30 Fuß Höhe. Die in den Laubwaldungen stehenden Nester der ersten Brut werden, da sie den scharfen Blicken der Nestplünderer zugänglich sind, meistenteils ausgeraubt und sind es gerade unsere Häher, welche dieses Geschäft mit Vorliebe betreiben. Die Singdrosseln kennen den buntröckigen Missethäter nur zu gut und erheben, sobald er ihr Gebiet durchfliegt, ein fürchterliches Gezeter. Ist erst die Brutzeit beendet, läßt man ihn ruhig passieren. Die erste Brut verläßt bei günstigem Verlaufe schon Ende April oder Anfang Mai das Nest, die zweite Ende Juni oder Anfang Juli. Einzelne Bruten, die man noch im August findet, müssen von Paaren herstammen, denen die ersten beiden Bruten verunglückt sind. Sobald die Jungen einigermaßen befiedert sind, verlassen sie bei der geringsten Störung das Nest. Ein Schlag gegen den Baum ist schon hinreichend, sie zur schleunigen Flucht zu bewegen. Da verstecken sich dann die kleinen gelbgetüpfelten Stumpfschwänzchen unter Dorngestrüpp, Fichtenreisig, Brombeerranken u. s. w., das eine hier, das andere dort, werden aber von den Eltern noch lange versorgt, gewarnt und behütet.

Wenn erst der September ins Land rückt und der Wald sich zu färben beginnt, da rüsten sich die Singdrosseln allgemach zur Abreise. Die angenehme Zukost des Hochsommers, Erdbeeren, Kirschen und Heidelbeeren, sind verzehrt, aber die Ebereschen prangen im schönsten Rot. Auf diese richten jetzt die Reisenden ihr ganzes Dichten und Trachten. Unablässig sind sie tagelang beschäftigt, die Bäume zu leeren und gleichzeitig zur weitern Ausbreitung derselben das Ihrige beizutragen. Jetzt wird auch der Wald mehr als früher verlassen. An Büschen und Feldhecken, in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer erschallt überall das laute „zip!" der Scheidenden, ja selbst bei Nacht dringt dieser Ton mit aus den Lüften hernieder.

In der Häuslichkeit ist die Singdrossel ein ganz entzückender Vogel. Sie ist, wenn alt gefangen, recht schwer einzugewöhnen, ungemein wild und scheu, verstößt sich das Gefieder, verletzt sich Schnabel und Füße, will oft nicht fressen. Aber sie ist sehr ausdauernd, leidet ungeachtet völlig zerstoßenen Gefieders an der Gesundheit keinen Schaden und fügt sich im zweiten Jahre mit Ruhe in ihr Schicksal. Sie braucht einen großen Käfig mit metallener Schublade und ein eigenes, größeres Bade-

gefäß; tobt sie in den ersten Monaten zu stark, so binde man ihr gleich die Spitzen der Flügel zusammen. Frißt sie selbst lebende Mehlwürmer und frische Ameisenpuppen trotz größten Hungers nicht — ein sehr seltener Fall — und ist sie dabei noch völlig flugfähig, so lasse man sie fliegen. Hat sie ihre Flugfähigkeit schon eingebüßt, so muß man sie stopfen, was sie freilich schlecht verträgt. Endlich eingewöhnt, entschädigt sie reichlichst für alle Mühe. Sie ist nicht sehr anspruchsvoll im Futter. Ein gutes Mischfutter, z. B. das Kruelsche für Drosselvögel, oder gelbe Rüben gerieben und mit geriebenem Weißbrot und Rinderherz gemengt, genügen ihr. Ameisenpuppen und Mehlwürmer gelten dazu als hochwillkommene Leckerbissen. Wichtig für ihre Gesundheit ist, daß sie täglich baden kann. — Jung aufgezogene Singdrosseln, welche unter guten Sängern, z. B. Nachtigall, Grasmücken, Amsel stehen, werden ganz ausgezeichnete Potpourri-Sänger.

Die Misteldrossel.

Turdus viscivorus, major, arboreus; Merula viscivorus.

(Tafel 12, Figur 1.)

Mistelziemer, Schnerr, Schnarre, Großer Krametsvogel, Doppelvogel, Zarizer, Zehrer.

Oberseite grünlichgrau, am Kopf mehr grau, nach hinten mehr olivengelblich. Unterseite rostgelblich, an den Halsseiten dunkelbraune, auf Hals und Kropf lanzettförmige, schwarze Flecken, auf Brust und Bauch bogenförmige Querflecke, nach unten hin nach und nach sich verkleinernd. Länge 26 cm, Flugbreite 46 cm, Schwanz 10,8 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 3,2 cm. Sie hat zwar mit der Singdrossel viel Ähnlichkeit, doch einen viel rötlichgelberen Ton auf der ganzen Vorderseite, die Flügeldecken sind heller gekantet, daher bunter, weshalb auch die Binden mehr zurücktreten. Die Unterseite der Flügeldecken dunkelgrau mit weißen Rändern, die übrige weiß. Auge und Schnabel braun, Füße fleischfarbig. Das Weibchen ist heller; die Jungen haben auf der Rückenseite gelbe Flecke, auf der Vorderseite ein schärferes Rötlichgelb. Sie ist die größte unserer Drosseln.

Die Misteldrossel liebt den Nadelwald und zwar den Hochwald, wenn er von lichten Stellen unterbrochen ist. Gebüsch liebt sie nicht und auch aus dem Wasser macht sie sich nicht viel. Sie ist das lebenbringende Element der sandigen Kieferwaldungen Mittel- und Norddeutschlands, in den Wäldern um Nürnberg z. B. stellenweise der einzige Singvogel; ohne sie und die Heidelerche wären unsere tristen Kieferwaldungen im Frühjahre fast jeden Reizes bar. In den Monaten Januar und Februar ist sie der einzige Vogel, der diesen Wald und das Gebirge mit seinem lauten melodischen Gesang belebt, der zwar nicht sehr abwechselnd ist, — er besteht aus 5—6 unter sich nicht sehr abweichenden, langgezogenen, sehr lauten und sehr schön abgerundeten Pfiffen, melancholischen Molltönen, — aber im winterlich stillen Wald vernommen, macht diese sehr melodische, sehr starke Stimme einen ganz bezaubernden, tiefen Eindruck. Im übrigen paßt das finstere, scheue, stürmische Wesen der Misteldrossel in den sie bergenden düsteren Wald und rauh wie dieser ist ihr viel zu hörender Lockruf, den sie auch stets beim Abstreichen ausstößt und der genau klingt wie ein Kamm, der, mit den Zähnen nach aufwärts, auf eine Schachtel oder Dose aufgebunden ist und mit einem Holz gestrichen wird, etwa wie „schnärrr". Mit dem eben geschilderten Kamminstrument kann man den Mistler auch locken.

Sie ist mehr Strich- als Zugvogel, oft Standvogel, streicht im Winter scharenweise umher und sucht auf offenen Wiesenflecken, an Wasserläufen u. s. w. nach Futter. Wie die Singdrossel nährt sie sich, insbesondere liebt sie Regenwürmer; dann liebt sie sehr die Mistel (viscum album), woher ihr Name. Daß sie durch deren Verbreitung auf andere Bäume infolge der im Kot verbleibenden Kerne schädlich werde, ist unbegründet, da die Mistel dem Baum, auf dem sie haftet, nicht schadet. In neuerer Zeit hat ein sehr geschätzter Vogelkenner, Herr H. Schacht, es in Zweifel gezogen, ob die Misteldrossel auch wirklich Mistelbeeren fresse (Monatsschr. f. Vogelsch. 1882). Unter anderen Versuchen habe auch ich daraufhin meine Misteldrossel mit Mistelbeeren gefüttert und gefunden, daß sie zuerst alle gequellten Ameisenpuppen sich aus dem Futter suchte, selbstredend wie stets Mehl- und Regenwürmer jeder anderen Nahrung vorzog, dann aber mit sichtlichem Vergnügen die Mistelbeeren fraß und solange sie solche hatte, das übrige Futter liegen ließ. Professor Altum sagt in seiner Forstzoologie (B. II. S. 262) zu dieser Frage: „Nur wenn Regenwürmer, Schnecken, Insekten 2c. nicht mehr vorhanden sind, gehen sie an Beeren, unter denen allerdings die der Mistel ein Lieblingsgericht zu sein scheint."

Im März baut sie ihr Nest, welches meist nicht unter 3 m, sogar bis 10 m hoch steht, äußerlich von Reiserchen und Flechten, denen eine Schicht Erde und innerlich weiche Gräserchen und Blättchen folgen. Es wird leider sehr oft durch Eichelhäher, Marder, Eichhörnchen geplündert. Die 4—5 Eier, 30 + 22 mm (Tafel 46, Figur 23), haben grünliche oder gelblichgraue Grundfarbe und graue, violette oder bräunliche, zum Teil verwaschene Flecken. Sie macht oft oder vielleicht stets zwei Bruten.

Daß sich ein Vogel von so scheuem und mißtrauischem Naturell für die Gefangenschaft nicht gut eignet, liegt klar auf der Hand. Denn wenn es auch als ausgemacht gelten darf, daß Vögel, die in der Freiheit wild und menschenscheu sind, in der Gefangenschaft äußerst zahm und liebenswürdig werden, so muß man hierauf bei unserer Misteldrossel besten Falles doch einige Jahre warten. Es ist aber ferner noch sehr unangenehm, daß sie, resp. ihre Entleerung, sehr übel riecht, sowie, daß ihr Gesang für das Zimmer viel zu laut ist. Ihre Pflege wäre die gleiche wie jene der Amsel, sie bedarf natürlich eines sehr großen Käfigs, verstößt sich das Gefieder abscheulich, ist aber im übrigen ein derber Vogel, der trotz allem lange aushält, doch wenig Freude bereiten wird. — Erfreuen wir uns deshalb dieses Vogels im freien Waldesdome. Dort ist sein Gesang ja der erste Drosselgesang, den das junge Jahr uns bringt.

Die Weindrossel.

Turdus iliacus, betularum, vinetorum; Sylvia iliaca; Iliacus minor.

(Tafel 12, Figur 3.)

Diese nordische Drossel heißt auch Rot-, Winter-, Heide-, Buntdrossel, Weinvogel, Weinziemer, Beimle.

Ihre Oberseite ist olivenbraun, auf dem Scheitel dunkler, gegen den Schwanz hin heller, ein breiter rostgelblicher Streifen zieht vom Schnabel über das Auge weg bis zum Ohr, die Kopfseiten sind dunkelbraun, die Wangen hell gestrichelt, an den Halsseiten ein rostgelblicher Fleck. Weichen und Flügeldecken der Unterseite sind rostrot. Vorderseite weiß, Oberbrust jedoch gelblich mit dunkelbraunen, lanzettlichen Flecken, die an den Halsseiten sehr dicht, nach unten hin aber kleiner und zerstreuter sind; untere Schwanzdecken gelblich. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornbraun, Füße bräunlich fleischfarbig. — Die matter gefärbten Weibchen haben keine Flecken auf den Schwanzdecken der Unterseite, die Jungen auf der Oberseite gelbliche Pfeilflecke; bei ihnen sind die Weichen und unteren Flügeldecken nur gelblich, nicht rostrot. Die Länge ist 21 cm, Flugbreite 35,4 cm, Schwanz 8,4 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 2,8 cm.

Skandinavien, Island, England ist ihre Heimat, wir sehen sie in großen, oft sehr zahlreichen Zügen nur gelegentlich des Herbst- und dann wieder des Frühjahrszuges. Sehr gesellig, zieht sie da sowohl in Scharen unter sich, als auch mit anderen Drosseln. In den Birken- und Erlenwäldern ihrer Heimat baut sie aus Stengeln, Hälmchen, Moos und Flechten ihr Nest und befestigt dasselbe mit Lehm auf einem nicht hohen Aste. Die Eier (Tafel 46, Figur 25) 23,5 + 17,5 mm sind auf blaugrünem Grunde mit gelblichen und rostbraunen Punkten und Schmitzen dicht bedeckt.

Ihr Gesang ist nicht schlecht, steht aber jenem der Singdrossel und Amsel weit nach, erreicht auch den Gesang der Misteldrossel nicht. Er besteht aus wenigen Strophen, wenig von einander verschieden, aber aus vollen, flötenden Tönen zusammengesetzt. Sie lockt „gar, gar" und ruft vorher hoch „zi"; in der Angst schnarrt sie „terrr" und „scherr". Außer der Gesangszeit schwatzt sie oft gemütlich vor sich hin. Vielfach verderblich wird ihr die Vorliebe, auf ihrem Zuge in Weinbergen zu übernachten, was ihr auch die am meisten übliche Bezeichnung Weindrossel verschafft hat. Dabei haben aber die gewissenhaftesten Beobachtungen dargethan, daß es ihr gar nicht einfällt, sich an den Früchten zu vergreifen.

Als seltener Brutvogel kommt die Weindrossel übrigens auch in Deutschland und der Schweiz vor, doch hier brütet sie nur in Gebirgsgegenden und dort in ziemlich hoher Lage. So hat Saraz sie im Engadin nistend gefunden.

In der Gefangenschaft ist sie wie die vorhergehenden zu halten. Ein besonders empfehlenswerter Sänger ist sie aber nicht.

Die Wachholderdrossel.

Turdus pilaris, subpilaris, juniperorum; Sylvia, Merula, Planesticus pilaris.
(Tafel 12, Figur 4.)

»Inter aves turdus, si quis me judice certet,
Inter quadrupedes gloria prima lepus«

so besingt schon der alte Martial das köstliche Fleisch der Drosseln, und heute noch müssen Hunderttausende der guten Wachholderdrossel, des „Krametsvogel", Ziemer, Blauziemer, Scharker und wie man diese Drossel noch nennt, ihres winzigen Bratens willen im Dohnensteig sich erhängen. Natürlich nicht nur Wachholderdrosseln, sondern neben ihr fangen sich noch viele Hunderte anderer Drosseln und sonstiger Vögel, bis herab zu den Meisen. Wie viele in Italien, Griechenland und Spanien gehenkt werden, ist gar nicht zu berechnen!

Die Wachholderdrossel erreicht eine Länge von 24 cm, eine Flügelbreite von 47,2 cm, der Schwanz mißt 10 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 3,2 cm. Sie ist an Kopf und Bürzel bläulich aschgrau; über dem Auge ein heller Streifen, Oberrücken trüb kastanienbraun mit helleren Spitzensäumen, Schwingen und Schwanz braunschwarz. Kehle rostgelblich weiß, ungefleckt, Vorderhals bis auf die Oberbrust ockergelb mit schwarzbraunen, dreieckigen Längsflecken; in den Flanken größer, aber weniger dicht; nach dem Hinterleib hin weiß; untere Schwanzdecken grau. Auge dunkelbraun, Schnabel hornbraun mit schwarzer Spitze, Füße schwarzbraun. Die Weibchen sind matter gefärbt und statt bläulich aschgrau nur mehr grau.

Mit Ausnahme ihres guten Fleisches hat man der Wachholderdrossel alles abgesprochen, nur um eine Bemäntelung für das schandvolle Beginnen zu haben, Millionen von Singvögeln dem Gaumenkitzel zu opfern. Die Wachholderdrossel soll nicht singen, sie singt aber sehr hübsch, gleichgut und sehr ähnlich wie die Misteldrossel. Sie soll keine Insekten und Würmer fressen, nur Beeren — just das Gegenteil ist wahr. Einzig die Wachholder- und Ebereschen-Beeren liebt sie in der kurzen Zeit des Jahres, da solche zu haben sind. Auch die Wachholderdrossel ist ein nordischer Vogel, der sich bis über Sibirien, in neuerer Zeit auch südwärts ausdehnt, da er hier und da bei uns zu brüten beginnt. Nadelhölzer mit Wachholdergebüsch sind sein Lieblingsaufenthalt. Außerordentlich weit dehnt er südwärts seine Herbst- und Winterwanderung aus. Seit den fünfziger Jahren rücken Kolonien von Wachholderdrosseln als Standvögel auch in Deutschland ein und sind schon, freilich einzeln, bis zur Mitte Deuschlands vorgedrungen. Die Hauptmasse auf unserem Boden sind freilich die, welche von Mitte November an in großen Scharen aus dem Norden zu uns kommen und, namentlich in strengen Wintern, noch weiter südwärts gehen. Zu dieser Zeit sind sie gerne im offenen Kulturland, auf einzeln Feldbäumen, Wiesen, Angern, Weidepflanzungen, Obstgärten 2c. zu sehen. Im Walde gehen sie nicht, wie andere Drosseln, in das Unterholz, sondern treiben sich auf hohen Bäumen herum.

Im hohen Norden nisten sie, ganz im Gegensatze zu den anderen Drosseln, gesellig und zwar machen ihre Brutkolonien in den nordischen Birkenwäldern einen Heidenskandal, denn die Wachholderdrossel ist — insbesondere zur Liebeszeit — ein gar heiterer Vogel. Das Nest ist groß, besteht aus Lehmunterlage, Reisern, Halmen u. dergl. Die 5—6 Eier, 26,5 + 20 mm (Tafel 46, Figur 26), finden sich meist im Mai, sind blaugrün, bräunlich getupft.

Für unseren Dohnensteig giebt es nur eine Entschuldigung: essen wir die Drosseln nicht, so essen alle, die wir durchlassen, die Herren Schweden und Norweger ebensowohl, wie die Herren Italiener, Griechen, Spanier und Franzosen. Und daß die romanischen Völker vom Massenmorde der Singvögel abließen, das dürfen wir und unsere absehbaren Ur-ur-Enkel nicht zu erleben hoffen. Ich führe daher, der Vollständigkeit des Werkes halber, hier an, was Grashey in seinem „Handbuch für Jäger" über den Dohnensteig sagt:

Der Dohnensteig oder auch Vogelschneiße genannt, ist eine kleine Lichtung im Walde, die man zum Fange der Krametsvögel dadurch herrichtet, daß man durch das Dickicht von geeigneten Waldteilen eine Art schmalen Gang aushaftet; auf diesen schmalen Lichtungen werden auf beiden Seiten oder auch im Verband die Dohnen aufgehängt, welche mit Roßhaarschlingen versehen sind und einen Zweig Vogelbeeren als Köder tragen. Man muß revierkundig sein, um zu wissen, in welchen Waldorten die Krametsvögel im Herbste und Winter auf ihrem Zuge in größerer Menge einfallen und sich auf-

halten. In gemischten Beständen ist der Fang meist lohnender, ebenso an unfreundlichen, nebeligen Morgen, an welchen die Vögel weniger Gelegenheit haben an Insekten und Wümern ihren Hunger zu stillen und deshalb eher nach den Vogelbeeren suchen; auch bei stürmischem Wetter, bei Kälte und Nässe gelingt der Fang besser, indem an solchen Tagen die Vögel nicht gerne ziehen, sondern an Ort und Stelle sich länger aufhalten. Man kann auch Altwege, Richtungslinien u. dergl. für den Dohnensteig benützen und ist es gut, wenn der Fangplatz nicht zu weit vom Wohnorte des Jägers entfernt ist, so daß er ihn jederzeit leichter kontrolieren und die gefangenen Vögel auslösen kann.

Die Beeren sind, wenn sie ihre Reife erlangt und recht schön rot geworden sind, im Keller aufzubewahren, damit sie ihre frische Farbe beibehalten. Den Steig selbst soll man in Schlangenwindungen und so anlegen, daß das Ende in die Nähe des Anfanges kommt; also im Kreise, weil man dadurch von beiden Seiten aus die Kontrole vornehmen kann. Auch zeitweise Absprünge sind zu empfehlen, um zufällig auf den Steig gelangenden unberufenen Gästen das Wegnehmen sämtlicher gefangener Vögel zu erschweren. Bis Ende August muß der Steig ausgeastet und vom Reisig gereinigt sein, so daß mit Beginn der gesetzlichen Fangzeit alles in Ordnung ist, um die Dohnen einzuhängen.

Fig. 1.

Die Dohnen selbst werden nie weiter, als mit je zehn und nie weniger, als mit je fünf Schritte Abstand und in einer Höhe von 4—6 Fuß aufgehängt. Es giebt Hängedohnen (Fig. 1), welche an vom Baume abstehenden und eigens dafür reservierten Ästchen aufgehängt werden, und Steckdohnen (Fig. 2), die man in einem am Stamme anzubringenden Bohrloche befestigt.

Fig. 2.

Zur Anfertigung der Dohnen schneidet man sich Gerten oder Loden von Weiden, Vogelbeeren, Faulbeeren oder Eichen in der Länge von ca. 60 cm und in der Dicke von höchstens 1 cm Durchmesser und biegt sie, so lange sie noch frisch und saftig sind, überm Knie in die gewünschte Form, entweder länglich rund als Steckdohnen, oder im Dreieck als Hängedohnen. Die Bügel der Dohnen dürfen höchstens 24—25 cm hoch und 15 cm breit sein.

Fig. 2.

Sind nun die Bügel vorbereitet, so werden sofort, d. h. so lange das Holz derselben noch weich ist, die vorher schon vorbereiteten Schlingen eingesetzt.

Die Schlingen selbst werden auf folgende Art zurecht gerichtet. Man verschafft sich genügenden Vorrat von Roßhaaren, wäscht diese sauber, kämmt die unbrauchbaren und kürzeren Haare heraus und schneidet sie in der gehörigen Länge gleichmäßig ab. Hierauf nimmt man drei Haare zwischen die Finger, faßt die Mitte mit dem Munde und schlägt da einen Knoten. Die drei Haare werden dann doppelt zusammengedreht und am Ende mit doppeltem Knoten versehen. Ist das geschehen, werden die Schlingen am Bügel befestigt. Man schneidet mit einem spitzen, schmalen Messer einen Einschnitt durch das Holz, schiebt über dem Rücken des Messers die Öse der Schlinge durch und zieht sie bis gegen den Doppelknoten herunter. Es ist darauf zu sehen, daß die Schlingen, wenn sie fängisch gestellt sind, nicht ganz auf die Beeren herabreichen, sondern ein Zwischenraum zwischen Beeren und Schlingen von etwa 6 cm übrig bleibt. In jedem Bügel mögen zwei oder drei Schlingen angebracht werden, welche so zu stellen sind, daß sie etwas über einander greifen.

Nicht gleich nach dem Einsetzen werden die Schlingen fängisch gestellt; man läßt sie vielmehr einige Tage in den Dohnen hängen, damit sich das Haar erst aushängt und in der feuchten Waldluft die richtige Drehung annimmt.

Ist nun die Fangzeit (21. Sept.) eingetreten, dann werden die schon mehrere Tage zuvor ausgehängten Dohnen eingebeert, die Schlinge fängisch gerichtet, und der Fang kann beginnen. Zum Ein=

beeren nimmt man nur kleinere Vogelbeerdolden von höchstens 15—18 Beeren; sind die Fruchtdolden zu voll, so kann man sie in kleinere Partikel zerteilen. Die Dolden werden in den Trittbalken der Bügel eingesteckt, wozu schon anfangs nach Herstellung der Bügel ein Einschnitt gemacht sein muß.

Hat der Fang begonnen und ist alles fängisch gestellt, so begeht man täglich zweimal den Steig, um die gefangenen Vögel auszulösen und dann die Schlingen wieder fängisch zu stellen. Die beste Zeit zum Ausheben ist zwischen 9 und 11 Uhr vormittags und spät abends, so daß über Nacht keine Vögel hängen, weil gerne Fuchs, Marder, Katzen die Vögel wegzunehmen trachten. Spürt man jedoch derart unberufene Räuber, so empfiehlt sich's, einen Vogel hängen zu lassen und unter demselben ein Tellereisen zu legen. Es ist schon angegeben, daß die Dohnen ca. 5 Fuß hoch hängen müssen, um das Wegnehmen durch Raubzeug zu verhüten. Manche Jäger lassen einen mit Strychnin versetzten Ködervogel hängen — es ist dies aber nicht ratsam, denn durch Zufall kann derselbe unter die Marktware gebracht werden und Unheil stiften.

Die gefangenen Krametsvögel werden in sogenannte Klubb von je zwei oder vier Stück mit durch die Nasenlöcher geschobenen Federn zusammengebunden und so auf den Markt gebracht. Gewöhnlich hackelt man die Krametsvögel nicht aus; sollen sie aber länger aufbewahrt werden, dann ist es ratsam, dieselben sofort nach dem Fange bis auf den Kopf und Schwanz zu rupfen.

Die Ringamsel.

Turdus torquatus; Merula torquata, montana, collaris, alpestris, maculata; Sylvia torquata.

(Tafel 12, Figur 5.)

Schild-, Schnee-, Bergdrossel, Stockamsel, Stockziemer.

Die Ringamsel hat einen großen, halbmondförmigen weißen Schild auf der Oberbrust, welcher beim Weibchen etwas trüber und gewölkt ist. Durch diesen Schild ist sie auf den ersten Blick bestimmt erkenntlich, während sie sonst sehr leicht für ein Amselweibchen zu halten wäre. Doch ist die Ringamsel etwas größer als die Schwarzamsel, am ganzen Leibe mattschwarz mit weißgrauen Federrändern. Bei den jungen Vögeln fehlt der Ring oder Schild noch ganz, sie sind dunkelbraun mit hellen Federsäumen und auf der Oberseite hell rostgelb gefleckt, die Kehle gelblichweiß, über dem Auge ein rostgelber Streifen; Hinterleib gelblich rostfarbig, auf der Brust mit dunklen, dreieckigen Fleckenreihen; Füße und Schnabel dunkelbraun; ersterer verfärbt sich nach der im Juli stattgefundenen Mauser horngelblich. Länge 27,5 cm, Flugbreite 41,5 cm, Schwanz 10,4 cm, Schnabel 1,8 cm, Lauf 3,5 cm.

Die Ringamsel ist eine Bergbewohnerin und bevorzugt in den Gebirgen die höheren Regionen, die sie in anmutiger Weise belebt. Ihr Charakter entspricht völlig der stillen, rauhen, ernst-erhabenen Umgebung, sie ist viel ruhiger, einsamer und stiller als die übrigen Drosseln. Ihr Gesang, den sie nicht zu oft hören läßt, hat nicht das kecke, fröhliche, herausfordernde, wie der von Amsel und Singdrossel, sondern ist schwach, fast heiser und melancholisch. Die Hauptstrophe des Gesanges ist die Silbe „tutic, tutic“, welche eine kleine Terz bildet, also der Gesang ist Moll, wie der der Misteldrossel. Sie führt ein sehr in die Augen fallendes Leben, insbesondere zur Nistzeit, weil sie da meist frei auf den Spitzen der Bäume, Sträucher, Waldzäune oder Steinblöcke sitzt. Nur die Jungen durchschlüpfen mit größter Gewandtheit das verworrenste Nadelholzgebüsch und entziehen sich so leichter der Beobachtung. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Käfern, besonders den Dungkäfern der Alpenweiden, dann auch Beeren, wie die Heidelbeere und Samen z. B. der Lychnisarten. Ihr Nest ist charakteristisch für die Knieholzregion, es steht immer nieder in den Knieholzbüschen, ist sehr künstlich gebaut, nach Jäger, stets mit Mooserde ausgeknetet und enthält fünf Eier (Tafel 46, Figur 27), die auf blaß-grünspahnfarbigem Grunde mit violettgrauen und rostfarbigen Punkten und Strichen besetzt sind. Brütezeit ist Ende Mai — Anfang Juni. Wenige Vögel sind so ängstlich um ihr Nest besorgt wie die Ringamsel, sie sucht durch Lahmstellen den Feind vom Neste abzuziehen und umflattert den Störenfried mit ängstlichem Geschrei, das wie „tok tok; zok zok zok; wok wok“ klingt.

Als Brutvogel findet man die Ringamsel nur in den Gebirgen — nicht Hügellandschaften — Europas von den Pyrenäen bis auf den Kaukasus und Ural, von Skandinavien bis zu den Alpen. Im bayerischen Hochgebirge ist sie häufig, im Riesengebirge ein regelmäßiger Brutvogel. Nach

der Brut, schon von Mitte September ab, zieht sie gegen Süden, bis Südeuropa und über das Meer nach Nordafrika. Zu Ende März bis Anfang Mai, je nachdem der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, trifft man sie auf der Rückreise an.

Als Stubenvogel kommt die Ringamsel natürlich nur für den speziellen Liebhaber in Betracht. Sie erweist sich als sehr ausdauernd. Sie trinkt und badet viel und frißt sehr viel, ist leicht mit Regenwürmern und Beeren einzugewöhnen und an das gewöhnliche Drosselfutter zu bringen. Dabei ist sie weniger stürmisch als andere Drosseln, bald zutraulich, sehr friedfertig; ihr Gesang macht sich dabei in der Gefangenschaft recht hübsch, da er nicht so überlaut ist, wie jener der meisten anderen Drosseln. Sie kommt freilich nur selten, meist durch Zufall in den Handel, ist aber nicht schwer zu fangen, da sie allen Fangvorrichtungen mit großer Harmlosigkeit gegenübersteht.

Die Schwarzamsel.

Turdus merula; Sylvia merula; Merula vulgaris, pinetorum, truncorum, alticeps, major.

(Tafel 12, Figur 6 und 7.)

Das Männchen ist tief schwarz mit orangegelbem Schnabel, in der Jugend mattschwarz mit rötlichgrauem Schnabel und gelben Augenlidrändern. Weibchen und Junge schwarzbraun, Kehle weißlich, Brust dunkel rostfarbig gefleckt. Iris braun, Schnabel dunkel. Länge 24 cm, Flugbreite 38,2 cm, Schwanz 10,8 cm, Schnabel 1,8 cm.

Unter allen Drosseln, ja fast unter allen Singvögeln, ist die Amsel dem Großstädter am meisten ans Herz gewachsen, als der weitaus edelste Sänger seiner Gärten, der Anlagen, der Plätze seiner Stadt. Wo die Nachtigall vorkommt, nimmt freilich sie die erste Stelle ein, aber wenig deutsche Städte größeren Umfanges giebt es, deren Gärten sie bewohnt. Dagegen Weltstädte wie Berlin, Leipzig, Dresden, München rc. hören schon im ersten Frühjahr in allen Straßen der Schwarzdrossel ergreifendes Lied. Die Amsel hat einen vortrefflichen, flötenden, weit schallenden Gesang, welcher dem Liede der Nachtigall und der Singdrossel zwar an Fülle und Mannigfaltigkeit nachsteht, an dem Wohllaut und der Rundung der einzelnen Strophen und an Klangfülle der Töne aber eine gute Nachtigall erreicht, die Singdrossel hierin sogar weit übertrifft. Auch in der Art des Vortrages ähnelt die Amsel der Nachtigall und weicht ganz ab von den jubelnden Weisen der Singdrossel, in langsam feierlichem Gange trägt sie ihr Lied vor, einem Kirchenliede vergleichbar. Dieser Gesang wirkt um so ergreifender, als die Amsel ihn bereits in den ersten Wochen des Jahres vernehmen läßt, oft während des tiefsten Winters, wenn noch kein einziger unserer Zugvögel wieder eingetroffen ist und außer dem Liede des Zaunkönigs und des Wasserschmätzers kaum ein anderes die öde Landschaft belebt. Je näher die Brutzeit heranrückt, um so ausdauernder singt sie, besonders in den späten Abendstunden, kurz vor und kurz nach Sonnenuntergang. Wie bei allen Singvögeln giebt es auch unter den singenden Amseln ganz ausgezeichnete, mittelmäßige und schlechte Sänger, solche, welche einer Gegend durch den Unterricht der heranwachsenden Jugend die edelsten Sänger schenken können, und wiederum solche, welche imstande sind, den Gesang vieler Ortsgenossen gründlich zu verderben. — Mehr als alle übrigen einheimischen Drosseln Standvogel, verläßt die Amsel ihr Wohngebiet auch im Winter nicht. Zwar streicht sie ebenfalls im Herbste und Frühjahre innerhalb eines gewissen Kreises umher; solche Ortswanderungen geschehen aber so wenig regelmäßig, daß nicht einmal von einer Wanderung, geschweige denn von einem Zuge gesprochen werden kann. Während des Sommers hält sie sich in den verschiedenartigsten Waldungen auf, falls dieselben nur dichtes Unterholz, Gebüsche oder Dickichte haben; mit Beginn des Herbstes streicht

sie von einem Walde zum andern oder aber von den Höhen zur Tiefe herab, dehnt ihre Reisen aber kaum bis über die Alpen aus, wird wenigstens in Italien, Griechenland und Spanien in strengen Wintern auch nicht häufiger beobachtet als im Sommer. Selbst bei andauernd kalter Witterung findet sie an Bächen und warmen Quellen noch Unterkunft und Nahrung, und sobald es einigermaßen angeht, stellt sie auf ihren altgewohnten Standorten sich wieder ein. Weitere Wanderflüge unternimmt sie nur des Nachts, da sie nicht allein ebenso scheu wie die übrigen Drosseln, sondern auch in besonderem Grade mißtrauisch und furchtsam ist. Auf ihren Standorten schwingt sie sich bald zu Warnern der übrigen Waldbewohner auf, und ihrem gellenden Rufe leisten nicht allein Vögel, sondern auch Säugetiere Folge. Achtsam auf alles, entgeht wenig ihrer Aufmerksamkeit, und was sie bemerkt, zeigt sie an. Ihr lauter Ruf kündet das vorsichtig heranschleichende Raubtier, den Fuchs wie den Wolf, die Wildkatze wie den Baummarder, ebenso aber auch den ein Wild beschleichenden Jäger, weshalb sie diesem unter Umständen recht lästig werden kann. Mit dieser Vorsicht paart sich Munter- und Regsamkeit, und wenn man will, eine gewisse List. Obwohl eine ächte Drossel, unterscheidet sie sich doch in manchen Stücken von den geschilderten Verwandten. Nur während des Singens erhebt sie sich bis zu den Wipfeln der Bäume; sonst treibt sie sich stets auf dem Boden und womöglich im Schutze des dichtesten Gebüsches umher, läuft hier bald springend, bald schreitend dahin, durchstöbert das abgefallene Laub und jeden frisch aufgeworfenen Hügel oder sonst entblößte Stellen nach Nahrung und fliegt, wenn sie einen Teil ihres Gebietes abgesucht hat oder ihr etwas Auffallendes begegnet, mit flatterndem, im Gebüsch aber außerordentlich gewandtem Fluge von dannen. So schwer es ihr zu werden scheint, größere Strecken fliegend zu durchmessen, und so sorgfältig sie daher jedes deckende Gebüsch aufsucht und benutzt, so meisterhaft bewegt sie sich in ihm, entsprechend ihren kurzen Flügeln und ihrem langen Schwanze, welche ihr, wie unter den Raubvögeln Sperber und Habicht, die jähesten Wendungen und Schwenkungen und somit Durchdringen der dichtesten Verschlingungen gestattet. Um andere ihrer Art bekümmert sie sich wenig, um Verwandte eigentlich gar nicht; denn wenn sie wirklich einmal unter Sing- und Rotdrosseln gefunden wird, geht sie unbekümmert um diese ebenso gut ihren eigenen Weg wie sonst. Geselligkeit ist ihr überhaupt fremd; sie vertreibt eifersüchtig jedes andere Pärchen aus dem von ihr gewählten Gebiete und tritt nicht einmal in der Winterherberge mit den gleich ihr hier sich aufhaltenden Artgenossen in nähere Berührung. Die Lockstimme ist ein trillerndes „Seick, seick“, dem Lockton der Rotdrosseln entfernt ähnlich, aber scharrender und tiefer, der Ausdruck der Behaglichkeit ein tiefes, hohles „Tack, tack“, welches unter Umständen vielfach wiederholt wird, der Ausdruck ihrer Aufmerksamkeit ein weit schallendes „Tix, tix“, der Warnungsruf ein hastiges „Geich, gich, gich, gich“, welchem im Schreck das „Tack, tack“ vorangeht oder folgt. Bei leiblichem Frühlingswetter beginnt das Amselpärchen schon um die Mitte des März, spätestens zu Ende des Monats, den Bau seines Nestes; Ende März findet man in der Regel bereits vollzählige Gelege. Das Nest selbst steht sehr verschieden, manchmal auf dem Boden selbst, meistens in einer Höhe von $1^1/_2$ bis 2 m über demselben, in Nadelwäldern in den Dickichten von jungem Stangenholz, in Laubwäldern, in dichten Dornbüschen, Reisighaufen, in Höhlungen und Zwischenräumen knorriger Stämme, auf Kopfweiden, in Gärten zwischen Epheuranken und selbst in Mauernischen 2c. Je nach dem Standorte ist es größer oder kleiner, durchschnittlich aber gut und dicht, auswendig aus dürren Reisern, Wurzelwerk, Moos und Baumflechten gebaut, innen mit feuchter Erde oder Schlamm ausgeklebt und mit wenigen Grashälmchen ausgefüttert. Manchmal fehlt die Erde, manchmal die innere Auslegung so gut als gänzlich. Die drei bis sechs zartschaligen, verschieden geformten und gefärbten Eier, 27,5 + 21 mm (Tafel 46, Figur 28), zeichnen auf dunklerem oder lichterem bläulich-grünem Grunde kleinere oder größere lehm- und rostrote, oft verwaschene Flecken, welche über das ganze Ei mehr oder weniger dicht verbreitet stehen. Nur das Weibchen brütet und zeitigt die Jungen innerhalb fünfzehn bis sechzehn Tagen, beide Alten tragen aber denselben eifrig Futter zu, obschon das Weibchen auch hierin den Hauptteil der Arbeit übernimmt.

So scheu und vorsichtig die Amsel allerorten und insbesondere am Neste ist, so ängstlich sie sich gebärdet, wenn ein Mensch diesen zu nahe kommt, kann es doch geschehen, daß sie da, wo sie viel mit den Menschen verkehrt, nicht allein ihr Mißtrauen nach und nach gänzlich ablegt, sondern auch in ein wahres Freundschaftsverhältnis mit ihrem Gastfreunde tritt. In den kleinen Stadtgärten z. B. treibt

sie ihre Geschäfte ohne alle Scheu vor den ihr bekannten Besuchern. Sie brütet in unmittelbarer Nähe der belebtesten Straßen, kommt sogar, angezogen durch andere, zumal durch Junge ihrer Art bis in das Innere der Häuser, und füttert unter Umständen eingebauerte Waisen ihrer Art, ohne Rücksicht auf die neben dem Käfige verkehrenden Menschen auf. „Zu Anfang der sechziger Jahre," schreibt mir ein sinniger Beobachter der Tier- und Pflanzenwelt, „hatte ein Amselpaar unter dem Dache meiner Gartenlaube sein Nest angelegt. Ich suchte ihm thunlichst Schutz und Pflege zu gewähren, sperrte den Katzen den Zugang zum Neste durch eine Blechtafel, deren Befestigung das brütende Weibchen ungeachtet des dabei unvermeidlichen Geräusches geschehen ließ, ohne sein Brutgeschäft dabei zu unterbrechen, und streute auf eine in die Nähe des Nestes gestellte Stufenleiter Ameisenpuppen zum Futter hin. Sie blieben unberührt; nachdem aber die Jungen ausgekrochen waren, wurde das Weibchen kühner und näherte sich mir, wenn ich in der Nähe des Nestes grub oder Unkraut ausjätete, um ein bei dieser Gelegenheit etwa zu Tage gefördertes Kerbtier oder Würmchen zu erhaschen. Ich benutzte dieses Zeichen vertraulicher Annäherung und streute Ameisenlarven, erst entfernter dann näher an die Stelle, wo ich beschäftigt war, nach und nach bis dicht an meine Hand, und hatte bald die Freude zu sehen, daß der Vogel das Futter nicht allein in der Nähe meiner Hand, sondern zwischen meinen Fingern und zuletzt sogar aus der flachen Hand nahm. Anfänglich vermied ich dabei jede Bewegung und jedes anhaltende Hinblicken; später bedurfte es nicht einmal dieser Vorsicht, um meinen Gast beim Mahle nicht zu stören. Bald lernte die Amsel nicht allein mich, sondern auch meine Angehörigen kennen, kam geflogen, sobald ich im Garten erschien und folgte mir, bis ich Ameisenpuppen, welche bald einen nicht unbedeutenden Posten in meiner Wirtschaftsausgabe bildeten, ihr verabreichte. Hatte sie mein Kommen nicht bemerkt, so brauchte ich nur zu rufen, und sie erschien sofort aus dem sie bergenden Baume oder Strauche. Nicht lange währte es, und sie lernte auch mein im Erdgeschoß liegendes Arbeitszimmer kennen, besuchte das Fenster, um die dort für sie ausgestreute Nahrung zu holen, kam zum geöffneten Fenster herein in die Stube und setzte sich, während ich las oder schrieb, auf meinen Arbeitstisch, flog sogar durch mein Zimmer in das angrenzende. Als die Jungen flugbar geworden waren, stellte sich die Amselmutter meiner Familie vor, und während sie das Futter in Empfang nahm, saßen ihre Kinder auf der Gartenbank neben den meinigen, ihrer Ätzung durch die Mutter harrend. Nachdem die erste Brut ausgeflogen, baute sie sich ein zweites Nest auf dem Fenster eines in meinem Hause eingebauten, großen Gewächshauses hinter den Ranken einer Cobaea scandens, nachdem dieses seine Dienste gethan, etwa eine Elle davon ein drittes, und als auch dieses ausgenutzt war, brütete sie sogar zum viertenmal unter Benutzung des zu zweit erbauten Nestes. Noch während des Herbstes und Winters setzte sie unser freundschaftliches Verhältnis so weit fort, daß sie sich vom Fensterbrette ihre Nahrung holte; im folgenden Jahre ist sie mir entschwunden. Ob sie räuberischen Katzen zur Beute geworden, ob sie der Natur ohne fremde Beihilfe den letzten Zoll entrichtet, ob das Gebot eines neuen Gatten sie in andere Gegenden geführt hat: ich vermag es nicht zu sagen." An die Gefangenschaft gewöhnt sich die Amsel leicht. Als Futter genügen ihr gelbe Rüben mit Semmelbröseln und getrockneten Ameiseneiern oder besser noch Garneelenschrot gemischt. Mehlwürmer, Käfer, Schnecken sind ihr willkommene Leckerbissen. Im Herbste liebt sie Weintrauben gar sehr. Sie verlangt aber ein sehr großes Bauer und täglich frisches Badewasser. Allgemein bekannt ist, wie leicht sich die Amsel zum Liederpfeifen erziehen läßt, es ist aber jammerschade um ihren herrlichen Naturgesang, wenn man solche Geschmacklosigkeit begeht.

Wie schon des Eingangs erwähnt, ist es eine höchst auffallende aber noch keineswegs genügend geklärte Thatsache, daß eine größere Anzahl außereuropäischer Drosseln sich nach Europa verfliegt. Meines Wissens sind von ihnen in Europa angetroffen worden:

Die Wechseldrossel. Turdus mutabilis, sibiricus.

Heimat: Nord- und Mittelasien mit Japan, das nördlichste Amerika und die Inseln des Behringsmeeres. In Europa wurde sie des öfteren schon angetroffen in Deutschland, Frankreich und Holland.

Das alte Männchen ist schieferschwarzblau, über den Augen ein weißer Strich. Von der Brust an über den Bauch ein weißes Feld. Am Schwanz zeigen die zwei äußeren Federpaare einen ziemlich großen weißen Fleck. Das Weibchen ist oben heller, mehr aschblau. Unten ist der aschblaue Ton bräunlichgelb überflogen und zeigt helle, dreieckig schwärzlich eingefaßte Federn. Der Schnabel ist hornschwarz, Auge dunkelbraun, Fuß bräunlich fleischfarben. Die jungen Vögel sehen völlig anders aus, ihr Oberkörper ist grünlichbraun, Kopfseiten und Kehle gelblichorange, Kinn und Kehle weiß, Bauchmitte und Unterschwanzdecke weiß, gefleckt. Flügel und Schwanz olivenbraun, auf dem Flügel an den Spitzen der Deckenfedern zwei Orangestreifen. Länge 20,4 cm, Flugbreite 38 cm.

Der Gesang ist sehr gut, an den der Singdrossel gleicherweise wie an den der Amsel erinnernd.

Die Bergdrossel. Turdus dauma.

(Tafel 13, Figur 9.)

Heimat: Mittleres Asien. Als Seltenheit kommt sie verirrt im südöstlichen Europa vor, wurde auch schon in Deutschland (am Rhein) und Frankreich erlegt. Sie ist die größte Drossel, ein schöner, auffallender Vogel. Ihr Gesang ist sehr laut, im Zimmer übermäßig laut, dem der Misteldrossel sehr ähnlich.

Ihre Oberseite ist gelbolivengrün, jede Feder schwarz eingefaßt und jede mit hellem Schaftstriche. Unterseite weiß, jede Feder wiederum wellenlinig schwarz eingefaßt und dann orangegelb begrenzt. Die Kehle ist ganz weiß. Schwanzfedern schwarz, gelblichbraun gekantet, die zwei mittelsten ganz gelblichbraun; die Flügelfedern schwarz, dunkelrostgelb eingefaßt. Der Schnabel ist oben braunschwarz, in der ersten unteren Hälfte gelb, das Auge nußbraun, die Lider weiß. Füße fleischfarbig. Länge 27,5 cm, Flugbreite 45,5–46 cm, Schnabel 2,2 cm, Lauf 3,7 cm.

Was bei der Misteldrossel über das Gefangenleben gesagt ist, gilt auch für sie.

Die Blaßdrossel. Turdus pallidus, obsoletus.

Heimat: China, Japan, zieht über ganz Ostasien. In Europa schon wiederholt in Deutschland und Frankreich gefangen worden.

Sie ist oben olivengelbbraun, unten weiß. Schwingen braun, innen fahlgelb gerandet, außen gesäumt; schmale weiße Spitzen auf den Flügeldecken. Schwanz olivenbraun, hell gerandet. Schnabel oben hornbraun, unten horngelb. Füße gelblich. Weibchen blässer gefärbt. 22 cm lang, 37 cm breit. Ein mittelmäßiger Sänger.

Die Hügeldrossel. Turdus Naumannii, dubius.

(Tafel 13, Figur 10.)

Heimat: China. In Rußland, Polen und Deutschland schon oft gefangen. In China so beliebt, wie bei uns die Singdrossel. Gesang schön, flötend.

Oberkopf dunkelbraun, alle Federn grau gesäumt, Mantel und Schultern rostbraun, Säume graubraun, Bürzel und obere Schwanzdecken rostrot, ein breiter Augen- und Schläfenstreifen, Kopfseiten und Kehle weiß, ins roströtliche ziehend; Zügel, Ohrgegend und ein doppelreihiger Fleckenstreifen neben der Kehle dunkelbraun; Kopfseiten und Oberbrust rostrot, mit schmalen, weißlichen Säumchen; Unterleib weiß mit herzförmigen rostroten Schaftflecken; Schwingen dunkelbraun, innen breit rostgelb gerandet; Schwanzfedern lebhaft rostrot, die beiden mittelsten dunkelbraun. Schnabel hornbraun, wurzelwärts gelb, Füße bräunlich. Das Weibchen blässer. Größe mit der vorigen gleich.

Die Rostflügeldrossel. Turdus fuscatus, eunomus.

Heimat: Östliches Sibirien, China, Japan. Wird zuweilen bei uns gefangen und geschossen. Nadelwaldvogel. Gesang hübsch, mit Flötentönen, Färbung sehr schön.

Oberseite samt den zusammengelegten Flügeln rostrot, der Rücken dabei dunkel gefleckt, über das Auge geht ein breiter, gelblicher Streifen. Kehle gelblichweiß, Halsseite braunschwarz, Unterseite weiß, schwarzbraun gefleckt; Schwanz dunkelbraun, von der Wurzel seitwärts mit Rostfarbe. Schnabel horngelb. Weibchen blässer. Der junge Vogel ist dunkelbraun, auf Gurgel und Oberbrust dicht schwarzbraun gefleckt. Länge 23,5—24 cm, Breite 40,5—41 cm.

Die Rothalsdrossel. Turdus ruficollis, erythrurus.

Heimat: Ostasien, China, Japan. Seltener als die bisher genannten in Europa anzutreffen.

Oberleib olivengrau, Kopf und große Flügelfedern dunkler. Kehle und Hals schön lebhaft rostrot, Augenstreif hell roströtlich; Seiten des Leibes hell rostrot, Unterleib weiß, Steiß wieder rostrot, Schwanz rostrot, die Mittelfedern braun. Junge Vögel blässer. Länge 24 cm, Breite 43 cm.

Die Schwarzkehldrossel. Turdus atrogularis, Bechsteinii.

Heimat: Mittelasien, Südsibirien und bis zum Himalaya. Kommt auf dem Zuge häufiger, doch stets nur in einzelnen Exemplaren, zu uns.

Oberseite hell olivengrau, Unterleib weiß mit schwärzlichen Pfeilflecken, Oberbrust schwärzlich; auf der Gurgel und Oberbrust ein ganz charakteristischer breiter schwarzer Schild. Je älter der Vogel, je tiefer schwarz dieser Schild, im ersten Jahre ist dagegen der Schild durch weißgraue Federchen ganz verdeckt. Länge 25 cm, Flugbreite 49,5 cm.

Der Gesang ist hübsch, nicht laut, einigermaßen an den der Amsel erinnernd.

Die Weichfederdrossel. Turdus mollissimus, rostratus.

Heimat: Asien vom Himalaya bis Japan. Als Seltenheit wird sie hie und da im südöstlichen Europa angetroffen.

Oberseite schön olivenbraun, Nacken heller, Wangen schwarzbraun, rostgelb gestrichelt, Gurgel und Kinn weiß, Brust lebhaft rostgelb mit dreieckigen, schwarzen Flecken, ebenso die Seiten. Auf den Flügeln zeigen sich zwei helle Binden. Das Weibchen ist matter gefärbt, die hellen Binden auf seinen Flügeln viel breiter. Schnabel schwarzbraun. Länge 26,5 cm, Breite 44,5 cm.

Die Dunkeldrossel. Turdus obscurus, pallens.

(Tafel 13, Figur 8.)

Heimat: Fast ganz Asien, von Sibirien bis zum Himalaya, von China bis zum Ural. Sie kommt häufig in das europäische Rußland, Polen und wurde auch schon oft in Deutschland gesehen.

Oberseite dunkelolivenbraun, auf den Flügeln ein helles, kleines Band, über die Augen ein weißer Streifen und auch die Kehle weiß, Hals graubraun, die ganze Brust und Bauchseiten pomeranzenfarbig, der Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß. Schnabel oben braunschwarz, unten gelb. Länge 21,5 cm, Breite 37 cm. Das Weibchen hat trübere Farben.

Die Dunkeldrossel ist ein sehr guter Sänger, fast ebenso für die Hausgenossenschaft geeignet wie unsere Singdrossel.

Die Wanderdrossel. Turdus migratorius.

Heimat: Nordamerika. Ward schon öfters in Europa, auch in Deutschland, in verflogenen Exemplaren angetroffen.

Sie hat die Größe der Singdrossel, ist schwarz und aschgrau, die Kehle schwarz- und weißgefleckt, Brust und Bauch rostrot.

Sie wird, je nachdem bessere oder schlechtere Sänger in den Händen unserer Vogelliebhaber waren, mehr oder weniger als Sangeskünstlerin gepriesen. Jedenfalls ist sie ein sehr beachtenswerter Stubenvogel, der auch die löbliche Eigenschaft einer fast unverwüstlichen Gesundheit und großer Anspruchslosigkeit besitzt. Im Vogelhandel ist sie sehr häufig.

Die Katzendrossel. Turdus carolinensis.

Heimat: Nordamerika. In Europa wurde sie in einem Exemplar auf Helgoland gefangen, von sonstigem Vorkommen in unserem Erdteile ist mir nichts bekannt. Im Handel kommt sie häufig zu uns. Sie gehört zu den begabtesten Spöttern und zeichnet sich insbesondere durch komische Töne, katzenähnliches Miauen u. a. aus.

Das Gefieder ist vorwaltend schiefergrau, unterseits heller, Ober- und Hinterkopf schwarz, Unterschwanzdecken dunkel kastanienrotbraun, Schwingen braunschwarz, innen fahl gerandet, Schwanzfedern schwarz. Schnabel schwarz, Länge 22 cm, Breite 30 cm, Schwanzlänge 10 cm. Die Katzendrossel ist Vertreterin der Unterfamilie Galeoscoptes, wird daher auch als G. carolinensis bezeichnet.

Pflege und Wartung aller dieser fremdländischen Drosseln entspricht vollständig der Pflege unserer deutschen Drosselvögel.

Den Übergang von den Drosseln zu den Grasmücken bilden die Baumnachtigallen (Aëdon), deren Arten, neun an der Zahl, meist in Afrika leben. Es sind kleine, gestreckt gebaute Drosselvögel. Häufig in Südeuropa ist die

Baumnachtigall.

Aëdon galactodes, minor, rubiginosa; Sylvia galactodes; Turdus rubiginosus.

Kaktusgrasmücke, Steppen-, Hecken-, Kaktusnachtigall, Heckensänger. Ihre Heimat erstreckt sich über Spanien, Griechenland, Türkei, südliches Rußland, Palästina, Syrien, Kleinasien, Persien, Kaspisches Meer, Algerien, Atlas, Sahara. Häufig schon hat sie sich bis Helgoland und England verflogen.

Die Baumnachtigall ist auf der Oberseite rostrotgrau, auf dem Scheitel dunkler, im Nacken mehr graulich, auf der Unterseite graulichgelb, an den Halsseiten rötlicher Anflug, die Weichen rostgelblich, Wangen weißbräunlich, ein weit nach hinten reichender Brauenstreifen weiß; Schwingen, Flügeldecken, Oberarmschwingen sind braun, erstere schmal lichtbräunlich, letztere breit rostgelb gesäumt, die Steuerfedern, mit Ausnahme der mittleren, dunkleren schön rostrot, an der Spitze weiß, vorher durch einen rundlichen Fleck von schwarzbrauner Farbe gezeichnet. Der verhältnismäßig starke Schnabel ist auf der hohen Firste merklich gebogen, rötlich von Farbe, rötlich sind auch die Füße. Das Auge ist dunkelbraun. Das Gefieder seidenweich. Länge 18 cm, Breite 27 cm, Schwanzlänge 7 cm. Je nach Aufenthaltsort, Jahreszeit und Alter wechselt die Hauptfarbe zwischen lebhaft rostig zimmtbraun und hellisabell oder hell rötlichgrau. Das Kleid der alten Männchen und Weibchen, ebenso das Jugendkleid, ist sonst nicht verschieden.

In Südeuropa ist die Baumnachtigall Zugvogel, ihre Ankunft fällt zwischen den 1. und 15. April, im September schon wandert sie wieder südwärts und scheint, da sie auch in Ägypten und Nubien noch Zugvogel ist, in den Äquatorialländern zu „überwintern“. Sie lebt gewöhnlich paarweise in Gärten, Rohrdickichten, Baumwollfeldern, Mimosenwäldern, längs Hecken und Gräben, mit Vorliebe in Kaktushecken, und liebt weniger schattiges, sehr dichtes Unterholz als die Nachtigall, von welcher sie sich überhaupt auch in ihrer sonstigen Lebensweise, Fortpflanzung, Gesang und Lockton wesentlich unterscheidet. Der Gesang ist eher grasmückenartig, dabei sehr schnalzend, der Lockton scheckernd. Durch ihr wenig schüchternes und lebhaftes Wesen, welches in mancher Beziehung an das der Schwarzdrossel erinnert, erfreut sie die Bewohner der Landhäuser und Gärten. Oft flattert sie unruhig und hastig von Zweig zu Zweig, selbst bis in die höchsten Kronen der Bäume, den Schweif beständig bewegend, ausbreitend und aufschlagend, bald sieht man sie wieder emsig auf der kahlen Erde oder im Gestrüpp und trockenen Gras umherlaufen und Jagd auf Würmer und Raupen machen; plötzlich stößt sie einen drosselartigen Angstruf aus und flüchtet scheltend in die Büsche. Die Männchen sind im Frühjahre sehr rauflustig; das Paar hält übrigens immer treu zusammen und begnügt sich mit einem sehr beschränkten Bezirk. Ende April beginnt in Ägypten bereits das Brutgeschäft. Bezüglich des Nistplatzes ist der Vogel nicht sehr wählerisch; in Parkinsonien, Granat-, Baumwolle-, Tamarisken- und Akazien-Stauden, in lichten Hecken finden sich die Nester und meist so niedrig, daß das Nest von Grashalmen noch geschützt ist. Die Baumnachtigall baut dabei mit gleicher Vertraulichkeit am Rande der Wüste, als in Gärten, auf öffentlichen Plätzen, in der nächsten Nähe von Wohnungen und vom lärmenden Treiben der Menschen, wie in stillen Akazienhainen. Das Nest ist leicht gebaut, ziemlich groß, wenig tief, besteht aus feinen Grashalmen, Würzelchen, Roßhaaren, Pflanzen- und Tierwolle u. dergl., seltener sind kleine Reiser eingeflochten, fast stets aber ein Stückchen Schlangenhaut. Die Zahl der Eier scheint 4 nicht zu übersteigen, v. Heuglin nimmt an, daß sie zwei Bruten macht. Die Färbung der Eier hat nichts gemein mit denjenigen der Nachtigall, sie gleichen eher denen gewisser Rohrsänger und der Bachstelze, sind etwas feinschalig, auf blaßbläulichgrünem Grund mit zahlreichen olivengraulichen, aschgrauen und hellbräunlichen Punkten und Fleckchen ziemlich gleichförmig besetzt, 22 + 15 mm. Die in Griechenland, Kleinasien und Ägypten heimische Baumnachtigall wird von neuesten Forschern wieder einmal als eine eigene Art (Aëdon familiaris) aufgestellt. Sie ist etwas kleiner als die Spanien und Algerien bewohnende, aber aus so ganz geringfügigen Unterschieden gleich wieder neue Arten zu konstruieren, mit dieser Theorie kann ich mich nicht befreunden. Es sind eben örtliche Varietäten. — Der Lockton ist ein schmatzendes „tak, tak“. Der Gesang, den von der Mühle einförmig nennt, hält freilich keinen Vergleich mit dem Nachtigallschlag aus, ist aber doch recht hübsch, wie oben schon geschildert. Die Baum-

nachtigall singt dabei ganz außerordentlich fleißig. — In der Gefangenschaft wird sie sehr zutraulich, hält gut aus, beansprucht einen großen Käfig und ganz die gleiche Pflege wie die Nachtigall. Gegen Kälte ist sie sehr empfindlich, unter 12° Reaumur sollte man ihr nicht zumuten.

Der Wasserschwätzer.

Cinclus aquaticus, medius; Turdus cinclus; Aquatilio cinclus.

(Tafel 18, Figur 3.)

Dieser merkwürdige Vogel, dessen Familie (Cinclidae) sehr vielfach noch den Drosseln zugezählt wird, ist entschieden als Vertreter der in der Alten und Neuen Welt heimischen eigenen Familie **der Wasserschwätzer** anzusehen. Allgemeine Kennzeichen dieser Familie sind: sie sind ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, ihr Gefieder ist ein dicker, knapp anliegender Federpelz, die ritzenförmigen Nasenlöcher sind mit einer flachen, kurz befiederten Haut versehen und mittels derselben verschließbar. Der Schnabel ist schmal, fast gerade, ein wenig aufwärts gebogen. Die Füße sind hoch und stark, Zehen dick mit kurzen, starken Nägeln.

Unser Wasserschwätzer, Wasserstar, Wasserdrossel, Wassermerle, Wasser-, Bach-, Strom- und See-Amsel hat schwärzlichen Oberleib mit weißer Kehle, Gurgel und Oberbrust; dunkelschiefergrauen Unterleib, welcher an der Brust in Rotbraun übergeht; die Augen sind lebhaft hellbraun, mit weißlich befiederten Augenlidrändchen, die Füße sind schmutzig hornbraun. Das Weibchen ist an Kopf und Hals etwas heller und an der Brust das Weiße trüber. Die Jungen sind oben aschgrau, schwarz, geschuppt, unten weiß, rostfarbig überlaufen. Länge 18 cm, Flügelbreite 30 cm, Schnabellänge 1,6 cm, Schwanz 4,8 cm, Fußrohr 3,1 cm.

Unser europäischer Wasserstar ist selbstredend wieder in drei Varietäten, unbedeutenden Abänderungen, unterschieden: der Alpen- oder Weißbauchwasserschwätzer, der — nach Brehm — „oberseits heller als der Wasserschwätzer ist und die Umsäumung der Federn deutlicher braun, unterseits aber heller rot und an den Seiten braun hat", darum Cinclus albicollis genannt wird und ihm die Alpen der Schweiz, die Gebirge Südeuropas und der Libanon als Aufenthalt zugewiesen werden, und den Schwarzbauchwasserschwätzer (Cinclus melanogaster), der „auf Kopf und Hals dunkler als die bei uns heimische Form ist, zumal auf der Bauchmitte deutlich schwarz" und dem Skandinavien und Kleinasien als Heimat zugebilligt wird. Ich muß gestehen, daß ich auf solche kleinliche Unterschiede gar nichts gebe, ob etwas mehr, ob etwas weniger schwarz oder weiß, es bleibt eben immer der Wasserstar und alle drei „Arten" finden sich auch in Deutschland, wie die Sammlungen in München und Stuttgart beweisen, können auch sehr wohl Altersunterschiede sein.

Es ist im lieblichen Monat Juni. Der Frühling ist endlich Alleinherrscher geworden, nach langem Kampfe gegen den ewig wechselnden Vorfrühling. Die Bäume, Sträucher und Wiesen stehen im saftigsten Grün, alles ist voll Blüte und Duft. Früh vor Sonnenaufgang brechen wir auf, damit wir noch zur rechten Morgenstunde zu den „Überfällen der Isar bei München" gelangen. Diese werden so ziemlich am Ende der Isarauen von der Isar gebildet, bestehen aus fünf kleinen Wasserfällen, durch Schotter und spärliches Gesträuch von einander getrennt. Hier ist der Ort, wo ich meinen Liebling, den Vorboten unserer Alpen, den Wasserschwätzer oder Wasserstar vorstellen will. Allüberall ist das Leben schon erwacht und siehe — dort auf den Kies läuft er, der singende „Taucher." Mit einem anmutigen Sprunge ist er auf einem großen Steine, wippt mit dem kurzen Schwanze, macht eine Verbeugung, und trillernd und jubelnd begrüßt er die aufgehende Sonne. Da, mit einem Sprunge ist er im schäumenden Wasser verschwunden. Dort auf jenem Stein sieht man ihn, hört sein Trillern — wupp — ist er abermals unterm Wasser und taucht drüben wieder auf. Das ist der Wasserstar, jenes liebliche Geschöpf, welches in sich einen Sing-, Schwimm- und Stoßtauchvogel vereinigt. Im Wesen ist er ein höchst merkwürdiger Vogel und seiner Seltenheit wegen für den Beobachter um so anziehender. Außer der Brutzeit hält es sehr schwer, ihn „zu Hause" zu sehen; denn er ist sehr scheu, und hat er den Beobachter bemerkt, so darf dieser für die nächsten Stunden sich mit Geduld wappnen, wenn er den Vogel an demselben Tage nochmals zu Gesicht bekommen will. Über meinen guten alten Isarau-Bekannten kann ich jedoch in dieser Beziehung nicht klagen. Kam er doch häufig sogar bis zu uns unter den schmalen Steg, welcher in der Nähe der fünf Fälle über das Wasser führt und viel begangen wird. Dort sehe ich ihn, zur Sommerzeit und auch im Winter, wenn es schneit, und habe ihn im

vorigen Juni in seinem Familienleben beobachtet. Bis gegen Ende Mai sah ich nur immer einen Star, dann waren es plötzlich zwei, die sich blitzschnell in der Luft, im Wasser und auf dem Kies umherjagten. Nach einigen Tagen flogen beide eifrig mit dürren Ästchen, Gras oder Strohhalmen u. dergl. in oft ganz gewaltiger Ladung umher, doch fand ich erst nach langem Suchen das Nest, etwa 80 bis 100 Schritt von der Brücke entfernt, in einer verhältnismäßig sehr großen Höhlung des felsigen Ufers. Da ich befürchtete, durch eine nähere Untersuchung desselben die Vögel zu vertreiben, so begnügte ich mich mit der Auffindung und der versteckten Beobachtung der Baumeister vom entgegengesetzten Ufer aus. Wahrhaft ungeheuer war die Menge des Baumaterials, welches die Unermüdlichen herbeischleppten und in der unersättlichen Höhle verschwinden ließen. Bei all dieser Arbeit aber hatte das Männchen noch immer Zeit zum lustigen Gesang übrig. Auch eine Begattung habe ich beobachtet; das Weibchen schwamm, während es der Hahn betrat, auf dem Wasser; dann ließen sich beide, die Köpfe und Schwänze hoch gehoben, mit den Flügeln stark zitternd, unter gluckfenden Tönen eine Strecke stromabwärts treiben. Nach drei Tagen sah ich wieder nur meinen alten Bekannten, doppelt eifrig im Tauchen und Nahrungsuchen und öfters mit guten Bissen in das Nest schlüpfen. Das Weibchen brütete also schon. Jetzt beobachtete ich, sub rosa gesprochen, daß mein lieber Freund Wasserstar auch Fischlein nicht verschmähte. Und wie sonderbar trieb er diesen Fang! Vom Stein verschwand er im Wasser und lief oft weite Strecken am Grunde desselben hin, plötzlich fliegt ein glitzerndes Fischlein auf den Kies, verzweifelnd im fremden Elemente zappelnd, und hinterdrein springt der Star ans Land, packt den armen Kerl in der Mitte des Leibes, schlägt ihn mit dem Schnabel ein paarmal tüchtig an den Stein, bis er zwei Hälften zu stande gebracht hat, frißt dann einige Stückchen und verschwindet wieder in der kühlen Flut oder aber, und dies ist mir unfaßlich, er sah dem Zappelnden ernsthaft zu, machte plötzlich kehrt, trillerte eine muntere Strophe und plumps, war er wieder im Wasser, ohne den Fisch weder jetzt noch später zu berühren!! Auch im Dezember habe ich ihn auf dem Fischfang gesehen; er trieb sich dann ebenso wie im Sommer in dem eisigkalten Wasser herum, sang lustig wie immer, und wie lieblich war nun erst sein lauter Gesang in der toten stillen Natur.

Gegen Ende Juni bemerkte ich auch das Weibchen wieder und hörte das Zirpen der Jungen. Noch wartete ich vier Tage bis zum neunzehnten, dann konnte ich meine Neugierde nicht mehr bändigen und wollte nach dem Neste sehen. Aber die Jungen, vier Stück, noch gar nicht flügge, tauchten nichtsdestoweniger gleich den Alten bei meiner Annäherung ins Wasser: doch konnte ich dieselben von meinem Versteck aus noch weiter beobachten. Sie sahen den Alten an Färbung nicht ähnlich, besonders fiel mir der schwarz und weiß gesprenkelte Unterleib auf. Als unübertreffliche Wasserkünstler werden sie geboren. Nach einiger Zeit waren sie samt dem Weibchen verschwunden; das alte Männchen war wieder allein und ohne Zweifel darob sehr vergnügt und froh.

Der Wasserstar singt bei allem, was er thut, sogar beim Putzen seiner Federn. Sein Gesang ist sehr angenehm, erinnert an einzelnen Stellen an den Amselgesang, hat aber mehr das Herunterleiern des gemeinen Stars. Kälte stört ihn nicht im geringsten, denn auch in Kamtschatka ist er bekanntlich heimisch und nicht minder fröhlich als bei uns. Sein weiches, pelzartiges Gefieder ist so dicht, daß die Nässe nicht durchdringen kann, auch bleibt dasselbe immer trocken, selbst im Wasser. Ebensowenig scheint der Vogel jemals von Krankheit heimgesucht zu werden; wie sollte auch eine solche Eisennatur einer Krankheit verfallen können! Er ist ein echter Einsiedler und sieht sogar sein Weib nicht gern länger als die Brutzeit währt. Beide Alten legen eine ungemein große Zärtlichkeit für die Jungen an den Tag; sind diese aber flügge, so heißt es ‚Marsch! Wasser giebt's noch viel, dieser Bezirk ist zu klein für uns alle, sucht euch euer eigenes Reich‘. Das Nest habe ich genau untersucht, das Einflugloch ist so eng als möglich, das Innere aber unverhältnismäßig groß und, wie schon gesagt, ungeheuer viel Baustoff ist in demselben enthalten. Von Fischgräten war in demselben keine Spur, glaube auch nicht, daß die Jungen mit Fischlaich gefüttert werden. Noch möchte ich bemerken, daß ich den Wasserstar niemals auf Bäume fliegen oder auf solchen sitzen sah. Wo der Wasserstar sein Nest unter einem Wasserfall, durch den er hindurchfliegt, anbringen kann, da baut er es mit Vorliebe.

Um ihn in der Gefangenschaft zu halten, muß man ihn jung aus dem Neste nehmen und mit Grasmückenfutter (Mehlwürmern, frischen Ameisenpuppen, süßem Käsequark, Semmeln in Milch und gehacktem

Fleisch, Beeren mag er nicht, großziehen. Am besten läßt man ihn frei im Zimmer laufen; er singt in der Gefangenschaft viel anhaltender, dabei ebenso fleißig wie in der Freiheit. Sein Lockton ist „zerb, zerb". Jung aufgezogen wird er auch sehr zahm und benimmt sich ähnlich wie der gemeine Star. Immer muß er ein größeres Gefäß mit Wasser, auf dessen Boden sich auch Flußsand befindet, zu seiner Verfügung haben, sonst wird er traurig. In dasselbe kann man die Mehlwürmer werfen, aber lebend, und so seine Taucherfertigkeit im Zimmer bewundern. Er muß im Wasser so gut sehen wie in der Luft. Bei meinem Zimmerkameraden habe ich als die längste Zeit, welche er unter Wasser blieb, 38 Sekunden festgestellt. Die mir interessanteste Beobachtung, welche ich an meinem Gefangenen machte, ist die, daß er seine Nasenlöcher durch ein verschiebbares Häutchen öffnen und schließen kann. Zwei Wasserstare vertragen sich in der Gefangenschaft so wenig wie im Freien. Auch andere Vögel liebt er nicht. Durch die erschrecklichen Pfützen, welche er bei seinen Taucherkünsten macht, erschwert er das Halten, und ich sah mich auf die aus diesem Grunde sehr berechtigten Klagen meines Hausherrn hin genötigt, meinem Vogel die Freiheit wieder zu geben. Alt eingefangene Vögel verhungern sehr oft; immer wenn sie nicht lebende kleine Fischchen in Wasserkübeln erhalten.

In der Ebene fehlt der Wasserstar, aber auch bei uns in den Alpen ist er nicht häufig. Die Eier sind einfarbig weiß. Die unsinnige Verfolgung des Wasserschwätzers, der niemals der Fischerei Schaden bringen kann, sondern jammerselten, nur gelegentlich, einmal ein kleines Fischlein hascht, sich sonst von allerlei Wasserinsekten, Haften, Mücken, Schnaken, Käfern, Phryganeen, Würmchen und all' den Larven, die im Wasser leben, ernährt, ist ein Verbrechen, das die Fischervereine leider in ihrer blinden Habgier fördern, und das unbedingt gesetzlich ausgerottet werden muß!

Der Zaunkönig.

Troglodytes parvulus, vulgaris, europaeus, regulus; Motacilla troglodytes; Sylvia troglodytes.

(Tafel 15, Figur 13.)

Er und die beiden Goldhähnchen sind die kleinsten europäischen Vögel.

Der muntere, artige, kleine König hat einen kurzen, etwas runden, mit weichen, langen Federn bedeckten Körper und gewölbte Flügel. Seine Füße sind zum Hüpfen, ziemlich stark und mit kurzen, gebogenen Nägeln versehen. Der Oberleib ist rostbraun, mit undeutlichen dunkelbraunen Querstreifen; Flügel und Schwanz schwärzlich gebändert. Das Gesicht ist hellbräunlich und ein dunkler Streifen zieht sich durch das Auge nach hinten; Kehle und Brust sind graubräunlich. Die Mehrzahl der Flügel- und Schwanzdeckfedern haben weiße Spitzenflecke. Der pfriemenförmige Schnabel ist etwas gebogen, Schwanz und Flügel sehr abgerundet. Auge dunkelbraun. Weibchen und Junge von matterer Färbung. Länge 9,5 cm, Flügelbreite 14 cm, Schnabel 1 cm.

Der Zaunkönig, Schneekönig, Zaunschnerz, Meisenkönig ꝛc. ist der einzige Vertreter der Familie der Zaunschlüpfer (Troglodytes) in Europa, die in Gestalt, Wesen und Betragen sich als Verwandte der Wasserschwätzer erweisen.

Der „Allüberall" ist der Zaunkönig. Im Wald, im Dorf, sogar im Garten, selbst in der Stadt kann man ihn finden, und je mehr er den Menschen kennt, desto zutraulicher wird er, kommt dem Bauer in den offenen Heuboden und dem Gärtner in sein Gewächshaus, ja er nistet sogar hier als gern gesehener Gast. Aber wo er auch sein mag, sein Benehmen ist stets dasselbe, immer heiter und sangeslustig. Keck und zutraulich, dabei aber auch durch die geringste Veranlassung blind vor Schreck und Furcht, hüpft der knappe rötlichbraune Geselle in geduckter Stellung mit erhobenem Schwänzchen

hurtig wie eine Maus über den Boden dahin, windet sich mit unvergleichlicher Geschwindigkeit durch das dichteste Gestrüpp, wo er bald hier, bald dort einen fetten Bissen, irgend eine Larve, Puppe, Kerbtier, Spinne ꝛc. findet, kommt dann mal auch auf einen höheren Zweig, schnellt das Schwänzchen und sieht sich sehr selbstgefällig um. Bei allem, was ihm als unbekannt aufstößt, ertönt sein „zerr“, und es ist drollig, wenn er da manchmal durch diesen Warnungsruf, der aber bloß harmloses Staunen ausdrücken sollte, eine ganze Spatzenfamilie in wilde Flucht jagt und dann, durch deren hastiges Auffliegen selbst in tödliche Angst versetzt, ins dichteste Gebüsch flüchtet. Eigentlich fliegt er nur ungern, denn diese Kunst ist ihm in sehr geringem Maße eigen; er thut es langsam und schwerfällig und ermüdet bald.

Kaum ist die Nacht gewichen, ertönt in den Schluchten der Waldthäler schon des Zwergkönigs schmetternder Morgengruß. Zunächst gilt es einen frischen Trunk zu thun, wozu ihm der rauschende Waldbach sein silberklares Naß liefert. Auf einem Steine oder auf einer aus dem Wasser ragenden Baumwurzel sich drehend und neigend, schlürft er eilig den kostbaren Trank, eilt dann mit einem breiten „zer, zerzerzer“ einem vornüberhängenden Erdufer zu, um in dem wirren Wurzelgestrüpp nach allerhand Kerfen, Spinnen und Fliegen zu fahnden. Alle in der Nähe seines Gebietes liegenden Ecken und Winkel, wie sie ihm Holzstöße, Köhlerhütten, Reisighaufen, Baumhöhlen und Fichtengestrüpp bieten, alle werden täglich einer mehrmaligen strengen Besichtigung unterzogen und nach Kräften gereinigt. In der Nähe menschlicher Wohnungen werden selbst Stallungen, Böden, Keller und Küche mit liebenswürdiger Dreistigkeit durchwandert, besonders zur Winterszeit, wenn der Schnee so viele Schlupfwinkel versperrt oder vergraben hat. Und wenn dann einmal die liebe Sonne ihre wärmenden Strahlen durch die Wolken sendet, da schwingt sich der kleine Gesell auf den Dachfirst, seinen „Lug ins Land“, und verkündet in alter Weise dem staunenden Horcher, daß sein Lebensmut noch frisch, seine gute Laune noch nicht gebrochen sei. Wahrlich, wem bei solchen Liedern nicht das Herz aufgeht, der muß sich vor sich selber schämen. Der Zaunkönig singt zu jeder Jahreszeit, am anhaltendsten natürlich im Lenze, wo es gilt eine Lebensgefährtin zu finden, oder andere sein Gebiet bedrohende Monarchen abzuwehren. Da vernimmt man oftmals die reizenden Wettgesänge zweier benachbarter Könige, in welchen der eine den andern durch Wohllaut und Kraft der Stimme zu überbieten sucht, daß man glauben sollte, die Brust müßte den kleinen Tierchen von den erstaunlichen Anstrengungen zerspringen.

So bös und zornig der Zaunkönig gegen andere Männchen ist, so aufmerksam und liebenswürdig ist er gegen sein Weibchen und sucht es durch wunderliche Tänze und süße innige Weisen zu erfreuen. Oftmals stellen beide gemeinsame Spiele an und verfolgen, jagen und treiben sich durch Busch und Gestrüpp, wobei wir ihrer Geschicklichkeit im Durchschlüpfen der engsten und verschränktesten Zweige allen Beifall zollen müssen.

Zum Nestbau, der gewöhnlich erst in den Tagen des Aprils in Angriff genommen wird, tragen beide Alten die Baustoffe herbei. Bei Anlage ihres Nestes suchen sie oft die verschiedensten Örtlichkeiten zu benutzen, bevorzugen aber geschützte Plätze, wie Ufer, Brücken, Dächer, Felsspalten, Mauern, alte Stämme, Holzstöße u. s. w. Es ist ein reizender Anblick, wenn die kleinen Baumeister den nadelspitzen Schnabel mit grünen Moosrispen gefüllt, aus dem Gebüsch auftauchen, sich einen Augenblick auf einem Zweige wiegen und dann eiligst dem Nistplatze zuschwirren. Bei freundlicher Witterung ist der kugelförmige Bau in wenigen Tagen fertiggestellt, die Thüröffnung zierlich gerundet und durch einige wagrecht gelegte dürre Ästchen sogar mit einer Schwelle versehen und der ganze Moospalast mit einer Menge der feinsten Federn wunderweich ausgepolstert. Die Eier (Tafel 47, Figur 18), welche auf weißem Grunde feine, blutrote Pünktchen haben, sind $15^1/_2 + 12$ mm groß. Die jungen Zaunprinzen und Prinzessinnen, oft 6—8 Stück an der Zahl, gedeihen in diesem geschützten Häuschen unter der treuen und sorgsamen Pflege der königlichen Eltern aufs günstigste und unternehmen schon nach 14 Tagen den ersten Ausflug in die weite Welt. Ein dichter Fichtenbusch, eine Dornhecke oder ein Reisighaufen gewährt ihnen den ersten Aufenthalt und sollte dieser nicht in der Nähe sein, so werden die Eltern alle Überredungskünste aufbieten, um sie einem solch sicheren Verstecke zuzuführen. Hier sitzt dann die kleine Schar eng aneinander gereiht friedlich auf einem Zweige, die Ankunft der Eltern mit leisem Gezirp begrüßend. Naht sich ein Raubtier, etwa eine Katze oder ein mordlustiges Wiesel, so

lassen die Alten anhaltende Warnungslaute ertönen, fliegen ängstlich hin und her, wobei die Jungen lautlos und regungslos dasitzen. Wenn aber Gefahr eintritt, da stürzen sich alle hurtig ins Gebüsch und verschwinden, das eine hier, das andere dort, im dichtesten Gesträuch, schlüpfen in ihrer Angst sogar in Mauselöcher, Felsspalten, Steinritzen &c. Lange halten die Jungen in echter Geschwisterliebe treu zusammen und beziehen sogar, schon erwachsen, noch gemeinschaftliche Nachtquartiere; schliefen doch ihrer fünf Stück einst einen ganzen Winter hindurch in einem Schwalbenneste, welches über meinem Fenster war. Überall steht der Zaunkönig unter des Menschen treuer Obhut. Ein jeder, dem das beneidenswerte Glück zu teil wird, einen solch liebenswürdigen, ewig heiteren Vogel in der Nähe seines Hauses beobachten zu können, hütet ihn wie seinen Augapfel.

Angenehm und lieblich, wenn auch nur einfach, ist sein Gesang. Ob heiß die Julisonne niederbrennt, ob trübe Novemberwitterung jegliches Gemüt bedrückt, ob hoher Schnee die tote Erde deckt: stets ist dieser kleine Sänger zu hören. Ja, sein Lied ist wirklich hübsch, im Winter sogar entzückend, und wollte man nach der Stärke der Töne die Größe des Sängers beurteilen, man würde auf eine Drossel raten. In anmutigster Abwechselung läßt er eine kurze Reihe hellpfeifender Töne hören, welche sich in der Mitte zu einem und am Ende zu mehreren das Ganze abschließenden Trillern erheben. Und mit vollstem Recht sagt der so feinfühlende Brehm: „Wem im Winter beim Lied des Zaunkönigs das Herz nicht aufgeht in der Brust, der ist ein trauriger, freudloser Mensch.“

In Käfigen, am besten mit Fliegengitter, mit einigen Rindenstücken, die kleine Fluglöcher zum Aus- und Einschlüpfen haben, versehen, läßt sich das herzallerliebste Vögelchen bei feinster Fütterung recht gut, sowohl allein, wie in größerer Gesellschaft halten. Nur zu zweit halte man nicht männliche Zaunkönige, sie dulden sich ebensowenig in der Gefangenschaft als in der Freiheit. In München kenne ich einen Herrn, Prokurist einer großen Konditorei, der die größte und begreiflichste Freude an diesen kleinsten Vögelchen hat. Oft habe ich ihn besucht und mich gefreut, wenn sein viele Jahre alter Zaunkönig, dessen Käfig in einer Ecke des Arbeitstisches steht, so ungeniert sein fröhliches Wesen trieb und inmitten des Getriebes einer großen Backstube seine heitere Weise sang. Auch an den Zaunkönig dürfen sich nur ganz erfahrene Vogelwirte wagen, es wäre doch Sünd und Schade für jedes einzelne Vögelchen, das ungeschickter oder unwissender Behandlung zum Opfer fiele. Auch für ihn empfehle ich nach der Eingewöhnung mit kleinen, zarten, weißen und frischen Ameisenpuppen und zerschnittenen Mehlwürmern, das Kruelsche Mischfutter. Friderich empfiehlt für die Zeit, wo frische Ameisenpuppen nicht zu haben sind, ein Gemisch von Eierbrot, dem inneren weichen Teile der Feigen, geriebenen Hühnereiern und Herz. Stets beachte man, daß der kleine Held außerordentlich schreckhaft ist, ja vor Schreck sterben kann.

Ganz merkwürdig sind die Reisen des Zaunkönigs und seine weite Verbreitung. Das europäische Festland bewohnt er von den drei südlichen Halbinseln bis in den arktischen Kreis hinein, nach Helgoland kommt er, der winzige Kerl und schlechte Flieger jedes Jahr auf seinen Reisen, die er unternimmt, ohne eigentlich Zugvogel zu sein; auf die Faröer kommt er ebenfalls häufig und in Island ist er heimisch, befindet sich dort an den vielen heißen Quellen sogar sehr wohl!

Die Grasmücken. Sylviinae.

Die erklärtesten Lieblinge der meisten Vogelliebhaber treten uns mit diesen in der That herzlieben Sängern entgegen; unter ihnen ist so mancher Sangeskünstler, den spezielle Liebhaber der Nachtigall gleichstellen, sogar bevorzugen. Die wunderbar schönen, reinen Flötentöne, der helle, reine Jubelruf, welche den Gesang mehrerer Arten auszeichnen, sind gewiß ganz unerreicht schön. Der Bau der Grasmücken ist schlank, die Farben meist einfach, schmucklos, im Gegensatz zu den Erdsängern haben sie kürzere Füße und einen etwas stärkeren Schnabel, gehen viel seltener auf den Boden, sondern als echte Laubholzsänger, die insbesondere, fast ausschließlich, das dichtere Buschwerk am Rande der Laubwälder beleben, hüpfen sie mit starkeingebogenem Fersengelenk und niedergebeugter Brust ungemein lebhaft

umher, durchstreifen elegant und sicher das dichteste Dorngebüsch und nehmen vorzugsweise sitzende Insekten, gegen den Herbst Beeren. Ihre Nester stehen meist im niederen Gebüsch und in dichten Hecken, nur einige Fuß über dem Boden.

Der Meistersänger.

Sylvia orphea, grisea, crassirostris; Curruca orphea, musica; Philomela orphea.

(Tafel 15, Figur 4.)

Sängergrasmücke, Orpheusgrasmücke. Unter allen europäischen Grasmücken ist der Meistersänger die zweitgrößte, die entschieden erste aber als Sängerin.

Das Gefieder ist auf der Oberseite aschgrau, auf dem Rücken bräunlich überflogen, auf dem Scheitel und dem Nacken bräunlich oder grauschwarz, auf der Unterseite weiß, seitlich der Brust lichtrostfarben, die Schwingen und die Steuerfedern sind mattschwarzbraun, die schmale Außenfahne der äußersten Schwanzfeder ist weiß, die breite Innenfahne zeigt an der Spitze einen keilförmigen Flecken von derselben Färbung, die zweite einen weißen Spitzenflecken. Das Auge ist hellgelb, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel bläulichschwarz, der Fuß rötlichgrau, ein nackter Ring ums Auge blaugrau. Das Weibchen ist blasser gefärbt, namentlich ist die Kopfplatte lichter, ohne den rostgelben Anflug an der Unterseite. Länge 16,5 cm, Flugbreite 25 cm.

In Deutschland kommt der Meistersänger nur sehr selten, als Brutvogel wohl gar nicht vor. Er gehört dem Süden Europas, nordwärts bis in die Schweiz, dann Algerien, Syrien, Kleinasien, Zentral- und Südindien an. Heuglin erlegte, um die Art festzustellen, ein ♂ in Ägypten, unfern der Pyramide Meïdun.

Ungeachtet vieler widersprechender Urteile halte ich die Sängergrasmücke für die vorzüglichste Sängerin unter allen Grasmücken; die von dieser Ansicht abweichenden Kritiken werden wohl daher kommen, daß die betreffenden Beurteiler nur Stümper gehört haben, Vögel die jung aufgezogen wurden. Der Gesang des vollendeten Meisters ist höchst eigentümlich, fesselnd, doppelt unterhaltend durch die in ihm verflochtenen Stellen aus den Liedern anderer Edelsänger, insbesondere der Schwarzdrossel. A. v. Homeyer schildert ihn mit folgenden Worten: „Man wird ihn freilich nur für einen Grasmückengesang halten können, durch den ruhigen Vortrag melodisch zusammengefügter Strophen doch auch an einen Spöttergesang erinnert werden, indem er trotz seiner nur den Grasmücken eigenen Rundung zeitweise das Abgesetzte und Schnalzende des Gartensängers hat. Besonders in der Fülle des Tones, sowie im allgemeinen in der Art des Vortrages, gleicht dieser Gesang am meisten dem der Gartengrasmücke; er ist aber lauter, die Strophen sind mannigfaltiger und das Ganze ist großartiger. Bald ist der Ton gurgelnd, bald schmatzend, bald schackernd, bald frei heraus von einer solchen Kraft und Fülle, daß er wahrhaft überrascht. Während die Gartengrasmücke immer einen und denselben Vortrag behält und aus ihren ruhigen Gurgel- und schnarrenden Tönen nicht herauskommt. Dabei werden die Töne und Strophen so deutlich gegeben, daß man sie während des Singens nachschreiben kann, ohne sich übereilen zu müssen.“

Sein Leben verbringt der Meistersänger, entgegengesetzt der Gepflogenheit der anderen Grasmücken, auf Bäumen und Baumkronen, den Niederwald liebt er nicht, dagegen trifft man ihn oft in Kieferwäldern. Er ist sehr mißtrauisch und verbirgt sich im Laube, sowie ein Mensch naht. Auch das Nest bringt er, völlig abweichend von seinen Verwandten, mit Vorliebe hoch oben in den Kronen der Bäume an. Es ist dickwandiger als das Nest der anderen Grasmücken, sonst aber den Grasmückennestern gleich. Der Meistersänger kommt nach Südeuropa erst Ende April, oft gar erst Anfang Mai und bleibt nicht länger als höchstens Anfang September. Die Brutzeit beginnt dann Mitte Mai unter wütenden Kämpfen der Männchen. Die 4—5 Eier, 19 + 15 mm groß, sind auf schmutzig-, grünlich- oder gelblichweißem Grunde mit dunkel- und hellbraunen und aschgrauen Punkten und Flecken, welche am stumpfen Ende einen Kranz bilden.

In der Gefangenschaft ist der Meistersänger gegen Kälte ganz ungemein empfindlich, wird er hingegen mit mindestens 15° Reaumur Zimmertemperatur geschützt, so ist er bei bestem Futter lange Zeit zu erhalten. Wie alle Grasmücken, wird er jedes Jahr wieder ungemein stürmisch zur Zugzeit

und ist dann doppelt sorgfältig zu füttern. Frische Ameisenpuppen so lange nur immer solche zu haben sind, dazu Beeren und geriebenen Apfel. Im Spätherbst und Winter dann Kruel'sches Mischfutter für Nachtigallen und Zugabe von 8—10 Mehlwürmern, sowie ebenfalls Obst, Feigen und Beeren.

Die Sperbergrasmücke.

Sylvia nisoria; Curruca und Philacantha nisoria; Nisoria undata; Adophoneus nisorius, undatus.

(Tafel 15, Figur 2 und 3.)

Spanische Grasmücke, Spanier, Sperbernachtigall, schuppige Grasmücke.

Sie ist die größte europäische Grasmücke: Länge 17—17,2 cm, Flügelbreite 26,5—27 cm, Schnabel 1,3 cm, Lauf 2,6 cm. Die Sperbergrasmücke ist nicht zu verkennen, denn ihre ganze Vorderseite ist auf weißlichem Grunde mit braungrauen Querwellenlinien dicht besetzt; durch die Augen gehend ein dunkler Streifen, ganze Oberseite grau, Flügel dunkler, bräunlich, mit hellen Kanten; Auge lebhaft gelb, Füße bräunlich. Das Weibchen ist schwächer, aber doch genug gewellt, um erkannt zu werden, sonst dem Männchen ähnlich, nur matter gefärbt. Die stechend gelben Augensterne und die braungrauen Wellenlinien des Unterleibs rechtfertigen den Vergleich mit einem Sperber vollkommen

Unter den in Deutschland vorkommenden Grasmücken ist sie die seltenste, sie bewohnt aber vom südlichen Schweden an ganz Mittel- und Südeuropa, in England fehlt sie, nicht häufig Nordafrika, dagegen ist sie häufig in West- und Zentralasien. Im Osten Deutschlands kommt sie viel öfter vor als im Westen; in ebenen Strichen ist sie häufiger als im Bergland. Sie kommt spät zu uns, selten vor Anfang Mai, ist sehr ungeschickt auf dem Boden, dafür aber ungemein geschickt im Durchschlüpfen des Gezweiges und der Dickichte. Auch fliegt sie sehr gut und steigt auch beim Singen öfter in die Luft, gleichwie die Dorngrasmücke; unschön ist die Einleitung zu ihrem Gesange, ein Schnarren und Trommeln, das wie „errrrr" klingt, viel Ähnlichkeit mit der Kunstleistung unseres Haussperlings hat. Dagegen ist der Gesang selbst sehr schön, hat viele Ähnlichkeit mit dem der Gartengrasmücke und bringt zugleich viele Stimmen der liederreichen Umgebung, der Überschlag des Schwarzplättchens, der Pfiff des Pirols, der Schlag des Finken erscheinen ganz deutlich in ihm. Unmittelbar nach ihrer Ankunft geht es, wie selbstredend, an den Nestbau. Das Nest steht meist gut versteckt im Dickicht, am liebsten in dichten Dornhecken. Die Sperbergrasmücke gehört dabei zu den mißtrauischesten Sängern. Hat sie noch keine Eier, so verläßt sie das Nest sofort bei der geringsten Störung. Aber auch die Eier verlassen sie, sowie sie ernstere Störungen wahrnehmen, insbesondere wenn das Nest berührt worden ist. Andererseits sucht das Weibchen Eier und Junge, durch die bei fast allen Grasmücken gebräuchliche List, sich lahm und krank zu stellen, zu retten. Die Jungen wiederum verlassen das Nest lange ehe sie fliegen können und wissen sich unauffindbar im Gebüsche zu verstecken. So mißtrauisch in dieser Hinsicht das Weibchen ist, so händelsüchtig ist während der ganzen Brutzeit das Männchen. „Das Männchen," sagt Naumann, „ruht, wenn ein anderes in seinen Bezirk kommt, nicht eher, bis es dasselbe mit grimmigen Bissen daraus vertrieben hat, und beide raufen sich oft tüchtig. Während das Weibchen das niedere Gebüsch durchkriecht, am Nest baut oder auf demselben sitzt, treibt sich das Männchen über ihm in den höheren Bäumen unruhig umher, singt, schreit und achtet darauf, daß kein Nebenbuhler kommt." Im August schon verläßt sie uns wieder.

Ihre Eier, 21 + 15 mm (Tafel 47, Figur 5), sind auf grauweißem Grunde mit hell aschgrauen und blaß olivenbraunen Flecken gezeichnet.

Als Stubengenosse bereitet die Sperbergrasmücke dem Vogelfreunde viele Schwierigkeiten. Sie gehört zu den zartesten Stubenvögeln, ihre Ansprüche und ihre Pflege stimmen mit der vorigen überein. Dabei ist sie aber viel schwieriger einzugewöhnen und tobt mit tollstem Ungestüm nachts in der Zugzeit. Es währt auch lange, bis man ihr so lebhaftes Mißtrauen überwunden hat. Bei sorgfältigster, gleichmäßigster Pflege aber kann man sie doch lange Jahre erhalten und an dem so auffallenden, schönen Sänger sehr viele Freude haben.

Die Gartengrasmücke.

Sylvia hortensis, aedonia, salicaria; Curruca grisea; Motacilla salicaria.
(Tafel 14, Figur 12.)

Graue Grasmücke, Heckenschmätzer, Grasmücke, Grashexe, große Weißkehle, Graukopf.

Oberseite oliven- oder braungrau, Schwingen wenig dunkler mit hellgrauen Endsäumen, Unterseite trüb gelblich-weiß, Iris dunkelbraun. Schwanzfedern einfarbig graubraun, an den Innenrändern der äußeren Federn helle Säume. Weibchen und Junge matter gefärbt, erstere auch etwas kleiner. An der Wurzel des grauen, nach der Spitze hin schwarzen Schnabels stehen steife Bartborsten, von denen drei die längsten sind. Füße bläulichgrau mit gelben Sohlen. Länge 14,5 cm, Flugbreite 22,7 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,2 cm.

Deutschland scheint das Lieblingsland dieses herzigen Vögelchens zu sein, bei uns war es von jeher in Menge und wenn die Gartengrasmücke jetzt auffallend seltener wird, so liegt es an der herrschenden Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit des Publikums, sowie freilich nicht minder an dem Massenfang der vögelverschlingenden Italiener und Griechen und Spanier. Indessen gewiß, unsere jetzige geleckte Gartenkultur mit den traurigen und langweiligen Nadelholzgruppen sagen diesen, frische grüne Sträucher liebenden Vögeln nicht zu und während früher manche Gärten voll beerentragenden Buschwerks waren, sieht man jetzt modernes, durchsichtiges Gesträuch. Unsere Grasmücke aber liebt Haine und Parks, Weidenheger, dichtes, nicht hohes Gesträuch, darüber die Sonne. Hochwälder oder gar düstere Nadelwälder meidet sie.

Ihr Nest steht niedrig, etwa in Meterhöhe, in dichtem Gebüsch oder Dorngestrüpp, ist äußerlich aus dürren Grashalmen und Rispen, inwendig aus zarten Hälmchen und Haaren schön muldenförmig, aber ziemlich dünnwandig hergestellt und enthält gegen Ende Mai, — Ende April, Anfang Mai, nach der Nachtigall, kommt die Gartengrasmücke erst zu uns, — 4—5 schwach rötlichweiße Eier, 19,3 + 14 mm (Tafel 14, Figur 1 b), welche mattbraun und aschgrau gepunktet und stark marmoriert sind. Die Brutzeit währt 13 Tage, die Jungen verlassen mit 12 Tagen, noch nicht flügge das Nest. Kommt man in die Nähe desselben, so stellt sich das Weibchen sofort flügellahm, kraucht scheinbar schwer verletzt vor uns auf der Erde hin, flieht aber, sowie es verfolgt wird, immer elend flatternd, weiter und weiter, bis es glaubt, weit genug vom Neste weggelockt zu haben, dann erhebt es sich froh in die Luft und verschwindet im Gebüsch. Das Männchen baut stets mehrere Vergnügungsnester, in denen es mit Vorliebe singt. Im Sommer lebt die Gartengrasmücke nur von Gewürm und Insekten, welche sie, wie alle ihre Verwandten, im Fluge fängt oder von den Zweigen, nur ungern aber vom Boden aufnimmt; kommt aber die Reifezeit der Beeren heran, so hält sie sich mit großer Vorliebe an diese und frißt dazu Insekten wie Fleisch zum Brot.

Der Gesang der Gartengrasmücke zählt zu den besten in Hain und Gartenanlagen; er ist sehr melodisch, in einem fort orgelnd und enthält keinerlei unangenehme Laute. Sie hat dabei sehr schöne, volle Flötentöne, die mit dem so sehr wohlklingenden Schnadahüpfel (Überschlag) ihres Gesanges ein ganz reizendes Tonstück gewähren. Freilich giebt es auch minderwertige Sänger, die aus dem eigentümlichen „berrebü, berrebü“ gar nicht mehr hinausfinden wollen. Sie singt auch viel, indem sie von Zweig zu Zweig hüpft. Im Freien dauert der Gesang bis tief in den Juli hinein; in der Gefangenschaft singt sie von anfangs Dezember bis Ende Juli, anfangs leiser, dem Gesange des Schwarzplättchens ähnlich, den sie im übrigen in Bezug auf Wohllaut der Stimme und Tonstärke übertrifft. Im lauten Gesange der Gartengrasmücke nimmt man auch verschiedene, aber undeutlich artikulierte kurze Nachtigallentouren wahr. Je tiefer die Tonlage, je mehr die einzelnen Töne aus dem Gesang sich abheben, je länger die Melodie, desto größer ist der Wert des Gesanges.

Das geeignetste Futter für Grasmücken sind frische Ameisenpuppen, später zerriebene dürre Ameisenpuppen mit in Milch eingeweichtem altbackenem, aber mürbem Weißbrot, zur Abwechselung Beeren und Obst; Milchsahne mit Weißbrot nimmt sie sehr gern. Auch das Kruel'sche Nachtigallenfutter ist trefflich für sie. Die Gartengrasmücke gehört leider zu denjenigen Stubenvögeln, welche im Käfig schwer oder auch gar nicht ausmausern und daher als sehr ausdauernde Stubenvögel nicht zu betrachten sind. Die meisten Vogelwirte, die ich dieserhalb gesprochen habe, verneinen die von andern aufgestellte Be-

hauptung, daß die Gartengrasmücke bei uns im Freien mausere; gleichwohl ist nicht daran zu zweifeln, da sie lange genug (bis September) bei uns verweilt, um gründlich abzumausern. Dafür spricht denn auch, daß verschiedene Vogelwirte, um die Mauser künstlich hervorzurufen, vom halben August an ihren Grasmücken nach und nach einige Federn ausgerupft haben und zwar mit bestem Erfolge. Damit die Vögel ungestört blieben, wurden dabei die Käfige wie im Frühjahr verdeckt. Die auf diese Weise zur künstlichen Mauser gebrachten Grasmücken blieben den ganzen Winter gesund, fingen sehr bald an fleißig zu singen und sangen teilweise sogar im Winter früh und abends bei Licht. Die um Mitte Juni und anfangs August eingetretene Mauser machte dann dem feurigen Gesange ein Ende. Ende Juli war die Mauser bei zwei Grasmücken vollständig, bei einer dritten nahezu vollendet und die beiden ersten sangen schon wieder.

Zur Zeit des Zuges sind die Gartengrasmücken ebenfalls unruhige Gäste, vorzugsweise im ersten Jahre ihres Gefangenlebens. Abendliche Fütterung und zur Not Aufbewahrung in einer ruhigen, dunklen Kammer schwächen indes den Wandertrieb erheblich ab.

Die Mönchsgrasmücke.

Sylvia atricapilla, nigricapilla; Motacilla, Curruca, Philomela atricapilla.

(Tafel 14, Figur 13 und 14.)

Unter den Insektenfressern, welche unsere Käfige bevölkern, ist der Mönch, in Süddeutschland allgemein Schwarzplättchen genannt, der weitaus häufigste, verbreitetste und beliebteste.

Länge 14,3 cm, Flügelbreite 23,3 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,4 cm. Der Oberkopf des Männchens ist schwarz, des Weibchens und der Jungen rötlichbraun; im übrigen ist die ganze Oberseite graubraun mit grünlichem Anflug, die Unterseite aschgrau, nach unten trübweiß, wie auch die Kehle. Anderer Kennzeichen bedarf es nicht. Sie schließt sich der vorigen in Zugzeit, Lebensweise, Aufenthalt und Verbreitung vollständig an und kommt auch meist, oder doch oft genug, neben ihr vor.

Wo man den Schwarzkopf hegt und schützt, da ist er zahlreich und einer der dankbarsten nützlichsten Vögel. Da er in seinem Nestbau ein arger Leichtfuß ist wie fast alle Grasmücken und sein Heim meist in niederen Bäumchen, in Hecken u. a. aufschlägt, so ist man gezwungen, will man das reizende Vögelchen seinem Garten erhalten, ein wachsames Auge auf die Katzen zu haben und diesem zum größten Teil äußerst unnützen Raubgesindel mit Falle und Flinte nachzustellen, sonst werden Alt und Jung die sichere Beute des heimtückischen Räubers, der mit Leidenschaft nach dem Neste sucht, sobald er des Männchens Töne gehört. Jener allbekannte Gesang ist wahrhaft schön. Er besteht aus zwei Teilen, einem wechselreichen längeren Piano und einem lauten kräftigen Forte. Dieser kurze jubilierende Schlag ist der Glanzpunkt seiner Leistung und der ganze Wert eines jeden einzelnen Vogels bestimmt sich nach ihm.

Der Mönch liebt zum Aufenthalt gebüschreiche Gärten und Wälder jeder Art. Nördlich geht er bis Lappland, südlich bis Italien, fehlt aber in Spanien. In Deutschland ist er überall anzutreffen, ich glaube aber nicht an vielen Orten in so großer Zahl wie bei uns im bayerischen Hochgebirge, oder gar im Salzburgischen. Von dorther sollen die besten Sänger kommen, nach übereinstimmender Meinung sämtlicher Münchener Vogelhändler und Vogelfreunde. Mir ist außer dem besseren Gesange noch aufgefallen, daß jene Schwarzplattl bedeutend kleiner und gedrungener sind als ihre Artgenossen, auch weit mehr und viel anhaltender ihr schmatzendes „tack, tack“ hören lassen. Selbstverständlich stehen sie auch höher im Preise als die übrigen. Doch sind unsere Sänger, von welchen behauptet wird, daß die in Fichtenwäldern aufgezogenen besser sängen als die, welche in Laubwäldern oder Gärten das Licht der Welt erblickt, ebenfalls vorzügliche Meister ihrer Kunst. Geraubte und künstlich aufgezogene Vögel aber bleiben erbärmliche Stümper, während sie allerdings zu ihrer und des Menschen Qual gleich Staren, Amseln und Gimpeln abgedroschene Gassenhauer genau so nachpfeifen lernen, wie sie ihnen das betreffende geistreiche Menschenkind vorpfeift. Läßt man die Alten in der Gefangenschaft brüten und Junge aufziehen (es ist gar nicht schwierig), so lernen diese den Gesang des Vaters auch

in noch so sangesreicher Umgebung ganz getreu. In der Freiheit ist der Mönch außerordentlich scheu, fliegt bei Annäherung eines Menschen sofort in dichtes Gebüsch, verrät sich aber überall durch seinen herrlichen Gesang. Jedenfalls infolge dieses versteckten Lebens ist Alexander von Humboldt in einen ergötzlichen Irrtum verfallen. Er beschreibt als den herrlichsten Sänger der kanarischen Inseln den Capriot, einen scheuen Vogel, den man nie zu Gesicht bekomme und der so freiheitsliebend sei, daß er die Gefangenschaft nicht vertrage. Dieser Capriot ist, was die Welt erst lange Zeit nach des großen Forschers Tod erfuhr, unser Schwarzplättchen, das sich auf jenen glücklichen Inseln sehr häufig findet.

Ganz merkwürdig verändert sich aber das Wesen des Vögelchens, wenn es sein Nest in einem Garten aufgeschlagen. Läßt man es nämlich hübsch in Ruhe, so wird das Pärchen bald sehr zutraulich; das Weibchen bekümmert sich während des Brütens nicht um die Nähe des bescheidenen Beobachters, und sein Gatte flötet ohne Sorgen auf einem nahen Rosenbäumchen sein Lied. Hier möchte ich auch bemerken, daß ich beim Mönch ungeachtet der großen Liebe und Hingebung für seine Jungen nicht die unter den übrigen Grasmücken so häufige List des Gelähmtstellens beobachtete. Sein Nest enthält 4—6 Eier. Diese sind 18,4 + 14 mm groß, haben bräunliche, weißliche oder graugrünliche Grundfarbe mit weißlichen, bräunlichen und rötlichen Flecken (Tafel 47, Figur 2). Es ist bald zu finden, dasselbe ist aber dichter gebaut und das Weibchen flüchtet nicht von den Eiern wie bei den vorher Geschilderten. Eine doppelte Brut im Jahre kommt bei ihnen häufig vor. Die Nahrung besteht in Insekten, doch frißt er auch leidenschaftlich gern Beeren, welche man ihm also auch in der Gefangenschaft möglichst oft bieten sollte. In seinem Familienleben ist er überaus anziehend. Die Pärchen halten treu zusammen und im Herbst wandern sie familienweise. Ganz verschieden von dem lange anhaltenden Tacken, welches die Männchen meist vor Regenwetter hören lassen, ist das schmatzende, kurze „tack", mit welchem die Alten ihre Jungen unterhalten. Die letzteren sind bis zu ihrem ersten Wegzuge im grellen Gegensatze zu den Alten sehr dreist und gehen beinahe tölpelhaft in Fallen einfachster Art. Der Mönch verläßt uns, nachdem er zwei Bruten, die erste im Mai, die zweite im Juli, gemacht, zu Ende September, zieht kreuz und quer durch das südliche Europa und mag auf diesen Zügen möglicherweise auch durch Spanien kommen; eine Anzahl geht bis Afrika, die meisten überwintern jedoch in Italien und Sizilien. Zu Mitte April kommen diejenigen, welche nicht in den Magen der Wälschen ein unwürdiges Grab gefunden, wieder. Im Käfige ist das Schwarzplättchen der dankbarste Vogel. Denn mit bescheidenen Ansprüchen vereinigt es alle denkbaren Vorzüge, welche ihm die Liebe jedes Pflegers erwerben müssen. Es ist ein unabläßig fleißiger, wundervoller Sänger, dessen liederreiche Kehle nur während der Mauser feiert; es ist sehr ausdauernd, wird überaus zahm, erscheint stets rein und schmuck wie ein Zeisig und ist in allen Bewegungen zierlich und gewandt. Ein Haupterfordernis für sein Wohlbefinden ist ein großer Nachtigallkäfig, wohlgemerkt mit Decke von Tuch und mehreren Sitzstängelchen, da es nur höchst ungern auf den Boden geht und ungemein lebhaft ist. Der Mönch hält sich meist wagerecht, die Füße etwas eingezogen; nur beim Singen setzt er sich gerade und hält den Kopf zum Himmel. Letzteres geschieht jedoch erst beim jubilierenden Schlußrufe. Im Winter läßt er das Forte ganz weg und singt nur leise, aber äußerst abwechselnd und während des ganzen Tages, ja selbst des Abends bei Licht. In der Zugzeit, also zu Ende März und Anfang April, dann wieder vom September bis Oktober ist er auch des Nachts höchst unruhig, verstößt sich den Schwanz und muß zu dieser Zeit täglich 10—12 Mehlwürmer bekommen. Das gewöhnliche Futter besteht in geriebenen Möhren mit Semmelbröseln und etwas stark zerquetschtem Hanf vermischt, nebst einer Beigabe von 3—4 Mehlwürmern, die er erst abscheulich abklopft, ehe er sie verschlingt. Beim Anblick jener Leckerbissen sträubt er kampfbegierig die Kopffedern zu einem Häubchen und senkt sie erst, wenn der letzte verschwunden. Diesem Futter füge man aber je nach der Jahreszeit bei: frische oder trockene Ameiseneier, Beeren (getrocknete Hollunderbeeren kann man, wenn sie vor jedesmaligem Gebrauch in Wasser aufgequellt werden, als hochwillkommene Leckerei das ganze Jahr hindurch füttern), etwas klein gehacktes mageres Fleisch (aber kein Schweinefleisch), Fliegen, Schmetterlinge u. a. m. Ein kleines Stückchen Käse wird ebenfalls begierig angenommen. Ferner braucht er notwendig täglich frisches Wasser zum trinken und baden; letztere Erquickung genießt er in so ausgiebigem Maße, daß er am ganzen Körper tropfnaß ist und lange Zeit braucht, um sein Gefieder wieder in Ordnung zu bringen. Bei solch'

sorgfältiger Pflege hält er sich 16—20 Jahre. 15 Jahre ist ein sehr häufig erreichtes Alter. In der Volière verträgt er sich mit allen Vögeln und auch mit seinesgleichen vortrefflich, nur entreißt er mit seltener Frechheit allen kleineren und größeren Genossen so schnell die Mehlwürmer, welche jene zum Behufe des Abschlagens im Schnabel umhertragen, daß den Verblüfften gar keine Zeit zum Widerspruch bleibt. Ist ihm der Raub gelungen, so ruft er fröhlich schmatzend „tack" und hebt und senkt das Häubchen. Will man ihn brüten lassen, so stecke man ein Pärchen in ein großes Bauer, gebe als erste Grundlage das natürliche Nest eines Vögelchens ähnlicher Größe, etwas Moos und Flechten zum weiteren Ausbau und füttere viel frische Ameiseneier. Den Jungen läßt man anfangs nur frische Ameisenpuppen, Mehlwürmer und hartgekochtes Ei reichen, später giebt man auch Möhren mit Semmelbröseln gemengt, und man wird meistens die Freude haben, kräftige, lebensfähige Vögelchen zu erhalten.

So sei denn der Mönch allen denen, welche in die edle Liebhaberei weiter eindringen wollen, als einer der ersten zarteren Stubengenossen zu sorgsamer, liebevoller Pflege bestens empfohlen; noch mehr aber allen Garten- und Gutsbesitzern die Hegung des in idealer wie in materieller Beziehung gleich nützlichen Vogels ans Herz gelegt.

Die Dorngrasmücke.

Sylvia cineraria, cinerea, rufa; Curruca cinerea, fruticeti, cineracea; Motacilla rufa.

(Tafel 14, Figur 15.)

Gemeine, fahle, braune Grasmücke, Dorn-, Heckenschmätzer, Kuckucksamme, großes Müllerchen, Weißkehlchen und noch viele andere Bezeichnungen hat das Volk für sie.

Kopf und Wangen des Männchens sind aschgrau, Rücken rötlich braungrau, Kehle und Brust reinweiß, an den Seiten zur Rückenfarbe übergehend; die dunkleren Flügel sind rostrot gesäumt, Schwanzfedern dunkler mit helleren Säumen, die Randfeder grauweiß mit weißer Außenfahne, die folgende mit weißem Endfleck; an der Spitze des braunen Schnabels ein schwacher Ausschnitt, Augen gelbbräunlich, Füße fleischfarbig. Beim Weibchen zieht sich die Rückenfarbe über den Oberkopf hinweg, im allgemeinen ist seine Färbung trüber, so auch Kehle und Brust. Die den Weibchen ähnlichen Jungen haben graubraune Augen. Länge 14,3 cm, Flügelbreite 22,1 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2 cm.

Unter allen Grasmücken ist die Dorngrasmücke die lebhafteste, von ewiger Unruhe getrieben. Ihre Verbreitung ist jener der Mönchsgrasmücke ähnlich, auch ist sie nicht wählerisch in der Lage ihres Aufenthaltes, umsomehr beansprucht sie aber, wie schon ihr Name andeutet, dorniges oder dichtes Buschwerk, in welchem sie ihre ganze Zeit verbringt. Sie kommt nicht in die Gärten, sondern nur in Vor- und Feldhölzer, gleichviel ob in trockener oder nasser Lage und deshalb ist sie auch in Nadelholzwaldungen nicht zu suchen. Oft ist sie die zuerst angekommene Grasmücke, schon früh im April, und geht auch bald an den Bau des Nestes, welches gern in Weiß- und Schwarzdorn, wilden Rosen, doch auch in anderem dichten Aufwuchs, selbst — wenn auch selten — in hohem Grase bald ganz niedrig, bald höher steht; von feinen Hälmchen, Würzelchen, Wolle und Pferdehaaren, besonders auch außerhalb von Spinngeweben und Raupenkokons gebaut ist und meist schon in demselben Monat 5 Eier (Tafel 47, Figur 3) enthält. Diese sind bläulichgrau von Farbe und mit olivenbräunlichen Punkten und Flecken dicht gezeichnet, welche am oberen Ende Kränzchen bilden. Größe 17,5 + 13,2 mm.

Der Gesang der Dorngrasmücke wird sehr mit Unrecht mißachtet. Er ist sehr hübsch, besteht aus einem leisen und doch sehr deutlichen Piano und einem kurzen, jubelnden Forte, das freilich nicht so schön wie jenes der Gartengrasmücke oder der Mönchsgrasmücke ist, es klingt wie „bäzri, zerri, bäzdibri, hezri, hezroi". An dieses Forte hängt sie oft noch einen ganz eigentümlichen Ruf: „hoäb, hoäb, wäb, wäb, wäb, wäb". Oft ruft sie auch in voller Lust den Jubelruf ganz allein und springt dazu in die Luft. Während der Liebeszeit steigt sie gleich viele Meter hoch jubilierend in die Höhe. Stets lebhaft, mit geradezu unbegreiflicher Schnelligkeit das Gestrüpp durchschlüpfend, singt sie dabei den ganzen Tag lustig vor sich hin. Wahrlich, ein allerliebstes Vögelchen! Ihr Lockruf ist das „tak, tak, tak" der meisten Grasmücken.

Sehr vielfach wird die Dorngrasmücke vom Kuckuck heimgesucht, der ihr mit Vorliebe seine Eier unterlegt. In ganz besonderer Ausbildung hat die Dorngrasmücke am Neste die Kunst des Lahmstellens zu eigen. Sie macht zwei Bruten und verläßt uns im September.

Von allen Grasmücken geht sie am weitesten nördlich, bis ins nördliche Skandinavien. Außerordentlich häufig ist sie in Bulgarien und in Spanien. Ihre Verbreitung beginnt südlich in Nordostafrika, Arabien, dann Algerien und Kanarien, umfaßt fast ganz Europa, Syrien, Kleinasien und das Kaspische Meer. Auf dem Zuge traf sie v. Heuglin in Kordofan und Habesch.

In der Gefangenschaft ist sie weichlich, hinfälliger als die Gartengrasmücke, neigt insbesondere zum Fettwerden, so daß sie alle Federn verliert (Mangel an Bewegung). Bei bester Pflege, ganz gleich wie bei der Gartengrasmücke angegeben, kann man sie aber viele Jahre erhalten.

Die Zaungrasmücke.

Sylvia garrula; Motacilla sylvia, curruca, garrula; Curruca garrula.

(Tafel 15, Figur 1.)

Müllerchen, Klappergrasmücke, Klappernachtigall, kleines Weißkehlchen, Heckenschmätzerchen, Liebler, Müllerlein.

Kopf oben und an den Seiten aschgrau, Rücken rötlich braungrau, Zügel schwärzlich, ein schwacher heller Streifen über dem Auge, Kehle rein weiß, Hals- und Brustseiten mit rötlichem Anflug, Flügel und Schwanzfedern mit helleren Säumen, die äußerste Schwanzfeder mit dunklem Schaft und weißer Außenfahne und weißem Spitzenfleck an der Innenfahne, welcher auf der zweiten nur undeutlich ist. Schnabel an der Wurzel breiter als hoch, bläulich, dann dunkelbraun; Augen hellbraun, bei den Jungen grau, Füße bleifarbig. — Die Weibchen und Jungen sind fahler von Färbung, bei allen aber die Kehle weiß. Länge 12,5 cm, Flügelbreite 19 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 9 mm, Lauf 2 cm.

Die allbeliebte Zaungrasmücke, das volkstümliche Müllerchen — den Namen soll es haben, weil, wie die einen sagen, das Vögelein sehr weißlich, also etwa wie ein Müller mit dunkler Jacke aussieht, oder aber, wie andere sagen, weil sein lauter Ruf „müllüllüllüllüll" wie Mühlgeklapper klingen soll — ist nach Goldhähnchen und Zaunkönig das kleinste deutsche Vögelchen. Sie trifft bei uns erst im Mai ein und verläßt uns schon im September wieder. Aber während dieser Zeit macht sie sich durch ihr ungemein lebhaftes, lustiges Wesen sehr bemerklich. Sie siedelt sich mit Vorliebe in Gärten, Gebüschen und Hecken um die menschlichen Wohnungen herum, sogar inmitten der Großstädte an und das Männchen beginnt gleich mit der Ankunft seinen heiteren Gesang, den es fast ununterbrochen — nur anhaltend schlechte Witterung stimmt unser Müllerchen traurig — hören läßt. Der Gesang besteht aus einem langen Piano aus allerlei abwechselnd zwitschernden, leise pfeifenden und schirkenden Tönen, denen als Schluß der oben beschriebene höchst charakteristische Ruf, ein klingendes, klapperndes Trillern angehängt wird. Des weiteren macht aber die Zaungrasmücke sich auch durch ihr zutrauliches, aller Scheu entbehrendes Benehmen und durch ihre ewig rege Neckluft bemerkbar, fast ununterbrochen jagt sie sich mit anderen Vögelchen herum. Ihre Nahrung ist die gleiche wie die aller Verwandten: Insekten, Würmer, Käferchen und Beeren. In der Gefangenschaft frißt sie sehr gerne Obst, gleich ganze Stückchen Birnen, und es bekommt ihr sehr gut; in der Freiheit habe ich sie nie auf Obstbäumen beobachten können, obschon in einem von mir täglich besuchten großen Obstgarten zu Starnberg mit saftigen, weichen Frühbirnen mehrere Zaungrasmückenpärchen nisteten.

Das Nestchen steht meist in Brusthöhe in dichtem Gebüsch und fällt oft herunter, wenn den kleinen Eltern die Last der Auffütterung eines Kuckucks aufgebürdet wird. Die sehr kleinen Eier (Tafel 47, Figur 4), 16,8 + 12,3 mm, sind auf weißem Grunde mit bräunlichen Flecken und alsdann mit dunklen, scharfen Punkten bedeckt, oft gekränzt.

Als Stubenvogel ist das lustige Müllerchen sehr geschätzt. Es ist weichlich, der Gartengrasmücke in allen Ansprüchen gleich, doch mit noch mehr Zugaben von Obst, dem zerschnittenen Inneren der Feigen, sehr klein zerschnittenen Äpfeln und Birnen, sowie Hollunderbeeren zu füttern. In Gesellschaft mit anderen Vögeln darf die Zaungrasmücke nicht gehalten werden, denn sie ist ein ganz böser Rauf-

bold. Sie neckt und rauft sich mit jedem Vogel, dem sie irgend ankann, greift mit verwegenster Tapferkeit an, rupft dem Gegner die Kopffedern ab, springt ihm auf den Rücken und hämmert auf den Schädel los, als wolle sie das Gehirn bloßlegen. Kommt dann der Stärkere und rauft den kleinen Kobold tüchtig ab, so stirbt der kleine, empfindliche Held. Einzeln in geräumigem Nachtigallenkäfig aber wird sie sehr zahm und bereitet durch ihr zierliches, elegantes Wesen, ihre angenehme Farbe, lustiges, lebhaftes Treiben und fröhlichen Sang sehr viel Freude.

Die Brillengrasmücke.

Sylvia conspicillata, icterops; Curruca conspicillata; Stoparola conspicillata.

Diese Grasmücke des südlichsten Europas hat sowohl im Gesange wie in der Erscheinung Ähnlichkeit mit der Dorngrasmücke, doch ist sie viel kleiner, eine „Miniatur-Ausgabe“ derselben.

Die Oberseite ist hellbraun, roströtlich überflogen, der Kopf dunkelaschgrau, Ohrgegend hellaschgrau, Zügel schwarz; die Kehle ist weiß, Unterseite fleischrötlich, Schwanzdeckgefieder weiß, Bürzel roströtlichgrau. Die Schwingen sind grau, die Armschwingen und oberen Flügeldeckfedern auf der Außenfahne breit rostrot gesäumt, die äußerste Schwanzfeder ist auf der Außenfahne bis gegen die Wurzel hin weiß. Ein weißer Ring umgiebt das rötlichbraune Auge, der Schnabel ist an der Spitze schwarz, wird an der Wurzel fleischrötlich. Länge 12,7 cm, Breite 17,5 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Ihre engbegrenzte Heimat sind die Mittelmeerländer in ihren südlichen Teilen, sie fehlt z. B. Nord- und Mittelitalien, ist aber in Süditalien häufig. Nordwestafrika in seinen Küstenländern bewohnt sie, fehlt aber nach Heuglin in Nordostafrika. In Griechenland, Südfrankreich und Südspanien ist sie häufig. Die Brutzeit beginnt wahrscheinlich schon im Februar und währt bis Juni. Ihre Lebensweise ist ganz ähnlich jener der Dorngrasmücke, auch ihr Gebahren während der Brutzeit. Vom Gesange sagt Dr. Hansmann, er sei rauher und weniger melodieenreich, aber doch ähnlich dem der Dorngrasmücke. Reinhold Brehm rühmt im Gegensatz zu Hansmann einen länger währenden, leisen aber sehr lieblichen Vorgesang. Im Vogelhandel ist sie bis jetzt sehr selten. Sollte sie ein Liebhaber erlangen, so wird sie bei der sorgfältigen Pflege, die wir unseren deutschen Grasmücken angedeihen lassen und dort ausführlich geschildert haben, sich gewißlich gut erhalten lassen.

Der Sardensänger.

Sylvia sarda; Melizophilus sardus; Curruca, Dumeticola sarda.

Sardengrasmücke. Oberseite schwärzlich aschgrau, leicht rostfarben angeflogen, Unterseite rostisabellenbräunlich, Kehle weißlich, Bauch schmutzigweiß, Schwung- und Steuerfedern schwarzbraun, rostbräunlich gesäumt. Auge nußbraun, Augenlidrand nackt, gelblichfleischfarben, Schnabel schwarz. Länge 13 cm, Breite 18 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Wie der Name besagt, ist die speziellste Heimat der Sardengrasmücke die Insel Sardinien, auf welcher sie nach Salvatori einer der gemeinsten Vögel sein soll. Heuglin giebt als weiteres Verbreitungsgebiet die Balearen an und schreibt: „Ich glaube die sardinische Grasmücke öfter im Frühjahr in Ägypten bemerkt zu haben und erlegte einmal ein Exemplar.“ Nach L. Adams ist sie zur Winterszeit häufig im Dorngebüsch am Rande der Nubischen Wüste. Er bemerkt von ihr: „Sie zerreißt im Sitzen die Spinnweben, um ihren Baumeister zu erbeuten.“ Homeyer schildert das Leben des Sardensängers: „Er verläßt einen Strauch, eilt flatternd, hüpfend dicht über dem Boden dahin, einem andern zu, verschwindet in diesem, verläßt ihn jedoch oft sofort wieder, fliegt auf einen Stein oder Felsen, läuft über ihn oder um ihn herum, verschwindet wieder im Strauche, läuft auf der Erde fort, zu den nächsten Deckungen und das alles mit einer Gewandtheit, welche die unseres Zaunkönigs weit übertrifft. Er hat, was das Schlüpfen anbetrifft, mit dem Samtköpfchen (siehe unten) Ähnlichkeit; seine Eilfertigkeit und Gewandtheit ist aber viel bedeutender. Auch läuft er stolz wie eine Bachstelze oder hurtig wie ein Blaukehlchen auf dem Boden dahin, den Schwanz in der Regel senkrecht in die Höhe gestellt.

Drollig sieht der Vogel aus, wenn er in dieser Stellung auf die Höhe eines Steines kommt und hier Umschau hält." Nach Brehms Tierleben soll diese Grasmücke in ihrem Liede große Ähnlichkeit mit dem Gezwitscher eines jungen Kanarienvogels haben, aber mit dem Unterschied, daß es wie der Gesang des Rotkehlchens in Moll schließt. Obwohl an sich wenig laut, kann man es doch weithin vernehmen, besonders einzelne helle Töne, welche fast dem Schellen einer kleinen Klingel gleichen. Sie gehört auch zu den allerletzten Sängern, die sich noch in der Abenddämmerung hören lassen. Ihr Nest legt sie am liebsten in einem dichten Dorn- oder Myrtenbusch an. Sie beginnt Anfang des April zu nisten. Die vier bis fünf Eier sind auf grünlich schmutzigweißem Grunde mit ölgrünen Wölkchen, welche hin und wieder das Gepräge von Flecken annehmen, sowie mit einzelnen wirklichen ins Aschbläuliche spielenden Flecken, schwarzen Pünktchen und ab und zu einer schwarzen Schnörkellinie gezeichnet.

Die Maskengrasmücke.

Sylvia Rüppellii, capistrata, melandiros; Curruca Rüppellii.

Rüppell'sche Grasmücke, Stelzengrasmücke.

Kopf, Zügel, Kinn und Kehle bis zur Brust sind schwarz, die Oberteile dunkelgrau, Unterteile weiß, rötlich überlaufen. Weichengegend graulich, die Schwingen und kleine Flügeldeckfedern bräunlichschwarz, mittlere Schwanzfedern schwarz, die äußersten ganz weiß. Unter dem Ohr verläuft ein weißer Streifen. Könnte man nicht genau ebenso die Färbung der Bachstelze schildern? Auge und Schnabel sind hornfarben. Länge 13 cm, Breite 21 cm, Schwanzlänge 6,5 cm.

Leider wissen wir von der Maskengrasmücke erst sehr wenig, über sie könnten auch in der Gefangenschaft noch wertvolle Beobachtungen angestellt werden. Ihre Heimat ist Griechenland, Palästina, Syrien, Kleinasien. Heuglin meldet von ihr: „Die Rüppell'sche Grasmücke ist Zugvogel in Ägypten, Nubien und Arabien; man trifft sie in Hecken, Arundo donax, Tamarisken, isolierten Dornbüschen, sowohl in Gärten als am Gewässer, auf Feldern, Wiesen und trockenem, fast ödem Heideland."

Sie ist, wie auch Newton richtig bemerkt, eine in vieler Beziehung von den Grasmücken abweichende Form, die fast generische Trennung rechtfertigt. Daß sie in Ägypten nur Zugvogel ist, bestätigt Heuglin: „Ziemlich lebhaft in ihren Bewegungen," sagt er, „hält sich diese Grasmücke auf der Wanderung meist niedrig im Schilf und Gesträuch, das sie emsig nach Insekten absucht und nicht gerne verläßt. Den Gesang habe ich nie zu beobachten Gelegenheit gehabt." Krüper sagt von ihr: „Man sieht fast nur die Männchen, nicht aber die versteckt lebenden Weibchen. Erstere lassen ihr Lied von der Spitze eines Strauchs herab ertönen, verschwinden darauf behende in dem Busche oder fliegen einer anderen Spitze zu, um dort dasselbe zu wiederholen. Während der Paarungszeit singen sie sehr eifrig, erheben sich dabei gleichsam tanzend in die Luft und lassen sich mit ausgebreiteten Flügeln und gefächertem Schwanze schwebend herab." Krüper fand auch ein nur aus feinen, dürren Grashalmen bestehendes, nicht ausgepolstertes Nest dieser Grasmücke, ca. 15 cm über dem Boden, das (am 7. April) fünf Eier enthielt. Dieselben sind 19 mm lang, 15 mm dick und auf graulichweißem Grunde mit kleinen graubraunen, ineinander laufenden Punkten gezeichnet.

Über das Gefangenleben ist gar nichts bekannt, nicht einmal Dr. Ruß weiß etwas darüber! Und doch ist die Maskengrasmücke um Smyrna ganz außerordentlich häufig, „die gemeinste Art ihres Geschlechts" sagt Brehm. Sie müßte also von dort doch in unsere Käfige zu erhalten sein. Eine gewiß interessante Aufgabe für einen vermöglichen Liebhaber! In Griechenland soll sie selten sein.

Der Provencesänger.

Sylvia provincialis, undata, ferruginea; Fidecula, Curruca, Malurus provincialis.

Schlüpfgrasmücke. Oberseite dunkelaschgrau, Unterseite dunkelweinrot, Kehle gelblichweiß gestreift, Schwingen und Steuerfedern sind bräunlichgrau, die vier äußersten Schwanzfedern an der Spitze weiß gesäumt. Das Auge ist hellrotbraun, der Augenring ziegelrot, der Schnabel schwarz, Fuß rötlichgrau. Der Schwanz ist lang, gestuft, die erste Schwinge sehr kurz, die fünfte Schwinge die längste. Länge 13 cm, Breite 16 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Der provencische Sänger ist besonders häufig in Westfrankreich, aber auch in ganz Südeuropa und in Südengland verbreitet. Außer in Europa finden wir ihn in Kleinasien, Algerien und Marokko, nach Heuglin selten in Unterägypten. Brehm sagt von ihm, daß er sehr an unsere Braunelle in seinem Wesen erinnert, übrigens stimmt er in allem seinem Thun und Treiben mit dem Sardensänger überein. Die Eier, 18 + 14 mm, sind auf grünlichweißem Grunde lichter oder dunkler braungefleckt. Sein kurzes, aber niedliches Lied ist dem des Sardensängers täuschend ähnlich.

Das Sammetköpfchen.

Sylvia melanocephala, rusicola, Baumani; Melizophilus melanocephalus; Curruca melanocephala.

Schwarzköpfchen. Eine der lieblichsten südeuropäischen Grasmücken. Oberseite grauschwarz, Unterseite weiß, rötlich angeflogen, Kopf sammetschwarz. Kehle rein weiß. Auge braungelb, sehr hervorstechend und schön ist das ziegelrote Augenlid. Schnabel blaugrau, Fuß rötlichgrau. Länge 14 cm, Breite 18 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Die beste existierende Schilderung ist wohl jene Dr. Hansmanns, er schreibt: „Nähert man sich dem Orte, wo das Nest oder die Jungen eines Sammetköpfchens versteckt sind, so hört man seinen hellen Warnungsruf „trret, trret, trret", welcher mitunter im höchsten Zorne oder in der höchsten Angst so schnell hintereinander wiederholt wird, daß er als ein zusammenhängendes Schnarren erscheint. Dabei spreizt dasselbe seine dunkelschwarzen Kopffedern, welche um ein Geringes bis in den Nacken hinein verlängert sind, in die Höhe und der nackte Augenring flammt feuerrot. Der Lockton ist ein weniger scharfes „treck, treck, treck" und mit ihm beginnt gewöhnlich auch der Gesang, ein sehr mannigfaltiges, ziemlich langes, aus schnarrenden und pfeifenden Tönen zusammengesetztes Lied, welches gegen das Ende hin manche ganz artig klingende Strophen hat. Diesen Gesang läßt es auch öfter, von einem Orte zum anderen fliegend, oder wie die Brillengrasmücke, aufsteigend und wieder auf einen Zweig zurückfallend, vernehmen. Die Nester des Schwarzköpfchens, welche ich gefunden, standen entweder in niedrigen, dichten Cratejus- oder Lyciumbüschen oder ganz frei zwischen den Zweigen eines Brombeerstrauches, von der überhängenden Krone desselben freilich vollkommen vor allen feindlichen Blicken geschützt. Dieser Vogel muß seine erste Brut schon ziemlich früh beginnen, indem ich bereits zu Anfang des April flügge Junge von ihm vorfand. Sogar im August noch entdeckte ich ein Nest desselben mit vier vollständig frischen Eiern. Diese, vier bis fünf an der Zahl, sind etwa 20 mm lang, 15 mm breit, auf schmutzigweißem, olivengraugrünlichem Grunde mit sehr vielen äußerst feinen dunkleren Flecken, fast nach Art der Holzhähereier gezeichnet. Außerdem finden sich auch noch bläuliche Pünktchen und am dicken Ende öfter ein kleiner Kranz olivenbrauner Flecken. Das Nest selbst ist dickwandiger als diejenigen seiner Familienverwandten, etwa demjenigen des Plattmönches ähnelnd, jedoch bei weitem kleiner und auch zierlicher angelegt."

Das Sammetköpfchen scheint teils Stand-, teils Strich- und teils Zugvogel zu sein. Heuglin beobachtete es, wohl nur als Zugvogel und zwar meist paarweise im Herbst und Winter im peträischen Arabien, Ägypten, Nubien, in der Baiuda- und Bischarin-Wüste, im Dezember bei Aden. Auch er giebt von ihm an, daß es außerordentlich lebhaft und dabei sehr scheu ist, „hält sich in Hecken und isolierten Büschen, meist ganz niedrig und läßt hin und wieder einen schnalzenden Lockton hören; in das eigentliche Kulturland, in Gärten und Arundo-Gebüsch kommt es selten, seine Lieblingsaufenthaltsorte sind Wüstenthäler mit spärlicher, halbdürrer Strauchvegetation, namentlich Tamariskengebüsch."

Das Sammetköpfchen ist in ganz Südeuropa gemein, es bewohnt außerdem Südwestasien nordwärts bis zu den Dardanellen, Algerien, Marokko und Tripolis.

Sehr auffallenderweise ist von seinem Käfigleben noch gar nichts bekannt geworden.

Die Bartgrasmücke.

Sylvia subalpina, passerina, Bonellii; Curruca subalpina, passerina.

Auch Sperlingsgrasmücke, Rötelgrasmücke, Weißbärtchen genannt, ist sie entschieden die schönste aller Grasmücken.

Oberseite schön aschgrau, Unterseite graulichweiß, die Kehle sehr auffallend lebhaft rostbraunrot, durch ein schmales weißes Band, welches von der Schnabelwurzel an gegen die Schultern verläuft, von der dunkleren Färbung der Oberseite getrennt. Das Auge ist kreisrund von Rosafedern umgeben, Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun, doch die äußersten Steuerfedern auf der Außenfahne weiß, alle Steuerfedern weiß gesäumt. Länge 13 cm, Breite 18 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Sorglosigkeit und Zutraulichkeit sind die liebenswürdigen Eigenschaften dieser reizenden Grasmücke, denen sich die Gabe eines sehr hübschen Gesanges zugesellt, den insbesondere ein frischer, lauter Schlußjubelruf auszeichnet. In ihrem Wesen, wie in diesem Gesange ähnelt sie sehr dem Müllerchen. Das Nest baut sie in dichtes Gebüsch, die Eier, 16 + 13 mm, sind auf schmutzigweißem Grunde mit ölbraunen und olivengrünen Flecken und Punkten bezeichnet. Insbesondere häufig ist sie in den „Strauchwäldern“ Spaniens, auch in Griechenland wird sie oft gesehen und am häufigsten wohl ist sie auf Teneriffa. Außerdem bewohnt sie Syrien, Kleinasien, Tripolis, Algerien, Senegambien. Heuglin schreibt von ihr: „Die Sperlingsgrasmücke wurde von uns vorzüglich im Frühjahr in Unterägypten und Nordarabien beobachtet. Hier langt sie zwischen dem 18. und 20. März an, hält sich einzeln und paarweise in niedrigem Buschwerk auf Dünen und Heideland, in Hecken und Arundo-Dickichten auf und besucht auch gelegentlich Gerstenfelder und Schöpfe von Steppengras. In höherem Gebüsch, Buschwald und auf Bäumen haben wir dieses niedliche und gewandte Vögelchen nicht bemerkt; laubsängerartig schlüpft und hüpft es nach Insekten suchend im Gebüsch umher, seltener flatternd und läßt sich in Hecken mit Leichtigkeit treiben. Selten kommt es auf die Erde herab und verläßt auch ungern seine Lieblingsplätze; dann ist der Flug niedrig und kurz. Der Lockton besteht in leisem Schäcken.“

Die Laubsänger. Phylloscopinae.

Sie bilden eine ungemein liebliche Gruppe von Singvögeln unserer Gärten und Hölzer und sind sich untereinander sehr ähnlich. Alle europäischen Arten sind oben gelblich, graugrün oder grüngrau, gegen die Unterseite allmählich in mehr oder weniger reines Gelb übergehend. Außer dem Gartenlaubvogel haben sie einen ausgeschnittenen Schwanz. Sehr hübsch giebt Dr. Gustav Jäger eine Übersicht der deutschen Arten zur Unterscheidung von einander: Am lebhaftesten und reinsten ist das Gelb bei der größten Art, am unreinsten bei der kleinsten in regelmäßiger Abstufung. Die Größe giebt ebenfalls eine vollkommene Skala; die größte Art ist der Gartenlaubvogel, etwa 2 cm kleiner als eine Nachtigall, außerdem daran kenntlich, daß die hinteren Schwungfedern weißgraue Kanten haben und die Füße lichtblau sind. Darauf folgt der Waldlaubvogel mit schmutzig rötlichgelben Füßen, einem schwärzlichen Strich durch das Auge und grauen Flecken auf den hellgelben Rändern der unteren Flügeldeckfedern. Diese Flecken und der dunkle Augstrich fehlen dem Fitislaubvogel, der gelblich fleischfarbene Füße und gelbliche Wangen hat. Endlich der Weidenlaubvogel, einer unserer kleinsten Vögel, nicht viel größer als das Goldhähnchen, hat braunschwarze, gelbsohlige Füße, ist unten schmutzigweiß, Wangen bräunlich. Fast leichter als nach dem Aussehen unterscheidet man diese vier deutschen Arten an der Stimme, d. h. weniger an der Lockstimme als am Gesang. Die Lockstimme lautet charakteristisch verschieden nur bei dem Gartenlaubvogel, nämlich schnalzend, ähnlich der der Grasmücken, „däck, däck, däck“ und „däck, däck, däck derüd, däckerüd“ oder „däckderuid“. Bei den drei anderen Arten ist er ein sanft klangvoll gepfiffenes „hüid“ oder „huid“, das nur bei der kleinsten Art höher, schärfer, schneidender, wie „vyid“ klingt. Weit deutlicher unterscheiden sie sich aber im Gesang. Am besten singt der Gartenlaubvogel, dieser gehört geradezu zu unseren besten Singvögeln. Sein Gesang ist ein schnell, fast ohne Pausen vorgetragenes, sehr abwechslungsreiches,

mit Worten nicht gut wiederzugebendes Allegro assaï, in welches er auf die possierlichste Weise die Stimmen anderer, in der Gegend häufiger Vögel, z. B. der Schwalbe, des Stars, selbst mancher Wasservögel, einmischt. Der Waldlaubvogel hat einen wunderbaren, ungemein charakteristischen Gesang, den man — einmal gehört und gesehen — nie wieder vergißt. Mit nachlässig hängenden, bei jeder Silbe rückenden Flügeln, aufgeblasenem Hals und dabei von Zweig zu Zweig hüpfend, stößt er schnurrend oder zwitschernd folgende Strophe aus: „Ipp sipp sipp sippsipp sippsipp sirrrr-djü djü djü". Nicht viel weniger charakteristisch und dabei viel schöner ist der Gesang des Fitislaubvogels. Einem rollenden Glöckchen gleich bringt er eine Reihe silbriger, melancholischer Töne hervor, die hoch anfangen und durch lauter halbe Töne allmählich um eine Quinte herabfallen. Den schlechtesten Gesang hat der winzige Weidenzeisig, er klingt etwa wie das Schimpfen der Sperlinge, nur sanfter und weicher und besteht aus lauter abgebrochenen Silben, wie: „dilm delm demm dilm delm demm dölm dilm demm demm.

Und wiederum bilden unsere vier deutschen Laubvögel eine Skala als Zugvögel: Zuerst, schon Mitte März, kommt der kleinste, der Weidenzeisig, ihm folgt der Fitis, diesem der Waldlaubvogel und ganz zuletzt, erst Anfang Mai, kommt der größte, der Gartenlaubvogel. Der Herbstzug beginnt in umgekehrter Reihenfolge.

Wir haben im ganzen etwa 36 Arten Laubsänger, darunter sehr farbenprächtige, exotische Arten. Sie bauen alle sehr hübsche Nester, zeigen zwischen Männchen, Weibchen und Jungen nicht erhebliche Unterschiede, haben gestreckte Stirne, hinten breiten und niedergedrückten dünnen Schnabel, kleine ovale Nasenlöcher mit einer weichhäutigen Schwiele am oberen Rande. Die Flügel haben 19 Schwungfedern. Blätterinsekten sind ihre Nahrung.

Die Familie der Laubsänger teilen wir wieder in zwei Gruppen, die größeren Angehörigen bilden die

I. Gruppe: **Gartenlaubsänger.** Hypolais.

Der Gartenlaubvogel.

Hypolais icterina, hortensis, vulgaris; Motacilla, Fidecula hippolais; Sylvia hippolais, icterina, obscura; Salicaria vulgaris.

(Tafel 15, Figur 5.)

Gartensänger, Sprachmeister, gelbe, grünkehlige Grasmücke, gelber Spötter, gelbbäuchiger Sänger, Mehlbrust, Bastardnachtigall, Spottvogel, Dideritchen.

Oberseite mehr grau als grün, hintere Schwungfedern mit bläulichen Säumen, Flügel dunkelbraun, Schwingen mit gelblichen breiten Säumen, Schwanz wie die Flügel nicht ausgeschnitten; Außenfeder mit weißer Kante, Schnabel gegen die Spitze leicht ausgeschnitten, braun, nach der Wurzel hin glatter mit schwarzen Bartborsten. Der ganze Unterleib schön hellgelb. Mund gelb mit rötlichen Mundrändern, Augen dunkelbraun; Zehensohlen gelb, Nägel braun. Von den Nasenlöchern bis zu den Augen läuft ein hellgelber Streifen. Länge 13,5 cm, Flugbreite 22,2 cm, Schwanz 5 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,2 cm. Das Weibchen ist an der Unterseite matter gefärbt, der Augenbraunenstreif ist heller. Die Jungen sind düster gelblich graugrün, unterhalb heller als die alten Vögel, mehr weißlichgrau.

Ohne alle Frage ist der Gartenlaubvogel während der kurzen Zeit seines Hierseins eine der bedeutendsten Zierden unserer Gärten. Er ist weit verbreitet und in Deutschland und Österreich nirgends selten. Wo höheres Buschwerk mit hohen Bäumen untermischt vorhanden ist und Wasser nicht ganz fehlt, in sonnigen, frischen Thälern, Gärten, Vorhölzern, auch mit Nadelholz gemischten Laubhölzern darf man ihn mit bester Aussicht auf Erfolg suchen. Sein heller, wenig unterbrochener Gesang verrät ihn bald, doch er selbst weiß sich im Laube meisterlich zu verstecken.

Er ist ein ungemein weichlicher Vogel. Erst im Mai, wenn die gefürchteten „drei Azi" *) vorüber, kommt er und zieht schon im August in Familien, manchmal auch in kleinen Flügen, zur Nachtzeit wieder fort. Wie wohlbekannt, nistet unser „Spötter" gerne in Gärten, ist aber gegen den Menschen nicht zutraulich und schilt ihn gerne aus, als wünsche er seine Entfernung. Er benimmt sich dabei

*) Pankratius, Servatius, Bonifazius (die „drei Eismänner").

sehr drollig, ist keinen Moment still, sondern hüpft und hastet bald hier, bald dorthin, übersieht auch, trotz allem Verdruß, keine schmackhafte Fliege u. dergl., die er mitten im Zetern und Schimpfen verzehrt. Das Nest steht gewöhnlich in oder etwas über Mannshöhe in Gabeln verschiedener Sträucher, sehr gern im Hollunder, doch auch auf passenden Ästen und ist durch Farbe und Standort nicht leicht zu finden; von mehr als halbkugeliger Form und sehr festem Gefüge ist es aus dem üblichen Material, mit Vorliebe unter Zuthaten von Spinngeweben, Kokons, Puppenhülsen und der weißen Oberhaut der Birkenrinde gebaut, so daß es sehr hell aussieht. Die fünf Eier sind rosenrot mit dunklen Flecken und Punkten, 17,5 + 13,2 mm.

Das ganze Wesen des Gartenlaubvogels zeichnet eine hochgradige Erregbarkeit aus. Trübes Wetter stimmt ihn sofort traurig, bei schönem Wetter dagegen ist er von ausgelassener Lebhaftigkeit. Hurtig und gewandt hüpft er von Zweig zu Zweig, flattert im Gebüsch umher, stets eifrig jagend, eifrig singend und ebenso eifrig auf seine Sicherheit Bedacht nehmend. Er sieht und hört sozusagen alles. Bei der geringsten Störung sträubt er die Kopffedern zu einer Tolle, schießt mit vorgestrecktem Kopfe in wagerechter Haltung zwischen dem Laub hindurch und läßt bald darauf ebenso eifrig sein Lied ertönen, wie zuvor. Jeden Vogel, der ihm in den Weg kommt, sucht er zu necken, auf einen Artgenossen aber stürzt er sich mit Berserkerwut und da der Gegner stets die gleiche Kampfeslust zeigt, so ist eine solenne Keilerei augenblicklich im Gange. Oft stürzen die beiden kleinen Kämpen in blindem Kampfeseifer mitsammen zu Boden; dies bringt sie dann stets zur Besinnung und schimpfend fliehen sie, der eine hier-, der andere dorthin, sich sofort dann wieder mit kampfeslustigem Sange herausfordernd.

Dieser Gesang wird merkwürdig verschieden beurteilt. Ich halte ihn für einen der schönsten Vogelgesänge. Die Stimme ist, wie auch einer der besten Singvogel-Beurteiler, Herr Matthias Rausch in Wien hervorhebt, ungemein kräftig, klangvoll, flötenartig, laut und volltönend. Der Gesang selbst ist aber außerordentlich melodienreich, mit vielen eigentümlichen, flötenartigen „Dudlern“ oder „Lullern“ vermischt und aus den mannigfaltigsten Gesangsstrophen zusammengesetzt, von welchen manche Worten der menschlichen Sprache ähnlich, gleichsam wie Sprachweisen aus der Kehle des Vogels hervortönen, andere wieder eine Reihe von Bruchstücken aus den Liedern anderer Vögel enthalten und so zusammen ein überaus wechselvolles und reichhaltiges Lied des Vogels bilden.

Wie ist bei solcher herrlichen Gesangeskunst des Vogels nun die häufig absprechende Beurteilung zu erklären? Den Grund hiefür giebt Herr Rausch mit folgenden, trefflicher Beobachtung entspringenden Worten: „Die vielseitige Gesangsbildung wird beim Gartenlaubvogel in der Regel zweifach bedingt: und zwar erstens von dem Gesang der Vögel seiner eigenen Art und zweitens von dem Gesang der in seinem Nistgebiet vorhandenen verschiedenen anderen Vögel. Ein Gartenlaubvogel kann daher in seinen gesanglichen Leistungen bloß in einer dieser Beziehungen besser sein und in der anderen wieder minderwertig, er kann aber auch nach beiden Richtungen hin ausgezeichnet singen oder in jeder Beziehung nur Minderes leisten, je nachdem die Entwicklung seines Gesanges von dem Gesang der Vögel seines Standortes mehr oder weniger beeinflußt worden ist.“ Zu den schönsten und beliebtesten Strophen im Lied des eigenen Gesangs der Gartenlaubvögel zählt man die einschläfernd lullernden und dudelnden Weisen, ferner die sogenannten sprechenden Strophen, sowie manche anderen, überaus schön flötenden Gesangsteile, zu deren näheren Beschreibung es an Worten fehlt. Sie müssen eben vom Liebhaber gehört werden, um den Wert des Gesanges des Vogels richtig zu beurteilen und ganz schätzen zu können. Unter den Nachahmungen aus dem Gesang fremder Vögel sind der Ruf des Pirols und des Wendehalses, der Schlag der Wachtel, das Orgeln der Schwarzdrossel die schönsten und gesuchtesten, dagegen die Nachahmung der Schwalben, das Schilpen der Sperlinge, der Angstruf des Rebhuhns, das Warnungszeichen der Singdrossel und Schwarzdrossel die wenigst beliebten, aber leider recht häufigen. Bestimmte Grenzen über den Umfang des Gesangs der Gartenlaubvögel lassen sich weder hinsichtlich ihres eigenen Gesangs, noch in Bezug auf die verschiedenen Nachahmungen fremder Vögel geben, denn jeder einzelne Sänger hat seine Eigentümlichkeiten, ist in irgend einem Teil seines Gesangs eigenartig, von den übrigen Sängern unter seinesgleichen verschieden, und es kann daher mit voller Bestimmtheit behauptet werden, daß man wohl niemals auch nur zwei Gartenlaubvögel findet, die sich im Gesang ganz und völlig gleichen.

Bei all' diesen großen Vorzügen ist es um so mehr zu beklagen, daß der Gartenlaubvogel als Stubengenosse ein so überaus hinfälliger Kamerad ist. Es ist deshalb ein wahrhaftes Verdienst des Herrn Rausch, daß er in einer Monographie der Laubvögel, die er 1894 in der „Gefiederten Welt“ erscheinen ließ, die trefflichste Anleitung zur erfolgreichen Verpflegung dieses köstlichen Sängers gab. „Der Käfig muß ein sogenannter Zweisprungkäfig sein und darf nicht größer sein als es die Eigentümlichkeit des Vogels erheischt. Das Größenverhältnis eines brauchbaren Gartenlaubvogelkäfigs ist nach jahrelangen Erfahrungen und dem übereinstimmenden Urteil aller praktischen Vogelpfleger in einem Ausmaß von 28 cm Länge und 16 cm Breite bei 20 cm Höhe mehr als genügend, und der Käfig darf eher kleiner sein als größer. Ich bemerke ausdrücklich, daß die Erhaltung dieses Sängers als Stubenvogel für die Dauer um so gefährdeter und unsicherer erscheint, je größer der Käfig ist, den man ihm zum Aufenthaltsort anweist. Bei dem frischgefangenen und scheuen Vogel eignet sich zur Umhüllung am besten leichter, weißer Baumwollstoff, im Notfalle aber auch einfaches Zeitungspapier, im ersteren Falle ist der Käfig von allen Seiten so zu umhüllen, daß der Vogel an jeder Wahrnehmung eines Vorganges in seiner Umgebung gehindert ist, im letzteren Falle kann man aber die schmale Käfigseite nach außen hin unverhüllt lassen, vorausgesetzt natürlich, daß der Vogel in der Fensternische aufgestellt ist. Die Futter- und Trinkgefässe müssen vorn im Sockel leicht einschiebbar sein und die Fütterung des Vogels mühelos gestatten, ohne die Käfighülle zu entfernen und den Insassen zu stören. Wird der Vogel auf diese Art hübsch in Ruhe gelassen, nicht herumgestellt und auch sein Standort nicht gewechselt, so singt er bei täglich frisch dargereichten Ameisenpuppen schon am zweiten oder dritten Tag. Ist er aber einmal im Gesang, so läßt man ihn unverändert und ungestört bei fortwährend gleicher Fütterung an seinem Ort solange ruhig hängen, bis sein Gesang vollständig verstummt. Alsdann entfernt man allmählich immer mehr die Käfighülle, bis der Käfig von ihr entblößt ist. In der Darreichung frischer Ameisenpuppen fährt man aber so lange fort, als überhaupt solche erhältlich sind. Wem bloß geschwelkte Ameisenpuppen zur Verfügung stehen, der kann auch Trinkwasser reichen, jedoch darf dasselbe niemals ganz frisch vom Brunnen weg, sondern muß überschlagen oder gestanden sein, da die geringste Erkältung einen Kartarrh herbeiführt. Bei Fütterung frischer Ameisenpuppen wäre Trinkwasser schädlich. Um Mitte August erwacht beim Gartenlaubvogel der Wandertrieb. Etwa 8—14 Tage zuvor zeigt er eine solche Freßlust, daß er oft mehr als die doppelte Anzahl frischer Ameisenpuppen verzehrt, dabei wird er auffallend schnell fettleibig und in dieser Weise wird der Vogel zur Gewöhnung ans Mischfutter entsprechend vorbereitet. Als bestes Futtergemenge für den Gartenlaubvogel ist das Universalfutter von Apotheker Max Kruel, Otterberg, Rheinpfalz, zu empfehlen. Dasselbe eignet sich mit geringer Beimengung von klein zerhacktem rohem Ochsenherz ganz vortrefflich für unseren Vogel. Wichtig ist es, daß man dem Gartenlaubvogel auch bei Beginn der allmählichen Gewöhnung an dieses Futter gleich jenen Platz anweist, an welchem er den Herbst und Winter über ohne Störung überdauern soll. Dieser Ort muß bei möglichster Vermeidung von Wärmeschwankungen hell gelegen und abends vom Tischlichte aus beleuchtet sein. Mehlwürmer bedarf der Vogel während des Tages nicht, aber abends, etwa eine Stunde vor dem Verlöschen des Lichts giebt man ihm 10—15 Stück, vorsichtsweise legt man ihm auch noch einige Mehlwürmer mehr in den Futternapf für die lange Winternacht, weil er in seiner unermüdlichen Gefräßigkeit langes Hungern durchaus nicht aushält. — In rauchigen Zimmern, in düsteren, feuchten Wohnräumen, kann man den zarten Gast nicht erhalten, bei günstigen Bedingungen aber und vorstehender Pflege wird man sich viele Jahre seiner erfreuen können.“

In der Freiheit besteht die Nahrung des Gartenlaubvogels aus Käferchen und kleinen fliegenden Kerbtieren. Sowie die Zeit der Beerenreife kommt, erhebt er seinen (sehr bescheidenen) Zoll von allerlei Beeren, insbesondere Johannisbeeren, Hollunder- und Faulbaumbeeren, hie und da frißt er auch an einer reifen Kirsche. Von einem Schaden kann dabei aber gar keine Rede sein. Daß er Bienen frißt, ist eine Fabel. Durch Vertilgung schädlicher Käfer und anderer Insekten wird er im Obstgarten sehr nützlich.

In Europa ist der Gartenlaubvogel nordwärts bis in das mittlere Schweden verbreitet, fehlt aber in England. Sein Winterzug geht nach Ägypten, wo ihn Heuglin in Feigengärten und Mimosenhainen beobachtete, sodann nach Algerien und andern Teilen der Berberei.

Der Sprachmeister.

Hypolais polyglotta; Fidecula polyglotta; Sylvia polyglotta.

Sprach-Laubsänger, Sprachspötter, kurzflügeliger Gartenspötter. Ein südeuropäisches, bisher wenig bekannt gewordenes Vögelchen. Seine Heimat sind die Mittelmeerländer und Nordwest-Afrika. In der Färbung ist der Sprachmeister dem Gartenlaubvogel völlig ähnlich, doch ist er etwas kleiner, lebhafter gefärbt, die Flügel bedeutend kürzer. Er kommt zuweilen von Dalmatien aus zu uns in den Handel. Bis jetzt freilich nur sehr selten, so daß wir weder über Lebensweise noch über Gesang näheres wissen.

Der Blaßspötter.

Hypolais pallida; Sylvia pallida; Fidecula ambigua.

Ölbaum-Laubsänger, kleiner Olivensänger. Auch er ist dem Gartenlaubvogel ähnlich, doch ganz bedeutend kleiner. Oberseite olivenbräunlich, Unterseite schmutzigweiß, Zügel weiß; Unterflügel und Unterschwanzdecke rein weiß. In Südeuropa (Griechenland) nicht häufig, Heimat mehr in Abessinien, Nordafrika und Süd-West-Asien. Ihm ganz ähnlich, wahrscheinlich sogar dieselbe Art, ist

Der Ramaspötter. Hypolais caligata.

Seine Verbreitung ist (natürlich) die gleiche.

Der Olivenlaubvogel.

Hypolais olivetorum; Sylvia, Salicaria, Fidecula olivetorum.

Olivenspötter, großer Olivensänger. Oberseite olivenbräunlichgrau, Unterseite weiß, schwach rostfahl überflogen, Hals- und Körperseiten bräunlich verwaschen, Schwungfedern außen und innen fahlweiß gerandet. Größer als der Gartenlaubvogel.

Heimat Griechenland, auch sonst in Südeuropa vorkommend; Klein-Asien.

Der Olivenlaubvogel verträgt die Gefangenschaft gut und wird öfters gefangen gehalten. Sein Gesang ist hübsch, doch nicht hervorragend.

Der Grauspötter.

Hypolais opaca, cinerascens; Phyllopneuste opaca.

Oberseite olivenbräunlich, Unterseite schmutzigweiß. Zügel und Augenring weißlich, Ohrgegend, Hals und Körperseiten bräunlich verwaschen. Die äußersten drei Schwanzfedern jederseits schmal fahlweiß gerandet. Länge 15 cm, Flügelbreite 20 cm, Schwanzlänge 3 cm. Er ist wiederum dem vorigen außerordentlich ähnlich.

Sein Vaterland ist Spanien. Er gleicht im Wesen dem Gartenspötter, ist aber von ihm sehr verschieden durch seine Verträglichkeit. Im Gesange und Nestbau erinnert er sehr an die Schilffänger. Brehm sagt: „Zum Nisten (Anfang Juni) wählt sich das Paar stets einen hohen, dichtwipfeligen Baum und eine blätterreiche Stelle des Gezweiges. Hier, immer in beträchtlicher Höhe über dem Boden, steht oder hängt das Nest zwischen zwei senkrecht auf- oder ablaufenden Zweigen, welche in dasselbe verflochten werden. Die Wandungen sind sehr dicht, aber aus verschiedenen Stoffen zusammengefilzt. Einzelne Nester bestehen aus Grashalmen, dickeren und feineren durcheinander, und werden innen kaum mit Distelwolle ausgekleidet; andere sind fast ganz aus letzterer oder aus Baumwolle und aus Schalenstückchen verschiedener Bäume zusammengesetzt. Das Gelege besteht aus 3—5 eiförmigen Eiern, welche auf blaßgrauem oder blaßrötlichem Grunde mit größeren und kleineren Flecken und Punkten von dunkelbrauner bis schwarzer Farbe gezeichnet sind. Beide Eltern brüten abwechselnd, beide füttern die Brut heran und beide lieben sie äußerst zärtlich."

Die kleinen Laubvögelchen bilden die

II. Gruppe: Zwerglaubsänger. Phyllopneuste.

Der Waldlaubvogel.

Phyllopneuste sibilatrix, sylvicola; Sylvia sibilatrix; Fidecula sylvicola.
(Tafel 15, Figur 6.)

Grüner Buchenlaubvogel, Laubsänger, kleiner Spötter, Laubvögelchen, Spaliervogel, schwirrender Laubvogel, Seidenvögelchen.

Er ist an der ganzen Oberseite gelblich graugrün, gegen den Schwanz zu ein wenig blasser als am Vorderrücken. Die Flügel sind dunkelgrau und haben hellgrüne Säumung auf den einzelnen Schwingen, die Steuerfedern sind fast schwarzgrau und gelblichgrün gekantet. Oberbrust, Hals und Wangen sind schwefelgelb, Kehle gelblichweiß, der übrige Unterleib rein weiß. Das Auge ist dunkelbraun, von einem schwarzgrauen Ring umsäumt, der Augenbrauenstreif ist lebhaft schwefelgelb. Der Schnabel ist gelblich fleischfarben, gegen die Schnabelspitze zu dunkler und die Winkel sind gelb. Die Füße rötlichgelb, Fußsohlen blaßgelb Das Weibchen zeigt keine bestimmten Merkmale im Gefieder. Länge 12 cm, Flügelbreite 21,5 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 9 mm, Lauf 1,8 cm.

So zart und duftig die Färbung dieses Vogels ist, so auch sein silberhell klingender Gesang, der von den Bäumen herabtönt, ohne daß man den kleinen Sänger findet, wenn nicht seine unabläßige Beweglichkeit zum Verräter wird, während deren er mit zuckenden Flügeln seine Strophen zum besten giebt. Der Gesang ist flötend und sehr angenehm, jedoch einfach und kunstlos, immer nur aus einer einzigen Strophe bestehend, die gewöhnlich aus 3—4 mehrmals aneinander gereihten gleichen Lauten zusammengesetzt ist und mit einer leisen, gleichsam ersterbenden Klingel schließt. Matthias Rausch giebt ihn folgendermaßen wieder:

„Wüd wüd wüd wüd-huj huj huj huj huj-wudl wudl wudl wudl wudl-ding ding ding ding.

Dagegen bringt v. Riesenthal folgende Übertragung:

sip sip sip sip sip sip sip sirrrrrrrrrr düe düe düe düe.

Uns erscheint die Wiedergabe von Rausch besser, genau läßt sich ja solcher Sang nicht mit Silben ausdrücken.

Er trägt seinen Namen mit vollem Rechte, denn er ist ein echter Waldvogel, dem es im Nadel- wie im Laubwald am besten gefällt, so daß er auch die meiste Zeit in dessen Kronen verlebt. Zu Ende Mai oder Anfang Juni findet man sein Gelege. Die kleinen Laubsänger bauen die bekannten „Backofennester", so genannt von ihrer Überwölbung und weil sie stets auf oder nahe der Erde stehen. Auch unser Waldlaubvogel baut meist auf den Waldboden oder doch nahe demselben; das Nest steht zwischen Wurzeln und dichten Gräsern auf trockenem Laub und ist äußerlich mit dürrem Gras und Moos fast ballenförmig überdeckt und innerlich mit Pflanzenstoffen, Federchen und Tierhaaren rund und weich ausgekleidet. Die 4—5 Eier (15 + 12 mm) sind violett, aschgrau gefleckt und ebenso gepunktet. Das Männchen löst das Weibchen über Mittag im Brüten ab und wenn die Jungen kaum flügge sind, schwirren sie bei leisester Berührung des Nestes heraus und verbergen sich unter Blättern in unauffindbarer Weise.

Unter allen Laubvögeln ist der Waldlaubvogel am leichtesten in der Stube zu halten. Er gewöhnt sich rasch ein und bedarf nicht einmal des verhüllten Käfigs. Sind einmal frische Ameisenpuppen erhältlich, so ist die Eingewöhnung um so leichter; da aber der Vogel oft schon Anfang April in die Gefangenschaft gerät und es dann noch an frischen Ameisenpuppen fehlt, so muß er notgedrungen gleich ans Mischfutter gewöhnt werden, wobei der Vogel etwas mehr Vorsicht erheischt. Rausch empfiehlt ein Futtergemenge aus geriebener Möhre, trockenen Ameisenpuppen, abgekochtem geriebenem Rinderherz, hartgekochtem feingehacktem Hühnerei und insbesondere auch von geriebenem süßem Käsequark, zerschneidet alle diese Bestandteile überdies noch sehr fein mittels Wiegmessers, mengt dieselben gut durcheinander und legt einige ganze und zerschnittene Mehlwürmer darauf, ehe man das Gemisch dem Vogel reicht. Der geriebene süße Käsequark empfiehlt sich ganz besonders als Futterbeigabe, denn erfahrungsgemäß fressen denselben alle neuen Wildfänge jeder Vogelart am schnellsten und liebsten. Die Liebhaber thun darum gut, auch das Kruelsche Universalfutter, wenn sie sich dessen der Einfachheit halber bedienen, anfangs mit geriebenem süßem Käsequark zu vermengen.

Ungemein bald wird dieses in jeder Hinsicht reizende Vögelchen zahm und frißt dem Pfleger aus der Hand, singt auch ganz ungeniert, während dieser vor ihm steht. Vor kaltem Trinkwasser ist auch er zu bewahren.

In der Freiheit ist seine Nahrung übereinstimmend mit der des Gartenlaubvogels. Seine Zugzeit ist Ende August, Anfang September.

Der Fitislaubvogel.

Phyllopneuste trochilus, fitis; Motacilla trochilus; Ficedula und Sylvia trochilus.
(Tafel 15, Figur 8.)

Fitissänger, Laubvögelchen, Sommerkönig, Weidenblatt, Backöfelchen, Wisperlein, Weidenmücke.

Die ganze Färbung ist dem vorigen sehr ähnlich, der ganze Oberleib ist olivengrünlichbraun, Schwingen und Steuerfedern sind olivenbraun, an der Außenfahne schmal bräunlichgrün gekantet, der Bürzel ist grün, die Kehle und der obere Brustteil sind gelb; der Bauch ist weiß und jede Feder gelblich gesäumt, die übrige Unterseite blaßgelb, Bauch- und Brustseiten olivenbräunlichgelb, durch das Auge zieht ein bräunlicher Zügelstreif, darüber ein blaßgelber Augenbrauenstreif. Der Schnabel ist schwarzbraun und hat gelbe Ecken. Länge 11,2 cm, Flügelbreite 18,5 cm, Schwanz 4,5 cm, Schnabel 0,9 cm, Lauf 1,8 cm. Weibchen und Junge blasser gefärbt, doch nur für ein sehr kundiges Auge zu unterscheiden.

So ziemlich hat der Fitis, der häufigste aller Laubvögel, seinen Aufenthalt mit dem vorigen überein, jedoch findet man ihn in reinen Nadelhölzern schwerlich, dagegen viel in mit Laubholz gemischten. Er geht aber auch in kleinere Hölzer, selbst in Parkanlagen, vorausgesetzt, daß der Boden mit buschigem Unterholz und Gras, Heide u. s. w. bewachsen ist, damit er dort sein Backofennestchen einbauen kann. Dasselbe, mit sehr kleinem Flugloch, wird von den beiden Ehegatten wie das des vorigen aufgebaut, überwölbt und mit Wolle und Federn gut ausgepolstert, so daß es einen großen, warmen und schwer aufzufindenden Aufenthalt bietet. Ausgangs April enthält das Nest 5—7 Eierchen, welche am stumpfen Ende sehr rund, am spitzen stark zugespitzt sind, im Gegensatz zu denen des Waldlaubvogels, welche mehr rundes Oval haben; sie sind auf gelblichweißem Grunde mit roströtlichen Punkten und Fleckchen besetzt (Tafel 47, Figur 14), Größe 15,4 + 11,6 mm. Die Jungen sind so munter wie die vorigen und verlassen gleichfalls bei geringster Störung das Nest, um sich unter Laub und Wurzeln zu verkriechen und sich demnächst wieder zusammenzufinden.

Der Fitislaubsänger ist ein ganz außerordentlich zutrauliches Vögelchen und den ganzen Tag in dem oberen Gezweige unterwegs, singend und nach Insekten haschend, auch macht er im Gegensatz zu seinen Verwandten weitere Ausflüge über kahle Flächen in dem ihm und diesen eigenen bogenförmigen Fluge.

Der Gesang ähnelt dem Liede des Waldlaubvogels; er ist flötend und wohltönend, sehr angenehm und lieblich, aber doch ohne größere Bedeutung für einen Kenner des guten Vogelgesangs. Der Vogel bildet seinen Gesang in der Weise, daß er einen Laut zu einem Gesangsteil mehrmals wiederholt und dann einen ähnlichen Ton auf dieselbe Art zu einem weiteren Teil der Gesangsstrophe zusammenfügt und fährt so mit dem Singen fort, bis mehrere Gesangs- oder Strophenteile entstehen, die er mit einem leisen unbestimmten Geflüster schließt.

Seine große Zahmheit, sein liebliches Wesen haben ihm manchen speziellen Liebhaber geworben. Er verträgt die Gefangenschaft bei der gleichen Pflege wie der vorige gut. Zu bemerken ist, daß er eigenartig mausert. Er wechselt die Schwingen und Schwanzfedern im Juli und August, das kleine Gefieder dagegen im Januar und Februar. Er verläßt uns Anfang September.

Der Berglaubvogel.

Phyllopneuste Bonellii, montana; Sylvia Bonellii; Ficedula Bonellii.
(Tafel 15, Figur 7.)

Er ist wenig bekannt und selbst noch v. Riesenthal verwechselt ihn mit dem Weidenlaubvogel und schreibt bei der Schilderung desselben: „Dem Namen Berglaubvogel, sowie der Behauptung, daß er vorzugsweise in Bergländern vorkomme, kann ich nicht beitreten.“

Der Berglaubvogel hat die Größe des Fitis. Das Gefieder ist oberhalb graubraun, mit grünem Stich überhaucht; Flügel und Schwanz sind dunkelbraun, an den Außenfahnen weißlich und grünlichgelb gesäumt, der Bürzel ist grünlichgelb, die Brust- und Bauchseiten sind schmutzig weißlichgelb und die ganze Unterseite ist reinweiß. Der Schnabel ist hornfarbig, Auge dunkelbraun, Füße graubraun, Fußsohlen weißlichgrau. Er hält sich hauptsächlich im Süden Europas, auch im westlichen Asien und Nordafrika auf.

Auch Rausch kennt ihn nicht näher, er schreibt von ihm in der „Gefiederten Welt": „Bei uns in Österreich kommt er hauptsächlich in Steiermark vor, dann auch in einigen Landstrichen Tirols und Salzburgs. Über die Lebens- und Ernährungsweise, den Nestbau, das Gelege und den Brutverlauf, sowie über den Gesang dieses interessanten Vogels in freier Natur vermag ich leider aus eigener Wahrnehmung nichts anzugeben, da ich das Freileben desselben zu beobachten noch nicht Gelegenheit hatte. Mir sind während der Dauer meiner langjährigen Thätigkeit auf dem Gebiete der Vogelliebhaberei und des Vogelhandels überhaupt erst einige wenige dieser Vögel zugekommen, und zwar einzeln aus verschiedenen Provinzen Österreich-Ungarns, mit Samenvögeln zur Herbstzeit, welche, sofern sie bei Ankunft noch am Leben waren, trotz aller sorgfältigen Pflege binnen kurzer Zeit starben, da sie augenscheinlich an Ort und Stelle schon stark gelitten hatten, ehe sie zum Versandt gebracht worden waren. Man kann aber mit Gewißheit annehmen, daß auch der Berglaubvogel, wenn er im Frühjahr vor der Brut oder nach Vollendung derselben gefangen wird und noch ganz unverdorben in die Hände eines erfahrenen Vogelwirts kommt, ebenso leicht einzugewöhnen und dauernd am Leben zu erhalten ist, wie seine Verwandten."

Friderich dagegen giebt von ihm an, leider ohne seine Quelle zu nennen: „Das Nest steht stets auf dem Erdboden unter Gras und Farnkraut versteckt in einer kleinen Vertiefung des Bodens oder zwischen überwachsenem Steingeröll unter dem Gestrüpp, es ist schwer zu entdecken, weil das Weibchen, welches den Bau des Nestes besorgt, die überhängenden Stückchen der halbvertrockneten Pflanzen- und Grasblätter auf den Bau herabzieht und nur seitwärts ein kleines Loch offen läßt. In der zweiten Hälfte des Mai findet man etwa fünf niedliche Eier, welche kurz oval, eine feinkörnige, fast glanzlose Schale haben, auf weißem Grunde mit rotbraun fein punktiert und getüpfelt sind." Der Gesang lautet nach Landbeck etwa wie: „s-e-e-e-e-e torreeeh dabadabadabadaba wuit, wuit", die Lockstimme „hoi-ed". Er kommt wohl nicht vor Ende April und scheint uns gegen Ende August wieder zu verlassen.

Der Weidenlaubvogel.

Phyllopneuste rufa; Sylvia rufa; Ficedula rufa; Motacilla acredula.

(Tafel 15, Figur 9.)

Kleinstes Laubvögelchen, Weidenblättchen, Weidenzeisig, Erdzeisig, Zipzalp (eine gute Rufnachbildung), Tyrannchen, Muckenschnapperle.

Rücken olivengrünlichbraun, Schwingen und Steuerfedern ein wenig dunkler, Unterseite der Flügel gelb; Kopf und Halsseiten olivengelblichbraun, durch das Auge zieht ein brauner Zügelstreif, der auf beiden Seiten von einem blaßgelben Augenbrauenstreif umsäumt ist; Kehle und Oberbrust sind olivengrünlich-hellbraun; die Wangen und Seitenteile sind gelblich, der übrige Teil des Unterleibes ist reinweiß. Schnabel braun, oben dunkler als unten, Füße schwärzlichbraun, Fußsohlen weißlichgrau. Das Weibchen ist etwas blasser und wenig kleiner. Länge 10,8 cm, Flügelbreite 17—19 cm, Schwanz 4,5 cm, Schnabel 0,6 cm, Lauf 1,6 cm. Er gehört mit Goldhähnchen, Zaunkönig und Schwanzmeise zu den kleinsten europäischen Vögeln.

Munterkeit, Lebhaftigkeit und Unermüdlichkeit sind Eigenschaften dieses frohen Geschöpfchens. Bald hüpft er im Gesträuch oder auf Bäumen herum, bald flattert er auf der Erde in großen Sprüngen oder fliegt weithin in Schlangenwindungen. Stets ist er voll Mutwillen, stets zu Neckerei und Spiel aufgelegt. Dabei ist dieser kleinste Laubvogel, wie schon eingangs bemerkt, der härteste aller seiner Verwandten, er trotzt schon Ende März dem Nachwinter und verläßt uns erst anfangs Oktober. Sein Liedchen, der schon geschilderte Spatzengesang, ist, wie v. Riesenthal hübsch sagt, „so ziemlich die erste Frühlingsfreude, die dem Menschen aufgeht", das kleine Vögelchen singt so vergnügt sein „zilp zalp zilp zalp zilp zalp dilm delm dilm delm zilp zalp 2c. — kann es dafür, daß es nichts besseres kann?

Sein Backofennest baut er wie die anderen sehr gern in den verwachsenen Böschungen von Gräben, oft an begangenen Wegen, führt das Fundament aus allerlei trockenen Blättern auf und verwebt lange trockene Grashalme durch den ganzen Bau über die Decke weg, welche viel dünner ist als die Seitenwände. Zur inneren Ausfütterung nimmt er weiche Wolle, welche die Schafe an den Zweigen hängen ließen oder die Hasen beim Rammeln sich auskratzten und den Beschluß machen Federchen. In der zweiten Hälfte des Mai findet man das Gelege, fünf gelblichweiße Eier, welche rötlichbraun bespritzt und ebenso gepunktet sind. Größe 14,5 + 11,5 mm (Tafel 47, Figur 15).

So lange im Frühlinge die Bäume und Gesträuche noch unbelaubt sind, haben wir häufig Gelegenheit, ihn im Gezweige zu beobachten, wie er in seinem mehr grau als grünen Gewande mit vorgestrecktem Körper unter beständigem Auf- und Abschnellen des Schwanzes munter umherhüpft und die zartesten Kerfen, wie Spinnen, Fliegen und Mücken, von den Ästen aufnimmt, auch dann und wann in die Luft steigt, um ein davoneilendes Insekt zu erhaschen. Bei rauher, naßkalter Frühlingswitterung treibt es ihn oft zum Boden herab, wo er an Hecken oder an Wassergräben und Tümpeln die sich dort aufhaltenden Kerfen erschnappt. Auch in aufgeschichtetem Reisig und trockenen Dornhaufen jagt er um diese Zeit wie der Zaunkönig. Sobald sich aber die Bäume erst mit jungem Grün bekleiden, steigt er empor in die äußersten Wipfel, in welchen er, solange die Brutzeit währt, fast fortwährend sein Wesen treibt. Im Hochsommer finden wir ihn in den Erbsenbeeten der Gärten, in Weidenpflanzungen und Obstgärten. Im Herbst besucht er gerne die in der Nähe der Häuser geschützt stehenden Bäume, wohin auch jetzt die Kerfen sich zurückzuziehen pflegen.

Vielfach verderblich wird dem lustigen Gesellen hier seine drollige Neugierde. Ein im Käfig am Haus oder im Garten hängender Stubenvogel zieht ihn sofort herbei. Kaum lockt er, so setzt sich schon der Weidenlaubvogel auf seinen Käfig und leistet ihm einige Augenblicke Gesellschaft. Und nun braucht der Vogelsteller nur eine Leimrute über dem Käfige zu befestigen und bald wird der kleine Leiermann in seiner Gewalt sein.

Über den Weidenlaubvogel als Stubengenossen sagt Rausch: „Er gewöhnt sich leicht an das (Kruelsche) Mischfutter. Sein Käfig muß engstes Stabgitter haben, weil er sonst anfangs, seiner geringen Größe wegen, mit dem Kopf leicht hindurchkommt und sich einklemmt. Geriebenen süßen Käsequark frißt er sehr gern und dieses Futtermittel darf daher im Gemenge nicht fehlen, sobald er mit Mischfutter ohne frische Ameisenpuppen mit sicherem Erfolg eingewöhnt werden soll. Von Mehlwürmern giebt man ihm die allerkleinsten, weil sein zarter, empfindlicher Magen die starken Häute der großen Mehlwürmer nicht gut verträgt. Er wird bald sehr zahm und zutraulich und hält sich zur Sommerszeit auch gut freifliegend in der Stube, namentlich wenn, wie bei mir, an den Wänden überall Vogelkäfige hängen und frische Ameisenpuppen zerstreut herumliegen. Er tummelt sich dann auf den Käfigen den ganzen Tag lustig herum und liest das Futter auf, das die anderen Käfigvögel herauswerfen. Ich hielt diese Vögelchen schon tagelang freifliegend in der Stube, bei Tag und Nacht offenen Fenstern, sie setzten sich sogar wiederholt auf dasselbe in die freie Luft, ohne zu entweichen. Der Drang nach Freiheit fehlte diesen Vögelchen ganz oder er kam bei denselben, wie bei so manch' anderer Vogelart gar nicht zum Bewußtsein. Die Mauser des Weidenlaubvogels geht gleichfalls im Juli und August vor sich und zwar regelmäßig ohne jede Schwierigkeit und erleichtert so die Haltung des Vogels wesentlich.

Ein naher Verwandter unseres Weidenlaubfängers, ihm im Leben, Thun und Treiben völlig gleich, ist der in Rußland, insbesondere am Ural heimische

Trauerlaubsänger.

Phyllopneuste tristis, fulvescens; Abrornis tristis.

Er unterscheidet sich lediglich durch roströtlichfahle Augenstreifen, Kopf- und Körperseiten, Kehle und Kropf und matt olivenbraune Oberseite.

Sodann kommen noch zwei Asiaten der Sippe, der eine regelmäßig, der andere sehr selten zu uns. Der letztere ist der auf Helgoland schon gefangene

Wanderlaubvogel.

Phyllopneuste magnirostris, indica, javanica; Sylvia flavescens.

Dickschnäbeliger Laubsänger, nordischer Laubvogel.

Oberseite düster olivengrün, Augenstreif, Backen, Ohrgegend gelblichweiß, unterseits weiß, schwachgelblich angeflogen, Hals- und Körperseiten bräunlichgrau verwaschen. Unteres Flügeldeckgefieder gelblichweiß; die dunkelbraunen Schwingen- und Schwanzfedern zeigen schmale, olivengrünliche Außensäume, die Schwingfedern breite, fahlweiße Innensäume. Länge 12,4 cm, Breite 18,5 cm, Schwanzlänge 4,5 cm. Der Schnabel ist stark, besonders an der Wurzel verdickt.

Heimat Sibirien, bis zum 70. Grad n. Br. Auf seinen Wanderungen durchzieht er fast ganz Asien, ebenso wird er auch im nordwestlichen Amerika gefunden. Er gleicht in seinem Wesen dem Waldlaubvogel. Auf Helgoland hatte ihn ein Herr Maler Gätke gefangen.

Das zweite asiatische Laubvögelchen, welches uns ganz regelmäßig besucht, ist der

Goldhähnchen-Laubvogel.

Phyllopneuste superciliosa, modesta; Regulus modestus; Sylvia proregulus.

(Tafel 15, Figur 10.)

Oberseite graugrün, Bürzel lebhafter grün, mitten über dem Scheitel eine helle, grüngelbliche Längsbinde. Unterseite gelblichweiß. Ein gelblicher Streif von der Stirn an bis über die Augen hin. Zwei weißgelbe Querbinden in den Flügeln. Schwanz und Flügel schwärzlich grünbraun, grüngelblich gesäumt. Länge 9 cm, Breite 16 cm, Schwanzlänge 3,9 cm.

Heimat Ostsibirien, China, dann südlich bis inkl. Himalaya. Auf der Wanderung nach Westafrika, in die Winterherberge, durchzieht das herzige Vögelchen alljährlich Europa; der größere Teil freilich durchwandert ganz Asien bis Südindien. Eine treffliche Schilderung seines Lebens giebt Dybowski in Brehms Tierleben. Nach seinen Beobachtungen ist der Goldhähnchen-Laubsänger in Ostsibirien seltener als andere seiner Verwandtschaft, erscheint in der ersten Hälfte des Juni und nistet in der Höhe des Gebirges nahe der Waldgrenze oder über derselben an solchen Stellen, welche reichlich mit verkrüppelten gelben Alpenrosen bewachsen sind. Hier verweilt er bis zur Mitte des September. Das Nest befindet sich in der Regel in einem dicht mit im Moose wachsenden Grase durchwuchertem Alpenrosenstrauche, ist meisterhaft gebaut, mit einer schwachen, aus trockenem Grase bestehenden Decke überwölbt und hat ganz das Ansehen einer Hütte mit einer Öffnung von der Seite. Als Niststoffe dienen trockene Gräser, als Auskleidung Reh- und Renntierhaare. Nur wenn die Eltern ihre Jungen füttern, ist man im stande, es zu entdecken. Im August findet man das Nest mit Jungen. Die Männchen sind sehr lebendig und geben ununterbrochen ihren lauten, kaum Gesang zu nennenden Doppelruf zum besten. Die Eier (14 + 11 mm) haben als Grundfärbung reines Weiß, die Zeichnung besteht aus über das ganze Ei verteilten braunroten Punkten und Flecken.

Auf dem Wiener Vogelmarkte waren Goldhähnchen-Laubsänger schon zu haben.

Die Goldhähnchen. Regulus.

Sie sind die kleinsten europäischen Vögel. Schnabel dünn, gerade, nur an der Spitze etwas abgebogen, an der Wurzel breiter, an welcher ein breites, kammartiges Federchen das Nasenloch bedeckt. Lauf gestiefelt, mäßig hoch; Schwanz ausgeschnitten; Gefieder sehr weich. Die Zunge ist hart, flach, dünn, fast gleich breit. Die Füße sind etwas stark, die Hinterzehe groß, mit einem stärkern, gebogenen Nagel versehen. Sie sind Waldbewohner. Gewicht inkl. Federn 5 Gramm. Es giebt drei Arten, zwei europäische und eine amerikanische, die merkwürdigerweise öfters bei uns zu Gast erscheint.

Das gelbköpfige Goldhähnchen.

Regulus cristatus, flavicapillus, crococephalus; Sylvia regulus.

(Tafel 15, Figur 12.)

Safranköpfiges Goldhähnchen, Goldämmerchen, Tannenmeislein, Wintergoldhähnchen 2c.

Scheitel lebhaft hochgelb, an den Kanten in rot übergehend und von einem schwarzen Saum begrenzt; Stirn gelblichgrau, ebenso der Kreis um das Auge; ganze Oberseite olivengrün, Unterseite trüb gelblichgrau; auf den dunkeln graubraunen Flügeln zwei weiße Querflecke, in Folge der weißen Spitzensäume der größeren Flügeldeckfedern. Schwingen gelblich gesäumt, auf den Mittelschwingen ein tiefschwarzer Fleck, die vier letzten Schwingen mit weißem Spitzensaum. Auge schwarzbraun, Füße hellbraun, Nägel gekrümmt. Deshalb vermag das Vögelchen sich an die Zweige zu hängen und dienen diesem Zweck auch die starken Zehenballen. Das Weibchen ist trüber gefärbt, den Jungen fehlt die schöne Kopffärbung noch gänzlich. Länge 8,8 cm, Flügelbreite 15 cm, Schwanz 2,6 cm, Schnabel 8 mm, Lauf 1,7 cm. Die Eier, 13 + 10 mm, 6—11 an der Zahl, sind auf gelbrötlich weißem Grunde rötlich und gelblichgrau punktiert. (Tafel 47, Figur 16.)

Das feuerköpfige Goldhähnchen.

Regulus ignicapillus, pyrocephalus und mystaceus.

(Tafel 15, Figur 11.)

Feuerköpfchen, Feuerhähnchen, Sommergoldhähnchen.

Das Tierchen ist fast noch kleiner als das gelbköpfige, Länge 8,2 cm, Flügelbreite 14,3 cm, Schwanz 2,5 cm, und erst in neuerer Zeit von Brehm, dem Vater, als eigene Art ausgesondert worden. Der Kopf des Männchens ist prächtig feuerfarbig, an den Seiten hochgelb gesäumt und vorn und seitwärts von tiefschwarzem Rande bekränzt; ein weißer Streifen geht vom Schnabel über das Auge bis ans Genick, ein schwarzer unter demselben gleichlaufend; im übrigen gleicht es dem vorigen.

Das Feuerköpfchen ist weniger häufig, kommt aber nicht selten in den westlichen Bergländern des Rheinlandes vor, wo es in Fichten haust, selbst wenn sie gelegentlich ganz allein im Garten oder Felde stehen und nur recht dicht sind. Die Eier, 13 + 10 mm, sind rosenrötlich mit karminroten Kränzchen geziert und namentlich frisch wirklich reizend und herzig (Tafel 47, Figur 17).

In der Lebensweise unterscheiden die Goldhähnchen sich wie folgt: Das gelbköpfige bevorzugt entschieden den Tannenwald, das feuerköpfige den Kiefernwald. Weiter sieht man das letztere immer nur paarweise und nie in Gesellschaft anderer Vögel, während das Gelbköpfchen sich gleich nach Beendigung der Brut gesellig nicht bloß mit seinesgleichen, sondern mit Meisen, Baumläufern und Kleibern zusammenschlägt und mit ihnen das Revier durchstreift. Endlich ist das feuerköpfige ein Zugvogel, der Mitte März kommt und im September und Oktober abzieht; das gelbköpfige ist Sommer und Winter da und durchstreift in der letzteren Jahreszeit mit seinen schon genannten Kameraden alle Arten von Wäldern und Baumpflanzungen. Es ist ein wahrer Kosmopolit, der Europa vom Mittelmeer bis zum Polareis bewohnt. In ihrer sonstigen Lebensweise sind beide Goldhähnchen ganz gleich und können wir sie zusammen darin schildern.

Im Anfange des Mai kommen hierorts die Goldhähnchen zur Brut, nachdem das erstere bis dahin während des Winters in Gesellschaft von Meisen und meist unter Anführung eines Kleibers seine Strichzeit gehabt, das Sommergoldhähnchen dagegen als Zugvogel den Winter im Süden zugebracht hat. In größerer Zahl wird letzteres namentlich im Oktober und November, nach mir von dort befreundeterseits zugekommenen Nachrichten, in Triest, Rom und bei Madrid gesehen.

Die Heimat der Goldhähnchen ist der Nadelwald. Im Sommer halten sie sich gern fern davon, was sie indessen nicht abhält, auch den schattigen Park mit gemischtem Holzbestand sich zum Aufenthalte zu erküren. Das Nest bauen sie so versteckt, daß es sehr schwer zu finden ist, auch legen sie es sehr hoch an. Ich habe noch nie eines gesehen. Herr Pfarrer W. Thienemann schreibt mir hierüber: „Ich habe deren mehrere des Wintergoldhähnchens in den Händen gehabt. Sie sind ganz reizend gebaut und außerordentlich zierlich angelegt, haben meist Halbkugelform und sind die Wandungen des Napfes oben etwas eingezogen. Am 20. Juni sah ich ein Nestchen der zweiten Brut. Genanntes Nest stand

auf einer jungen Fichte, etwa sechs Meter vom Erdboden, ziemlich in dem äußersten Gipfel. Es war an der Spitze eines Ästchens recht zierlich eingewebt und durch Spinnweben mit vier kleinen Seitenzweigen so innig verbunden, daß es ähnlich dem Neste des Pirols (Oriolus galbula) in der Schwebe hing. Auswendig war es aus grünem Moose erbaut, welches durch weiße Hundehaare recht dauerhaft verfilzt war. Inwendig fand sich der Napf aufs feinste und weichste mit Federn ausgepolstert. Unter diesen bemerkte ich Brustfedern des Grünfinken (Fringilla chloris) und des Edelfinken (Fringilla coelebs). Das ganze Nest war 8,4 cm hoch und ebenso breit, der Napf 4 cm tief und ebenso breit. Es enthielt neun Eier, welche auf hellgelblichweißem Grunde am stumpfen Ende hellrostrote Kränzchen zeigten.

Das Sommergoldhähnchen legt seine Eier etwas intensiver gefärbt mehr ins rötliche spielend. Die Nester sind noch höher gebaut, ähnlich denen der Bastardnachtigall (Hypolais vulgaris), nur im Verhältnis viel kleiner, feiner und zarter. Das Nistmaterial ist dasjenige seines Verwandten und richtet sich nach Ort und Gelegenheit." Wo das Nest ungefähr stehen mag, kann man aus dem fortwährenden Ab- und Zufliegen der fütternden Alten wohl erkennen, wenn sie Junge haben, aber wer möchte da stören? Die Weibchen kosten dem Männchen stets hitzige Kämpfe, selbst in der Gefangenschaft entspinnt sich im Frühjahr und Sommer der Streit um dieselben und in diesem beschränkten Raume nur zu oft mit den traurigsten Folgen. Sonst ist das Sommergoldhähnchen sehr verträglich, während das Feuerköpfchen Feind jeder Geselligkeit ist.

So lange der Tag währt, kommt das Goldhähnchen nicht zur Ruhe, leicht und geräuschlos fliegt es von einem Zweige zum andern, von einem Baum zum nächsten, hängt unten an dem Zweige, hämmert gegen die Rinde, nimmt flatternd ein Kerbtier vom dunkeln Nadelgrün hinweg und fängt dann schwebend eine Fliege. Der Gesang ist laut und schön, besonders zur Zeit der Liebe. Die Liebesbewerbungen sind sehr auffallend, mit gesträubten Kopffedern und von einem den Prachtfinken sehr ähnlichen Hüpfen und Tänzeln begleitet. Auffälligerweise singt aber das Männchen hierzu nicht, sondern weiß seiner sehr hohen Erregung nur durch fast unartikuliertes Geschrei Ausdruck zu geben. Auch im Winter singt das umherstreifende Gelbköpfchen sehr hübsch, doch nicht so laut wie im Sommer und lange nicht so kernig und munter wie der Zaunkönig. Es sind reizende Tierchen, die Goldhähnchen, und wer an sonnigem Wintertage einst durch den schneebedeckten Nadelwald ging, froh und sorgenlos die glänzende Umgebung beobachtend, der wird gestehen müssen, daß er kaum je einen lieblicheren Anblick hatte als schneeige Fichtenzweige, belebt mit diesen farbenprächtigen Vögelchen, den kleinen Wintergoldhähnchen, als den allerkleinsten Europäern in der Vogelwelt. In der Gefangenschaft sind die Goldhähnchen reizend. Ich habe sie liebgewonnen, schreibt Herr v. Pleyel in der „Gefiederten Welt", vom erstenmal an, da ich sie als Knabe an einigen Tannen, die in unserem Garten standen, ihr Wesen treiben sah. Damals schon war der Wunsch in mir erwacht, sie zu besitzen und mich an ihrem Thun und Treiben zu erfreuen. Und seit dieser Zeit sind eine ganze Reihe von Jahren vergangen und ich lernte sie genau kennen und lieben, diese herrlichen Zwerggestalten unserer Vögel, die Kolibris unserer Heimat. Welch schöner Anblick ist doch so ein reich mit Tannengebüsch ausgestatteter großer Flugkäfig, der mit etwa einem halben Dutzend jener lustigen Zwerggestalten und einigen in diese Gesellschaft passenden Meisen bevölkert ist. Das lustige „sit, sit", das harmlose gegenseitige Necken, die ewige, laubvogelartige Ruhelosigkeit und das sonstige ansprechende Benehmen sind eine wahre Augenweide für den Vogelfreund. Das Goldhähnchen wird äußerst selten gefangen gehalten und hauptsächlich wohl aus dem Grund, weil die Eingewöhnung desselben sehr schwierig ist. Von den beiden Arten, dem safranköpfigen und dem feuerköpfigen, wird ersteres noch am häufigsten gehalten; denn was den zweiten Verwandten betrifft, so ist dieser schwierig und nur gelegentlich in unseren Gegenden zu erlangen.

Wie schon gesagt, zählen die Goldhähnchen zu den sich am schwersten eingewöhnenden Vögeln. Meiner bescheidenen Ansicht nach liegt die ganze Kunst der Eingewöhnung vom Goldhähnchen bloß darin, daß dem frischgefangenen ein länger gefangen gehaltener und gut eingewöhnter Artgenosse beigegeben wird. Ich glaube dies um so eher annehmen zu dürfen, als, seitdem ich dies Mittel anwandte, ich fast alle frischgefangenen Goldhähnchen durchbrachte. Am besten setzt man sie in größerer Anzahl ein, vielleicht ein Dutzend, aber nie weniger als vier Stück. Als erstes Futter empfiehlt sich ein Gemisch in der Art, wie beim Zaunkönig schon angegeben. Über dieses Mischfutter kann oder vielmehr

soll man den frischgefangenen sogenannte „Pappelläuse" (Blattläuse, die im Innern der Knoppern von Pappeln, welche im Herbst massenhaft unter diesen Bäumen zu finden sind, vorkommen) streuen. Diese sich immer bewegenden und umherkriechenden Insekten bilden einen hochgradigen Anziehungspunkt für die frischgefangenen Vögel und bewirken wohl auch, daß diese eher ans Mischfutter gehen.

Als ersten Wohnort wies ich den frischgefangenen Goldhähnchen ein mit Gaze überspanntes Kistchen an, in welches ich einige Tannenzweige steckte. Geht das frischgefangene Goldhähnchen einmal ans Futter und ist es eingewöhnt, so entwickelt es sich bald zu einem überaus zahmen Vogel und dann ist es auch nicht weichlicher als andere heikle Insektenfresser. Die Hauptsache bei der Erhaltung dieses und der andern weichlichen Vögel sind ausgezeichnete frische Futterstoffe, größtmögliche Reinlichkeit und immer frisches reines Trink- und Badewasser; übermäßige Stubenwärme schadet gerade so wie große Kälte, Zugluft und sengende Sonnenstrahlen. Nun ein Wort über den Käfig, in welchem Goldhähnchen gehalten werden sollen. Ich wählte dazu immer einen großen Flugkäfig mit recht engem Stabgitter. Inmitten dieses Bauers stellte ich in ein mit Wasser gefülltes kleines Gefäß einen jungen Tannenbaum, an den Seiten des Käfigs befestigte ich ebenfalls frische Tannenzweige. Welche Freude das kleine Völkchen in einem so ausgestatteten Wohnort hat, weiß nur derjenige, der es selbst einmal beobachtet hat. Wie sie lustig im Grün der Tanne umherklettern, in den Zweigen turnen, sich schaukeln und picken, freudig locken und sich necken! Wie die lustigdrolligen Haubenmeisen, die flinken Sumpf- und Tannenmeisen, endlich die ganze langgeschwänzte Gesellschaft der Schneemeisen sich mit einem Schlag um das frisch gereichte Futter schart, und die kleinen Goldhähnchen über ihre großen Käfiggenossen hüpfen oder unter denselben durchschlüpfen, kurz, wie ganz ohne Streit und Hader die ganze Gesellschaft sich zeigt, dies ist eine Augenweide, ein Bild, wie es dem Vogelliebhaber schöner und lieblicher nie geboten werden kann. Ich hielt alle die angeführten Meisenarten und Goldhähnchen jahrelang in solchen Flugkäfigen, nie aber sah ich sie streiten oder sich zanken.

Wenn sich die Schatten der Nacht herabsenken, beginnt auch in unserm Käfig ein eigenartiges Treiben — jedes sucht sich ein Ruheplätzchen. Die behaubte Meise hat sich ein solches erkoren am Gipfel des Bäumchens nahe am Stamm, die Sumpf- und Tannenmeisen schlafen, eine dort, die andere da, an verschiedenen Ästen. Schneemeisen und Goldhähnchen bekunden aber ihre Liebe und Freundschaft zu einander, indem sie sich einen abstehenden Ast suchen und dort, eng aneinander gedrückt, der Nachtruhe pflegen. Oft bemerkt man beim oberflächlichen Hinsehen gar nicht die kleinen Wesen, erst wenn man genauer schaut, sieht man sie, wie sie zwischen ihren langschwänzigen Genossen stecken und schlafen. Wenn man sie weckt oder zeitig am Morgen zu ihrem Käfig tritt, so muß man sich unwillkürlich des Anblicks freuen, den sie da geben; das eine blinzelt noch ganz schläfrig, das andere läßt sich schon gar nicht stören und drückt sich nur noch fester an den Sitznachbarn und läßt das Köpfchen in den Schulterfedern verschwinden, das dritte scheint begriffen zu haben, daß es nun doch schon Zeit sei zum Aufwachen, das vierte endlich schüttelt den Schlaf ab und schlüpft unter lustigem „sit", das bald die ganzen Schläfer im Käfig weckt, zwischen den Schneemeisen hervor. Und so geben uns die Goldhähnchen mit ihren Käfiggenossen zu jeder Zeit ein liebliches Bild des Vogellebens, ein Bild des Gefangenlebens, wie es fürwahr schöner kaum gedacht werden kann.

Die Rohrsänger. Colamoherpinae.

Wer nicht tiefer in das Naturleben eindringt auf „heimatlichen Forscherfahrten", der hat von der Existenz unserer Rohrsänger selten auch nur eine Ahnung. Den breitgetretenen Wegen des täglichen Verkehres fern, versteckt in unzugänglichem Röhricht, verbringen sie ihre Liebeszeit in der europäischen Heimat. Spät kommen sie, früh verlassen sie uns wieder. Die meisten Arten ihrer Gruppe sind charakteristisch für das Röhricht. Recht auffallend an ihnen ist der zugespitzte Kopf, welcher, wenn wir von der Schnabelspitze ausgehen, sich wie die Schenkel eines spitzen Winkels anlegt. Die Mittelfedern des Schwanzes sind die längsten, daher dieser stark abgerundet, fast keilförmig erscheint. Dann haben alle einen lichten Streifen über das Auge weg. Die vorderseits getäfelten Füße sind stark und mit

tüchtig gekrümmten Nägeln versehen, welche das Auf- und Abklettern an glatten Rohrstengeln vermitteln. Rohr-, Schilf- und Binsenbrüche sind ihre Heimat. Sie lassen sich selten frei sehen und fliegen selten weit. Ihre höchst eigentümlichen Stimmen hört man zur Brutzeit ungemein viel und manche Arten singen die ganze Nacht hindurch, insbesondere um Mitternacht. Merkwürdig und eigenartig ist auch ihr Nestbau. Sie wählen dazu einige Rohrstengel als Säulen und flechten zwischen sie meist in halber Höhe über dem Wasserspiegel oder Boden ein tief napfförmiges Nest mit oben eingebogenem Rand. Die Eier sind gefleckt und meist olivenbraun. Auffallend ist unter ihnen ein herrlicher Sänger, der Sumpfrohrsänger.

Der Drosselrohrsänger.

Acrocephalus turdoides; Turdus arundinaceus; Calamoherpe turdina; Sylvia turdoides.

(Tafel 15, Figur 14.)

Karrekiet (holländisch), großer Rohrsänger, Rohrschirf, großer Rohrsperling, Rohrdrossel, Weidendrossel, großer Spitzkopf 2c.

Die ganze Oberseite ist gelblich rötlichgrau, nach unten hin heller, Flügel- und Schwanzfedern heller gesäumt, über dem hellbraunen Auge ein hellgelber Streifen, ganze Unterseite grauweiß, Kehle fast weiß, nach den Halsseiten gelbrötlich. Schnabel an dem rötlichen Munde mit starken Bartborsten, nach der Spitze hin dunkelbraun, Füße trüb fleischfarbig mit gelblichen Sohlen. Weibchen im Ganzen heller, ins gelbliche stechend; die Jungen sind den Alten ähnlich. Länge 19 cm, Flugbreite 28,5 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 2,6 cm.

Der Drosselrohrsänger ist der Riese seiner Gattung, während die sieben kleineren Arten nicht größer als unsere Grasmücken sind, ist er fast so groß wie eine Rotdrossel. Als echter Rohrvogel scheint er bei den Fröschen in die Schule gegangen zu sein, denn sein Gesang, außerordentlich hart und schneidend, ähnelt dem Froschquacken viel mehr als einer Vogelstimme. Er lautet ziemlich genau: „kärr kärr kärr — dore dore dore — karre karre karre — kai kei kei ki — karra karrakiet", der letzte Laut ist so charakteristisch, daß die Holländer ihn Karrakiet heißen. Er ist sehr verbreitet, verlangt aber durchaus dichte Röhrichte, mögen sie groß oder klein sein, abgelegen oder in der Nähe des Menschen liegen, wenn sie nur groß genug sind, daß er sich in ihnen verbergen kann. Er trifft zu Anfang Mai bei uns ein und verläßt uns Ausgangs des August.

Das Nest steht etwa 1 m über dem Wasserspiegel und ist an 3—4 Rohrstengel befestigt, welche in die Nestwand so fest eingeflochten sind, daß sie sich vor dem Winde noch so tief beugen können, ohne loszulassen, das Einknicken verhindert die durch ihre Mehrzahl verstärkte Elastizität. Namentlich am Boden dick und stark gearbeitet, wahrscheinlich wegen etwaigen Eintauchens, hat es tief napfförmige oder korbförmige Gestalt und über dem breitesten Umfang eine Verengerung zum sicheren Halt für Eier und Junge gegen große Schwankungen. Die Materialien sind trockene Halme, Gräser, Gespinnste von Spinnen und Insekten. Zu all dem Wunderbaren dieses Nestbaues kommt noch, daß der Vogel eine untrügliche Vorahnung eintretender Hochwasser haben soll und dementsprechend sein Nest dann in ungewöhnlicher Höhe anlegt. Im Juni enthält das Nest 4—5 blaßgrüne Eier, 22 + 15,5 mm (Tafel 47, Figur 6), welche aschgrau und dunkelbräunlich gezeichnet sind und in 14 Tagen ausgebrütet werden, woran sich das Männchen eifrig beteiligt. Die kaum flüggen Jungen klettern schon mit großer Sicherheit an den Rohrstengeln auf und nieder. Die Lockstimme der Alten ist ein lautes „tack".

Der Drosselrohrsänger zieht zur Überwinterung tief nach Afrika. Dr. Reichenow traf ihn am Ufer des Kamerun. In der Gefangenschaft wird er selten gehalten. Für ihn ist ein Drosselkäfig nötig, anfangs ist er sehr wild und ungestüm und verletzt sich leicht in zum Tode führender Weise. Bei bestem Nachtigallenfutter (Kruelsches sehr zu empfehlen) hält er aber viele Jahre aus, wird zahm und ruhig und kann vielen Spaß bereiten, insbesondere durch seinen hochoriginellen Froschgesang, den er häufig noch um Mitternacht hören läßt. Je nach den Nerven des Besitzers kann er auch unerträglich werden.

Der Schilfrohrsänger.

Acrocephalus phragmitis, schoenibanus; Sylvia phragmitis; Calamodus phragmitis.

(Tafel 16, Figur 1.)

Scheitel olivenbräunlich, dunkel gefleckt, Rücken dunkler und gefleckt, weiter hinten ohne Flecke und heller. Bürzel roströtlich, Schwingen und Schwanzfedern dunkelbraun, hell gesäumt, Zügel und Wangen braun. Vom Schnabel über das Auge ein hellgelblicher Streifen. Kehle weiß, nach den Seiten rostgelblich, Brust und Bauch trübweiß mit rötlich gelbem, nach den Seiten hin stärkerem Anflug; untere Schwanzdecken hell bräunlichgelb mit weißlichen Spitzenflecken. Der dünne, gestreckte Schnabel hornbraun, Mundwinkel rötlich, Auge hellbraun, Füße trüb fleischfarbig. Länge 13,1 cm, Flügelbreite 19,7 cm, Schwanz 5,1 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2 cm.

Er wird auch Schilffänger, Uferschilffänger, gefleckter Rohrsänger, Bruchweißkehlchen genannt. Der Schilfrohrsänger, sagt v. Riesenthal, kommt erst gegen den Mai an, bleibt aber bis in den Oktober hinein bei uns. Er ist sehr verbreitet, bewohnt solche Sümpfe, welche mit scharfen Riedgräsern, Seggen, Binsen und einigen Weiden und sonstigem Gestrüpp bewachsen sind. Inmitten solcher Sümpfe, überhaupt thunlichst weit vom Ufer ab, baut er sein Nest an 3—4 Binsenstengel, welche es tragen und somit in die Wand des Nestes eingeflochten werden; zu Baumaterial werden trockene Halme, Seggen, Gräser u. dergl. genommen, so daß das Nest schwer zu erkennen ist; höher als $^1/_2$ Meter steht es kaum über dem Sumpf, häufig tiefer, aber niemals über klarem Wasser und im reinen Rohr. Im Juni enthält es 4—5 trübweißgrünliche Eier, graubraun punktiert, auch bekritzelt, 17,6 + 12,8 m groß (Tafel 47, Figur 9).

Wie es sein Aufenthalt erfordert, klettert er mit großer Gewandtheit an Stengeln und Zweigen auf und ab, durchschlüpft den dicksten Schilfwuchs und weiß sich stets so zu bergen, daß er schwer zu sehen ist, selbst wenn er dicht vor uns singt; dann sitzt er mit eingezogenem Halse und hängendem Schwanze, hält aber nicht lange Ruh, sondern hüpft und klettert hier und dorthin, dabei munter singend. Nur in der Brutzeit und besonders während der Vorbereitungen erhebt er sich singend dann und wann und läßt sich mit gesenkten Flügeln, ganz wie der Baumpieper, wieder nieder. Alles, was Sumpf und Wasser an Insekten bietet, dient ihm zur Nahrung. Sein sehr durchdringender Gesang klingt wie „terrrtättättättättzerrrtättättättättätt—errr jug jug jug jug", dem einige pfeifende Töne vorangehen. Lockton lautet „zek zek zek". Als Stubenvogel weichlich. Er braucht einen Nachtigallkäfig. Verpflegung wie bei dem vorigen.

Der Binsenrohrsänger.

Acrocephalus aquaticus, salicarius; Sylvia aquatica, salicaria.

(Tafel 15, Figur 17 u. 18.)

Binsensänger, Rohrvogel, Rohrgrasmücke, gestreifter Rohrschirf, Weiderich, gelber Schwirl.

Hauptfarbe rostgelb, schwarz gestreift. Die unteren Teile weißlich ockergelb, ohne Flecken. Über dem Auge und in der Mitte des Scheitels ein gelblichweißer Streif, welche durch zwei breite schwarze Streifen von einander getrennt werden. Flügelfedern mit dunkel rostgelben Rändern. Beim alten Vogel ist die Brust fein gestrichelt. Länge 12,6 cm, Flügelbreite 18,5 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Schwanzlänge 4,7 cm, Fußrohr 1,8 cm. Der Schwanz ist keilförmig abgerundet mit lanzettförmig zugespitzten Federn. Eine in Grau übergehende Abänderung hat Naumann als Seggen-Rohrsänger (S. cariceti) getrennt, entschieden ein Irrtum. Es ist dies derselbe Vogel, möglicherweise im Alterskleid, wenn es nicht rein örtliche Abänderung ist.

Der Binsenrohrsänger ist in Deutschland nicht häufig. Seine Verbreitung ist mehr in Südeuropa, Westasien und Nordafrika. Im Lebenswandel gleicht er sehr dem vorigen. Päßler giebt an, daß sein Nest gegen Ende Mai mit 5—6 Eiern (Tafel 47, Figur 10), welche auf grüngelblich weißem Grunde gekennzeichnet sind durch eine Menge Punkte, Striche und Gekritzel von blaßem Olivenbraun und 16 + 11 mm Größe haben, tief unten in einem Seggenbusche im Grase hinter etwas Wust oder am Ufer eines Grabens nahe am Wasser an Pflanzenstengeln hängend gefunden wird. Es ist merklich kleiner als das des vorigen, aber aus denselben Stoffen gebaut, zuweilen mit zarten, schwarzbraunen Wurzeln, meist mit Rohrrispen und Halmen, unter denen auch einige Pferdehaare sein können, ausge-

führt. Anfangs August treten sie ihre Winterreise an. Der Gesang ist weniger gut noch als der des Schilfsängers, er lautet etwa wie „terrr tät tät tät tätt zerrrr tüt tüt tüt tüt errrr jüp jüp jüp" und beginnt mit hellem Pfeifen. Haltung in der Gefangenschaft gleich wie bei dem vorigen.

Der Teichrohrsänger.

Acrocephalus arundinaceus, streperus; Sylvia arundinacea; Calamoherpe arundinacea.

(Tafel 15, Figur 15.)

Rohrsänger, Teichsänger, Rohrschmätzer, Rohrschlüpfer.

Oberseite rötlichgrau, auf dem Scheitel am dunkelsten, nach dem Hinterleibe zu heller und ins rostfarbige ziehend; vom Schnabel über das Auge hinweg ein gelblicher Streifen, Kehle weiß, Unterseite rostgelblichweiß, an den Seiten in die Farbe der Oberseite übergehend, Flügel- und Schwanzfedern heller gesäumt, Schnabel dunkelbraun, in den Winkeln gelbrötlich, Auge hellbraun, Füße trüb fleischfarbig. Weibchen etwas matter. Länge 13,1 cm, Flugbreite 19 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,2 cm.

Die Verbreitung des Teichrohrsängers ist groß und wo die Bedingungen seiner Existenz geboten sind, kommt er sogar zahlreich vor; — es sind dies dieselben, welche beim vorigen beschrieben worden, nur bedarf er nicht ausschließlich der Röhrichte, sondern nimmt auch Schilf mit Weidengebüsch zur Wohnung, obgleich er erstere immer vorzieht. Das Nest steht daher nicht immer über, sondern auch neben dem Wasser im Gestrüpp und im ganzen dem vorigen sehr ähnlich, spitzt es sich nach unten auffallend zu; man findet deren meist mehrere in unbedeutender Entfernung von einander, je nach der Größe der sumpfigen Örtlichkeit. — Die im Juni vorhandenen rundlichen Eier, 17 + 12 mm, sind auf bläulichgrauem Grunde graugrünlich und bräunlich gefleckt und punktiert, meist rundlich, manchmal aber auch gestreckt und mehr bräunlich (Tafel 47, Figur 7).

Der Teichrohrsänger lebt sehr versteckt und erscheint nur selten über dem Schilf, um sich nach irgend etwas umzusehen, alsbald aber zu verschwinden, umsomehr aber hört man ihn noch in den späten Abend hinein, denn sein „tiri tiri tiri — tier tier tier — zärk zärk zärk zärk — zerr zerr zerr — tiri tiri scherk scherk scherk — heid heid heid — tret tret tret" nimmt fast kein Ende und kann die Anwohner ermüden. — Er breitet bei allen Erregungen den Schwanz stoßweise fächerförmig auseinander. Nahrung wie beim vorigen, auf dem Zuge im Herbst nimmt er auch gern Beeren. Er geht und kommt wie die vorigen.

Im Zimmer ist er zart. Auch er braucht einen Nachtigallkäfig, gleiches Futter und gleiche Behandlung wie der Drosselrohrsänger und der nachfolgende Sumpfrohrsänger. Er ist sehr munter und singt — zu viel.

Der Sumpfschilfsänger.

Acrocephalus palustris; Sylvia palustris; Colamoherpe palustris.

(Tafel 15, Figur 16.)

Sumpfsänger, Rohrschmätzer, Spitzkopf, Rohrgrasmücke 2c. 2c.

Oberseite bräunlichgrau mit grünlichem Anfluge, über den Augen ein unklarer heller Streifen; Kehle weiß, die übrige Unterseite trüb gelblichweiß, nach den Seiten hin gelblicher; Flügel- und Schwanzfedern dunkel graubraun mit rötlichgelben Säumen. Schnabel hornbraun, Mund gelblich; Augen braun, Füße trüb fleischfarbig. Weibchen etwas kleiner, sonst nicht zu unterscheiden. Länge 14 cm, Flügelbreite 19 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2,4 cm.

Erstmals hörte ich diesen vortrefflichsten Sänger bei meinem verstorbenen Freunde, Herrn k. Landgerichtsrat v. Stengel in München, der eine wahre Leidenschaft für diesen edlen Vogel hatte und lange Zeit 5—6 Sumpfsänger, auserwählte Sangeskünstler, zu gleicher Zeit hielt. Dieselben hatte er teils von Prag, teils aus Rumänien, teils aus der Gegend von Magdeburg; ihr Gesang in einzelnen Teilen übereinstimmend, zeigte doch so auffallende Verschiedenheiten, daß auch ein sehr geübtes Ohr kaum noch für möglich halten konnte, Sänger der gleichen Art zu hören. Diese gewaltige Verschiedenheit bedingt

die großartige Nachahmungsgabe des Sumpffängers, der mir ein noch begabterer Spötter zu sein scheint als der Gartenlaubvogel. Als Naturgesang darf eine Mischung sanftpfeifender, wundervoll flötender und wiederum an Schilf- und Rohrsänger erinnernder schirkender Töne, wie „terr, zerr, zirr, tiri, tirr", die einzeln immer wieder eingeflochten werden, gelten; mit diesem Eigengesang aber mischen sich nun in bunter Folge und bei den verschiedenen Sängern natürlich verschieden, bald in reichster, bald in weniger reicher Abwechselung (auch je nach dem Alter des Sängers) die täuschenden Nachahmungen von Tönen und Gesangsbruchstücken der Sing-, Mistel-, Schwarz-Drossel, Gartengrasmücke, des Schwarzkopfes, der Wachtel, des Buchfink, Stieglitz, der Feldlerche, des Kleiber und vieler Meisen, der Rauchschwalbe, der Schaf- und Bachstelzen, des Sperlings, dann das Quacken der Frösche in drolligster Weise. Und, wie Altum sehr schön sagt, alle diese Stimmen reiht er nicht schlechthin und steif aneinander, sondern macht sie ganz zu seinem Eigentum. Sie kommen wie aus einem Gusse hervor; seine Silberkehle veredelt sie alle. Er singt eben nur sein Lied, geläufig, ohne sich zu besinnen, ohne Pause, in voller anderweitiger Beschäftigung, im Klettern, Durchschlüpfen, Kerbtierfangen, im Verfolgen eines Nebenbuhlers.

Dieser herrliche Sänger, den unsere Liebhaberwelt so unbegreiflich wenig kennt, hat die Verbreitung des Drosselrohrsängers und ist ein häufiger Vogel. Er bewohnt solche Sümpfe, welche mit Weidengebüsch, Schilf, Rohr unter anderem Aufwuchs besetzt und mit einem fließenden oder stehenden Gewässer versehen sind. Sein Nest steht immer in der Nähe des Uferrandes und nicht über 1 m über dem Lande, nicht über dem Wasser und ist um einige Stengel oder auch um Weidenzweige geflochten, so daß es unten frei steht, wie die anderen. Die fünf im Juni gelegten Eier (Tafel 47, Figur 8) sind bläulichweiß mit grauen und olivenfarbigen Fleckchen, Punkten und dunklen Strichelchen. Nach 13tägiger Brutzeit, an welcher sich das Männchen beteiligt, sind die Jungen ausgeschlüpft. Die Nahrung besteht aus den gewöhnlichen Wasserinsekten seiner Umgebung, doch streicht er auch auf trockenes Land und liest auf, was ihm vorkommt; überhaupt ist er ein rühriger und flotter Flieger und behauptet seinen Platz gegen größere Vögel. Ende August, Anfang September zieht er fort.

Erfreulicherweise verträgt dieser edle Sänger die Gefangenschaft sehr gut. Er ist ja gewiß ein sehr zarter Vogel, doch kräftiger und anspruchsloser als der Gartenlaubvogel. Solange wie möglich frische Ameisenpuppen, dann vorsichtige Gewöhnung an das Kruelsche Mischfutter mit Beigabe vieler kleiner Mehlwürmer, möglichst ofte Darreichung von Fliegen und Spinnen, ein nicht zu großer Nachtigallkäfig, täglich laues Badewasser, solche Pflege wird ihn lange gesund erhalten. Sehr groß freilich ist die Gefahr der März-Mauser. Auch der eingangs erwähnte Herr v. Stengel hatte dieser Mauser viele Opfer bringen müssen. Er warnt insbesondere vor dem Versuche, dieselbe durch Ausrupfen einzelner Federn zu erzwingen, der zarte Sumpfspötter verträgt solche gewaltsamen Eingriffe nicht. Da hat nun Herr v. Stengel in jahrelanger treuester Pflege unseres Sängers gefunden, daß ein reichlicher Zusatz von Garnelenschrot (vide „Allgemeines" Seite XXXV) ab Dezember zum Futter und eine Beimengung von Asche des Garnelenschrotes die Mauser stets leicht einleitete und gut und rasch von statten gehen ließ. Und dadurch erst ist der Sumpfrohrsänger so recht eigentlich für die Liebhaberei gewonnen worden. Aber noch ein Umstand ist höchst fatal für den Liebhaber: die außerordentliche Ähnlichkeit des Sumpfrohrsängers mit dem Teichrohrsänger. Nur ein scharfes Kennerauge kann sie unterscheiden. Für die Gegenwart sind als solche durchaus zuverlässige Kenner zu empfehlen die Herren Händler Matthias Rausch, Wien (der nur abgehörte Vögel versendet) und August Dietz, Burg bei Magdeburg.

Als Nächstverwandter des Uferschilfsängers ist in Südeuropa und Westasien der

Tamariskenrohrsänger.

Acrocephalus melanopogon; Sylvia melanopogon; Calamodyta melanopogon.

(Tafel 16, Figur 5.)

Oberseits rötlichbraun, auf Mantel und Schultern mit verwaschenen dunklen Schaftflecken, auf dem braunschwarzen Oberkopfe längs der Mitte durch die verwaschenen helleren Seitensäume der Federn gekennzeichnet, vom Nasenloche bis zur Schläfe durch einen breiten rostgelblichen, in der Zügelgegend durch einen braunschwarzen Streifen geziert, unter den Augen dunkelbräunlich, auf Kinn, Kehle und den unteren Flügeldecken weiß, auf dem übrigen Unterteil rostgelblich,

seitlich dunkler gefärbt. Die Schwingen und Schwanzfedern dunkelbraun, mit schmalen, rostfahlen Außensäumen, welche an den hinteren Armschwingen sich verbreitern und ins Rötlichbraune übergehen. Größe ganz gleich der des Uferschilfsängers.

Er ist namentlich häufig in Italien, kommt vereinzelt schon in Südungarn vor. Lebensweise ist völlig jener des Uferschilfsängers gleich.

Ebenso hat der Sumpfschilfsänger einen Nächstverwandten, wohl nur eine Abart in dem asiatischen

Podenarohrsänger.

Acrocephalus dumetorum, montanus; Sylvia montana; Salicaria arundinacea.

Er unterscheidet sich — nach Brehm — vom Sumpfschilfsänger lediglich durch düstere, olivenfahlbraune Färbung der Oberseite, etwas längeren Schnabel und anderen Bau des Flügels.

Die Inder nennen ihn Podena. Seine Verbreitung beginnt im östlichen Rußland und erstreckt sich über Asien bis Indien, Nepal und Assam. Er ist gleichfalls ein trefflicher Sänger.

Wiederum dem Sumpfschilfsänger nahestehend, ebenfalls ein trefflicher Sänger, ist der Osteuropäer, hauptsächlich aber Sibirien und Nordchina bewohnende

Zwergrohrsänger,

Acrocephalus salicarius; Sylvia caligata; Calamoherpe scita,

der auch einmal — laut Brehm — auf Helgoland erlegt wurde.

Oberseits gelblich rostgrau, auf dem Scheitel etwas dunkler, auf dem Bürzel etwas heller, Unterseite ebenfalls heller, rostgelblichweiß auch ein deutlicher Strich über den Augen. An Kinn und Kehle weißlich, an den Halsseiten braun, Leibseiten rostgelblich. Die Schwingen sind graubraun, außen rostgelblich gesäumt, Schwanzfedern rostigbraun, am Ende schmal hell rostbraun gerandet. Länge 12,4 cm, Fittiglänge 6,5 cm, Schwanzlänge 5,3 cm

Er ist noch wenig bekannt.

Unterfamilie: Heuschreckenschilfsänger. Locustella.

Der Feldschwirl (Heuschreckensänger).

Locustella naevia; Acrocephalus locustella; Colamoherpe locustella; Sylvia locustella.

(Tafel 16, Figur 2.)

Schwirl, Buschrohrsänger, Heuschreckenrohrsänger, Buschgrille, Grashüpfer rc.

Scheitel und Oberseite olivengraubräunlich, dunkel gefleckt, über dem Auge ein heller Streifen; Vorderseite weiß mit schwach rötlichgelbem Anfluge, in den Seiten dunkler, nach unten mehr grau. Länge 12,5 cm, Flugbreite 19,7 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2 cm.

Aufenthalt wie bei dem Sumpfschilfsänger, doch auch auf trockenem Boden, wenn nur feuchte oder nasse Stellen in der Nähe sind. Das Nest steht auf der Erde und ist fast nur aus trockenen Grashalmen gebaut; die 4—7 Eier, 17 + 13 mm, sind auf rötlichweißem Grunde mit blaurötlichgrauen Punkten und Fleckchen gezeichnet (Tafel 47, Figur 11). Der Vogel gehört zu den weniger häufigen, wenngleich er eine weite Verbreitung hat und hat einen so eigentümlich schwirrenden Gesang, daß Laien ihn für eine große Grille halten, weshalb er meist unbeachtet bleibt; es klingt wie „sirrrrrrr irrrrrrirrrrr..." u. s. w. und wird ohne Unterbrechung sehr lange ausgehalten.

Auf Helgoland wiederum wurde gefunden der aus dem östlichen Mittelasien stammende

Streifenschwirl.

Locustella certhiola; Sylvia, Acrocephalus certhiola.

Oberseits olivengraubraun, mit breiten dunklen Schaftstrichen gezeichnet, welche auf dem Oberkopfe sechs, auf dem Rücken acht unregelmäßige Längsreihen bilden, unterseits rostgelblich, an der Kehle und auf der Bauchmitte weißlich, an den Unterschwanzdecken rostfahlbraun, weißlich gerandet, über den Augen, einen schmalen Streifen bildend, weißlich; die Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun, erstere außen schmal fahlbraun gesäumt, letztere mit sieben dunklen, verloschenen Querbinden und breitem lichtem Endrande geziert. Länge 16 cm, Fittiglänge 7,5 cm, Schwanzlänge 6 cm.

In das südliche Rußland soll sich der sibirische Striemenschwirl (Locustella lanceolata) zeitweise verirren.

Der Schlagschwirl.

Locustella fluviatilis; Sylvia, Acrocephalus fluviatilis.

(Tafel 16, Figur 3.)

Oberseite und Außenfahnen der olivenbraunen Schwingen und Schwanzfedern sind olivenfahlbraun, die Unterseite heller, Kehle und Bauchmitte fast weiß, die breiten Endsäume der rostbräunlichen unteren Schwanzdecken verwaschen weiß, Kehle und Kopf mit sehr verwischten olivenbräunlichen Längsstreifen gezeichnet. Der Augenring hat braune, der obere Schnabel hornbraune, der untere wie der Fuß horngelbliche Färbung. Länge 17,5 cm, Flügelbreite 25,4 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Er heißt auch Flußrohrsänger und wird in vielen Werken unter diesem Namen aufgeführt. In Deutschland kommt der Schlagschwirl nur ganz ausnahmsweise vor, beobachtet hat ihn hier insbesondere der verstorbene treffliche Dr. Liebe. (An der Göltsch.) Er bewohnt den Südosten Europas, Westasien und Ostafrika. Er liebt niedrige Lagen, am liebsten sind ihm Buchenholzschläge mit stark wucherndem Unterholze, dann mit Weidengebüsch bestandene Waldwiesen großer Föhrenwaldungen. Das Nest steht immer auf dem Boden, ist meist aus groben Schilfblättern unordentlich zusammengefügt. Der Innenbau des Nestes dagegen ist sehr sorgfältig und sauber. Die Eier, 24 + 18 mm, sind auf weißem, schwach glänzendem Grunde mit äußerst kleinen schmutziggelblichen und braunen, gegen das dicke Ende kranzartig zusammentretenden Punkten bezeichnet. Wie der Feldschwirl in i singt, so singt der Schlagschwirl in e, sein Schwirren ist ein ununterbrochener, weicher Triller.

Der Rohrschwirl.

Locustella luscinioides; Sylvia, Acrocephalus luscinioides.

(Tafel 16, Figur 4.)

Nachtigallenrohrsänger. Oberseite olivenrostbraun, Schwingen und Steuerfedern etwas dunkler, Unterseite und ein schmaler Augenstreifen viel heller, olivenroströtlich, Kinn, Bauchmitte und die verloschenen Endsäume der unteren Schwanzdecken rostweißlich. Unterkehle verwaschene rostbraune Schaftflecke. Oberschnabel braunschwarz, Unterschnabel gelblich. Länge 14,5 cm, Flügelbreite 22 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Er ist Südeuropäer, findet sich auch in Galizien und Südrußland. Sein Gesang ist angenehm, aber so schwach, daß man ihn kaum hört. Wodzicki beschreibt ihn wie folgt: „Wer auf fetten Morästen das Geräusch der schnell auf die Oberfläche kommenden Blasen gehört hat, wird sich den Gesang des Rohrschwirls gut versinnlichen können. Oft ist der Ton höher oder tiefer, ohne das sonst vorherrschende r, als ob man schnell die Buchstaben gl gl gl gl gl wiederholte." Er ist ein wahrer Rohrvogel, welcher das Röhricht nie verläßt. Das Nest bauen sie in hohes, altes Schilf, 15 cm bis zu 90 cm über dem Wasser. Es besteht aus breiten Schilfblättern, ist aber so sorgsam geflochten und so glatt, daß die Eier in der Mulde rollen. Die fünf Eier, 25 + 19 mm, haben auf weißlichem oder kalkweißem Grunde violette Punkte. Sie ändern außergewöhnlich ab, sind oft über und über, oft fast gar nicht gepunktet, manchmal nicht größer als 21 + 15 mm.

Südeuropäische, namentlich in Spanien heimische Rohrsänger sind noch der Seidenrohrsänger und der Cistensänger.

Der Seidenrohrsänger

Bradypterus Cettii; Sylvia Cettii; Cettia sericea

gilt als Vertreter der Bruchrohrsänger (Bradypterus).

Der Cistensänger

Cisticola cursitans, schoenicola: Sylvia cisticola

als Vertreter der Buschsänger (Drymoicinae).

Der Seidenrohrsänger ist oberseit rötlichbraun, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern etwas lebhafter, Steuerfedern und die Außenränder der dunkelbraunen Schwingen dunkler, ein Augenring deutlicher weiß; Unterseite weißlich, Kopf- und Halsseiten grau, Schnabel rostbraun, Fuß rötlichgelb. Länge 13,5 cm, Fittiglänge 6 cm, Schwanzlänge 6,5 cm.

Sein Nest steht niedrig in undurchdringlichem Gesträuch, es ist tief tassenförmig. Die vier Eier (20 + 15 mm) sind eintönig rot. Er macht zwei Bruten, Ende April und Anfang Juli.

Der Cistensänger ist oberseits ölbraun, die Nackengegend und der Bürzel rostbraun; auf dem Kopf bilden sich drei schwärzliche und zwei lichtgelbe Längsstreifen. Kehle und Unterleib sind reinweiß, die Brust und die Seiten rostgelb, Schwingen grauschwarz, außen rostgelb gesäumt, mittlere Schwanzfedern rostbraun, die übrigen graubräunlich, am Ende weiß gerandet, vor letzterem mit einem schwärzlichen herzförmigen Fleck gezeichnet. Schnabel hornfarben, Fuß rötlich. Länge 11 cm, Breite 16 cm, Schwanzlänge 4 cm.

Dr. Savi beschrieb als der erste sein Nest: Eigentümlich ist die Art und Weise, in welcher der Vogel die das Nest umgebenden Blätter zusammenfügt und die Wände seines Gebäudes fest und stark macht. In den Rand jedes Blattes nämlich sticht er kleine Öffnungen, welche durch einen oder durch mehrere Fädchen zusammengehalten werden. Diese Fäden sind aus dem Gewebe der Spinnen oder aus Pflanzenwolle gefertigt, ungleich dick und nicht sehr lang (denn sie reichen höchstens zwei- oder dreimal von einem Blatte zum andern), hin und wieder aufgezasert, an anderen Stellen auch in zwei oder drei Abzweigungen geteilt. Beim inneren Teil des Nestes herrscht die Pflanzenwolle vor, und die wenigen Spinnwebfäden, welche sich darunter befinden, dienen lediglich dazu, die anderen Stoffe zusammenzuhalten. An den seitlichen und oberen Teilen des Nestes stoßen die äußere und die innere Wand unmittelbar aneinander; aber an dem unteren findet sich zwischen ihnen eine mehr oder weniger dichte Schicht, aus kleinen dürren Blättern oder Blütenkronen bestehend, welche den Boden des Nestes, auf dem die Eier ruhen sollen, dichtet. Im oberen Drittel der Wand ist das runde Eingangsloch angebracht. Der ganze Bau hat die Gestalt eines länglichrunden oder eiförmigen Beutels. Er steht in der Mitte eines Gras-, Seggen- oder Binsenbusches, der Boden höchstens 15 cm über der Erde, und ist an die tragenden Blätter genäht und auf andere, welche untergeschoben werden und so gleichsam Federn bilden, gestellt. So gewähren die wankenden Halme dem Neste hinlängliche Festigkeit und ausreichenden Widerstand gegen die heftigsten Stürme. Die Eier sind meist einfarbig lichtblau, manchmal mit rostfarbenen, braunen oder ziegelroten Flecken und Punkten.

Alle diese Rohrsänger kommen für die Gefangenschaft kaum in Betracht. Wollte sie Jemand halten, so sind es jedenfalls sehr zarte Vögel, welche die gleiche Pflege wie der Sumpfrohrsänger verlangen.

Braunelle. Accentor.

Der im Oberkiefer seicht eingeschnittene Schnabel fällt nach der Mitte hin ab, infolge Abplattung der Firste, an der Spitze pfriemenförmig. Nagel der Hinterzehe verhältnismäßig lang und gekrümmt. Einsam und versteckt lebende zutrauliche Vögel.

Die Braunelle.

Accentor modularis, Sylvia modularis.

(Tafel 16, Figur 7 und 8.)

Heckenflüevogel, gemeine Braunelle, großer Zaunkönig, Winternachtigall, Heckensperling, Isserling u. s. w.

Kopf und Hals hellgraublau, Wangen bräunlich. Oberkopf und Nacken ebenso trüb gefleckt; Oberrücken und Schultern rötlichbraun mit dunklen Fleckenreihen, übrige Oberseite gelblich graubraun, Schwanz dunkler, etwas heller gesäumt; Flügel wie Schwanz auf den größeren Deckfedern mit kleinen hellen Spitzen. Vorderseite trübweiß, nach den Seiten hin bräunlich gefleckt. Untere Schwanzdecken hellgelblich mit bräunlichen Spitzflecken. Auge hellbraun, Schnabel schwarz, Füße hellgelblichbraun. — Weibchen trüber und matter in Färbung und Zeichnung. Länge 14,3 cm, Flugbreite 21,5 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2,2 cm. Verbreitung über ganz Europa, soweit der Wald geht.

Die Vertreterin des afrikanischen Mäusevogels ist die Braunelle in unserem Vaterlande. Was das Veilchen unter den Blumen, ist die Braunelle unter unseren gefiederten Lieblingen: das Bild der Bescheidenheit. Und wie das anspruchslose, versteckt blühende Frühlingsblümchen doch so viele mit schreiende Farben prunkende Pflanzen an Lieblichkeit weit übertrifft, so wird auch jeder, der dieses Vögelchen kennt, es vor gar vielen bunten und schillernden Brüdern schätzen und lieben.

Ich sagte vorhin, die Braunelle vertrete den Mäusevogel und ich bin überzeugt, daß diese Behauptung wird zutreffend genannt werden müssen.

Obwohl dieses Vögelchen in Deutschland sehr häufig ist, zweifle ich doch nicht daran, daß es so mancher der geehrten Leser nicht einmal vom bloßen Sehen kennt. Denn es lebt sehr versteckt; in den dichtesten Gebüschen und Hecken unserer Wälder und Gärten ist sein Heim, und hier schlüpft es mit der Gewandtheit einer Maus oder auch der eines Zaunkönigs herum und vertilgt in diesem einsamen, geschäftigen Treiben so manches Kerbtier und eine große Menge Unkrautsamens.

Auch die Färbung erschwert es, den Vogel zu erblicken, denn auch hierin gleicht er dem langschwänzigen Vierfüßler. Ob der Farbenpracht kann man die Braunelle nicht preisen, noch weniger in Hinsicht auf Gesang, denn außer in der goldenen Zeit der Liebe vernimmt man keinen Laut, und selbst zu dieser Zeit läßt sie nur einen sehr leisen klirrenden Gesang hören.*) Wohl aber erwirbt sie sich die Zuneigung, und gar bald die Liebe jedermanns durch ihre Zuthunlichkeit, ihre schönen, sanften, klugen Augen und ein unbeschreibliches, anmutiges Wesen. Es kann kaum etwas Flinkeres geben als die Braunelle, und ich kenne keinen Vogel, der in allen seinen Bewegungen so zierlich wäre, wie sie.

So schwer sie im Freien zu finden ist, so leicht ist es, wenn man sie einmal erblickt, sie zu beobachten. Denn bei all der Hast, die eben in ihrer Natur liegt, ist sie so zutraulich, daß sie sich nicht im geringsten absichtlich verbirgt. Im Gegenteil klug, ja, vertraulich schaut sie den Beobachter während ihres emsigen Umherschlüpfens oft an, sich ihrer Schnelligkeit wohlbewußt, die sie im Hui vor etwaiger Gefahr in das dichteste Gebüsch rettet. Bald hier, bald dort blickt aus dem dichten Gestrüpp der spitzige Kopf mit dem langen Schnabel und den großen Augen, dann läuft das Vögelchen pfeilschnell, gleich einer Maus, in die Wiese hinaus, packt ein Käferchen oder Würmchen, und verschwindet wieder im Gebüsch. Plötzlich ist es auf den höchsten Zweigen des Strauches, klettert wie ein Zeisig daran umher, schießt blitzschnell wieder in das Dickicht, kommt abermals in die Höhe, eilt mit kurzem, raschen Flug in die Wiese hinein, pickt bald rechts bald links, eilt wieder in das Gebüsch — kurz, es ist das Bild emsigen Fleißes.

Das versteckte, sehr hübsch aus Gras- und anderen Halmen, Moos u. s. w. napfförmig gebaute, innen mit Haaren, Wolle u. s. w. gefütterte Nest, steht nicht über ein Meter Höhe in dichtem Gebüsch und enthält im Mai meist 5 glänzend bläulichgrüne Eier, 20 + 14 mm (Tafel 47, Fig. 1 a), welche 13 Tage bebrütet werden; in der Regel erfolgt eine zweite Brut. Während dieser Zeit lebt die Braunelle von allerlei Insekten und Gewürm, später wieder gern von Samen, unter welchen sie öligem besonders nachgeht. Meine vier Gefangenen ziehen Mohn, gequetschten Hanf und Kanariensamen (Glanz) dem Nachtigallenfutter vor. Besonders Mohn ist ihre Lieblingsnahrung. Feigen lassen sie meist liegen, hin und wieder werden aber auch diese dankbar aus der Hand genommen; Fliegen sind immer gesuchte Leckerbissen, Mehlwürmer werden selten angegriffen.

Für die Gefangenschaft kann die Braunelle nicht genug empfohlen werden; sie ist immer munter, gleich anmutig in der Freiheit, wird sehr bald zahm und zeigt sich sehr ausdauernd. Für jeden Freund schöner Formen ist das Vögelchen eine wahre Augenweide; denn eine ungemein schöne, schlanke Gestalt unterstützt seine Bewegungen; das Gefieder, obgleich sehr einfach, so doch lieblich, ist immer rein und liegt glatt an und die schönen braunen Augen fesseln den Beschauer. Auch ist die Braunelle sehr verträglich und in Bezug auf Fütterung anspruchslos.

Ich habe meine vier Lieblinge nun seit beinahe fünf Jahren, und noch nie war einer derselben krank. Die Fütterung ist bereits weiter oben mitgeteilt. Im Sommer erhalten sie auch noch öfter frische Ameisenpuppen, die ihnen sehr gut bekommen, und viele Fliegen. In Milch geweichte Semmel nehmen sie oft recht gern. Immer müssen sie reinen Sand (Flußsand) haben, den sie zur Verdauung sehr benötigen, und ein großer Käfig für sie ist wohl selbstverständlich.

In vielen Naturgeschichten finde ich die Angabe, die Braunelle sei Zugvogel. Dieser Meinung kann ich nicht beipflichten. Seit Jahren beobachte ich etwa zwanzig dieser Vögelchen im englischen

*) Nicht will ich aber verschweigen, daß andere Liebhaber sich auch für den Gesang der Braunelle schon sehr anerkennend ausgesprochen haben.

Garten bei München und wie immer so sehe ich sie auch in den strengsten Wintern dort. So bemerkte ich am 10. Oktober etwa 24—39 Köpfe, am 25. November fast dieselbe Anzahl, am 12. Dezember 17 Vögel, am 5., 13. und 24. Januar 8—10 und während der milden Februartage wieder etwa 18—29 Köpfe.

Daß sich die Vögel bei der spärlichen Nahrung weiter zerstreuten, ist natürlich, daher im Januar die geringe Anzahl. Die warmen Februartage, die auf leider nur kurze Zeit den Schnee vertrieben, vereinigten so ziemlich wieder die ganze Gesellschaft.

Übrigens sah ich nur immer im Winter so viele Vögel beisammen, im Sommer leben sie paarweise, und jedes Pärchen behauptet ein bestimmtes kleines Gebiet.

Die Alpenbraunelle.

Accentor alpinus; Motacilla alpina.

Flüevogel, Alpenflüevogel, Flüellerche, Flugspatz, Steinlerche.

Ganze Oberseite aschgrau mit großen dunkelbraunen Flecken, über die Flügel je zwei weißliche Querbinden, Kehle rötlichweiß mit schwarzen Muschelflecken und schwarzem unteren Rande; Augen gelblichbraun, Schnabel dunkelbraun, Rachen gelblich; Füße stark, gelbrötlich. Weibchen matter. Die Jungen haben hellgrauen Kopf, sind sonst den Alten ähnlich. Länge 16,8 cm, Flugbreite 29,6 cm, Schwanz 6,6 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 2,4 cm.

Der Flüevogel gehört der oberen Alpenregion an und versteigt sich nur im Winter in die tieferen Alpendörfer; er führt ein wenig bewegliches einsames Dasein, fliegt kurz vor dem Menschen auf, um bald wieder einzufallen und sich im Gebüsch oder Gestein zu verbergen; er fliegt schwirrend, läuft schnell, teils hüpfend, teils rennend und macht wie die Rotschwänzchen unter Schwanzwippen tiefe Verbeugungen; auf Bäume setzt er sich ebensowenig wie die vorige.

Ende Mai legt er in Ritzen, Spalten oder Gesträuche 3—5, den vorigen ähnliche, doch etwas größere, gestrecktere Eier (34 + 17 mm) und brütet sie in 14 Tagen aus; das Nest ist so kunstvoll wie das vorige; — in den meisten Jahren erfolgen zwei Bruten. — Seine ganze Thätigkeit erstreckt sich auf die Suche nach Insekten und Gewürm im Gestein; der Gesang ist unbedeutend.

Sibirische Braunelle.

Accentor montanellus; Sylvia montanella; Motacilla montanella.

Ein ostasiatischer Vogel, in China häufig gefangen gehalten, im Wesen und der Lebensweise unserer Braunelle sehr ähnlich, hat sich die sibirische Braunelle (Bergbraunelle) schon öfter bis Ungarn, Dalmatien und Italien verflogen. Ihr Gesang wird gerühmt.

Kopf, Wangen, Ohren sind schwarzbraun, Scheitel lichter; Kehle und ein breiter Streifen über das Auge gelblichweiß; der Hinterhals rostbraun; Oberrücken rostbraun, schwarzbraun gefleckt und gelblichgrau gemischt; Unterrücken und Steiß braungrau; Schwanzfedern braungrau, heller gekantet; die Schwungfedern dunkelgrau mit rostgrauen Kanten. Unterleib weiß, auf der Brust rostgelb angeflogen, mit schwärzlichen Mondflecken. Der Schnabel ist schwarzbraun, Füße bräunlichrot. Länge 14,9 cm, Flügelbreite 22,7 cm, Schwanz 3,6 cm.

Die Stelzen. Motacillidae.

Die auffallende Gestalt dieser sehr bekannten und beliebten Vögel kennzeichnet sie schon von selbst. — Füße hoch und schlank, an der Vorderseite getäfelt, Zehen schwach, hintere mit einem langen, gekrümmten Nagel. Von den Schwungfedern sind die beiden vordersten der hintersten gleich lang, so daß der ausgebreitete Flügel eigentlich zwei Spitzen zeigt. — Der gerade Schnabel ist dünn mit kantiger Firste und seichtem Ausschnitt im Oberkiefer. — Gefieder weich und lose; Schwanz lang, teils gerade, teils ausgeschnitten; sehr beweglich, daher die Bezeichnung Motacillen=Wackelschwänze. — Die Stelzen sind schnelle Läufer und gute Flieger. — Die Familie zählt 30 Arten, darunter 5 Europäer.

Die weiße Bachstelze.

Motacilla alba, cinerea, brachyrhynchos, fasciata, gularis.

(Tafel 18, Figur 4 u. 5.)

Graue, Weiß-, gemeine, Haus-, Wasser-, Stein-Stelze, Wippsterz, Ackermännchen, Klosterfräulein rc.

Die Oberteile sind grau, Hinterhals und Nacken sammtschwarz, Kehle, Gurgel und Oberbrust schwarz, Stirn, Zügel, Backen, Halsseiten und die Unterteile weiß, die Schwingen schwärzlich, weißgrau gesäumt, zweimal licht gebändert. Die mittelsten Steuerfedern sind schwarz, die übrigen weiß. — Bei dem Weibchen ist der schwarze Kopffleck kleiner. Die Jungen unterscheiden sich auffallend: sie sind auf der Oberseite schmutzig aschgrau, haben dunkles Kehlband, ihre Unterseite ist schmutzigweiß. — Die Alten ändern im Herbste etwas in der Färbung ab, hauptsächlich fällt dann die weiße Kehle auf, welche mit einem hufeisenartigen schwarzen Bande eingefaßt erscheint. In der Schweiz (bei Hospenthal) kommt nach Tschudi eine reinweiße Spielart vor. Länge 19,7 cm, Flügelbreite 28,7 cm, Schwanz 8,4 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,4 cm.

Wer hat sie nicht schon gesehen, die vielgeliebte Bachstelze, wie sie mit wiegend bewegtem Schwanze, in raschem, schrittweisem, wackelndem Gang, schußweise nach Insekten rennend oder nach ihnen wirbelnd in die Luft aufsteigend, auf Viehtriften, auf Lagerholz, auf Hausdächern, auf Wegen, auf abgemähten Wiesen, auf dem Rücken weidender Schafe, hinter dem pflügenden Landmann läuft, bald einzeln, bald in kleinen Flügen. Ja, sie ist des Menschen treue Freundin und Nachbarin, gleichviel ob in der Stadt, im Dorf oder am einsamen Forsthause. Leider erscheint sie oft schon im März und hat dann unter der Tücke des Nachwinters oft sehr schwer zu leiden; doch wenn nur offene Quellen da sind oder noch zu erreichen sind, so nährt sie sich von deren Insekten und sucht zur Nacht Schutz im dichten Gesträuch, Gebälk, unter dem Strohdach oder wie es sonst die Gelegenheit bietet; auch auf den Höfen zwischen Spatzen und Goldammern sucht sie sich ihr kärgliches Futter. Um so vergnügter ist sie aber auch, wenn die traurige Zeit vorüber ist und läßt sie dann ihr munteres „wissiwiß" von der Dachfirste, dem Brückengeländer, im Fluge oder im Wasser watend erschallen; denn der muntere Vogel ist ein wirklicher „Überall und Nirgends", wozu ihn der leichte Flug anregt. Man kann diesen nicht nur beim Spiel und Streit unter einander bewundern, sondern besonders auch hinter den Raubvögeln her, die sie gründlich haßt und von denen sie besonders den Hühnerhabicht, auch das Sperberweibchen scharenweise verfolgt, deren etwaigen Stößen aber durch geschickte, schnelle, von ihrem langen Schwanz unterstützte Wendungen auszuweichen versteht. Durch ihr Geschrei dabei warnt sie zugleich andere Tiere vor diesem Raubgesindel. Ihre Stimme, die sie sehr fleißig hören läßt, klingt hell und gezogen: „ziuit — züjit — biuiß — zissiß — zississiß". Aus ähnlichen Tönen besteht auch der unbedeutende Gesang des Männchens.

Das Nest ist kein Kunstwerk. Es ist ein großer Klumpen von schlechtgeflochtenem grobem Material, innen immer mit Tierhaaren ausgefüttert. Der Neststand ist ein ungemein mannigfaltiger, so daß sich kaum alles sagen läßt: Man findet es unter und in hohlen Bäumen, unter Baumwurzeln, hinter den Brettern und Pfählen der Uferbauten, unter dem Gebälk von Brücken und Mühlen, in Erdhöhlen, Steinritzen, Mauerlöchern, in Löchern an Gebäuden, besonders Mühlen, in Strohdächern, sehr gern in Holzklaftern, besonders lagerndem Floßholz. Die 5—7 Eier, 18,5 + 14,2 mm, sind auf bläulichweißem Grund zweifarbig gezeichnet: viele feine lichtgraue Punkte, darüber graubraune Flecken, Punkte und Striche (Tafel 47, Figur 31). Die erste Brut erfolgt schon im April, die zweite im Juni. Herzallerliebst sind die jungen Bachstelzen, welche sehr munter den mit Futter herbeieilenden Eltern mit Mäusegeschwindigkeit entgegenlaufen, wobei die langen Schwänzchen wie Uhrfedern hinterdrein wippen. Nach der zweiten Brut gesellen sich die Bachstelzen in Scharen zusammen und streichen von einem Lieblingsplatz zum andern, wobei es an Spiel und Streit nicht fehlt. Im Spätherbst sammeln sie sich zu größeren Flügen, übernachten gern in Röhrichten, wo, wenn sie mit Staren zusammentreffen, nur die Nacht den unvergleichlichen Spektakel zum Abschluß bringen kann. Ihre eigentliche Zugwanderung geschieht um die Mitte des Oktober nächtlicher Weile. — Ihre Nahrung besteht in allerlei Wasserinsekten, doch auch vom Trocknen, aus den Furchen der Äcker u. s. w. lesen sie alles Genießbare auf und sehr gerne fangen und fressen sie die Bremen.

Als Stubenvogel wird die Bachstelze außerordentlich zahm, läßt sich gewöhnen sogar auf den Ruf zu folgen. Im Käfige wird ihr Anblick den Tierfreund nie so recht erfreuen, der ungemein leb-

hafte Vogel, der lange, bewegliche Schwanz, der natürlich fast stets arg zerstoßen aussieht, erregt Mitleid. Um so reizender ist sie frei im Zimmer. In der Vogelstube muß man sehr mit ihrer oft in Mordlust ausartenden Streitsucht rechnen, in dieselbe darf sie nur mit gehindertem Flugvermögen. Man füttert sie so lange wie möglich mit frischen Ameisenpuppen und täglich 5—10 Mehlwürmern, im Herbst und Winter mit Kruelschem Universalfutter und 15—20 Mehlwürmern im Tage. Bei solcher Pflege halten sie 5—6 Jahre aus. Hält man sie in Käfige, so muß derselbe 60—70 cm lang sein und nur ein, in der Mitte angebrachtes, 3 cm dickes Sprungholz haben.

In England tritt neben ihr eine **Abart** auf, die

Trauerbachstelze, Motacilla lugubris,

(Tafel 18, Figur 6.)

die sich bloß dadurch unterscheidet, daß im Frühlingskleide auch Mantel, Bürzel und Schultern schwarz sind.

Die Gebirgsstelze.

Motacilla sulfurea, boarula, melanopes; Calobates sulfurea.

(Tafel 18, Figur 7 und 8.)

Wald-, Winter-, Frühlings-, Gilb-Stelze, graue Bachstelze, gelbes Ackermännchen.

Der ganze Oberleib aschgrau, der Kopf mit grünlichem Anflug; vom Kinn bis zum Ende des Kropfes tiefschwarz, zwischen Wangen und Kehle ein weißer Streifen; Flügelfedern schwarzgrau mit weißen und grauen Säumen, wodurch weiße Querlinien auf den Hinterschwingen entstehen; die äußeren drei Schwanzfedern sind vorherrschend, die äußerste ganz weiß, die sechs Mittelfedern dunkelbraun, gelblich gesäumt, so daß der ausgebreitete Schwanz sich äußerst hübsch darstellt. Brust und Bauch schön zitrongelb. — Schnabel schwarz, Füße trüb gelbrötlich, Augen braun. — Im Herbst fehlt dem Männchen der Kehlfleck und es sieht deshalb dem Weibchen ähnlicher, welches ihn nie hat und überhaupt matter in Färbung ist. — Die Jungen ähneln dem Weibchen. — Länge 19 cm, Flugbreite 26,3 cm, Schwanz 10,2 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,1 cm.

Die Gebirgsbachstelze ist verhältnismäßig noch langschwänziger als die vorige und wenn sie, wie häufig, ihren langen Schwanz fächerförmig breitet und dabei steil aufrichtet, meint man, sie würde vorn überkippen.

Die Gebirgsbachstelze nistet nur in Bergländern und mit Vorliebe an jenen klaren, schäumenden Bergbächen, wie sie die Ebene nicht kennt; hat man diese wahrhaft reizenden, lieblichen und zutraulichen Vögel auf dem grünbemoosten Gestein jener romantischen Wasserläufe gesehen, so wird sich die Erinnerung schwerlich verwischen, immer munter und im Vollgenuß des Überflusses, schweben und rennen sie wie Irrlichter umher, dabei ihr zutrauliches „zisisizisisi" jubelnd.

In der Lebensweise und Nahrung unterscheidet sie sich von der weißen so wenig, daß wir, um nicht zu wiederholen, darauf verweisen können; die Eier haben auf trübweißem Grunde gelblichgraue und bräunliche Punkte und Fleckchen (Tafel 47, Figur 32).

Als Stubenvogel übertrifft sie die weiße Bachstelze noch an Liebenswürdigkeit und Anmut, ist aber entschieden noch empfindlicher und hinfälliger als diese. Verpflegung ist völlig gleich.

Die Sporenstelze.

Motacilla citreola, citrinella, aureocapilla.

Dieser schöne Vogel, die schönste aller Stelzen, ist freilich in Europa nur sehr wenig verbreitet.

Sie ist merklich kleiner, namentlich kürzer als die Gebirgsstelze; ihre Länge beträgt 18 cm, die Fittiglänge 9 cm, die Schwanzlänge 8 cm. Kopf und ganze Unterseite, ausschließlich der weißen Unterschwanzdeckfedern sind lebhaft zitronengelb, Nacken und Vorderrücken schwarz, allmählich in das Schiefergraue der übrigen Oberseite übergehend, die oberen Schwanzdecken braunschwarz, wie der Rücken schwach gelblichgrün angeflogen, die Schwingen dunkel graubraun,

außen schmal, die Armschwingfedern außen und die größten oberen Flügeldecken am Ende breit weißlich gerandet, wodurch ein deutlicher weißer Flügelfleck entsteht, die acht mittelsten Schwanzfedern braunschwarz, die beiden äußersten weiß mit breitem schwarzem Innenrande. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bräunlichschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch das lichtere Gelb der Unterseite, den grünlichen Hinterkopf und die aschgraue Oberseite.

Brehm beschreibt sie wie folgt: „Die Sporenstelze ist ein Kind der Tundra, lebt in Europa aber nur in dem nordöstlichsten Winkel, im unteren Petschoragebiete. Von hier aus erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet durch ganz Nordasien, soweit die Tundra reicht; den Winter scheint sie in dem südlichen Steppengebiete Asiens zu verbringen; doch fehlen hierüber Beobachtungen. Auf ihrem Brutgebiet erscheint sie mit den Schafstelzen in der zweiten Hälfte des April und verweilt bis zu Ende des August im Lande. In Ostasien soll sie in großen Scharen wandern; in Westsibirien begegneten wir nur kleinen Flügen, welche auf der Reise begriffen waren, später aber in der Tundra der Samojedenhalbinsel vielen brütenden Paaren. Diese bewohnen ganz bestimmte Örtlichkeit der Tundra: auf moorig-schlammigem Grunde wachsende, bis zur Undurchdringlichkeit verfilzte Wollweidendickichte, zwischen denen Wassergräben verlaufen oder Wasserbecken und ebenso von üppig aufschießenden Gräsern übergrünte Stellen sich befinden. Hier wird man den schönen Vogel nie vermissen, während man sonst tagelang die Tundra durchwandern kann, ohne einem einzigen Paare zu begegnen. Wie in Gestalt und Färbung, ist die Sporenstelze auch im Sein und Wesen ein Mittelglied zwischen Gebirgs- und Schafstelze, steht der letzteren aber näher als der ersteren. Sie geht schafstelzenartig und ähnelt dieser unzweifelhaft ihrer nächsten Verwandten auch im Fluge mehr als der Gebirgsstelze, da die Bogen, welche sie beschreibt, ziemlich flach zu sein pflegen. Gern bäumt sie auf den obersten Strauchspitzen, und das Männchen läßt von hier aus einen kurzen Gesang hören, welcher zwar dem einfachen Liedchen der Schafstelzen ebenfalls ähnelt, sich aber doch durch bestimmte, etwas schärfer klingende Töne und den ganzen Bau der Strophe unterscheidet, ohne daß ich im stande wäre, dies mit Worten zu versinnlichen. Als nahe Verwandte der Schafstelze erweist sie sich auch durch ihre Verträglichkeit. Auf günstigen Brutstätten wohnt ein Paar dicht neben dem andern, jedenfalls so nahe neben dem Benachbarten, daß das singende Männchen jeden Ton des andern hören muß; gleichwohl habe ich nie gesehen, daß ihrer zwei miteinander gehadert hätten. Das Nest steht, wie wir durch Dybowsky und später durch Seebohm erfuhren, gut versteckt unter deckenden Büscheln vorjährigen Grases oder niederen Gebüschen, auch wohl im Moose des vertorften Grundes, in jedem Falle höchst sorgfältig verborgen und durch das während der Brutzeit rasch emporschießende Gras allen Blicken entzogen. Moosstengel, welche mit trockenen Grashalmen vermengt werden, bilden die Auswandungen, Moosfruchtstiele, Federn und Renntierhaare die innere Auskleidung des dickwandigen und regelmäßigen Baues. Da die Tundra nicht vor den ersten Tagen des Juni schneefrei wird, legt das Weibchen erst um diese Zeit seine 5, seltener 6, 19 oder 20 mm langen, 14 mm dicken, auf weißgelbem Grunde mit kleinen rostfarbigen, sehr blassen und undeutlichen Fleckchen, gleichförmig bezeichneten Eier, bebrütet sie sodann aber, mit dem Männchen abwechselnd, um so eifriger.

Wenn einer der Gatten brütet, hält der andere Wache und warnt bei Gefahr. Auf dieses Zeichen hin verläßt der Brutvogel das Nest zu Fuße, und indem beide fliegen, trachten sie, den Feind abzuführen. Geht die Gefahr glücklicherweise vorüber, so kehren sie, jedoch nicht sogleich und auch dann noch mit großer Vorsicht zum Neste zurück, um dieses ja nicht zu verraten. Aus diesem Grunde ist es für den Forscher schwierig, die Brutstätte aufzufinden und es gelingt eigentlich nur bei schwachem Regen, währenddessen das Weibchen nicht gern die Eier verläßt und dann beinahe unter den Füßen des herannahenden Feindes auffliegt. Gegen Ende des Juli sind die Jungen bereits dem Neste entschlüpft, im Anfange des August die Alten schon in voller Mauser, und unmittelbar darauf, spätestens in den letzten Tagen dieses Monats, verlassen sie die Heimat.

Die gelbe Bachstelze.

Motacilla flava, verna, viridis; Budytes flavus, pygmaeus, dubius.
(Tafel 18, Figur 9, 10 und 11.)

Sie ist eine Vertreterin der Untersippe „Viehstelze" (Budytes). Bei ihr ist der Schwanz kürzer als der Körper, der Nagel der Hinterzehe länger als diese, wenig gebogen. Sie wird auch Sumpfstelze, Schafstelze, Kuh-, Rinder-, Wiesen-, Trift-Stelze, grüne Bachstelze, gelber Wippsterz, gelbes Ackermännchen genannt.

Kopf dunkel aschgrau mit weißem Augenstreif, Zügel schwärzlich, Oberseite olivengrün, nach unten hin gelbgrün; Flügelfedern dunkelbraun, weiß gesäumt, wodurch zwei helle Querbinden hervortreten. Die beiden Randfedern des Schwanzes weiß, die übrigen bräunlichschwarz mit grünlichen Säumen. — Ganze Vorderseite schön hochgelb. Augen braun, Schnabel und Füße schwarz, Rachen gelbrötlich. — Das Weibchen ist viel bleicher, besonders auch trüber gelb auf der Vorderseite und auf dem Rücken grauer. — Die Jungen sind auf dem Rücken grau, auf der Brust bräunlich gefleckt mit dunkelbraunem Kehlstreifen. Das Winterkleid ist viel weniger schön. Das prächtige Gelb des Unterkörpers ist verschwunden, nur an der Gurgel ist das Männchen strohgelb, sonst blaßstrohgelb. Länge 15,5 cm, Flugbreite 25,5 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2,4 cm.

Die Viehstelze ist ein schöner, aber etwas weichlicher Vogel, der erst im Mai zu uns kommt und sumpfige, buschige Wiesen, Triften und Viehweiden mit etwas Baumwuchs, aber nicht in der Nähe von Menschen bezieht; äußerst scheu, läßt er sich nicht gern beobachten, nur zwischen Vieh scheint er sich gut beraten zu glauben, denn er fliegt ihm, ganz gleich ob Rinder, Schweine, Schafe u. s. w. auf den Rücken und erlöst es von vielem quälenden Ungeziefer. — Nur das Männchen hält gelegentlich auf dem Gesträuch, auf Pfählen, Steinen 2c. Umschau, im allgemeinen aber kommt die Viehstelze vom Boden nicht viel weg.

Das Nest steht in allerlei Bodenvertiefungen, Viehtritten, an Erd- und Steinhaufen, ist aus Halmwerk, inwendig von Wolle, Federn, Haaren gebaut und enthält 4—6 trübweiße, graurötlich marmorierte, punktierte und gestrichelte Eier, 17,5 + 13,5 mm (Tafel 47, Figur 33). Die fütternden Eltern lassen sich immer in einiger Entfernung vom Nest nieder und rennen dann schleunigst demselben zu. — Nahrung wie bei den vorigen, deren Geberden, Munterkeit und Flugfertigkeit, aber auch ihre Streitsucht, selbst in noch erhöhtem Maße ihr eigen sind. — Im August streicht sie schon fort und zieht nach Schachts Angaben auch am Tage.

Es existieren in den verschiedenen ornithologischen Werken eine Menge Unterarten, die nur Spielarten sind. So z. B. die nordische Schafstelze, die Kappenstelze und Feldstelze. Ein näheres Eingehen auf dieselben ist nicht nötig.

Die Pieper. Anthinae.

Sie sind Vögel von unscheinbarem, graubraunem Gefieder, welches sehr an die Lerche erinnert, weshalb man sie auch Spitzlerchen und wegen ihrer piependen Stimme, Pieper oder Pieplerchen nennt, seitdem Bechstein sie als besondere Gattung von den Lerchen sonderte, zu denen sie bis dahin gerechnet wurden. In ihrer Beweglichkeit erinnern die Pieper an die Bachstelzen. Der dünne gestreckte Schnabel ist an der Spitze etwas gebogen und ausgeschnitten; Nagel der Hinterzehen lang, mehr oder weniger gebogen. Schwingen wie bei den Bachstelzen, daher sie zwei Spitzen bilden. Auf den Flügeln sind mehr oder weniger deutliche Querbinden. Der Schwanz ist ausgeschnitten. Die Nester werden auf dem Boden angelegt, die meisten nisten mehr als einmal im Jahre. Ihre Nahrung lesen sie fast immer vom Boden auf, sie besteht aus Kerbtieren, insbesondere Käfern, Motten, Fliegen, Haften, Schnacken, Blattläusen, auch Spinnen, Würmern und kleinen Wassertierchen, auch feine Sämereien fressen sie. Den größten Teil ihres Lebens verbringen sie auf dem Boden. Die Pieper zählen ca. 50 Arten.

Der Wiesenpieper.

Anthus pratensis, sepiarius, tristis; Alauda pratensis.
(Tafel 18, Figur 12.)

Wiesen=, Piep=, Sumpf-, Wasser=, Stein=, Schaf=, Kraut=, Spitz=Lerche, Hüster, Pisperling, Gixer, Greinvögelchen genannt.

Oberseite bräunlich olivengrün mit dunklen Flecken, auf dem Rücken am größten; Flügel schwärzlich, hintere Schwingen mit weißgelblichen Spitzen, zwei Querbinden bildend; Schwanz von der Farbe der dunkeln Rückenflecke, olivengrünlich gesäumt mit großem, weißem Spitzfleck an der äußersten, und kleineren an der zweiten Randfeder. Zügel grau, Wangen gelblich; ein gelblicher Strich über dem Auge. Die Kehle ist vom Schnabel ab dunkel eingefaßt, Kropf gefleckt, Unterseite trüb gelblichweiß, an den Seiten mit bräunlichem Anfluge, jedoch ohne Flecken. Augen braun, Schnabel schwarzbraun, Füße braunrötlich. Weibchen vorherrschend grauer, mit kleinerer Fleckung. Junge oberseits dunkel olivenbraun mit schwarzen Längsflecken, obere Vorderseite rötlichgelb mit starker Fleckung. — Der Nagel der Hinterzehe ist länger als diese, aber nur wenig gebogen. — Länge 14 cm, Flugbreite 25 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2,2 cm.

Dieser sehr bekannte, außerordentlich lebhafte Vogel bewohnt so ziemlich das ganze Europa bis Island und Norwegen hinauf, weiter nördlich noch vertritt ihn der nächstverwandte Rotkehlchenpieper. Sein Heim schlägt er am liebsten auf sumpfigem, bewachsenem Boden auf so lange seine Brutzeit währt, nach derselben mehr auf Viehweiden, Feldern und Wiesen. Wie die Sumpfstelze sitzt er gern auf den Stauden der Sumpfwolfsmilch und zankt sich öfter mit ihr um einen solchen Sitz, wie er denn überhaupt fast in allem Betragen sie nachahmt. Aber auch mit all den anderen Nachbarn, mit Rohrsängern, Rohrammern neckt und zankt und rauft er sich den ganzen Tag herum, lebt dagegen mit seinesgleichen höchst gesellig und friedlich. Viel hört man seinen Lockton, ein oft und sehr schnell ausgestoßenes, feines „sst“, „hist“. Hübsch ist der Gesang: „witge witge witge witge witgewitgewitgewitgewitge zick zickzickzickzickzick jückjückjückjückjückjückjück tirrrrrrrr“. Dabei schwingt er sich beim witge witge flatternd auf, schwebt einige Zeit und steigt dann schwebend wieder herab. Das Nest steht in irgend einem Gras= oder Binsenbüschel und ist, da es aus dem Material der Umgebung gebaut ist, sehr schwer zu finden. Es ist dem der Sumpfstelze täuschend ähnlich. Er erfolgen jährlich zwei Bruten, die erste stets schon im April. Meist enthält das fertige Gelege fünf mit graubraunen Punkten und Stricheln bedeckte Eier, welche die weißliche Grundfarbe kaum mehr erkennen lassen, 18,5 + 13,7 mm groß (Tafel 47, Figur 34). Sämereien frißt der Wiesenpieper nicht; seine Nahrung besteht aus allerlei Gewürm und Insekten der Brüche. Der Wiesenpieper kommt im März und zieht, nachdem er sich im Oktober den Feldlerchen zugesellt, mit diesen; seine großen Flüge halten sich dabei durch eifriges Locken beisammen.

Im Zimmer frei laufend, ginge er in kürzester Zeit zu Grunde, da sich alle Fädchen, jeder Staub und Schmutz an seine Zehen haften und böse Geschwüre hervorrufen. Dagegen ist er ein sehr angenehmer Käfigvogel, wird sehr zahm, ist bei Nachtigallenfutter ausdauernd. Er verlangt einen langen Lerchenkäfig mit zwei daumendicken Sprunghölzern. Sehr leicht setzt er Fett an.

Der Wasserpieper.

Anthus aquaticus, montanus, spinoletta; Alauda spinoletta.
(Tafel 19, Figur 3 und 4.)

Wasser=, Sumpf=, Moor=, Kot=Lerche, Bergpieper, Wasserspitzlerche u. s. w.

Er ist dem vorhergehenden recht ähnlich, auf der Oberseite dunkel bräunlichgrau mit schwacher Fleckung; Schwingen und Schwanzfedern mit fahlen Kanten; die äußerste der letzteren ist auf der Innenfahne etwa bis zur halben Länge von unten weiß, ungefleckt, nur in den Weichen einige verwischte Flecken. Augen dunkelbraun, Schnabel schwärzlich, Füße ebenso. Nach der zweiten Mauser gegen den Winter hin zeigt sich auf der Brust dunkle Fleckung. Weibchen etwas blasser, sonst wenig zu unterscheiden, ebenso ähneln die Jungen den Eltern. Länge 16 cm, Flugbreite 28 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 1,3 cm, Lauf 2,5 cm. Der Nagel der Hinterzehe ist viel länger als diese und stark gekrümmt. Stirn und Schnabel sehr gestreckt.

Auf den höchsten Gehängen des Harzes und des Schwarzwaldes, ganz besonders zahlreich aber hoch oben auf dem Riesengebirge und den Alpen, dann überhaupt in hohen Gebirgslagen, wo nur noch einiges Buschwerk auf Steingeröll und am Wasser vorkommt, belebt dieser Vogel rasige Berglehnen, kurzgrasige abschüssige Wiesen und mit Steinen übersäte, fast kahle Lehden, welche an sich trocken, zur Zeit des Hochgewitters und der Steinschmelze auf kurze Zeit mit Wasser überströmt sind und über die auch in trockener Zeit dünne Fäden klaren Gebirgswassers zwischen Steinen über feines Geröll sich hinunter winden. Hier oberhalb der Baumregion im Gebiet der Latschen, Rhododendren und andern Alpenflora fühlt sich der Vogel heimisch. Flache, sumpfige Wiesen und Felder meidet er gänzlich. In seinem Betragen kann er die Piepernatur keinen Augenblick verleugnen; doch sind seine Bewegungen nicht so gravitätisch-bedächtig, wie wir sie bei dem Baumpieper kennen lernen. Trotz seines Namens nimmt er im Freien (auch in der Gefangenschaft) nur selten ein Bad, dafür liebt er es aber im flachen Wasser umherzuwaten und dabei nach Art der Stelzen Wasserkerfe zu suchen. Ein solches Flußbad nimmt er mindestens alle halbe Stunden. Er ist ferner weit scheuer und vorsichtiger, wie seine Verwandten, legt aber seine Menschenfurcht während der Brutzeit ab und naht sich während anhaltend schlechtem und rauhem Wetter der menschlichen Wohnung. Wie sich bei einem alpinen Vogel voraussetzen läßt, ist er aber sonst gegen die Witterung weniger empfindlich: er kommt schon Anfang März an, läßt sich fürs Erste auf den tief gelegenen schneefreien Matten nieder und steigt langsam auf, bis er Ende April von seinen Brutplätzen Besitz ergreift.

Spät im Jahr, wenn der winterliche Schnee die oberen Regionen deckt, zieht er sich auf immer tiefer liegende Wiesen hinab, bis er endlich nach Afrika hinüber wandert. In milden Wintern bleibt er ganz da: Die Gebirge bieten den Tieren auf ihren warmen Thalflanken Quellen genug, deren Rinnsal im Winter offen bleibt, und deren Kerbtiere zusammen mit dem Samen des Wegbreits (Plantagoarten), der Binsen, Seggen und Sauergräser u. s. w. die genügsamen Tiere zufrieden stellen. Im Gesang und seinem Benehmen entspricht er ganz der Baumspitzlerche, nur ist sein Schlag rauher, schärfer und von mehr kriegerisch herausfordernder Art. Bezüglich der Tonfärbung und des Anmutenden möchte ich behaupten: der Schlag des Wasserpiepers verhält sich zu dem des Baumpiepers (siehe diesen), wie der Gesang der Haubenlerche zu dem der Feldlerche. Das „Schnurren" fügen sie nicht ans Ende des Schlages, sondern vor der mehr klingelnden als flötenartigen letzten Strophe ein. Letztere lassen sie ebenfalls oft weg. Sie setzen sich dabei oft auf die Gipfel der Latschen und des niederen Strauchwerks oder auf einen Felsblock, um von dort, ganz wie die Baumpieper, schräg aufzufliegen und im vollen Schlag sich wieder niederzulassen. Die Lock- und Warnungsrufe sind tiefer als beim Baumpieper und mehr zischend. Das Flugbild ist nahezu dasselbe: höchstens kann man sagen, die Flügelschläge seien kräftiger und weiter ausholend. Ein Nest habe ich nicht gefunden: es steht nach zuverlässigen Beobachtungen wenig versteckt, aber von oben etwas geschützt zwischen Steinen und unter Gestrüpp. Die Eier, meist fünf, variieren sehr in der Größe, zeigen durchschnittlich 20 + 15 mm, sind graubräunlich, grau oder rötlich gefleckt und punktiert. In die Gefangenschaft finden sie sich, obgleich von Haus aus scheuer, noch leichter und sind eben so hart und anspruchslos, ebenso liebenswürdig und auch ebenso zu behandeln; nur müssen sie beständig einen flachen Napf mit frischem Wasser im Wohnraum haben. Wirft man ihnen trockene Ameisenpuppen auf das Wasser, so sind ihnen diese lieber, als wenn sie in dem Futter gut präpariert eingemischt sind.

Der Brachpieper.

Anthus campestris, rufus, rufescens; Alauda campestris, mosellana.

(Tafel 19, Figur 6.)

Brachkrautlerche, Brachspitzlerche, Brachbachstelze, Stoppelvogel 2c.

Auf der Oberseite herrscht ein gelbliches Grün vor mit dunkleren, undeutlichen Schaftflecken, welche nach den Seiten hin mehr verschwinden; Flügel und Schwanz dunkelbraun, die ersteren gelblich gesäumt; die äußeren Schwanzfedern mit hellen Außenkanten. — Über dem Auge ein rostgelber Streifen, Kopfseiten gelblichgrau; Halsseiten mit matten grauen Flecken; Brust rötlichgelb, übrige Unterseite trüb gelblichweiß. — Augen dunkelbraun, Schnabel hellbraun, Füße

trüb gelblich. — Weibchen kaum zu unterscheiden; die Jungen sind heller, aber dichter gefleckt. Nagel der Hinterzehe groß und flach gebogen, Schnabel stark. Länge 16,1 cm, Flugbreite 26—29 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 1,4 cm, Lauf 2,6 cm.

Der Brachpieper ist ebenfalls Charaktervogel, aber für die heißen, dürren und steinigen Lehden der ebenen Gegenden, so daß die Wohngebiete unserer deutschen vier Pieper sich gegenseitig ausschließen. In Deutschland ist er weniger häufig als in den wärmern und an halb wüsten Strichen reicheren Südeuropa. Ich habe ihn nur in Ostthüringen auf den dürren steilen Kieselschieferflächen gefunden, welche sich weder zu Feld noch zu Wiese eignen, und deren Besitzer sich zur Waldkultur nicht entschließen mögen. An Größe ungefähr der Wasserspitzlerche gleichkommend, bekundet der Vogel in Betragen und Lebensweise sonst wesentlich die Zugehörigkeit zu den Piepern; nur kommt er weit später von der Wanderschaft zurück (Ende April bis Anfang Mai) und verläßt uns schon im September. Scheuer wie seine Verwandten, läßt er sich doch leicht beobachten, wenn man nur versteht die Aufmerksamkeit zu verbergen und mit halb abgewendetem Gesicht, gesenkten Hauptes, schräg an ihm vorüberzugehen, als ob man auf der Lehde etwas anderes zu thun hätte oder — wie ich es auch versucht habe — wenn man einen Zugochsen in der Nähe der betreffenden Stelle vorüberführt. Auf den ersten Blick scheint er bei seinem hurtigen Laufen immer zu torkeln; in der That aber läuft er sehr gewandt zwischen den Unebenheiten des Bodens und über dieselben hin, wobei er oft den Körper momentan schief hält, weil er einseitig höher tritt, und daher der Anschein des Unsichern. Von Zeit zu Zeit tritt er auf einen Stein, oder auf einen alten Ameisenhügel u. dergl., um von hier aus Umschau zu halten, auch wohl einige Strophen zu trillern. Weit anhaltender wie der Wiesenpieper, schwebt er in geringerer Höhe in steilen Bögen kreuz und quer über dem Brutplatz umher, indem er dabei bisweilen einen Moment rüttelnd stehen bleibt. Eigentümlich singen habe ich ihn aber dabei nicht gehört, sondern nur den lockenden Ton „siridui" wiederholt ausstoßen, welcher etwas an die Haubenlerche erinnert. Der gewöhnliche Lockton aber hat entfernte Aehnlichkeit mit dem leiseren Ruf des Feldsperlings. Ein Schlag ist sein Gesang nicht, sondern nur ein ziemlich regelloses Durcheinander nicht unangenehmer Töne, die denen der Hauben- und Feldlerche einigermaßen ähnlich sind. Das Nest gleicht denen der Verwandten und ist gut versteckt. Ich habe es zweimal in einer trockenen Vertiefung, die von dem Tritte eines Pferdes herrührte und bei der sonstigen Trockenheit des Bodens wohl unmittelbar nach dem Tauwetter in den vom Frost gelockerten Boden eingedrückt worden war, gefunden. Es enthält meist 5 gedrungene, glänzende Eier, 19 + 15 mm, welche auf trübweißem, wenig hervortretendem Grunde mit bräunlichen oder rötlichen Fleckchen, Punkten und Strichen dicht besetzt sind.

Der Baumpieper.

Anthus arboreus; Alauda trivialis; Motacilla spipola; Pipastes arboreus.

(Tafel 19, Figur 2.)

Baumspitzlerche, Spießlerche, Greinerle, Greinvögelchen, Pieplerche, Baumlerche 2c.

Der Baumpieper hat ein lebhafteres Gefieder, indem die olivenbräunliche Oberseite dunkel und stark gefleckt, die kleineren Flügelfedern hellgelblich gesäumt, die dunkelbraunen größeren mit hellen Kanten und weißen Spitzen versehen sind, welche zwei Querbinden darstellen. Die Randfeder des dunkelbraunen, tief ausgeschnittenen Schwanzes ist in der unteren Hälfte weiß, die nächste mit einem weißen Spitzenfleck. — Über dem Auge ein rostgelblicher Streifen; Kinn und Kehle gelblichweiß, auf der Brust in rostgelb übergehend und nach dem Hinterleibe etwas verblassend, mit dunklen, klaren Längsflecken, welche auf der Brust am dichtesten stehen. Augen und Schnabel dunkelbraun, Füße gelbrötlich. Das Weibchen ist von blasserer Färbung. Die Jungen sind gelblicher und sehr dunkel und stark gefleckt; der stark gekrümmte kurze Nagel der Hinterzehe ist das sicherste Kennzeichen. Länge 15,5 cm, Flugbreite 26,8 cm, Schwanz 6,6 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2,1 cm.

Da wo ein Waldgebiet gras- und heidebewachsene baumlose Flächen, eingefaßt von Mittelwald und Hochwaldwänden, eine abgeschlossene Welt für sich bildet, also vorzugsweise auch auf den Schlägen mit noch niederer, ganz junger Pflanzung, mit Vorliebe im Mittelgebirg und Hügelland und weniger gern im Flachland, findet der Baumpieper sein trauliches, einzig zusagendes Heim. Dort läßt das

Männchen gleich nach der Ankunft (Ende März bis Anfang April) seinen lieblichen Schlag hören, und zwar nicht so kurze Zeit wie andere Edelsänger, sondern bis in die Zeit hinein, wo der Sirius Ferien gebietet, und nicht bloß am frühen Morgen, sondern fast den ganzen Tag über, außer in den heißesten Mittagsstunden. Übrigens ist aber der Schlag der einzelnen Individuen verschieden gut, und ist er namentlich auch im Gebirg merklich schöner, länger und schmelzender, als im Hügelland oder in der Ebene. Die Tiere setzen sich gern auf die Spitzen nieder, oder auf die gröbern Äste hoher Bäume; von hier aus erhebt sich das Männchen mit eigentümlich flatterndem Flug schräg empor gegen den blauen Himmel, aber bei weitem nicht so hoch wie die Lerchen und beginnt nahe auf der Höhe des Aufflugs angelangt seinen Schlag, den es dann fortsetzt, indem es mit prächtig zitternd-wirbelnder Flügelbewegung, zuletzt mit hochgehobenen Flügeln in einem schönen Bogen wieder herabschwebt zu seinem Hochsitz, um daselbst seinen Schlag zu vollenden. Der Schlag selbst beginnt mit einer kurzen zwitschernden Strophe, der ohne Unterbrechung zwei bis drei quirlich-pfeifende und dann eine trillernde Strophe folgen und die mit vier gezogenen Tönen wie etwa „dia dia dia dia“ abschließt. Diese letzten, stark an die Nachtigall erinnernden Laute sinken im Ton herab und ersterben zuletzt. Ganz vorzüglich alte und gute Schläger fügen dem Schlag noch einen Roller an, welchen der thüringer Waldbewohner das „Schnurren“ nennt. Der Schlag hat einen außerordentlich wohlthuenden Charakter: er klingt wie das Aufjubeln eines so recht innerlich glücklichen Gemütes. Nicht immer tragen auch die guten Sänger denselben vollständig vor, sondern sie brechen ihn ab, namentlich bei trübem Wetter und gegen Ende der Gesangeszeit und dann singen sie auch oft ohne Aufflug gleich vom Hochsitz aus. Sie hüpfen — und darin offenbart sich etwas Lerchennatur — nicht gern von Zweig zu Zweig, sondern schreiten lieber auf einem starken horizontalen Ast der Länge nach vor. Auf dem Boden wissen sie sich sehr gewandt zu bewegen: bald schreiten sie bedächtig erhobenen Hauptes und langsam mit dem Schwanze wippend mit ihren großen rötlichen Füßen über das Gras hinweg, bald schießen sie mit etwas vorgestrecktem Kopfe, bachstelzenartig in gerader Linie auf dem kahlen Boden dahin, bald winden sie sich, Deckung suchend, gebückt zwischen den anstehenden Heidestengeln und Seggen hindurch. Auf dem Boden sind sie wegen ihrer Färbung und weil sie sich zu decken verstehen, schwer zu unterscheiden. Ebenso ist auch das auf dem Erdboden angelegte Nest schwer zu finden, man müßte denn zufällig das Weibchen von den Eiern aufscheuchen, welches ohne Ablösung von seiten des Männchens und sehr fest brütet, so daß es, wenn man den Wald begeht, einem fast unter den Füßen vom Nest abstiebt. Letzteres steht unter dem fast auf dem Boden aufliegenden Zweige eines kaum mehr als spannenhohen Bäumchens, unter einem struppigen Heidebüschel, unter dem überhängenden schilfigen Blätterbusch eines Trockenheit liebenden Carex. Sobald die Jungen ausgeschlüpft sind, verläßt das Weibchen bei drohender Gefahr das Nest rechtzeitig und läuft in das Gras geduckt fort, um in einiger Entfernung vom Nest aufzufliegen in das Geäst der nahen Hochwaldwand. Hier verstehen es auch die Alten, ganz ähnlich wie die Kiebitze, die Nahenden vom Nest abzulenken. Sie stoßen ihren Lockruf, ein scharfes, rauhes, kurzes „hiß“ als Warnung aus und verkürzen die Intervalle zwischen den einzelnen Rufen, wenn man sich vom Nest entfernt, so daß das Rufen immer ängstlicher klingt, und man glaubt dem Neste immer näher zu kommen. Auch ordnen sie die über das Nest hängenden Grasblätter, wenn man sie auseinander geteilt hat, wieder so gut, daß man vom Nest keine Spur mehr sieht, und auch etwaiger Regen ihm nicht so viel anhaben kann. Ich habe nach dreitägigem Landregen unter dem doch recht luftigen Schutz eines Fichtenzweiges oder einer Reihe von Carexblättern das Nest noch ganz trocken und die Jungen munter getroffen. Das Nest ist aus Graswurzeln oder dürren Pflanzenstengeln ziemlich kunstlos aufgebaut, mit wenig Moos, Wildhaar und Hasenwolle ausgelegt. Die Eier, 20 + 15 mm, sind wie die aller Anthusarten sehr dunkel durch eine Menge verfließender brauner Fleckchen und Zeichnungen auf trübgraulichem Grunde und zeigen viele individuelle Abänderungen in der Färbung.

Die Jungen laufen noch vor der Flugfähigkeit am zehnten bis zwölften Tage aus dem Nest und verbergen sich, gedeckt durch ihr Gewand, so geschickt, daß nur ein günstiger Zufall die Auffindung derselben herbeiführt. Rechtzeitig ausgehoben lassen sich die Jungen leicht aufziehen und werden außerordentlich zahm und zuthunlich, — so vertrauensselig, daß sie sich furchtlos mit der Hand vom Fußboden aufnehmen lassen, und daß man sie nur mit großer Vorsicht in die Stube zu einem Rundfluge

oder zu einem Bade freilassen kann, weil sie dem Fuße nie ausweichen und so Gefahr laufen, unversehens unter dem Tritt eines Menschen zu verenden. Bei richtiger Haltung werden die Tiere, jung aufgezogen wie alt eingefangen, schnell in der Gefangenschaft heimisch und gewinnen durch ihre schlanke schöne Haltung, durch ihre Zahmheit, durch ihr Betragen und den fleißig geübten Schlag, sowie endlich durch ihre Dauerhaftigkeit und Anspruchlosigkeit schnell die Zuneigung ihres Wirtes. Sie sind das ganze Jahr mit Kruelschem Universalfutter, einer Beigabe von Mohn und wenigen Mehlwürmern zufrieden. Nach meinen Erfahrungen machen die einjährigen oder überhaupt die jungen Paare in Thüringen nur eine, die älteren hingegen zwei Bruten und läuft die letzte ziemlich spät aus, kurz vor der Erntezeit.

Nach der Ernte treten die Baumpieper, wie die Mehrzahl unserer Vögel, in die Mauser und machen sich nun eine Zeit lang wenig bemerklich; indes hört man doch immer noch ab und zu den halblauten Schlag, bald aus dem Waldgras, bald aus den Bäumen am Rand des Schlages ertönen. Dies sind die Jungen, welche einstudieren, nicht so sehr, was sie von ihren Vätern und Meistern gehört haben, sondern was schon in ihrer Kehle vorgebildet liegt: jung aufgezogene Männchen nämlich lernen leicht von selbst einen Schlag, welcher dem der Alten sehr ähnlich, aber nur etwas weniger wohllautend ist. Letztere scheinen diesen weniger guten Schlag Zeit ihres Lebens zu behalten, während die wildlebenden von Jahr zu Jahr ihren Schlag verbessern. — Nach der Mauser ändert der Vogel seine Lebensweise vollständig: er zieht mit frühestem Morgen hinaus auf die Stoppelfelder, um abends bei tiefer Dämmerung wieder auf die Waldschläge zurückzukehren. Er ist daran gewöhnt, auf den Bäumen zu übernachten, teils in die Giebelzweige kleiner Bäume versteckt, teils der Länge nach auf stärkere Äste gedrückt. Von dort aus abfliegend nimmt er im Frühjahr und Sommer ein Taubad im Grase, wie es die Stare thun; ob er es auch im Frühherbst thut, möchte ich bezweifeln. Im Frühherbst schlägt er sich in kleine Gesellschaften von meist zwischen 8 und 15 Stück zusammen, beginnt langsam seinen Zug, hält sich dabei an Felder, Wiesen und baumlose Lehden, kehrt nun vielleicht nicht einmal zur Nacht wieder in seinen Wald zurück und gelangt in kleinen Märschen hinüber nach Nordafrika, wo er überwintert. Auf dem Zug scheint er abends den Wald nicht, oder nur gelegentlich aufzusuchen; wenigstens habe ich während der Zugzeit bei schon heraufgedunkelter Nacht auf Stoppelfeldern und Wiesen oft Vögel aufgejagt, deren Locktöne keinen Zweifel ließen, daß es Baumpieper waren. Jetzt, wo er weitere Strecken durchmißt, fliegt er in kurzen senkrechten Bögen, was man auf den Schlägen nur selten wahrnimmt. Auf dem Zuge fressen sie vorwiegend feine Unkrautsämereien und zarte grüne Blattspitzen und nur nebenbei Kerbtiere, die sie vorzugsweise am Boden auflesen, bisweilen aber auch von den Zweigen wegnehmen oder in der Luft wegschnappen, wie die Bachstelzen, und nur nebenher nähren sie sich dann von feinem Grün und Gesäme. In ihren Winterquartieren halten sie sich, wie die reisenden Ornithologen erzählen, ebenfalls auf freiem Feld auf und meiden den Wald. Sobald aber die Hitze wieder steigt, verlassen sie die Freunde und erscheinen bei uns, je nach der Witterung zeitiger oder später, Ende März und Anfang April. Wie es scheint, geht der Herzug weit schneller als der Hinzug vor sich. Hier beziehen sie wenigstens, ohne sich auf den Feldern umherzutreiben, schnell ihre alten Brutquartiere auf den Waldschlägen und machen sich bald durch ihren Schlag bemerklich. Sie sind echte Charaktervögel für die trockenen Waldblößen unserer Mittelgebirge und Hügelländer und beleben dieselben in höchst anmutiger Weise von Jahr zu Jahr mehr. Daß sie sich mehren und zwar so stark, wie wenige andere Vogelarten (vgl. Journ. für Ornith. 1878, 34 u. 35), darf nicht Wunder nehmen, denn die moderne Forstkultur schafft durch die Schlagwirtschaft zusagende Waldblößen in Menge. Daß aber unter diesen doch auch ihnen günstigen Umständen die Heidelerchen alljährlich in ihrem Bestand zurückgehen, ist schwer zu erklären.

Der Rotkehlchenpieper.

Anthus cervinus, vosaceus, rufogularis, japonicus; Motacilla cervina.

(Tafel 19, Figur 1.)

Dieser schöne Vogel des hohen Nordens ist dem Wiesenpieper nahe verwandt und ähnlich, unterscheidet sich aber sofort dadurch von ihm, daß Kopf- und Halsseiten, Kinn, Kehle und Kropf schön einfarbig rostfleischrötlich sind, ebenso gefärbt sind die Augenbrauenstreifen. Länge 14 cm, Flugbreite 25 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 0,9 cm, Lauf 2,3 cm.

Sein Brutgebiet ist der hohe Norden, Lappland, Finnland, nördliches Rußland, nördliches Sibirien; ausnahmsweise kommt er auch in Schleswig-Holstein als Brutvogel vor. Auf dem Zuge durchzieht er drei Viertel der alten Welt, ganz Europa und ganz Asien bis nach Nordafrika und zum Himalaja. Wesen und Brutverlauf ebenso wie die Fortpflanzung scheinen mit jenen des Wiesenpiepers völlig übereinzustimmen. Die Gefangenschaft vertragen sie gut und singen in ihr ebenso fleißig wie hübsch.

Eine Abänderung des Wasserpieper ist der

Felsenpieper (Strand-, Ufer-Pieper).

Anthus obscurus, rupestris, littoralis; Alauda obscura.

(Tafel 19, Figur 5.)

Seine Oberseite ist etwas dunkler olivenbraun überhaucht als jene des Wasserpiepers, während die Unterseite minder lebhaft fleischrötlich und bräunlich getrübt erscheint. Die Größe ist die gleiche wie jene des Wasserpiepers. Er ist in Asien weit verbreitet und findet sich in Europa in Skandinavien, Dänemark, Großbritannien.

Auf Helgoland wiederum fand sich schon oftmals der nordamerikanische

Braunpieper, Anthus ludovicianus,

ebenfalls dem Wasserpieper ganz nahe verwandt, kenntlich an der dunkelolivenbraunen Oberseite, dem stark gefleckten Unterkörper und den bis nahe an die Wurzel weißen Schwanzfedern.

Der Sporenpieper.

Anthus Richardi, longipes; Corydalla Richardi.

(Tafel 19, Figur 7.)

Oberseite einfarbig graubraun, Scheitel und Unterrücken mit braunschwarzen breiten Schaftflecken; Kinn und Kehle reinweiß, Unterseite rostgelblichweiß; die Kehle ist mit scharfen dunkelbraunen Schaftflecken bezeichnet, die gegen die Brust zu immer kleiner und kleiner werden. Flügelfedern dunkelbraun mit rostgelben Säumen, zwei helle Flügelbinden bilden die mittleren und großen Deckfedern. Innere Schwanzfedern braunschwarz, die äußeren weiß. Schnabel braun, unten heller; die Füße fleischfarben. Länge 20 cm, Flugbreite 34 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel 0,9 cm, Läufe 3 cm. Er ist der größte Pieper, ausgezeichnet durch außerordentlich lange, wenig gebogene Hinterkralle.

Der Sporenpieper oder Stelzenpieper ist im unendlichen Steppengebiete Asiens, vom Ural bis China, vom mittleren Sibirien bis Indien beheimatet. Er kommt aber auf seinen Wanderungen sehr viel nach Europa, durchzieht dasselbe insbesondere, um nach Südwest-Afrika, sein beliebtestes Winterquartier, zu gelangen. Alljährlich wird er auf allen deutschen Nordseeinseln, Dänemark, Südschweden, England, Holland, Westfrankreich, Spanien und Portugal beobachtet. Als Brutvogel ist er in Europa noch nicht nachgewiesen, dagegen ist zweifellos, daß Sporenpieper oft ganz Deutschland durchstreifen. In der Lebensweise wird er sich kaum von dem nahe verwandten Brachpieper unterscheiden. Das Nest steht regelmäßig in einem Viehtritte und enthält Mitte Juni sechs glänzende Eier, welche auf blaßrosenrotem Grunde mit einer Menge kreuz und quer gezeichneter Striche überkritzelt sind. Größe 23 + 17 mm. Der Kuckuck benutzt sehr häufig dieses Nest. Eine zweite Brut erfolgt Ende Juli. Außer der Brutzeit scheint des Sporenpiepers Leben ein ununterbrochenes Wandern zu sein.

Die Lerchen. Alaudidae.

„Lerchenfarbig“ ist ein ganz bestimmter Farbenbegriff geworden, und fast alle Lerchen zeigen jenes Gefieder, welches sich von der Bodenfärbung gar nicht unterscheidet. Als besondere Kennzeichen haben sie sodann: die Läufe vorn und hinten getäfelt, den Schnabel ohne Kerb vor der Spitze, die gespaltenen Zehen mit einem langen, spornartigen, fast geraden Nagel an der Hinterzehe, neun Handschwingen. Außerdem hat der dünne, kegelförmige Schnabel an der Wurzel Haarfedern, welche die Nasenlöcher bedecken; die Flügel sind lang und breit und geben den gedrungenen Vögeln im Fluge ein massiges Aussehen. Die Geschlechter, wie die Jungen und Alten sind schwer von einander zu unterscheiden. Ganz wunderbar ist die Gesangesgabe der Lerchen; sie sind wahre Himmelssängerinnen, deren ungemein starker, herzerhebender Gesang aus höchsten Luftregionen herab zur Erde schallt, jedes irgend noch empfängliche Gemüt freudig erregend. Alle sind sie auch vortreffliche Läufer.

Die Feldlerche.

Alauda arvensis, vulgaris, segetum, agrestis, callipeta etc.

(Tafel 19, Figur 8.)

Acker-, Saat-, Sang-, Korn-, Luftlerche, Himmelslerche, plattdeutsch: Leewark.

Oberseite erdbraun, seitlich fahlbraun gesäumt, dunkler schwarzbraun geschaftet; Zügel, Augenstreifen und Kinn fahlweiß, Backen und Ohrgegend rostbräunlich, dunkel gestrichelt, Kehle, Kopf, Oberbrust und Seiten ebenso, doch mit breiteren Schaftstrichen, die übrigen Unterteile fahlweiß, die Schwingen schwarzbraun, die erste mit weißem, die übrigen mit schmalem rostfahlem Außensaume, welcher an den hinteren Armschwingen und deren Deckfedern sich verbreitert und auch am Ende einen rostbräunlichen Rand bildet, infolgedessen zwei hellere Querbinden entstehen, die hinteren Arm- und vorderen Handschwingen am Ende weißlich, die unteren Flügeldecken schwarzbraun, die Schwanzfedern braunschwarz, außen fahlbraun gesäumt, die äußersten Federn weiß mit breitem schwarzem Innenrande, welcher auf der zweiten Feder jederseits innen bis zum Schafte reicht. Augen dunkelbraun, Schnabel hornbraun, Fuß gelbbräunlich. Länge 18 cm, Flugbreite 32 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,4 cm. Der kegelförmige Schnabel ist kürzer als der Kopf. Die gleich lange dritte und vierte Handschwinge bilden mit der kürzeren ersten die Flügelspitze. Die fünfte Handschwinge ist kürzer als die Armschwingen. Die Männchen sind auf dem Rücken dunkler und an der Brust lebhafter rostbräunlich als die Weibchen.

Die Lerche kommt ohne Unterbrechung von den arktischen Kreisen bis nach Asien und Afrika hinein vor, sie begrüßt uns auf den Fluren der Ebene wie der Mittelgebirge, auf Feldern und Wiesen, auf trockenem Sande und feuchtem Moor — nur in größeren Waldungen überläßt sie das Reich ihrer ebenso lieblichen Verwandtin, der Heidelerche. — „Wie die Drosseln den Wald verherrlichen, so die Lerchen das Feld und in noch erhöhtem Maße durch ihre Allgegenwärtigkeit, denn ich wüßte mich kaum zu erinnern, irgendwo und irgendwann das wohlthuende Lied der Himmelsängerin nicht gehört zu haben, selbstverständlich mit Ausschluß des Winters, der sie von uns treibt. — Wenn die ersten Frühlingsstrahlen es nur einigermaßen gestatten, schwingt sie sich auf und stimmt ihr Lied an, und läßt sie sich auch bald wieder herab — von Tag zu Tag schwingt sie sich höher auf, trillert und jubelt sie länger und so wie sie die Verkünderin des Frühlings ist, so auch jubelt sie schon in der Dämmerung dem Tagesgestirn entgegen — erst eine, dann mehrere, bis schließlich die Luft von einem Chor himmlischer Heerscharen erfüllt zu sein scheint.“ Andere Vögel stellen sich in die Wipfel der Bäume oder auf freie Äste und singen ihre Freude in die Welt — die Lerche kann es nicht, ist an die Scholle gebunden, daher erhebt sie sich hoch in den unbegrenzten Äther, dem sie ihr Lied weiht und singt über allen.

Der Gesang ist eine ungemein anmutende Komposition von wirbelnden, hellflötenden, trillernden und gezogenen Tönen, welche gegen den Schluß des Liedes hin besonders ausdrucksvoll wiederholt werden.

Meist schon im Februar trifft sie bei uns ein, oft freilich vom harten Nachwinter arg heimgesucht. Sowie jedoch die Vegetation eintritt, baut sie ihr schwer zu findendes, einfaches Nest in Getreidefeldern, an Grasrainen, Wiesenrändern, in eine kleine Vertiefung, aus trockenem Grase, Würzelchen,

einigen Haaren und Federn und belegt es mit vier bis fünf Eiern, welche auf trübem, grüngrauem, gelblich- oder rötlichweißem Grunde mit braunen und grauen Punkten dicht bedeckt sind, Größe 22 + 15 mm (Tafel 47, Figur 28). Sie brütet auch im günstigen Sommer dreimal.

So friedlich sie in großen Scharen kommt und geht, so streitsüchtig ist sie zur Paarungszeit, wo man die Männchen mit schrillen Tönen sich verfolgen und raufen sieht. Wenig scheu, drückt sie sich vor dem Menschen, der sie in den meisten Fällen übersieht oder rennt mit aufgerichteten Kopffedern vor ihm her, um endlich mit lautem „trili“ aufzufliegen.

Sie lebt von allerhand Körnern und kleinen Insekten, mit welchen sie ausschließlich die Jungen füttert, in erster Hinsicht macht sie sich nicht schädlich, liest im Gegenteil viel Unkrautsamen auf, in anderer ist sie äußerst nützlich.

Die Lerche hat, wie ihr Gesellschafter Hase, zahllose Feinde: was läuft und fliegt und nach Fleisch lüstern ist, stellt ihr nach, am meisten der Lerchenfalke (Falco subbuteo *L.*), welcher ganze Striche auszurauben vermag; die Angst vor diesem Räuber ist auch so groß, daß sie sich, sofern sie noch zu entkommen hoffen darf, wie ein Stein herabfallen läßt, selbst unter die Füße von Menschen und Tieren; andernfalls, d. h. wenn sie über ihm steht, schwingt sie sich in unsichtbare Höhe auf und singt vor Angst so eifrig, als wollte sie diese durch ihren Gesang übertönen; in solchen Fällen ist sie freilich auch gerettet, denn der Falke verfolgt sie in dieser Höhe nicht.

Oft hört man ganz leisen Lerchengesang, man weiß nicht, ob er aus der Ferne kommt — und doch hört man die einzelnen Töne dazu zu nahe! — Da sitzt die Sängerin oft ganz in unserer Nähe, hinter einem Grasbüschel oder einer Scholle und singt ihr leises Liedchen für sich oder wohl richtiger speziell dem brütenden Weibchen.

Im Herbst sammeln sich die Lerchen in Scharen, wozu sich auch Heidelerchen gesellen, und streichen nach und nach südwärts, bleiben teils im südlichen Europa, teils ziehen sie nach Afrika hinüber und auf diesem Zuge, da sie recht fett sind, vergilt ihnen der Herr der Schöpfung ihren Gesang, indem er sie zu Tausenden fängt und verspeist: erst der Magen, dann das Gefühl! — Selbst zarte Edelfräulein, deren Hände für jede Arbeit zu weich sind, beteiligen sich an dem Massenmorde, zum Eindrücken der Lerchenköpfe erweisen sich die Finger doch dauerhaft genug!

Unseren Lerchenschwärmen folgen die nordischen und so dauert der Zug wochenlang, meist in den Vormittagsstunden und sehr hoch, um vor den Raubvögeln gesicherter zu sein.

Als Stubengenosse ist die Lerche ein ganz ungemein beliebter Vogel. Obschon sie anfangs einen traurigen Eindruck im Käfige macht, das verzweifelte Hin- und Herrennen, das unaufhörliche Auffliegen gegen die Käfigdecke erscheinen gewiß jedem zart fühlenden Gemüt höchst peinlich, so gewöhnt sie sich doch überraschend bald und mit bestem Humor an ihr Schicksal, wie ihre Fröhlichkeit und ihr jubelnder, ununterbrochener Sang gar deutlich zeigen. Im Zimmer darf man Lerchen nicht rennen lassen, da sich jedes Fädchen, jedes Hälmchen um ihre Zehen in fast unentwirrbarer Weise wickelt und dieselben schnell zum Absterben bringt. Der Lerchenkäfig ist schon im allgemeinen Teil beschrieben, aber einer ganz wesentlichen Verbesserung muß ich an dieser Stelle Erwähnung thun. Dieselbe besteht darin, die Futter- und Wassergefässe außerhalb des Käfigs an den Seitenwänden in einem eigenen Anbau unterzubringen, dem Vogel den Zugang zu ihnen durch je zwei 4 cm hohe und 4 cm breite Ausschnitte in die jeweilige Seitenwand zu ermöglichen, durch welche Ausschnitte die Lerche bequem den Kopf stecken kann, während ihr das sonst stets stattfindende Durchlaufen, Verschmutzen und Versanden des Futters unmöglich wird. Sehr glücklich kann man den lieben Gast sehen, giebt man ihm in das Bauer ein Stück Rasen, auf dem er dann mit Vorliebe sitzt und singt.

Man stellt den Käfig sehr niedrig, in zugfreien sonnigen Zimmern nahe an den Boden, damit sich der anfangs scheue und stürmische Insasse um so eher gewöhne. Im übrigen geschieht die Eingewöhnung mit trockenen Ameisenpuppen und frischem Käse untereinandergemengt, oder auch mit einem der für Nachtigallen bestimmten Mischfutter; in einem andern Gefässe setzt man dem kleinen Gefangenen verschiedene Sämereien, als Mohn, Sommerrübsamen, Kanariensaat ꝛc. und außerdem Hafer, gespelzt oder ungespelzt, vor. Die Lerche leidet in der Gefangenschaft leicht an wunden Füßen und, wie der Sprosser, an Entzündung des Gehirns und seiner Häute, gilt aber im allgemeinen als sehr ausdauernd

und im Gesellschaftskäfig auch als friedfertig. Der Gesang beginnt im Käfig in der Regel im November oder Dezember, bei älteren Vögeln auch wohl erst im Februar. Frisch gefangene Vögel beginnen in der Regel ihren Gesang schon in den nächsten acht Tagen; andere lassen darüber drei Wochen hingehen. Wieder andere singen auch dann noch nicht und wenn man ihnen dann in der Meinung, sich im Geschlecht geirrt zu haben, an einem geeigneten Orte die Freiheit giebt, so lohnen sie ihrem bisherigen Pfleger diesen Liebesdienst sofort mit jubelndem Gesange.

Jung dem Neste entnommene Lerchen lernen den Gesang der eigenen Art nur stümperhaft, haben aber einiges Talent zum Nachahmen fremder Melodien.

Abänderungen findet man viele bei unseren Ackerlerchen, sowohl in der Farbe wie in der Größe. Sie assimiliert ihre Färbung höchst auffallend der Bodenfarbe. So haben wir an vorherrschenden Farben häufig: grau, gelblichgrau, rötlichgrau, bräunlichgrau, rußfarbig bis ins Schwärzliche. Selten sind Kakerlaken. Aus diesen Farbenverschiedenheiten Varietäten aufzustellen, ist natürlich zweckloses Unterfangen.

Die Spiegellerche.

Alauda sibirica, leucoptera; Calandrella sibirica.

Sibirische Lerche, Steppenlerche. Auch sie ist unserer Ackerlerche sehr ähnlich, in der Lebensweise so gleich, daß sie mit wenigen Worten nur zu erwähnen ist. Oberseite dunkelbraun, fahlbraun gesäumt, Oberkopf, Ohr, obere Schwanz- und Flügeldecken zimtrot, Brustseiten rötlichbraun, gegen den Bauch bräunlich mit dunklen Schaftstrichen, Kopfseite, Unterleib, untere Flügeldecken weiß, daher der Name „Spiegellerche“, weil dieses Weiß einen Spiegel auf dem Flügel bildet. Schwanzfedern schwarz, fahlbraun gesäumt, äußerste Feder weiß. Auge braun, Schnabel gelbbraun, Füße fleischbraun. Etwas größer wie unsere Lerche.

Sie bewohnt die russischen Steppen und insbesondere Sibirien, verfliegt sich selten auch nach Deutschland. Ihr Gesang ist jenem unserer Lerche völlig gleich.

Die Heidelerche.

Alauda arborea, nemorosa, cristatella; Galerita musica; Lullula arborea.

(Tafel 19, Figur 9.)

Baum-, Wald-, Döll-, Busch-, Steinlerche, Wald-, Heidenachtigall.

Die Flügelspitze wird aus den vier vordersten Schwingen gebildet; fünfte Handschwinge länger als die Armschwingen. Alle Schwanzfedern, die mittelste ausgenommen, haben weiße Endspitzen; auf dem Hinterkopf eine helle, am Flügelrande eine schwarzweiße Binde, Bürzel ungefleckt. Länge 14,9 cm, Flugbreite 29,9 cm, Schwanz 5,2 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,2 cm.

In den trockenen Wäldern der Ebenen bis hinauf zu der Mittelgebirgshöhe wird man sie kaum irgendwo in Europa vermissen. „Wie die Feldlerche die Fluren belebt,“ sagt Riesenthal im „Weidwerk“, „so die Heidelerche die stillen Waldeinöden, über denen sie stundenlang bei Tag und Nacht ihre lieblichen Weisen trillert. Bis in den späten Abend hinein und des Morgens schon zwischen 2 und 3 Uhr fliegt sie singend ihre Kreise. Ein lieblicheres, erhebenderes Bild als diese Lerche in öder trostloser Heide ist kaum zu denken. Wie harmoniert dieser einfache, fesselnde Gesang mit dieser Umgebung, in welcher jubelndes Schmettern fast unangenehm berühren würde! Ungekünstelt und einfach wie die Heide klingt dieser wie dem Himmel entquellende Gesang durch die stille Nacht, wie eine Liturgie im großen Dom des Weltalls, als wolle er den Raum ausfüllen zwischen Erde und Himmel. Für wie viele stimmt das liebliche Geschöpf seinen Gesang an — wie so wenige hören auf ihn!“

Mit Ausnahme der Heidelerche mischen wohl alle Vogelwildfänge, welche lang zusammenhängend singen, irgend einen unangenehmen Ton in den Naturgesang; die Heidelerche allein singt und lockt ausschließlich mit reinster, sehr angenehmer Stimme. Sie flötet in verschiedenen Tonarten ungemein voll und durchdringend, steigend und fallend und mit den wechselvollsten Übergängen, so daß man von dem Gesange eines solchen wirklich ausgezeichneten Vogels hingerissen werden muß. Derartige Meister sind

allerdings selten, besitzt man jedoch einen, so wird man sich nicht so leicht von ihm trennen können, denn sein Gesang dringt sogar durch den Schlag der Nachtigall und die aller Verwandten, indem er zugleich durch seine wunderbare Reinheit und Eigentümlichkeit fesselt. Natürlich giebt es bei jeder Vogelart gute und schlechte Sänger, also auch schlechte Heidelerchen, welche durch fortwährendes, eintöniges Lullen geradezu ermüden, und wiederum gute Heidelerchen, welche auch den Kenner in Erstaunen setzen und durch große Abwechselung und Kraft der Stimme das leierartige Gepräge ihres Liedes gänzlich vergessen lassen.

Die Heidelerchen, welche man im Flachland trifft, singen im allgemeinen weniger gut, als diejenigen, welche im Gebirge ihren Stand beziehen, denn unter letzteren giebt es viele Meister, die in mondheller Nacht jubelnd aufsteigen und so stundenlang den einsamen Beobachter entzücken. Derartige Vögel singen auch in der Gefangenschaft abends in erleuchtetem Zimmer, oder, wenn man den Käfig vors Fenster hängt, sogar bei Mondlicht.

Solch ein Lied bei nächtlicher Stille, sagt Schacht, ist wahrhaft ergreifend, und ich habe mich überzeugt, daß dadurch Leute, welche sonst für den Vogelgesang wenig oder keinen Sinn hatten, wirklich begeistert wurden.

Schacht versucht es auch, mit vielem Glücke den Gesang einer Meisterheidelerche so gut als möglich in Worten auszudrücken. Das Lied wird gewöhnlich wohl fälschlich als „melancholisch" bezeichnet, auf mich wirkt es freudig erregend. Nur ein langweiliger Stümper oder einer, der nach soeben überstandener Mauser wieder anfängt zu „studieren", kann sein melancholisches dia-dia-dia-dia herunterleiern. Wenn dagegen ein Meister in der besten Singzeit anhebt, mit immer mehr und mehr anschwellenden Tönen rollt und trillert, so ist in dem Liede die höchste Freude selbst ausgeprägt. Die Silben werden bald kurz, bald lang, bald in höherem, bald in tieferem Ton vorgetragen.

Die einzelnen Laute werden vier- bis zehnmal oder noch öfter nacheinander wiederholt und bilden so mit dem Anfangs- und Schlußlaut eine bestimmte, deutliche Strophe. Die einzelnen Strophen werden ohne Zwischenpausen deutlich abwechselnd hervorgebracht. Die Hauptstrophen lauten ungefähr wie:

dia, dia, dia, dia . . .
tilju, tilju, tilju, tilju . . .
dui, dui, dui, dui . . .
lilililili . . . . . .
duidi, duidi, duidi, duidi . . .
dadit, dadit, dadit, dadit . . .
tita, tita, tita, tita . . .
woji, woji, woji, woji . . .
tioto, tioto, tioto, tioto lilililili . . .
hoit! terrrrrrr
gloglogloglogloglo
didjo, didjo, didjo, didjo . . .
tja, tja, tja, tja u. s. w.

Natürlich singt der Vogel nicht in der angegebenen Reihenfolge, sondern beginnt und schließt verschiedenartig, auch läßt er wohl die leichteren Strophen vorherrschen; das Rollen, Trillern und die Fülle von tiefen Glockentönen machen jedoch den Gesang am wertvollsten.

Ein Vogel, der die Strophe langsam, ausdrucksvoll und bestimmt abgesetzt hervorbringt, ist zehnmal mehr wert als einer, der in aller Hast sein einförmiges Liedchen herunterleiert. In Nahrung und Fortpflanzung ähnelt sie gänzlich der Feldlerche, auch sind die beiderseitigen Eier bloß in der geringeren Größe und sparsamerer Zeichnung zu unterscheiden (Tafel 47, Figur 29). Sie setzt sich gern auf Bäume, ist Zugvogel und geht und kommt mit der Feldlerche.

Nun zur Pflege unseres Lieblings. Wenn man will, daß der Vogel eher zahm werde und fleißiger singe, wähle man einen kleinen Käfig von etwa 25 bis 30 cm Länge, 20 cm Breite und 35 cm Höhe, diesen hänge man in einer Höhe von nur 2 bis 2,3 m auf und keineswegs in die Fensternische. Die Decke des Käfigs bestehe aus weichem Geflecht oder Tuch, woran sich unser Himmelstürmer nicht so leicht verletzen kann. Eine verfinsternde Käfigdecke thut dem Lerchengesange großen Eintrag.

Auf den Boden streue man trockenen Flußsand ungefähr 1 cm hoch oder eine noch höhere Schichte, damit sich der Vogel tüchtig paddeln kann; wird der Sand mit Gartenerde vermischt, so halten sich die Zehen nicht so lange rein. Ein Sprungholz im Bauer ist nicht notwendig, es stört vielmehr den Vogel im engen Raum; will man jedoch nichts fehlen lassen, so sei die Sitzstange recht dick und

knapp über dem Boden angebracht. Freß- und Trinknäpfchen, ersteres mit Haube, hänge man von außen an den Käfig (siehe bei der Feldlerche).

Das Futter besteht aus zwei Teilen geriebener altbackener Semmel und einem Teile geriebener Mohrrübe (gelbe Rübe) und einem Teil blauen Mohns, dazu giebt man, um den Vogel sehr gut zu halten, etwas geriebenes gekochtes Herz oder mageres Fleisch überhaupt, getrocknete Ameisenpuppen und täglich zwei oder mehr Mehlwürmer. Dieses Gemisch darf nicht naß und klebrig, sondern muß durch die Mohrrübe nur angefeuchtet sein. Außer Mohn, den man reichlich geben mag, sind keine Sämereien unbedingt notwendig.

Die Zehen muß man alle acht bis vierzehn Tage reinigen, die Nägel und den häufig überwachsenden Oberschnabel vorsichtig beschneiden. Wenn trotz frischer Ameisenpuppen und Zugabe von Mauerkalk oder Sepienschale die Mauser gegen Ende Juli nicht von statten gehen will, so muß eine künstliche Mauser eingeleitet und zu diesem Zwecke der Vogel mit Verständnis nach und nach geradezu gerupft werden, andernfalls verliert man leider nur zu leicht diese zarte Lerche.

Die Haubenlerche.

Galerita cristata, abyssinica; Alauda cristata, undata, matutina, galerita.

(Tafel 19, Figur 10.)

Kapplerche, Schopf-, Kamm-, Weg-, Hupplerche, gehörnte Lerche.

Sie ist oberhalb rötlich fahlgrau, unterhalb hellgelblich fahl; jede Feder ist durch dunkle Schaftstriche gezeichnet; ungefleckt sind nur die gelblichweiße Kehle, der Hinterbauch und ein lichter Streifen über dem Auge. Die Schwingen sind matt dunkelbraun, fahl gesäumt, der Schwanz ist schwärzlich braun, an den äußern Federn rostfarben gerandet. Unterflügeldeckfedern licht rostfarben. Das Auge ist braun, der Schnabel dunkelgrau, unten horngrau, die Füße sind rötlich fleischfarben mit dem den Lerchen eigentümlichen langen Sporn an der Hinterzehe. Den Kopf ziert eine Spitzhaube, welche niedergelegt werden kann. Das Weibchen ist etwas kleiner; die Oberbrust ist stärker und größer gefleckt, die Haube etwas kleiner. Das Gefieder der Haubenlerchen wechselt übrigens vom Dunkelfahlgrau bis zum hellen Sandgelb und auch im Gesange der Haubenlerchen verschiedener Länder soll sich eine bemerkbare Abweichung zeigen. Die Länge des Männchens beträgt 19 cm, die des Schwanzes 7,2 cm

Die Haubenlerche ist durch ganz Europa mit Ausnahme von Schweden, Dänemark und Rußland verbreitet; im Süden kommt sie häufiger vor als im Norden, bei uns in Deutschland in der Nähe menschlicher Wohnungen, an Landstraßen und Wegen, auf Rainen, Angern und Triften, nicht in üppigen Getreidefeldern und auf feuchten Wiesen, in Waldungen höchstens an den durchführenden Heerstraßen. Sie bewohnt übrigens auch Mittel- und Südasien, ebenso Afrika; bei uns kommt sie seltener vor als die Feldlerche, immer nur in einzelnen Pärchen. Sie ist bei uns Standvogel, im Winter auf den Straßen der Städte und Dörfer in Gemeinschaft mit Sperlingen und Ammern nach Nahrung suchend. Sie ist sehr wenig scheu, aber flink und gewandt, sowohl im Laufen, als im Fluge. Ihre Nahrung ist im allgemeinen die der Feldlerche; sie verzehrt indes sehr viele Sämereien, namentlich Unkrautsämereien.

Von den verschiedenen deutschen Lerchen: Feldlerche, Baumlerche, Alpenlerche, Haubenlerche ist diese letztere „unsere" Lerche, denn wie der Spatz nur da weilt, wo des Menschen Heimat steht, so ist dieser treffliche Sänger der stete Beleber unserer Dörfer und Vorstädte. Mit Eintritt des Schnees wird er täglicher Gast der Hofräume und der Landstraße, wo er, stets zank- und rauflustig, besonders mit seinesgleichen, im Vereine mit Meisen und Spatzen alles, was irgendwie Eßbares bieten könnte, nach Nahrung durchsucht. Deshalb heißt ihn der Volksmund „Kotmönch".

Die Haubenlerche ist ein sehr gefälliger, zierlicher Vogel. Anmutig flink läuft sie schrittweise, fortwährend die Haube stellend und senkend, auf dem Boden, tänzelt reizend über Erhöhungen hinweg, fliegt pfeilschnell und singt oft schon Anfang Februar ihr prächtig Lerchenlied, dem der Feldlerche sehr ähnlich, von Hausgiebeln, Gartenzäunen und andern erhöhten Gegenständen herab. Das erwachte Frühjahr mit all seiner Lust treibt auch die Haubenlerche zu jubilierendem Höhenflug.

Und auch im Sommer wird sie stets in der Nähe menschlicher Behausungen weilen, namentlich sterile Äcker, Landstraßen und wenig bewachsene Hügel sind ihr Aufenthalt, sie liebt den Staub und haßt die Feuchtigkeit. Ihr Nest baut sie in offener Mulde in Kartoffelfelder, Gemüsegärten, Getreidefelder, an Feldrainen und bei Düngerhaufen. Im April ist die erste Brut, im Juni die zweite. Im Nest findet man gewöhnlich fünf Eier, welche auf roströtlich weißem Grunde viele aschgraue und gelbbraune Punkte und Fleckchen haben, die über die ganze Fläche zerstreut sind (Tafel 47, Figur 30). Die Grundfarbe ändert wie bei den Feldlerchen-Eiern oft ab. Größe 22 + 16 mm.

In der Gefangenschaft ist die Haubenlerche sehr ausdauernd, und da sie viel weniger freiheitsdurstig erscheint wie die Feldlerche, angenehmer zu halten wie diese. Ich habe sehr viele Freude mit meiner Haubenlerche schon gehabt. Sie wird sehr zahm, wenn auch eine, ich möchte sagen berechtigte Vorsicht sie nie verläßt.

Sie singt sehr schön und so angenehm flötend, so daß ihr Gesang im Zimmer lieblicher ist als jener der Feldlerche. Eine arge Not hat man mit den Milben bei allen Lerchen, bei der Haubenlerche aber im besondern. Stets muß sie reichlich frischen feinen Sand zum puddeln haben und das Insektenpulver sollte man nicht sparen. Im Zimmer darf man sie nicht laufen lassen, da sicher jedes Fädchen, das am Boden liegt, sich um ihre Füße wickelt und zwar infolge ihres Zehenbaues und eigentümlichen Ganges so fest, daß nur zu leicht die unterbundenen Zehen absterben. Auch wachsen ihr gestutzte Federn unglaublich rasch, so daß sie bald davonflöge.

Ihr Käfig muß der bekannte Lerchenkäfig sein und kann ein erhöhtes dickes Sprungholz haben. Das Futter besteht in einer Mischung von Mohnsamen, Hafer, etwas gelben Rüben, gehacktem Herz und etlichen Mehlwürmern. Füttert man das so sehr bequeme treffliche Kruelsche Universalmischfutter B, so thut man gut, stets etwas Sämereien dazu zu geben.

Die Lorbeerlerche. Galerita Theclae.

Sie ist als Abart der Haubenlerche zu betrachten, im Wesen derselben völlig gleich, unterschieden lediglich durch die schmale, scharf ausgeprägte Bruststrichelung, die dunkel gefleckte Unterbacke, die in der Endhälfte der Innenfahne roströtlichen äußeren Schwanzfedern, den längeren Schnabel und die längere Haube.

In Europa kommt sie lediglich in Südspanien vor, in Nordafrika ist sie häufiger. Ob es berechtigt wäre, sie als eigene Art aufzustellen, ist mehr als zweifelhaft. Würden wir bei den Haubenlerchen auf örtliche Verschiedenheiten achten, wir bekämen sehr zahlreiche Arten! „Das Kapitel der Haubenlerchen," sagen Finsch und Hartlaub, „gehört überhaupt mit zu den schwierigsten in der ganzen Ornithologie. Es giebt wenige Vögel, die nach den Standorten (und namentlich auch im Jugend- und Übergangskleid) so erhebliche Abweichungen zeigen, als gerade Galerita cristata, und es wird der sorgfältigen Vergleichung eines reichen Materials aus den verschiedensten Gegenden bedürfen, ehe mit einiger Sicherheit über die Artberechtigung derselben entschieden werden kann."

Die Kalanderlerche.

Melanocorypha calandra, albigularis, subcalandra; Alauda calandra.

(Tafel 20, Figur 2.)

In ihr und der nachfolgenden haben wir Vertreterinnen der Dickschnabellerchen.

Oberseite rötlich braungrau mit schwärzlichen Schaftflecken und fahlen Federsäumen; Zügel und Streif über dem Auge sind fahl rötlichgelb, die Wangen bräunlichgrau. An jeder Seite befindet sich ein schwärzlicher Querfleck. Die Schwingen sind dunkelbraun, die Steuerfedern schwärzlichbraun mit fahlen Außenrändern, die äußersten Steuerfedern fast ganz weiß. Die Unterseite ist lichtgelblichweiß, an der Oberbrust schwärzlich längs gefleckt. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße sind bräunlich fleischfarben, oder auch hornfarben. Das Gefieder ist übrigens wie die Größe verschieden, je nach der Heimat des Vogels; es wechselt von Rostgrau bis zum einfarbigen Dunkelgrau an der Oberseite ab. Das Weibchen kennzeichnet sich durch geringere Größe und durch kleineren und matter gefärbten Seitenfleck. Das

Jugendkleid unterscheidet sich von dem der alten Vögel durch rostgelbliche Färbung der Oberseite und blaßrostgelbe Spitzenflecken der einzelnen Federn, rundlichen Flecken am Kopfe und einen mattschwarzen Querflecken an jeder Seite des Halses. Die Länge beträgt 18,3 cm bis 20,9 cm, Schwanzlänge 6,5 cm, Flugbreite bis 44 cm.

Die Heimat der Kalanderlerche erstreckt sich über Südeuropa, Nordafrika, Mittelasien, sehr selten kommt sie bis ins südliche Deutschland. Im Herbste wandert sie bis ins Innere von Afrika und das südliche Asien, bleibt aber — wie bei uns die Haubenlerche — auch im südlichen Europa sehr häufig als Standvogel. In ihrem Aufenthalt, in Nahrung und Lebensweise ähnelt sie der Haubenlerche. Sie brütet zweimal im Jahre; das Nest steht in einer Vertiefung auf der Erde, hinter Grasbüscheln, Erdschollen oder auch im Getreide; es ist kunstlos aus Stoppeln, dürren Grasteilen, Hälmchen und Haaren hergestellt und enthält vier bis sechs große, rundliche weiße oder gelblichweiße Eier, welche gelbbraun und grau gefleckt und gepunktet sind. Größe 25 + 18 mm. Brutdauer 14 Tage.

Als ein hervorragender Sänger kommt die Kalanderlerche in von Jahr zu Jahr größerer Anzahl in unsere Käfige. Sie wird ob ihres Gesanges hochgeschätzt. Cetti sagt von ihr: „Sowie die Kalanderlerche alle übrigen Mitglieder der Familie an Größe übertrifft, so überbietet sie dieselben an Gesang. Sie kann mit jedem anderen Vogel hierin um den Vorrang streiten. Ihre natürliche Stimme scheint mir ein Geschwätz von nicht großer Annehmlichkeit zu sein; ihre Einbildungskraft aber faßt alles, was sie zu hören bekommt und ihre dichterische Kehle giebt alles verschönert wieder. Auf dem Lande ist sie ein Echo aller Vögel; man braucht sozusagen anstatt all der anderen nur sie zu hören. Sie verwendet ebenso das Geschrei der Raubvögel wie die Weisen der Sänger und verschwendet, in der Luft schwebend, tausende ineinander geflochtene Strophen, Triller und Lieder. Sie lernt so viel, wie man ihr vorspielt; das Flageolet hat keine bessere Schülerin als sie. Ihre erlangte Geschicklichkeit macht sie nicht eitel: sie, die Künstlerin, singt vom Morgen bis an den Abend. Eine vor dem Fenster hängende Lerche dieser Art ist hinreichend, die ganze Gegend zu erheitern. Sie ist die Freude und der Stolz des Handwerkers, das Entzücken der Vorübergehenden.“ Nicht ganz so begeistert kann ich mich äußern, aber als einen vortrefflichen Sänger und Spötter schätze ich die Kalanderlerche fraglos. Sie besitzt ein sehr großes Nachahmungstalent und einzelne Exemplare, die ich gehört, haben Strophen, ja zuweilen den ganzen Gesang der Rauchschwalbe, der Singdrossel, des Distelfinken, der Wachtel, der Kohlmeise, des Grünlings, des Hänflings, der Feld- und Haubenlerche, des Finken sowie das Jauchzen des Spechts, das Kreischen des Reihers und den Ruf des Sperlings getreu nachgeahmt. Ihre Stimme ist stark, für das Zimmer fast zu stark. Es geht hieraus hervor, daß die Kalanderlerche ein echter Spötter ist, welcher den Gesang der benachbarten Vögel als treues Echo wiedergiebt, es muß also unter denselben notwendig bessere und geringere Sänger geben; am besten werden diejenigen singen, die möglichst jung in die Nähe guter Sänger, als Sprosser, Nachtigallen, edle Kanarien 2c. gebracht werden. Alt Gefangene haben als Sänger oft nicht befriedigt, es ist ihr Lied oft eine mehr bizarr als schön anmutende, freilich stets interessante Leistung. Alexander v. Homeyer urteilt z. B. sehr absprechend über sie und meint, das Lied dieser so hoch gepriesenen Sängerin des Südens habe auf ihn nicht den erwarteten Eindruck gemacht: denn trotz vieler Melodie, trotz lauter, weitschallender Stimme gehe demselben doch die Zartheit völlig ab und der Vogel müsse eigentlich als ein Schreier ersten Ranges gelten. — Ihr Preis steht hoch. Da es sehr zweifelhaft ist, ob man die Stärke ihrer Töne im Zimmer ertragen kann und jeder einzelne Vogel ein ganz individueller Sangeskünstler ist, so kaufe man keine Kalanderlerche, die man nicht gehört oder die man nicht auf Probe erhält. Ihre Verpflegung ist völlig jener der Heidelerche gleich, sie ist anfangs weichlich, einmal eingewöhnt aber hat sie sich als ausdauernd erwiesen.

Die Mohrenlerche.

Melanocorypha yeltoniensis, tatarica; Alauda yeltoniensis, nigra; Tanagra nigra.

(Tafel 19, Figur 12.)

Tatarenlerche. Eigentlich ist diese Dickschnabellerche ein asiatischer Vogel, doch hat sie sich schon des öfteren bis nach Westeuropa verirrt.

Sie erscheint je nach der Jahreszeit verschieden gefärbt. Das Winterkleid ist tiefschwarz, Mantel, Schultern, hintere Armschwingen und Schwanzfedern am Ende deutlich, die Brustseitenfedern undeutlich isabellweißlich gesäumt, die Säume reiben sich bis zum Frühjahre hin ab und der Vogel erscheint dann im Sommerkleide rein schwarz. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel horngrau, der Fuß schwarz. Beim Weibchen sind die Oberteile blaßbräunlich und durch dunkle Schaftflecke, die Unterteile fahlweiß und durch schwärzliche, an den Halsseiten zu einem größeren Fleck zusammenlaufenden Strichelchen, die Leibesseiten bräunlich und durch schwarze Schaftstriche gezeichnet, die Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz, außen schwarzbraun gesäumt, die ersten Schwingen und Schwanzfedern jederseits außen weiß. Die Länge beträgt 18 cm, Flugbreite 39 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Wohl die schönste Lerche, ist sie eine reizende Erscheinung der Steppe. In der Lebensweise mit den übrigen Lerchen übereinstimmend, bietet sie ein von diesen abweichendes, ganz originelles Flugbild, das teilweise die breiten Flügel, teilweise ein ganz eigentümliches rüttelndes Flattern an einer Stelle bedingen. Sie steigt singend zu bedeutenden Höhen auf und läßt sich dann unter diesem lang anhaltenden Flattern langsam, in schiefer Richtung wieder herab. Das Nest ist außerordentlich schwer zu finden, obwohl es auf dem Boden steht, meist zwischen verdorrtem Gras, ein ganz kunstloser, aber eben deswegen durchaus sich nicht von seiner Umgebung abhebender Haufen.

Es enthält vier bis fünf Eier, blaßbläulichgelb mit gelbbräunlichen und rötlichen Punkten und Flecken, 28 + 18 mm groß. Leider wird ihr Fleisch sehr geschätzt. Im Winter schlägt sie sich zu ungeheuren Scharen zusammen. Der Gesang hat Ähnlichkeit mit dem der Kalanderlerche, ist wechselreich und angenehm, von lauten, schrillen Tönen unterbrochen. Sie ist im Handel noch selten und steht viel zu hoch im Preise. In der Gefangenschaft ist sie ausdauernd, ihre Pflege gleich jener der Vorhergehenden.

Die Alpenlerche.

Phileremus alpestris, cornutus, rufescens; Alauda alpestris; Otocoris cornuta.

(Tafel 19, Figur 11.)

Sie ist die in Europa vorkommende Vertreterin der Berglerchen (Phileremus). Deutschland beherbergt sie nicht, ihren Namen hat sie nicht von unseren, sondern von den nordischen Alpen.

Sie hat die Größe der Feldlerche und ist ihr in der Färbung sehr ähnlich, aber wiederum auch sehr von ihr unterschieden, insbesondere durch einige lange, schmale Federn an den Seiten des Hinterkopfes, welche häufig gesträubt werden und dann förmlich zwei Hörner bilden. Stirn und Kehle sind schwefelgelb, an den Zügeln und Wangen findet sich ein tiefschwarzer Streif, auf der Mitte der Gurgel ein ebenfalls tiefschwarzer, halsbandartiger Fleck. Flügelbug und Bürzelfedern sind weinrötlich überflogen. Schnabel horngrau, Augen nußbraun, Fuß schwarzbraun. Das Weibchen ist einfacher, der Feldlerche darum viel ähnlicher, das Gelbe bleicher, das Schwarze matter und kleiner. Länge 16,6 cm, Flugbreite 32,3 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 1 cm.

Horn-, Ufer-, Küsten-, Winter-, Schnee-, gelbbärtige Lerche, Priesterlerche. Die Alpenlerche hat im Norden eine sehr weite Verbreitung und erobert sich dort noch stets neue Gebiete. Sie bewohnt den Norden Nordamerikas wie den der alten Welt. Sehr hoch steigt sie in den Gebirgen nicht hinan und besonders liebt sie die Seeküste. Sie wandert bis Afrika und kommt dabei jeden Spätherbst und jedes Frühjahr, auch oft im Winter, nach Deutschland. Anfang Oktobers verläßt sie langsam ziehend ihre nordische Heimat, Skandinavien selbst nicht vor Ende Oktober, Mitte April schon kehrt sie dahin zurück. Auf Helgoland trifft sie auf dem Zuge oft in sehr großen Scharen ein. Sie macht zwei Bruten: zu Anfang Mai und Mitte Juli; ihr Nest ist sehr sorgfältig gebaut, in einer Bodenvertiefung angelegt, viel sorgsamer als unserer Lerchen Nester mit Halmen, Pflanzenwolle und zarten Samenhülsen ausgelegt. Die fünf Eier sind kleiner als die Feldlerchen-Eier, meist grünlichgelb mit schwarzen Haarzügen, 22 + 15 mm. Im übrigen führt sie den gleichen Lebenslauf wie unsere Feldlerche, singt auch ähnlich wie diese, nur zarter und weniger laut.

Gefangene Alpenlerchen sind wahrhaft köstliche Stubenvögel. Lediglich ihre Eingewöhnung pflegt Schwierigkeiten zu bereiten, da sie oft nicht fressen wollen. Man stopfe sie dann mit feingewiegtem Kalbsherz. Sonst ist ihre Pflege die gleiche wie jene der Feldlerche, sie ist aber viel angenehmer noch als diese, gar nicht stürmisch, ihr Gesang viel besser für das Zimmer passend, ihre Schönheit fesselnd

und entzückend. Stark geheizte Zimmer verträgt sie nicht, dagegen sehr wohl kühle Temperatur. Manchmal ist sie zu billigen Preisen zu haben.

Die Kalandrelle.

Calandritis brachydactyla, macroptera; Alauda brachydactyla; Calandrella brachydactyla.
(Tafel 20, Figur 1.)

Stummellerche, Isabelllerche, kurzzehige und Gesellschaftslerche.

Sie ist die Kalanderlerche im kleinen, lerchengrau mit licht helllehmfarbenem Ton, an den Seiten des Halses ein schwarzer Fleck, der übrige Unterkörper fast unbefleckt. Schnabel und Zehen sind viel kürzer als jene der Kalanderlerche. Länge 13,5 cm, Flugbreite 26,5 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Die Kalandrelle ist im südlichen Europa häufig, verfliegt sich sehr selten auch einmal nach Bayern, bewohnt aber hauptsächlich Nordafrika und den größten Teil Asiens, wo sie im Winter nach Indien wandert. In Südeuropa und Nordafrika ist sie teils Stand-, teils Strichvogel, teils auch Zugvogel. Nordostafrika ist der ziehenden Kalandrelle Lieblingsziel, dort erscheint sie schon Anfang September, meist in größeren Gesellschaften, die nicht gerade dicht zusammenhalten. Sie sucht Brachfelder, trockene Viehweiden und namentlich die Wüste und die Steppe auf. Dort schweift sie rastlos hin und her, läuft behende, setzt sich mehr auf den ebenen Boden und nicht auf Steine, selten auf niedriges, kahles Gebüsch; der Flug ist kurz, niedrig, ziemlich reißend und dabei stößt der Vogel immer ein eigentümlich lispelndes, etwas schrilles Zirpen aus. Vom Gesang sagt Alexander v. Homeyer, daß er lauter Stückwerk, nichts zusammenhängendes ist. Doch besitzt sie große Spöttergabe. Oft erscheinen sie, insbesondere in Indien und Afrika, aber auch in Spanien in ungeheueren Scharen und werden zu hunderttausenden getötet und gegessen. Sie bedecken — wie Brehm schildert — dann auf halbe Stunden hin den Boden und bilden beim Auffliegen Wolken. Jeder Schuß in die Massen holt Dutzende herunter. — Das Nest ist kunstlos, die Eier, 20 + 16 mm, sind auf lichtgelblichem oder grauem Grunde mit rötlichbraunen Punkten bezeichnet.

Noch beherbergt Europa zeitweise einige Lerchen, die keinenfalls der europäischen Ornis zuzuzählen sind, so die

Wüstenlerche, Ammomanes deserti; Alauda deserti,

von der behauptet wird, daß sie in Griechenland und auf Sizilien Brutvogel sei, weshalb wir sie doch kurz schildern wollen.

Oberseite grau zimmetbräunlich, Bürzel roströtlich, unterseits isabellweißlich, Ohrgegend, Kropf, Seiten, Unterschwanz- und Unterflügeldecken zart isabellrötlich. Schwingen und Schwanzfedern olivenbraun. Länge 16 cm, Breite 23 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Sie liebt sandiges, ebenes Terrain, der Flug ist kurz, leicht, weich, aber flatternd, der Lockruf ist ein melancholisch, ungemein wehmütiges Pfeifen, der Gesang leise und arm. Die Eier sind sehr groß im Verhältnis: 22 + 16 mm, auf gelblichem Grund rot und braun gefleckt. Sie ist ein ungemein zutrauliches, harmloses Geschöpf und offenbar im stande, sehr lange Zeit das Wasser zu entbehren, ja, sie scheint dasselbe förmlich zu meiden.

Die Wüstenläuferlerche. Alaemon desertorum; Alauda desertorum.

Sie ist eine Stelzenlerche, ein Mittelglied zwischen den Lerchen und den Rennvögeln. Sie ist in allen Wüsten Nordafrikas zu finden. Auch ihr Ruf und Gesang ist ein melancholisches, klagendes, flötendes Pfeifen. Sie wurde schon mehrmals in Südeuropa geschossen.

Finkenartige Vögel. Fringillidae.

Auf 1082 Arten wird die Familie der Finken von G. R. Gray geschätzt. Sie bewohnen alle fünf Erdteile. Ihre Schnäbel sind kurz, stark, spitz und von kegelähnlicher Gestalt. Die punktförmigen Nasenlöcher befinden sich dicht am wulstigen Schnabelgrunde. Die Zungen sind dick, mehr oder weniger eine schief abgeschnittene Walze vorstellend. Die Füße mäßig lang, meist ziemlich kurzzehig und durchgehends nur mit schwachen Nägeln versehen. Die Flügel sind verschieden lang, stets aber hat der Handteil des Fittigs neun Schwingen; der Schwanz ist kurz, niemals mehr als annähernd mittellang. Das oft sehr bunte Gefieder tragen sie kurz anliegend.

Die Finken sind hochbegabte Mitglieder der Sperlingsvögel, zeichnen sich durch Munterkeit und Regsamkeit, geselligen Sinn (nur die erwachende Liebe führt zu ernsten Kämpfen), treues Eheleben, fast stets angenehmen, teilweise sehr schönen Gesang und eine sehr hohe Vollendung der Nestbaukunst aus. Sie hüpfen hurtig und fliegen sehr gut. Überwiegend nähren sie sich von Sämereien, doch füttern die meisten Arten die Jungen mit Insekten und Würmern auf. Aus ihren Reihen haben wir hervorragende Käfigvögel, ausdauernde, bescheidene, dafür sehr viele Freude bereitende Geschöpfe und das einzige „Haustier" aus der ganzen Singvogelwelt, den unvergleichlichen Kanarienvogel. In seltenen Fällen muß zu großen Scharen einzelner Finkenarten der Mensch feindlich entgegentreten als Hüter seiner Felder und Obstgärten, was hiebei ihm zum Opfer fällt, vergilt den angerichteten Schaden durch wohlschmeckendes Fleisch.

Die finkenartigen Vögel verlassen uns geringsten Teils als Zugvögel, wie vom hohen Norden solche wiederum bei uns überwintern und ihr Reiseziel finden; teils sind sie Strich-, teils Standvögel. Europa ist nicht reich an Finkenarten, welche in tropischen Ländern in so ungemeiner Mannigfaltigkeit auftreten. An Unterfamilien haben wir: Emberizinae (Ammern), Fringillinae (Finken), Pyrrhulinae (Gimpel), Loxianae (Kreuzschnäbel), Coccothraustinae (Kernbeißer).

Die Ammern. Emberiza.

Sie haben geraden, spitzen, kegelförmigen Schnabel, am Grunde ist derselbe hoch und dick. Die Oberkinnlade ist schmäler mit stark eingezogener Mundkante, die stärkere untere Kinnlade weniger daselbst eingedrückt; der Mundwinkel sehr abwärts gerichtet, am Gaumen ein mehr oder weniger großer Höcker. Die Nasenlöcher sind dicht am Schnabelgrunde, sehr klein, fast oval, rückwärts mit einer weichhäutigen Schwiele umgeben und mit vorwärtsliegenden Federchen größtenteils bedeckt. Die Zunge ist lang, schmal, lanzettförmig, unten halbwalzenförmig. Die Ammern sind schön gestaltet, haben einen sehr niedern Kopf, dessen Stirne kaum höher als der Oberschnabel ist, ihr Körper ist lang, die Flügel etwas kurz und der Schwanz länger als bei den anderen finkenartigen Vögeln. Er hat eine stark gabelförmige Gestalt. Die Füße sind kurz, nicht stark, alle vier Zehen mit wenig gekrümmten, aber spitzen Nägeln versehen. Der eigenartige Flug ist auf kurze Entfernungen hüpfend, geht auf weite Räume in großen flachen Bogen, wobei sie oft flattern; vor dem Niederlassen vollführen sie dann noch einige kurze aufsteigende Bogen. Sie nisten in Hecken nicht hoch von der Erde; sind friedliche, liebenswürdige Geschöpfe. Ihre Nahrung besteht meistens in Samen, auch in Insekten und Würmern.

Die Lerchenammer.

Emberiza lapponica; Calcarius lapponicus; Fringilla calcarata.

(Tafel 20, Figur 3.)

Sie und die nachfolgende, Bewohnerinnen des höchsten Nordens, sind die Vertreterinnen der Gruppe Spornammer und zeigen so recht deutlich den Übergang von den Lerchen.

Bei beiden ist die Färbung nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit gar sehr verschieden. Man erkennt sie sofort daran, daß der Nagel der Hinterzehe sehr lang und in flachem Bogen geschwungen ist, wie bei den Lerchen. Die Lerchenammer hat in allen ihren Kleidern sodann einen weißlichen Streif über dem Auge, der die Wangen größtenteils umzieht. Im Sommerkleid ist Kopf, Kehle und Oberbrust schwarz; ein Streif über den Augen und auf den Schläfen rostweißlich, Nacken und Hinterhals zimtrot, Oberseite rostbraun, mit breiten, schwarzen Schaftflecken, welche auf der Brustseite einen großen schwarzen Fleck bilden. Die Schwingen braunschwarz, die vorderen mit fahlen, die hinteren mit rostbraunen Säumen; auf den Oberflügeldecken eine fahle Querbinde; Schwanzfedern schwarz, fahl gesäumt, die äußerste am Ende der Innenfahne mit langem weißem Keilfleck, die Außenfahne wurzelwärts weiß. Der Schnabel ist während der Brutzeit wachsgelb, sonst gräulich fleischfarben mit gelber Wurzel und schwarzer Spitze; der Augenstern tiefbraun, Füße braunschwarz. Im Herbst: der Kopf stark mit rostgelb und rostfarben gemischt; ein Streif um die weißliche Kehle schwarz; die Brust mit weißgrauen Säumen auf dem schwarzen Grunde. Die hellen Ränder des Oberleibes viel größer, besonders auch im Nacken. — Je älter die Vögel werden, desto mehr tritt das Schwarze auf dem Kopf, den Wangen, der Gurgel und dem Kropf hervor. Die untern Teile werden weißer, in den Weichen mit starken, schwarzen Längsflecken geziert; der Schnabel sieht schön orangegelb aus und die Füße werden kohlschwarz. — Beim Weibchen sind alle Farben trüber, weniger lebhaft, auch ist es etwas kleiner. In keinem Alter wird die Kehle ganz schwarz und der Kropfschild nie so groß als beim Männchen. Länge 13,5 cm, Flügelbreite 28,9 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1 cm, Fußrohr 2,2 cm. Sporenammer, Lappenammer, Lerchen- und Ammerfink.

Sie sind in Deutschland nur als seltene nordische Gäste bekannt, treiben sich, wenn sie zu uns kommen, auf Stoppelfeldern, an Grasrainen und Wegsäumen herum, lerchenähnlich laufend und selbst beim strengsten Froste munter. Nie geht die Lerchenammer und ebensowenig die folgende Schneeammer auf Bäume. Die Lerchenammer lockt „itirrr“ und zeisigähnlich „twui“. Ihre Heimat ist rings um den Pol, innerhalb des arktischen Kreises. Sie nährt sich bei uns von allerhand Sämereien, in der Heimat zieht sie Samen der Zwergbirken, der Sand- und myrtenartigen Weiden aller anderen Nahrung vor. Der Gesang ist höchst angenehm, hat viele Ähnlichkeit mit dem des Hänflings, sie singt meist fliegend, wie eine Lerche. Das sorgsam und warm mit Federn und Haaren ausgefütterte Nest steht auf dem Boden, die Brutzeit beginnt Mitte Juni, die fünf Eier, 20 + 15 mm, variieren sehr, auf schmutzig rötlichem Grund sind sie braun gewölkt und gefleckt. — Die Gefangenschaft verträgt die Lerchenammer gut, sie muß im Lerchenkäfig gehalten werden, zu wohl geheizte Zimmer sind ihr unerträglich, ebenso muß sie im Sommer in möglichst kühlem Raume gehalten werden. Als Gesäme giebt man Hafer, Hirse, des weiteren etwas zerriebene Semmel, Gerstengries und gelbe Rübe gemengt. Hie und da einen Mehlwurm, im Sommer öfters Ameisenpuppen. Gelegenheit zum Baden gewähre man stets.

Die Schneeammer.

Emberiza nivalis, borealis, glacialis; Plectrophanes nivalis, hiemalis.

(Tafel 20, Figur 4 und 5.)

Schneespornammer, Schneevogel, Schneefink, Neu- und Wintervogel, Eisammer, Schneeortolan, Winterling, Meerstieglitz, Schneelerche.

Noch näher um den Pol wie die vorige zieht die Schneeammer ihre Heimat; wie die vorige wechselt sie außerordentlich in der Färbung des Gefieders. Im Sommer ist sie schneeweiß, Mantel, Schultern und Handschwingen und die mittelsten Schwanzfedern schwarz, Mantel- und Schulterfedern mit schmalen weißen Endsäumen. Im Winter sind Ober- und Hinterkopf, sowie die Federn der Ohrgegend rostzimtbraun, Schultern und Mantel schwarz, jede Feder am Ende rostzimtbraun gesäumt; Kropf und Seiten etwas hell rostgelblich, die äußern Schwanzfedern außen mit schwarzem Endfleck. Das etwas kleinere Weibchen ist im Winter noch mehr rostzimmtbraun, Oberflügeldecken rostbraun, weiß gesäumt, mit breiteren schwarzen am Ende der Schwanzfedern; der Schnabel im Sommer schwarz, im Winter orangegelb; Augen braun, Füße schwarz. Länge 16 cm, Flügelbreite 28 cm, der am Ende ausgeschnittene Schwanz 6 cm.

Als Zugvogel kommt die Schneeammer auch nach Deutschland, Österreich, Tyrol und die Schweiz, einzeln und in kleinen Gesellschaften, in kalten, schneereichen Wintern aber auch oft in großen Mengen. Zur Brutzeit sind Kerbtiere ihre Nahrung, sonst aber Gesäme. Das Betragen ähnelt den Lerchen ebensosehr wie den Ammern, die Bewegung auf dem Boden ist mehr rennend als hüpfend, ihre Lockstimme ist ein helles, scharfklingendes „fipp“ oder „zirr“ oder „zirrp“, ihr Gesang zwitschernd, in gewissem Sinne dem der Feldlerche ähnelnd, mit lauten, scharfschrillenden Strophen. Das Nest wird auf hohen, kahlen Gebirgen zwischen Steinklüften oder in Felsenspalten angelegt und besteht aus Grashalmen,

Moos und Flechten, von innen mit Federn und Haaren ausgelegt, überwölbt, mit engem Eingang. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs weißlichen, grau und braun gefleckten Eiern, 22 + 16 mm. Ihren nicht unangenehmen Gesang läßt sie beinahe das ganze Jahr hören. In der Gefangenschaft hält man sie wie die vorige, ebenfalls im Lerchenkäfig. Sie verträgt unseren Sommer noch weniger gut wie die vorige.

Die Rohrammer.

Emberiza schoeniclus, arundinacea, Durazzi; Cynchramus schoeniclus; Hortulanus arundinaceus; Schoenicola arundinacea.

(Tafel 21, Figur 3 und 4.)

Kopf, Kehle und Gurgel bis zum Kropf tiefschwarz, vom Mundwinkel längs der Kehle ein weißer Streifen, welcher sich mit einem weißen Nackenring vereinigt; Rücken und Schultern sperlingsfarbig; Schwanz dunkelbraun, die Mittelfedern hellbräunlich-, die je zwei Randfedern weißlich gesäumt. Die weiße Unterseite mit braunen Schaftstrichen. Augen dunkelbraun, Schnabel dunkelgrau, Füße trüb fleischfarbig mit langen, wenig gebogenen, unterseits zweischneidigen Nägeln. Nach der Herbstmauser ist die schwarze Kopf- und Halsfarbe von weißen Säumen mehr zurückgedrängt; das Weibchen ähnlich gefärbt, Kopfseiten rostbraun, Nacken gelblichgrau mit braunen Flecken. Länge 13—15,5 cm, Flugbreite 23,5—25,5 cm, Schwanz 6—7 cm, Schnabel 0,8 cm, Lauf 2 cm.

Auch Rohrsperling, Sperlingsammer, Wassersperling, Schilfschwätzer wird unser Vogel genannt. Sie ist weit verbreitet, fehlt aber in den Gebirgen; teilt den Aufenthalt mit den Rohrsängern und wird in den bei diesen beschriebenen Sümpfen mit struppigem Weidengebüsch und wirrem, hohem Graswuchs selten fehlen. Das Nest steht auf der Erde unter hohem Grase, welches es verdeckt, und ist ungemein schwer zu finden; am liebsten im Weidengestrüpp oder ähnlichem Aufwuchs, ist von Halmen und Stengeln wenig kunstvoll gebaut und innerlich mit einigen Haaren versehen. Die Eier (Tafel 47, Figur 55), gewöhnlich fünf, findet man im April; sie haben auf trüb grauem oder rötlichweißem Grunde dunklere und schwarze Brandflecke, Punkte und Haarflecke; Größe 19 + 14 mm. Im Juni folgt ein zweites Brutgelege. Geschlossenes Röhricht liebt die Rohrammer nicht so sehr, an ihm bewohnt sie nur die Ränder gegen die Landseite, dagegen die Seggen- und Binsenwiesen, dazwischen auch niederes Weidengebüsch, sind ihr Paradies. Hier oder auf den Rohrhalmen sitzt sie ziemlich aufgerichtet, den breiten Schwanz senkrecht hängend und von Zeit zu Zeit zuckend, wobei sie auch die Flügel rückt und die Kopffedern sträubt. Zur Nistzeit sind die Rohrammern ziemlich unruhig und das Männchen singt bis tief in die Nacht und den Sommer hinein auf freiem Stande in eigentümlich stammelnder, würgender Weise: „zja, tit, tai, zissiß — tai, zier, zissiß". Die Lockstimme, die sie sehr viel hören lassen, ist hoch und hell „zieh" oder „tschüh". Die Rohrammer fliegt hüpfend und zuckend und mit der eignen Manier, daß sie sich sogleich in schiefer Richtung hochaufschwingt, hoch fortstreicht und sich plötzlich herabstürzt. Die Redensart: „Er schilt wie ein Rohrspatz" paßt nicht recht auf sie, sondern besser auf die zeternde, quarrende Stimme der Rohrsänger. Fast den ganzen Sommer hindurch leben die Rohrammern von Insekten, Gewürm, Spinnen und erst zum Herbst gehen sie an die verschiedenen Samen der Sumpfgewächse, deren Spitzen sie zu diesem Zwecke nach Art der Rohrsänger erklettern, dann gehen sie auch gern familienweise in die Felder, besonders nach Hirse, Hanf und Mohn. Viele ziehen im September und Oktober fort, manche streichen nur, in Süddeutschland überwintern häufig welche. Die Rückkehr erfolgt im März.

Für die Gefangenschaft hat die Rohrammer keinen hohen Wert. Sie wird sehr zahm und hat eine ganz auffallende Vorliebe für Musik. Sie braucht neben Mohn, Hirse und etwas Hanf ein Universalfutter, April, Mai, Juni und Juli auch frische Ameiseneier, ist überhaupt zärtlich. Einen großen Käfig beansprucht sie wie alle Ammern. Trefflich paßt sie in die Vogelstube.

Die Gimpelammer,

Emberiza palustris, pyrrhuloides, caspia; Cynchramus pyrrhuloides,

vertritt in Südeuropa unsere Rohrammer, ist ihr in Wesen und Lebensweise, Nestbau und Nahrung völlig gleich. Sie unterscheidet sich lediglich durch stärkeren, dick aufgetriebenen, auf dem Firste gleichmäßig gekrümmten Schnabel.

Die Waldammer.

Emberiza rustica, borealis, provincialis; Cynchramus rusticus.

Auch Bauernammer wird sie viel genannt.

Oberkopf und Kopfseiten schwarz, über die Schläfen ein breiter Strich; Kinn und Kehle weiß; Mantel- und Schulterfedern braun, mit breiten schwarzen Schaftflecken; Schwingen dunkelbraun, außen fahlbraun gesäumt; Flügel mit zwei weißen Querbinden; kleine Deckfedern rotbraun; Schwanzfedern schwarz, die äußersten fast bis zu Ende weiß; Schnabel rötlichbraun, Augen braun, Füße horngelb. An Größe gleicht sie der Goldammer. Weibchen Vorder- und Oberkopf rostbraun, dunkel geschaftet; Schläfenstrich rostgelb; Kinn und Kehle rötlichweiß; die Seiten rotbraun längsgefleckt. Länge 18 cm, Flugweite 25 cm, Schwanz 6 cm.

Verbreitung Europa und Nordasien, nach Westen hin bis Lappland. Zugvogel, kommt selten zu uns. Stimmt in Lebensweise und Brut mit der der vorbeschriebenen soweit überein, daß sie mit Vorliebe die Weidenbestände an den Ufern bewohnen. Die Eier sind 20 mm lang, 14 mm dick, auf gelblichem Grunde, vorzugsweise am dicken Ende mit violetten Punkten und Strichen gezeichnet. Zeitweise durch Vogelhändler erhältlich.

Die Zwergammer.

Emberiza pusilla, sordida; Cynchramus pusillus; Ocyris oinops; Euspiza pusilla.

Oberseits braungrau; Scheitel mit rotbrauner Mittelbinde und zwei schwarzbraunen Seitenbinden; hell rostfarbigen Augenbrauenstreif; Ohrgegend roströtlich, mit rötlichweißem Längsstreifen unter derselben; Halsseiten mit roströtlichem Querstreifen; Kopf und Brust schwarz geschaftet; Flügel und Schwanzfedern dunkelbraun, außen fahlbraun; Flügel mit zwei fahl rostfarbigen Querbinden, Unterseite weiß, Schnabel dunkelbraun, Augen schwarzbraun, Füße bräunlich. Länge 15 cm, Schwanz 6,5 cm.

Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt. Verbreitung Nordosteuropa und Asien. Zugvogel; kommt selten zu uns. Lebensweise und Brut wie beim obigen.

Die Weidenammer.

Emberiza aureola, sibirica, dolichonia, pinetorum; Euspiza aureola.

Oberteile und Kropfseiten tief rostbraun; Mantel- und Schulterfedern mit angedeuteten Schaftflecken und schmalen weißlichen Außensäumen; Zügel, Kopfseiten und Kinn schwarz, ein Querband unter der Kehle braun, letztere und die Unterteile gelb, seitlich braun geschaftet; Flügel rotbraun, mit fahlweißer Querbinde und großem, weißem Fleck; Flügeldecken rotbraun gesäumt, Schwanz dunkelbraun, die äußersten Federn weiß; Schnabel gelblich, Augen braun, Füße bräunlich hornfarben. Beim Weibchen sind Zeichnung und Farben matter. Länge 16 cm, Flugbreite 26 cm, Schwanz 6,5 cm.

Ihre Heimat ist Nordosteuropa, Nordasien, mitunter Westeuropa und Sibirien. In der Umgegend von Moskau werden auf ihrer Wanderung nach A. E. Brehm „oft sehr viele berückt, und sie sind es, welche dann auch lebend bis in unsere Käfige gelangen". Aufenthalt wasserreiche Gegenden mit buschigem Weidenbestand und Birkenwäldchen, aber nie in Nadelwaldungen. Zur Brutzeit ähnelt sie im Wesen der Goldammer. Lockton ein scharfes „zip, zip". Sie singt aber nach A. Brehm „auf hohen Zweigspitzen sitzend, besser als die meisten Ammern, da der einfache Gesang sich durch drei kurze, von einander wohl unterschiedene, flötende Strophen auszeichnet". Wegen ihres hübsch gezeichneten Gefieders

ist sie ein recht beliebter Stubenvogel, aber leider schwer erhältlich. Verpflegung: Mohn-, Lein- und Kanariensamen, geschälter Hafer, Rübsen, Ameisenpuppen, hin und wieder einen Mehlwurm.

Die Fichtenammer.

Emberiza leucocephala, pythiornis, albida.

(Tafel 21, Figur 5.)

Größer als die Goldammer, wenig bekannt. Mitte des Scheitels, Wangen und Gurgel weißlich; erstere beide mit schwärzlicher Einfassung; ein Strich durchs Auge braunrot, Bürzel rostfarben, Oberkörper rotbraun, Rücken schwarzbraun gestrichelt; Schnabel gelblich oder braun; beim Männchen die Kehle rostrot, beim Weibchen weiß, an der Seite rostbraun gefleckt.

Seine Heimat ist Ostsibirien. Kommt bisweilen nach Deutschland, Österreich, Böhmen, südliches Kärnten und Südtirol. Auch rotkehlige Ammer genannt.

Als ganz seltene Besucher Europas sind noch zu nennen die ostsibirische Goldbrauenammer (Emberiza chrysophrys), ausgezeichnet durch einen weißlichen Mittel- und je einen goldgelben Brauenstreifen auf dem schwarzen Kopf; kleiner als die Goldammer; und die Streifenammer (Emberiza striolata; Fringillaria striolata), mit vorwaltend rotbraunem Gefieder, das auf dem Kopf in Aschgrau übergeht und hier oberseits sechs aus dunkeln Schaftstrichen gebildete, gleichlaufende Längsstreifen bildet. Sie bewohnt die Wüste.

Die Goldammer.

Emberiza citrinella, sylvestris, septentrionalis.

(Tafel 20, Figur 8 und 9.)

Ammerling, gelber Emmerling, Goldhammer, Gaalammer, Geelfink, Gelbling, Amring, Amaring, Kornvogel, Grünschling.

Kopf, Hals und Unterteile schön zitrongelb, Stirne, ein von ihr aus über den Augen bis zum Nacken, ein zweiter vom hinteren Augenrande bis auf die Schläfe verlaufender Längsstreifen, und der Hinterhals olivengraugrün, dunkel längsgestrichelt; Kopf und Kopfseiten zimtrotbraun, Bürzel etwas dunkler, Mantel und Schultern fahlrostbraun, die unteren Körperseiten mit dunkelbraunen, zimtbraun gesäumten, die oberen mit breiten schwarzen Schaftstrichen gezeichnet; Schwingen schwarzbraun, die kleinen Deckfedern gelblich olivengrün gekantet; Schwanzfedern schwarzgrau, mit weißen Keilflecken an der Oberseite. Augen dunkelbraun, Schnabel lichtblau, an der Spitze schwärzlich; Füße rötlichgelb. Das Weibchen ist matter gefärbt, am Unterkörper bedeutend blässer. Länge 17 cm, Flügelbreite 27 cm, Schwanz 7 cm. Die Jungen ähneln den Weibchen, aber mehr grüngrau. Nord- und Mitteleuropa, Asien und Sibirien sind ihre Heimat.

Die Goldammern sind allgemein bekannt und verbreitet, zumal sie im Winter wie die Sperlinge und Haubenlerchen in Straßen und Höfe kommen, um ihre Existenz zu fristen; überall, wo einiges Buschholz und Strauchwerk vorkommt, besonders am Wasser, kann man sie finden, doch nicht tief in dichten Wäldern, sie sind mehr Feld- als Waldvögel.

Wo das Männchen seinen lieblichen und bekannten Gesang „zississississiiiiiiü" hören läßt, darf man auch das Nest erwarten, welches unter dem Gesträuch, meist am Boden im dichten alten Grase versteckt, aus allerhand Halmwerk, Ranken, Stengeln und Moos gebaut ist und im April gewöhnlich fünf Eier (Tafel 47, Figur 51), 21 + 15 mm, enthält, welche auf graurötlichem oder grauem Grunde mit blaurötlichen oder braunrötlichen Flecken, Punkten und besonders Haarstrichen ziemlich dicht besetzt sind; im Juni erfolgt eine zweite Brut.

Die Jungen werden mit weichen Insekten, besonders glatten Raupen und Larven gefüttert, wovon die Alten zu dieser Zeit auch leben, da es keine Körner giebt, von denen sie später mancherlei fressen.

Die Goldammern sind überall Standvögel, denn nur die Jungen streichen etwas in die Ferne, um sich Quartier zu machen.

Ihr Wert für den Käfig ist ein sehr beschränkter. Sie sehen sehr hübsch aus, halten sich aber im kleinen Einzelkäfig nicht gut. Besser geht das schon im Gesellschaftskäfig und in der Vogelstube vollends sollte ein Pärchen Goldammern gar nicht fehlen. Sie werden außerordentlich zahm, sind immer lebhaft und munter und ihr einfaches Gesängchen paßt sehr gut in das Stimmengewirr. Sehr bescheiden in Bezug auf Verpflegung, nehmen sie mit dem einfachsten Körnerfutter vorlieb. Sehr häufig baut ein Pärchen in der Vogelstube ein Nest und bringt es zu Eiern, manchmal auch zu Jungen. Der Preis ist sehr billig: 30, 40, auch 50 Pfennige für den schönen Vogel, 20—30 Pfennige für das Weibchen.

Die Zaunammer.

Emberiza cirlus, eleathorax.

(Tafel 20, Figur 10.)

Hecken-, Wiesen-, Pfeif-, Zirb-, Frühlings- und gefleckte Ammer, Zaunammeritze, Steinemmerling, Cirlus, Hagspatz.

Kopf auf dem Scheitel schwarz gestrichelt; Hinterhals, die Halsseiten und ein breites Querband über den Kopf sind graugrün; Augenbrauen und ein Streif über dem Auge, welche durch ein schwarzes Zügelband getrennt, sowie ein breites, halbmondförmiges Schild zwischen Kehle und Kropf ist gelb, Wangenfleck ebenso; Schultern und Rückenfedern rostbraun, gelblich gesäumt und schmalen schwarzen Schaftflecken; Unterteile und untere Schwanzdecken hellgelb; Seitenteile zimtrot, Bauch und Schenkelseiten dunkel geschaftet; Kehle schwarz, Oberbrust rostrost, gelblich gewölkt; Flügel- und Schwanzfedern schwärzlichgrün, bräunlich gesäumt; Augen dunkelbraun, Schnabel schwarzblau, Füße lichtrötlich. Dem etwas kleineren Weibchen fehlt die schwarze Kehle und die gelben Kopfstreifen. Länge 16 cm, Flügelbreite 25 cm, Schwanz 7 cm.

Verbreitung Südeuropa und Kleinasien, seltener Mitteleuropa, Frankreich, Italien und die Schweiz. Die seltene Zaunammer gleicht in allen Eigentümlichkeiten, Nestbau und Gelege der Goldammer. Lockton „zi, zü" und „zirl". Gesang unbedeutend, doch angenehm. Ist als schöner Vogel sehr beliebt, aber etwas weichlicher als der vorbeschriebene, verlangt daher eine etwas sorgfältigere Pflege.

In Frankreich ist sie häufig, sie bewohnt dort die Ebenen. Die fünf Eier (Tafel 47, Figur 52) sind auf trübgrünlichem Grunde bräunlich marmoriert, worauf rotbraune und schwarze Punkte, Flecke und Haarzüge stehen; Größe 20 + 14 mm. Ihr einfacher Gesang klingt wie „zizizzizizzi"; wo sie nördlicher, vielleicht gelegentlich in Deutschland vorkommt, ist sie Zugvogel, kommt im April und zieht im September.

Die Gartenammer.

Emberiza hortulana, chlorocephala, delicata; Euspiza hortulana.

(Tafel 20, Figur 11 und 12.)

Ortolan, Feldammer, Fettammer, Gränzling, Jutvogel u. s. w.

Oberkopf, Hals und Kropfseiten grünlichgrau, Rücken und Flügel rostfarbig mit großen Schaftflecken und grünlichen Säumen, über die Flügel zwei rostgelbliche Querbinden, Schwingen bräunlichschwarz mit helleren Kanten wie auch der Schwanz, dessen Decken gelbbräunlich. Vorderseite bis zur Mitte des Kropfes, der Augenkreis, vom Schnabelwinkel unter den Wangen weg, trübgelb, Zügel und Wangen gelbgrau, an der Kehle herunter ein grauer Streifen; Brust und Weichen gelbrötlich, Bauch heller gelblich, Augen braun, Schnabel schwächlich, gestreckt, fleischfarbig, Füße ebenso. Beim Weibchen sind Kopf und Nacken grau mit dunklen Längsflecken, auf dem Kopfe braune Längsstriche, die Seiten rötlich-, der Hinterleib trübgelblich. Länge 15 cm, Flugbreite 25 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 1,8 cm.

Der Ortolan teilt seine Heimat mit der Zaunammer, bringt aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Deutschland weiter vor, und ist wegen seiner Fettleibigkeit und Schmackhaftigkeit ein Leckerbissen;

die alten Römer mästeten ihn, was mit ihm auch heut noch geschieht. Im Süden, besonders auf den mittelländischen Inseln, wird er zahlreich gefangen und verschickt.

Zugvogel. Ankunft Ende April, wandert im September. Das Nest ist jenem der Goldammer gleich und an bebüschten Feldwändern zu finden. Gelege vier bis sechs grauweiße, aschgrau und schwarzbraun gefleckte und gestrichelte Eier (Tafel 47, Figur 53), 19 + 15 mm. Brütet nur einmal. Lockton „gü, gü", — „gie" und „zwit, zwit", in der Erregung „gerk" oder „scherk". Ihr flötenartiger Gesang ist etwas besser wie bei der Goldammer und klingt wie „giff, giff, dtjörr, dtjörr" und ist dies öfters zu hören. Verpflegung die der Lerchenspornammer.

Die Rostammer.

Emberiza caesia, rufibarba; Fringilla caesia.

Diese nächste Verwandte der vorigen bewohnt Griechenland und Kleinasien mit Palästina, und unterscheidet sich lediglich durch grauen Kopf, graue Kropfquerbinde, dunkel zimtrote Unterseite und korallenroten Schnabel. Wesen, Lebensweise und Brutverlauf wie bei der vorigen.

Die Zippammer.

Emberiza cia, lotharingica, barbata; Citrinella cia; Euspiza cia.

(Tafel 21, Figur 1 und 2.)

Bart-, Rotammer, Wiesenmerz u. s. w.

Das alte Männchen hat den Kopf, die Kehle, Gurgel und den Kropf hell aschgrau, auf dem Kopfe mit schwarzen Schaftstrichen. Über dem Auge ein grauweißer Strich, Zügel und ein Strich um die Wangen schwarz. Unterleib rostfarbig rosa, Hinterhals, Rücken und Schultern dunkel rostfarben mit schwarzen Längsflecken; Bürzel rostfarben; die kleinen Flügeldecken dunkelbraun mit breiten aschgrauen Säumen, die größeren schwarzbraun mit rötlichweißen Kanten, welche einen Strich über den Flügel bilden; Schwingen schwarzbraun, mit einem weißen Keilfleck auf den je zwei äußersten und mit braunen, hellroten Kanten auf den zwei mittelsten. Schnabel schwärzlichblau, Augen braun, Füße bräunlich fleischfarbig. Die Weibchen und Jungen sind am Kopfe bräunlich rostgrau mit braunen Rückenflecken, Kehle trüb braun mit kleinen Flecken. Länge 15,5 cm, Flugbreite 23,3 cm, Schwanz 7,1 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 2 cm.

Heimat: Südeuropa, Nordafrika und Kleinasien. Kommt als Zugvogel nach Deutschland im April und wandert im September. Sein Aufenthalt sind Gebirgsgegenden, höhere Bergthäler, Halden und Abhänge, die Ebenen meidet er. Das Nest findet man in den Ritzen und Höhlungen der Weinbergsmauern und anderem Gestein mit niedrigem Gebüsch umgeben. Gelege drei bis vier graulichweiße, schwärzlich und grau gezeichnete Eier (Tafel 47, Figur 54), 21 + 16 mm, denen des Goldammers ähnelnd. Brütet zweimal im Jahre. Ihr Lockton ist „zippzippzipp". Gesang dem des Goldammers ähnlich, aber kürzer und reiner.

Die Zippammer ist ein schöner, ausdauernder Stubenvogel, wird sehr zahm und verträglich. Verpflegung wie bei den anderen Ammern.

Die Grauammer.

Emberiza calandra, miliaria; Miliaria septentrionalis, germanica.

(Tafel 20, Figur 6.)

Gemeine große Ammer, Emmerling, Braßler, grauer Ortolan, Gersten-, Lerchen-, Hirsen-, Wiesen- und Winterammer, Kornlerche, Strumpfwirker.

Oberkopf und Hinterhals lichtgrau, mit schwarzen, braun begrenzten, schmalen Schaftflecken; Rücken und Schultern in der Mitte längs dem Schafte lerchenartig schwarzbraun; obere Schwanzdecken graubraun, mit lichtgrauen Kanten und fein dunkelbraun gestrichelt; Bürzel grau mit dunklen Schaftstrichen; Wangen graubraun, gelblichweiß gemischt; an Kehle, Gurgel und Halsseiten jede Feder an der Spitze dreieckig schwarzbraun gefleckt, Seitenteile schwarzbraun ge-

schaftet; Schwingen und Schwanz dunkelbraun; mittlere und große Deckfedern an der Spitze weiß gerandet, wodurch zwei helle Querstreifen über dem Flügel gebildet werden; Schnabel schmutzig gelb; Augen dunkelbraun, Füße rötlichgelb. Länge 19 cm, Flügelbreite 30 cm, Schwanz 7 cm. Weibchen an Farbe oberseits etwas düsterer. Jugendkleid gleich dem Weibchen.

Sie ist ein träger, schwerfälliger, kräftiger, einfach lerchenfarbiger Vogel. Ihre Standorte sind die Wipfel einzelner Feld= oder Straßenbäume, Stöcke, Dornwische, Grenzsteine, wo sie immer ganz frei, hochaufgerichtet, mit gelockertem Gefieder sitzt und entweder ihre Lockstimme „kniggs“ oder „zicks“, beim Auffliegen „zickzickzick“ oder ihren sonderbaren Gesang hören läßt, der den Tönen ähnelt, die ein arbeitender Strumpfweber seinem in Bewegung gesetzten Strumpfwirkerstuhl entlockt: „zickzickzickzick tomillillillillillill“, das letztere ein Klirren, in welchem auch noch der Buchstabe r zu hören ist. Beim Singen bläst sie die Kehle auf, läßt Flügel und Schwanz hängen oder fliegt dabei in sonderbar zitterndem Fluge, die Füße herabhängend auf einen benachbarten Sitz, oft klappert sie auch während dieses sonderbaren Fluges mit dem Schnabel und singt erst wieder auf dem neuen Standorte. Ihre Nahrung sucht sie immer auf dem Erdboden, sie frißt nicht nur mehlige Sämereien, sondern auch Insekten. Zu Bechsteins Zeiten kannte man die Grauammer in vielen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen, noch nicht. Sie wanderte erst seit den 40er Jahren dieses Jahrhunderts von Norwegen und Rußland herabkommend bei uns ein. In Österreich ist sie ungemein häufig. Das Nest wird im April in eine kleine Vertiefung in das Gras gebaut. Die Eier (Tafel 47, Figur 50), 24 + 16 mm, sind auf schmutziggelblichem Grunde mit rotbläulichgrauen Punkten und Strichelchen gezeichnet. Die Jungen werden mit Kerbtieren großgefüttert. Des leckeren Bratens halber wird sie viel geschossen und gefangen. Die Grauammer im Einzelkäfig zu halten hätte sehr wenig Sinn und Zweck, dagegen paßt sie, zumal sie sehr zahm wird und wegen ihrer sonderbaren Manieren vorzüglich in die Vogelstube. Ernährung mit Sämereien, wie bei der Goldammer. Preis 30—60 Pfennige.

Die Kappenammer.

Emberiza melanocephala, granativora; Fringilla crocea; Passerina melanocephala.

(Tafel 20, Figur 7.)

Königsammer, Ortolankönig, schwarzkäppiger und schwarzköpfiger Ammer.

Kopf glänzend schwarz; oberseits zimtrotbraun, mit schmalen, verwaschenen graulichen Endsäumen; Hals, Kehle und Unterseite hochgelb; Seiten rostrot gestrichelt; Flügel und Schwanz dunkelbraun, jede Feder heller gesäumt; Rücken rostrot, Bürzel graugelb, der große dicke Schnabel mit kleinem, länglichem Gaumenhöcker hornblau; Augen dunkelbraun, Füße fleischrötlich. Länge 18,5 cm, Flügelbreite 29 cm, Schwanz 8 cm. Das Weibchen ist oberseits graulich rostrot, Kehle weiß, unterseits weißlich rostfarben; die schwarze Kappe fehlt.

Heimat: Südosteuropa und ein Teil von Südwestasien, Griechenland und Dalmatien. Von ihrem Winteraufenthalt trifft sie im April in Istrien ein, von wo aus sie gelegentlich im Handel zu uns kommt; wandert im August wieder und zwar nach Persien und dem Südosten. Lockton und Gesang ammerartig, letzterer wird einfach, unermüdlich und etwas flötend vorgetragen, auch zur Nachtzeit. Ihre Brutstätten sind die Weinberge der Ebene oder mit Salbei und Stechdorn bestandene Hügel. Die geistige Begabung ist nicht sehr hoch, das Nest lüderlich, steht auf dem Boden oder in stachligem Gebüsch. Es enthält Mitte Mai fünf bis sieben Eier, 24 + 18 mm, auf bläulichgrünem Grunde mit aschgrauen, grünlichen oder rötlichgrauen Flecken gezeichnet. In Persien sind sie wegen ihrer Plünderung der Felder ärger gefürchtet als die Heuschrecken!

Dieser Vogel ist eine der schönsten Ammerarten, verliert aber in der Gefangenschaft die Farben, die sehr abblassen. Sie verlangt Zugabe von viel Ameisenpuppen und Mehlwürmern.

Die Finken. Fringillinae.

Der Schnabel ist gerade, kegelförmig, etwas lang und spitz, der Gaumen ohne Höcker, Unterkiefer nicht breiter als der Oberkiefer; die Nasenlöcher befinden sich am Schnabelgrunde, sind sehr klein, unregelmäßig oval, hinten von einem Hautrande umgeben und von Bartfedern bedeckt. Die Finken sind zierliche Vögel von wahrhaft schönem Körperbau, ihre Stirne ist höher als jene der Ammern, der Körper kürzer, die Flügel länger, der Schwanz mehr gabelförmig. Die meisten bauen kunstvollendete Nester. Die insektenfressenden Finken ätzen die Jungen durch einfaches Einstecken der Insekten — meist Raupen und Käfer, welchen die hornigen Flügeldecken, die Mundteile und die Füße abgebissen werden — in den aufgesperrten Schnabel; die samenfressenden Finken aber würgen den Jungen im Kropfe erweichten Futterbrei ein. Sowohl samen- wie insektenfressende Finken aber besitzen einen Kropf, zeitweise fressen sie alle auch Körner, welche stets enthülst und zerbissen werden. Der Flug ist bogenförmig. Sie sind teils Standvögel, teils Strich- und Wandervögel.

Die Gattung Fink, welche ein nicht stark zugespitzter Schnabel, spitze Flügel, ziemlich langer und tief ausgeschnittener Schwanz, kurze und schwächliche Füße kennzeichnet, vertritt in erster Linie unser

Buchfink oder Edelfink.

Fringilla coelebs, nobilis, hortensis; Passer spiza; Struthus coelebs.

(Tafel 21, Figur 6 und 7.)

Örtlich wird er auch Wald-, Garten-, Rot-, Sprott-, Spreu- und Schlagfink genannt.

Der Kopf oben und der Hals hinten bläulich aschfarbig, im Frühjahr und Sommer dunkel stahlblau, die Stirne fast schwarz; über den Flügeln zwei weiße Querstreifen; Kopfseiten und ganze Unterseite hellbraunrot, nur der Steiß weiß; Rücken rötlichbraun, Bürzel gelbgrün. Die Flügel sind schwarz. Der Schwanz ist ebenfalls schwarz, die beiden mittelsten Federn tief schiefergrau, die beiden äußersten mit einem ziemlich großen weißen Keilfleck. Der Schnabel ist im Herbste rötlichweiß, im Frühling schieferblau, das Auge dunkel nußbraun. Das Weibchen sieht dem Sperling nicht unähnlich, ist kleiner wie das Männchen, der Kopf, Hals und Oberrücken grünlich braungrau, nur am Halse schimmert etwas Aschgraues hervor; der ganze Unterleib ist schmutzig weiß, auf der Brust rötlichgrau. Die Jungen sehen der Mutter ähnlich, doch schimmert bei den Männchen schon das Rötliche an der Brust hervor. Spielarten, insbesondere Kakerlaken, kommen vor. Länge 15,5 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 1,7 cm.

Der Fink hat den lateinischen Namen coelebs (unbeweibt), weil ein großer Teil der Männchen bei uns über Winter bleibt, während die Weibchen zahlreicher davonziehen, er also ein zeitweises, freiwilliges Cölibat eingeht. Jedenfalls ziehen beide Geschlechter getrennt, wie wir an den nordischen sehen können, wohl ein Beweis mehr, daß bei solchen Vögeln von einer die Trennung während des Winters überdauernden Ehe nicht die Rede sein kann. Auch sind die Männchen auf ihren Plätzen im Frühjahr, ehe Weibchen zu sehen sind, welche durch den Schlag angelockt, sich schließlich zu ihnen finden. Der Fink ist demnach Stand- und Zugvogel.

Er und der Starmatz sind die volkstümlichsten Vögel. Mitten im meilenweiten dürren Kiefer- oder frischen Eichwalde, im Feldbusch, im Buchwalde, im kleinsten Garten, hoch im Gebirge und tief in der Ebene — überall ruft er uns seinen herrlichen Finkenschlag schon vom März an zu, er — der sprichwörtlich „vergnügte Fink". Der Finkenschlag ist bekannt genug, aber himmelweit voneinander verschieden; es giebt Finken, welche ihren Schlag saft- und kraftlos herleiern, andere wieder schmettern ihn mit entzückender Präzision. Der sprechende hell- und feurigklingende Schlag ist wohl jedermann bekannt; in Gottes freier Natur klingt er sehr anmutend, im Zimmer ist er fast zu schmetternd.

Aber dieser Schlag, der wie ein ritterlicher Kampfesruf klingt, hat seine begeisterten Verehrer,

namentlich in Thüringen, in Ruhla und Umgegend seit uralter Zeit. Ja, es wurde früher eine unglaubliche Leidenschaft für ihn an den Tag gelegt: ein Ruhlaer Messerschmied gab für einen meisterhaft schlagenden Buchfink eine Kuh hin, und 20, 30, sogar 36 Mark werden für solche Meisterschläger noch heute gezahlt.

Da die Leidenschaft für Finken jetzt aber doch abgenommen hat, meisterhafte Schläger auch ganz entschieden noch viel seltener geworden sind, als sie ehedem vorkamen, so lasse ich die Beschreibung des Finkenschlages aus „Lenz, gemeinnützige Naturgeschichte" hier folgen:

Die Stimme des Finken ist ein lautes Pink! (er finkt), oder ein gedehntes Jrrr! (er rückt) oder statt dessen in manchen Gegenden ein weniger angenehmes Uicht! (er pfeift), ferner überall ein ziemlich leises Jab! (er lockt). Der Gesang ist kurz und heißt Schlag; man kann ihn durch Buchstaben ausdrücken. Jeder Fink hat seinen bestimmten Schlag, zuweilen deren zwei bis vier und dann gewöhnlich alle kürzer, als wenn er einen einzigen schlägt. In jedem Frühjahr studiert der Fink seinen Schlag neu ein (er zirpt und schlägt im Zirpen), wobei er die Kehle mit allerlei nicht zum Schlage gehörenden zirpenden und schnurrenden Tönen übt. Laut schlägt er meist vom März bis im Juli. Jede Gegend hat ihre eigentümlichen Finkenschläge, deren Grenzen sich aber zuweilen ausbreiten oder zusammenziehen. Je länger und wohlklingender ein Schlag ist, desto höher wird er von Kennern geschätzt und jedenfalls wird verlangt, daß auch die letzten Silben voll und deutlich ausgeschlagen und niemals weggelassen werden; ein Vogel, der dies oft oder immer thut, heißt ein Stümper. Hängt der Fink, nachdem er durchgeschlagen, noch ein Tütt an, so hört man das gern, als wolle er damit „gut" sagen und sich selber loben. Im allgemeinen unterscheidet man (bei Schnepfenthal im Freien) folgende 19 Finkenschläge:

1. Den scharfen Weingesang, welcher auch, weil er in zwei Teile zerfällt, der gleiche scharfe genannt wird. Er lautet: Ziziziwillillilltih, dappldappldappl de weingihe.
2. Den schlechten Weingesang, ein sehr guter Schlag, welcher nur im Vergleich mit dem bessern „guten Weingesang" der schlechte heißt. Er klingt: Zizizizillillillillillihjibsjibsibsjiwihdre.
3. Das Kienöl: Zizizizizirrezwoifzwoifzwoifzoifihdre.
4. Das tolle Gutjahr: Tititititititetotototototozehpeuziah.
5. Das Harzer Gutjahr: Ziziwillwillwillfehpeuziah. (Auf dem Harz hat Lenz von diesem Schlage keine Spur gefunden.
6. Das gemeine Gutjahr: Ziziziwihewihewihezehpeuziah.
7. Den Reiter: Zizizizizizüllüllülljobjobjobjereitjah.
8. Den gemeinen Reitzug: Zizizizirrrrihtjobjobjobjobjervitihe.
9. Das grobe Würzgebühr: Ziziteuteuteutezellllljoteuzipiah.
10. Das ordinäre Würzgebühr: Zizizizizizülletscheutscheutscheuzipiah.
11. Das Werre: Zizizizeuzeuzeuwillillillwoifziah.
12. Das Klappscheid: Zizizizidisdisdisdisjibjibjibjibjahziah.
13. Die erste Putzschere: Zizizitollelelelzwoifzwoifzwoifzihe.
14. Die zweite Putzschere: Zizizizitoitoitwillwillzihe.
15. Die dritte Putzschere: Disdisdistritritriklapklapklapzihe.
16. Die vierte Putzschere: Zizizillillillilltototototozihe.
17. Der Thüringer Weida: Zizizirrihtjibj!bjibjiweidjeh.
18. Der krause Doppelte: Zizizizüllüllüllüllüllüllteufzziah. Er heißt nur doppelt, weil er der ersten Hälfte des Schmalkaldener Doppelschlages ähnlich ist.
19. Der Schmalkaldener Doppelschlag, auch der gemeine oder echte Doppelschlag genannt: Zizizizizizizizizizirrrreuzipia, totototototozissskutziah!

Die ersten zehn Schläge sind hübsch; das „Werre" aber ist gering, das „Klappscheid" taugt nichts und „die Putzscheren" erfüllen die Seele des Kenners mit Schaudern. Der echte „Doppelschlag" aber verdient als der beliebteste eine besondere Besprechung. Er hat in der Mitte einen deutlichen Absatz und verdankt seinen Ruhm nicht nur dem schönen Takt, den rein voneinander sich scheidenden Silben und dem glänzenden Schluß, sondern auch dem Umstand, daß jede seiner Hälften an Silbenmenge manchem andern guten Schlage gleichkommt. Wenn der Vogel ihn vorträgt, so erschüttert sich sein ganzer Körper; man möchte glauben, seine Kraft wäre schon beim ersten Teile erschöpft; aber er

richtet sich noch höher empor und schmettert den zweiten ebenso kraftvoll durch. Ich habe diesen Schlag im Freien früher überall im Thüringer Walde, oft in bedeutender Vollkommenheit oder auch kurz gezogen und dennoch gut gehört; jetzt sind die meisten Doppelschläger durch Wegfangen verschwunden. Voll und schön habe ich diesen Schlag auch südlich vom Thüringer Walde bis Bamberg, nördlich bis Naumburg, in den prachtvollen Eichenwäldern Holsteins, einzeln bei Hamburg, auf dem Harz und bei Kassel gefunden; nicht selten auch, aber in den Silben abweichend und unschön, bei Kuxhafen, Braunschweig, Lippstadt und Hagen in Westfalen; in letzterer Gegend fand ich überhaupt keine besonders guten Schläger. In Ruhla und dessen Umgebung ziehen manche Liebhaber den „guten Weingesang“ jedem andern Schlage vor. Er klingt ganz eigentümlich klingelnd und wird nirgends im Freien gehört. Von Tambach ostwärts über Ilmenau und Großbreitenbach hinaus hört man im Thüringer Walde oft einen kurzen, angenehm schwirrenden Gesang mit schöner Endung, der sich beim Vogel in der Stube noch weit länger dehnt und „Bräutigam“ heißt. Noch weiter östlich von hier sind Finken mit dem „Breitenbacher Reitzug“ heimisch, deren Schlag dem pipernden „Bräutigam“ ähnlich ist und die viel in der Stube gezogen werden. Im sächsischen Erzgebirge und in Böhmen giebt es auch zwei vortreffliche Schläge, den sehr schönen „Erzgebirger Reitzug“, dem Breitenbacher ähnlich und mit einem trefflichen Wirbel, und den „Zwickauer Rollweida“. Auf dem Harz unterscheidet man folgende Schläge: 1. Den „Reitervexir“, 2. den „kleinen Weida“, 3. den „großen Weida“, 4. den „Mittelweida“, 5. das „Weiziah“, 6. den „Schmalkalder Doppelschlag“, der aber im Harze sehr selten ist und dort „Deuzibigehr“ genannt wird, 7. das „Thüringer tolle Gutjahr“, hier „Deuzigage“ genannt, ein in Deutschland sehr verbreiteter Schlag, 8. das „Jachzia“, 9. das „Weizenbier“. Übrigens giebt es zahllose Bezeichnungen der verschiedenen Finkenschläge, welche je nach den Gegenden, nach den Ortschaften und selbst nach den einzelnen Finkenerziehern und -abrichtern willkürlich wechseln und deren weitere Aufzählung nur Verwirrung hervorrufen würde.

Man nennt den Finkenschlag grob, wenn die einzelnen Strophen langsam und in tiefer Tonlage vorgetragen werden, was der Kenner sehr hoch schätzt; kraus heißt der Schlag, wenn die Stimmen im hohen Tone und rasch erklingen. Zur Beurteilung des Finkenschlags gehört ein gründliches Studium, denn die Schläge sind nach ihrem Gehalt so verschieden, daß mancher Doppelschläger, z. B. wenn er nicht Takt hält, oft stümpert oder kurz schlägt, keinen Pfennig wert ist. Vor 30—40 Jahren war der Finkengesang im Thüringer Walde wirklich wunderbar; jetzt hört man im Freien kaum noch irgend einen guten Schläger. Seitdem reiche Leute in der Stadt Gotha und anderwärts die besten Finken wegzukaufen begonnen, sind die in Käfigen befindlichen guten Schläger verschwunden und im Freien wird jeder noch einigermaßen gut singende unbarmherzig zum Verkauf fortgefangen. Auch dadurch geschieht viel Schaden, daß zahlreiche Finkennester ausgenommen werden, um die Jungen in der Stube aufzuziehen; denn, da von jedem Nest höchstens nur ein Sänger, oft gar keiner einschlägt, so läßt man alle andern zu Grunde gehen. Überhaupt lernen nur wenige aus dem Nest aufgezogene Finken in der Gefangenschaft gut schlagen; deshalb sind gute Stubenfinken selten und auch trotz der fast völlig eingeschlafenen eigentlichen Finkenliebhaberei, noch immer kostbar. Eingefangene ältere Vögel sterben gewöhnlich, wenn sie schon zu nisten begonnen, und jüngere, die sich eingewöhnen, haben gewöhnlich noch keinen guten Schlag und lernen meist auch nicht mehr gut; daher die thüringer Redensart: „Der Fink ist ein ärgerlicher Vogel“. In der Schweiz, Tirol, Italien, Frankreich, Belgien habe ich lauter Finkenschläge vom geringsten Wert gehört. In Belgien sah ich die Finken in Menge in kleinen Käfigen, sämtlich blind gemacht; dabei sangen diese unglücklichen Vögel ganz erbärmlich. Auch im Harz wurden früher die Finken geblendet, weil man glaubte, ein solcher Vogel singe dann besser; heutzutage ist übrigens fast allenthalben diese Unsitte abgethan. Aber auch die Liebhaberei überhaupt hat in den letzten Jahrzehnten außerordentlich abgenommen. Während früher in den genannten Gegenden nicht selten Haus bei Haus ein Käfig mit solchem Vogel am Fenster hing und in manchen Ländern, z. B. Belgien, die eifrigsten Liebhaber mit ihren Finken sich umherschleppten und Zimmerleute, Maurer u. a. sie bei der Arbeit fortwährend neben sich hatten, während man sogenannte Finkenkonkurse ausschrieb und die besten Schläger mit ansehnlichen Prämien auszeichnete, findet man dergleichen heutzutage kaum, oder nur noch in beschränktem Maße.

Heutzutage sind Meisterschläger, wie sie Lenz noch kannte, fast ganz ausgestorben. Die Leidenschaft, jeden einzelnen guten Schläger wegzufangen, hat sie vernichtet, den Jungen fehlten die guten Vorbilder bald gänzlich.

Die Liebe zu den Weibchen, welche sich schon frühe bei den feurigen Hähnen regt, entflammt diese zu Wettgesängen und Wettkämpfen. Raufend steigen im Fluge die Eifersüchtigen voreinander in die Höhe und prallen laut gegeneinander. Dann leuchtet das prangende Frühlingskleid des Männchens vom bläulichen, gesträubten Scheitel her wie eine Stahlhaube. Aus dem Glanze der Augen unter der kriegerischen schwarzen Sturmbinde der Stirne spricht das Feuer seiner Seele, Liebes- und Kampfeslust sprechen gleich mächtig aus dem lebhaften Rotbraun der Kehle und Brust. Und glänzt nicht die helle Zierde der Noblesse von dem schneeweißen Spiegel der dunklen Flügel und dem grünbraunen Hauche seines Oberkleides uns entgegen? Unter diesem schmucken Kleide schlägt aber auch ein tüchtiges Herz voll ritterlichen Mutes und schallenden Gesanges. Die einfache, unscheinbare Edelfinkin aber ist die größte Künstlerin unter den heimischen Vögeln im Nestbau, denn keines unserer Vogelnester erreicht das des Edelfinken an Schönheit und an Akkuratesse. A. und K. Müller beschreiben die Bauausführung wie folgt:*)

„Es (das Edelfinkenweibchen) hat bereits in aller Stille einen breiten Ast des Baumes zum Nistplatze erwählt, dort drückt sich's in einer Verbreitung, welche zwei sich scheidende Äste mit einander bilden, mit Brust und Leib nieder auf eine bereits aufgetragene Lage Baustoffs, dabei die zitternden Flügelarme etwas seitwärts abgehalten. Die angefangene Grundlage des Baues bildet eine fingerdicke Moospartie, welche auf die Rinde der Äste aufgeklebt erscheint und bereits eine kleine Vertiefung sehen läßt. Die Stoffe sind nämlich mehr neben an den Ästen angeheftet, so daß die obere Wölbung derselben, also die Mitte der Nestgrundlage noch unbedeckt ist, ein Zeichen, daß der Vogel die Mitte der Astfläche als das natürliche Fundament seiner entstehenden Wohnung ansieht. Auf diesen angefangenen Ring filzt das Tierchen stetig Baustoff auf Baustoff, so daß allmählich um dessen Brust herum rund und glatt ein 2—3 cm hoher Rand entsteht, dabei biegt die Künstlerin den Hals über, um zwischen ihm und der Brust die jedesmal herzugetragenen Stoffe ringförmig anzuklemmen. So rückt sie im Kreise herum weiter, eine Lage an die andere zirkelförmig drückend, und auf diese Art wächst um sie höher und höher die äußere Wand des Nestes. Wir entdecken Moos, Flechten, Rindenstückchen, Halme, Gespinnste von Spinnen und Raupen, Tier- und Pflanzenwolle, Bast, Werg und Fäden an dem Gerüste. Das Schnäbelchen der emsigen Baumeisterin sehen wir bald hier, bald dort sich über den Rand biegen, um widerstrebende Stoffe in das Hauptgefüge einzufilzen, das Zusammenwirken erfolgt mit Hilfe von Spinnengewebe und dem Speichel des Vogels, indem er nach jedem Andruck mit Hals, Brust, Leib, Flügeln, Füßen und Schwanz bald die Schnabelspitze zum Verfilzen gebraucht, bald mit geöffneten Kiefern oder mit seitlicher Bewegung derselben die Stoffe zerwirkt und glättet. Das inzwischen entstandene äußere Nestgerüste ist jetzt 5—6 cm hoch angewachsen und erscheint an seinem oberen Rande etwas nach innen gewölbt, in der Form der Schale einer tiefen Kaffeetasse vergleichbar. Bemerkenswert ist die auffallende Ähnlichkeit der äußeren Nestbekleidung mit dem Überzug der Äste des Nistbaumes, weil Frau Finkin zu ihrem Bau ganz gleiche oder ähnliche Stoffe zur äußeren Bekleidung anwendet. Dieselben oder täuschend ähnliche Moose und Flechten, wie der Ast, worauf es steht, erblicken wir auch an der äußeren Wand des Nestes, das einem faustdicken Knorren des Baumes gleicht. Nach Vollendung dieses äußeren Gebildes geht das Finkenweibchen an die Auspolsterung des Innern. Dies wird zuerst mit einer Lage Wolle oder Moos hergestellt, auf welche eine Auskleidung von horizontal im Kreise gewundenen Pferdehaaren und feinen Federn so zierlich und regelmäßig erfolgt, wie es wohlgefälliger nicht gedacht werden kann. Jedes Haar und jede Feder wird aufs sorgfältigste durch den Schnabel gezogen, um sodann mittelst der Schnabelspitze in die Rundung der Nestwand angelehnt und eingefügt zu werden. Haar an Haar reiht sich in regelmäßigen Bogen aneinander, und jede Feder steht mit ihrer Fahne meist nach oben oder neben, während die Kielchen in der Regel nach unten oder seitwärts sorgsam mit ihren Spitzen eingefilzt und mit Haaren, Fädchen oder Hälmchen haltbar über-

*) Tiere der Heimat. — Deutschlands Säugetiere und Vögel. Kassel und Berlin, Th. Fischer.

zogen werden; dem oberen, leis übergebogenen Rand giebt der Vogel sehr säuberlich und glatt einen Flechtenüberzug, den er mit Spinngeweben und seinem Speichel zerwirkt und aufklebt und über die obere Lage der Pferdehaare und Halme verfilzend zieht. Meist ununterbrochen jeden Vormittag und auch manche Stunde des Nachmittags beschäftigt sich der Vogel mit dem Bau seiner Kunstwohnung, bis diese elegant und wohlgerundet mit dem achten Tage vollendet ist. Behaglich giebt sich der Vogel dem Baugeschäft hin, während ihn der Hahn von benachbarten Zweigen mit seinem schmetternden Gesange des „Bräutigams", „Reiterzugs" und anderer berühmter Edelfinkenweisen aufs Angenehmste unterhält."

Die fünf Eier, 18 + 14 mm, zeigen auf bläulichem, rötlich marmoriertem Grunde dunkelbraune Brandflecke und Punkte (Tafel 47, Figur 37). Die Jungen verschwinden sehr bald aus der Nähe der Eltern und zerstreuen sich, zumal der Fink überhaupt wenig Geselligkeit verrät und sich mit seinesgleichen wie mit anderen Vögeln schlecht verträgt.

Im Winter geht es dem Fink oft gar nicht gut und er ist schwer zu füttern, da er schüchtern und mit hängenden Flügeln hinter den Sperlingen und Ammern dreintrippelt und in der Regel nichts mehr findet, wenn er sich heranwagt; er ist überhaupt von der Witterung sehr beeinflußt und so vergnügt er im sonnigen Frühling, so verzagt ist er zur unwirtlichen Zeit und scheu dazu, so daß es schwer ist, ihn zu unterstützen.

Im Frühjahr und während der Brutzeit lebt er meist von allerhand kleinen Raupen und Insekten, die auch den Jungen zum Futter dienen; die übrige Zeit von Sämereien, unter denen er öligen den Vorzug giebt; — besonders pickt er die kleinen Raupen aus den Knospen der Obstbäume, so daß er schon verdächtigt wurde, diese aus Mutwillen zu zerstören; auch Beeren geht er nach. Er fliegt schnell und gewandt, wie man bei den häufigen Kämpfen der Männchen beobachten kann. Thut der Fink irgendwelchen Schaden durch Raub an nutzbaren Sämereien, so nimmt er auch viel Unkrautsamen und nützt durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten.

Der Fang des Buchfinken ist nicht schwierig; er wird im Winter meist mit Fußschlingen, dem Zugnetz oder einem mit einer Zugvorrichtung versehenen Siebe 2c., mit dem Meisenkasten oder mit Leimruten, im Frühjahr in der Regel mit dem Lockvogel — Stechfinken — ausgeübt; die eingefangenen Finken gehen auch, wenn sie sich nicht schon gepaart haben, in der Regel leicht ans Futter und halten sich bei einfachem Körnerfutter — Sommerrübsamen, etwas Kanariensamen, Hafer, Mohn, wenig Hanf längere Jahre lang im Käfig, ein sorgsamer Pfleger wird ihm aber auch frische Ameisenpuppen im Frühjahr und Sommer, im Winter öfter einen Mehlwurm gewiß nicht versagen. Die jungen Buchfinken — man wähle nur die leicht erkennbaren Männchen der ersten Brut und lasse die Weibchen, wie überhaupt die Jungen der zweiten Brut, welche vorwiegend aus Weibchen besteht, im Neste — werden wie junge Kanarien, oder auch mit altbackenem Weißbrot, in Milch getaucht, Mohn und Ameiseneiern großgefüttert und später allmählich an das oben erwähnte, zunächst eingeweichte Körnerfutter gewöhnt. Sie müssen zu einem guten Vorschläger entweder der eignen Art, oder fremder Arten, wie Harzer Kanarien, Nachtigallen und Sprosser hingehangen und können dann zu guten Sängern werden. Auch der eingefangene einjährige Vogel, welcher sich noch im Frühjahre durch eine graue — nicht schwarze — Stirn kennzeichnet, lernt in der Gefangenschaft unter Anleitung eines tüchtigen Meisters noch viel.

Der Bergfink.

Fringilla montifringilla, lulensis, flammea; Struthus montifringilla.

(Tafel 21, Figur 8 und 9.)

Wald-, Winter-, Goldfink, Tannenfink, Quätschfink, Böhmer, Böhammer, Zetscher, Gagepper, Mohrl.

Kopf, Nacken, Mantel und Halsseiten sind glänzend schwarz; Kehle, Brust und Bauchseiten bräunlichrot, letztere mit schwärzlichen Längsflecken, Flügel schwarzbraun mit zwei weißen Querbinden, die unteren Flügeldeckfedern schwefelgelb, Hinterrücken und Unterkörper weiß, der gabelförmige Schwanz schwarz, der Schnabel wachsgelb, im Sommer bläulichschwarz, Augen dunkelbraun, Füße lichtgelblichbraun. Im Herbst ist das Männchen durch die helleren Feder-

säume auf Kopf, Nacken und Rücken bunter. Länge 15,5 cm, Flugbreite 26 cm, Schwanz 5,5 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,2 cm. In der Gefangenschaft werden die Männchen nach einigen Jahren an den oberen Teilen glänzend schwarz. Das etwas kleinere Weibchen ist weniger lebhaft gefärbt, mehr graubraun. Die Jungen sehen den Weibchen sehr ähnlich.

Die Heimat des Bergfink ist Nordeuropa und Nordasien, er kommt nur im Herbst und Winter scharenweise zu uns. Er wohnt und nistet in dem Birken- und Nadelholzgestrüpp des hohen Norden in großer Menge, wo die dem unseres Finken ähnlichen Nester im Mai fünf Eier enthalten, welche die alle Finkeneier charakterisierenden Brandflecke auf grünlichbläulichem Grunde haben, Größe 20 + 15 mm (Tafel 47, Figur 38). Er macht nur eine Brut. Im Wesen ist er als Einzelwesen noch viel zänkischer als der Edelfink, dabei aber doch ungemein gesellschaftlich. Ihre oft sehr großen Züge übernachten bei uns im Walde, besonders im Tannenwald, aber auch, wenn die Buchecken gut geraten, im Buchenwalde, auf den höchsten Zweigen der Bäume, oft hunderte, manchmal in die Tausend auf einem Baum. Sie werden dann vielfach in großen Mengen geschossen, denn ihr Fleisch ist ganz ausgezeichnet. Der Lockton ist ein weittönendes, gezogenes „quäck", die gewöhnliche Stimme ein schnelles „jäckjäckjäck". Der Gesang ist abscheulich ein leises Zirpen und unartikuliertes lautes Schreien. In der Gefangenschaft wird er deshalb wenig gehalten. Verpflegung gleich der des Edelfinken.

Der Schneefink.

Fringilla nivalis, saxatilis; Montifringilla nivalis, glacialis; Plectrophanes fringilloides.

(Tafel 21, Figur 10.)

Steinfink. Die gleichartige Befiederung beider Geschlechter, die langen Flügel, der spornartige gekrümmte Nagel der Hinterzehe unterscheiden ihn von den beiden vorgenannten Edelfinken und rechtfertigen die Aufstellung einer eigenen Gruppe: Stein- oder Alpenfink, von welcher aber Europa nur die eine Art hat. Oberkopf, Nacken und Seiten des Halses sind manchmal licht-, manchmal dunkelaschgrau, offenbar durch das Alter, vielleicht auch durch die Jahreszeit unterschieden, die Mantelfedern kaffeebraun, die Bürzelfedern in der Mitte schwarz, weißlich oder bräunlich gewellt, seitlich weiß, Kehle und Gurgel schwarz, Brustseiten und Weichen gelblichaschgrau, der untere Körper grauweiß, die Schwungfedern teils weiß, teils braun, teils ganz schwarz, die Schwanzfedern weiß mit schwarzem Saum, die Füße schwarz. Im Winter ist die Kehle weißlichgrau, oft noch schwärzlich gefleckt, und sonst alle dunklen Farben durch lichtere Federränder teilweise verdeckt. Länge 20 cm, Flugbreite 36 cm, Schwanzlänge 8 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Läufe 2 cm. Das Gefieder ist sehr flaumhaltig und warm, so daß der Vogel wohl allen denkbaren Kältegraden trotzen kann.

Ein eigener Reiz umgiebt die Welt der Alpen und was ihr angehört, er verklärt auch den lieblichen, aber doch so einfach-bescheidenen Schneefinken. Dieses hübsche, muntere, zutrauliche Tierchen, etwas größer wie unser Buchfink, ist der einzige kleine Vogel, der neben den Stein- und Schneekrähen und dem Schneehuhn die höchsten Gebirgsregionen bewohnt und den größten Teil des Jahres zwischen Eis und Schnee verbringt, selten nur in die mittleren Teile des Hochgebirges geht, und weiter unten, sowie im Tieflande kaum bekannt ist. Kommt er in recht strengen Wintern doch mit dem Bergfinken sogar in die norddeutsche Tiefebene, so sind das Schneefinken aus dem hohen Norden, denn der Schneefink bewohnt die Nähe der Eisfelder aller Alpengebirge der alten Welt. Seine liebsten Aufenthaltsorte sind steile Felsenkämme. Hier baut das Weibchen gewöhnlich in einer hohen und unzugänglichen Felsenritze aus feinen Halmen ein dichtes und großes Nest und füttert es sorglich mit Wolle, Pferdehaaren, Schneehühnerfedern u. dergl. aus, wobei es vom Männchen unterstützt wird, und legt dann Ende April oder Anfang Mai, je nachdem es die Witterung erlaubt, sechs schneeweiße Eier, 20 + 15 mm groß. Die Jungen werden von den Alten zuerst mit Larven, Spinnen und Würmchen genährt und ängstlich bewacht. Nimmt man die Jungen weg, so klagen die Eltern in jammervollen Zieptönen. Sowie die Jungen groß geworden, nähren sie sich überwiegend von kleineren Sämereien, fressen aber im Sommer stets gerne Insekten, besonders Käfer. Haben die Alten wegen späten Frostes und Schneefalls tiefer in der oberen Alpenregion gebrütet, so fliegt später die ganze Familie dem Schnee nach. Im hohen Winter verlassen sie ohne Zweifel die höheren Alpen und streichen gern in muntern, geschlossenen Scharen den unteren Bergen zu, zuweilen kommt dann auch ein Schwarm auf einzelne Tage bis in das Vorland (Ebene). Im Sommer dagegen sieht man sie meist paarweise an den Felsen-

köpfen, sie vereinigen sich aber am Spät-Nachmittag zu kleinen Schwärmen. Da geht es dann lustig zu! Die Männchen singen unbedeutend, zwitschernd, in dieser Einsamkeit da oben aber erscheint dieser Sang sehr schön. Die weißlich aussehenden Scharen fliegen dann plötzlich, wie auf Kommando, hoch in die Luft, tummeln sich lustig herum, dann trippeln sie wieder schreitend und hüpfend auf der Erde, wie die Edelfinken. Wo dort oben Saum- und Fahrwege sind, suchen sie in großer Gesellschaft aus dem Miste der Rosse und Maultiere die unverdauten Haferkörner oder den aus den Säcken gefallenen Reis. Auf dem St. Bernhardshospiz fliegen sie im Thorgang und weit in die Gänge hinein, aus und ein, und hier hatte ich meine mehrjährigen Stubenfreunde gefangen, indem ich vier der kecken Kerlchen in ein Zimmer lockte und dann die Thüre zuwarf. Die trefflichen Mönche durften nichts von meinem Fange wissen, der mein ornithologisches Herz hoch schlagen ließ! Übrigens stehen auch fast alle oder wohl überhaupt alle Senner auf dem innigsten Freundschaftsfuß mit diesen Genossen ihrer Einsamkeit, zutraulich hüpft der Fink in ihren Blockhäusern aus und ein und findet stets darin willkommenes Futter. Die „Finanzer" (Grenzjäger) dagegen schießen sie oft und braten sie. Die Lockstimme ist „toi, toi", dann hell, durchdringend „kip, kip", im Fliegen rufen sie leise und wohllautend „jüp, jüp!"

Meine vier Gefangenen brachte ich jeden einzeln in einem Leinwandsäckchen nach vielstündiger Wanderung zu Thale. Sie hatten alle viere, drei Männchen und ein Weibchen, im Säckchen gefressen! Ich kaufte sofort einen Käfig, doch die Finken waren so wild und unbändig, daß ich schleunigst „Tuch"-käfige, auf Quadratrahmen gespanntes Leinentuch, konstruierte und jeden einzeln hineinsetzte. Da konnte er vorerst toben. Ich fütterte Heuschrecken, Motten, frische Ameisenpuppen, Käferchen, Hanf und Hafer. Gefressen wurde tüchtig. Nach einigen Tagen ersetzte ich eine Tuchseite durch Fliegengitter, dann ebenso eine zweite, nach zwei Wochen saßen, hüpften und flogen alle vier fidel im Gesellschaftskäfig und auf der Heimreise, drei Wochen nach dem Fange, benahmen sie sich sehr vernünftig im Transportkäfige und waren das Entzücken der Reisegefährten, nachdem ich diesen die Herkunft dieser Beleber der Eis- und Schneeregion erklärt. Zu Hause blieben sie munter, bis zum Winter. Hier starb in der Stube bei 15° R. das Weibchen. Ich setzte meine übrigen drei Hähne, die ebenfalls trauerten, sofort in eine überhaupt nicht heizbare Garderobe an das gegen Osten gehende Fenster, öffnete die Käfigthüre und gab freien Zimmerflug. Täglich fror Wochen hindurch das Badewasser ein, aber kreuzfidel und voll Sangeslust waren meine Schneefinken. Sie fraßen und badeten in ihrem Hause, schliefen aber unauffindbar versteckt oben auf den Schränken hinter Schachteln und Kistchen. Zahm wurden sie wie Gimpel, trug ich morgens das Futter hinein, so kamen sie auf Kopf und Arm geflogen und fraßen aus der Hand. Mehlwürmer fütterte ich nur aus der Hand, noch leidenschaftlicher erpicht waren sie auf Mehlkäfer. Im nächsten Jahre legte ich eine Vogelstube an. In derselben lebten zwei Schneefinken noch drei, der letzte fünf Jahre. Ungemein verträglich, stets sauber und adrett im Gefieder, voll liebenswürdiger Vertrauensseligkeit sind sie ganz entzückende Stubengenossen. Der Gesang ist gar nichts wert, nur das Bewußtsein, den „höchsten Sänger" Europas zu hören, verleiht ihm großes Interesse. Er gleicht dem des Bergfinken in fataler Weise. Die Gewohnheit des versteckten Schlafens behielten sie in der Vogelstube bei, sie vertrieben die Blaumeisen aus dem Starenkasten und übernachteten stes in diesem.

Die Sperlinge. Passer.

Die Sperlinge haben ganz die Gestalt der Edelfinken, nur sind sie plumper und ihre kurzen Füße etwas dicker. Der Schwanz ist an der Spitze gerader. Ihre Nahrung besteht in Getreidekörnern, Samen verschiedener Art, Insekten, Würmern u. dergl. Sie nisten unter Dächern, in Mauerlöchern, Starkobeln, seltener frei auf Bäumen. Der Schnabel ist gerade, kegelförmig, dick und sehr stark; beide Kinnladen fast gleich stark, die obere auf dem Rücken etwas flach, an den Mundkanten stark eingezogen und vor der Spitze mit einem schwachen Einschnitt versehen.

Der Haussperling.

Fringilla domestica; Passer domesticus, indicus; Pyrgita domestica.
(Tafel 21, Figur 11 und 12.)

Der Kopf ist oben grau, Kehle und Gurgel schwarz, von den Augen an den Seiten des Halses hinab ein dunkelrostroter breiter Streif. Der Oberrücken ist an den innern Federfahnen schwarz, an den äußern rostbraun, der Bauch schmutzigweiß. Im Herbste, kurz nach der Mauser, erscheint das Männchen durch lichte Säume an allen Federn sehr verändert. Die Weibchen sind noch einfacher gefärbt, ihnen fehlt die schwarze Kehle. Die Jungen gleichen den Weibchen. Augen braun, Schnabel schwarz, Füße gelbbräunlich. Varietäten sind bei diesem gemeinen, allen Kulturverhältnissen sich anpassenden Vogel sehr häufig. In südlichen Klimaten ändert er ganz bedeutend ab, weshalb wir den Sperling Italiens und Spaniens eigens nachstehend aufführen Länge 15,8 cm, Flugbreite 24,5 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1 cm, Lauf 1,6 cm.

„Ein Städtchen ohne Sperlinge macht einen so traurigen Eindruck wie ein Haus ohne Kinder, und viele Spatzen in einer Ortschaft sind ein Beweis ihres Wohlstandes, denn wo es wenig zu brocken giebt, da giebt es auch wenig zu betteln.“ (M' Gillivray.) Die Heimat des Sperlings ist die menschliche Ansiedelung, ganz gleichgiltig wo, nur etwa in ganz vereinzelten, tief im Walde gelegenen Niederlassungen, wie Forsthäusern, wird man ihn vielleicht vermissen und zwar weil er nicht wandert, also solche Stellen noch nicht entdeckt hat, andernfalls würde er sicher Quartier genommen haben. Wie seine Verbreitung demnach ganz unbeschränkt ist, zumal er ja auch nach Amerika und Australien importiert wurde, was dort drüben schon längst Bedauern erweckt, so ist auch seine Nahrung alles das, was er verschlingen und verdauen kann; der intime Umgang mit dem Menschen hat ihn vielseitig gemacht und seinen Geschmack geläutert; wo und wie er nistet, ist im allgemeinen Teil (Seite XIX) erörtert; wo er eben ein- oder ausschlüpfen kann und gesichert scheint, thut er es und behauptet hartnäckig seinen Stand; — die Jungen suchen sich allgemeine Schlafplätze aus, entweder in dichten Bäumen, oder noch lieber, besonders wo sie Eulen zu fürchten haben, im dichten Geranke, wozu ihnen der sogenannte wilde Wein (Hedera quinquefolia) wie gemacht scheint; wohl eine Stunde lang, ehe sie endlich einschlafen, charakterisiert ein bedeutender Lärm solche Schlafstätten; alle schreien und zetern durcheinander, einer stößt den andern von seinem Standpunkte, kurz — schon diese Eigenschaft allein macht seine Gesellschaft nicht gerade angenehm. Trefflich fürwahr schildert mit diesen Worten v. Riesenthal unsern Spatz! — Seine einfache Stimme entspricht seiner Außenseite; sein „schilp dilp zwillich“ sind Ausdrücke einer gewissen Beschaulichkeit, wenn er auf der Dachrinne oder sonst wo sitzend, seine Beobachtungen macht; stimmt ihm etwas nicht recht, so heißt es „trrr — tertertrrtrrer“ schnarrend und eindringlich; tanzt er aber verliebt ums Weibchen mit ausgebreitetem, aufrechtem Schwanz, hängenden, zitternden Flügeln und verhimmeltem, nach oben gerichtetem Gesicht, so klingt es feurig wie „schilk schilk delm schilk dell derr“ u. s. w. Das Weibchen nimmt diese Äußerungen nicht immer gleich gut auf; paßt es ihm nicht, so fährt es auf ihn ein und zaust ihn ganz gehörig, was aber seine Begeisterung nur noch steigert, da er seine Werbungen keineswegs einstellt.

Er brütet manchmal schon im März, seine fünf, meist grau und bräunlich wolkigen oder gefleckten und punktierten, verhältnismäßig großen, außerordentlich abweichenden Eier (Tafel 47, Figur 39), durchschnittlich 23 + 16 mm groß, werden vom Weibchen und Männchen abwechselnd ausgebrütet und zwar jährlich dreimal. Die Jungen werden mit Insektenkost aufgefüttert, später auch mit weichem Abfall aus der Küche. Der Spatz vertilgt überhaupt viel Insekten und stellt den Maikäfern sehr nach, die er so lange herumstaucht, bis sie die harten Teile verloren haben. Ferner besucht er die Getreide-, Hirse- und Erbsenfelder, pickt die Mohnköpfe auf, stiehlt Kirschen, hackt die Weintrauben an, ist im Geflügelhofe ein unleidlicher Futterdieb, lebt eben ganz nach der Saison und bettelt oder stiehlt sich endlich, oft mit großer Frechheit, durch den Winter.

Macht er sich hiedurch unliebsam, so gehört er andererseits für den Beobachter zu den interessantesten und, neben unseren hochbegabten Krähen, klügsten und verschlagensten Vögeln. Mit beispielloser Kombination bemerkt er sofort alles Verfängliche und hält sich trotz Hunger von jedem fern, was ihm bedenklich scheint, bis er dahinter gekommen ist, worauf er alsdann mit derselben Gemütsruhe auf der Scheuche schilpt, wie er zwischen den Papierflattern die eben aufkeimenden Erbsen, zum Verdrusse der

Hausfrau, wie einen angenehmen Salat schmaust; — man muß ihm daher immer neue Schreckbilder vorführen, um ihn abzuhalten. Nie geht ein alter, geriebener Spatz in den Meisenkasten, selbst die mit Vogelleim bestrichenen Ährenstiele weiß er zu würdigen, besonders wenn sich eine einfältige Ammer vor seinen Augen gefangen hat, — er beherrscht eben die Situation und kennt seine Leute ganz genau.

Wägt man die Licht- und Schattenseiten dem Vorstehenden gemäß ab, so können sie sich wohl ausgleichen und es würde, wo der Spatz nicht überhand genommen hat, seine Duldung immerhin zu rechtfertigen sein; der Schwerpunkt zu seiner Beurteilung liegt aber noch darin, daß er viele andere, weit nützlichere Vögel systematisch aus unserer Nähe verdrängt. Die Fensterschwalbe kommt, wo er zahlreich da ist, gar nicht mehr neben ihm auf, die Stare belästigt er unablässig und die lieblichen Hausrotschwänzchen werden immer seltener, strichweise gänzlich von ihm verdrängt. Man möge also den Sperling in einigen Paaren wohl dulden, verringere ihn aber konsequent auf das unschädliche Maß, was am besten durch das Wegnehmen der Jungen, bevor sie ausfliegen, zu bewerkstelligen ist; sie geben gebraten ein ganz vortreffliches Frühstück ab.

Der Sperling hat natürlich viele Namen; die verbreitetsten sind: Hof-, Rauch-, Kornsperling, Sparling, Sperk, Sparr, Sperr, Spatz, Dieb, Lüning, Leps, Hausfink, Mistfink. In der Gefangenschaft wird er, jung aufgezogen, sehr zahm, hat aber sonst keinen Zweck.

Interessant ist das Schutzmittel gegen des Sperlings Raubzüge, welches Naumann angiebt: Macht man über die zu schützende Fläche ein System von Fäden auf schwanken Pfählen und mit klappernden Dingen behängt und verbindet es so mit einer Zugschnur, daß man das ganze System in eine rasselnde Bewegung versetzen kann, so ist das ein sehr wirksames Mittel. Läßt man viele solcher Zugschnüre in ein Wächterhäuschen zusammenlaufen, das eine dazu aufgestellte Person inne hat, so kann diese mit leichter Mühe von einer sehr großen Fläche die lästigen Fresser fernhalten. An Weinbergen, Ölsaatfeldern 2c. würde sich die Anlage solcher Wachtposten wohl lohnen.

Der italienische Sperling.

Passer italiae, cisalpinus; Fringilla italiae.

Rotkopfsperling. Er unterscheidet sich durch einfarbigen, rostroten Oberkopf und Nacken, schwarzen, mit breiteren, gräulichen Endsäumen gezierten Kropfschild, einen schmalen weißen Strich über dem Zügel und gräulichbraune Bürzel- und Oberschwanzdeckfedern. Im übrigen, auch im Wesen und Lebensgewohnheiten ist er der gemeine Spatz.

Der spanische Sperling.

Passer hispaniolensis, salicarius; Fringilla hispaniolensis.

Im Gegensatz zum vorigen ist er ohne Zweifel eine selbständige Art. Er wird vielfach auch Halsband-, Weiden-, Sumpfsperling genannt.

In Größe und Gestalt stimmt er genau mit dem Spatz überein, in der Färbung wie in der Lebensweise aber weicht er sehr von ihm ab. Brehm schildert ihn wie folgt: „Die Oberseite des Kopfes, Schläfe und Nacken sind kastanienrotbraun, die Zügel und eine schmale Linie unter den Augen, Mantel und Schultern schwarz, die Federn hier durch schmale gräuliche Endsäume geziert, einem aufgelösten, in schwarze Perlen zerfließenden Halsbande vergleichbar, die übrigen Unterteile und die unteren Flügeldecken gelblich fahlweiß, seitlich mit breiten schwarzen Schaftstrichen gezeichnet, die Schwingen dunkelbraun, außen schmal, die Armschwingen breiter fahl rostbraun gesäumt, die Oberflügeldecken lebhaft rotbraun, die größten an der Wurzel schwarz, übrigens weiß, wodurch eine leuchtende Querbinde entsteht, die Schwanzfedern dunkelbraun, außen schmal fahl gesäumt. Der Augenring ist erdbraun, der Schnabel hornschwarz, im Winter licht hornfarben, der Fuß bräunlich. Das Weibchen ähnelt dem des Haussperlings, ist aber bedeutend heller, unterseits gelblichweiß, zeigt auf der Kehle einen verwaschenen, schwärzlichgrauen Flecken und auf Brust und Seiten undeutliche, schmale dunkle Längsstriche."

In Europa bewohnt er Spanien, seine Verbreitung ist dann hauptsächlich in ganz Nordafrika, auf den kanarischen Inseln ist er eine Landplage. Er will vom Menschen nichts wissen, baut

nicht oder nur selten an Gebäuden, dagegen mit Vorliebe auf Palmen und lebt wie ein echter Feldsperling. Das Nest baut er ebenso liederlich wie unser Spatz, die Eier sind von denen des Haussperlings nicht zu unterscheiden.

Der Feldsperling.

Passer montanus, campestris; Fringilla montana; Pyrgita montana.

(Tafel 21, Figur 13.)

Ringelsperling, Baum-, Weiden-, Rot-, Bergsperling.

Der Oberkopf und Nacken lebhaft rotbraun, auf den Wangen je ein schwarzer Fleck; Kopfseiten weiß, um den Hals ein weißer Streifen, sonst dem Haussperling fast gleich, doch etwas kleiner. Länge 14 cm, Breite 20,5 cm, Schwanzlänge 5,5 cm.

Wo beide Sperlinge nebeneinander vorkommen, sieht man Exemplare, die so ineinander übergehen, daß man eine Vermischung beider annehmen möchte. Der Feldsperling meidet die menschlichen Wohnungen und hält sich mehr in Laubholzungen, besonders in Kopfweiden auf, wo er sehr gern, ganz wie der vorige, brütet. Die Eier sind etwas kleiner, 19 + 14 mm (Tafel 47, Figur 40). Er verhält sich zum Hausspatz wie der einfältige Dörfler zum geriebenen Städter und wird dem Menschen weniger lästig; im übrigen lebt er und treibt er es wie der Spatz.

Der Steinsperling.

Passer petronius, sylvestris; Fringilla petronia; Pyrgita petronia.

(Tafel 21, Figur 14.)

Wilder Sperling, Bergsperling, Steinfink, Steinspatz.

Oberkopf bräunlichgrau, Oberseite lichtbräunlichgrau, dunkelbraun und weißgelblich geschaftet; Wangen gelbgrau mit schmutzigem Augenstreif, der bis zum Nacken hinabreicht; Unterseite bräunlichweiß, Bürzel graubraun, Kehle und Halsseiten lichtgrau, an der Oberkehle ein lichtgelber Fleck; Flügel graubraun mit zwei lichten Querbinden; Schwanz braun mit einem runden weißen Fleck an der Innenfahne, Schnabel horngrau; Augen hellbraun, Füße graugelb. Länge 16 cm, Flügelbreite 30 cm, Schwanz 5 cm. Weibchen wenig kleiner, mit kleinerem, gelblichweißen Kehlfleck. Die Jungen gleichen dem Weibchen, der Kehlfleck fehlt aber. Die Eier, fünf bis sechs an der Zahl, 21 + 15 mm, sind auf grauem Grunde asch- und tiefgrau gefleckt und gestrichelt. Die Brut erfolgt bei uns erst im Mai.

Der Steinsperling ist in Mittel- und Südeuropa, Afrika und Asien heimisch. Sein Aufenthalt sind nur die hohen Gebirge, an kahlen Felsen, aber immer gleich seinen Verwandten in der Nähe von Getreidefeldern. In den Spalten der Felsen ist auch sein liederlich angelegtes Nest zu finden, dem des Haussperlings ähnelnd. In seinen Eigentümlichkeiten, Lebensweise und Nahrung gleicht er dem Haussperling; doch ist er scheuer und vorsichtiger. Der Lockton lautet „güib", der „Gesang" ist unschön, ein gehacktes Zwitschern. In seiner Beweglichkeit, dem pfeilschnellen Flug und dem Schweben vor dem Niedersetzen unterscheidet er sich vorteilhaft vor dem Spatzen; er ist sodann außerordentlich menschenscheu. Mit anderen Vögeln erscheint er in der Gefangenschaft verträglich, in der Freiheit verfolgt er Eulen mit wütendem „Errr, Errr" und balgt sich unter seinesgleichen wie der Spatz. Er wird sehr zahm und ist wie der Buchfink zu verpflegen. In Deutschland ist er selten, bekannt ist seine Niederlassung auf der Lobedaburg bei Jena; in Spanien wird er zu Hunderten auf den Markt gebracht für Küchenzwecke. Man fängt ihn dort mit einer Eule als Lockvogel in Netzen; ihn mit der Flinte zu erlegen, ist bei seiner Klugheit und Vorsicht kaum möglich.

Die Hänflinge. Linaria. (Acanthis.)

Der Schnabel ist gerade, kegelförmig, spitz, dick und stark, an den Seiten kaum merklich gedrückt, die Mundkanten schwach eingezogen. Die Nasenlöcher liegen dicht am Schnabelgrunde, sind sehr klein, unregelmäßig rund und punktförmig, die hintere Hälfte mit einer flachen, weichen Haut umgeben und mit vorwärtsliegenden Federn ganz bedeckt. Der Kopf ist etwas rund und nicht groß, die Augen klein, die Flügel ziemlich groß, der Schwanz aber ist etwas kurz, breit und gabelförmig. Sie haben kurze schwache Füße. Sie nähren sich von allerlei Samen; das Nest setzen sie in Hecken oder buschähnliche kleine Bäumchen. Die Jungen füttern sie aus dem Kropfe teils mit geschälten und erweichten, teils mit grünen Sämereien auf.

Der Hänfling.

Fringilla cannabina und linota; Linaria cannabina; Acanthis cannabina.

(Tafel 22, Figur 1 und 2.)

Blut-, Rot-, Braun-, Gelb-, Grau-, Weiß-, Mehl- und Krauthänfling, Flachsfink, Rotbrüster, Hanfling, Hanfvogel, Hanffink, Hamperling, Hanfer, Hanfmeise, Hanifl, Hannöfferl, Stockfinke.

Das Gefieder dieses Vogels ist je nach dem Alter sehr verschieden. Das dreijährige Männchen ist auf der Stirn und in der Augengegend bräunlichweiß; Scheitel prachtvoll karminrot; hintere Kopfseiten und Hals aschgrau; Hinterrücken und Schultern zimtbraun, jede Feder dunkler geschaftet und lichter gekantet; Unterrücken weißbräunlich; Bürzel schmutzigweiß, Kehle weißlich graubraun, Oberbrust lebhaft karminrot; Brustmitte, Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß; die schwarzen Handschwingen außen und innen rein weiß, an der Spitze lichtbräunlich; die schwarzbraunen Armschwingen lichter und breiter, hellzimtfarbig gesäumt; Schwanzfedern schwarz, die beiden mittelsten lichtbraun gesäumt, auf beiden Seiten weiß gekantet; Oberschwanzdeckfedern schwarz, mit weißen Säumen; Schnabel bleigrau, Augen dunkelbraun, Füße rötlichgrau. Länge 13,5 cm, Flügelbreite 24 cm, der gabelförmige Schwanz 5,5 cm.

Grauhänflinge sind einjährige Vögel, ohne rote Brust und Scheitel. Nach der zweiten Mauser sind die Stirnfedern aschgrau, am Grunde blutrot gepunktet, die rote Brust wird durch große, gelblichweiße Federränder verdeckt; diese werden Steinhänflinge genannt. Je älter diese Vögel werden, desto mehr Rot bekommen sie am Kopfe. Beim Weibchen ist die Oberseite bräunlichgrau; Hals, Oberbrust und Seiten gelblichbraun, mit schwärzlichbraunen Längsflecken; obere Flügeldeckfedern schmutzigrostbraun. Die Jungen ähneln den Weibchen, sind aber an der Ober- und Unterseite stärker gefleckt. Vom Nest aufgezogene Vögel werden nie rot. In Gefangenschaft verwandelt sich das schöne Rot in ein mattes Gelb oder auch in Gelblichrot. Als Spielarten kommen schwarze, gescheckte und weißköpfige Hänflinge vor.

Sein Verbreitungsgebiet ist ganz Europa, Kleinasien, Syrien, Kanaren und Madeira. Bei uns ist er überall häufig. Sein Aufenthalt sind junge Nadelwälder, Gärten, Weinberge und buschreiche Vor- und Haldhölzer, Wiesen und Triften; hohe Gebirge und ausgedehnte Waldungen meidet er. Strich- und Zugvogel. Im Herbst schlagen sich die Bluthänflinge in großen Scharen zusammen, im Winter mischen sie sich gesellig auch unter Edel- und Bergfinken, Grünlinge, Goldammern u. a.

Das Nest findet man im April in Feld- und Vorhölzern, auch in einzelnen Büschen, meistens niedrig, selten über 6 m, und besteht aus Reiserchen, Grasstengeln, Würzelchen, Halmen, Heidekraut und Moos, von innen mit Pferdehaaren, Tier- und Pflanzenwolle ausgerundet. Gelege vier bis fünf auf weißbläulichem Grunde blaßrot, grau, dunkelrot und zimtbraun gepunktete und gestrichelte Eier, 17 + 13 mm (Tafel 47, Fig. 41). Brutdauer 14 Tage. Jährlich zwei bis drei Bruten. Die Eier werden vom Weibchen allein ausgebrütet und dieses wird während dieser Zeit vom Männchen mit Nahrung versorgt. Die Jungen werden von beiden Eltern mit im Kropfe erweichten Sämereien großgezogen. Das Weibchen brütet sehr fest, es läßt sich auf dem Neste berühren, ohne die Eier und Jungen zu verlassen. Beide Alten füttern auch ihre Jungen groß, wenn man sie mit dem Neste in den Käfig sperrt, nur bleiben im letzteren Falle die Jungen dann scheu und wild, während jene, welche man selbst großzieht, sehr zahm werden. Letztere werden auch von Kanarienweibchen, wenn man sie im Ei oder als kleine nackte Jungen ins Nest legt, aufgefüttert.

Die Nahrung des Hänflings besteht im Freien aus allerlei öligen Sämereien, besonders aller Mohn-, Kohl-, Hanf- und Rübsenarten, die Samen von Wegerich, Löwenzahn, Salat, Lein, Disteln, Kletten, Senf und Unkrautgesäme.

Wir haben in ihm den besten Sänger unter allen körnerfressenden Vögeln vor uns. Er ist darum auch ein allgemein beliebter Stubenvogel, der häufig auch abgerichtet wird, Lieder nachzupfeifen. Geschieht das mit dem Dompfaffen, so ist es eine hübsche Spielerei, aber bei dem Hänfling ist es eine große Geschmacklosigkeit, denn sein schöner Wildgesang ist doch entschieden ergötzlicher als die eingeleierte Melodie. Die Gebrüder Müller geben von ihm an, daß er sowohl im Nadel- als auch im Laubholz, an Waldrändern und Feldgehölzen, in Feld- und Hausgärten, in dichtgeschlossenen Hegen, wie in Hecken, Lauben, Bosketts und in einzeln stehenden Fichtenbäumchen nistet. Im Frühjahre lebt er paarweise. Männchen und Weibchen halten treu zusammen und fliegen in Gemeinschaft umher, Nahrung suchend. Sehr gerne begeben sie sich an die Salzlaken. Sie lassen sich auf Feldwegen, Hochstraßen, Äckern und auf den Ländern der Gärten, auf den Wiesen und Angern nieder, wo das Weibchen sich nach Wurzeln, Wolle oder Pferdehaaren umsieht, während das Männchen nur darauf bedacht ist, der fleißigen Gattin ein singender und wachehabender Begleiter zu sein. In gewandtem Bogenfluge sieht man sie große Strecken dahineilen, vorsichtig und scheu mit gestrecktem Hals auf der Erde oder auf Bäumen und sonstigen erhabenen Gegenständen sich umschauen und bei Annäherung eines Feindes unter schmetterndem Lockton des Männchens, den das auffliegende Weibchen beantwortet, sich in die Luft schwingen, um einige hundert Schritte weiter an einem sicheren Platze wieder einzufallen. Oft wird das auf einer Baumspitze wartende Männchen ungeduldig, wenn das Weibchen zu lange mit dem Aufsuchen des Baustoffes sich beschäftigt, darum lockt und mahnt es zum Wegfliegen, erhebt sich eine Strecke weit mit zögerndem Fluge in die Luft, setzt sich auf einen anderen Baum oder kehrt zur alten Stelle zurück, bis endlich das Weibchen dem Nistplatze zufliegt. Reizend ist auch des Hähnchens Benehmen während der Brutzeit. Treu füttert es sein Weibchen aus dem Kropfe mit Sämereien und singt in der Nähe des Nestes oft recht fleißig. Dabei steigt es bisweilen bald in schwebendem, bald in stürzendem und purzelndem, bald im Zickzackfluge in die Höhe und wieder nieder oder strebt geradeaus ins freie Feld hinein, nach wenigen Minuten wieder zurückkehrend. Während des Fliegens singt der herzige, unterhaltende Vogel ebenso schön wie beim Sitzen. Im Herbste besuchen alte und junge Hänflinge die Gemüsegärten und setzen sich da gerne auf die Bohnenstangen, wo man die ausgeflogenen Jungen der dritten Brut unter Flügelschlägen und lautem Gebrill den Eltern sich nähern und von ihnen Futter empfangen sieht. Im Spätherbste schon scharen sich die Hänflinge zusammen und ziehen den Winter durch mit Finken, Feldsperlingen und Ammern in Kreuz und Quere umher.

In der Gefangenschaft verliert sich das Rot des alten Hänflings, wahrscheinlich weil irgend ein Futterstoff mangelt. Sonst aber ist in ihr der Hänfling ein allezeit lebhafter und fröhlicher Vogel.

Der Lockruf ist ein angenehm klingendes „göp, göp", vom Gesang sagt der bedeutende Gesangskenner Böcker: Der Gesang ist der besten einer unter den Körnerfressern, nach meiner Ansicht der allerbeste; er besteht aus verschiedenen, rasch hervorgestoßenen melodischen Rufen, welche unter sich innig verbunden sind, bald angenehm flötend, bald gedämpft schmetternd, bald in einem langen, feinen, aber klangvollen Triller, dem sogenannten Krähen ertönend und so zu einem ziemlich langen, wechselvollen Liede sich gestaltend. Leider kommen auch einige schirkende Töne darin vor. Der dreijährige Wildling singt durchweg besser, wie der ein- und zweijährige; aber auch ganz junge, dem Neste entnommene Vögel können zu vorzüglichen Sängern werden, wenn man sie zu guten Kanarien, Sprossern oder Nachtigallen bringt.

Ein älterer Wildling geht zwar leicht an das beim Buchfinken angegebene Körnerfutter, hält auch längere Jahre in der Gefangenschaft aus, wird aber nicht eigentlich zahm, wie die jung dem Neste entnommenen Vögel. Als Leckerbissen für gefangene Hänflinge sind anzusehen: die Samen von Wegbreit und Löwenzahn, Grasgesäme und die Samen aller Kohl-, Mohn- und Rübsenarten.

Der Berghänfling.

Fringilla flavirostris, montium; Cannabina flavirostris; Acanthis montium.

(Tafel 22, Figur 3.)

Steinhänfling, Felsfink, gelbschnäbliger Hänfling, Gelbschnabel, Greinerlein, Quitter.

Oberkopf, Schultern und Rücken braungelb, streifenartig schwarzbraun gefleckt; Nacken und Halsseiten ebenso, nur etwas heller, letztere weiß, auch etwas lichtgrau gemischt; über Kehle und Gurgel ein Streif und die Gegend unter dem Auge dunkelrostgelb oder braungelb, rötlich überflogen, ebenso die Wangen, nur hinterwärts bräunlich gefleckt; Kropf und Brustseiten heller als die Kehle, mit schwarzen Längsflecken; Brustmitte gelblichweiß, Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß, Schenkel rostgelblich, Bürzel schmutzig blutrot; die obere Schwanzdeckfeder dunkelbraun, gelbbraun gekantet, die großen mit rostgelblichen Spitzen, mit gelblichweißem Querstreif durch den Flügel; Flügelfedern dunkelbraun, rostgelblichbraun gekantet, Schwanz braunschwarz, Augen dunkelbraun, Schnabel horngrau, Schnabel wachsgelb. Länge 13,5 cm, Flügelbreite 23,5 cm, Schwanz gabelförmig 6,5 cm. Dem Weibchen fehlt das Rot auf dem Bürzel, letzterer ist rostgelb und schwärzlich gestreift. Junge Männchen haben sehr wenig Rot auf dem Bürzel, auch ist diese Farbe schmutziger und dunkler, meistens sind sie aber auch gräulicher, an der Brust mehr gefleckt, auch an den weißlichen Halsringen und an dem breiteren Weiß am Schwanze erkenntlich.

Seine Heimat ist der hohe Norden von Europa und Asien. Bei uns erscheint er im Oktober und hält sich in gelinden Wintern bis Februar in Gesellschaft von Hänflingen und Leinfinken, auf den Äckern herumschwärmend. Sein Aufenthalt sind baumlose, mit niedrigem Gebüsch bewachsene Gegenden. Zieht im Februar oder März wieder ab. Der Berghänfling ist äußerst lebhaft, scheu und vorsichtig; auf dem Boden hüpft er leicht und schnell. Sein Flug, schnell und geschickt, mit schönen Schwenkungen, gleicht dem des Bluthänflings. Nahrung ölige Sämereien. Sein Nest steht in kleinem Gebüsch, auch auf dem Boden zwischen Steinen, und gleicht dem des Bluthänflings, nur ist es etwas dichter gepolstert. Das Gelege besteht aus fünf bis sechs weißgrünlichen, rotbraun und grau gepunkteten Eiern, 16 + 12 mm. Lockton ein schnelles „jegägägäk" oder ein einzelnes „jäck", mitunter ein angenehmes „däii" und endlich ein tiefes oder heiseres „sche sche". Gesang dem des Bluthänflings ähnlich, aber bedeutend geringer. In Gefangenschaft wird er recht zahm und zutraulich. Verpflegung wie die beim vorigen. Züchtung noch nicht erreicht.

Der Girlitz.

Fringilla serinus; Serinus hortulanus; Pyrrhula serinus.

(Tafel 22, Figur 4 und 5.)

Kanarienzeisig, Grillisch, Horngrille, kleiner Grünfink, Girlitzhänfling, Zinit, Schwäderlein, Ruisamvögerl, Somavögarl, Fäderlein, Flachszeisig. Dieses Vögelchen ist der kleinste unserer Finken, hat Ähnlichkeit mit dem Erlenzeisig, ist aber merklich kleiner.

Oberkopf, Kehle, Hals, Brust, Hinterrücken und Bürzel grünlichhochgelb; Hinterkopf, Nacken und Oberrücken olivengrün und schwärzlich längsgefleckt; Unterleib hellgelb, Flügel schwarzbraun, grünlich gekantet, auf jedem Flügel zwei gelbe Querbänder; Brust und Seiten mit schwarzbraunen Längsflecken, der gabelförmige Schwanz schwarzbraun, jede Feder grünlich gesäumt; der kleine, kurze, dicke, oben wenig gewölbte Schnabel horngrau; Augen dunkelbraun, Füße fleischfarben. Länge 12,5 cm, Flügelbreite 21 cm, Schwanzlänge 5 cm. Das etwas kleinere Weibchen ist dunkelgrüngelb, mit großen dunkelbraunen Längsflecken gezeichnet. Die Jungen sind oberhalb gelbbraun und dunkelbraun gefleckt, unterseits graugelb und graubraun längsgefleckt.

Von seiner früheren Heimat Südeuropa, Nordafrika und Kleinasien aus ist der Girlitz erst seit Mitte dieses Jahrhunderts bis Deutschland eingewandert und zwar von Süd- und Mittelfrankreich aus von Westen nach Osten und Nordosten, von Kleinasien aus über die Balkanhalbinsel, Österreich-Ungarn von Osten nach Westen und Nordwesten. In Südwestdeutschland*) ist er seit den 40er Jahren häufig, in Norddeutschland heute noch eine ziemlich seltene Erscheinung.

Seine Nahrung besteht aus allerlei feinen Kraut- und Grassämereien und Pflanzenschossen. Das Nest steht in dichtem Gebüsch oder in Zweigen junger Bäume und besteht von außen aus feinen

*) In Stuttgart ein häufiger Gartenvogel.

Würzelchen, Moos und Flechten; der innere, ziemlich tiefe, schön gerundete Napf ist weich mit Federn und Haaren ausgepolstert. Gelege vier bis fünf grünlich- oder bläulichweiße, hell- oder dunkelrot gepunktete und gestrichelte Eier, 16 + 12 mm (Tafel 47, Figur 42). Brutzeit 13 Tage. Jährlich drei Bruten: April, Juni und Juli. Der Girlitz ist ein äußerst niedliches, munteres, anmutiges und unruhiges Vögelchen, in seinen Bewegungen lebhaft und gewandt. Sein wellenförmiger Flug schnell und leicht, auch auf dem Boden schnell und geschickt hüpfend. Lockton „girlit" oder „zigerit". In seinem Gesange, der ziemlich stark und melodisch ist, er klingt etwa wie „zrriiizirrirrirriihizrikii", ist er, wie der Zeisig, unermüdlich. Er sitzt dabei entweder auf der Spitze eines Baumes oder steigt singend in die Höhe und flattert jubelnd von einem Baum zum andern, oder er schwenkt spielend, wie eine Fledermaus, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, um seinem Weibchen seine Liebe und Aufmerksamkeit zu zeigen, wobei derselbe sehr an den Grünling erinnert. Sein Gesang ist mit dem der Heckenbraunelle zu vergleichen und das ganze Jahr — zur Mauserzeit ausgenommen — zu hören. Als Stubenvogel hat er manche empfehlende Eigenschaften, gewöhnt sich bald, ist unschwer zu erhalten, seines eigenartigen Wesens, seines fledermausähnlichen Flatterns und seines schwirrenden Gesanges wegen sehr beliebt. Die Pflege ist ganz gleich der des Zeisigs. Nistet auch in Gefangenschaft in der Vogelstube oder im Flugbauer sehr leicht. Die Zucht mit Girlitzmännchen und Kanarienweibchen unterliegt gar keinen Schwierigkeiten. Die Zeichnung der Bastarde ist meist grünlichgrau oder gelb und grün gefleckt; der Gesang nicht nennenswert.

Der Goldstirngirlitz.

Fringilla pusilla; Serinus pusillus und aurifrons; Pyrrhula pusilla.

Vorderkopf dunkel orangerot, am übrigen Kopfe und Halse, sowie auf der Oberbrust düster bräunlichschwarz, auf dem Rücken, den Brust- und Bauchseiten ebenso, jede Feder breit hellgelb umrandet, auf dem Bürzel orangegelb, auf dem Bauche gelb, in den Weichen schwarz längs gestrichelt; Handschwingen braungrau, außen schmal zitrongelb, Schulterfedern schwarzbraun, breit gelblichweiß gesäumt, Oberflügeldecken goldbräunlich, die größeren am Ende weiß gesäumt, Schwanzfedern schwarzbraun, außen zitrongelb gesäumt, weiß umrandet; Schnabel schwarz. Länge 11 cm, Flugbreite 20 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Im Wesen unserem Girlitz völlig gleich, ebenso im Nestbau und Brutverlauf, kommt der Goldstirngirlitz als seltener Vogel in Südosteuropa vor. Seine Heimat ist der Kaukasus, Persien und Turkistan.

Hier nun schalten wir jenen Vogel ein, der in jahrhundertelanger Züchtung das lieblichste Haustierchen im ganzen zivilisierten Europa wie auf der ganzen Erde geworden ist, soweit die menschliche Kultur sich erstreckt.

Der Kanarien-Hänfling.

Fringilla canaria; Serinus canarius; Crithagra canaria.

Als im Jahre 1478 die Spanier die ersten Kanarienvögel von den „glücklichen Inseln" nach Europa und zwar nach ihrem Vaterlande brachten, wer hätte da geahnt, daß die lieblichen Sänger in so veränderter Gestalt, Wesen und Farbe nach Jahrhunderten noch die ganze bewohnte Erde als Zimmerfreunde erfreuen würden? Solange wie nur möglich hatten sich die Spanier das Monopol des sehr einträglichen Handels mit diesen Vögelchen erhalten, indem sie nur Männchen einführten und für diese höchste Preise erzielten. Als die Einfuhr endlich allgemeiner wurde, blühte die Zucht des trefflichen Sängers sofort kräftig empor, und im siebzehnten Jahrhundert schon war der Kanarienvogel im Salon jeder Schönen unentbehrlich. Die Vögel waren in der Regel so dressiert, daß sie ruhig auf dem Zeigefinger der rechten Hand sitzen blieben. Mit dem Vogel auf der Hand empfing die Dame des Hauses Besuche, mit dem Vogel ließ sie sich malen; daher so häufig weibliche Porträts aus jener Zeit mit dem Kanarienvogel auf der Hand. Er war ein Mode- und Luxusgegenstand geworden, und der einfach graue, am Unterleib ins Grünliche spielende Vogel der Wildnis hatte einen gelben Salonfrack angezogen.

Es zeigte sich hier wiederum die auffällige, aber durch ein merkwürdiges Naturgesetz begründete Erscheinung, daß solche Tiere, welche aus wärmeren südlichen Gegenden nach kälteren nördlichen Himmelsstrichen verpflanzt werden, hellere Farben bekommen. So haben nach übereinstimmenden Berichten die Gold- und Silberfische in ihrer Heimat China durchaus nicht die glänzende Farbe, durch welche sie sich bei uns auszeichnen (vide „Gartenlaube" 1875). Wann der Kanarienvogel sein gelbes Kleid angelegt hat, können wir mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Vermutlich ist das aber sehr bald nach den ersten Züchtungserfolgen gewesen, denn wir sehen jetzt an den Wellensittichen, den kleinen Zebrafinken, welche seit kaum einem Menschenalter regelmäßig in unseren Vogelstuben gezüchtet werden, genau denselben Vorgang vor sich gehen. Gelbe Wellensittiche sind schon auf allen größeren Ausstellungen zu sehen. Eine Schwächung des Vogels bedeutet die Farbenänderung durchaus nicht, auch werden von rein gelben Kanarienvögeln immer wieder einzelne graugrüne Junge, also ein Rückschlag auf die Stammeltern, zur Welt gebracht, es dringt also die Färbung des Wildlings trotz jahrhundertelanger Zucht in vielen Exemplaren stets wieder durch. Schon in diesem Rückgreifen auf die Färbung des Wildlings liegt der Keim zur Erzielung der verschiedensten Farbenvarietäten, und der menschliche Geschmack hat an der Heranbildung ganz bestimmter Zeichnungen des Vogelgefieders, an der Veränderung der ursprünglichen Gestalt des Vogels, solche Freude gefunden, daß eine große Zahl bestimmter Rassen herangezogen wurde, deren Beliebtheit Modesache geworden ist. Aber auch der Gesang des Kanarienvogels — die gewöhnliche deutsche Rasse singt heute noch fast gerade so, wie der Wildling singt — genügte vielen nicht mehr, und die außerordentliche Gelehrigkeit des Vögelchens hat es ermöglicht, daß unter allen Vogelgesängen der Gesang des Harzer Kanarienvogels die höchste Ausbildung erreicht hat. Wir haben demnach zwei streng getrennte Liebhabereien bei unserem kleinen Freunde zu verfolgen: die Züchtung von Gestalt- und Farbenvögeln und die Züchtung und Erziehung von Gesangskanarien. Beiden Liebhabereien sind wir im „Allgemeinen Teil" Seite L bis LIX inkl. der Bastardzüchtung ausführlich gerecht geworden.

Den wilden Kanarienvogel hat Bolle unübertrefflich beobachtet und geschildert. Er fand ihn auf den fünf Waldinseln der kanarischen Gruppe: Teneriffa, Gran-Kanaria, Gomera, Palma und Ferra, sodann auf Madeira und den Inseln des grünen Vorgebirges. Dort lebt er überall, wo dicht wachsende Bäume mit Gestrüpp abwechseln, vorzugsweise längs der mit üppigem Grün umsäumten Wasserbetten jener Inseln, die während der Regenzeit Bäche sind, in der trockenen Zeit aber versiegen, und nicht minder häufig in den Gärten um die Wohnungen des Menschen.

Er ist merklich kleiner, etwas schlanker als derjenige, welcher in Europa gezähmt und erhalten wird. Seine Länge beträgt 12—13, Fittiglänge 7,2 und die Schwanzlänge 6 cm. Bei dem alten Männchen ist der Rücken gelbgrün mit schwärzlichen Schaftstrichen und sehr breiten hell-aschgrauen Federrändern, die beinahe zur vorherrschenden Färbung werden; der Bürzel ist gelbgrün, das Oberschwanzdeckgefieder aber grün, aschgrau gerandet; Kopf und Nacken sind gelbgrün, mit schmalen grauen Rändern; die Stirne und ein breiter Augenstreifen, der nach dem Nacken zu verläuft, grünlich goldgelb. Ebenso Kehle und Oberbrust, die Halsseiten dagegen aschgrau. Die Brustfärbung wird nach hinten hin heller gelblicher, der Bauch und die Untersteißfedern sind weißlich, die Schultern schön zeisiggrün, mattschwarz und grünlich bebändert, die schwärzlichen Schwungfedern schmal grünlich, die schwarzgrauen Schwanzfedern weißlich gesäumt. Der Augenring ist dunkelbraun, Schnabel und Füße sind bräunlich fleischfarben. Bei dem Weibchen sind die Oberteile braungrau mit breiten schwarzen Schaftstrichen, die Federn des Nacken und Oberkopfes ebenso gefärbt, am Grunde aber hellgrün, die Stirnfedern grün, die Zügel grau, die Wangen teils grüngelb, teils aschblaugrau, die Schulter- und kleinen Oberflügelfedern licht gelbgrün, die großen Flügeldecken wie die Schwingen dunkelfarbig, grünlich gesäumt; Brust und Kehle grünlich goldgelb, ihrer weißgrauen Federränder halber aber weniger schön als bei dem alten Männchen. Unterbrust und Bauch weiß, die Körperseiten bräunlich mit dunkleren Schaftstrichen. Das Nestkleid ist bräunlich, an der Brust ins Ockergelbe spielend, mit sehr wenig und schwachem Zitrongelb an Wangen und Kehle.

In den Herbst- und Wintermonaten kann man auf manchen Bäumen (besonders Cypressen), welche um diese Zeit den Kanarien zur Nachtruhe dienen, gegen Sonnenuntergang es förmlich von ihnen wimmeln sehen. In den ersten Tagen des Februar lösen sich diese Scharen in einzelne Pärchen auf; es beginnt

die Brutzeit. Die Hähne kämpfen jetzt häufig mit einander und ihr Gesang bekommt nun erst wahres Feuer. Der Kanarienwildling nistet auf Madeira, von Meereshöhe bis etwa 1000 Meter darüber, in Gärten und Weinpflanzungen, wie in Kiefernbeständen; die dunkeln, feuchten Lorbeerwälder hingegen meidet er. Sein Lieblingsbaum ist entschieden die Cypresse, in der ihn Bolle zu Orotava auf Teneriffa, wie auch zu Funchal am häufigsten fand.

Paarung und Nestbau erfolgen im März, gewöhnlich in der zweiten Hälfte. Das Nest wird sehr versteckt angebracht, doch ist es namentlich in Gärten durch das viele Hin- und Herfliegen der Alten unschwer zu entdecken. Gewöhnlich steht es in Manneshöhe, manchmal bis zu 3,9 Meter, niemals aber niedriger als 2,5 Meter über dem Boden. Für junge, noch schlanke Bäumchen scheint der Vogel eine besondere Vorliebe zu haben und unter diesen die immergrünen oder sehr früh sich belaubenden vorzugsweise gern zu wählen. Böcker fand das Nest in den verschiedenen in der Nähe von Orotava vorkommenden Obst- und Zierbäumen, namentlich auf Cytisus-, Orangen- und Palmenbäumen. Die Nester, welche Bolle gesehen, waren aus weißer Pflanzenwolle sauber geformt, unten breit, oben sehr eng, mit zierlicher Rundung, einige kaum mit einem Grashalm oder Reisigstückchen durchwebt. Böcker beschreibt die von ihm untersuchten dagegen als in Größe, Farbe und Form denen des Distelfink ähnlich, äußerlich aus feinen Würzelchen, trockenen Grasstengeln und Halmen zusammengesetzt und mit weißer Pflanzenwolle ausgepolstert. Ihm ist kein einziges ganz aus weißer Pflanzenwolle bestehendes Nest zu Gesicht gekommen. Täglich wird ein Ei gelegt; die Durchschnittszahl in den Gelegen scheint fünf zu sein. Die Eier sind blaß meergrün, mit rötlichbraunen bis schwärzlichen Flecken besät, die sich manchmal am stumpfern Ende zu einem Kranz vereinigen; zuweilen sind die Eier auch ganz oder nahezu einfarbig; in Größe und Form gleichen sie denen des zahmen Vogels, nur sollen sie eine etwas stärkere Ausbuchtung der Längsseite zeigen. Die Brutzeit dauert 13 Tage. In ungefähr derselben Zeit werden die Jungen flügge, und diese werden dann noch eine Zeit lang von beiden Alten, namentlich vom Männchen, aus dem Kropf gefüttert, nach Böcker mit verschiedenen Gras- und Salatsämereien, mit Vogelmiere, den zarten Blättern der verschiedenen Salatarten, den weichen Kernen und dem Saft aufgebrochener Feigen. Alljährlich werden nach Böcker drei, nach Bolle vier Bruten gemacht. Zu Ende des Monats Juli beginnt die Mauser.

Über den Gesang urteilt W. Böcker folgenderweise: „Der Gesang des Kanarienwildlings kann im allgemeinen den Kenner des Harzer Kanarienvogels nicht befriedigen. Die Stimme ist weich, frisch melodisch, und wenn mehrere Vögel zusammen singen, so macht es den Eindruck, als ob eine Gesellschaft von Insektenfressern, namentlich der verschiedenen Arten von Grasmücken mit einigen Hänflingen um die Wette sängen. Zwischendurch hört man dann einige rasch ausgestoßene Hohlpfeifen, einige kurze Triller und einzelne Gluckerpartien; auch einige Rolleransätze kommen beim Wildling vor. Daneben vernimmt man freilich das verpönte Schappen unserer Kanarien der Landrasse, nicht so gellend, aber ebenso häufig; alle Touren sind kurz im Vergleich zum Harzer Gesang. Neue Touren habe ich auch nicht gehört, trotzdem ist der Gesamteindruck des Gesangs der verschiedenen Wildlinge bei mir doch der gewesen, daß der wilde Kanarienvogel in seinem weichen melodischen Organ das Mittel besitzt, den Gesang der Harzer Kanarien in der ersten und sicher in der zweiten Generation, was Tonfülle und mäßige Länge der Strophen anbelangt, sich anzueignen. Ob die Reinheit, die Fehlerfreiheit des Harzer Kanariengesanges in so kurzer Zeit erzielt werden kann, wird davon abhängen, ob man die junge Brut von dem wilden Hahn so zeitig zu entfernen vermag, daß dieselbe den letztern auch in den ersten vier Wochen ihres Daseins nicht hören kann. Das Gepräge des Gesangs des einzelnen Kanarienwildlings ist das des Schlags der Landrasse, aber obgleich im ganzen übereinstimmend, kommen doch verschiedene Abweichungen vor, so daß die Behauptung, jeder Flug habe seinen eigenen Gesang, nicht aller Begründung entbehrt. Jedenfalls giebt es bessere und geringere Sänger unter den Wildlingen; der bessere Sänger schnappt weniger, bringt mehr Triller und mehr Gluckertouren, auch eine kurze Knarre, und nähert sich insofern mehr dem Gesang eines mittelguten Harzers. Die langen Züge des Harzer Gesangs hört man indes im Freien niemals und ebensowenig an den auf Teneriffa in der Gefangenschaft gehaltenen Vögeln. Nach meiner Meinung wird der Wildling da am besten singen, wo er am zahlreichsten ist. Das Weibchen läßt übrigens in der Gefangenschaft einige kurze schirkende Töne hören. Der Lockton

beider Geschlechter ist wie bei der gezähmten Rasse oft sanft und wohllautend, mitunter aber auch von einer unangenehmen Höhe."

Der wilde Kanarienvogel wird vielfach gefangen und in neuester Zeit versorgt sich wieder jedes Schiff, welches die Inseln anläuft, mit „Canarios", deren Verkauf in Europa sich sehr gut lohnt.

Seine Zucht ist u. a. auch meinem leider verstorbenen lieben Freund, Lehrer Hellerer in München, sehr gut geglückt, doch verlor derselbe, trotz sachkundigster, bester Pflege, bei jeder Brut ein oder zwei junge Vögelchen, einmal auch die ganze Brut. Die Jungen vertragen anfangs Samenfütterung gar nicht, sie wollen Weichfutter. Er gab ihnen mit bestem Erfolg frische Ameisenpuppen, Pfannenschmids Garneelenschrot (siehe „Allgemeines", Seite XXXV und XXXIX), hartes Ei mit Biskuit. Auch völlig befiedert sterben sie, wenn ihnen nicht alle Sämereien gequellt werden. Sie verlangen viel Grünkraut, doch darf dasselbe: Vogelmiere, „Herzblätter" vom Salat, Blätter von Radieschen, nicht naß sein, sondern muß trocken gefüttert werden. Mit unseren Hausvögeln gehen die Wildlinge ohne weiteres Ehen ein, die Jungen sehen dann teils dem Vater, teils der Mutter gleich, gehen aber schon in der dritten, vierten Generation ins Gelbe über. Der Preis für wilde Kanarienvögel ist hoch: 10—15 Mark, manchmal höher, der Hahn; 20 Mark und höher das Paar. Man beachte stets, daß unser gewöhnliches trockenes und leider meist nicht staubfreies Kanarienfutter dem Wildling nicht genügt, daß derselbe namentlich Sommerrübsamen nicht mag. Darum soll ihm alles Samenfutter: Mohn, Kanariensamen, Hanf gewaschen und gequellt werden. Frische Feigen, die in Großstädten ja zuzeiten käuflich sind, lieben sie geradezu leidenschaftlich. Man hängt sie aufgeschnitten in zwei Hälften in den Käfig.

Aus diesem wilden Kanarienvogel hat sich bis heute eine staunenswerte Farbenvielheit herausgezüchtet, ja mehr noch, die Gestalt hat sich bei verschiedenen „Rassen" derart verändert, daß niemand die Urrasse wieder erkennen würde. Betrachten wir zuerst unseren Vogel nach seinen Farbenvarietäten, so haben wir folgende zu unterscheiden:

I. Beim gewöhnlichen deutschen Kanarienvogel: Hoch- oder goldgelbe, die schönsten der gemeinen Rasse. Wenn sie gleichmäßig feurig gefärbt sind, und sehr viele erreichen dieses Ziel mit regelmäßigem Erfolge, so sind sie sehr beliebt und werden ziemlich gut bezahlt.

Die Isabellfarbenen, von manchen den vorigen noch vorgezogen, müssen eine gelblichtbraune Färbung am Oberkörper haben, unterhalb tief goldgelb sein. Solch schöne Isabellen sind aber leider selten.

Die häufigsten und dauerhaftesten, auch am besten im Durchschnitt brütenden sind die einfach strohgelben Vögel, billig und doch recht lieblich.

Sehr gesucht zur Bastardzucht, bei welcher sie überaus schöne Junge erzeugen, sind die sogenannten weißen, richtiger die ganz hellgelben Kanarienvögel (Weibchen).

Endlich haben wir die Graugrünen, deren Färbung jener der Stammeltern am nächsten steht.

II. Bei dem englischen Farben-Kanarienvogel, einer Rasse der allerneuesten Zeit, deren prachtvolle Färbung zum größten Teile durch die Fütterung mit Cayennepfeffer erreicht wird (siehe unten):

den Norwich-Vogel. Ein klein wenig größer, dabei kräftiger als der Harzer, ursprünglich von reingelber Farbe. Durch die Fütterung mit Cayennepfeffer sind bis heute folgende Varietäten erreicht:

(Clear yellow Norwich) der tief orangegelbe, fast rote Norwichvogel.

(Clear buff Norwich.) Heller in der Färbung mit weißlichem Scheine des Gefieders. War auf einer Ornis-Ausstellung in Berlin, seitdem nicht mehr in Deutschland.

(Evenly marked buff Norwich). Der Norwich-Vogel, hellgelb mit gleichmäßigen Zeichnungen, Flügel mit Schwalbenzeichnung. Sehr schöne Vögel.

(Crested Norwich) die gehäubten Norwich-Vögel, überaus schöne Vögel, prächtig dunkel gehäubt, Rücken pfefferrot.

(London Fancy), die Londoner Rasse, fast die kleinsten Kanarienvögel, sehr zart und schlank. Farben äußerst verschieden abgestuft von weiß bis hochgelb. Die schönsten und auch teuersten sind die Schwalben, deren äußerst regelmäßige Zeichnung tief schwarz zeigen muß.

(Manchester Coppy), die größten aller Kanarienvögel, fast doppelt so groß wie ein Harzer, schlank mit knappanliegendem Gefieder. Farbe hell- und dunkelgelb. Die Engländer sind ganz vernarrt

in diese Vögel, halten sie für die wertvollsten und bezahlen englische Preise für schöne Vögel, oft bis über 200 Mark für einen.

(Yorkshire). Diese fallen durch ihren merkwürdigen langgestreckten, schlanken Körper auf und haben drei Varietäten: die reingelbe, hochgelbe und die ganz grüne Rasse. Endlich haben wir hier die Lizards: die eidechsenartig gestreiften Kanarien. Diese wirklich schönen Vögel sind ein Triumph der ausdauernsten, gleichmäßigsten Zucht. Die Vögel sind am ganzen Körper eidechsenähnlich gezeichnet. Jede Feder ist schwarz oder dunkelbraun, mit sehr breitem weißem Rand. Die Golden-spangled Lizards haben einen dunkelgelben Grundton des Gefieders, die Silver-spangled Lizard haben einen weißgelben Grundton.

III. Die holländische Rasse. Wie der Harzer-Vogel als ausgebildete Gesangs-, die englischen Kanarien als ausgebildete Farben-, so erscheinen die Holländer-Vögel als ausgebildete Gestaltrasse. In Süddeutschland sind sie noch immer sehr beliebt, in Norddeutschland fast verdrängt. Ruß schildert ihre Gestalt in seinem trefflichen Buche „Der Kanarienvogel" wie folgt: „Nahezu um ein Drittel größer, schlanker und hochbeiniger als die deutsche Rasse, sind diese Kanarien besonders durch verlängerte, weiche und gleichsam zerschlissene Federn an verschiedenen Körperteilen ausgezeichnet, und diese geben wiederum einen Beweis dafür, zu welchen Abweichungen vom Naturzustande die menschliche Züchtung führen kann. Die Muskeln der Beine sind dehnbarer, so daß der Vogel in sonderbar aufrechter Haltung mit mehr oder minder gekrümmtem Rücken, emporgezogenen Schultern und wagrecht gehaltenem Kopf vor uns steht. Diese eigentümliche Haltung ist zugleich ein Beweis seiner Echtheit. Erklärlicherweise zeigen sich die Holländer Kanarien auch zarter und weichlicher, sind leichter und öfter Krankheiten unterworfen, nisten weniger ergiebig und sicher als der gemeine deutsche Vogel und haben nicht im entferntesten die volle Kraft und Schönheit des Gesanges der Harzer Kanarien". Die Unterrassen der holländischen Vögel sind:

1. Die Trompeter, deren feinste Gattung die Pariser sind, große schlanke, schöne Vögel, welche über die Brust das „Jabot", d. i. eine Krause von verlängerten Federn haben, und sich außerdem durch die Epauletten (von diesen die Bezeichnung „Trompeter") auszeichnen. Die „Epauletten" werden durch verlängerte gekräuselte Federn gebildet, welche über die Oberflügel herabfallen. Leider sind die Pariser sehr unzuverlässige Brutvögel.

2. Die Brabanter Rasse ist die wenigst schönste der drei Holländer und erscheint wie eine Mischlingsrasse. Kleiner als die Trompeter, mit unvollkommener Brustkrause und ganz ohne Epauletten.

3. Die Brüsseler Rasse, sehr nette, kleine, zarte Vögel, mit sehr stark gekrümmtem Rücken, sog. „Katzenbuckel" und kleinem, netten Kopf. Sonst ziemlich glatt, ohne Epauletten, mit kleiner Krause, sieht das Vögelchen aus wie ein Geier en miniature.

Der Harzer Kanarienvogel ist es, welcher sich jetzt im Fluge die Welt erobert hat und, wenn wir nur die guten Vögel im Auge behalten, nicht entfernt der Nachfrage entspricht. Die Art, wie diese herrlichen Sänger erzogen werden (siehe unten), hat zwar manche und sogar einige erbitterte Gegner gefunden, allein diese alle bedenken nicht, daß der Kanarienvogel von heute ein vollständiger Zimmervogel ist, der von Freiheit und „Waldesluft" keine Ahnung hat, und die Gegner alle erkennen nicht, daß der Kenner und Züchter seine Vögel wie Kinder liebt und pflegt und unverdrossen für ihr Wohlbefinden sorgt.

Die Zucht des Harzer Vogels, ursprünglich von Tirol (Nachtigallsänger) ausgehend, hat bei den musikkundigen Bergleuten des Harzes die höchste Ausbildung erreicht, und sich von da in schönster Forterhaltung weithin verpflanzt; daß es auch gräuliche Schreier und Zapper unter der Firma „Harzer" in sehr großer Anzahl giebt, soll damit nicht geleugnet werden. Wer seine Vögel aber von den im Anfang genannten Herren Züchtern bezieht, darf sicher sein, einen guten Vogel zu erhalten.

Ich greife nun abermals zu dem vortrefflichen Buche von Dr. Ruß, und entnehme demselben die Schilderung des Gesanges des Harzer Vogels von Wiegand.

„Der vorzüglichste Sänger unter allen Finken ist der Harzer Kanarienvogel. Man unterscheidet 1. Kollervögel, 2. Hohlroller, 3. Gluckvögel, 4. Rollvögel oder gewöhnliche Roller. Die Kollervögel

sind seit mehreren Jahren in der Abnahme begriffen, der reine Gluckervogel ist fast gänzlich ausgestorben, dagegen werden auf Kosten jener jetzt fast nur Hohlroller und Roller gezüchtet.

Ein wertvoller Harzervogel leistet durch sein herrliches Lied Erstaunliches und unter den Vogelliebhabern giebt es noch Tausende, welche den feinen Gesang der besten Stämme niemals gehört haben, die ihn daher nicht zu würdigen vermögen und namentlich nicht wissen, welche Forderungen von dem Kenner an die hervorragendsten Kanarien gestellt werden.

Der Lockton eines solchen Vogels muß zart und flötenartig sein; er darf denselben nur selten hören lassen. Lockt der Vogel, ehe er sein Lied vortragen will, sechs- bis achtmal, so ist dies fehlerhaft; lockt er zwei- bis dreimal zart und leise, so läßt sich dies das Ohr des Kenners allenfalls gefallen; lockt er aber vor Beginn des Liedes gar nicht, so ist der höchsten Anforderung Genüge geleistet. Der Gesang muß mit einer zarten, langen Hohl- oder Lispelrolle beginnen, wohl auch mit einer feinen Flöte oder Hohlpfeife, wie „hü, hü, hü", drei bis sechsmal erklingend. Im letzteren Falle muß stets eine schöne, edle Rolle auf die Flöte folgen. Beginnt der Vogel mit einer edlen leisen Rolle, so ist es dem Kenner am erwünschtesten, wenn dieselbe etwas angeschwellt wird, doch solche Vögel sind selten, welche diesen Gesang stets hören lassen. Unter meinen besten zehn Kollervögeln und Hohlrollern sind nur drei, welche in dieser Weise singen, die anderen beginnen fast nur mit einer Hohlrolle oder Lispelrolle, einer mit der Hohlschnatterrolle, aber kein einziger schwellt die Anfangsrolle an. Auf die Anfangsrolle müssen zwei bis drei andere edle Rollen folgen und dann darf ein feiner Pfiff, eine Hohlflöte oder auch ein Glockenton wie „dü, dü" oder „tü, tü, tü" oder „du, du" oder „ßü, ßü" oder „ßu, ßu" folgen. Sechs bis zehnmal müssen letztere Töne angeschlagen werden und zwar nicht hastig nacheinander, sondern langsam, gemessen, getragen. Am schönsten ist jetzt der Fortgang des Liedes, wenn auf diese Nachtigalltöne eine ganz tiefe, lange Baßrolle folgt, nach dieser darf eine Hohlrolle, eine Hohlpfeife oder eine Koller kommen. Folgt auf die Baßrolle eine feine Hohlrolle, so klingt nach dieser die Koller am schönsten. Auf die Koller soll eine schöne, tiefe Hohlpfeife folgen und in dem Fortgange des Liedes müssen Hohlrollen, Schnatterrollen, nur wenige feine Triller, Klingelrollen, Gluckertöne, Schwirrrollen mit der Koller oder Baßrolle und der Hohlpfeife in anmutigen Verbindungen abwechseln. Der Schluß ist am schönsten, wenn ein tiefer Nachtigallenton einmal angeschlagen wird, „ßü" oder „ßu". Doch solche Vögel sind wiederum sehr selten. Die Länge und Vielseitigkeit der Touren bedingt ebenso den Wert des Vogels, wie die Feinheit des Gesangsorganes und die Schönheit der Stimme. Die Touren müssen so lang gezogen sein, daß man mindestens bis zwölf und höchstens bis dreißig zählen kann. Ferner darf der Sänger nicht in seinem Gesange abbrechen, wenn er etwa drei bis sechs Touren gesungen hat, sondern er muß „durchschlagen", d. h. er muß sein ganzes Lied ruhig und ohne Erregung, gleichsam leidenschaftslos und ganz im Zusammenhange vortragen. Er darf weder zu viel noch zu wenig singen."

Viel gesündigt wird in der Ernährung unseres gelben Hausfreundes. Mit Ausnahme des Harzers füttern wir unseren Kanarienvögeln eine möglichste Auswahl von Sämereien; alle Tage Rindfleisch wird uns auch zuwider, Abwechslung erst macht die Nahrung bekömmlich. Bei dem Harzer Vogel trifft das genau ebenso zu, aber bei ihm überwiegt ja alles die Rücksicht auf den Gesang. Ein mannigfaltiges Samenfutter verdirbt leicht die Stimme und die Art des Gesanges, daher geben wir von Samenfutter dem Harzer nur besten Sommerrübsamen mit einer kleinen Beigabe besten Kanariensamens. Man sollte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, den Sommerrübsamen, wie alle Sämereien, vor der Fütterung mit heißem Wasser abzubrühen und dann auf einem Tuche bis zum Rollen zu trocknen. Und zwar muß dies mit der täglichen Portion geschehen, andernfalls würde jeder Samen zu quellen anfangen und total verderben. Bei jungen Vögelchen muß der Samen gequellt werden, wie eben beschrieben, es ist aber sehr gut, wenn man die kleine Mühe auch bei den Alten nicht scheut. Leichtere Verdaulichkeit des Futters wird dadurch erzielt und so manche gefährliche Unreinlichkeit weggespült.

Um aber den Harzer schadlos zu halten, geben wir ihm regelmäßig etwas Eifutter mit Biskuit. An Stelle dieser Eifütterung giebt es viel Surrogate, die häufig ausgeboten werden: „Eierbrot", „Maizena-Biskuit", „Eikonserven" u. v. a. Es ist das alles gut, wenn man es wirklich in erster

Qualität bekommt. Die großen Samenhandlungen führen in der Regel die eine oder andere dieser Konserven als Spezialität. Zur Aufzucht der Jungen ist Eifutter oder dessen Konservenersatz ganz unentbehrlich.

Für die gewöhnlichen Kanarien ist Hanfsamen ein hochbeliebtes Fressen. Für magere Vögel ist er auch sehr dienlich, für fette schädlich, denn er macht fett. Es ist darum ganz falsch, ausschließlich Hanf zu füttern, wie es aus Bequemlichkeit so oft geschieht. Er soll nur in kleinen Mengen zugegeben werden.

Gerade so giebt man den Hafer den jungen Vögeln in gespelztem Zustande, den alten Vögeln aber in der harten Schale, nicht zu viel. Gerne gefressen und zuträglich ist noch der blaue und der weiße Mohnsamen.

Trinkwasser giebt man im Sommer unbedingt täglich zweimal. Das Badewasser soll nicht zugleich das Trinkwasser sein, das wird jedermann einleuchten. Im Winter hüte man sich, zu kaltes Wasser zu geben. Man lasse dasselbe stets einige Zeit vorher in der warmen Stube stehen.

Als Sand reiche man am besten reinen Flußsand, nicht den scharfen, ätzenden Sand der Maurer, auch nicht den beliebten roten Gartensand.

Zur nötigen Zufuhr von Salz und tierischem Kalk ist es sehr gut, dem Vogel eine Sepiaschale (ossa sepiae, Schale des Tintenfisches), sogenannte Fischschuppe, in den Käfig zu hängen. Jeder Vogel wird gerne daran knabbern. Sepia bekommt man in den Apotheken und Droguenhandlungen. Das Innere der Schale muß rein weiß sein.

Bezüglich der Beschaffenheit der Nahrung, wie bezüglich der Beigabe von Grünkraut, wolle man in „Allgemeines“, Seite XXXIV—XXXVI nachlesen.

Zeisige. Spinus.

Der Schnabel ist etwas gestreckt, lang, gerade, kegelförmig, sehr spitz, an den Seiten sehr zusammengedrückt; die obere Kinnlade auf dem Rücken etwas scharf, die Mundkanten wenig eingezogen. Die Zeisige sind sehr zierliche muntere Vögelchen, sie haben ganz die Gestalt der Hänflinge, nur sind sie kleiner; Flügel, Schwanz und Füße sind ganz dieselben. Ihre Nahrung besteht in kleinen Samen; die Jungen füttern die meisten mit Insektenlarven und kleinen Insekten, dann mit im Kropfe erweichten Sämereien. Sehr unterscheidet sie von den anderen Finken die meisenartige Fertigkeit im Klettern an den dünnsten Hälmchen und Zweigspitzen. Sowohl die europäischen wie die Zeisige fremder Erdteile sind sehr beliebte Zimmervögel.

Der Leinzeisig.

Spinus linaria; Linaria rubra, vulgaris; Fringilla linaria; Acanthis linaria.
(Tafel 22, Figur 9.)

Gewöhnlicher Leinzeisig, Flachszeisig, Flachsfink, Birkenzeisig, Rotplattl, Karminhänfling, Schättchen, Tschetscher, Meerzeisig, kleiner rotplattiger Hänfling, Plättele, Grasl, Tschetscherling, Tschätscherl, Zitscherling, Zuserl.

Dieses Vögelchen ist die am häufigsten bei uns erscheinende Art der verschiedenen Unterarten und hat viel Ähnlichkeit mit dem Berghänfling, mit dem es oft verwechselt wird, ist etwas kleiner und von einer etwas kürzeren Gestalt, wozu der kürzere Schwanz besonders beiträgt, auch ist sein Schnabel viel dünner zugespitzt als der des Berghänflings. Stirnrand dunkel braungrau, Oberkopf schön dunkel karminrot, Hinterkopf und die übrigen Oberteile matt rostbraun, mit dunkelbraunen Längsstreifen; Zügel und ein länglicher Fleck am Kinn und Oberkehle braunschwarz; Borstenfederchen der Nasenlöcher dunkel braungrau; Bürzel blaß karminrot, seitlich mit weißfahlen Säumen und fahlbraunen Schaften; obere Schwanzdeckfedern dunkelbraun, an der Seite weißlich gesäumt, übrige Unterseite weiß; Seiten blaß rostbräunlich, mit dunklen, verwaschenen, breiten Längsstreifen, Schwingen tiefbraun mit zwei großen, weißgelblichen Querbinden; Schwanz tiefbraun, Oberschnabel schwarzbraun, Unterschnabel gelb, Augen dunkelbraun, Füße graubraun. Länge 13 cm,

Flügelbreite 22 cm, Schwanzlänge 6 cm. Das Weibchen ist oberseits heller gefleckt, Kopf und Brust rostbräunlich mit dunklen Schaftflecken; die Kopfplatte ist kleiner und matter. Junge Vögel sind etwas heller als das Weibchen, mehr grau, das Rot fehlt.

Sein Verbreitungsgebiet umfaßt den hohen Norden von Europa, Amerika und Asien. Von dort aus wandert er jährlich in südlichere Gegenden und erscheint bei uns im Oktober und November als Zugvogel, oft in sehr großer Menge. Seine Nahrung besteht im Winter aus Birken, Erlen und anderen Sämereien, im Sommer zur Brutzeit aber auch aus Kerbtieren, namentlich Mücken. Seine Lockstimme ist ein „schettschek" oder „tschätt tschätt", auch „tü tü". Sein Gesang ist unbedeutend, leises klirrendes Zwitschern. Das napfförmige, dem der Bauart des Hänflings ähnelnde Nest steht auf buschartigem Birken- und Erlengebüsch, meist niedrig über dem Boden und besteht aus Wurzeln, feinen Reiserchen, Halmen, Flechten und Moos, die innere Auskleidung bilden Federn und Haare. Gelege drei bis sechs, auf lichtgrünem Grunde rötlichbraun gefleckte und gepunktete Eier, 17 + 14 mm.

Der Leinzeisig ist ein gewandter, unruhiger, munterer und harmloser Vogel, der mit allen Vögeln im besten Einvernehmen lebt und weder Zank noch Streit kennt. Im Käfig geht er ohne Umstände ans Futter, wird sehr zahm und erfreut durch seine Beweglichkeit und Kletterkünste den Pfleger, dauert viele Jahre aus, verliert aber leider nach der Mauser das schöne Rot, welches sich in ein Orangegelb verwandelt. Im Käfig besteht seine Nahrung aus Mohn-, Lein-, Salat-, Birken- und Erlensamen, ein wenig gequetschtem Hanf, im Sommer auch aus weichen Kerbtieren und Grünkraut, im Winter eine Zugabe von Obstschnittchen.

In Gefangenschaft schreitet ein Pärchen bisweilen in einer kühlen Stube oder in einem Heckkäfig zur Brut, wenn man ihnen das Nistmaterial reicht, wie sie es im Freien zum Nestbau benutzen, und sie dabei naturgemäß verpflegt werden. Es sollen aber vom Nest aufgezogene oder, da solche schwer erhältlich, wenigstens gefangene einjährige Vögel hierzu verwendet werden. Mischlinge mit Leinzeisig-Männchen und Kanarien-Weibchen sind mehrfach schon gezüchtet, deren Zeichnung denen der Girlitzbastarde ähnelt.

Der rostbraune Leinzeisig.

Spinus rufescens; Linaria rufescens, minor; Acanthis rufescens; Fringilla linaria rufescens.

Südlicher Leinzeisig, Berg- und Rotleinfink, Rotzeisel.

Er ähnelt dem vorbeschriebenen, ist aber bedeutend kleiner und das Gefieder mehr dunkel rostfarbig. Hinterkopf, Halsseiten, Rücken, Bürzel und Seiten auf gelblich rostbraunem Grunde dunkelbraun geschaftet; Stirn und Oberkopf dunkel karminrot; Zügel und Kehlfleck schwarzbraun; Gurgel und Oberbrust licht rosenrot und weiß gerändert; Unterkörper weißlich, rosenrötlich überhaucht; Seiten bräunlichweiß, braun längsgefleckt; Flügel und Schwanzfedern schwarzbraun, mit schmalen, weißlichen Außensäumen; untere Schwanzdecken mit schwärzlichen Längsflecken; Schulterfedern und die großen Flügeldeckfedern breit gelbgrünlich umrandet, mit zwei deutlichen Flügelbinden; Augen dunkelbraun, Schnabel gelblich, an der Spitze und an der Kante dunkel; Füße schwarz.

Seine Heimat ist Schottland und Irland, er wurde aber bereits in den östlichen Alpen, insbesondere in den Salzburger Alpen, brütend angetroffen.

Eine zweifelhafte Abänderung des Leinfink ist:

Der Langschnabel-Leinzeisig. Acanthis linaria holboellis.

Holbölls Leinfink, langschnäbeliger Leinfink. Derselbe stammt aus Grönland (nach A. E. Brehm), gleicht in Färbung und Größe dem Leinfinken, unterscheidet sich aber durch den ansehnlich größeren, namentlich bedeutend längeren Schnabel.

Der Citronzeisig.

Spinus citrinella; Citrinella alpina, serinus; Fringilla citrinella; Chrysomitris citrinella.
(Tafel 22, Figur 6.

Citronfink, Goldzeisig, Citrinelle, Citrinchen, italienischer Kanarienvogel, Schneevögeli, Citrenl, grüner Hänfling, Citröndl.

Der Citronzeisig unterscheidet sich vom Zeisig hauptsächlich durch den etwas kürzeren und dickeren Schnabel. Stirn, Vorderkopf und um die Augengegend, Kinn und Kehle schön gelbgrün, Unterseite lebhafter gelb; Hinterkopf, Nacken, Hinterhals, Halsseiten und Ohrgegend grau; Mantel und Schultern düster olivengrün, mit verwaschenen dunklen Schaftstrichen; obere Flügel und Schwanzdeckfedern olivengrün; Bürzel schön citrongelb; Unterleibseiten grünlich-grau, untere Schwanzdeckfedern blaßgelb, Schwingen braunschwarz, außen grün gesäumt; Flügel schwarz, mit gelbgrüner Querbinde; Schwanz schwarz, von außen grünlich gekantet; Augen dunkelbraun, Schnabel bleigräulich, Füße gelb-bräunlich. Länge 13 cm, Flügelbreite 23 cm, Schwanz gabelförmig 5,5 cm. Das kleinere Weibchen ist mehr graugrün und dunkel gestrichelt.

Er ist Gebirgsvogel und bewohnt Europa und Kleinasien, Griechenland, Spanien, Südfrankreich, Italien, Deutschland, Schweiz und Tirol. Sein Aufenthalt sind in der Schweiz nur die oberen Waldungen der Alpen, Waldränder und Gebüsche. Strich- und Zugvogel, kommt im März oder April und verläßt uns im Oktober. Der Citronzeisig ist ein lebhaftes, munteres, unruhiges und scheues Vögelchen. Sein Flug leicht und seine Bewegungen gleich denen des Zeisigs. Sein Lockton ist ein wohllautendes „bitt bitt“ und ein leises „bitae bitae wit“ oder „bitaetätett“, sein glockenreiner und sehr wohlklingender Ruf ist „zuib“. Dieses Vögelchen hat einen eigentümlichen klirrenden Gesang, in welchem Stieglitz- und Girlitzstrophen wechseln und ineinandergehen. Sein Gesang, welchen er nahezu das ganze Jahr, mit Ausnahme der Mauserzeit (Juni bis August), hören läßt, besteht nach A. v. Homeyer aus drei Teilen, von denen der eine an das Lied des Girlitzes, der andere an das des Stieglitzes erinnert, und der dritte ungefähr mitten inne steht. Der Stieglitz singt und schnarrt, der Girlitz lispelt und schwirrt, der Citronzeisig singt und klirrt. Der Ton des ersteren ist hell, laut und hart, des zweiten schrillend, des letzteren voll, weich und klangvoll.

Im Sommer sind Alpenpflanzensamen, der Same vom Löwenzahn, kleine Kerbtiere, Knospen und weiche Blattspitzen seine Nahrung. Sein Nest findet man im April oder Mai etwa sechs Meter hoch auf Fichten, Tannen und Föhren, am Stamme und meistens nahe am Wipfel im dichtesten Astwerke, auch unter den Dächern der Sennhütten, es besteht aus Moos, Würzelchen, Flechten, Pflanzenfasern, Gräsern, mit Kerbtiergespinsten künstlich gewebt und ist von innen mit Pflanzenwolle, Haaren und Federn ausgefüttert. Das Gelege besteht aus vier oder fünf hellgrünen Eiern mit violett braunrötlichen und schwarzbraunen Punkten, 15 + 12 mm.

Die Jungen sehen grauen Kanarien ähnlich und werden von beiden Eltern gefüttert; ihr Lockton ist ein gedehntes „zi be zi be“. Gegen den Herbst hin vereinigen sie sich in Trupps und bilden Flüge von 40—50 Stück, meist auf dem Boden den Sämereien nachgehend. In der Gefangenschaft ist der Citronzeisig sehr leicht einzugewöhnen, ausdauernd, wird sehr zahm und zutraulich. Hinsichtlich der Fütterung mit der des Zeisig übereinstimmend. In der Vogelstube nistet ein Pärchen bei ihrem zahmen und zutraulichen Wesen unter geeigneten Umständen nicht unschwer, noch leichter aber, wenn man ihnen einen kühlen, luftigen Aufenthalt bieten kann. Mit Kanarien-Männchen und Citronzeisig-Weibchen und ebenso umgekehrt, sind bereits Junge gezogen worden, deren Zeichnung den Zeisigbastarden ähnelt, jedoch meistens ohne dunkle Längsstreifen; Gesang angenehm klingend.

Der Zeisig.

Spinus viridis, alnorum, medius, obscurus; Chrysomitris spinus; Fringilla spinus, fasciata.
(Tafel 22, Figur 7 und 8.)

Erlenzeisig, Erlenfink, Ziesch̃en, Zeiserl, Zeiseln, Zeischen, Zinnle, Zisle, Zans, Gelbvogel, Peingerl, Schuhmächerle, grüner Hänfling.

Stirn und Oberkopf schwarz, Kehle und Brust grüngelb, Kehlfleck schwarz; Hinterkopf, Nacken und Oberrücken olivengrün, Schwingen schwarzbraun und gelb gesäumt mit hochgelben Außenfahnen; Flügeldeckfedern schwarzgrau, grün gekantet und zwei Querbinden über dem Flügel; Seiten mattgelb, schwärzlich gestrichelt; Bürzel schön gelbgrün, Schnabel spitz und rötlichgelb; Augen dunkelbraun, Füße braun. Länge 12 cm, Flügelbreite 22 cm, Schwanz 4,5 cm stark ausgeschnitten. Weibchen am Rücken düstergrau, schwärzlich gefleckt; Kehle gelblichweiß. Bei den Jungen ist der Rücken blaßgrüngelb und fein gestrichelt. Kommt auch in verschiedenen Farbenspielarten vor, z. B. in ganz weißen, mit weißem Kopf, schwarzen u. s. w.

Verbreitungsgebiet ganz Europa und Asien, soweit bewaldet. Zug- und Strichvogel. Sein Aufenthalt sind gebirgige Nadelwälder, baumlose Gegenden werden von ihm gemieden. Im Herbst erscheint er oft zu Tausenden auf Erlen und Birken, sich fast beständig in den obersten Kronzweigen aufhaltend. Seine Strichzeit dauert vom September bis November, dann vom März bis April. Seine Nahrung besteht in verschiedenen Sämereien, jungen Knospen und Blättern, während der Brutzeit aber hauptsächlich aus Kerbtieren.

Wer kennt nicht den häufigsten unserer Zimmervögel, den Zeisig, das gelbe und gelbgrün gezeichnete, etwas stumpfschwänzige, ewig trillernde Ding, das mit seinem fast nadelspitzen Schnäbelchen so artig aus den Hanfsamenkernen den öligsüßen Inhalt auszulösen versteht. Sicher haben auch die meisten, die bei ihrem Wandel in freier Natur auf das gefiederte Volk achten, im Winter die Zeisigherden gesehen, die mit affenartiger Gewandtheit im dünnsten Kronengezweige gut im Samen stehender Erlenbäume sich umhertreiben oder auf Feldern und Wegen die Distelköpfe beklettern, um ihren Samen auszuklauben und beim Nahen wie eine Wolke aufstieben, um in wogendem raschem Fluge zu verschwinden. Nun, so bekannt und vielgesehen der Vogel zur Winterszeit, so selten bekommt man ihn im Sommer zu Gesicht. Die Phantasie des Volkes hat sich längst dieses Umstandes bemächtigt, so daß die Sage geht, des Zeisigs Nest enthalte einen Stein, der es unsichtbar mache und wer sich den verschaffen könne, wisse sich auch selbst unsichtbar zu machen. Dem ist nun freilich nicht so, sondern des Zeisigs Nest steht nur nicht da, wo man ihn Winters gewöhnlich sieht, er ist ein Vogel des finsteren Bergtannenwaldes, besonders der Weißtannen, wo das Nest zudem unter dichtem Gezweig und Bartflechten so gut versteckt angebracht ist, daß man es sehr schwer auffindet. Das Nest baut er aus Reiserchen, Flechten, Stengeln, Moos, Gras, alles mit Spinngeweben gut durchfilzt, inwendig aus Tier- und Pflanzenwolle und enthält im Mai fünf grünlichbläuliche Eierchen (Tafel 47, Figur 44 a), 16 + 13 mm, welche mit lebhaft dunkelroten Fleckchen, Punkten und Strichen geziert sind. Im Juli findet eine zweite Brut statt.

Die Jungen werden zuerst mit kleinen Larven, dann aus dem Kropf mit erweichten Käferchen und Samen gefüttert und demnächst ziehen alle in großen Schwärmen nach ihrer beliebten Körnernahrung umher, welche aus Erlen-, Birkensamen mit Vorliebe, auch aus Nadelholz- und allerlei öligen und Unkrautsamen besteht, zwischen welchen sie auch kleine Insekten auflesen. Dabei hat der Vogel durchaus den Grundsatz: »ubi bene, ibi patria«. Ist der Nadelholzsamen schlecht geraten, so findet man im kommenden Jahre ihrer nur sehr wenige, wo es nach guten Samenjahren von ihnen in allen Ecken zeterte und trillerte. Bei ihrem Umherstreichen zur Winterszeit suchen sie die nahrungsreichen Stellen aus und da siedeln sie sich an. Als Nahrung sind ihnen alle öligen Samen recht — die mehligen lieben sie nicht. Obenan steht der von Tannen, Fichten und Birken, vor allem aber der freilich nur Winters zu habende Erlensamen, dann der von Hopfen, Disteln, Kletten, Löwenzahn, Habichtkraut, Gänsedisteln, Salat, Hanf, Mohn u. s. w. Den von Rübsaat und Leindotter fressen sie nicht oder nur im Notfall. Zur Erlangung all dieser Samen entwickeln sie eine erstaunliche Gewandtheit im Klettern und es giebt kein reizenderes Schauspiel, als in dem bindfadenartig baumelnden Geäst einer Hängebirke eine Zeisigherde zu beobachten, wie sie meist kopfüber dahängen, um die Zapfen zu leeren, alle Augenblicke das Schnäbelchen wetzen, um es wieder zu reinigen und immer fein spitz zu erhalten und so von Zweig zu Zweig, ruh- und rastlos, so lange noch Samen oben ist. Fällt gegen das Frühjahr der Samen aus, so sieht man dann oft Scharen von Tausenden unter diesen Bäumen mit dem Auflesen beschäftigt.

In der Gefangenschaft hat man den Zeisig um dessentwillen so gern, weil er mit seinem ewigen Gezwitscher die Nachbarn zum Singen ermuntert; denn er selbst ist ein Stümper im Gesang. Freilich

im Freien zur Brutzeit ist dieser auffallend genug, da er dabei ein ganz eigenes Liebesspiel aufführt. Er steigt flatternd von Baum zu Baum in die Höhe, beschreibt einige Kreise in der Luft, bläht das Gefieder auf, spreizt den Schwanz und schwingt die Flügel so stark, daß sie oben fest zusammenklappen. Im Käfig singt er gewöhnlich mit hochaufgerichtetem Vorderleib und wirft sein Hinterteil wie herausfordernd bald rechts, bald links. Der Gesang besteht aus einer Menge zwitschernder Töne und einer eigenen, ganz charakteristischen, gezogenen Endstrophe wie „dibidliblideidääh". Seine gewöhnliche Stimme besteht aus mehreren Tönen: „trettet tetterettet", dann „di die" oder „dil", auch „dibel". Er wird, das ist männiglich bekannt, ganz außerordentlich zahm und er entfaltet die größte Liebenswürdigkeit, die ihm jedes Herz gewinnen muß. Man füttert ihn mit Mohn, Kanariensamen und etwas gequetschtem Hanf. Salat-, Erlen-, Distelsamen sind höchste Leckerei dann für den herzlieben, kleinen grünen Burschen. In der Gefangenschaft gelegte Eier des Zeisigs haben Wert, da sie nur sehr selten zu bekommen sind.

Der Stieglitz.

Spinus carduelis; Carduelis elegans, auratus, germanicus; Fringilla carduelis; Acanthis carduelis.

(Tafel 22, Figur 10 und 11.)

Distelfink, Distelvogel, Distler, Distelzeisig, Gold- und Jupitersfink, Sterlitz, Stechlitz, Kletter- und Rotvogel, Stachlitz, Gelbflügel.

Der Stieglitz zählt unstreitig zu den schönsten europäischen Vögeln. Der Kopf prangt vorn in karminrot und trägt rötlichweißen spitzen Schnabel und weiße Wangen, hinten zwei halbmondförmige Bänder von samtschwarzer Farbe. Auf samtschwarzen Flügeln stehen citrongelbe Streifen. Oberseite mit Ausnahme des undeutlich weißen Nackens lichtbraun; Unterseite weiß, auf der Brust von zwei eiförmigen, hell- oder dunkelbraunen oder auch braungelblichen (meistens zimtbraunen) Flecken unterbrochen. Der gegabelte Schwanz schwarz mit weißen Spitzen. Augen lichtbraun, Füße rötlichbraun. Länge 13 cm, Flügelbreite 24 cm, der ausgeschnittene Schwanz 5 cm.

Der Kenner unterscheidet schon im Neste die jungen Männchen von den Weibchen. Die ersteren kenntlich an einer helleren, gelblich graubraunen Hauptfarbe, zeigen weniger dunklere Flecken oder Punkte, während das Jugendkleid des Weibchens dunkler graubraun und zahlreicher punktiert ist. Nach der Mauser ist das Geschlecht für ein geübtes Auge leicht zu unterscheiden; das Rot am Kopfe des Weibchens schneidet mit dem Auge ab, während das Rot beim Männchen aber hinter das Auge merklich zurückreicht. Auch die besonders schwarzen Schulter- oder Achseldeckfedern sind nur dem Männchen eigen. Als untrügliches Unterscheidungsmerkmal, welches den jungen unausgefärbten Stieglitzhahn von jungen ebensolchen Weibchen erkennen läßt, gilt noch nachstehendes: die Distelfinken färben sich erst im fünften oder sechsten Monate, manchmal auch noch später, ursprünglich haben sie ein ziemlich gleich gehaltenes graues Gefieder, ohne auch nur den geringsten Anflug jener schönen, vielfältigen Farben im späteren Alter. Die unausgefärbten Hähne und Weibchen sind für den Uneingeweihten schwer auseinander zu kennen. Es kann nur zu leicht vorkommen, daß so ein grauer Wildling für einen Hahn gekauft wird und sich nach der Ausfärbung schließlich als ein Weibchen entpuppt. Das einzige richtige Unterscheidungsmerkmal liegt, wie oben bemerkt, an den Flügelkolben, an den oberen (vorderen) abgerundeten Teilen der Flügel, wo letztere am Oberkörper angewachsen sind. Diese Kolben sind beim Männchen dunkelbraun bis meist schwarz, zuweilen auch dunkelgrün, während die Weibchen an diesen Stellen ein gleichmäßiges Grau zeigen. Als weiteres Kennzeichen gilt auch beim Männchen der sogenannte 3—4 mm lange schwarze Federbart (Schnurrbart), der von der Schnabelwurzel nach der Schnabelspitze zu gerichtet ist; dieser ist beim Weibchen braun.

Man unterscheidet dreierlei Stieglitze, nämlich Garten-, Wald- und Alpenstieglitze. Übrigens giebt es größere und kleinere Exemplare, welche Erscheinung zur Annahme von verschiedenen Arten bei Fängern und Liebhabern geführt hat. Wissenschaftlich ist es längst bekannt, daß Vogelarten je nach den Lebensbedingungen der verschiedenen Brutgegenden Lokalrassenunterschiede zeigen. Wie z. B. dieselbe Pflanzenart im Gebirge größer und üppiger, im Flachlande aber meist kleiner wächst, so zeigt sich auch der in unseren fruchtbaren Alpen brütende Stieglitz kräftiger, als seine im ebenen Lande wohnende Artgenossen.

Die Gartenstieglitze sind die bekanntesten und kleinsten und sind an dem matter gefärbten Gefieder erkenntlich und kommen in nur wenig bewaldeten Gegenden vor. Die Länge 12,5 cm, Flügelbreite 23,65 cm und Schwanzlänge 5 cm. Der Gesang besteht aus zwitschernden und trillernden Lauten. Die etwas größeren Waldstieglitze sind lebhafter gefärbt, mit dunkleren gelben Flügelbinden und weißerem Unterleib und klangvollerem Gesang. Länge 14 cm, Flügelbreite 25 cm und Schwanzlänge 5,20 cm. Er ist in allen großen Waldungen Europas verbreitet. Alpenstieglitze (Jochstieglitze) gleichen an Größe beinahe den Waldstieglitzen; das Gefieder ist lebhafter als bei den beiden anderen. Das Schwarz auf den Flügel- und Schwanzfedern ist samtartig, das Weiß des Gefieders reinweiß, Brustflecke dunkel-

braun. Der Gesang ist besser als jener aller übrigen, auch reiner und wohltönender. Es kommen auch Spielarten vor, als schwarzköpfige, weißköpfige, ganz weiße u. s. w.

Oft schon ist der Versuch gemacht worden von launiger Künstlerhand, und auch die „Fliegenden Blätter" haben treffliches darin geleistet, Menschencharaktere in Tiergestalt darzustellen; wo finden wir ein trefflicheres Bild des lebensfrohen, heiterübermütigen Stutzers als in unserem deutschen Stieglitz? Elegant in jeder Hinsicht und Bewegung, stets peinlich adrett im Gefieder, selbstbewußt und stolz auf seine Schönheit, sorglos und heiter, verträglich und Gesellschaft liebend und suchend, aber auch in derselben von bedeutender Frechheit und großem Übermut ist der Stieglitz der Stutzer unserer Ornis.

Die Heimat dieses schönen Vogels ist ganz Europa, ein großer Teil Asiens und Nordwestafrika. Auch Madeira und die kanarischen Inseln beherbergen ihn. Gärten, Parkanlagen, Feldhölzer, kleine Wäldchen und die Säume der Laubholzwälder dienen ihm zum Aufenthalte. Im Herbst schart er sich mit seinesgleichen zusammen. Er ist Strich- und Standvogel. Das Nest, ein wahrer Kunstbau, ist auf Obst-, Wald- oder Alleebäumen, auch in lichten Laubwäldern zu finden, gewöhnlich zwei bis acht Meter über dem Boden, am häufigsten in einer Astgabel am Wipfel und so gut verborgen, daß es nur schwer zu entdecken ist, aus grünen Baumflechten, Moos, feinen Würzelchen, Halmen, Fasern und Federn, sehr dicht zusammengefilzt und mit Kerbtiergespinsten verbunden; von innen durch Pflanzenwolle, Pferdewolle und Schweinsborsten weich ausgerundet, eine offene Mulde bildend. Das Weibchen baut das Nest ganz allein und wird nur in seltenen Fällen vom Männchen unterstützt. Das Gelege besteht aus vier bis fünf auf weißem oder blaugrünlichem Grunde mit violettgrauen Punkten bedeckten, am stumpfen Ende kranzartig gezeichneten Eiern (Tafel 47, Figur 44 b), 16 + 12 mm. Erste Brut im Mai, zweite im Juni. Brutzeit 14 Tage. Die Jungen werden mit Kerbtierlarven und Sämereien gefüttert. Wenn man die jungen Stieglitze vor dem Ausfliegen in einen Käfig sperrt, so werden dieselben von den Alten großgezogen.

Der Stieglitz, nach Kanarienvogel und Zeisig immer noch einer der häufigsten Stubenvögel, ist Stand- und Strichvogel, je nachdem er seinen Tisch gedeckt oder leer findet. Wie schon oben gesagt ist seine Verbreitung über ganz Europa, bis Mitte Schwedens, kanarische Inseln, Nordwestafrika, Madeira und Asien bis Sibiren. Auf Kuba (Centralamerika) soll er nach Brehm verwildert sein. Auf diesem sehr großen Verbreitungsfelde ist aber sein Vorkommen sehr verschieden. Hier häufig, dort sehr selten, manchmal auch ganz fehlend. In Deutschland ist er überall ziemlich häufig, und trotzdem ist man noch sehr im Streit, ob der Stieglitz einmal im Jahre brütet oder zweimal. Nach meinen Beobachtungen ist letzteres der Fall und zwar habe ich in einem großen Obstgarten in Starnberg vier Stieglitzenpaare beobachtet, welche sämtlich die erste Brut im Mai hatten und sämtlich die Welt gegen Ende Juni noch einmal mit einer Stieglitzenvermehrung beglückten, welche leider durch unser häusliches Raubtier, die Katze, wieder aus der Welt geschafft wurden, ehe sie noch flügge geworden. Und diese zwei Bruten fanden in einem nicht angenehmen Sommer statt. Des alten, aber sehr verlässigen Karl Ludwig Koch, kgl. bayr. Oberförster in Burglengenfeld, „System der bayerischen Zoologie", Nürnberg 1816, giebt auch eine zweimalige Brut an, während Brehm sowohl wie Ruß dieselben nur als selten zugestehen. Als ehemaliger leidenschaftlicher Bastardzüchter weiß ich sehr genau, daß man von einem Stieglitz, wenn er sich entschließt, mit einer gelben Gefährtin durchs Käfigleben zu gehen, jährlich zwei Bruten, nie drei und vier wie bei Kanarienvögeln, erhält.

Der Stieglitz ist ein äußerst nützlicher Vogel. Denn wenn er auch, erwachsen, Insekten mit Ausnahme der Blattläuse, die er sehr liebt, verschmäht, so nährt er sich doch fast ausschließlich von Unkrautsamen, besonders dem der lästigen Disteln. Nur Salatpflanzungen wird er schädlich, da er Salatsamen sehr gern verzehrt. Der vorsichtige, scheue Vogel ist aber durch jede Vorrichtung leicht zu verscheuchen. Entzückend schön sind die herrlichen Vögel beim Ausklauben des Distelsamens, wenn sie, oft 10—20 Stück, im Herbste sich um eine starke Distel versammeln, teils zierlich daranhängend, denn der Stieglitz klettert trotz einer Meise, teils sich im reißend schnellen Fluge darum zu jagen. Seinen klangreichen, sehr angenehmen Gesang läßt er das ganze Jahr hören und gerne hört man seine fröhliche Weise, wenn auch nicht allzuviel Kunstfertigkeit darauf verwendet wird. Wird aber der Stieglitz alt, so ist sein Los traurig in der Freiheit. Die scharfen Augen werden trübe, oft blind, noch öfter wächst

der Schnabel aus und während dem Gefangenen der Pfleger da mit scharfer Schere gründlich Abhilfe schafft, hilft dem armen Stieglitzengreis in der Freiheit alles zu späte Wetzen nichts mehr, der Schnabel wächst krumm, spaltet sich oft noch und trauriger Hungertod ist des Ärmsten Teil.

In der Gefangenschaft ist der Stieglitz, sofern er gut gepflegt und reinlich gehalten, eine Augenweide für jeden Beschauer. Man sollte nicht glauben, daß Europa einen Vogel von solcher Farbenpracht erzeugt; doch der hohe Norden sogar hat ja in dem Seidenschwanz immer noch einen Rivalen an Farbenpracht für den Stieglitz; durch Zierlichkeit, Lebendigkeit und Gesang wird es dem Distelfink freilich leicht, den nordischen Gesellen weit zu überflügeln. Der Stieglitz wird äußerst zahm und die meisten meiner Leser werden sich noch der Marterbuden erinnern, in denen abgerichtete Stieglitze marschierten, Kanonen von entsprechendem Kaliber abfeuerten, sich tot stellten u. s. w. Die Gegenwart ist, Gott sei Dank, von derartigen Genüssen verschont. Schwer hat ein großer Teil der gefangenen Stieglitze zu leiden durch die Manier, sie in runden, sogenannten Turmkäfigen zu halten, in welchen die Vögel in der Regel der Epilepsie im Laufe der Zeit verfallen. Jung aufgezogen erlernen die Stieglitze leicht einen guten Kanarienvogelgesang. Nebst dem Vergnügen, an dem schönen Vogel und seinem fesselnden, eleganten Wesen, das am schönsten und entzückendsten in einem großen Gesellschaftskäfig im Verein mit vier oder fünf Kameraden zu Tage tritt, ist es wohl das Vergnügen der Bastardzucht, welches viele zum Ankaufe eines Stieglitzes veranlaßt. Und hierzu will ich gerne dem noch Unkundigen nach besten, eigenen Erfahrungen Rat erteilen. Die Geschichte ist nicht so leicht, wie sie aussieht, und es gehört stets ein wenig Glück dazu. Solches hat man in schon nicht mehr bescheidenem Maße, wenn man zu annehmbarem Preis ein Pärchen, also ein Stieglitzenmännchen und Kanarienweibchen bekommt, das in der That schon einmal Junge aufgezogen. Ist ein solches aber nicht zu haben, so kaufe man im Herbste ein junges, kräftiges, entweder goldgelbes oder reinweißes Kanarienweibchen ohne jedes Abzeichen, weil man von solchen die allerschönsten Jungen erhält, namentlich von den weißen; nur ist selten ein kräftiges, gesundes, weißes Weibchen zu erhalten. Zu diesem Weibchen kaufe man einen jungen, schönen Stieglitz oder ziehe sich noch besser eine Anzahl solcher auf und wähle dann das schönste Männchen. Die Mühe wird durch die große Sicherheit des Erfolges gewiß belohnt. Diese beiden läßt man nun den Winter über in ihrem Kistenkäfig sich aneinander gewöhnen und es ist sehr gut, wenn sonst keine Kanarienvögel im Zimmer sind, auch kein weiterer Stieglitz. Denn sonst hört das gegenseitige Locken nicht auf und hindert das Aneinandergewöhnen sehr. Eine Hauptbedingung ist, daß der Stieglitz noch nicht gebrütet (mit einer seinesgleichen natürlich), ebensowenig das Kanarienweibchen. Im Mai, resp. Ende April erst gebe man dem Weibchen die Brutgelegenheit, denn sonst fängt dasselbe schließlich schon im März Nester zu bauen und Eier zu legen an, aber ohne den Stieglitz. Etwas vorher füttere man hartgekochtes Ei, Salatsamen, auch Ameiseneier zu dem gewöhnlichen Futter; sind Junge da, so läßt man sie genau wie junge Kanarienvögel, nur mit Zugabe ganz kleiner, schön weißer Ameisenpuppen aufziehen. Die Farbenzusammenstellung der Mischlinge ist meist ebenso bunt wie originell, manchmal kommen aber auch einzig schöne Vögel aus. Rein kanariengelb z. B., aber mit dem lebhaft roten Stirnband des Vaters. Rein weiß, mit glänzendroter Stirn und Flügeln des Stieglitz sind nach meiner Ansicht die schönsten. Bei den bunten und braunen Bastarden ist häufig das Rot der Stirn in eine herrliche Goldfarbe übergegangen. Kurz, die aufgewandte Mühe wird reich belohnt. Doch die Bastarden sind wohl immer, mit höchst seltenen Ausnahmen, unfruchtbar. Eine eigentümliche Erscheinung, die sich aber im ganzen Tierreiche wiederholt.

Des Stieglitz Tod tritt mit dem Alter, meist im neunten bis zehnten Jahre ein. Doch kann er auch viel älter werden. Mit Rübsamen sollte man ihn nicht füttern, er mag und verträgt ihn nicht. Seine Lockstimme ist sein Name „Stieglit“. Sehr oft ruft er auch „eia“ und zwar scheint dies ein Ausdruck der höheren Zärtlichkeit zu sein, im Zorne zankt er keifend „rarr rärr“ und am Futternapfe thut er das sehr oft. Denn er will stets allein fressen, nachher können sich die übrigen erlaben. Sonst ist seine Verpflegung gleich der des Zeisigs, höchste Leckerbissen bilden Salatsamen und reife Distelköpfe.

Gimpel. Pyrrhula.

Wir haben nur eine Art, den Dompfaffen. Der Schnabel ist sehr kurz, am Grunde sehr dick, fast dicker als lang, und von Gestalt einer Halbkugel nicht unähnlich, die Spitze der oberen Kinnlade aber verengt und über die untere etwas herabgekrümmt. Die Nasenlöcher sind dicht am Schnabelgrunde, kreisrund, sehr klein, rückwärts mit einer weichhäutigen aufgetriebenen Schwiele umgeben.

Der Gimpel.

Pyrrhula europaea, vulgaris, rufa, germanica, peregrina; Fringilla pyrrhula.

(Tafel 22, Figur 12 und 13.)

Blutfink, Dompfaff, Pfäfflein, Rotvogel, Gold-, Laub-, Loh- und Rotfink, gemeiner Gimpel, Gäger, Brommnis, Domherr, Gumpf, Lüch, Lüff, Lübich, Böhmer, Golm, Golle.

Oberkopf, Stirn, Schnabelbasis tiefschwarz; Rücken und Schultern bläulichaschgrau; Bürzel weiß, Kehle, Brust und Bauch zinnoberrot; Schwingen schwarz, mit zwei weißen Querbinden; Hinterleib weiß, Schwanz schwarz, Augen dunkelbraun, Füße schwarzbraun. Länge 18 cm, Flügelbreite 28 cm, Schwanz 7 cm. Das Weibchen hat bräunlichgrauen Rücken und rötlichgraue Unterseite, sonst ist die Zeichnung dieselbe wie beim Männchen. Junge Vögel oberseits rötlichbraungrau; Stirn und Kehle bräunlichweiß; unterseits rötlichgelbgrau. Die jungen Männchen im Nest sind erkenntlich an der rötlichen Brust. Um mit Sicherheit die Männchen zu erkennen, zieht man den Nestlingen einige Brustfedern aus, sobald letztere rot nachwachsen, so ist es ein Männchen, sind dieselben aber grau, so ist es ein Weibchen. Es kommen auch Spielarten vor und zwar schwarze, seltener weiße und bunte; auch verliert der Gimpel in der Gefangenschaft nach der Mauser das schöne Rot. Der nordische Gimpel ist ein wenig größer als der deutsche. Man kann dies nur besser sehen, wenn man zwei Vögel, einen deutschen und einen nordischen, vor Augen hat, wenn sie ihr Gefieder sträuben. Noch deutlicher tritt dieser zu Tage, wenn man sie nacheinander umhandet, da spürt man die Größe des nordischen ganz erheblich.

Der Gimpel ist über ganz Europa verbreitet. Im nördlichen Europa ist er Strich-, in Südeuropa aber Standvogel.

Er ist der auffälligste und bekannteste unter unseren finkenartigen Waldvögeln. Das alte Männchen ist ein herrlicher Vogel. Man sieht den Gimpel überall wo Wald ist Sommers und Winters, nur sind unsere Wintervögel solche, die aus dem Norden bei uns eingerückt sind. Von Wald ist ihnen jeder recht, nur nicht der finstere Nadelhochwald, der Laubholzwald sagt ihnen aber offenbar besser zu; während der Zugzeit erscheinen sie dann auch in allen größeren Baumpflanzungen des offenen Kulturlandes und zwar immer in kleinen Gesellschaften. Ihre Anwesenheit verraten sie meist durch ihren so sehr charakteristischen, ungemein sanft flötenden, mit dem Munde sehr leicht nachzuahmenden Lockton, der wie „diü diü" klingt — man kann sie durch Nachahmung sehr leicht herbeilocken — sie sitzen dann meist hoch in den Baumkronen, selten auf Gebüsch, und die leuchtend rote Brust der Männchen, sowie beim Abfliegen der leuchtend weiße Bürzel verraten sie auch dem Ungeübten sofort. Zum Brutgeschäft verlangt der Gimpel große Wälder mit wenig betretenen Dickungen, weshalb man ihn Sommers nicht überall und auch da, wo er ist, nicht oft sieht. Der Gesang heißt nicht viel, er besteht aus einer Menge kurz abgebrochener Töne mit einigen längeren gemischt, etwa so: „si üt üt üt si re, üt üt üt üt üt üt si re la ut mi ut la", dazwischen immer die heiseren kreischenden Töne „oretschei aahi". Das Nest steht nicht gerade in den Dickungen, sondern da, wo in solchen ein offenes Plätzchen ist, und zwar auf einem kleineren Bäumchen oder in den Gabelästen eines höheren Buschholzes; es ist sehr hübsch, sorgfältig ausgerundet, besteht aus Würzelchen, Hälmchen, Moos, Bartflechten, feinen Baumreisern und ist mit Wildhaaren und Schafwolle gefüttert; die Eier, fünf bis sechs an der Zahl, 21 + 15 mm, sind auf grünlichblauem Grunde mit violettgrauen, dunkelvioletten und purpurbraunen Flecken besetzt (Tafel 47, Figur 45). Die Nahrung der Gimpel besteht vorzugsweise aus Baumsamen, den sie entweder in den Kronen ausmachen oder auf dem Erdboden auflesen, dann auch allerlei sonstigen Sämereien von Disteln, Kletten, Spiräen, den Kernen der verschiedenen Waldbeeren — das Fleisch derselben werfen sie weg. In der Gefangenschaft ist er einer der wichtigsten Vögel der ganzen Stubenvogelliebhaberei. Seine große Zahmheit und Anhänglichkeit, seine Farbenpracht, seine Fähigkeit, Melodieen ganz einzig schön

nachpfeifen zu lernen, machen ihn zu einem der begehrtesten Vögel. Eine Unsumme von Mühe wird auf seine Auffütterung und Ausbildung verwandt. Denn Dompfaffen, die etwas lernen sollen, müssen jung dem Neste entnommen werden. Über die Aufzucht der Jungen siehe „Allgemeines“, Seite LXXVIII und folg. Diese jungen Vögel lernen dann ihnen mit dem Munde vorgepfiffene Melodieen mit wunderbar schöner Stimme wiedergeben. Der Unterricht ist freilich sehr mühsam und darf nicht zu frühe aufgegeben werden, weil sonst der Schüler zu leicht einzelnes wieder vergißt. Stockt er an der Stelle eines Liedes — was auch bei alten Meistern nach der Mauser oft vorkommt — so darf man ihm nicht nur diese Stelle einzeln vorpfeifen, sondern muß ihm die ganze Melodie wieder einprägen; würde man nur die dem Vogel entfallene Stelle ihn nachlernen wollen, so würde er plötzlich diese allein pfeifen und das ganze Lied vergessen. Mehr wie drei Melodieen behalten nur ganz abnorm begabte Vögel. Wie der Dompfaff an sich einer der lieblichsten Stubengenossen ist, so macht er auch beim Singen die niedlichsten Bewegungen und Verbeugungen, lernt auch mit Sicherheit auf ein gegebenes Zeichen singen. Diese jung aufgezogenen Vögel sind begreiflicherweise zart, wie der Gimpel an sich unter allen unseren Körnerfressern wohl die zarteste Gesundheit hat. Er bedarf darum stets sorgfältigster und sanftester Pflege, sollte nur sehr wenig Hanf, als Hauptfutter Sommerrübsamen und Mohn, zuweilen etwas hartes Ei erhalten. Badewasser ist ihm dringendes Bedürfnis. Die Gebrüder Müller schildern gar sehr anschaulich, mit welcher Leidenschaft in Thüringen der Dompfaffenliebhaberei (dort nennt man sie „Blutfinken“) gehuldigt wird.

„Der nach dem Geheck Busch für Busch durchsuchende lüsterne Blutfinkenzüchter muß oft genug, getäuscht in seiner Hoffnung, für Stunden abziehen und sich auf vorsichtiges Beobachten der Vögel legen, um das verborgen angebrachte Nest zu entdecken. Diesen Nestern wird in manchen Gebirgsgegenden unseres Vaterlandes, so z. B. im Vogelsberge, in einer wahrhaft handwerksmäßigen Weise nachgestellt. In diesem Gebirge haben sich viele Gewerbetreibende und Landleute mit aller Leidenschaft, die nur je Vogelfang und Vogelzucht auf das Gemüt des Volkes auszuüben pflegen, der Erziehung und Lehre des Blutfinken zugewendet. Von dem Züchter kauft sie der Unterhändler auf und dieser liefert sie an den Haupthändler ab, der sie nach größeren und kleineren Städten Deutschlands, meistens aber nach England versendet. Am Platze kostet ein gut abgerichteter Vogel 3—5 Thaler, in England mindestens das Dreifache. Man muß jahrelang unter diesem Gebirgsvolke gelebt haben, um beurteilen zu können, wie bedeutungsvoll die Blutfinkenzucht in das Leben eines Vogelsberger Handwerkers oder Kleinbauern eingreift. Da schleicht er Ende April oder Anfang Mai zum Walde, ahmt den wehmütig klingenden Lockton des Vogels nach, um sich durch die aus dem Gebüsch ertönende Antwort von dessen Nähe zu überzeugen; dann hockt er bewegungslos im Gebüsch, späht und horcht nach allen Seiten hin und beobachtet genau die Flugrichtung der Paare. Hier hat er endlich das vorsichtige Weibchen entdeckt, begleitet vom Männchen, ersteres mit Reisern im Schnabel, auf drei oder mehr Büschen erst fußend, ehe es in den auserkorenen schlüpft, wo es die Grundlage zum Neste legt. Heimlich und unbemerkt von den Vögeln schleicht der Entdecker fort, kein Zeichen am Gezweige, wie es der Laie thut, verrät dem Nebenbuhler den Fund. Auch wenn das Nest im gleichmäßigsten Dickicht verborgen ist, so weiß es der Waldbewohner doch sicher wieder zu finden. So erspäht er ein Nest nach dem andern, wobei ihn neben der Freude aber zugleich die Sorge quält; denn gleich ihm schleicht ein Dutzend anderer Blutfinkenzüchter in den Gehegen umher. Unter dem Verdacht, ein Nest sei schon von andern gefunden, nimmt er das Gelege fort, um es in vorher sorglich ausgekundschafteten Hänflings- und andern Finkennestern zu verteilen. Aber auch hier ist er seines Schatzes nicht sicher, denn ein Nebenbuhler hat vielleicht diese Nester ebenfalls aufgesucht und findet mit Kennerblick die Blutfinkeneier heraus, welche dann einer zweiten Wanderung in andere Nester ausgesetzt sind. Oder er weiß nicht den Grad der Brutreife in den Nestern, welche die Blutfinkeneier aufnehmen sollen und diese bleiben dann oft unausgebrütet. Oft werden auch die noch nackten Jungen in die Hütte des Züchters mitgenommen. In der Familie desselben finden wir eine vollständige Organisation in Bezug auf die Erziehung dieser Vögel; vom Vater und der Mutter bis zum Schulbübchen hat alles nur Augen und Ohren für sie. Der Ofen wird für die nackten Tierchen erwärmt und mit bedecktem Neste in einem Kästchen werden sie in seinen Schutz gestellt. Zu einer dem Kropffutter der Alten ähnlichen Ätzung wird Sommerrübsamen kleingekaut,

und wenn der Vater sich auf Tage entfernt, um neue Nester zu suchen, so wird von der Familie gewiß nichts versäumt, sondern die Erziehung der teuren Vögelchen geht ihren geregelten Gang. Die nächsten Waldungsstriche des Vogelbergs sind manchen leidenschaftlichen und habgierigen Vogelzüchtern schon längst nicht mehr sicher und ergiebig genug; sie dehnen ihre Streifzüge auch in die Vorhölzer des Gebirges aus, und wir kennen Züchter aus Grabenhein und Hermannsstein und Umgegend, welche bis zur Wetterau schweifen, um dort Blutfinkenbruten aufzusuchen und mit guter Beute heimzukehren."

Man hält den Blutfinken recht häufig für einen echten Gimpel, für einen Ausbund von Dummheit und Vertrauensseligkeit, von Harmlosigkeit und Tölpelhaftigkeit. Er ist indes gar nicht dumm, vielmehr äußerst gelehrig, von guten Begriffen und leidlich gutem Gedächtnis. Vertrauensselig ist er allerdings bis zu einem gewissen Grade; er fürchtet den Menschen nicht; aber er lernt ihn in seiner Waldeinsamkeit auch zu wenig kennen; wenn ihm fortgesetzt nachgestellt wird, so weiß er ein solch feindliches Bestreben sehr wohl zu würdigen. Harmlos ist er mitunter gar nicht. Obwohl er sich in einzelnen Fällen mit dem Kanarienvogel gepaart hat, auch in des Verfassers Vogelstube, so hat er doch gegen denselben — allerdings mehr wie gegen einen andern Vogel, eine ausgesprochene Abneigung; er weiß in solchen Fällen sein Hausrecht im Flugkäfig energisch zur Geltung zu bringen und in der Kanarienhecke wird er zuweilen den hilflosen Nestjungen sehr gefährlich. Im Käfig benimmt er sich nicht selten gar zu phlegmatisch, nur seinem Pfleger gegenüber nicht; freifliegend im Zimmer entwickelt er dagegen seine ganze Liebenswürdigkeit; nur verliert man ihn dabei über kurz oder lang durch irgend einen bösen Zufall.

Als Futter reiche man Rübsen, Mohn, Kanariensamen und etwas Hanf; hiezu frische Ameisenpuppen, Vogelbeeren, Grünkraut, frische Baumknospen und Apfelschnittchen; im Winter etwas Kruelsches Universalfutter und täglich einige Mehlwürmer. Der Dompfaffe verlangt sorgfältige Pflege, bessere als die meisten anderen Finken. Auch ein tägliches Bad ist ihm Bedürfnis.

Die Hakengimpel. Carpodacus.

Sie sind nördliche und hochnordische Vögel. Ihr Schnabel ist kurz, dick, der Oberschnabel hakig übergebogen. Die Flügel sind lang, ebenso der Schwanz, der in der Mitte etwas ausgeschnitten erscheint. Die Männchen sind vorherrschend rötlich, die Weibchen mehr gelblich gefärbt, die Jungen sperlingsartig gefleckt.

Der Karmingimpel.

Carpodacus erythrinus; Pinicola erythrinus; Pyrrhula erythrina; Loxia cardinalis.

(Tafel 23, Figur 1 und 2.)

Karminhänfling, Brandfink, Tuti der Hindu, auch karminköpfiger Fink genannt. Ein wahrhaft prachtvoller Vogel!

Kopf, Kehle, Oberhals und Bürzel lebhaft karminrot, Rücken und Hinterhals bräunlichgrau, dunkler rötlich gefleckt, Brust rosenrot, Flügelschwingen dunkelbraun mit gelblichweißen und rötlichen Säumen und zwei weißen Querbinden; Unterleib und Unterschwanz weißlichgraubraun, die Oberschwanzdeckfedern karminrot gerandet; der kurze, dicke Schnabel rötlichgrau; Augen dunkelbraun, Füße gelbbraun. Länge 15 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanzlänge 6 cm. Die schöne glänzende Färbung kommt erst im dritten und vierten Lebensjahre; je älter das Männchen, desto schöner wird das herrliche Karminrot. Das etwas kleinere Weibchen ist oberhalb matt olivenbraun, jede Feder hell gesäumt; Unterleib düster weiß; Brust fahl bräunlichgrau mit bräunlichgrauen dunkleren Längsflecken. Die jungen Männchen sind braungrau, mit helleren, ins Grünliche spielenden Federrändern, dem Weibchen sehr ähnlich. Leider verschwindet in der Gefangenschaft bei dem Männchen die rote Farbe mit der ersten Mauser; die Färbung wird dann schon bronzegelbbraun, immerhin ein schlechter Ersatz für das leuchtende Rot.

Ihm ganz nahe verwandt und deshalb gleich mit ihm zu schildern ist

Der Rosengimpel,

Carpodacus roseus; Pinicola rosea.

(Tafel 22, Figur 14.)

Er ist dem Karmingimpel so nahe stehend und so ähnlich, daß ihn viele Forscher gar nicht von ihm trennen. Indessen weist der sehr selten in unsere Hände gelangende Vogel — abgesehen von der bedeutenderen Größe — doch wesentliche Unterschiede auf.

Er ist an Kopf, Brust und Bürzel johannisbeerrot, mit perlartig weißen Federn am Vorderkopf und Kehle; auf den Flügeln zwei weiße Querbinden, denen des weißbindigen Kreuzschnabels ähnlich. Unterleib weiß, rötlichweiß gesäumt, Schnabel bräunlichgrau, Augen braun, Füße braungelb. Länge 16,5 cm, Flügelbreite 27 cm, Schwanz 7 cm. Weibchen und junge Vögel lerchenartig gezeichnet.

Das nördliche Asien ist seine Heimat, dort bewohnt er wasserreiche Gegenden. Regelmäßig kommt er Winters über Rußland nach Ungarn, selten auch nach Deutschland. Er heißt auch, insbesondere im Handel: Großer Karmingimpel.

Südlicher als er, den Osten Europas, Mittel- und Südrußland, ganz Mittelasien bewohnend, — in Deutschland in Ostpreußen, Pommern, Schlesien, insbesondere bei Breslau Brutvogel — ist das Gebiet des Karmingimpels. Wir kennen im Gegensatz zu ihm die Lebensweise des Rosengimpels sehr wenig, dürfen aber annehmen, daß sie mit der des Karmingimpels im Wesentlichen übereinstimmt. Dessen Aufenthalt sind feuchte Gegenden und die buschreichen Ufer der Flüsse und Bäche, das Weidengebüsch und Röhricht längs derselben. Das Nest steht etwa mannshoch über der Erde im Nadelholz und Dorngesträuch, es ist aus dürren Grashalmen, Grasrispen, Würzelchen und Pferdehaaren hergestellt und enthält Mitte Juni vier bis sechs blaugrüne, bräunlich und schwarz gepunktete und gestrichelte Eier, 20 + 14 mm. Die Brut soll im allgemeinen der des Blutfinken gleichen und in demselben Jahre eine zweite Brut nicht gemacht werden.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen öligen Sämereien, in dem Samen der Ulmen und Rüstern, in den Knospen und Blüten der Bäume und in jungen Schößlingen; in der Gefangenschaft ernährt man ihn wie den Blutfinken. Der Karmingimpel ist ein munterer und lebhafter Vogel; er fliegt leicht schnurrend und wie die meisten Finken in Bogenlinien; er bewegt sich nicht ungeschickt auf der Erde; in seinem Betragen erinnert er ebensosehr an den Hänfling, als an den Blutfinken. Die Lockstimme ist ein heller pfeifender Ton — „hio" oder „trio", „trieb", auch „wühi", — einigermaßen an den Lockruf des Kanarienvogels erinnernd. Über seinen Gesang sagt Dr. Alfred Brehm: „Der Gesang des Karmingimpels gehört zu den besten Finkengesängen, welche ich kenne. Er ist ebenso reichhaltig als wohllautend, ebenso sanft als lieblich. Nur der Lockton und das „tschewitschu wibäl" werden kräftig betont; der eigentliche Gesang ist ein ungemein anziehendes, wechselreiches und klangvolles Lied, welches zwar an den Schlag des Stieglitz, Hänflings und Kanarienvogels erinnert, aber doch etwas durchaus selbständiges hat." Dr. Ruß, welcher ihn in der Gefangenschaft gezüchtet hat, — dieser verdiente Forscher schildert das Jugendkleid grünlich braungrau, unterhalb düster bräunlichweiß, fahlbraun gefleckt; der Bürzel matt gelbgrün — bezeichnet den Karmingimpel ebenfalls als einen vorzüglichen Sänger, sehr schön und verträglich im Gesellschaftsbauer. Naumann bezeichnet den Gesang als angenehm, laut, lang und durchaus eigentümlich, so daß derjenige, welcher Vogelstimmen zu unterscheiden gelernt hat, den Karmingimpel augenblicklich erkennt.

Im Frühling und Sommer gewahrt man ihn pärchenweise; im Herbst streicht er in großen Scharen umher. Der Fang geschieht mittels Fußschlingen oder Leimruten; als Köder dient hauptsächlich der Leinsamen. Die Eingewöhnung geschieht mit Sommerrübsen, Kanarien-, Hanf- und Leinsamen nebst Grünkraut; es wird kaum nötig sein, ihm Weichfutter, als Möhren, eingeweichtes Weißbrot und Mohn zu reichen, da er sich leicht eingewöhnt. Er ist aber ein zarter, nicht besonders ausdauernder Gast, der uns durch herzgewinnende Liebenswürdigkeit, Zierlichkeit und Zahmheit ebenso erfreut, wie sein oft urplötzlicher Tod uns betrübt. Am gefährlichsten sind ihm die Tage des Hochsommers, am wohlsten fühlt er sich im Winter.

Der Hakengimpel.

Pinicola enucleator, rubra; Loxia enucleator, flamingo; Pyrrhula enucleator.
(Tafel 23, Figur 3 und 4.)

Fichtengimpel, Hakenkreuzschnabel, Hakenfink, Fichtenkernbeißer, Fichtenhacker, finnischer Papagei, Finscher, Hartschnabel, Parisvogel, Krabbenfresser.

Einem lebhaften Farbenwechsel ist sein Gefieder unterworfen. Die alten Männchen sind rot, ihr frisches Herbstkleid gewährt einen herrlichen Anblick. Am allerschönsten aber ist das Winterkleid. Kopf und Hals sind karmoisinrot; Rücken, Schultern und Oberschwanzdeckfedern noch etwas dunkler rot, der Bürzel rot mit aschgrauen Flecken. Die Brust ist ebenfalls rot mit aschgrau, welche Farbenzusammenstellung die schönste, schuppenartige Zeichnung bildet. Die Schwingen und Steuerfedern sind schwärzlich, heller gerandet Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schmutzigbraun, an der Spitze schwärzlich, der Unterschnabel lichter als der obere, der Fuß graubraun. Der Oberschnabel ist stark hakig übergebogen, wie bei vielen Papageien, die starken Füße sind kurz, die Zehen kräftig, die Krallen groß. Bei den Weibchen und einjährigen Männchen spielt die Farbe mehr ins Gelbliche, die Kehle ist lichter gefärbt, die Flügel werden durch zwei weiße Querbinden geziert. Je älter das Männchen wird, desto feuriger wird das Rot. Länge 22 cm, Breite 35 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Die Heimat ist das nördliche Europa und Nordasien, soweit nördlich der Tannen- und Fichtenwald geht. Winters kommen sie in manchen Jahren einzeln, in anderen Jahren in unzählbaren Tausenden nach dem nördlichen Deutschland. In Stellung und im Fluge ähneln sie unserem Gimpel. In ihrem Wesen gleichen sie den Kreuzschnäbeln, sind harmlos, sanft und friedfertig. In den Baumkronen klettern sie sehr geschickt von einem Ast zum andern, auf dem Boden aber ist der Hakengimpel sehr ungeschickt, hüpft dort in plumpen Sprüngen. Seine Lockstimme ist ein flötender, angenehmer Ton, dem des Gimpels ähnlich und besteht aus drei Silben, die wie „tülehüt" klingen, schnell und trillernd, auch ein sanftes „düt düt düt" hört man oft. Das Männchen ist ein vortrefflicher Sänger und singt selbst den ganzen Winter hindurch. Die Nahrung bilden die Samen der Nadelholzbäume, welche er zwischen den geöffneten Schuppen der Zapfen hervorzieht, sodann mehrere Beeren, im Sommer Baumknospen und Kerbtiere, im Notfalle allerhand Sämereien. Mit dem Nestbau beginnt er im April. Es ist auf kleine Fichten, selten höher als drei Meter vom Boden gebaut, steht auf einem Zweig dicht am Stamme und ist mit beiden verflochten. Es steht infolgedessen ungemein fest. Die vier Eier haben auf grünlichgrauem Grunde violettgraue, dunkelbraunrote und schwarze Pünktchen und Flecken. Sie sind 26 + 18 mm groß.

In ganz kurzer Zeit verliert sich in der Gefangenschaft die wundervolle Färbung des Männchens und macht einer düsteren Färbung Platz. Wärme, insbesondere Ofenwärme vertragen sie gar nicht. Sonst aber sind sie höchst angenehme Stubenvögel, sofort zahm, unter sich zärtlich, in einer Vogelstube auch recht ausdauernd, schreiten sie dort rasch zur Brut. Der Gesang des Männchens mit seinen abwechselnden, sanften, reinen Flötentönen entzückt. Man füttert sie mit Rübsen, Hanf, Hafer, Lein-, Kanarien-, Rot- und Weißtannensamen, einige Mehlwürmer, im Sommer auch Kerbtiere, Ameisenpuppen, junge Fichten-, Tannen- und Föhrenschößlinge, Baumknospen, allerlei Unkraut-Sämereien, Grünkraut (Vogelmiere), im Herbst und Winter verschiedene Beeren. Zur Fortpflanzungszeit eingequellte Sämereien, frische Ameisenpuppen, Fliegen, Spinnen, Mücken und gehacktes oder geriebenes Ei. Außerordentlich gerne fressen sie den Weißtannensamen und Spinnen.

Der Meisengimpel.

Uragus sibiricus; Loxia sibirica; Pyrrhula sibirica.

Dieser schöne Karmingimpel kann nicht als Europäer betrachtet werden. Da er sich aber doch schon bis Ungarn verflogen hat, soll er kurz geschildert werden. Er bewohnt sumpfige Gegenden Ostasiens und baut sein Nest in Zwergbirken. Die sehr schönen Eier, 19 + 14 mm, sind auf tiefblaugrünem Grunde spärlich mit bräunlichen Flecken gezeichnet. Das alte Männchen ist prachtvoll rosenrot, silbergrau überflogen, Stirnbinde hochrosenrot, Rücken dunkler, Bürzel hoch karminrot, Kopf und Kehle

weißlich, atlasglänzend. Das Weibchen ist hell olivenfarben, graugrün. Länge 18 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanzlänge 9 cm. Wegen des körperlangen, stufigen Schwanzes hat man den Meisengimpel von den Hakengimpeln getrennt und ihn als Vertreter der Langschwanzgimpel (Uracus) aufgestellt.

Die Kreuzschnäbel. Loxia.

Die gesamte Gruppe der Kreuzschnäbel verteilt sich auf Europa, Nord- und Mittelamerika und einen Teil von Asien. Sämtlich sind sie Bewohner der Nadelwaldregion, ihre Hauptmasse entfällt circumpolar auf den Norden. Eigentümlichkeiten in Lebensweise und Haushalt, gefälliges Gefieder und eine Schnabelform, in welcher eigentlich eine Mißbildung zur Regel geworden ist, zeichnen sie aus. Alle haben eine große Gewandtheit im Klettern unter Zuhilfenahme des kräftigen Hakenschnabels, eine gewisse Unbehilflichkeit am Boden, angenehmen zwitschernden Gesang und harmlose Vertraulichkeit. Der Kopf ist groß und kräftig muskuliert für harte Arbeit an Koniferenzapfen, man beobachtet einen auffallend stärkeren Muskelansatz an der der Krümmung des Oberschnabels entgegengesetzten Seite des Hinterkopfes, so daß, entsprechend der zum Öffnen der Zapfen nötigen Hebelkraft, die Rechtsschnäbel linksseitig, die Linksschnäbel rechtsseitig die stärkere Muskulatur haben. In der ersten Jugend kreuzen sich die Schnabelhälften noch nicht, bald aber schlägt sich der Oberschnabel entweder nach rechts oder nach links — ohne jede verwandtschaftliche Vererbung — über, wobei die Spitze der unteren Hälfte öfters die Bahn der oberen weit überragt. Es ist hier ein Schnabel geschaffen, der nicht allein härtere Samen knackt, sondern auch als seitlich wirkender Hebel tief unter die Zapfenschuppen eindringen und sie abblättern kann.

Marshall schreibt in seinem Werke „Bau der Vögel", 1895: „Es wäre äußerst interessant, wenn es anginge, nestjunge Kreuzschnäbel bei anderem Futter, was alte wenigstens gern nehmen, aufzuziehen, ohne ihnen je Tannenzapfen zu verabfolgen. Wenn die Schnäbel sich bei ihnen doch krümmten, so würde das auf Vererbung zurückzuführen sein," ꝛc. Es nimmt mich wunder, daß dem verehrten Forscher unbekannt blieb, wie so manches Mal schon der Kreuzschnabel in der Gefangenschaft gezüchtet wurde. Auch in meiner Vogelstube zu München hatte 1887 ein Fichten-Kreuzschnabelpaar gebrütet und dabei heillosen Unfug gestiftet, viele „Mordthaten" vollbracht, aber von vier Eiern auch drei Junge erbrütet und ein Weibchen davon mit dem in der Vogelstube vorhandenen Futter: insbesondere Zirbelnüssen, allerlei Sämereien, Ameisenpuppen und Eifutter ganz großgezogen. Das Tierchen blieb ein Schwächling, lebte aber doch drei Jahre. Der Schnabel zeigte vom Anfange an die Neigung, ein Kreuzschnabel zu werden, namentlich ist die Muskulatur ganz anders entwickelt wie z. B. beim Gimpel, den ich ebenfalls züchtete, er wächst sich aber — wenigstens in der Gefangenschaft — unendlich langsam zum Kreuzschnabel aus, im vierten Monat war er noch nicht vollendet, das Tierchen zeigte noch den gelben Mundsaum, und im siebenten Lebensmonat war das Wachstum der Kreuzung noch ganz unverkennbar zu konstatieren. Betrachten wir noch an Hand der Abbildungen den merkwürdigen Schnabelbau: *A* zeigt uns den Schädel von der Seite, *a* ist der Musculus temporalis, *b* der Musculus pyramidalis; *B* den macerierten Schädel, *a* ist ein dünner Muskel, *b* Musculus temporalis, *c* Musculus pterygoideus; *C* den Schädel von unten, *a, b* Musculi pyramidales, *c* dünner Muskel, *d* Musculus pterygoideus, *e, f* Musculi pterygoidei (nach Marshall). Außer meiner Wenigkeit hat P. Blasius Hanf in Kloster St. Lambrecht z. B. ebenfalls Kreuzschnäbel gezogen, viele als Nestjunge aufgefüttert, leider schreibt dieser hochzuschätzende Ornithologe nichts über die Schnabelbildung, er scheint die Krümmung als selbstredend hinzunehmen.

Nach Geschlecht und Alter ändern die Kreuzschnäbel sehr in der Farbe. Die Jungen sind vorwiegend grau mit dunklerer Strichelung, die Weibchen grünlichgrau bis graugelbgrün, die jüngeren

Männchen mehr grüngelb oder trübrot, die alten Männchen über Kopf, Rücken und Vorderseite lebhaft rot, bis zu den brillanten Tönen von johannisbeer- und kirschrot. Die Samen der Koniferen sind ihre Hauptnahrung, ihr ordnen sie auch das Fortpflanzungsgeschäft unter: sie brüten meist im Winter. Nur nebenher dienen aushilfsweise die Samen verschiedener Distelarten, Vogelbeerkerne und Wachholder, ausnahmsweise auch Nadelholzknospen für die Sättigung des gefräßigen Vogels. Entgegen den 20 Arten, welche Christian Ludwig Brehm fabriziert, auf Grund subtilster Unterscheidungen, haben wir für Europa nur drei Arten zu unterscheiden. Von Interesse ist, daß den Autoren des Altertums der Kreuzschnabel entschieden nicht bekannt war, obwohl sie jetzt in Italien und Spanien vorkommen; der Chlorion des Plinius ist ohne Zweifel der Pirol. Die Kreuzschnäbel sind hochbeliebte Stubenvögel, vorzugsweise der Gebirgsgegenden, und der gemeine Mann glaubt heute noch, daß sie Krankheiten von den Zimmergenossen an sich ziehen und viele Hunderte von Vögeln werden diesem Wahne grausam geopfert. In der „guten alten“ Zeit der Vogelstellerei diente ihr wohlschmeckendes Fleisch als Leckerbissen; Bechstein giebt genaues Rezept, wie man sie abgebrüht und über dem Rost gebraten mit verschiedener Würze und Essig in kleinen Fäßchen einmachen soll.

Der gemeine oder Fichtenkreuzschnabel.

Loxia curvirostra; Crucirostra curvirostra, abietina, vulgaris.

(Tafel 23, Figur 8, 9 und 10.)

Krünitz, Krummschnabel, Tannen- und Kreuzvogel, Hakenkreuzschnabel, Zapfenbeißer, Christvogel.

Durch den viel schwächeren, mehr in die Länge gezogenen und flach gebogenen schwarzbraunen Schnabel (der Unterschnabel ragt gewöhnlich über den Rücken des Oberschnabels empor), den kleineren, schmäleren Kopf und die viel geringere Größe (Länge 17 cm, Breite 28 cm, Schwanz 6 cm) ist dieser Vogel auf den ersten Blick als eine von dem folgenden Kiefern-Kreuzschnabel verschiedene Art erkenntlich. Oberseits karmin- oder dunkelmennigrot, unterseits mehr karminrot; Oberrücken dunkelbräunlichrot; Schultern, Flügel und Schwanz rötlichbraungrau; Bauch, Schwanz und Deckfedern an der Unterseite rötlichweiß; Augen dunkelbraun, Füße braun. Das Weibchen ist grau, an der Oberseite grünlich; Brust- und Bauchseiten gelbgrün, Unterseite hellgrau. Jugendkleid oberseits grünlich schwarzgrau, unterseits grüngelblichweiß mit schwarzen Schaftflecken. Bei einmal abgemauserten Weibchen haben die Farben mehr eine düstere Mischung und viel mehr Grau, doch lassen sie sich selbst von den am schlechtesten aussehenden Männchen bei einiger Übung leicht unterscheiden. Bei beiden Geschlechtern ist die gelbe und grüne Farbe auf dem Bürzel am schönsten und reinsten. Im ersten Jahre ist der junge Vogel graugrün, heller und dunkler gescheckt; nach der ersten Mauser im Herbst bringt die lebhaftere Farbe durch und das Gefieder erscheint gelbgrün und wird je älter je gelber. Einzelne Federn des Männchens fangen dann, namentlich an der Brust und auf dem Bürzel, schon an, einen roten Saum zu bekommen, während sie auf dem Kopfe noch grau erscheinen und namentlich nach der Wurzel und dem Schafte zu dunkel sind. Nach der zweiten Mauser ist es zunächst nur an den Säumen der Federn rot, aber das Rot dehnt sich immer mehr aus und wird in dem Maße, wie es sich ausdehnt, intensiver, so daß der Saum der Federn, wenn sie völlig gerötet sind, tief karminfarben erscheint. Alle diese Verfärbungserscheinungen vollziehen sich aber sehr unregelmäßig, so daß es von der dritten Mauser an kaum zwei männliche Kreuzschnäbel giebt, die einander völlig gleichsehen.

Der Kiefernkreuzschnabel.

Loxia curvirostra major, pityopsittacus; Crucirostra pityopsittacus, pinetorum.

(Tafel 23, Figur 5, 6 und 7.)

Föhrenkreuzschnabel, Krummschnabel, Krumpschnabel, Kreuzvogel, Kiefern- und Tannenpapagei.

Kopf, Hals, Bürzel und Unterseite schön rot; Wangen und Kopfseiten etwas rotgrau; Rücken rötlichbraun, Bauch, Hinterleib und untere Schwanzdeckfedern rötlichweißgrau; Schwingen und Deckfedern dunkelbraun, mit breiten roten Säumen; Schwanz oberseits schwarzgrau, jede Feder dunkelrot gesäumt; unterseits weißgrau, dunkler gestrichelt und rötlich überflogen. Der auffallend starke, dicke und hohe Schnabel ist horngrau, oben und unten in einem fast vollständigen Halbkreise gekrümmt und nur wenig gekreuzt, die untere Kiefernspitze steht kaum merklich über die obere vor. Seine Länge beträgt 18 cm, Flügelbreite 30 cm, Schwanz 7 cm Das Weibchen ist oberseits dunkelbräunlichgrau mit gelbgrünen Säumen, unterseits hellgrau, jede Feder gelbgrün gesäumt; Oberrücken und Schultern grünlichbraungrau; Kehle weißgrau; Brust hellgrau, grüngelb gesäumt; Bauch und untere Schwanzdeckfedern grauweiß; Bürzel gelbgrün. Junger Vogel oberseits grünlichgrau, schwarzbraun gefleckt; unterseits grünlichweißgrau mit grauschwarzen Längsflecken.

Seine Heimat sind Nordamerika und Nordasien, soweit bewaldet. Er bewohnt Nadelwaldungen gebirgiger Gegenden, besonders die Kiefern- und Föhrenwälder; in Deutschland mehr auf dem Strich und nur selten als Brutvogel in den höher gelegenen Nadelwaldungen. Sein Flug ist schnell, obgleich etwas schwerfälliger, als jener der kleineren Art, er geht schußweise oder in kurzen Wogenlinien, meistens hoch durch die Luft.

Der Weißbindenkreuzschnabel.

Loxia leucoptera; Crucirostra leucoptera, bifasciata, taenioptera.

Finken-, Lerchenkreuzschnabel, zweibindiger Kreuzschnabel.

Die Scharen, welche im Sommer 1826 auf einige Monate Mitteleuropa, namentlich beinahe die ganze südöstliche Hälfte Deutschlands besuchten, haben auf diese Vögel erst aufmerksam gemacht. Der weißbindige Kreuzschnabel kann seine jetzige Artberechtigung eigentlich nur damit beweisen, daß beim Kiefern- und beim Fichtenkreuzschnabel solche Flügelzeichnung in deutlicher Weise nicht vorkommt; die Größe kann hiebei nur wenig in Betracht kommen: Länge 16 cm, Flügelbreite 27 cm, Schwanzlänge 6 cm, da in seiner Heimat die bindenlosen Vögel ebenfalls kleiner sind. Die schönen, weißen Querbinden über den beiden Flügeln, das graue Nackenband und das herrliche, wahrhaft prachtvolle Rot machen ihn zum schönsten der Kreuzschnäbel. Das Weibchen ist graugrünlich mit schwärzlichgrauen, dunkleren Längsflecken und kleineren schmäleren Flügelbinden. Das Jugendkleid ist dem des Fichtenkreuzschnabels gleich, ausgezeichnet vor jenem jedoch durch die weißen Binden.

Er bewohnt hauptsächlich Nordamerika, das nördliche Sibirien (insbesondere häufig am Jenissej), Labrador, und dringt jetzt von Nordasien mehr und mehr als Brutvogel auch nach Europa ein. Gefangen ist er schon viel in Thüringen, am Harz und im Rheinland worden. Er liebt besonders die Weißtannenwälder.

Von all' den anderen „Arten" Rotbindenkreuzschnabel u. s. w. können wir ruhig absehen, diese Artenmacherei hat keine Berechtigung. Alle Kreuzschnäbel paaren sich unter einander und erzielen fruchtbare „Bastarde".

Wohl am besten schildern die Gebrüder Müller unsere Kreuzschnäbel, auf ihre Monographie stütze ich mich im nachfolgenden insbesondere:

Obgleich die Kreuzschnäbel wie viele Sperlingsvögel gesellig leben und gerade hinsichtlich ihres Aufenthaltes ausschließlich an das Nadelholz gewiesen sind, so behaupten sie doch vor allen Ordnungsverwandten eine ganz besondere Eigentümlichkeit in ihrer Lebensweise. Es ist dies ihre Heimatlosigkeit. Zwar kann man als ihre vorzugsweise Verbreitung die nördlichen Erdstriche von Europa, Asien und Amerika betrachten, ohne daß gerade der Norden ihre ausschließliche Heimat zu nennen wäre, da sie auch in den südlichen Gegenden von Europa vorkommen. „Die Kreuzschnäbel," sagt Brehm treffend, „haben keine Heimat. Sie sind die Zigeuner unter den Vögeln; sie leben überall und nirgends." Ihr ganzes Auftreten, ihre Lebensgeschichte ist unstet und an keine Regel gebunden. Reiche Nadelholzsamenjahre ziehen sie mitunter an und lassen sie meteorartig in der Ebene wie in Gebirgen kommen und gehen; manche Jahrgänge bringen uns die Wanderer getreuer für einige Jahre hintereinander, in anderen verschwinden sie wieder, um in ganz andern Ländern sich niederzulassen. So geht es hin und her, meist ohne Rast und Ruhe, aber stets wie jenes unstete Völkchen orientalischer Abkunft an dem jeweiligen Aufenthalte sogleich eingewöhnt.

Sobald die Locktöne des Kiefernkreuzschnabels „göp göp", „gip gip" und „zook zook" in der Luft oder von Bäumen zu unserem Ohre dringen, hat sich das Wandervölkchen in irgend einem Kiefern- oder Fichtenorte niedergelassen und bietet dort dem Forscher viel Unterhaltendes. Sein Kommen ist an keine Jahreszeit gebunden; meist erscheint er in unserem Vaterlande in guten Nadelholzsamenjahren, vielfach nach unseren Wahrnehmungen im Spätherbst und Winter nur durchziehend, zu mancher Zeit aber auch wieder bei einigermaßen günstiger Gelegenheit sich ansiedelnd. Selten sieht man ihn weite freie Strecken durchfliegen, sehr selten einzeln, gewöhnlich in kleineren oder größeren Flügen, ziemlich hoch und unter dem zeitweiligen Locken „göp" von Waldort zu Waldort oder von einer Bergwand zur andern in stoßweisen Wellenlinien schnell hin- und herschweifend. Sind die Fichtenwipfel von dem Segen eines reichen Samenjahres mit Zapfen über und über gekrönt, so erschallt auch an geeigneten

Orten das höhere und weichere „gip gip“ des Fichtenkreuzschnabels aus der Luft, dem dann vom Walde her, wo ein Flug seinen Schmaus hält, das einladende „zook zook“ antwortet. Hier erwacht nun ein buntes Leben, das wir mehrmals in Gebirgswaldungen zu belauschen Gelegenheit hatten und das in seinen Grundzügen so frappant mit einer im Aprilheft der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“ von 1862 niedergelegten gründlichen Beobachtung übereinstimmt, daß wir uns veranlaßt finden, diese wiederzugeben.

„Beugen sich die Fichtengipfel unter der Last ihrer Zapfen, dann hallt der Wald wieder von dem „gip gip gip!“ dieser munteren niedlichen Tierchen und es ist kurzweilig anzusehen, wenn ein Schwarm auffällt und dann nach Papageiart mittels Füßen und Schnabels emsig und geschwätzig herumklettert, sich je eines Zapfens bemächtigt und damit an einen bequemen und, wie es scheint, der größeren persönlichen Sicherheit wegen ziemlich freien Ort sich begiebt, um daselbst Mahlzeit zu halten. Ein weit unten stehender, starker, dürrer oder ziemlich kahler Ast einer Föhre, Buche, Eiche ꝛc. ist beliebt, wenn nicht zu weit davon zapfentragende Fichten sich befinden, und auf dem nämlichen Plätzchen, wo ein Zapfen ausgekernt wurde, werden stets wieder andere, selbst nach Jahren, ausgebeutet und dann zur Erde geworfen. Da die leeren Zapfen stets von dem nämlichen Punkte herabfallen und im schützenden Holzbestande durch Wind nicht leicht die Richtung modifiziert wird, auf einer Moos- oder Laubdecke die Zapfen auch selten zurückprallen, so sieht man oft viele Stücke — ich zählte einmal 116 — auf einem Häufchen beisammen liegen, die in Waldungen, wo sie weder gesammelt werden, noch Streunutzungen stattfinden, selbst aus verschiedenen Samenjahren herrühren. Um das Samenkorn zu bekommen, spaltet nun der Kreuzschnabel (hier der Fichtenkreuzschnabel) die Schuppen nach der breiten Seite gegen die Spindel, und dieses Merkmal tragen alle jene Zapfen mehr oder weniger vollständig an sich, welche von Kreuzschnäbeln auf Haufen gebracht sind.

Viele finden es geradezu unmöglich, daß ein in ihren Augen so schwacher Vogel einen Fichtenzapfen sollte tragen können. Und doch ist es so. Hat der Kreuzschnabel in größerer oder kleinerer Gesellschaft — einzeln sah ich ihn nie — laut lockend auf einer samentragenden Fichte sich niedergelassen und etwas gesichert, so tritt er mit einem Fuß auf den ihm nächsten Zapfen, hält sich mit dem anderen an dem Zweig fest, an welchem jener hängt und trennt mit seinem Schnabel Zweig und Zapfen voneinander. Der abgelöste Zapfen wird sofort in die Höhe gezogen, wobei, wie bei allen Verrichtungen, immer Schnabel und Füße zugleich thätig sind, mit dem Schnabel an der Spitze und mit den Füßen unten festgepackt und sofort in schiefer Richtung fliegend auf das zum Fraße ausersehene Plätzchen transportiert. Hier wird der Zapfen aufgelegt und mit einem Fuß gehalten, während der andere auf dem Aste steht, und die Mahlzeit begonnen. Der leere Zapfen ist kaum losgelassen, so stürzt er zur Erde, der Vogel ist aber schon vorher wieder auf dem Fichtengipfel, um sich einen zweiten Zapfen zu holen, ehe der erste am Boden ankommt, und im Augenblick eilt er mit der neuen Bürde genau wieder der Stelle zu, wo er das erste Mal schmauste. Mir scheint dies deshalb zu geschehen, weil sich an dem Orte vielleicht ein passender Stützpunkt für den Zapfen befindet, der die Arbeit erleichtert, und hierin mag es auch etwa liegen, daß nicht nur derselbe Vogel genau den einmal gewählten Fraßplatz einhält, so lange es in der Nähe Zapfen giebt, sondern daß er auch in späteren Samenjahren von diesem oder einem andern Individuum seiner Art wieder eingenommen wird. Ich bemerke dazu übrigens ausdrücklich, daß der Kreuzschnabel mit Föhrenzapfen ebenso verfährt, wie von Fichtenzapfen erzählt wurde, und daß er bei ganz isolierten Bäumen die Zapfen selbst auf den Stämmen verzehrt, wo er sie abnahm. Wo ihm aber eine Wahl bleibt, verfährt er, wie oben erzählt; auch zieht er den Fichtensamen dem Föhrensamen entschieden vor. Nie sah ich ihn Tannensamen (den der Edeltanne) aufnehmen. Bei Futtermangel geht er auch die Fichten- und Föhrenzapfen schon vor ihrer Reife, oft noch im grünen Zustande, an.

Anders verfährt hingegen der Kiefernkreuzschnabel bei diesem Geschäfte. Er hängt sich gewöhnlich an die herabgeneigten Kiefernäpfel aufrecht oder verkehrt, wie es ihm gerade gelegen, mit Fuß und Schnabel an, und bricht die Zapfen an ihrer Stelle vermöge seines größeren Schnabels und seiner bedeutenderen Stärke mit Leichtigkeit auf, indem er gewöhnlich mehrere Zapfenschuppen auf einmal mittels der Spitze des Oberkiefers faßt und dann durch den nach der Basis des Zapfens angestemmten

Unterkiefer heraushebt. Eine Gesellschaft leert so unter knisterndem Geräusch nach und nach einen Baum um den andern und läßt die ausgekernten Zapfen je nach der Sitzstelle zu Boden fallen. Das ist das Geschäft des großen Kiefernkreuzschnabels, den der Zweifler an der Wahrheit obiger Schilderung nicht einmal von seinem kleineren Vetter zu unterscheiden wußte und in seiner vermeintlich erläuternden Beobachtung, resp. Entgegnung, seine ornithologische Unkenntnis nur um so sprechender an den Tag legte.

Unsere Kreuzschnäbel werden von oberflächlichen Tierbeobachtern auch als die Urheber der „Absprünge" — die nach unseren früheren Erläuterungen dem Eichhörnchen zuzuschreiben sind — betrachtet. In Forst- und Jagdbüchern, vom alten Hartig bis zu Reum und andern, figurieren sie als Zerstörer der Fichtenblüten- und Blattknospen, welche sie an den abgebissenen Zweigspitzen herausfressen sollen. Auch in den Köpfen so mancher Forstbeamten heutigestags, die sich von alten Vorurteilen und Überkommenheiten nicht lossagen können oder wollen, spukt noch jene Ansicht. — Unsere Kreuzschnäbel sind hauptsächlich Holzsamenfresser; nur bei gänzlichem Mangel an solchem gehen sie ölige Samen, wie Hanf- und Distelsamen, auch Rübsen und zuweilen gern Blattläuse und andere Kerbtiere an.

Erheblichen Schaden thun die Vögel bei uns nirgends, da sie in Deutschland hauptsächlich nur in waldsamenreichen Jahren sich niederlassen und dann nur den überflüssigen Nadelholzsamen verzehren, ja durch Entlastung der von Zapfen überbürdeten Fichten- und Föhrenkronen noch nützen können.

Eine merkwürdige Eigenheit nimmt das Fleisch der Kreuzschnäbel an, sobald sie sich, wie gewöhnlich, ausschließlich eine Zeit lang von Nadelholzsamen genährt haben. Es widersteht dann der Verwesung. Brehm (Vater) berichtet von einem im höchsten Sommer erlegten Exemplare, das in den Federn ein Jahr unverwest geblieben, ja von einer zwanzig Jahre alten Mumie. Der mit dem Genuß des Nadelholzsamens in den Körper geführte Harzgehalt ist allein die Ursache dieses Konservierens, denn wie A. Brehm richtig bemerkt, zeigt der Körper von Kreuzschnäbeln, welche sich zeitweise von Kerbtieren genährt, diesen Widerstand gegen Verwesung nicht.

Die merkwürdigste Eigentümlichkeit unserer Kreuzschnäbel ist ihre Fortpflanzung. Wir folgen hier, da wir dieselbe nicht selbst beobachtet haben, den bis jetzt besten und ausführlichsten Aufzeichnungen des aufmerksamen Ch. L. Brehm über dies Thema im ersten Band seiner „Beiträge zur Vogelkunde".

„Über die Zeit der Paarung läßt sich durchaus nichts bestimmtes angeben, sie ist in verschiedenen Jahren höchst verschieden; man kann mit Recht sagen, der Fichtenkreuzschnabel brütet in allen Monaten, vom Januar an bis zum Dezember. Gewöhnlich paaren sich die Fichtenkreuzschnäbel im Januar und brüten im Februar und im Anfange des März, so daß man zu Ende des letzteren Monats flügge Junge antrifft." — Aber der unermüdliche Forscher verschaffte sich den ganzen Sommer hindurch bis zum Winter hinein Junge jeden Alters, an deren Jugendkleid er ihr Alter deutlich ersehen konnte und hierdurch also in Erfahrung brachte, daß *der Fichtenkreuzschnabel unter Umständen in jedem Monate des Jahres brüte.* Mitten in der Mauser sah L. Brehm die Alten ihre Jungen füttern und gleich nach derselben die Paarung der alten Vögel wieder eintreten; „denn diese fiel hauptsächlich in den November, so daß zu Ende Dezembers die Weibchen brüteten, obgleich die Kälte streng war. Man sieht hieraus, daß das Brüten auch der wilden Vögel nicht an das Frühjahr gebunden ist, sondern in jeder Jahreszeit stattfinden kann, und daß hauptsächlich schönes Wetter und reichliche Nahrung viele Vögel zur Begattung treibe." Mit diesen Beobachtungen sind die Behauptungen vieler Naturforscher, daß der Fichtenkreuzschnabel nur im Winter brüte und daß die Mauser mit der Brut im Widerspruche stehe, vollständig widerlegt.

Zur Zeit der Paarung sind die Männchen der Kreuzschnäbel überaus erregt. Sie steigen dann in die Höhe, erhalten sich flatternd unter ihrem nicht unangenehmen Gesange eine Weile in der Luft und schweben wieder zu ihrer alten Stelle zurück. Dies muntere Spiel setzt sich fast den ganzen Tag fort. Inzwischen beginnt das Weibchen den Nestbau.

Über das Nest des Kiefernkreuzschnabels erfahren wir von Brehm (Vater) folgendes: „Alle Nester, die ich sah, waren so gebaut, daß ein über sie gebauter Ast dieselben bedeckte. Dieser Ast beschützte sie vollkommen gegen den herabfallenden Schnee." — Sie stehen auf Föhren oder Fichten in einer Höhe von 60—100 Fuß hinaus gegen den Wipfel hin, gewöhnlich eine Strecke vom Stamme ab auf Seitenästen, die ebensowohl dem Neste Schutz als eine sichere Grundlage bieten. Fast übereinstimmend

sind sie aber halbkugelig geformt, ruhen auf einer Grundlage zarten, moosbewachsenen Fichten- oder Kiefernreisigs, auf denen eine von Bartflechten, Baum- und Erdmoos, Grasblättern und Halmen zusammengefilzte Lage errichtet ist, welche meist auch noch mit Federn, Flechten, Grashalmen und zuweilen Kiefernnadeln zart, dicht und schön ausgelegt wird. Ihre Größe schwankt zwischen 4 und $5^1/_2$ Zoll im äußeren Durchmesser bei einer inneren Breite von $2^3/_4$—3 Zoll und einer über 1 Zoll dicken Wandung.

Das Nest des Fichtenkreuzschnabels findet man — nach L. Brehm — fast immer auf hohen Fichten. Es hat einen verschiedenen Standort; bald steht es auf einem weitvorgehenden Äste in einer Gabel, bald auf einem dicken Äste, oder am Stamme; bald nahe am Wipfel, bald weit von ihm, aber immer so, daß Zweige oder Äste über dem Neste stehen, durch welche es gegen den darauffallenden Schnee gedeckt und geschützt ist. — Da dies Nest von dichten Zweigen umgeben ist, oder auch dicken Ästen, und gewöhnlich hoch steht, so ist es äußerst schwer zu finden und wird fast immer nur zufällig beim Einsammeln von Fichtenzapfen entdeckt.

Im ganzen erscheint das Nest des Fichtenkreuzschnabels neben filzigerer Struktur von größerem Umfange als das des Kiefernkreuzschnabels, indem es bei einer gewöhnlich umfangreicheren Zweig- und Wurzelunterlage eine innere Weite von $2^1/_2$—3 Zoll und eine Tiefe von $1^1/_3$—$1^1/_2$ Zoll zeigt. Die Stoffe sind im wesentlichen die der Nester vom Kiefernkreuzschnabel. L. Brehm giebt unter andern die Beschreibung eines charakteristischen Nestes dieser Art, welches er vom Thüringer Walde bekommen. „Es besteht äußerlich aus dürren Reisern und Heidekraut, hat eine zweite Lage von Erdmoos, Baummoos und Fichtenflechten, und ist inwendig mit Würzelchen, Grashälmchen und Fichtenflechten ausgefüttert. Es ist schön, inwendig glatt, sehr dicht und warm, dick und gut gebaut, und in der zweiten Lage durch Harzklümpchen hin und wieder noch fester zusammengefügt."

Die drei bis vier Eier der Kreuzschnäbel sind verhältnismäßig klein, auf grau- oder bläulichweißem Grunde mehr oder weniger entschieden braun- und blutrot oder schwarzbraun gefleckt und gestrichelt, welche Zeichnung sich bald kranzartig um das stumpfe Ende verdichtet, bald mehr gleichmäßig über das ganze Ei verbreitet. In der Zeichnung sich zum Verwechseln ähnlich, unterscheiden sie sich durch die Größe: Fichtenkreuzschnabel 25 + 20 mm, Kiefernkreuzschnabel 28 + 22 mm, Weißbindenkreuzschnabel nach einem im Käfig gelegten Ei 24 + 18 mm (Tafel 47, Figur 46 und 47). Die Jungen werden nach Art der Finken von Anfang an mit Nadelholzsamen aus dem Kropf geätzt, bedürfen aber noch längere Zeit als andere Sperlingsvögel der Ätzung und Unterweisung der Alten, da ihre Schnäbel sich erst einige Zeit nach dem Ausfliegen zu kreuzen beginnen. Nach A. Brehm halten sie sich nach dem Ausfliegen auf dichten Bäumen auf, am liebsten auf Tannen, immer in möglichster Nähe bei den Alten. Wenn diese den Samen ausklauben, sitzen sie neben ihnen, schreien ununterbrochen, wie unartige Kinder, fliegen den Alten eilig nach, wenn diese den Baum verlassen, oder locken so lange und so ängstlich, bis jene zurückkommen. Nach und nach gewöhnen die Alten sie ans Arbeiten. Zuerst werden ihnen deshalb halbgeöffnete Zapfen vorgelegt, damit sie sich im Aufbrechen der Schuppen üben; später erhalten sie die abgebissenen Zapfen vorgelegt, wie diese sind. Auch wenn sie allein fressen können, werden sie von den Alten noch eine Zeit lang geführt, endlich aber sich selbst überlassen. Sie bilden hierauf eigene Flüge oder schließen sich denjenigen Alten an, welche nicht durch die Brut in Anspruch genommen worden sind. — Der Fang ist, wenn man erst einen von ihnen berückte, noch leichter als die Jagd. In Thüringen nimmt man hohe Stangen, bekleidet sie oben buschartig mit Fichtenzweigen und befestigt an diesen Leimruten. Die Stangen werden auf freien Blößen im Walde vor Tagesanbruch aufgestellt und ein Lockvogel im Bauer unten an ihnen befestigt. Alle vorüberfliegenden Kreuzschnäbel nähern sich wenigstens dieser Stange, um nach dem rufenden und lockenden Genossen zu schauen. Viele setzen sich auch auf den Busch und dabei gewöhnlich auf eine der Leimruten. Auf diese Weise kann man oft viele von ihnen an einem Morgen fangen.

Die Zucht der Kreuzschnäbel in Gefangenschaft gelingt am besten in einer mit Fichtenbäumen ausgestatteten Vogelstube oder Volière. Dem verstorbenen P. Blasius Hanf, Pfarrer in Mariahof (Steiermark), gelang es in ersterer, die Kreuzschnäbel zum Nisten zu bringen und erzielte mit diesen mehrere Bruten, jedoch nur so weit, daß er die jungen Vögel selbst aufpäppeln mußte.

Die Pflege der Kreuzschnäbel ist sehr einfach. Man reiche ihnen ganze Hanfkörner, Kiefern-, Fichten-, Lärchen- und Tannensamen, Sonnenblumen-, Kürbis- und Obstkerne, verschiedene Beeren, Zirbelnüsse, frische Ameisenpuppen, täglich zwei bis drei Mehlwürmer und in Milch erweichtes Weißbrot. Frisches Trink- und Badewasser darf nie fehlen. Besonders die samenhaltigen Kiefern-, Fichten-, Tannen-, Lärchen- und Zirbelzapfen sollen ihnen oft geboten werden, indem durch das Benagen dieser der Schnabel des Vogels abgenutzt wird, somit nicht jene übermäßig langen Spitzen erhält, welche dann entfernt werden müssen. Auch junge Schößlinge aller Koniferen werden von ihnen leidenschaftlich gern zernagt und teilweise verzehrt. Einer besonders sorgfältigen Pflege bedarf der weißbindige Kreuzschnabel, weil derselbe in Gefangenschaft viel weichlicher ist. Bei aufmerksamer Pflege kann er aber ein ebenso hohes Alter erreichen, wie die anderen Arten.

Kernbeißer. Coccothraustes.

Von etwa zwölf Arten dieser Gruppe hat Europa nur eine Art. Die Kernbeißer kennzeichnet der unverhältnismäßig starke und dicke Schnabel, der kegelförmig ist. Die beiden Kinnladen sind gleich lang und fast gleich stark, der Rücken der oberen flach, der der unteren noch flacher, die Mundkanten etwas eingezogen. Die Nasenlöcher liegen dicht am Schnabelgrunde, sind sehr klein, fast kreisrund, vom Schnabelrücken ein wenig überwachsen, nach hinten mit einer weichen Haut umgeben und mit kurzen, borstenartigen Federchen bedeckt. Sie nähren sich von Samen und den Kernen verschiedener Früchte. In der Gestalt nähern sie sich den Kreuzschnäbeln, haben aber noch stärkeren Körper. Die ziemlich großen Flügel haben stumpfe mittlere Schwungfedern und der kleine kurze Schwanz ist an der Spitze gerade. Die Füße sind ganz wie bei den Kreuzschnäbeln. — Unser

Kirschkernbeißer,

Coccothraustes vulgaris, deformis, europaeus; Loxia und Fringilla coccothraustes,

(Tafel 13, Figur 1)

Kirschfink, Kirschknacker, Kirschschneller, Kirschkern-, Nuß- und Steinbeißer, Kirschvogel, gemeiner Kernbeißer, Finkenkönig, Dickschnabel, Lasken, Lassich, ist ein schöner, aber sehr schädlicher Vogel.

Oberkopf und Kopfseiten sind gelbbraun, mit schmalem Stirnstreifen; Zügel und Kehle schwarz, Stirn und Vorderscheitel braungelb; Nacken und Hinterhals aschgrau; Oberrücken dunkel-, Unterrücken hellbraun; Kopf und Brust grau schmutzigrot; Bauch weiß, Aftergegend und Unterschwanzdeckfedern reinweiß, Schwingen braunschwarz, Armschwingen grau gesäumt, die kleinen Oberflügeldeckfedern dunkelbraun, die mittleren weiß, Schwanzfedern schwarz, die mittleren aschgrau, von außen mit gelben Säumen, am Ende breit weiß gesäumt; der Schnabel im Frühling blau, im Herbst horngelb; Augen gelblichrot, Füße fleischfarben. Länge 17,3 cm, Flügelbreite 31,8 cm, Schwanzlänge 5,6 cm, Schnabellänge 2 cm. Das Weibchen ist auf den ersten Blick durch die viel mattere Zeichnung zu erkennen. Die Jungen haben Kopf und Hals hellgelb, grau gewölkt, die Kehle zeigt nur einige schwarze Flecken, Rücken und Schultern sind kaffeebraun, der Bürzel matt braungelb, der ganze Unterkörper ist trübweiß; die Männchen zeigen schon den stahlblauen Schimmer der schwarzen Schwungfedern.

Ich habe auf dem kirschenreichen Ratsberg bei Erlangen oft und längere Zeit Kirschenbeißer beobachtet: ihre Thätigkeit erfüllt des Beschauers „Seele mit Grausen". Da sitzen sie mäuschenstill und ruhig vor den köstlichen Früchten, man hört aber doch ihre Thätigkeit: das unaufhörliche Knacken der Kerne, die sie mit solcher Gewalt aufbeißen, daß man den Ton weithin vernimmt. Rings um sie spritzt das Blut der Kirschen, eilfertig schälen sie das Fleisch ab und schleudern es weg, dann knacken sie den Kern, wie der Fink ein Hanfkorn. In der Minute bringt ein alter Kernbeißer drei bis vier Kirschen fertig, ein junger Vogel höchstens zwei. Aufmerksam sehen sie alles, lassen den entrüsteten Zuschauer ganz frech herankommen und fliegen mit scharfen, geärgerten „zicks zicks" auf den nächsten Baum, wirft man mit Steinen auf sie. Kommt aber die wohlbekannte Flinte, so ertönt der Warnungsruf, gedehnt „zihh!" und die Gesellschaft fliegt davon. Immerhin sind sie aus einer guten Deckung leicht zu schießen, da sie aber stets in großen Abständen sitzen, trifft man selten mehr wie einen. Mit Verwundeten, insbesondere Geflügelten sei man vorsichtig, sie beißen höchst empfindlich.

Man trifft den Kernbeißer nur im Wald oder in Baumpflanzungen waldiger Gegenden, besonders wenn dort Kirschbäume wachsen, im Winter auch überhaupt in Gärten, denn er ist teils Strich-, teils Zugvogel. Im Buschwerk sieht man sie nie, sondern immer in den Baumkronen. Außer der Kirschenzeit halten sie sich an Vogelbeeren, Mehlbeeren, Mispeln, Sorbusarten 2c., dann an die Samen der Buchen, Erlen, Ulmen, Ahorn, auch Nadelholzsamen, besonders wenn sie ausgefallen sind. Im Frühjahre werden sie schon sehr lästig, da sie jetzt Baumknospen verzehren. Auch die Sämereien in den Gemüsegärten sind nicht sicher vor ihnen, namentlich die Erbsenbeete, wo sie die grünen Schoten zerbeißen, um die Kerne zu holen. Die Jungen aber füttern sie mit Insekten, aber auch hier nehmen sie derbere Kost, wie Mai- und Mistkäfer, sogar Insektenlarven suchen sie auf gepflügten Äckern in der Nähe des Waldes. Als Sänger ist der Kernbeißer ein jämmerlicher, dafür aber desto mehr begeisterter Stümper. Der Gesang ist ein langes Geleier aus knirrenden und schirkenden Tönen, lauter Variationen der beiden Lockstimmen „zieh“ und „zicks zicks“. Dabei sitzt der barocke Bursche gewöhnlich auf der höchsten Spitze eines seiner Lieblingsbäume und wendet seinen plumpen Leib in der behaglichsten und mannigfaltigsten Weise hin und her. Bei schöner Witterung hört man diesen Gesang schon im Februar, am eifrigsten, stundenlang in einemfort „singt“ er im Mai. Sein rauschender, seichte Bogenlinien beschreibender Flug ist schwerfällig, doch schnell und ausdauernd. Das Nest steht im Geäst der Bäume, meist hoch, gut versteckt und schwer auffindbar. Es besteht aus Reisern, Grashalmen, Würzelchen, Moos und Flechten, von innen mit Schweinsborsten, Haaren und Wolle ausgerundet. Das Gelege bilden drei bis fünf fast glanzlose Eier, die auf grünlich und aschgrauem Grunde mit verwaschenen braunen und schwarzbraunen, hellen und dunklen Punkten und Äderchen gezeichnet sind; Größe 24 + 17 mm (Tafel 47, Figur 49).

In der Gefangenschaft wird mancher nicht ganz einwandfreie Ulk mit dem derben Vogel getrieben. Vom Neste aus aufgezogen wird er ganz außerordentlich zahm und zeigt auch gegen Hunde und Katzen einen Mut, der besser mit dem Worte Frechheit bezeichnet wird. Vor den Bissen alt eingefangener möge man sich hüten, dabei eingedenk sein, daß der Kernbeißer wütend zubeißt, sowie er keinen Fluchtweg sieht. Diese Leidenschaftlichkeit wird benutzt, den Vogel tüchtig betrunken zu machen. Man füllt einen Gänsekiel mit Bier und neckt den Vogel, der sofort zubeißt und dabei das Bier säuft. Bald steigt es ihm zu Kopfe und er benimmt sich dann freilich in der Trunkenheit hoch possierlich, wankt, geht nicht über einen Strohhalm u. s. w. Den Tierliebhaber erbarmt aber der arme Vogel doch! Er frißt in der Gefangenschaft, an die er sich rasch gewöhnt, sehr viel, er frißt sich zu Tode, wenn man nicht Maß hält im Füttern. Am besten erhält er Buchensamen, Rübsen, Mohn, etwas wenig Hanf und wenig rohen Hafer, solange es Kirschen, insbesondere Sauerkirschen giebt, deren Kerne, täglich einige Mehlwürmer, etwas Ameisenpuppen und gehacktes Herz. Läßt man ihn nach Belieben Hanf fressen, so stirbt er in kürzester Zeit an Verfettung. Er ist kein Held in der Gefangenschaft, wenn er nicht beste Pflege erhält, hat man bald eine Leiche. Spaß bereitet er durch sein hochkomisches Wesen; stets beachte man, daß er kleine Kinder gefährlich beißen kann. Im Gesellschaftskäfig stiftet er oft heillosen Unfug, beißt am Futternapf ohne weiteres einen kleinen Vogel tot, u. s. w.

Er bewohnt Europa bis zur Mitte Schwedens und das mittlere Asien.

Grünling. Chlorospiza.

Der alte, treffliche Koch rechnet den Grünling zu den Hänflingen, nennt ihn Ligurinus Chloris; Brehm zählt ihn zu den Gimpeln; wir können uns zu keinem von beiden entschließen und betrachten ihn als Vertreter einer eigenen Gruppe, die freilich wenig Arten, nämlich fünf, umfaßt, von welchen wir eine und eine Abart auf Europa treffen. Es kennzeichnet sie der große, kegelförmig zugespitzte Schnabel, der Höcker im Unterkiefer, die kurzen und sehr starken Füße, der stark ausgeschnittene Schwanz, die sehr untersetzte Figur, endlich die bei den Männchen vorherrschend grüngelbe, bei den Weibchen die vorherrschend graugrüne Farbe.

Der Grünling.

Chloris hortensis, pinetorum; Ligurinus chloris, chloroticus; Fringilla chloris.
(Tafel 23, Figur 11 und 12.)

Grünhänfling, Grünfink, Gringling, Zwuntsch, grüner Kernbeißer, Grünschwanz, Grünzling, Schwanis.

Er ist gelblich olivengrün, oberhalb dunkler, unten heller gelbgrün; Stirn, Hals, Bürzel und Unterschwanz sind grünlichgelb, Wangen und obere Schwanzdecken grünlich aschgrau, Flügel schwarz mit breiten, lebhaft gelb gefärbten Säumen; der kurze gabelförmige Schwanz ist schmal, olivengrün gesäumt. Der sehr dicke Schnabel und der kurze Fuß sind fleischfarben. Das Weibchen ist oberhalb bräunlichgrün, unterhalb grünlichgrau mit einzelnen gelblichen Brustflecken; Flügel- und Schwanzfedern sind matter und schmaler gesäumt. Länge 14,4 cm, Flugbreite 26,8 cm, Schwanz 5,8 cm, Schnabel 1,2 cm. Die Jungen ähneln dem Weibchen.

Der Grünling ist weit verbreitet, vom mittleren Schweden über ganz Europa, über Kleinasien und Nordafrika. Er ist kein Bewohner großer Wälder, sondern liebt baum- und buschreiche Gelände, Gärten mit einigen Pappeln in der Nähe, oder mit Linden und Kopfweiden. Dort wird man ihn fast überall sehen, da er sich nicht verborgen hält. Im Laube der Bäume kann ihn sein laubfarbiges Gefieder allerdings dem flüchtigen Beobachter entziehen. Sein eintöniges „grüiiizz" hört man leicht genug, und auf den Kirchhöfen, auf denen er sich gern aufhält, ist es der geeignetste Ton, die Wehmut zu nähren; sein Lockton klingt ungefähr wie „twui twui". Aber dennoch ist sein Gesang der schlechteste noch lange nicht. Die Stimme ist sehr wohlklingend, und wenn er im Frühjahr gerade hinausjubelt, dann tönt sein „gürrürrürrürr, schwoinz wuid wuid wuid wuid, schwoinz, geng geng geng grüiiiiz" ganz trefflich in den Jubelshymnen der gefiederten Welt mit. Je nach der Gegend ist er Stand-, Strich- und Zugvogel; letzteres am wenigsten, meistenteils streicht er im Winter nur nach Futter umher; wo er irgend seinen Unterhalt findet, bleibt er als Standvogel daheim.

Zur schönen Liebes- und Sommerszeit sitzt der drollige Bursche fast immer auf den Spitzen der Bäume oder frei auf den unteren Baumzweigen und läßt seinen leiernden Gesang erschallen und zwar so fleißig, daß er den, der ihn täglich vor seinem Fenster hören muß, fast zur Verzweiflung bringt. Entweder sitzt er dabei und wirft den Hinterleib mit gebreitetem Schwanz hin und her oder treibt ein ähnliches Flugspiel wie der Girlitz: er steigt in schiefer Richtung in die Luft, klappt die Flügel ganz sonderbar hoch auf und ab, daß sich die Spitzen oben und unten fast berühren, beschreibt dabei zwei Kreise und läßt sich dann auf einem benachbarten Gipfel nieder. So gaukelt das Männchen fast den ganzen Vormittag in steter Unruhe seinem Weibchen etwas vor oder beißt sich mit den Nachbarn herum und zwar vom Februar an bis tief in den Sommer hinein.

Das Nest steht in Laubbäumen, Nadelholzbüschen, zwischen rankenden Hölzern in Hecken, einige Meter über dem Boden, ist aus Reisern, Wurzeln, Queggen, Moos, Wolle, Haaren und Federn groß und dicht gebaut und schon im April mit fünf Eiern belegt (Tafel 47, Figur 48), welche 19 + 14 mm groß, auf grauem Grunde mit rötlichen, graurötlichen und schwarzroten Flecken und Punkten gezeichnet und nach 14 Tagen ausgebrütet sind, wonach im Juni-Juli eine zweite Brut folgt. Wie die Hänflinge, denen er sehr nahe steht, füttert er die Jungen aus dem Kropf mit erweichten Sämereien, unter denen er öligen, besonders aber dem Hanf den Vorzug giebt; findet er keine Körner am Boden, so öffnet er mit seinem starken Schnabel die Rispen und Kapseln, wobei er auf der Spitze des Stengels steht, während andere Genossen, Finken und Hänflinge, die herabfallenden auflesen; der Grünling ist sowohl an der Niststätte, die oft von mehreren Parteien auf einem Baume aufgeschlagen ist, wie am Futter ein gutmütiger, verträglicher Kumpan; er hat so viel Kraft in seinem starken Schnabel, daß er den Kernbeißern nicht viel nachgiebt. Insekten frißt der Grünling nicht, füttert auch seine Jungen nicht damit.

Jung aufgezogen werden sie ungemein zahm und sind sogar ziemlich gelehrig. Sie lernen, neben Bluthänflinge, Kanarienvögel und andere gehängt, nicht selten Strophen aus dem Gesange derselben, aber nicht leicht etwas Zusammenhängendes. Daß sich der Grünfink unverträglich zeigen soll — wie er von manchen Vogelkennern als solcher bezeichnet wird — ist wohl nicht begründet; wenn auch zuweilen alteingefangene Grünfinken gegen andere Vögel sich unverträglich zeigen und selbst manchmal ein wenig ausarten, so ist dies doch im Ganzen nicht sehr häufig der Fall, da sie sich stets durch ihre Friedfertigkeit vor anderen Vögeln, z. B. den Stieglitzen gegenüber, geradezu vorteilhaft auszeichnen.

Bei jung gefangenen Grünlingen aber ist dies noch mehr der Fall, da dieselben im allgemeinen viel zutraulicher sind. Seine einfache und anspruchslose Verpflegung besteht in ganzen Hanfkörnern, Rübsen, Sonnenblumenkernen, Ameisenpuppen, Semmel in Milch erweicht, einigen Mehlwürmern, Vogel-, Wachholder- und Hundsbeeren, Grünkraut und Obststückchen; er dauert bei guter Pflege zehn bis zwölf Jahre aus.

Bei der Anspruchslosigkeit dieses Vogels ist die Züchtung in der Vogelstube oder in einem Flugbauer von allen einheimischen Finken eine verhältnismäßig leichte. Ein Harzerbauerchen wird gern genommen, mit Heu, Moos und dergl. ausstaffiert und die Nestmulde mit Charpie oder Wolle weich ausgepolstert. Das Nest bauen sie ebenso gerne in einen Nistkorb, wie in eine passende Astgabel. Während das Weibchen auf den Eiern sitzt, wird es vom Männchen mitunter aus dem Kropfe gefüttert. Nach zwei Wochen schlüpfen die grünlichgrauen, länglich gestrichelten Jungen aus. Als Aufzuchtsfutter reiche man Ameisenpuppen, geriebene Möhre, Eigelb, angequellten Rübsen und mit Milch und Wasser angefeuchteten Semmelgries. Wenn man Grünlinge zur Zucht einwerfen will, so wähle man am besten ein junggefangenes Männchen mit einem vom Nest aufgezogenen Weibchen; es eignen sich aber auch jung aufgezogene Männchen und Wildfänge zur Zucht. Der Grünling paart sich auch mit Kanarienweibchen. Die Bastarde hiervon sind groß und stark, ihre Hauptfarbe ist gewöhnlich grüngelb und grau gefleckt. Gesang derselben unbedeutend.

Der Goldgrünling,

Chloris aurantiiventris; Loxia aurantiiventris; Fringilla aurantiiventris

ist die oben besprochene Abart, welche Südfrankreich, Spanien und Nordafrika bewohnt. Er erscheint etwas größer, unterscheidet sich aber hauptsächlich durch die viel feurigere, grüngoldene Färbung. Die Lebensweise ist die völlig gleiche, ebenso der Gesang.

Staare. Sturnidae.

Sie haben etwas lange gerade Schnäbel, welche mit runden scharfen Spitzen versehen und an welchen die Mundwinkel stark abwärts gezogen sind. Ihre ovalen Nasenlöcher liegen am Schnabelgrunde. Der Schwanz ist kurz, Füße groß und kräftig, mit starken Nägeln und vorne getäfelten Läufen. Während die Jungen mehr rundliche Federn haben, ist das Gefieder länglich und vorn schmal zugespitzt. Sie sind höchst gesellige, muntere Vögel. Nahrung Insekten und Früchte, insbesondere Kirschen und Trauben, auch etwas Sämereien. Sie sind — mit Ausnahme der Obst- und Weingegenden — sehr nützliche Vögel.

Der Staar.

Sturnus vulgaris, varius, domesticus, sylvestris, septentrionalis.

(Tafel 24, Figur 9.)

Strahl, Staarl, Stär, Stärlein, Staarmatz, Wiesenstaar, Sprehe.

Der alte Vogel ist schwarz mit violettem und goldgrünem Glanz und weißlich getüpfelt. Das Gefieder ist im Herbst heller gesäumt als im Frühling, der Schnabel ist nicht nur nach dem Alter, sondern auch nach der Jahreszeit verschieden: gelb, bläulichschwarz mit gelbweißen Rändern, ganz grauschwarz; das Auge braun, die Füße graubraun. Länge 20 cm, Flugbreite 38 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel nahezu 3 cm. Das Weibchen ist etwas kleiner, es ähnelt dem Männchen in Gefieder, ist aber an den breitern fahlen Einfassungen der Federn, an den stärkern Flecken und an der mattern Färbung des Gefieders kenntlich. Die Jungen sind bräunlichgrau, über den Augen heller; Flügel und Schwanz sind fahl gerändert, der Schnabel ist dunkel hornfarben, das Auge bräunlichgrau, ebenso die Füße. Im Neste sind die am dunkelsten gefärbten die Männchen.

Die Verbreitung des Staars ist nahezu unbemessen, ihm gehört die ganze alte Welt und er kommt eben überall vor, wo man ihn haben will: in den Löchern alter Bäume, in Stein- und Mauerritzen,

in Staarkästen, unter Dächern, in alten an die Häuswände mitten in Städten angebrachten irdenen Flaschen, denen man die Hälse abschlug, — kurz »ubi bene ibi patria« ist sein Motto; wo es Wasser giebt, da ist er am liebsten, denn er ist gegen Hitze empfindlich.

Er ist der Hanswurst unter den Vögeln. Im Februar oder März stellt er sich schon bei uns ein und revidiert zunächst die alte Brutstätte, hüpft ein und aus, zirkelt mit dem Schnabel an ihr herum und läßt nun seine pfeifende, klappernde, zischende, schnurrende Weise hören, ein Potpourri von flötenden und Mißtönen sondergleichen; dabei bläst er sich auf und schüttelt sich, als ob der ganze Körper mitsänge; sein „Lebenslauf ist Lieb und Lust"; — ewig vergnügt nimmt er auch schlechte Zeiten in den Kauf und mögen die Märzstürme noch so heulen und Schnee werfen — leuchtet die Sonne auch nur einen Augenblick, da pfeift er gewiß los. — Nur der Spatz ärgert ihn, der ihn um seinen Staarkasten betrog, breitspurig im Flugloch sitzt und allen Exmissionsdrohungen trotzt, daher auch eins vom Ehepaar stets Wache hält — denn sowie es dies leichtsinnig unterläßt, ist Staarmatz drin, wirft das Spatzenmobiliar zum Fenster hinaus und nun kehrt sich der Spieß um.

Freilich unterscheidet sich seine Einrichtung von der des Spatzen nur wenig, auch er faßt diese Angelegenheit vom genialen Standpunkte auf, hat aber soviel Schicklichkeit, daß er keine langen Strohhalme zum Loche heraushängen läßt und den äußeren Schein bewahrt. — Bald liegen fünf bis sechs, auch sieben blaß-bläulichgrüne Eier, 28 + 20 mm, auf der Streu und nun findet sein Sangesdrang gar kein Ende.

Nach vierzehn Tagen verlangen die Mätzchen schon nach Futter, welches die Eltern mit lautem „pschrett—pschrett" eiligst herbeitragen, und sind die Jungen so weit, um sich die Welt allein ansehen zu können, so vereinigen sie sich mit der jungen Nachbarschaft zu Gesellschaften und fliegen nach kühlen Wiesen und Röhrichten, während die Alten einer zweiten Generation die Stätte bereiten. — Ist auch diese selbständig, dann thun sich alle zusammen und nun geht es munter und weit umher, doch schließen sie sich gern den Flügen der Dohlen und Saatkrähen an, weil sie zwischen diesen vor den bösen Raubvögeln gesichert sind.

Zum Nachtquartier werden aber, wo es nur eben geht, die schützenden, kühlen Röhrichte aufgesucht; der ganze Schwarm fällt unter lautem Geschrei ein; ein Matz stößt den anderen vom Rohrstengel, den immer mehrere besetzen, damit er eine wagrechte, bequeme Stellung annimmt; alle schwatzen, schnattern, pfeifen durcheinander, mit Hallo wird jeder neu ankommende Zuzug begrüßt, der nun seinerseits sich wieder einzurichten und auszusprechen hat, bis die Nacht endlich diesem Spektakel ein Ende macht und die unruhigen Geister zum Schnabelhalten und Schlafen zwingt; — mit grauendem Morgen geht es von neuem los: die Staare fliegen in den Gruppen, wie sie gekommen sind, auf, fallen nochmals ins Rohr, erheben sich wieder und fliegen nun nach allen Richtungen der Windrose auseinander bis — zum Abend.

Ehe sie ernstlich abziehen, kommen sie noch an die Brutstätten, zirkeln an den Löchern, singen und schwatzen wie im Frühling, als ob sie der lieben Stätte einen Abschied spenden müßten und sind dann verschwunden.

Niemals wohnt er tief im Innern des Waldes, sondern mehr am Rande gegen das offene Kulturland zu; er sucht eben seine Nahrung auf Äckern, Wiesen und Triften, nicht im Walde.

Sein Lockton tönt wie „stöar strräk". Im Gesang fällt ein pfeifendes, gedehntes „hooid" und ein hohes „zieh" besonders heraus. In Gegenden, wie den baumarmen nördlichen Marschländern, wo der lustige, herrliche Vogel ausschließlich auf die Gebäude angewiesen ist, wird er zum vollkommenen freiwilligen Haustier. Dort wimmeln die Viehweiden von Staaren, die eifrig den Mist nach Dungkäfern durchwühlen. Er schreitet auf Wiesen und Äckern wackelnd umher, fliegt schnurrend gerade aus, so daß seine Schwärme sich hiedurch sofort kennzeichnen.

Die jungen Staare geben, sowie sie flügge, eine köstliche Delikatesse und es ist wirklich nichts dagegen einzuwenden, bemächtigt man sich der ersten Brut. Die zweite aber schone man, sonst vertreibt man auch die alten Staare.

In der Freiheit ist er eminent nützlich; er verzehrt die schädlichen Insekten — mit Begierde Maikäfer und Engerlinge, Würmer und Schnecken, in der Gefangenschaft ist er ein wahrhaft entzückender

Geselle. Er lernt mit Leichtigkeit vorgepfiffene Melodien, sowie den Gesang der Vögel seiner Umgebung Daneben lernt er auch einige Worte und kurze Sätze sprechen. Ein treues Gedächtnis besitzt er nicht, er vergißt manche Melodie noch leichter als er sie gelernt hat. Frisch eingefangen läßt er sich mit in Milch eingeweichter Semmel, einigen Ameisenpuppen, Mehlwürmern, zerstückelten Regenwürmern ꝛc. leicht eingewöhnen, am besten mit Kruelschem Universalfutter Qualität B, wird auch recht zahm, lernt aber nicht viel oder auch gar nichts. Man nimmt daher am besten die jungen Männchen in halbflüggem Zustande aus dem Neste und füttert sie groß. Sie gewöhnen sich nachher an jedes Mischfutter, leben aber meist vom Tische ihrer Pfleger. Sie verlangen einen geräumigen Käfig, bewegen sich aber am liebsten frei in Haus und Hof umher; sie baden sehr gründlich. In der Volière sind sie sehr verträglich, necken aber andere Vögel, so oft sie Gelegenheit dazu haben.

Wer sich viel mit dem Staar beschäftigt, kann ihn an sich ketten, wie ein kleines Hündchen; dabei erweist er sich sehr ausdauernd. Übrigens sind alle Stubenvögel, die sich frei im Haus und Hof bewegen können, zur Nistzeit, wie zur Zeit der Herbstwanderung unzuverlässige Kantonisten.

Der Schwarzstaar.

Sturnus unicolor, indicus, splendens, nitens.

Einfarbstaar. Er tritt im südlichen Europa, insbesondere Spanien, dann im südlichen Asien an die Stelle unseres Staarmatzes. Er ist etwas größer, 22 cm lang, 40 cm breit, 6,5 cm Schwanzlänge. Das matt schieferfarbene, schwach metallisch glänzende Gefieder ist fast gänzlich ungefleckt, dagegen ähnelt der junge Einfarbstaar unserem jungen Vogel vollständig. Die Federn dieses Staares sind noch viel länger und schmäler als beim vorigen. Sein Lebenslauf, wie auch die Eier stimmen völlig mit unserem Vogel überein.

Der Rosenstaar.

Pastor roseus, peguanus; Sturnus roseus, asiaticus; Turdus roseus; Merula rosea.

(Tafel 18, Figur 2.)

Er vertritt in Europa die Familie der Hirtenstaare, wird auch Hirtenstaar, Rosendrossel, Amselstaar, Staaramsel, Heuschreckenvogel, Viehstaar, Ackerstaar genannt.

Mit Ausnahme des schwarzen Kopfes, der schwarzen Flügel und des schwarzen Schwanzes, bei welchen das Schwarz einen prächtigen Metallglanz hat, erscheint der ganze Körper des schönen Vogels rosenrot. Der Kopf trägt einen Federbusch, gebildet aus sehr langen, schmalen, seidenartig weichen Federn. Der Schnabel ist fleischfarben, mit hornschwarzer Spitze, die Augensterne sind hellbraun, die Füße fleischfarben. Das Weibchen ist in den beiden Farben matter und hat einen kleineren Federbusch. Dieser fehlt den Jungen ganz, die oben braungrau, unten heller sind, weißliche Kehle und gefleckte Brust haben. Länge 22 cm, Flugbreite 39 cm, Schwanzlänge 7,5 cm, Schnabellänge 3,2 cm.

Der Rosenstaar führt ein richtiges Zigeunerdasein. Er verbreitet sich in regellosen Wanderungen von den innerasiatischen Steppen bis Südrußland, die Donautiefländer, Kleinasien, Syrien, die Mongolei und China, erscheint aber in irgend einem Jahre mitten im Sommer in sehr großen Scharen auch in Deutschland, Frankreich, Holland und England. Durch die Unmassen von Heuschrecken, welche er verzehrt, wird er ganz außerordentlich nützlich, er thut den Wanderheuschrecken wirklich Abbruch und erscheint sofort mit deren Schwärmen; dem weidenden Vieh liest er das Ungeziefer vom Rücken und ist deshalb von diesem sehr gerne gesehen. Deswegen nennen ihn die Smyrnaer „Heiliger"; im Juli aber heißen sie ihn „Teufelsvogel", denn da ergötzt sich der Rosenstaar nach so viel Hunderttausenden von Heuschrecken in den Weinbergen, Obstgärten und auf den Reisfeldern, seine großen Scharen richten da bedeutende Verwüstungen an. Er brütet gesellig in Baum- und Felslöchern, in Gebäuden, Steinhaufen, legt fünf bis sechs weißgrünliche, 28 + 22 mm große Eier; Hauptbedingung für die Wahl des Brutplatzes ist, daß er viel Wasser in der Nähe hat. Ende Mai sind alle Rosenstaare zur Brut geschritten.

Im Wesen und Lebenslauf ähnelt er unserem Staar, ist aber viel lebhafter noch in rastlosem Fliegen, viel fauler im Gesange. Der Locton ist sanft: „hurti" und „swist", der Gesang ist unschön.

Nordmann sagt: der Gesang einer Gesellschaft Rosenstaare läßt sich am besten mit dem quietschenden Geschrei einer in engem Raume eingesperrten, untereinander raufenden Rattengesellschaft vergleichen.

In der Gefangenschaft ist er lange nicht so drollig und unterhaltend wie der Staar. Das herrliche Rosenrot verblaßt bald. Er wird genau wie der Staar verpflegt und ist unglaublich gefräßig. 50 Maikäfer frißt er z. B. ohne jeden Schaden auf einen Sitz und sieht sich nach zwei Stunden schon wieder nach mehr um! Nachpfeifen lernt er nicht, möglich — aber mir nicht wahrscheinlich — daß er ein oder das andere Wörtchen lernt. Zu alledem ist er ein zarter Gast, der leicht stirbt.

Würger. Laniidae.

Nutzen und Schaden verteilen sich bei diesen grausamen, aber sehr interessanten und schönen Vögeln im günstigsten Falle auf Messersschneide, meist sind sie überwiegend schädlich. Sie kennzeichnet der seitlich zusammengedrückte, vorn hakenförmig abgebogene Schnabel am Oberkiefer mit einem Zahn; an der Schnabelwurzel haben sie starke Bartborsten, welche auch die Nasenlöcher verdecken. Eigentümlich sind ihnen ferner die starken, vorderseits getäfelten Füße mit breiten Sohlen und starkgekrümmten Nägeln; die Flügel sind nur mäßig lang, haben 19 Schwingen, der Schwanz ist lang und keilförmig. — Sie leben meist von Insekten und jungen Mäusen, wo sie aber nur können, morden sie kleine Vögel, plündern alle Vogelnester, deren sie habhaft werden und spießen ihre Beute noch lebend auf Dornen. Unverdauliches speien sie als Gewölle aus; ihre Jungen müssen sie sehr lange füttern und unterrichten. Linné hatte sie den Raubvögeln angeschlossen, ihre innere Organisation stimmt aber mit der anderer Singvögel überein.

Der Raubwürger.

Lanius excubitor, cinereus, rapax; Collyrio excubitor.

(Tafel 24, Figur 1.)

Großer Würger, grauer Würger, Neuntöter, Neunmörder, Würgengel, Wächter, Berg-, Krick-Elster, großer Dornbreher, Mezger, Häzenkönig, Schätterhexe.

Er ist oben hellaschgrau, unten schmutzigweiß, die Stirn weißlich, der Schnabel schwarz, Augenstern dunkelbraun, Flügel und Schwanz sind schwarz, zwei Flecken auf ersteren und die Einfassung des letzteren sind weiß. Das Weibchen ist vom Männchen kaum zu unterscheiden, es hat am Unterleibe dunkelgraue Wellenlinien. Die Füße sind dunkelbleifarben. Länge 25 cm, Flügelbreite 36 cm, Schwanzlänge 11 cm, Schnabellänge 2 cm. Wir haben von ihm zwei (unbedeutende) Farbenabänderungen: Homeyers Würger und Kleinspiegelwürger.

Vor 20, 25 Jahren gab es kaum eine Baumallee, kaum einen günstig situierten, nicht zu sehr vereinzelten Feldbaum, wo man nicht den Raubwürger sitzen sehen konnte, heute ist die Erkenntnis seiner Schädlichkeit so weit vorgedrungen, daß er allerorts abgeschossen wird und in Deutschland — mit wenig Ausnahmen — schon zu den seltenen Vögeln zählt. Stets von einer hohen Warte herab späht der Vogel nach seinem Raub, der in großen Käfern, Heuschrecken, Grillen, Feldmäusen und gar zu oft nur in Singvögeln besteht. Nach den letzteren stößt er wie ein Raubvogel, nach den ersteren fliegt er zur Erde herab, rüttelt wohl auch eine Weile wie ein Turmfalk über ihnen, wobei der grau und weiß halbierte Vogel mit nichts zu verwechseln ist. Oft genug, schildert Jäger, sieht man ihn auch im freien Feld auf einem Stock, einem hohen Feldstein, einer Wegschranke, Stellfalle, einem Getreidemandel oder dergleichen erhabenen Punkt sitzen und auf Beute lauern und zwar Sommer wie Winter. Sein Flug über weite Strecken ist weder schnell noch lang andauernd und aus lauter Bogen zusammengesetzt wie der der Spechte, wobei die Flügel hastig geschlagen werden. Wenn er sitzt, schlägt er den ausgebreiteten Schwanz öfters heftig auf und nieder, besonders im Affekt. Seine Beute spießt er wie die andern Würger gern auf Dornen und zerreißt sie stückweise. Die Menschen läßt er nur herankommen, wenn er sie nicht bemerkt oder sich nicht bemerkt glaubt, gegen alles Getier aber ist er tollverwegen. Er greift, insbesondere zur Brutzeit, jeden Raubvogel, selbst den Habicht an, obwohl ihn dieser dann nicht selten erwürgt, mindestens ebenso oft aber auch verblüfft abzieht. Insbesondere geniert neben der Leiden-

schaftlichkeit des Angriffes alle Raubvögel sein gellendes Geschrei, das die ganze Nachbarschaft alarmiert, daher der Name „Wächter“ (excubitor). Aber auch als Räuber ist er tollverwegen, er wagt sich gar oft an junge Wildhühner, ja an Elstern und Krähen, denen er freilich wenig anhaben kann, er vertreibt aber sie und die Falken aus seinem Revier. Gefangene Vögel holt er gern von der Leimrute und stößt nicht selten selbst auf Singvögel im Käfig vor den Fenstern.

Er brütet im Mai auf hohen Obstbäumen oder in Weißdornbüschen fünf bis sechs grünweiße, dunkelpunktierte Eier (Tafel 47, Figur 58), 28 + 20 mm, aus. Im Frühling vernimmt man auch seinen heiseren, etwas kreischenden Gesang, in den er viele schöne Töne und mit Geschick die Weisen vieler Singvögel einzuflechten liebt. Die gewöhnlich ausgestoßene Stimme ist „schäck“, der Lockton „trüü“.

In der Gefangenschaft ist er ein wilder Geselle, der natürlich jeden andern Vogel, dessen er habhaft werden könnte, sofort morden würde. In Ermangelung solcher versucht er den Fingern seines Pflegers den Krieg zu erklären und diese blutig zu reißen. Jung aufgezogene werden wohl frechzahm, aber auch ebenso bissig wie Wildfänge. Alt eingefangene fressen anfangs nur in verhüllten Käfigen. Man gewöhnt ihn am besten mit jungen, lebenden Mäusen, großen Käfern, Mehlwürmern, Heuschrecken, wer es über das Herz bringt, mit Eidechsen ein und leitet ihn langsam auf rohes Fleisch, zerriebene Semmeln und Kruels Universalfutter B über. Fleisch will er stets viel. Der Gesang ist drollig, insbesondere wenn er in sangesreicher Umgebung sitzt, von der er viel lernt. Die Jungen zieht man mit frischen Ameisenpuppen, einen Theelöffel voll auf einmal, Mehlwürmern, kleinen Stückchen rohes fettes Fleisch und den Hinterleibern von großen Käfern, nebst Quarkkäse auf. Der bedeutende Gesangskenner, Vogelhändler Rausch in Wien, schätzt den Raubwürger als Spötter sehr hoch.

Der Grauwürger.

Lanius minor, italicus, longipennis, nigrifrons; Enneoctonus minor.

(Tafel 24, Figur 4.)

Schwarzstirnwürger, Schäferdickkopf, Sommerkrikelster, Drillelster.

Oberseite hell aschgrau, Unterseite weiß, Brust rosenrot überhaucht, Stirn und Zügel schwarz, Flügel ebenfalls schwarz bis auf einen weißen Flecken und einen schmalen weißen Endsaum der Armschwingen, die vier mittelsten Schwanzfedern sind schwarz, die folgenden bis zur Mitte weiß, die äußersten rein weiß. Auge braun, Schnabel schwarz, Fuß gräulich. Länge 23 cm, Breite 36 cm, Schwanz 9 cm. Die Jungen haben schmutzigweiße Stirne, sind auf der Unterseite gelblichweiß, grau in die Quere gestreift.

Dieser außerordentlich schöne Würger ist im Gegensatze zum vorigen Zugvogel; während der Raubwürger auch den strengsten Winter bei uns aushält, ist der Grauwürger einer der letzten Sommergäste, er kommt erst Anfang Mai; wiederum im Gegensatze zum vorigen ist er ein sehr liebenswürdiger Vogel, entschieden der liebenswürdigste Würger. Wenn überhaupt, so mordet er sehr selten Vögel, seine Nahrung bilden Käfer, Heuschrecken, Raupen, Schmetterlinge und allerhand größere Insekten. Genau wie sein etwas größerer Verwandter lauert auch er auf Stangen, Baumspitzen, auch auf Feldsteinen auf seine Beute. Einen begeisterten Lobredner hat er in Naumann gefunden: „Durch Färbung und Gestalt ist der schwarzstirnige Würger gleich schön im Sitzen wie im Fliegen, und da er immer herumflattert und seine Stimme hören läßt, so macht er sich auch sehr bemerklich und trägt zu den lebendigen Reizen einer Gegend nicht wenig bei. Sein Flug ist leicht und sanft und er schwimmt öfters eine Strecke ohne Bewegung durch die Luft dahin wie ein Raubvogel. Hat er aber weit zu fliegen, so setzt er öfters ab und beschreibt so viele, sehr flache Bogenlinien. Seine gewöhnliche Stimme klingt „kjäck kjäck“ oder „schäck“, seine Lockstimme „kwiä-kwi-ell-kwiäll“ und „perletsch-hrolletsch“, auch „scharrek-scharrek“. Von seiner bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit, vermöge welcher er den Gesang vieler kleiner Singvögel ganz ohne Anstoß nachsingen soll, habe ich mich nie ganz überzeugen können, ungeachtet er sich in meiner Gegend so häufig aufhält und ich ihn im Sommer täglich beobachten kann. Ich habe ihn die Lockstimme des Grünlings, des Sperlings, der Schwalben, des Stieglitzes u. m. a. kleinen Vögeln und mitunter auch Strophen aus ihren Gesängen untereinander mengen, darunter dann

auch seine Locktöne öfters mit einmischen und auf diese Art einen nicht unangenehmen Gesang hervorbringen hören; allein ein langes Lied irgend eines kleinen Sängers im ordentlichen Zusammenhange hörte ich nie von ihm. Immer waren Töne und kurze Strophen aus eigenen Mitteln miteingewebt, und wenn er auch auf Augenblicke täuschte, so schwand der Wahn bald durch diese Einmischungen. Strophen aus dem Gesange der Feldlerchen hört man oft von ihm; auch ahmt er den Wachtelschlag leise, aber ziemlich deutlich nach."

Ende Mai schreitet er zur Brut. Das Nest findet man meist in bedeutender Höhe. Er legt sechs bis sieben Eier (Tafel 47, Figur 61), die auf grünlichweißem Grunde mit bräunlichen und violettgrauen Punkten gezeichnet sind, Größe 24 + 18 mm. Brutverlauf wie bei dem vorigen. Im August schon zieht er wieder fort. In Deutschland ist er streckenweise, z. B. in Oberbayern, dann in der Bamberger Gegend, um Stuttgart, in Anhalt und in Brandenburg sehr häufig, sonst ein ziemlich seltener Sommergast.

Sein Benehmen in der Gefangenschaft ist ganz liebreizend, dort entwickelt er auch erst recht eigentlich sein Nachahmungstalent. Er ist viel zarter wie der vorige, man füttert ihn am besten mit Nachtigallenfutter und reichlicher Zugabe von gekochtem und rohem Fleisch.

Der Neuntöter.

Lanius collurio, spinitorquus, colluris; Enneoctonus collurio.

(Tafel 24, Figur 2.)

Dorndreher, Dorntreter, Dorndrechsler, Dornhäher, Dorngreuel, Totengreuel, Dornreich, Dickkopf, Warkvogel, Spießer, Singwürger, Finkenbeißer, Würgengel; rotrückiger Würger.

Der ganze Rücken ist schön braunrot; Kopf, Hinterhals Bürzel und Schwanzdecken hell aschgrau, ein schmaler Stirnrand und ein oben und unten weiß begrenzter Zügelstreif schwarz; Backen, Kinn, Kehle, untere Schwanzdecken weiß, Unterleib blaß rosenrot, Armschwingen grauschwarz, Oberarmschwingen rostbraun, auf den Flügeln eine ganz kleine weiße Binde. Augen braun, Schnabel schwarz. Länge 18 cm, Flugbreite 29 cm, Schwanz 8,5 cm. Das Weibchen ist ähnlich gezeichnet, doch hat es auf der ganzen Oberseite braunrötliche und auf der Unterseite bräunliche Wellenlinien. Die Jungen gleichen dem Weibchen.

Er ist leider ein ungemein häufiger Bewohner aller unserer Feldhecken; an einer solchen wird man selten einige hundert Schritte gehen können, ohne daß man das „gäk gäck" des Neuntöters hört und dann den Vogel auf einem in die Höhe stehenden Zweig seitlich frei dasitzen sieht, den ausgebreiteten Schwanz rechts und links wippend. Seine Eigenschaften verraten schon seine volkstümlichen Namen: er ist ein ganz abscheulicher Vogel, — freilich nicht an Gestalt und Färbung — der überall verfolgt werden muß. Gegen die Witterung ist er empfindlich, daher Zugvogel; von Anfang Mai bis ausgangs August bei uns, nistet er bald nach seiner Ankunft in allerlei dornigen Gesträuchen, als wilde Rosen, Schwarz- und Weißdorn. Das Nest gehört zu den zierlicheren, besteht aus Wurzeln, Halmen, Moos, Flechten, innen mit Haaren, Wolle und Federn gepolstert und enthält fünf bis sechs sehr hübsche, bald rötlichgelbe, bald grünliche, mit violetten oder bräunlichen Punkten und Flecken meist kranzweise gezeichnete, rundliche Eier (Tafel 47, Figur 60), 21 + 15 mm, welche von dem Weibchen in 14 Tagen allein ausgebrütet werden.

Das Männchen schleppt ihm viel Fraß herbei und spießt ihn um das Nest auf, so daß das Weibchen sich das Beste aussuchen kann, das Verschmähte verdorrt, wenn es nicht etwa vom Männchen gefressen wird; überhaupt ist dieses Aufspießen der Beute das merkwürdigste an diesem Vogel; Käfer, Heuschrecken, junge Vögel spießt er regelmäßig mitten durch den Leib, junge Frösche durch den Mund und läßt so viele schmählich verkommen.

Nicht nur junge Nestvögel raubt er in Menge, sondern selbst alte, die er bewältigen kann; bricht ihnen die Flügel, hackt ihnen das Gehirn aus, spießt sie auf, reißt Stücke von ihnen ab und läßt den Rest verdorren. Meist sitzt er auf der äußersten Spitze eines Busches und lauert auf Raub; fliegt er ab, so senkt er sich fast bis zur Erde und schwingt sich steil auf an den Ort, wo er sich niederlassen will.

Er lockt wie „greck greck“, wobei er mit dem Schwanz förmlich wedelt, bald auf- und abwärts, bald seitwärts wippt und ist äußerst vorsichtig, nur vom Nest geht er schwer weg.

Viele rühmen seinen Gesang, in welchem er manche Vogelstimmen nachahmt; ich kann diesem Lob nur für gefangene Exemplare beistimmen: in der Freiheit ist er ein leises Gedudele und Geschwätze, welches nicht des Lobes wert ist, ich kann überhaupt an diesem Neuntöter nichts finden, als eine Geißel seiner ihm an Kräften unterlegenen Umgebung und muß seine Vertilgung dringend anraten; in Gärten wird er von Unkundigen für einen lieblichen Singvogel gehalten, wohl gar gehegt und das Verschwinden der anderen Sänger der Katze allein zugesprochen, während er doch ebenso der Übelthäter ist.

Wenn je sich alle Stimmen für das Gefangenhalten eines Singvogels vereinigen würden, so müßte auch der entschiedenste Gegner der Liebhaberei den rotrückigen Würger als den hiefür geeignetsten empfehlen. In der Freiheit ein unleidlicher, grausamer Räuber und Mörder, ist er in der Gefangenschaft, besonders jung aufgezogen und — natürlich — für sich allein gehalten, das liebenswürdigste Geschöpf. Er wird ungemein zahm, unterhält durch sein Aufspießen aller Tierchen, Käfer, Würmer, Fliegen, die man ihm giebt, wobei ein derber Dornast genügt, erfreut aber namentlich durch eine nun erst in dieser beschaulichen Ruhe sich entwickelnde fabelhafte Nachahmungsgabe und Spottlust. Man mag ihm noch so viele Sänger rings um sein Bauer gruppieren, er lernt die Rufe und Strophen von allen und mengt sie in der lustigsten Weise. Seine Mordlust nimmt in der Gefangenschaft noch zu, er erwürgt in ihr Drosseln und Staare, die ihr Unglück dem Mörder in die Gewalt giebt, also Vorsicht, namentlich wenn sein Bauer in einer Vogelstube hängt!! Dabei ist der Neuntöter ein empfindlicher Gast, der zwar sehr alt werden kann, aber nur bei bester Pflege. Fütterung wie beim vorigen, doch gebe man ihm so viel wie möglich lebende Insekten und Würmer, insbesondere Käfer und Heuschrecken.

Der Rotkopfwürger.

Lanius senator, auricularis, pomeranus, ruficollis; Enneoctonus rufus.

(Tafel 24, Figur 3.)

Pomeraner, Waldkater, Waldkatze, Rotkopf.

Oberkopf und Nacken rostrotbraun, Stirn und Vorderkopf schwarz, ebenfalls schwarz setzt sich ein breiter Zügel- und Seitenhalsstreifen fort; Mantel, Flügel und Schwanz sind wiederum schwarz, ein Flecken an der Stirnseite, ein Punkt hinter dem Auge, Schultern, Bürzel, obere Schwanzdecken, alle Unterteile, breite Spiegel auf den Flügeln und eine schmale Einfassung des Schwanzes sind weiß. Länge 19 cm, Breite 29 cm, Schwanzlänge 8 cm. Das Weibchen hat Kopf und Hinterhals matter rostbraun, Unterrücken und Bürzel grau, Unterteile gelblich, dunkel quer gewellt. Der junge Vogel hat schwärzliche Mondflecken auf braungrauem Grunde, braune Flügel und braunen Schwanz. — Der Schnabel ist blauschwarz, das Auge dunkelbraun, die Füße sind dunkelgrau.

Er ähnelt in seinem Lebenslauf, Betragen und Wesen vollständig dem Neuntöter, hat auch ganz die gleiche Nahrung wie dieser. Als Spötter wird er von vielen Liebhabern dem vorigen noch vorgezogen, daher viel gekäfigt. Er brütet im Mai; die fünf bis sechs Eier (Tafel 47, Figur 59), 23 + 17 mm, zeigen auf grünlichweißem Grunde aschgraue und bräunliche Punkte und Flecken. Sein Gebiet ist ziemlich eng begrenzt: er ist gemein in Südeuropa, Kleinasien, Syrien und Palästina, in Südwestdeutschland ziemlich häufig, im übrigen Deutschland schon recht selten, stellenweise völlig fehlend, sein Gebiet endet südlich in den Waldungen Mittelafrikas, bis wohin sich auch sein jährlicher Wanderzug richtet. — Ihm wiederum ähnlich in der Lebensweise ist der

Rotschwanzwürger,

Lanius phoenicurus, cristatus, bengalensis; Enneoctonus phoenicurus,

ein China, Japan, Indien, die Sundainseln, Turkistan, Südsibirien bewohnender Würger, den wir Europas Vogelwelt lediglich deshalb zuzuzählen haben, weil auch er auf Helgoland erbeutet worden ist.

Nach Brehm ist er auf der Oberseite dunkel zimtrostrot, in der Zügelgegend schwarz, Stirn, Vorderkopf und ein breiter Augenbrauenstreifen sind weiß, die Unterteile ebenso, seitlich roströtlich verwaschen, die Schwingen und Deckfedern

schwarzbraun, die Armschwingen außen rostbraun gerandet, die Steuerfedern matt rostbraun, die mittleren beiden braun, die seitlichen am Ende schmal fahlweiß gesäumt. Augen braun, Schnabel schwarz, Füße hornschwarz. Das Weibchen ist düsterer gefärbt und auf Brust und Seiten mit schmalen, verwaschenen, dunklen Querlinien schwach gesperbert. Die Länge beträgt etwa 20 cm, Fittichlänge 9 cm, Schwanzlänge 8,5 cm.

Der Maskenwürger.

Lanius nubicus, personatus, leucometopon; Enneoctonus nubicus.

Oberseite, Zügel, Flügel und Schwanz sind bläulichschwarz, Unterteile rostgelblich, Seiten roströtlich; der Schwanz ist weiß eingefaßt, die Flügel zeigen einen größeren weißen Spiegel und eine weiße Binde. Augen braun, Schnabel schwarz, Füße hornschwarz. Länge 16 cm, Breite 25 cm, Schwanzlänge 8 cm. Die Eier, 21,5 + 16 mm, haben auf lehmfarbenem Grund ölbraune Tupfen und Brandflecken.

Im Lebenslauf hat auch er viele Ähnlichkeit mit unserem Neuntöter, soll aber weniger räuberisch sein. Sein Nest legt der Maskenwürger stets sehr hoch, meist auf der Spitze des höchsten Ölbaumes an. Er ist, wenn auch sehr selten, in Griechenland Brutvogel. Seine eigentliche Heimat bilden Nubien, Südägypten und Kleinasien.

Die Fliegenfänger. Muscicapidae.

Der gerade, kurze Schnabel ist breit, an der Spitze etwas gebogen und eingeschnitten, an der Wurzel mit steifen Borsten besetzt. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf etwas breit. Die langen Flügel und kurzen schwächlichen Füße deuten auf ebenso bedeutende Flugfertigkeit, als Unbeholfenheit im Gehen hin; sie fangen die Insekten aus der Luft. — Gekäfigt werden diese höchst nützlichen Vögelchen selten, sie sind auch sehr zart. Will man sie beobachten und sich an ihrer Anmut erfreuen, so geschieht das am besten im freien Zimmerflug. Man steckt dann ein Bäumchen in einen Blumentopf und wird sehen, daß der Fliegenschnäpper dasselbe nur zu seinem Jagdflug benutzt und stets zu ihm zurückkehrt. Noch so fliegenreiche Zimmer hat er bald von diesem Ungeziefer bis auf das letzte Exemplar befreit, dann beginnt die Not der Ernährung. Man muß sie dann mit Mehlwürmern und frischen Ameisenpuppen an bestes Nachtigallenfutter gewöhnen, im Winter zu dem Kruelschen Futter oder einem ähnlich guten übergehen, dazu etwas hartgekochtes Ei reichen. Im Vogelhandel kommt übrigens nur, meistens aus Böhmen eingeführt und nicht häufig, der Zwergfliegenfänger vor.

Der graue Fliegenfänger.

Muscicapa grisola; Sylvia pestilencialis; Butalis grisola, africana.

(Tafel 25, Figur 2.)

Grauer Fliegenschnäpper, großer gefleckter Fliegenschnäpper, Muckenschnäpper, Pipsvogel, Schurreck.

Oben mäusegrau, unten schmutzigweiß mit braungrauen Längsflecken, ebenso auf dem Scheitel und der Kehle dunkle Längsflecke. Augen dunkelbraun, Schnabel und Füße schwärzlich. In der Färbung macht er einen ganz sperlingsartigen Eindruck. Weibchen fast ganz gleich. Junge auf der Oberseite hellgrau mit weißen Flecken und schwärzlichen Schuppen. Länge 14 cm, Flugbreite 25 cm, Schwanz 5,5 cm.

Ein ungemein zutraulicher Vogel, der sich überall an den Rändern der Waldungen findet, besonders wo Wasser in der Nähe ist. Auch wird es kaum einen Garten oder eine Baumallee geben, wo man unsern Fliegenschnäpper nicht bald von einem Pfahl, bald von einem Zaune, vom Giebel eines Hauses oder dem freien Zweige eines Baumes aus seine Insektenjagd betreiben sieht. Wie ein Raubvogel stößt er auf die vorüberfliegenden oder auch sitzenden Kerbtiere, fängt sie mit großer Sicherheit und lautem Schnappen, rüttelt über ihnen und trägt sie, in allem ungemein schnell und hastig, wieder auf seine Warte, wo er die großen durch Stoßen und Stampfen erst der Flügel und Beine entledigt und dann verschlingt. Er frißt viel und sieht daher bei trübem und regnerischem Wetter, wo er die Insekten an

Mauern, an Häusern, selbst in den Häusern aufsucht, sehr verdrießlich und bedrückt aus. Es kennzeichnet ihn sehr das häufige Zucken und Zittern mit den Flügeln, sein Gesang ist herzlich schlecht, ein Gemengsel von leisen, zirpenden, tschietschenden Tönen, die Lockstimme ist charakteristisch: „tschie, tschie, tschie, tschriesch“; wenn er Junge hat, hört man sie fortwährend. Er nistet unter einem Dachvorsprung in einer Laube, über einem Thürstock, in Epheuwänden 2c., und sehr gerne in offenen, künstlichen, nur mit einem Dach versehenen Brutkästchen. Da er in diesen, gut angebracht, auch den besten Schutz vor dem Raubgesindel der Katzen findet, so seien sie für den ganz unschätzbar nützlichen Vogel sehr empfohlen! Die Eier (Tafel 47, Figur 63) sind licht blaugrün mit hell rostfarbenen Flecken, 18 + 13 mm groß. Er kommt um den Anfang Mai und geht um das Ende August. Über das Gefangenhalten bitte ich oben, unter Fliegenfänger nachzusehen.

Der schwarzhalsige Fliegenfänger.

Muscicapa atricapilla, nigra, fidecula, muscipeta; Sylvia fidecula; Fidecula atricapilla.

(Tafel 25, Figur 3 und 4.)

Schwarzköpfiger Fliegenschnäpper oder =Fänger, Feigenschnäpper, Baumschwälbchen, Beccafige, Mohrenköpfchen, Gartenschäck, Trauerfliegenfänger.

Die ganze Oberseite schwarz, auf dem Rücken etwas bräunlicher, wie die Flügel, auf welchen ein großer weißer Längsfleck grell hervortritt; die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder weiß, wie auch die Stirn und ganze Unterseite dieses Vogels. Schnabel und Füße schwarz, Augen dunkelbraun. Die Weibchen sind statt schwarz, bräunlich; statt rein weiß, etwas trüber und der Stirnfleck ist bräunlich. Die Jungen sind den vorigen sehr ähnlich, doch dunkler bräunlich auf dem Rücken und an dem trübweißen Flügelfleck bald zu unterscheiden. Länge 13,2 cm, Flugbreite 22,7 cm, Schwanz 4,8 cm.

Dieser Fliegenschnäpper ist in Vorkommen und Lebensweise dem vorigen fast gleich, nur ziemlich selten; die Eier (Tafel 47, Figur 64) sind rundlicher und gänzlich einfarbig, blaß grünspanfarbig, bei gleicher Größe. Die Lockstimme klingt wie „bitt — bitt“, mit dem üblichen Schnalzen der Fliegenschnäpper; der Gesang, den er lange vor Sonnenaufgang beginnt, ist gar nicht schlecht, er klingt einfach und schwermütig, hat eine hell pfeifende Strophe „wutiwutiwu“ und erinnert einigermaßen an den des Gartenrotschwanzes.

Der Halsbandfliegenfänger.

Muscicapa collaris, albicollis, albifrons, melanoptera.

(Tafel 25, Figur 5 und 6.)

Weißhalsiger Fliegenfänger, Kragen=Fliegenfänger oder =Schnäpper, Amme.

Der Halsbandfliegenschnäpper ist dem vorigen ganz ähnlich, nur bildet das Weiß der Unterseite ein vollständiges, weißes Halsband und auf den Schwingen steht noch ein zweiter, kleinerer, weißer Längsfleck unter dem auf den Flügeldecken. Die Weibchen und Jungen haben kein Halsband, sind aber an den beiden weißlichen Längsflecken sicher zu erkennen, sonst den vorigen sehr ähnlich. Länge 13,2 cm, Flugbreite 24,5 cm, Schwanz 5,2 cm.

Ammen heißen sie, nach Friderich, weil sie die Nester anderer Vögel auf Insekten untersuchen und so die Annahme hervorrufen, als verpflegten sie fremde Junge.

Er ist ein mehr südlicher Vogel; in Deutschland seltener. Die fünf Eier blaß spangrün, einfarbig, die Größe gleich wie bei den vorigen. Der Lockruf ist ein gedehntes „zieh“ und einfaches „tack“, der Gesang laut und abwechselnd, sehr viel an das Blaukehlchen erinnernd; aus den Gesängen anderer Vögel nimmt der Halsbandfliegenfänger manche Strophe auf. Bezüglich der Haltung in der Gefangenschaft ist das Nötige unter Fliegenfänger gesagt.

Der Zwergfliegenfänger.

Muscicapa parva, rubecula, minuta; Rubecula tytleri; Saxicola rubeculoides.
(Tafel 25, Figur 7 und 8.)

Kleiner Fliegenfänger, spanisches Rotkehlchen, kleiner Feigenfresser.

Die Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittelsten, sind in der oberen Hälfte weiß, Füße schwarz. Wenn man die Kennzeichen der Fliegenfänger und die untenstehenden Maße beachtet und diese an einem kleinen, dem Rotkehlchen täuschend ähnlichen Vögelchen findet, so hat man den kleinen Fliegenschnäpper vor sich, der mithin einer weiteren Beschreibung nicht bedarf. Das Weibchen unterscheidet sich durch düstere, graue Farbe. Länge 11,7 cm, Flugbreite 20,3 cm, Schwanz 4,8 cm.

Ob er bei uns wirklich selten ist, oder meist für ein kleines Rotkehlchen gehalten wird, ist schwer zu sagen, jedenfalls gilt er als selten bei uns. Er kommt häufig im Südosten vor und haust in den Kronen gemischter, nicht zu dichter Hochwälder. Das Tierchen ist ein entschiedener Laubholzvogel, der eine ungemein versteckte Lebensweise führt und nur ein feiner Kenner der Vogelstimmen und Gesänge wird ihn in den Laubkronen der Buchenwälder entdecken, in denen er sich ganz wie ein Laubsänger in steter Unruhe herumtreibt. Er flattert, sagt Jäger, rastlos von Ast zu Ast, bald nach echter Fliegenfängerweise einen Augenblick rüttelnd, bald schußweise und schlägt auch sitzend fortwährend mit den Flügeln, wie das Waldlaubvögelchen. Dabei hört man dann — meist wenn er sich niedersetzt — unaufhörlich seine hell und sanft „weit weit weit“ klingende Lockstimme und einen aus abgebrochenen, schwer zu beschreibenden Strophen bestehenden Gesang, der wie ein liebliches Klingeln sich anhört. In den Buchenwaldungen der Wiener Berge, in Thüringen, in der Bamberger Gegend (dort beobachtete ihn Verfasser bei Schloß Banz), dem Frankenwald, sächsischen Erzgebirge, ist er zu finden; häufig aber ist er sicher dort nirgends, wenn auch zuzugeben ist, daß er freilich meist übersehen wird, da er nie auf niedriges Gebüsch oder an den Waldrand herauskommt. In den böhmischen Wäldern muß er häufig sein, das beweisen die dortigen Vogelhändler, die ihn eigentlich immer noch zu häufig ausbieten. Er nistet bald in einer seichten Baumhöhle, bald auf einem verwachsenen Astknorren. Die Eier (Tafel 47, Figur 65), 16 + 12 mm, sind auf blaugrünlich weißem Grunde mit hellrostfarbigen und violetten Punkten besetzt. Über das Halten in der Gefangenschaft wolle man unter „Fliegenfänger“ nachlesen, die Vogelhändler nennen ihn „Spanisches Rotkehlchen“.

Die Schwalben. Hirundinidae.

Der Schnabel ist sehr klein, kurz, gerade, sehr flach, die Spitze der oberen Kinnlade ein wenig abwärts gekrümmt. Die Nasenlöcher liegen am Schnabelgrunde; sie sind klein, frei, nierenförmig, mit hervorstehendem Rande. Die Schwalben haben einen langen Körper, sind über die Brust aber sehr breit; der Hals ist kurz und der niedere platte Kopf scheint auf dem Rumpfe aufzusitzen. Die Flügel, welche sehr lang sind, kreuzen sich über dem gabelförmigen Schwanze. Die Füße sind vierzehig, kurz, drei Zehen vorwärts, eine rückwärts gerichtet, alle mit kurzen, gebogenen, spitzen Nägeln versehen. Der Flug ist äußerst schnell, schwimmend, sie fangen die fliegenden Insekten mit Hilfe ihres weiten Rachens. Ungemein treffend sagt Jäger von ihnen: Diese herrlichen, traulichen Tierchen sind in mehr als einer Beziehung das Juwel unserer Vogelwelt. An Schönheit steht wenigstens die Stachelschwalbe wenig einheimischen Vögeln nach mit ihrem herrlich metallischblauen Rücken, der saftig rotbraunen Vorderseite und dem weißgeperlten Schwanz. Was Eleganz der Flugbewegungen betrifft, kann fast kein Vogel sich mit den Schwalben messen und keiner, der das trockene Land bewohnt, ist so in steter Bewegung

wie die Schwalben. Wer hat sich nicht schon ihrer herrlichen Flugspiele erfreut; sei es, daß sie im Zirkelfluge die Gebäude umschweben; sei es, daß sie mit reißender Schnelle durch die Gassen der Dörfer schießen, in gewandten und kühnen Wendungen Fliegen schnappend; sei es, daß sie in behaglichem Geflatter über den Wasserspiegel schwanken, bald da bald dort ihn betupfend, um sich die Brust zu kühlen; sei es, daß sie in schießendem, langausholendem Fluge über das wogende Saatfeld, die blumige Wiese dahinstürmen; sei es, daß sie in Schwärmen schreiend und stoßend einen Raubvogel verfolgen? Kurz die ewig ruhelosen, gaukelnden Schwalben, sie sind die auffälligsten, angenehmsten, lebendigsten Staffagen des Kulturlandes. Und ein ander Bild: „Kaum kündigt ein grauer Streif im Osten den kommenden Tag an, so hört man schon die ersten Vorspiele des Gesanges, des von der Nachtruhe eben erwachten Stachelschwalbenmännchens. Alles Geflügel des Hofes, Tauben, Sperlinge, Hühner u. a. ist noch schlaftrunken, keines läßt einen Laut hören, überall herrscht noch tiefe Stille und die Gegenstände sind noch mit neblichtem Grau umschleiert, da stimmt hier und da ein Schwalbenmännchen sein „wirb werb“ an, aber jetzt noch stammelnd, durch viele Pausen unterbrochen, bis erst nach und nach ein zusammenhängendes Liedchen daraus entsteht, welches der Sänger, auf derselben Stelle sitzend, mehrmals wiederholt, bis er endlich sich aufschwingt und nun fröhlich singend das Gehöfte durchstreift.“ So ist die Schwalbe der fröhliche, erweckende Verkünder des anbrechenden Tages, wie sie auch des Lenzes freudig begrüßter Bote ist. Endlich, welche Wohlthat ist die Thätigkeit der Schwalben für Mensch und Vieh! In den Dörfern würde man geradezu gefressen von den Stubenfliegen, Stechfliegen, Viehbremsen, Stechschnacken und all' diesen höllischen Plaggeistern, wenn nicht dieses herrliche Hausgeistchen, die Schwalbe, einen so rastlosen Krieg gegen sie führte, selbst in die Brutstätten dieser Bestien, die Stallungen und Wohnräume hinein ihnen nachdringend. Mit Recht wird sie deshalb nicht bloß geduldet, sondern geschont, gehegt, ja für heilig gehalten: „Glücklich der Mann, unter dessen Dach die Schwalbe ihr Nest geklebt, denn kein Blitzstrahl vermag ihm zu schaden; der Bube aber, der ein Schwalbennest zerstört, ist verflucht, seine Eltern werden Kummer und Schande an ihm erleben!“ So spricht der Volksmund.

Unter dem vielen Aberglauben, der sich an die Schwalben geknüpft, hat sich die Sage von ihrem Winterschlaf, den sie erstarrt im Schlamme verbringen sollen, bis heute erhalten und immer und immer wieder taucht dieses Märchen in der Tagespresse auf.

Schwalben gefangen zu halten, dazu gehört eine besondere Liebhaberei. Im Käfige gehen sie selbstredend zu Grunde. Ganz anders aber ist es in einer großen Vogelstube oder im Hause. Sie hält sich dort stets auf einigen Stäbchen auf, die ganz in der Höhe anzubringen sind. Hat man Schwälbchen, z. B. von einer verlassenen Brut, mit Fliegen, frischen Ameisenpuppen, Käsequark und kleinen Fleischstückchen aufgefüttert, so bringt man ihr Futtergeschirre mit solchem Futter ebenfalls in der Höhe an und gewöhnt sie vorsichtig an ein Universalfutter, am besten das Kruelsche, und an Mehlwürmer. Sie werden außerordentlich zahm und von einer herzgewinnenden Lieblichkeit gegen ihren Pfleger. Allein ihre Haltung kommt sehr teuer, im Hause beschmutzen sie alles ganz greulich und in der Vogelstube fressen sie alle die kostbarsten Leckerbissen vorne weg und erscheinen doch wahrhaft unersättlich. Viel Zweck hat also ihre Haltung in der Gefangenschaft wahrlich nicht!

Die Rauchschwalbe.

Hirundo rustica, domestica, gutturalis, javanica; Cecropis rustica.

(Tafel 25, Figur 9.)

Stachelschwalbe, Edel-, Spieß-, Gabel-, Dorf-, Bauern-Schwalbe.

Oberkörper glänzend schwarz mit blauem Schimmer, Stirn und Kehle rötlichbraun, auf dem Kropf ein schwarzer Gürtel, der Unterkörper rostgelblichweiß, am Ende der Schwanzfedern, mit Ausnahme der zwei mittelsten, ein weißer Fleck; die äußersten Federn sehr lang, woher der Name Stachel- und Spieß-Schwalbe kommt. Bei den Jungen sind alle Farben matter, die äußersten Schwanzfedern viel kürzer. Länge 21 cm, Flügelbreite 33,5 cm, Schwanzlänge 12 cm, der Schnabel mißt noch nicht ganz 1 cm. Eine Abart ist die südliche **Rotbauchschwalbe,** die — wenn auch selten —

selbst noch in Deutschland gefunden wird. Sie unterscheidet sich lediglich durch rote Stirne und rostroten Unterleib. — Ganz weiße Schwalben kämen gar nicht so selten vor, würden sie nicht von ihren Artgenossen gleich nach dem Ausfliegen getötet.

Schon Mitte April, stets zwei bis drei Wochen vor der Mehlschwalbe, kommt die Rauchschwalbe bei uns an. Mit großer Vorliebe baut sie ihr Nest in die Gebäude hinein, in Stallungen, Hausfluren, Bodenkammern, die Mehlschwalbe dagegen baut fast stets außen an Häusern, am liebsten unter dem Dachrande; das Nest der Rauchschwalbe ist ferner sehr flach, das der folgenden bildet eine vollkommene Viertelkugel, die Rauchschwalbe baut ihr Nest wie einen oben offenen Napf, die Mehlschwalbe baut es bis aufs Schlupfloch zu. Die Art und Weise des Bauens ist schon unter „Allgemeines", Seite XX, beschrieben. Die länglichen vier bis sechs Eier (Tafel 48, Figur 2), 20 + 14 mm, sind auf reinweißem Grunde mit rotbraunen Fleckchen dunkler oder heller besetzt und werden in 13 Tagen ausgebrütet. Nach dem Ausfliegen bleiben die Jungen zunächst in der Nähe des Nestes und werden auf dem Dach, im Baum, selbst im Fluge von den treuen Eltern gefüttert, bis diese zur zweiten Brut schreiten; dennoch bleiben die ersten Jungen in der Nähe und im späteren Sommer vereinigen sie sich alle wieder und durchkreuzen das luftige Element, als dessen echte Kinder, die nur zum Ausruhen auf festen Gegenständen sich niederlassen; im September bis Oktober ziehen sie sich in große Schwärme zusammen, übernachten gerne in Röhrichten, sonnen sich auf den Kirchendächern und eines Tages sind sie verschwunden. Sie fängt alle Insekten, sowohl im Fluge wie in der Ruhe, selbst vom Wasser weg, wobei sie den Kopf eintaucht. Sie lockt: „wid widewit", ihr Angstruf ist „bewilik bewilik". Den ihnen schrecklichen Baumfalken zeigen sie mit zeterndem „zri zri" an; Raubvögel mit scharf schreiendem „zissit zissit".

Die Mehlschwalbe.

Hirundo urbica; Chelidonaria urbica; Chelidon fenestrarum.

(Tafel 25, Figur 10.)

Haus-, Stadt-, Fenster-Schwalbe.

Sie hat die Füße bis an die Nägel feinweiß befiedert, den Schwanzausschnitt nur mäßig tief. Oben tief schwarz mit stahlblauem Schimmer, Flügel und Schwanz mattschwarz, der Unterleib rein weiß, wie weißes Mehl. Der Schnabel schwarz, das Auge dunkelbraun. Weiße Exemplare sind bei ihr nicht selten, werden aber wie bei der vorigen gemordet. Länge 14 cm, Flugbreite 29 cm, Schwanz 6,5 cm. Der Schnabel noch kleiner wie bei der vorigen.

Telephon- und elektrische Leitungsdrähte verleiden den Mehlschwalben mehr und mehr unsere Städte und baut sie an unsere so „geschmackvoll" angestrichenen oder gar gemalten Häuser ihr Nest, das zur Sauberkeit der Hausfront freilich nichts beiträgt, so opponiert der Hausherr nur zu häufig, indem er den Bau herunterstößt, Folge: in unseren größeren Städten wird die trauliche Schwalbe immer seltener und mit aller Poesie flieht auch sie, dafür tritt an Stelle ihrer ätherischen Erscheinung die plumpe, freche Proletariergestalt des Spatzen. Ihren Nestbau haben wir unter „Allgemeines", Seite XX, beschrieben. Die erste Brut umfaßt fünf, die zweite Brut vier niedliche Eier, 18 + 13 mm groß, und rein weiß. Brutdauer und Jungenpflege wie bei der vorigen. Ihr Lockton ist „schäer strüb strübeb".

Auch auf dem Lande ist die Fensterschwalbe weniger beliebt als die vorige, da man ihr die Einschleppung von Wanzen ins Haus zuschreibt, was freilich grundlos ist; die Schwalbe kann keine Wanzen erzeugen, und findet man deren in ihrem Nest, so beweist dies reichen Vorrat im Hause. Sie baut ihr Nest, wie schon bei der Rauchschwalbe bemerkt, stets unter einem Vorsprung und bis auf das Flugloch zu, hat sie aber durch schlechtes Wetter viel Zeitverlust gehabt, so brütet sie auch im unvollendeten und ergänzt es bei der zweiten Brut oder im nächsten Jahre; oft stehen viele Nester nebeneinander.

Sie fliegt meist hoch, aber nicht mit der vollen Geschwindigkeit der vorigen, kommt später und sammelt sich schon im August zur Abreise, welche meistens bei Nacht vor sich geht, da man diese Schwalben selten scharenweise Nachtquartier nehmen sieht.

Sie ist, wie die vorige, dem Lerchenfalken (Falco subbuteo), unserem schnellsten Flieger, ausgesetzt, der sie oft fängt, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie gewöhnlich, sehr hoch fliegt; in diesem Falle

aber kann er sie nicht übersteigen und jagt dann lieber der Rauchschwalbe nach, welche zwar schneller, aber tiefer fliegt. Sehen ihn die Schwalben kommen, so drängen sie sich mit lautem „zirrzirrirr“ zusammen und schwingen sich hoch auf, einzelne nervöse Exemplare fallen dann aber stets aus einem großen Schwarme wie Steine zu Boden und sind so betäubt von Furcht, daß man sie ganz ruhig mit der Hand aufnehmen kann. Andere Raubvögel aber verfolgen sie in dem Gefühl ihrer Flugüberlegenheit mutwillig schreiend und warnen so andere Tiere.

Die Felsenschwalbe.

Hirundo rupestris, montana, inornata; Clivicola rupestris.

(Tafel 25, Figur 11.)

Sie hat viele Ähnlichkeit mit der Mehlschwalbe sowohl wie mit der Uferschwalbe. Oben hellgelblichgraubraun, Brust trübweiß, Flügel graulich dunkelbraun, der Unterleib grau. Der Schwanz ist breit und gelblichgraubraun, mit Ausnahme der mittleren Federn haben alle seine Federn einen großen, ovalen, hellweißen Fleck. Schnabel schwarz, Augen graubraun, die feinen Füßchen schwarzbraun. Länge 13 cm, Flügelbreite 28—31 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Sie ist ein Vogel der Gebirge des südlichen Europas, ihr nördlichster Verbreitungspunkt ist in der Innsbrucker Gegend, in der Schweiz ist sie in größeren Gesellschaften in steilen Felsenrevieren ziemlich häufig anzutreffen, so in den Pfäferserbergen, beim Eingang ins Prätigau, um die hohen Felsenschlösser des Domleschgerthales, am Calanda, am Achsenberg, dem Hohen-Rhinacht, im Oberhaslithal, am Salive, auf der Gemmi, Grimsel, am Oberaargletscher, am Hochweg unter dem Surenenec, u. a. O. Doch scheinen sie die Nähe menschlicher Wohnungen keineswegs zu scheuen und lassen sich sogar häufig in den Straßen Briegs (Wallis) sehen. Sie erscheinen oft schon Ende Februars, nisten in hohen Felsenspalten, bauen das Nest ganz nach Art der Rauchschwalbe; ihre Eier, fünf an der Zahl, messen 20+15 mm, haben auf zartem weißem Grunde viele rotbraune Punkte und eingesprengt hie und da ein aschgraues Fleckchen. Die größeren Jungen ätzen sie im Fluge. Sie fliegen ganz außerordentlich rasch in jähen Wendungen, leben sehr gesellig; ihre Lockstimme ist heiser: „drü drü drü“, ihr Ruf im Fliegen: „dwi dwi dwi“. In Afrika bis Nubien und im westlichen Asien ist sie sehr häufig, am zahlreichsten wohl im Libanon. Auch Italien, Griechenland und Spanien darf sie zu seinen häufigen Vögeln zählen, nach Deutschland kommen höchstens von Zeit zu Zeit vereinzelte Exemplare.

Die Höhlenschwalbe.

Hirundo rufula, alpestris; Cecropis rufula, capensis; Lillia rufula.

Alpen-, Rötel-Schwalbe. Sie ist ein Vogel des südöstlichen Europas, Griechenland insbesondere und Kleinasien sind ihre Heimat. Auch in Italien kommt sie vor, im übrigen Südeuropa kennt man nur vereinzelte, verflogene Exemplare. Oberseite tief stahlblauschwarz, ein schmaler Brauenstrich, die Schläfe, ein breites Nackenband und der Bürzel sind dunkel braunrot; die Halsseiten, Bäckchen, Unterteile und die oberen Schwanzdecken sind roströtlichgelb, der Flügel und der Schwanz sind einfarbig glänzendschwarz. Augen tiefbraun, Schnabel schwarz, Füße hornbraun. Länge 17 cm, Breite 30 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Sie baut ihr Nest in Felsenhöhlen steilwandiger Felsenmassen, die vier bis fünf Eier sind 20 mm lang, 15 mm dick, rein weiß. Sie ist auch in Griechenland Zugvogel, kommt und geht wie unsere Rauchschwalbe, der sie — abgesehen von ihren Niststätten — in jeder Hinsicht völlig entspricht.

Die meisten Ornithologen zählen schon die Felsenschwalbe zu den **Erdschwalben** (Clivicola), wir haben das Urbild derselben mit dem charakteristischen, verhältnismäßig langen, sehr feinen, seitlich stark zusammengedrückten Schnabel, den seicht gegabelten Schwanz und dem lockeren, unscheinbaren Gefieder in der

Uferschwalbe,

Clivicola riparia; Hirundo riparia, cinerea; Cotyle fluviatilis,
(Tafel 25, Figur 12)

Sand-, Erd-, Kot-, Strand-, Wasserschwalbe vor uns.

Bei ihr sind Füße und Zehen unbefiedert, die Oberseite bräunlichgrau, Flügel und Schwanz fahlbraun, Unterseite weiß mit grauen Querstreifen auf dem Kopfe. Augen braun, Schnabel schwarz, Füße rötlichschwarz. Länge 12,5 cm, Flugbreite 29 cm, Schwanz 5 cm.

Obschon in Deutschland recht häufig, ist sie nicht so weit verbreitet wie die Rauch- und die Mehlschwalbe. Sie ist an steile Sand- und Felswände gebunden, in welche sie fast zwei Meter tiefe Gänge eingräbt, um in ihnen zu nisten; die merkwürdige Arbeit des Schwälbleins hiebei ist schon unter „Allgemeines" Seite XXIII geschildert. Findet der Wanderer an steilen Uferwänden aus sandigem oder sandig-lehmigem Boden, der oben nur mit Rasen bedeckt ist, zahlreiche, wagrecht in die Wand getriebene Löcher von 4—6 cm Querschnitt, so steht er vor einer Kolonie dieser Schwalben. Die Uferschwalbe selbst erkennt man an dem eigenartigen, sanften, schwebenden und schwankenden Fluge, der fast wie der Flug des Kohlweißling erscheint. Für sie ist das Wasser Bedürfnis, auf ihm sieht man sie gesellig vereint nahe dem Wasserspiegel umherschwärmen, um all' die Insekten zu fangen, deren Larven im Wasser leben, besonders Eintagsfliegen und Schnacken. Am liebsten sind den Uferschwalben größere Wasserflächen, aber ob Fluß, See oder Meer ist gleichgiltig, wenn ihnen nur das Ufer einen passenden Nistort abgiebt. Aus Löß bestehende Uferwände, sagt Jäger, wie sie Rhein, Elbe, Donau, Iller 2c. besitzen, sind ihr am angenehmsten. In Ermangelung solcher Lehmwände nimmt sie auch mit Felswänden, Stadtmauern 2c. vorlieb und richtet sich dort in Rissen und Spalten ein, so gut es geht. Fehlt auch das, so sucht sie oft eine Viertelstunde oder mehr landeinwärts eine tiefe Sandgrube oder einen Steinbruch auf, ja sie begnügt sich sogar manchmal mit der steilen Wand eines tiefen Hohlwegs, um ihre Höhle anzulegen. Schrecklich plagt sie die Schwalbenlausfliege, hat sich dieses Ungeziefer in Milliarden in ihren Niederlassungen eingenistet, so verlassen sie manchmal verzweifelt dieselben. Die Uferschwalbe ist nie einzeln anzutreffen, stets sind es Kolonien von meist 20—30, selten bis 50 Paaren. Nach der Anzahl der Brutlöcher darf man ihre Zahl nicht beurteilen, sie fangen gar viele an, an denen sie aus irgend einem Grunde nicht weiter bauen. Gelungen ist es, wenn man während der Bau- oder Brutzeit oberhalb ihrer Kolonie heftig auf die Erde stampft, sie fliegen dann wie mit einem Zauberschlag alle zugleich aus ihren Löchern. Die fünf bis sechs Eier sind rein weiß, 17 + 12 mm. Die Uferschwalbe, dieser zarte Vogel, ist ein kurzer Sommergast, sie kommt nicht vor Anfang Mai und verläßt uns schon zu Anfang des August.

Die Segler. Cypselidae.

Das Volk unterscheidet nicht zwischen Schwalben und Segler, der Forscher weiß, daß bei vielen Ähnlichkeiten ganz bedeutende Unterschiede zwischen beiden, auch im inneren Baue obwalten. Am nächsten, sehr nahe verwandt sogar, sind die Segler den Kolibris. Mit ihnen allein teilen sie die ungemein lange Hand und den außerordentlich kurzen Oberarm, mit ihnen auch den bedeutend erhöhten Kamm des Brustbeines. Alle vier Zehen sind nach vorn gerichtet, der sehr kleine Schnabel, an der Wurzel doppelt so breit als hoch, endet abwärts gebogen; der Rachen ist bis unter die Augen gespalten. Von den zehn Handschwingen sind die zwei ersten die längsten, der zehnfedrige Schwanz ist stark gegabelt. Die außerordentlich langen sichelförmigen Flügel überragen bedeutend den Schwanz. Der kurze Lauf

ist vorn befiedert, hinten genetzt. An den häutigen Zehen sind sehr starke, gekrümmte Nägel zum Anhalten an Felsen und Mauerwerk. Von den Schwalben unterscheidet sie ferner u. a. noch der dickere Kopf, die großen, in einer muschelförmigen Vertiefung liegenden Augen, jene Vertiefung ist gegen den Schnabel hin mit einer Reihe kammförmig gestellter Borsten versehen. Von hohem Interesse sind die außerordentlich entwickelten Speicheldrüsen der Segler, welche sie zum Baue ihrer eigenartigen Nester befähigen.

Die Segler bewegen sich in ihrem schnellen Fluge förmlich schwimmend durch die Luft, streichen — ungeachtet steten Streits und vieler Raufereien — doch meistens in Gesellschaft, und fangen ausschließlich fast nur fliegende Insekten. Sie setzen sich nie, sondern ruhen, entweder senkrecht sich an einen Gegenstand anheftend, aus, oder sie verkriechen sich in Mauerlöcher oder sonstige Schlupfwinkel, die sie auch des Nachts bewohnen, aus welchen sie sich dann gleichsam fallend wieder in Flug bringen können. Im Fluge trinken sie auch.

Der Mauersegler.

Cypselus murarius, apus, barbatus; Hirundo apus; Micropus apus.

(Tafel 25, Figur 13.)

Turmsegler, Spyre, Mauer-, Turm-, Kreuz-, Steinschwalbe.

Die Gesamtfärbung ist rußbraun mit Kupferglanz, Kehle weiß, die erste Schwinge und die Stirne hellgraubraun; die Jungen haben weißgraue Federsäume. Länge 18—19 cm, Flugbreite 41—42 cm, Schwanz 8 cm.

Der Mauersegler ist über ganz Europa, Afrika und einen Teil Asiens verbreitet, den hohen Norden nicht ausgenommen. Mit dem Menschen und dem Erdboden fast niemals in Berührung kommend, jagen sich diese Kinder der Lüfte mit reißender Schnelligkeit um Türme und Felsen, dabei ihr gellendes „srisrisrisri" ausstoßend, vom frühen Morgen bis in die Nacht und ruhen nur in der heißen Mittagsstunde in ihrem Mauerloch. Vor Mitte Mai kommen sie selten, im August verschwinden sie schon wieder, nachdem sie im Juni in einer Mauer- oder Felsspalte auf Halmen, Stengeln und Federn meist drei ganz weiße, fast walzenförmige Eier gelegt und in etwa 16 Tagen ausgebrütet haben. Sie leben ausschließlich von Insekten, die sie im Fluge fangen. Durch Mißgeschick auf den Erdboden verschlagen, können sie sich, durch ihre unmäßig langen Flügel gehindert, nur mit großer Mühe, manchmal gar nicht mehr erheben, weshalb man früher glaubte, sie hätten überhaupt keine Füße; daher der Name »apus«.

Ihre großen Augen gestatten ihnen die Jagd in der Dämmerung. Ein köstliches Vergnügen ist es, des Mauerseglers Flugspiele zu beobachten. Sie schwärmen, namentlich des Abends, in geschlossener Kolonne in reißendem Flug um die Spitzen der Türme und Gebäude, wobei die Schwenkungen von allen so gleichmäßig und gleichzeitig ausgeführt werden, als geschähe alles auf Kommando. Ihre Flugschnelligkeit übertrifft die der Schwalben noch weit. In geradem Fluge stürmen sie bald mit raschen, großen, weitausholenden, bald mit ganz kleinen, fast zitternden Schlägen mit reißendem Ungestüm dahin, oder sie jagen sich in werfendem Bogenflug, daß man weit das Sausen ihrer Fittige hört, fast ohne Flügelschlag um ihre Standorte, schießen gleich Pfeilen zwischen den Häusergiebeln oder durch die Gassen. Meist jagen sie so hoch nach Beute, daß man sie kaum noch sieht. Was sie dort oben finden, ist noch ein Rätsel. Bei stürmischem Wetter fliegen sie in niederen Regionen und dann gern über Getreidefelder und große Wasserflächen.

In irgend eine Höhlung resp. ein Loch, gar nicht selten sogar in Staarenhäuschen, baut der Mauersegler sein liederliches und doch merkwürdiges Nest, am liebsten ist es ihm, kann er sich in Kolonien zu Hunderten ansiedeln. In das Mauerloch, welches er erwählt, trägt er einiges Zeug, das ihm der Wind zuführt, Federn, Papierfetzchen, Strohhalme, und diese Unterlage pappt er mit seinem Speichel zusammen — es sieht fast aus, als ob Schnecken darauf herumgekrochen wären. Darauf legt er seine drei, rein weißen, walzenförmigen Eier, 26 + 16 mm. Wahrhaft grauenhaft sind manchmal die Kämpfe um solche Niststätten zwischen den Mauerschwalben. Sie verkrallen sich und fallen zu Boden herab, raufen aber hier mit Berserkerwut fort, so daß man sie leicht mit der Hand fangen kann, die sie dann freilich auch blutig kratzen, denn die Zehen sind nadelspitz. Zuweilen aber fällt so ein Kämpe

tot aus hoher Luft herab: der Gegner hat ihm mit den Krallen die Brust zerrissen. Seine rücksichtslose, eigentlich dumme — denn sie sind geistig sehr tief stehende Vögel — Tapferkeit und diese scharfen Krallen bewirken es auch, daß im Kampfe um die Niststätte der kleine Mauersegler stets den großen und gewiß tapferen Staar besiegt. Dr. Liebe empfiehlt dem so sehr nützlichen und interessanten Vogel Nistkästen und zwar flache Kästen von 50 cm lichter Länge, 15 cm Breite und $7^1/_2$ cm Höhe, mit rundlichem, 5 cm weitem Eingangsloch an der Stirnseite, und, was eine Hauptsache ist, mit einer Ausstattung von Nistmaterial, also Federn, etwas Stroh, einige Papierfetzchen zu bieten. Es ist ja selbstredend, aber doch merkwürdig, daß die Italiener auch den Mauersegler lieben, einzig und allein um — seines Bratens Willen!

Der Alpensegler.

Cypselus alpinus, melba, gutturalis; Hirundo melba; Microbus melba.

(Tafel 25, Figur 14.)

Felsensegler, Alpenhäkler, Berg-, Gibraltarschwalbe, Bergspyr, große Turmschwalbe.

Seine überwiegende Färbung, nämlich die ganze Oberseite, die Kopfseiten und unteren Schwanzdecken sind graubräunlich, die Kehle, Brust und der Bauch sind weiß, die Oberbrust aber ziert ein braunes Band. Die Schwingen zeigen erzgrünen Schimmer. Die Augen sind dunkelbraun, Schnabel und Füße sind schwarz Länge bis 25 cm, Flugbreite 55—57 cm, Schwanz 9—9,5 cm. Er ist also bedeutend größer wie der vorige.

Der Bergspyr, wie ihn Tschudi nennt, ist ein höchst unruhiger und lebhafter Vogel, der bei schönem Wetter reißend schnell immer in der Luft herumfliegt, oft in ungeheurer Höhe und mit blitzschnellen Wendungen, oft mehr wie auf hoher Flut schwimmend. Er ist der Alpenregion nicht ausschließlich eigen, sondern nistet und findet sich da, wo er vorkommt, das ist in der Schweiz, dem europäischen Süden und in Afrika, auch recht häufig an den hohen Türmen der Städte. Gewöhnlich trifft er in Europa Ende März, Anfang April ein, fängt Ende Mai zu brüten an und zieht gegen Ende September wieder ab. So lange sie da sind und so lange die liebe Sonne scheint, sind sie stets in hastiger Bewegung und jagen sich bis in die Nacht hinein ebensowohl um die hohen Felswände der Alpen, wie von den Felsen der Küsten weit hinaus über das blaue Mittelmeer, wie durch die Straßen der Städte. Ihr Geschrei ist dem des Turmfalken ähnlich; das Nest bauen sie genau wie der vorige, belegen es mit vier ebenfalls sehr länglichen milchweißen Eiern, 30 + 19 mm. Rauflustig sind sie, wie ihr Vetter Mauersegler, dabei noch viel lauter und unruhiger, auch nachts will das Schreien und Zanken unter ihnen kein Ende nehmen. Dabei versteigen sie sich sogar zu einem gesangsartigen, modulierten „girigirigiri". In der Schweiz findet man sie am bequemsten auf dem alten Münster zu Bern, wo eine große Anzahl alljährlich nistet, dann in allen Städten der westlichen und südlichen Schweiz, sehr häufig im Oberhasli, an der Gemmi, am Pletschberg, in den Felsen des Entlibuchs und ebenso häufig im Appenzellergebirge. Während sie aber hier noch häufig sind, findet man in den Städten der östlichen Schweiz sie nicht. Meist jagen sie in ungeheurer Lufthöhe. Von großem ornithologischem Interesse ist, daß es schon vor einem Menschenalter Dr. Girtanner in St. Gallen glückte, Alpensegler im Käfig großzuziehen. Nur sehr selten verfliegt sich ein Mauersegler bis Süddeutschland, den Wall der Alpen verlassen sie nicht. Will es sein Unglück, daß er auf flachen Boden kommt, so ist ihm sicherer Tod beinahe gewiß, denn er kann sich kaum von ihm erheben, peitscht nur verzweifelt die Erde mit den Flügeln.

Nachtschwalben. Caprimulgidae.

Bei diesen merkwürdigen Vögeln, von deren mehr als 100 Arten Europa nur zwei Arten besitzt, ist der Rachen von unverhältnismäßiger Größe und bis hinter die Augen gespalten, der Schnabel sehr klein, an der Basis aber sehr breit, an der Spitze hakenförmig abgebogen. Am oberen Rande der Mundspalte stehen starke Bartborsten; die Nasenlöcher sind röhrenförmig, sehr nahe aneinander. Das

Gefieder ist eulenartig gefärbt und weich, die Augen sind sehr groß. Der Nagel der Mittelzehe ist an der Innenkante gezähnelt, zwischen den Vorderzehen ist eine Spannhaut, die kurze Hinterzehe ist einwärts gewendet.

Die gemeine Nachtschwalbe.

Caprimulgus europaeus, vulgaris, maculatus, punctatus.

(Tafel 24, Figur 8.)

Tagschlaf, Ziegenmelker, Geißmelker, Nachtrabe, Bartschwalbe, Hexe, Pfaffe u. s. w.

Die Färbung dieses wunderbaren Vogels ist ein düsteres Grau und Braun mit zahllosen Punkten, Wellen und Strichen gezeichnet, das sich gar nicht beschreiben läßt. Die äußersten Schwanzfedern mit großem, weißem Endfleck, Hinterleib weißgrau und rostgelblich mit braunen Wellen; Augen schwarz, sehr groß, Füße befiedert. Die Hinterzehe kann die Nachtschwalbe nach vorwärts strecken. Unsere Abbildung giebt den Vogel trefflich wieder und läßt begreiflich erscheinen, einen wie großen Schutz er in seiner Färbung findet, wenn er Tags über auf einem Ast oder Stumpf niedergedrückt liegt: er sieht dann einem Stück Rinde täuschend ähnlich. Länge 27 cm, Flugbreite 55 cm, Schwanz 15,5 cm, Schnabel 0,8 cm, Rachen 3,4 cm, Lauf 2 cm.

Die Nachtschwalbe kommt im April und zieht im September. So einsam und versteckt ist das Leben des Tags über schlafenden und ruhenden Vogels, daß gar mancher Jäger sogar ihn nicht vom Sehen kennt. Bald nach der Ankunft im April hört man an stillen Abenden das eigenartige „errrrrr — örrrrrr“ des Vogels ohne Unterbrechung viele Minuten lang; es ist die Liebeswerbung des Männchens. Dann umgaukelt den einsamen Wanderer mit schnellem, schwankendem, geräuschlosem Fluge ein großer Vogel, setzt sich vor ihm auf den Weg, umfliegt ihn wieder — „ganz gespenstisch“ sagen die Leute — bis er endlich im Dunkel des Waldes verschwindet; — das ist die Nachtschwalbe, einer unserer harmlosesten und nützlichsten Vögel, der sich nur von Insekten nährt und in seinem großen Rachen selbst die großen Kiefernfalter bewältigen kann, die er fliegend oder sitzend wegschnappt. Bei Tage sitzt er entweder platt auf der Erde oder auf Baumstumpen, umgestürzten Baumstämmen, einer alten Ruhebank, seltener auf einem dürren, dickeren Ast und dann immer der Länge nach demselben angeschmiegt und schläft. Dieser Schlafplatz liegt im tiefsten Schatten, die Sonne ist ihm durchaus zuwider. Stört man ihn, so fliegt er mit einem heiseren „dag“ gaukelnd und unsicher ab, selten weit. Wie aber die Abenddämmerung beginnt, fliegt er in leichten, schwalbenartigen Schwenkungen, bald schwebend und schwimmend, bald rasch mit angezogenen Flügeln dahinschießend, bald rüttelnd wie der Turmfalke, bald klatschend die Flügel zusammenschlagend auf freien Stellen, Waldwiesen, benachbarten Viehweiden umher, Insekten, insbesondere Schmetterlinge fangend. Dieser Flug ist ungemein gewandt, abwechselungsreich und so geräuschlos, wie der der Eulen; während desselben lassen sie öfters ein schwaches „häit“ hören. In jedem Monate ihres Hierseins räumen diese so höchst nützlichen Vögel jeweils mit den schädlichsten Insekten auf: Maikäfer, Junikäfer, Erdeulen, allen den schädlichen Nachtfaltern, aber auch die ruhenden Taginsekten wissen sie geschickt von Pflanzen wie vom Boden wegzunehmen. Und diesen Vogel verfolgt der dümmste, wahrhaft verbrecherische Aberglaube! Jede Volksschule, insbesondere auf dem Lande, sollte die heillosen Dummheiten bekämpfen, die über ihn im unwissenden Volke verbreitet sind.

Seine Vermehrung ist leider eine sehr langsame, um so mehr ist höchste Schonung nötig! Das Weibchen legt seine zwei steingrauen Eier (Tafel 48, Figur 1b), die mit graubraunen Flecken marmoriert sind und 31 + 22 cm messen, auf die bloße Erde, oft unweit der Fahrgeleise und brütet sie dort aus. Die Brutzeit ist Juni. In die Gefangenschaft taugt die Nachtschwalbe natürlich nicht.

Der Rothalsnachtschatten.

Caprimulgus ruficollis, rufitorquatus.

In Spanien gesellt sich unserer Nachtschwalbe ein nächst Verwandter, der Rothalsnachtschatten. Seine Lebensweise ist völlig die gleiche, auch die Eigentümlichkeiten stimmen überein. Doch ist er erklecklich größer wie sein deutscher Vetter. Oberkopf zart aschgrau, Flügelbedeckung rostbraun, Oberhals durch ein breites rostrotes Band ausgezeichnet,

Kehle roströtlich, unterseits von zwei großen weißen, durch einen schmalen roströtlichen Mittelstreifen getrennten Flecken begrenzt, Brust auf rostrotem Grunde, gleichwie das ganze Gefieder durch unzählige feine Punkte, Wellenlinien und große Spitzenflecke geziert, die übrige Unterseite rostgelb. Beschreiben läßt sich eben das merkwürdige Gefieder der Nachtschwalben nur sehr schlecht und lückenhaft. Die Flügel zeigen auch viel weiß. Ebenso zeigen die beiden äußersten Schwanzfedern breite weiße Endteile. Die Augen sind dunkelbraun, der Schnabel ist schwarz, die Füße schmutzig schwarzbraun. Länge 32 cm, Breite 61 cm, Schwanzlänge 16 cm.

Der Seidenschwanz.

Bombycilla garrula, bohemica; Ampelis garrulus; Lanius garrulus; Garrulus bohemicus.

(Tafel 18, Figur 1.)

Er ist der einzige Vertreter seiner Gattung in Europa, übrigens giebt es überhaupt in seiner Gruppe nur drei Arten. Genannt wird der so außergewöhnlich schöne Vogel auch Seidenschweif, Zinzirelle, Böhmer, Haubendrossel, Pfeffer-, Kreuz-, Pest- und Schneevogel.

Sein Gefieder ist ganz außerordentlich dicht, warm und seideweich, auch nach unseren Begriffen unerträgliche Kälte kann ihm gar nicht an, zu seinen weiten winterlichen Streifzügen zwingt ihn nur der Hunger. Dieses Gefieder ist auch ungemein zart gefärbt und höchst charakteristisch, es ist gar nicht möglich, den Seidenschwanz mit irgend einem anderen Vogel zu verwechseln. Auf dem Kopfe bildet sich ein schöner großer, nach hinten gerichteter Busch; ganz eigenartig sind an den Spitzen der hinteren Schwingen und im höheren Alter auch an den Schwanzspitzen prachtvoll rotgefärbte Schaftfortsätze.

Der Schnabel ist gerade, kurz und dick, gewölbt, Oberkiefer mit gekrümmter Spitze; die Nasenlöcher oval, mit feinen Borstenfederchen bedeckt, die Füße kurz und stark. Kopf und Hals sind rötlichgrau, der Busch 3,5 cm lang, Oberrücken braungrau, geht dann in Aschgrau über; Oberbrust rötlichgrau, Unterleib silbergrau, After braunrot. Die Kehle ist schwarz, ein Strich durch das Auge samtschwarz, die Stirne dunkelrostfarben. Die vorderen Deckfedern und deren Schwingen haben weißen Spitzenrand, zwei Schwingen sind breit goldgelb förmlich gemalt, die hinteren, mit den oben erwähnten Schaftfortsätzen geziert, sind dunkelgraubraun mit weißem Ende. Schwanz schwarz, am Ende breit goldgelb gesäumt. Die Weibchen und Jungen sind matter gefärbt, mit kürzerem Kopfbusch. Länge 20 cm, Flugbreite 35 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Der Seidenschwanz besucht den Nordosten von Deutschland jedes Jahr in oft sehr großen Scharen, während er in Süddeutschland nur in mehrjährigen Zwischenräumen erscheint und von dummen, abergläubischen Leuten dann als „Krieg-, Pest-, Teuerung-Verkünder" wütend verfolgt und gemordet wird. Er ist ein gering begabter Vogel, dummdreist und stumpf, von einer fabelhaften Gefräßigkeit. Wir wissen über ihn nicht allzuviel, bis 1856 kannte man nicht einmal Nest und Eier, heute noch bietet seine Nahrung große Rätsel. Er will in der Gefangenschaft bei aller Gefräßigkeit nichts von Insekten wissen, läßt Mehlwürmer ruhig laufen, Fliegen sich ungestraft auf seinen Schnabel setzen. Nach mehrjähriger Gefangenschaft aber, insbesondere wenn sie andere Vögel viel Mehlwürmer fressen sehen, erwacht auf einmal das Verlangen nach solchen in ihnen und dann fraß z. B. mein Seidenschwanz ein ganzes Schächtelchen, 100 Stück, auf eine Mahlzeit und sah sich kurz darauf nach mehr um. Dagegen fing auch dieser alte Stubengenosse weder Fliegen, noch Libellen, noch Schmetterlinge, ebenso verschmähte er Raupen. Nun aber haben unzweifelhafte Forscher bekundet, daß in dem kurzen Sommer seiner hochnordischen Heimat die Nahrung der Seidenschwänze aus zarten Insekten bestehe, insbesondere in den ungeheuren Schnakenschwärmen, die sie nach Art der Fliegenschnäpper in der Luft wegfangen und mit welchen sie ihre Jungen nähren. Wie reimt sich nun das zusammen? Cabanis rechnet ihn direkt zur Familie der Fliegenschnäpper, und dieser Vogel erträgt die Gefangenschaft vorzüglich, ohne jemals Insekten zu fressen! Ihre Verdauung ist dabei in der Gefangenschaft schlecht, es geht alle Nahrung nur halbverdaut ab; dasselbe beobachten wir aber auch bei diesen Wintergästen in der Freiheit und es erklärt sich aus ihrem schwachmuskulösen Magen und den nur 26 cm langen Gedärmen. Ferner ist der Seidenschwanz bei uns das Urbild der Faulheit und Bequemlichkeit; wie dieser Vogel sich in die rastlose, blitzschnelle Thätigkeit des Fliegenschnäppers finden soll, erscheint uns als Rätsel. Es bleibt uns nur die Annahme, daß wie viele Finken, die sonst Körnerfresser sind, nur so lange sie Junge haben zu Insektenfressern werden, auch die Seidenschwänze sich das ganze Jahr an Beerenkost halten und lediglich die Jungen mit Schnaken füttern, deren Myriaden ihnen zu dieser Zeit wohl direkt in

den geöffneten Schnabel fliegen. Er brütet in den stillen, riesigen Birken-, Tannen- und Fichtenwaldungen des hohen Nordens, die sich wenig über den Begriff „Gestrüpp" erheben; dort findet man, insbesondere auf Lappland, im Juni seine Nester und Eier. Der erste Entdecker derselben war der Engländer John Wolley (1856), der sich ihre Erlangung ein schweres Stück Geld kosten ließ. Das Nest hat eine Grundlage von dürren Tannenreisern und einzelnen Moosarten, über welcher das Nest in einem Umfange von 19 cm Breite und 10 cm Höhe fast ausschließlich aus einer langen Bartflechte, welche die Tannen dort überzieht, gebaut wird. Die fünf bis sechs Eier (Tafel 47, Figur 62) sind kurz oval, 24 + 18 mm, haben aschgraue Grundfarbe, die meist ins Grünliche spielt, manchmal auch ins Rötliche zieht. Grünliche und bläuliche Flecken, ziemlich verwaschen, und gelbbraune wie tiefbraune und manchmal schwarze runde Zeichnung, sowie sogenannte Brandflecken zieren dieselben.

In der Freiheit benimmt sich bei uns der Seidenschwanz unsäglich einfältig. Jeder Bube kann ihn fangen, von einem Baume lassen sie sich nach einander abschießen und blicken nur verwundert ihren fallenden Kameraden nach; in einem Dohnenstieg füllen sie gleich alle Schlingen, zappelt einer in der ersten Schlinge, so fängt sich trotzdem ein zweiter in der zweiten Schlinge, an ein und demselben Bügel! In der Gefangenschaft aber zeigen sie sich gar nicht so dumm. Auch hier bringen sie dem Menschen anfangs eine ganz blöde Vertraulichkeit entgegen, aber nach und nach weicht diese einer klar und unverkennbar ausgesprochenen Liebe zu dem Pfleger, der Vogel begrüßt ihn freudig durch Heben der Haube, hüpft willig auf die Hand, dreht sich ruhig aber graziös nach allen Seiten, nimmt eine Menge verschiedener Stellungen ein und sucht dann nach der Hauptsache für ihn — nach Futter. Seine Gefräßigkeit ist widerlich, erklärt sich aber aus der schlechten Verdauung. Er ist deshalb in der Vogelstube nicht zu halten, da er zu viel und zu übelriechend schmutzt, dagegen ist ein Flug von 4—6 Stück in einem großen Flugbauer mit zwei Zinkschubladen zum Wechseln sehr schön, ja sogar ein wundervoller Anblick, zumal sie ihr Gefieder stets prachtvoll halten und bei ihrer Ruhe nie verstoßen. Gewöhnt man sich, täglich Mittag und Abend die Schublade mit frischem Sand und Erde zu wechseln, so hat man keinerlei Geruch zu befürchten. Den Winter vertragen sie im kältesten Raum vorzüglich, man sehe nur öfters wegen eingefrorenen Wassers nach, im geheizten Zimmer dagegen sterben sie. Der Sommer ist ihnen lästig, da wollen sie viel, besser stets frische Luft und viel und breites Badewasser. Seine Eingewöhnung bereitet gar keine Schwierigkeiten, er frißt sofort — und wie! Mit Hollunder-, Vogel- und anderen Beeren gewöhnt man ihn an sowohl geriebene wie würfelig geschnittene gekochte Möhre, gehackte gekochte Kartoffeln, fein zerschnittenes Backobst, fein zerschnittene mit Wasser angefeuchtete trockene Beeren, ganze Wachholderbeeren und allerlei frische Beeren; ein Futter zur Abwechselung bietet geriebenes Weißbrot und Möhren mit etwas feingeschnittenem Fleisch, endlich werden sie auch bald an das Futter für Drosseln und Staare gehen. Sie verlangen eben viele Abwechslung und verkümmern rasch bei eintönigem Futter, das ihnen plötzlich widersteht, so daß sie sogar vor dem vollen Napfe verhungern. Der Seidenschwanz singt auch sehr eifrig, doch ohne allen Wert, ein leises, piepsendes Lied. Sie rufen ganz ähnlich wie die Dompfaffen, locken auch fein: „thrrr".

Der Pirol.

Oriolus galbula, aureus, garrulus; Coracias oriolus.

(Tafel 12, Figur 8.)

Auch er ist der einzige Vertreter seiner Familie in Europa.

Sein Schnabel erinnert an den der Krähen, hat vorne einen schwachen Zahn; die Nasenlöcher haben einen Hautrand, sind unbedeckt, oval; die Füße kurz, mit wenig verwachsenen Zehen. Er ist auf Ober- und Unterseite prachtvoll goldgelb; Flügel, Zügel und Schwanz sind samtschwarz; auf den Flügeln ein hellgrauer Fleck, Schwanz mit gelbem Spitzensaum. Das Auge ist karminrot, Schnabel bläulichrot, Füße trüb lichtblau. Weibchen und Junge sind gänzlich anders gezeichnet: oberseits zeisiggrün, unterseits trüb weiß mit schwärzlichen Schaftstrichen; Flügel grau, Schwanz bräunlichgrün, Augen braun. Länge 23 cm, Flugbreite 44 cm, Schwanz 8,5 cm, Schnabel 2,8 cm, Lauf 3 cm.

Der Pirol wird örtlich sehr verschieden benannt. Er ist fast über ganz Europa, den höheren Norden ausgenommen, verbreitet und in verschiedensten Wäldern, großen und kleinen Feldhölzern, selbst Parkanlagen anzutreffen; Kirschbäumen macht er die eindringlichsten Besuche.

Wenn „Pfingsten, das liebliche Fest" gekommen, dann wird das vielstimmige Konzert in unseren Laubwäldern durch einen Sänger eigner Art, den Pfingstvogel, den herrlichen Pirol, den „Vogel Bülow" vermehrt. Im Volke ist dieser im ganzen nicht häufige und nur selten bemerkbare Vogel sehr bekannt, und Poesie und Prosa mischen sich in seinen Bezeichnungen, deren er eine Unzahl trägt. Zum großen Teil haben sie Bezug auf seine herrliche Färbung, wie z. B. die Namen Goldamsel, Golddrossel, Gelbling, Weihrauch, oder auf die späte Zeit seiner Ankunft, wie Pfingstvogel, Gottesvogel, Kirschvogel, dann aber sind sie auch für seine vielfach abwechselnde Stimme bezeichnend, wie „Vogel Bülow", welche Benennung nicht etwa auf den ersten Pianisten der jüngsten Vergangenheit, sondern auf den Ausdruck seiner Zärtlichkeit, ein ungemein deutliches „Bülow" zurückzuführen ist; „Regenkatze" bezieht sich auf sein schnarrendes querr-cherr, das er in der Angst oder wie die Landleute behaupten, auch vor dem Regen fleißig hören läßt; den hochpoetischen Namen „Bieresel" endlich erklärt Brehm aus der wirklich ganz eigenartigen Auslegung des Pirolgesangs unter den norddeutschen Landleuten mit: „Pfingsten Bier hol'n; aussaufen, mehr hol'n" oder „Hest du gesoppen, so bethal och!"

Durch seinen herrlichen, wie Herr Dr. Lazarus ganz richtig sagt, eigentümlich wehmütigen Gesang, der besonders vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang und auffälligerweise den ganzen Tag über vorgetragen wird, wenn die Witterung sehr schwül ist und alle anderen Vögel schweigen, belebt ein Paar Pirole wirklich einen ganzen Wald; man hört sie überall, denn sie fliegen sehr viel, gern und gut, oft schwebend, und verfolgen sich gegenseitig eifrig. Auf den Boden kommen sie fast gar nicht, sind auch hier wegen ihrer kurzen Füße sehr ungeschickt; vom Baden müssen sie, nach den Beobachtungen in der Gefangenschaft zu schließen, keine großen Freunde sein, zu trinken pflegen die im Käfige gehaltenen sehr unregelmäßig, einen Tag so gut wie gar nicht, dann wieder einmal ziemlich viel. Sehr hübsch gekennzeichnet ist das auffallende Wesen des Pirols in dem uralten esthnischen Märchen „Das Entstehen des Embachs".

Altvater hatte die Erdscheibe erschaffen und darüber den blauen Himmel gespannt mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne. Auf Erden wuchsen und gediehen Pflanzen und Tiere. Aber sie waren nicht friedlich, sondern fingen an, einander zu verfolgen. Da versammelte er sie alle und sprach: „Ich sehe, es thut not, euch einen König zu geben, der euch beherrsche und im Zaum halte; zu seinem Empfange müßt ihr einen Bach graben, tief und breit, damit die kleinen alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen. Die Erde aber häuft zu einem Berge auf, auch Schluchten und Thäler lasset dazwischen, damit Schutz gegen Wind, Sonne und Wetter gewährt sei." Alles ging an die Arbeit und bald war das Flußbett fertig. Der Alte kam wieder und lobte alle, insbesondere Maulwurf, Dachs und Bär, die so fleißig gegraben, und die Schwalbe und Taube, die so treffliche Botendienste geleistet hatten. „Doch wo ist der Krebs?" frug er, „er ist doch sonst ein rühriger Mann und hat viele Hände." Der Krebs war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß er übersehen wurde. Er rief: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sah'st? Du hast sie wohl hinten!" „O du Vorwitziger," war die Antwort, „so sollst du von nun an deine Augen hinten haben." Als der Alte dieses Strafgericht vollzogen, sah er einen Stutzer, der von Ast zu Ast flog, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen ließ und sein sorgenloses Lied sang. „Stutzer, Pfingstvogel," rief er ihm zu, „hast du sonst nichts zu thun, als dich zu zieren?" „Alter," sagte jener, „die Arbeit ist schmutzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen." „Du Kleidernarr!" erwiderte der Alte mürrisch, „so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern nur die Tröpfchen von den Blättern mühsam trinken, und sollst dein Lied nur pfeifen, wenn die anderen Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern."

Das war die Entstehung des Embachs, und solcherlei trug sich dabei zu.

Der Lieblingsbaum des Pirols ist die Eiche, und wohl nur ihretwegen kommt er noch bis in die Vorgebirge unserer Alpen, während er sonst im Hochgebirge fehlt.

Seine Nahrung sind fast ausschließlich Insekten, mit denen er die Jungen füttert und die er selbst in Massen vertilgt, und teilt er allein mit dem Kuckuck den Geschmack an großen, langhaarigen Raupen. So ist er denn neben einer schwer zu entbehrenden Zierde in Färbung und Stimme ein außerordentlich nützlicher Vogel, dem man einige stibitzte Kirschen schon gönnen kann, zumal er sich leicht vertreiben läßt; wir würden uns mit seiner und der Mandelkrähe Verfolgung zweier Hauptzierden unserer Vogelwelt berauben.

Unmittelbar nach der Ankunft schreitet der Pirol zum Nestbau. Er baut eins der künstlichsten Nester unter allen einheimischen Sängern, so auffällig und so an die fremdländische Vogelwelt erinnernd, wie das ganze farbenprächtige Aussehen des Vogels selber. Das Entstehen seines Nestes schildern unübertroffen wiederum die Gebrüder Müller, ihre Schilderung folgt hier im Auszuge:

„Auf der Zweiggabel eines jungen Eichbaumes in einem Stangenholze sitzt in einer niedergedrückten Stellung, zuweilen mit den hängenden Flügeln zitternd, ein männlicher Pirol. Er giebt durch kurze, melodische Rufe mit der eigentümlichen, wie Krähen klingenden Zwischenstrophe, sowie sein auffallendes Betragen kund, daß er den Baum zum Nestbau aufgesucht habe; das graugrüne Weibchen gesellt sich auf die wiederholten Rufe zu dem goldschimmernden Männchen. Nun untersucht es seinerseits die Umgebung des Ortes, prüft das Gezweig und scheint mit der Wahl des Nistplatzes einverstanden. Eifriger und liebesseliger läßt nun der männliche Pirol seine Flötentöne hören und entfernt sich bald, von der Gattin gefolgt.

Nicht lange währt's, so erscheint das Pirolpaar wieder auf der Eiche. Das Männchen mit einem dicken Büschel Schafwolle im Schnabel. Beide Vögel fußen einander gegenüber auf einem Gabelzweig, der an einem Aste hervorgewachsen ist. Der männliche Pirol faßt den Wollbündel zwischen die Zehen seiner Füße und zaust die Wolle nun mit dem Schnabel in die Länge. Den so verlängerten Baustoff wickelt der emsige Vogel mit Hilfe seiner Füße und des Schnabels um einen der Zweige. Dann zieht er die Wolle abermals mit dem Schnabel zu einem noch längeren Strange auseinander und reicht diesen dem gegenübersitzenden Weibchen dar. Dieses befestigt seinerseits jetzt das dargereichte Ende der Wollschnur an den anderen Zweig der Gabel, worauf es fußt. Schnabel und Füße zerren den übrigen Stoff, soweit er hinreicht, zu einem weiteren Strange auseinander, worauf derselbe dem Männchen wieder hinübergereicht wird, bis auf solche Weise die Wolle verbraucht ist. So werden in den Morgenstunden von 6—9 Uhr etwa drei bis vier Wollbüschel an die Gabel verwoben, wonach das Pirolpaar den Nestbau für den Tag einstellt und feiert.

Des anderen Tages in der Frühe vorsichtig angeschlichen, bemerken wir bald die Vögel in der angegebenen Weise noch einige Bündel Wolle verwenden, um sodann plötzlich mit Hobelspänen und Schnüren von Bast dürrer Eichen und Aspen im Schnabel zu erscheinen, welche Stoffe sie nun sich anschicken, mit den Wollsträngen innig zu verweben.

Von unserem Versteck aus gewahren wir am dritten Morgen den weiblichen Vogel alsbald, wie er sich auf die flachbogig verbundenen Stränge setzt, diese mit Leib, Flügeln und Beinen unter sichtlicher Anstrengung herunterdrückend. Die biegsame Wolle dehnt sich und die anfänglich flache Unterlage gestaltet sich allmählich zu einem tiefen muldenförmigen Napfe. Das bis jetzt beobachtete Baugeschäft hat bereits anderthalb Vormittage in Anspruch genommen.

Den darauf folgenden Morgen sind die emsigen Vögel unserer weiteren Beobachtung schon ein Stadium ihres Baugeschäftes vorausgekommen, denn unsern Blicken enthüllt sich vor dem Felde des Fernrohrs ein Gewebe von Wolle und Bastschnüren unterhalb der schon niedergebogenen Stränge, welches diese letzteren kreuz und quer durchzieht. Wir erfahren alsbald, in welcher Art die Baukünstler diese neue Verstrickung und Verwebung der Napfhülle bewerkstelligen. Einer um den andern läßt sich an der Zweiggabel halb schwebend herunter und reicht dem Gehilfen die zerwirkten Schnüre, diese in großen, langen Bögen abwechselnd auf die vorher beobachtete Art an die Gabel webend. Nach jeder so entstandenen Kreuzlage betreiben die beiden Gatten abwechselnd das Herabspannen der Nestmulde durch verstärktes Eindrücken ihrer Körperteile in dieselbe. Die größeren Kreuzbögen unter den ersten flacheren Webungen halten nun diese und dienen zu deren Verstärkung. Infolge dieses erneuten Herunterspannens der Nestmulde hat sich in einigen Stunden ein tiefer Napf geformt, dessen Rand an dem auseinander stehenden Teil der Gabel als der am wenigsten herabgedrückte noch flachbogig oder flachkahnförmig erscheint, während der Winkel der Gabel eine noch offene Stelle aufweist.

Fesselnd ist es zu sehen wie am fünften Morgen zur Erzielung größerer Dichtigkeit und Haltbarkeit Spinngewebe unter die Woll- und Bastschnüre an den Haftpunkten der Gabel verwoben werden, während vorher durch das kreuzweise Verweben und Verstricken der Stränge der Hülle Halt verliehen worden war. Das Pirolpaar wendet seine Thätigkeit jetzt hauptsächlich dem flachen Nestrande zwischen den auseinanderstehenden Gabelzweigen zu, indem es den wagrechten Strang mit Hanf, Wolle und Spinngeweben verwebt und also verdichtet, wonach der weibliche Pirol diesen so verstärkten Teil des Nestes mittels Andrängens von Brust und Flügelarmen etwas bauchiger nach außen und abwärts formt.

Von nun an — am sechsten Tage — beschäftigt sich der weibliche Vogel fast ausschließlich nur mit dem Nestbau. Nachdem die emsige Künstlerin durch anhaltendes Andrücken mit Brust, Hals, Flügeln und Steuer, sowie durch öfteres Umdrehen des Körpers im Neste dessen äußerem Gefüge allmählich eine nahezu kreisrunde Form gegeben hat, bekleidet sie das Innere der Wandung mit langen Grasstengeln und Halmen. Jeden Halm zieht der Vogel beharrlich durch den Schnabel, um ihn gefügiger und geschmeidiger zu gestalten und damit in wagrechten schönkranzförmigen Lagen die innere Nestmulde zu formen, indem die Enden der Stengel und Halme in das äußere Gewebe mit der Spitze des Schnabels eingesteckt werden. Zeitweilig drückt der Vogel den Schnabel an den breiteren und dickeren Stellen des Randes zwischen den divergierenden Gabelzweigen und in deren Winkeln, weit die Kinnladen auseinandersperrend, heftig und zitternd an, ein Zeichen, daß er seinen Speichel gebraucht, einesteils um die Stoffe gefügiger zu machen, anderenteils denselben mehr inneren Zusammenhang und äußere Glätte zu verleihen. Die Bildung des Inneren hat einen guten Tag Arbeit in Anspruch genommen und der Vogel widmet sich nur noch dem Ausbau des Nestrandes, namentlich der Glättung desselben. In einem halben Tage, also von den ersten Anfängen des Nestbaues an gerechnet, am Vormittage des siebenten Tages, hat die zukünftige Mutter die luftige Wiege für ihre Nachkommenschaft vollendet und das Ampelnest erscheint nun in der oft beschriebenen tiefnapfförmigen, am Rande nach innen überbauten Gestaltung mit zierlichster Auspolsterung des Innern. Es mißt in seiner Tiefe etwa 12,5 cm, während sein Inneres einem Durchmesser von ca. 8 cm entspricht."

Das Nest enthält Anfang Juni vier bis fünf Eier (Tafel 47, Figur 57), 30 + 21 mm groß, auf hellweißem Grunde mit aschgrauen und hellweißen Punkten und Flecken gezeichnet. Brutzeit ist 14—15 Tage, die Jungen wachsen rasch heran, betteln „jübdi jübdi"; sie mausern sich bereits im Neste.

Das Wesen des Pirols in der Gefangenschaft ist bisher nur dürftig geschildert, und es wäre wirklich ein regeres Interesse der Liebhaber für den herrlichen Vogel zu wünschen. Ich habe bisher vier Pirole gehalten, welche 4 Wochen, 1½ Jahr, 5 Jahre lebten, während einer, wie ich hoffe, jetzt noch lebt.

Den ersten Vogel kaufte ich von einem hiesigen Händler im besten Zustande; er sang fleißig, war herrlich in den Farben, ziemlich zahm und bereitete mir viele Freude. Eines Mittags sang er plötzlich lauter und schöner als je und fiel dann tot von der Stange. Der zweite war ein bedauernswert verkommener Vogel, den ich bei einem Flickschuster, dem Hungertode nahe (er wurde nur mit Hanf gefüttert!) aus Mitleid kaufte; unter sorgfältiger Pflege erholte er sich sichtlich, mauserte aber nicht. Desto ärger nahm ihn jedoch die nächste Frühjahrsmauser mit, er verlor die Flugfähigkeit und siechte trotz besten Futters langsam hin. Gesungen hat er nie, dagegen war er krankhaft zahm vom ersten Tage an, da er in meinen Besitz kam. Ein dritter Bursch war stark und wild, prächtig im Gefieder, ein Vielfraß, aber auch ein trefflicher Sänger. Häufig sang er Winters am Abend bei Licht, sehr häufig in mondhellen Sommernächten, und stets so lange vor der ersten Röte im Osten, daß ich den Pirol ganz entschieden als Nachtsänger bezeichnen muß, und unter ihnen wohl als einen der edelsten. Im Mai und Juni begann er regelmäßig zwischen 1 und 2 Uhr nachts seinen regelmäßigen Pfiff, nicht immer zu meinem Entzücken. Einen wundervollen Vogel bezog ich von Herrn Dietz in Burg, der auch zugleich der billigste war. Er befindet sich jetzt in zarter Hände Pflege, und es nimmt seinen einstigen Herrn am wenigsten Wunder, wenn er sich glücklich und zufrieden fühlt. Aber auch über ihn wird als einen nächtlichen Ruhestörer geklagt. Wiederum einen schönen Pirol sandte ich dann auch vor längerer Zeit an eine mir sehr werte Persönlichkeit nach Leipzig, und während infolge drückender Hitze eine Anzahl anderer dorthin abgesandter Vögel tot ankam, war der Pirol vollständig munter.

Der Pirol bedarf in der Gefangenschaft vor allem eines sehr großen Käfigs mit vielen Sprunghölzern, besten Nachtigallenfutters, vieler Mehlwürmer und frischer Ameisenpuppen; während der Mauser, die sehr gefährlich ist, gab ich Semmelkrume in Bordeaux-Wein geweicht als Zugabe. Frischgefangen gewöhnt man ihn mit Mehlwürmern, frischen Ameisenpuppen und besten süßen Kirschen an das Nachtigallenfutter. Möglichst reiche Darbietung allerlei lebender Kerbtiere, insbesondere großer Käfer, Schmetterlinge und Raupen erhält den herrlichen Vogel bei guter Gesundheit und Kraft. Da er sich nur ausnahmsweise badet, so bespritze man ihn, weil er sich viel beschmutzt, vermittelst eines Blumenerfrischers täglich. Er ist ein weichlicher Vogel, das ist unleugbar, aber eine Zierde jeder Vogelstube, ein Sänger eigner Art, und treue Pflege findet auch hier ihren Lohn.

Meisen. Paridae.

Die Meisen kennzeichnen sich durch einen kurzen, starken, sehr harten Schnabel, welcher geeignet ist, Baumrinden, Samenschalen u. dergl. zu bearbeiten, ihre kurzen, kräftigen Füße sind mit starken, gebogenen Nägeln zum Klettern geeignet und vermögen sie vermittelst dieser an Zweigspitzen, Samenzapfen und anderen Gegenständen sich anzuklammern und anzuhängen. Zunge gefasert zum Anheften der glatten Insekten; vor den Nasenlöchern kurze Bartborsten. Die kurzen Flügel bedecken den Schwanz etwa zu ein Drittel seiner Länge; das Gefieder ist weich und lang und giebt ihnen ein untersetztes Aussehen. — Sämtliche Meisen sind äußerst bewegliche, dreiste und neugierige kleine Vögel, welche überall umherstreichen, wo es große und kleine Holzungen giebt; sie leisten durch ihr emsiges Vertilgen schädlicher Insekten im Naturhaushalt ganz hervorragende Dienste. Die meisten sind Höhlenbrüter, legen viele Eier und brüten jährlich öfter als einmal. Ihr nach Gattungen und Arten zahlreiches Vorkommen hat verschiedene Einteilungen veranlaßt.

Die Kohlmeise.

Parus major, fringillago, robustus, cyanotos, intercedens.

(Tafel 17, Figur 1.)

Große Brand-, Schwanz-, Wald-, Spiegel-, Finkenmeise, Meisenfink u. s. w.

Scheitel, Kehle und ein Streifen über die Mitte der gelben Vorderseite glänzend schwarz; Kopfseiten weiß, Oberseite inkl. Schwanz flaschengrün, Bürzel blaugrau; Außenfahne der äußersten Schwanzfeder weiß, die nächste mit weißem Spitzenfleck. Augen dunkelbraun, Schnabel schwarz, Füße graublau mit gelblichen Sohlen. Beim Weibchen ist der schwarze Streifen der Vorderseite matter und reicht nur bis auf die Bauchmitte, während er beim Männchen durchgeht. Die Jungen ähneln trotz matterer Färbung den Alten vollständig. Länge 13,7 cm, Flugbreite 21,5 cm, Schwanz 6 cm Schnabel 1 cm, Lauf 2 cm.

Die Verbreitung der Kohlmeise ist sehr groß, nach Norden hin dichter als nach Süden; sie kann ohne Holzung nicht bestehen, möge sie groß oder klein, gebirgig oder eben, Nadel- oder Laubholz sein. Die Kohlmeise und so auch die folgenden sind für uns Stand und Strichvögel; die alten Paare verlassen die Umgebung ihrer Brutplätze nicht leicht, denn man sieht sie im Sommer und Winter um uns und erkennt die alten Nachbarn bald wieder, selbst wenn sie einige Tage ausgeblieben sind. — Dagegen sind die zahlreichen Jungen selbstverständlich auf Begründung neuer Heimstätten angewiesen und diese sind es meist, welche im Herbst scharenweise zigeunerartig umherstreifen und da bleiben, wo es ihnen gefällt; ein solcher Schwarm enthält nicht selten fünf bis sechs verschiedene Meisenarten, Spechtmeisen, Goldhähnchen, und bietet dem Beobachter höchst interessanten Beobachtungsstoff. Auf diesen Streifzügen halten sie sich peinlich an Gehölze und Baumgruppen aus sehr berechtigter Besorgnis vor Sperber und Falken, müssen sie sich aber endlich zum Überfliegen größerer baumleerer Flächen entschließen, so schwingen sie sich hoch auf und eilen mit hastender Schnelligkeit vorwärts, denn die Erfahrung sagt ihnen, daß sie in höheren Regionen vor ihren Feinden sicherer sind, als näher über der Erde. Es liegt gerade in diesem Umherziehen die hohe Nützlichkeit dieser Vögel; die Vorsehung schickt sie förmlich umher, zu revidieren, wo ihr Einschreiten nötig wird und wo sich solche Flüge länger als sonst aufhalten, da mag der Forstmann gut aufpassen, denn sie haben da offenbar viel Insekten gefunden, denen sie immer lieber nachgehen als Sämereien. Im Oktober begegnet man solchen Wandervölkchen am häufigsten, und zwar in den Vormittagsstunden, während der kurze Nachmittag das Aufsuchen der Nahrung und Einrichten der Nachtquartiere in Anspruch nimmt.

Die Kohlmeise brütet bereits im April, aber wo? Überall! Es giebt kaum ein Loch, sagt Riesenthal, einen hohlen Raum mit engem Eingang, wo man sie nicht erwarten dürfte. Unter einem umgestülpten, dem Schuttwinkel überantworteten Topf, in einer irdenen Flasche, in den Gewandfalten einer Gartenstatue, in verstopfter Dachrinne. Es giebt keinen Vogel, der ungenierter und dankbarer von den ausgehängten Nistkästen Gebrauch machte, als die Kohlmeise; nur darf das Flugloch nicht größer als 3 Centimeter im Durchmesser sein, da sie solche mit weitem Flugloch beharrlich verschmäht, jedenfalls

im Gefühl der größeren Gefährdung, auch zieht sie versteckt gehängte den freistehenden vor. Baumlöcher und Spalten sind ihr natürlich auch willkommen und legt sie bei der ersten Brut zehn bis zwölf Eier, selbst noch mehr (Tafel 47, Figur 19), auf eine Unterlage von Moos, Halmen, Wolle, Haare u. dergl., welch erstere auf weißem Grunde mit rötlichen oder gelbrötlichen Punkten zahlreich bedeckt sind, Größe 18 + 13 mm.

Die Jungen werden ausschließlich mit Insekten, besonders glatten Räupchen gefüttert und in ganzen Bündeln tragen sie die Eltern ihrem großen, unersättlichen Kindersegen zu, welcher vor voller Flugbarkeit das Nest nicht verläßt. Im Juni erfolgt eine zweite Brut, aber gewöhnlich mit höchstens acht Eiern und da sich die Jungen zunächst nicht weit entfernen, so hat sich im Spätsommer eine ganze Meisenschar entwickelt, welche nun ihr Zigeunerleben beginnt, um sich anderweitig die Welt zu besehen und durch Vereinigung mit anderen Familien an Kopfzahl zunimmt.

Werden nun auch die Bäume aufs gewissenhafteste von dem Stamm bis zur Spitzknospe nach Insekten, resp. deren Larven und Eiern untersucht, so schmausen die Meisen doch auch allerlei Sämereien, picken an den Zapfen herum und öffnen die hartschaligen, wie auch größeren Insekten dergestalt, daß sie selbige zwischen die Zehen nehmen und mit dem harten, spitzen Schnabel so lange verarbeiten, bis sie zu dem Inhalt gelangen, welches Ereignis durch fröhliches Zwitschern angekündigt wird, wie überhaupt die gegenseitigen Mitteilungen, als Lock- und Warnungsruf, Zank und Wohlwollen kein Ende nehmen; auch in die Gärten kommen sie hierbei und verstehen die Mohnköpfe so geschickt unten anzuhacken, daß die beliebten blauen Körner ihnen reichlich zurollen, auch Sonnenblumenkerne sind ihnen Leckerbissen. Will man die Kohlmeise in die Umgebung gewöhnen, so dienen dazu Futterplätze im Winter, welche sie sehr bald ausfindig macht. Riesenthal hat dazu eine gewöhnliche Cigarrenkiste mit seitwärts eingeschnittenem Flugloch benützt, dieselbe auf irgend einen Ast, Mauerrand u. s. w. auf die lange Seite gestellt und geringes, klein geschnittenes Abfallfleisch, gekocht oder roh, tief hinein gesteckt und niemals hatte er lange auf Gäste zu warten brauchen; liegen die Fleischkrümel ganz vorn, so ermannen sich schließlich doch die Spatzen zur That und holen sie weg, tief hinein schlüpfen sie niemals; hängt man ihnen noch gar Schlafkästchen aus, so nehmen sie bereitwilligst Standquartier.

So viel Überlegung und Schlauheit diese Meise auch zeigt, so ist es unbegreiflich, wie harmlos sie sich fangen läßt und selbst durch Erfahrung wird sie nicht klug, denn kaum gefangen, mit der Hand aus der Falle geholt und fliegen gelassen, sitzt sie gewiß in der nächsten Viertelstunde wieder darin und verrät auch nicht die geringste Beängstigung, wenn sie sich gefangen sieht. Was sie nicht kennt, wird genau untersucht und mit dem Schnabel auf die Härtegrade probiert und alles dies geschieht mit einer komischen Geschäftigkeit, so daß ihre Beobachtung äußerst interessant ist. Mit ihrer bekannten hellen Stimme ist sie nicht zurückhaltend und erfreut damit den Naturfreund im stillen Winter, oft als einzige Vogelstimme. Sie klingt sehr verschieden wie „fizidi fizidi fizidi — fiziba fiziba fiziba“ oder „fittidu fittidu“, den Ton auf der ersten Silbe oder tief „wurre wurre wurre“ oder „pi — pink pink pink“, dem Buchfink sehr ähnlich, was ihr den Namen Meisenfink oder Finkenmeise zugelegt hat. — Daß sie kleine, insbesondere junge, bettelnde Vögel mit Schnabelhieben tötet und ihnen das Gehirn ausfrißt, wird von allen Beobachtern bestätigt und auch dadurch außer Zweifel gestellt, daß sie, wenn frisch gefangen und vom Vogelfänger mit andern Leidensgenossen in einen Käfig zusammengesperrt wird, über diese sofort herfällt und sie tothackt. In die Vogelstube oder den Gesellschaftskäfig darf sie also durchaus nicht gebracht werden. Ihr drollig lustiges, zutrauliches, keckdreistes Wesen, ihr melodisch klingender Glockenruf machen sie zu einem sehr angenehmen Stubenvogel, insbesonders wenn man sie stundenweise außerhalb ihres Käfigs, den sie immer wieder auffucht um zu trinken und zu fressen, in dem Zimmer fliegen läßt. Bald holt sie ihrem Pfleger nicht nur jeden Mehlwurm aus der Hand, sondern fliegt ihm auch darum bettelnd nach. Sie in Käfigen mit Haspelrolle zu halten, ist eine ganz blöde Tierquälerei. Man verpflegt sie mit einem guten Mischfutter, am besten dem Kruelschen, mit einer Zugabe von Mehlwürmern. Dazu giebt es Hanf-, Mohn- und Sonnenblumensamen. Großen Jubel ruft jedes dargereichte Kerbtier hervor, im Mai kann man sie tagelang nur mit Maikäfern füttern. Sie ist ein derber, wenig anspruchsvoller Vogel, dessen einzige große Schattenseite die ewig rege Streitsucht und Mordlust ist.

Die Tannenmeise.

Parus ater, carbonarius, abietum, pinetorum; Poëcile atra.

(Tafel 17, Figur 2.)

Wald=, Holz=, Harz=, kleine Meise, kleine Kohlmeise u. s. w.

Diese kleine Meise ist nicht leicht zu erkennen, denn der schwarze Kopf und Hals mit den großen weißen Kopfseiten und den weißen Flecken auf dem Nacken treten sehr deutlich hervor. Oberseite dunkel aschgrau, nach unten hin heller und grünlicher, Schwanz dunkel graubraun, hell gesäumt. Auf den mittleren Flügeldecken weiße Flecken, Schwingen wie der Schwanz. Der obere Teil der Unterseite weiß, der untere tief bräunlich, in den Weichen etwas gesättigter. Augen schwarzbraun, Schnabel schwarz, Füße bleifarbig. Weibchen etwas kleiner und blasser, Junge dem ähnlich. Länge 10,8 cm, Flugbreite 17,9 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 0,9 cm, Lauf 1,8 cm.

Die Tannenmeise ist nach Norden häufiger und hält sich ausschließlich an düstere Nadelwälder, in deren Wipfeln sie ihr Wesen treibt. Dagegen nistet sie nahe der Erde, in Wurzel=, Stock=, auch Mauselöchern, Rinden= und Steinrissen und legt etwa acht kleine, weißgrundige, rotpunktierte, etwas spitze Eier (Tafel 47, Figur 20), 15 + 12 mm, in ein der vorigen ähnliches Nestchen; nähert man sich diesem, so bleibt sie ängstlich in dichter Nähe beobachtend stehen. Dieser ersten Brut im April folgt im Juni eine zweite. Sie klettert viel an den Zweigen umher, hängt sich verkehrt an die Zapfen und hackt nach Samen, lebt sonst wie die vorige, trägt aber Vorräte ein, die sie dann häufig revidiert. Weniger gesellig, sieht man sie meist nur paarweise, wenn sie aber umherzieht sind ihrer viele und besonders schließen sich ihnen die Goldhähnchen gern an, zumal sie bei einander wohnen; sie fliegt sehr ruckweise und hörbar und meidet baumleere Flächen thunlichst. Ihre feine helle Stimme klingt wie „zisi zisi zisi — büti büti — sit sit" oder, verwundert, auch „si tä tä". Trotz ihrer Samenliebhaberei ist sie äußerst nützlich, besonders den kleinen schädlichen Borkenkäfern gegenüber, die sie als Käfer wie als Larven namentlich zur Brutzeit massenhaft verzehrt. In der Gefangenschaft ist sie ein geradezu poetisch liebenswürdiges Geschöpf. Außerordentlich gutmütig, harmlos und sanft gereicht sie jeder Vogelstube zur Zierde. Sie ist viel zarter wie die vorige, wird rasch ebenso zahm, beansprucht aber zu der angegebenen Fütterung, insbesondere anfangs frische Ameisenpuppen, im Winter Nadelholzsamen, zur Eingewöhnung auch viele Spinnen, Räupchen, fein gehacktes, gekochtes Herz und Käsequark.

Brehm sagt mit Recht: der so überaus nützlichen Tannenmeise schlimmster Feind ist der Mensch. Aber nicht die verwerfliche Meisenhütte war es, sondern die durch den Forstmann herbeigeführte Wohnungsnot ist es, welche die Verminderung der Art verschuldet hat. Die Tannenmeise bedarf mehr als jede andere des Schutzes der Forstbeamten; und zwar nicht einer strengeren Beaufsichtigung des bedeutend überschätzten Thuns der Vogelfänger, sondern Abhilfe der Wohnungsnot, d. h. einfach Überlassung alter, durchhöhlter Baumstümpfe, in denen sie ihr Nest anlegen kann.

Die Haubenmeise.

Parus cristatus, mitratus, rufescens; Lophophanes cristatus.

(Tafel 17, Figur 3.)

Schopf=, Kabel=, Häubel=, Kuppenmeise=, Toppelmeesken (platt) u. s. w.

Kopf und Hals weißlich, die zu einer großen Haube verlängerten Scheitelfedern mit schwarzen Säumen und Flecken, Bartbörstchen weiß, Oberseite rötlichgrau, Schwanz und Schwingen dunkel braungrau. Durch die Augen ein schwarzer Streifen, welcher sich am Hinterkopf in einem Bogen nach vorn anschließt; über Kinn und Kehle ein schwarzer Streifen, sich um den Hals als Band verlängernd. Unterseite trüb bräunlich, nach unten hin mehr weiß. Schnabel schwarz, Augen dunkelbraun, Füße bleifarbig. Das Weibchen hat eine nur kleine Haube, die schwarzen Zeichnungen matter und kürzer. Die Jungen sehen den Alten sehr ähnlich und mit den Häubchenanfängen sehr possierlich aus. Länge 12 cm, Flugbreite 19,8 cm, Schwanz 4,3 cm, Schnabel 0,8 cm, Lauf 1,4 cm.

Die Haubenmeise teilt mit der vorigen Verbreitung und Aufenthalt, ist aber im allgemeinen selten; auf dem Strich trifft man sie zwar auch in kleineren Feldhölzern und Gärten, aber doch nur durchziehend; ihre Eier (Tafel 47, Figur 21 a), etwa acht bis zehn, sind rundlicher, 16 + 12 mm, auf schneeweißem Grunde rostrot gepunktet. Sie lockt „zick gürr und klürrrr, laut, voll und angenehm. Auch

ihr Nest steht in Baumhöhlen, manchmal hoch, manchmal niedrig über dem Boden. Den Laubwald besucht sie fast nie, der finstere Hochwald ist ihr Heim, dort klaubt sie die Nadelholzkerfe und ihre Eier ab und die Samen aus den Zapfen, Winters stets in Gesellschaft von Goldhähnchen, Tannenmeisen, Baumläufern und Kleibern. Die Gefangenschaft verträgt diese entzückende Meise leider sehr schlecht, sie ist darin die zärtlichste aller Meisen. Die Verpflegung wäre die gleiche wie bei der Tannenmeise. Am besten hält sie sich noch — in Gesellschaft — in der Vogelstube.

Die Sumpfmeise.

Parus fruticeti, palustris, salicarius; Poëcile palustris.

(Tafel 17, Figur 4.)

Platten=, Mönch=, Pfütz=, Kehlmeise, Nonnen=, Reit=, Mehl=, Murrmeise.

Vom Scheitel bis über den Hinterhals tief bläulichschwarz; Bartborsten und Kinn schwarz, der übrige Kopf und Hals fast weiß ohne weitere Zeichnung; ganze Oberseite rötlichbraungrau wie die vorige, Schwanz und Flügel bräunlicher; Unterseite trüb rötlichweiß. Augen dunkelbraun, Schnabel schwarz, Füße bleifarbig. Weibchen kleiner mit wenigerem und matterem Schwarz, ebenso die Jungen, denen die schwarze Kehlfarbe oft gänzlich fehlt. Länge 11,5 cm, Flugbreite 19 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 0,8 cm, Lauf 1,7 cm.

Die Sumpfmeise gehört zu den häufigsten Meisen, aber sie meidet Nadelhölzer, an Sümpfe ist sie zwar keineswegs gebunden, doch sucht sie feuchte an Wässern liegende Laubhölzer gewiß auf; trockene meidet sie. Im März, April und Oktober streicht sie umher, viele aber sind Standvögel. Das Nestchen steht bald hoch, bald tief, wo sie eben ein passendes Loch finden und in morschen Kopfweiden, die sie besonders lieben, bequemen sie sich im Notfall den nötigen Nistraum selbst auszuzimmern; ist dieser nur klein, so machen sie mit der Unterlage wenig Umstände, bauen aber in große Löcher ein ordentliches Nestchen ein; im Mai und Juni enthält es bis zwölf niedliche Eierchen (Tafel 42, Fig. 22), welche rundlich mit rötlichen, auch gelblichen Fleckchen besetzt und, wenn frisch, von bläulicher Grundfarbe sind, welche aber von der ausgeblasenen Schale bald verschwindet; Größe 16 + 12 mm. Die Nahrung ist jener der vorigen zwar gleich, doch geht diese Meise der Körnernahrung mehr nach, als andere; allerhand Gemüse= und Blumensamen, Hanf=, Distel= und Sonnenblumenkörner und andere trägt sie sich auf einen Ast und hämmert sie zwischen den Zehen mit wahrhaft possierlicher Emsigkeit auf, wie überhaupt das ganze Thun und Treiben dieses Tierchens höchst komisch und lieb ist; in ewiger Beweglichkeit flattert und klettert es von Zweig zu Zweig, hängt sich mit einem oder beiden Füßchen an und ist stets guter Dinge; das Pärchen füttert sich gegenseitig und ist stets bei einander, die häufig hörbare Lockstimme klingt wie „zizibüh, zizisäsäsä, zisisisi" mit der den Meisen eigenen, freudigen Frische. Daneben hat sie einen leisen, kurzen aber vieltönigen Gesang. Unter allen Meisen ist sie die flinkste, lustigste und possierlichste; sie hält sich nie zu anderen Meisen, schlägt sich auch nie in größere Flüge zusammen. Die Gefangenschaft verträgt sie vortrefflich, wie die Kohlmeise, viele Vogelliebhaber halten sie für weichlich, das ist durchaus unrichtig. Wenn sie wie bei der Tannenmeise angegeben verpflegt wird, dazu statt der Nadelholzsämereien viel Sonnenblumenkerne, Hanf und Mohn erhält, so ist sie kreuzfidel. Am lustigsten und durchaus harmlos ist sie in der Vogelstube.

Die Alpenmeise.

Parus borealis, Baldensteinii, cinereus montanus.

(Tafel 17, Figur 5.)

Baldensteinsche Meise, Bergmönchmeise, Alpensumpfmeise, nordische Sumpfmeise.

Diese nordische Meise ist der vorigen im Aussehen wie in der Größe so gleich, daß nur Kenner sie unterscheiden. Ihr braunschwarzer Kinnfleck ist viel größer als der unserer Sumpfmeise, der braunschwarzen Scheitelplatte fehlt der bläuliche Metallglanz, die Halsseiten sind reinweiß, Oberseite aschgrau, Unterseite grauweiß.

So sehr sie also der Sumpfmeise ähnelt, ihr Gesang ist wesentlich von dem jener verschieden. In der Schweiz heißt sie zu Ehren ihres dortigen Entdeckers Baldenstein die Baldensteinsche Meise. Baldenstein hat auch zum erstenmale darauf hingewiesen, daß ihr Winterkleid auffallend länger als jenes der Sumpfmeise ist, seidenartig zerschlissen und aschgrau mit schwachem rötlichem Schein. Länge 12 cm, Flugbreite 20 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Sie steigt in den schweizer Bergen sehr hoch auf und findet sich ausschließlich nur im eigentlichen Alpenwald bis zur Grenze des Latschengebietes. Auch im strengsten Winter verläßt sie offenbar dieses Gebiet nicht. Ihre Nesthöhle hackt sie in faulende Tannen- und Lärchenstrünke, recht häufig aber bescheidet sie sich auch mit Mauslöchern. Die Brutzeit fällt je nach der Witterung in den Juni oder Anfang Juli. Die Eier sind in Größe und Färbung genau wie jene der vorigen, in keiner Weise zu unterscheiden. Im Engadin ist sie sehr häufig, in Savoyen ist wieder eine kleinere Abart (P. alpestris), in Tyrol und im bayrischen Hochland ist sie häufig, im Riesengebirge kommt sie vor, auf Island und Skandinavien ist sie im Gebirge gemein. Gegen Kälte sehr unempfindlich, hält sie sich Winters fast ausschließlich an Fichtensamen und verzehrt dazu Insekteneier und Puppen, so viele sie eben findet. In der Gefangenschaft ist sie wie die Tannenmeise zu halten, übersteht aber selten die lange, drückende Schwüle unseres Hochsommers.

Die Trauermeise.

Parus lugubris; Poëcile lugubris.

(Tafel 17, Figur 6.)

Auch sie ist eine der Sumpfmeise nahe verwandte, südliche Art, größer als die Kohlmeise. Der Kopf ist wiederum durch eine schwarzbraune Platte ausgezeichnet, die Oberseite braungrau, Bürzel rostgrau, Kehle dunkelgraubraun, die Kopfseiten weiß, ebenso der braunfahl eingefaßte Unterleib. Länge 14 cm, Flugbreite 23 cm, Schwanz 7 cm.

Diese große Meise bewohnt den Südosten Europas nur als Zug- und Brutvogel. Sie kommt erst Ende April und zieht schon Ende September wieder in heiße Gegenden, sie bevorzugt Gebirgsgegenden und hält sich an die Obst-, insbesondere Zwetschgenbäume. Sie ruft zizi, trärä, ist ungesellig, scheu, flieht die Nähe des Menschen und ist noch sehr wenig bekannt.

Die Blaumeise.

Parus coeruleus, coerulescens; Cyanistes coeruleus.

(Tafel 17, Figur 7 und 8.)

Blei-, Mehl-, Ringel-, Jungfern-, Himmel-, Pimpelmeise; Blaumüller, Bläule.

Blau sind: Flügel, Schwanz und Scheitel; weiß: eine Binde über die Flügel, die Ränder der Hinterschwingen, das Genick und die Einfassung des Scheitels; gelb: der ganze Unterkörper und die unteren Flügeldeckfedern. Die weißen Wangen sind blau eingefaßt, ein Streif durchs Auge und ein kleiner Kehlfleck sind schwärzlichblau; der Rücken ist grün. Das Weibchen hat dieselben Farben, doch viel weniger feurig. Die Jungen haben blaß schwefelgelben Unterleib, der Scheitel und Rücken ist grünlich; alle übrigen Farben blässer und unscheinbarer als bei den Alten. Länge 12 cm, Flugbreite 20,5 cm, Schwanz 5 cm.

Diese allerliebste Meise ist sehr verbreitet, doch nicht in höheren Gebirgen und im Nadelwalde, dagegen in sonnigen frischen Laubgehölzen, ob groß oder klein, in Weidenkopfhölzern, Obst- und Parkgärten, wenn sie nur auch Gebüsche enthalten und Wasser nicht weit ist, denn sie trinkt und badet gern. Sie streicht zu den angegebenen Zeiten mit den anderen Meisen umher. Die Blaumeise ist ein kampfbereites Vögelchen, welches mit fremden Eindringlingen auf Tod und Leben kämpft, überhaupt zänkisch, um so zärtlicher aber zum Weibchen ist, welches es zierlich umflattert und dabei vor Aufregung nur zitternd die Flügel bewegt, fast schwebend fliegt. Fesselnd ist es, ihr Liebesleben zu beobachten. Mit eigentümlichem Schweben über der Krone eines Baumes, ergötzt das Männchen seine auserkorene und läßt sich, nachdem es dieses Flugspiel trotz seiner schwachen Flügel einige Zeit ausgehalten, in schräger Richtung herab. Die Gattin eilt dann hastig herbei und beide sonst so wenig zärtlichen Vögel liebkosen einander. Ihre Furcht vor Raubtieren ist grenzenlos; jedenfalls eine Folge des Bewußtseins ihres geringen Flugvermögens; selbst die rasch vorüber fliegende Taube ruft Entsetzen hervor und er-

preßt ängstliche, schäkernde Rufe. Die Blaumeise ist wie alle ihre Verwandten außerordentlich nützlich und verdient die größte Schonung. Das Nest steht fast ausschließlich in Baumlöchern und über Manneshöhe, hat ein möglichst kleines, rundes Flugloch und ist wie jenes der Kohlmeise ausgestattet. Die acht bis zehn Eier (Tafel 47, Figur 23), nur 14,5 + 11,5 mm, sind auf rein weißem Grunde mit vielen rostroten Pünktchen bestreut. Die erste Brut ist im April, die zweite im Juni. Sie lockt „tgi, tgi, tgie" und klirrend: „zi zirrr, zi zi zīhīhīhīhī"; in der Angst ruft sie „zititäh, thä thä". Fliegend rufen sie kläglich „tjätätä", die Jungen rufen „schädebet". Wenn sie weitere Strecken überfliegen will, steigt sie hoch in die Luft, wohl wissend, daß sie dort vor dem Sperber ziemlich sicher ist. Ihre Nahrung ist ganz die gleiche wie jene der Sumpf- und der Kohlmeise. In der Gefangenschaft ist sie ganz entzückend, verlangt aber sorgfältigste Pflege, ganz wie die Haubenmeise. Älter wie zwei bis drei Jahre wird sie trotzdem nicht.

Die Lasurmeise.

Parus cyanus, elegans; Cyanistes cyanus.

(Tafel 17, Figur 9.)

Sie ist der Blaumeise auf das Nächste verwandt, etwas größer und noch schöner als diese; sie heißt auch große Blaumeise, Lasurblaue Meise, Prinzchenmeise, Säbische Meise.

Der Oberkopf ist weiß, am Nacken ein lasurblaues Querband, Oberleib hellblau, Unterleib weiß, die Zügel schwarz. Mitten auf der Brust steht ein großer schwarzblauer Längsfleck, die hinteren Schwingen und die großen Flügeldeckfedern sind prachtvoll lasurblau, mit großen weißen Rändern. Über die Flügel geht eine weiße Binde. Die Weibchen sind weniger schön, das Lasurblau viel matter. Länge 14 cm, Flügelbreite 22,5 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Sie bewohnt den Osten Europas, kommt sehr selten auch noch im östlichsten Deutschland vor; hauptsächlich aber ist von der Wolga an gegen Osten das ganze bewaldete Sibirien ihre Heimat. Lebensweise und Nahrung stimmt mit der Blaumeise überein. Die Eier sind etwas größer als jene der vorigen, stimmen aber in der Färbung völlig überein. Im Handel ist sie nicht gerade selten, ihre Haltung in der Gefangenschaft genau wie jene der Blaumeise. Sie lockt, weit hörbar und doch fein „terr terr", ruft hell und laut „tscherpink tscherpink".

Von der reizenden Gruppe der Schwanzmeisen (Orites) hat Europa eine Art:

Die Schwanzmeise.

Parus caudatus, longicaudatus; Acredula caudata; Orites caudatus.

(Tafel 17, Figur 10 und 11.)

Meer-, Berg-, Elster-, Schneemeise, Teufelsbolzen, Pfannenstiel u. s. w.

Sie hat manches von ihren Verwandten Abweichende. Der Schnabel scheint auffallend kurz, weil er teilweise in den starken Bartborsten steckt und seitwärts zusammengedrückt, also hoch ist; das sehr kleine Nasenloch ist von einer Wulst umgeben und der sehr lange Schwanz keilförmig abgestuft. Das Gefieder ist sehr weich und lang geschlissen. Kopf ziemlich rein-, die ganze Unterseite etwas trübweiß, nach den Seiten mit bräunlichem Anflug; Oberseite und Flügel rötlichschwarz, die vier mittleren Schwanzfedern schwarz, die anderen ebenso mit weißen Außenfahnen und solchem Spitzfleck. Der Augenlidrand bei den Alten gelb, bei den Jungen rot. Schnabel schwarz, Augen dunkelbraun, Füße schwarz. Weibchen ähnlich, aber matter gefärbt. Bei den Jungen ist nur der Scheitel und die Kehle weiß, der übrige Kopf fahlschwarz; die Flügel dunkler. Länge 14,5 cm, Flugbreite 18,5 cm, Schwanz 8,7 cm, Schnabel 0,6 cm, Lauf 1,6 cm.

Die Schwanzmeise ist weit verbreitet und nicht selten, verlangt die Örtlichkeit wie die vorige und findet sich daher nicht in großen Nadelholzwaldungen. Sie streicht zur Zeit des Striches mit anderen, weniger schnell fliegenden Meisen umher, da ihr ganzer Flügelbau ihr nicht viel Flugfertigkeit gewährt. Das Nest gehört zu

den kunstvollsten und stellt ein Oval von etwa 20 cm Höhe bei 12 cm Durchmesser dar und steht bald an Baumstämmen, bald zwischen Gezweigen, sehr gern im Wachholder. Der Boden stützt sich auf einen Stumpf oder eine Astachsel, die Wand ist an den Stamm oder Zweig gefilzt und das Material besteht aus lauter weichen Dingen, Moosen, Kokons, Flechten, Puppenhülsen und ähnelt immer seiner Umgebung, von der die Materialien genommen sind, daher es schwer zu finden ist, wie die Goldhähnchennester. Innen ist es mit Wolle und Haaren gefüttert; je nach dem Vorhandensein des Materials, welches vom Männchen fleißig zugetragen wird, dauert solcher Bau $2^1/_2$—3 Wochen, das Nest der zweiten Brut ist, wie meistens, weniger sorgfältig gebaut, weil die heißen Sommertage einen so dichten Bau nicht erheischen. Zwei mir vorliegende haben folgende Maße: das erste ist 22 cm hoch und hat 9 cm breitesten Durchmesser, Filzschuhform, aber Öffnung oben; das zweite 17 cm hoch, breitester Durchmesser 12 cm, mehr als Halbkugelform, Öffnung 3 cm von oben seitlich. Im April liegen bis zwölf, meist weiße, gestreckte Eier darin (Tafel 47, Figur 21 b), 12 + 9 mm, die auch gelegentlich einige rötliche Punkte haben; die zweite Brut im Juni. Nachdem die stattliche Anzahl der Sprößlinge ausgeschlüpft, von welchen die ältesten sich schon oft halb befiedert haben, wenn die jüngsten auskommen können die armen Alten begreiflicherweise kaum zu Atem kommen vor Arbeit, welche das Füllen dieser ewig hungrigen Schnäbelchen erfordert. Auch wird das Nest bald zu enge und bekommt Ritze und Spalten, durch welche die Jungen die für den kargen Raum zu lang werdenden Schwänze stecken, so daß das Nest einem Igel ähnlich sieht. Bald finden die Vögel auch noch eine weitere praktische Anwendung dieser Öffnungen, durch welche das Weibchen wenigstens der Sorge um die Reinlichkeit des Nestes überhoben wird.

Als Kletterkünstler sind sie unübertrefflich. An den feinsten Ästchen krallen sie sich fest und klettern daran herum, so daß bald der Kopf, bald der Schwanz senkrecht in die Luft steht. Drollig sehen sie im Winter aus, wenn sie in Flügen von sechs bis vierzehn Stück hart aneinandergedrückt und aufgebauscht auf einem Aste sitzen; sie gleichen dann genau einer Kugel mit langem Stiel. Die Schwanzmeise lebt nur von Insekten. Außer dem leisen „sit sit“ aller Meisen ruft sie „tititi“ oder „zirriri“, im Schreck „terr terr“. Da sie den Raubvögeln sehr ausgesetzt ist, schlüpft sie ängstlich sofort ins Gebüsch oder versteckt sich im Blätterwerk; wunderbar wie ein gestielter Federball präsentiert sie sich im Fluge und auch wenn sie an Blättern und Zweigen hängt und hantiert, ist sie eine ebenso auffallende als fesselnde Erscheinung; trotz mancher Abweichung ist sie in ihrem Thun und Treiben eine echte Meise.

Sie in der Gefangenschaft zu beherbergen, wird von vielen Seiten in übertriebener Weise für unmöglich erklärt. Freilich bedürfen sie eines erfahrenen und hingebenden Pflegers, müssen auch zum allermindesten paarweise gehalten werden; dann ist es aber auch keine Hexerei, sie lange am Leben zu behalten, zumal dieses zarte Vögelchen vom Augenblick des Gefangenwerdens an eigentlich schon zahm ist, und sogleich sich über frische Ameiseneier, Mehlwürmer, Fliegen u. s. w. hermacht. Mit diesem Futter muß man die Schwanzmeisen auch nach und nach an das feinste Mischfutter für Nachtigallen zu gewöhnen suchen. Im Winter quellt man ihnen die Ameisenpuppen und giebt fleißig kleine Mehlwürmer; ich suche mir immer die frischgehäuteten heraus; haben sie Verstopfung, so hilft meist eine in Öl ertränkte Spinne. Im Käfige sind sie einander ungemein zugethan, sitzen des Nachts stets dicht zusammen und sehen dann ungemein komisch aus. Den ganzen Tag sind sie in Bewegung, auf und unter die Sitzstängelchen wird geklettert, ebenso am Gitter, dann jagt sich die ganze Gesellschaft bunt durcheinander, um plötzlich mit ernsthaften Eulengesichtern für ein paar Sekunden ruhig nebeneinander zu sitzen. Tragikomisch sieht es aus, wenn ein Meischen sich an einen gar zu großen Wurm gewagt und nun das Schwanzende des großen Mehlkäferkandidaten vier bis fünf Minuten lang zum Schnabel herausblickt. Die Schwanzmeise verschlingt die Würmer nämlich meistens ganz. Der Tod der Schwanzmeise tritt nicht selten urplötzlich und unerwartet ein. Das Vögelchen ist des Abends noch munter und freudig im Freundeskreise und hat am Morgen schon seine kleine Seele ausgehaucht.

Von der Gattung der Beutelmeisen (Aegithalus) haben wir wiederum in Europa nur eine Art:

Die Beutelmeise.

Parus pendulinus, polonicus; Aegithalus pendulinus.
(Tafel 17, Figur 14.)

Beutelrohrmeise, polnische Beutelmeise, Pendulin-, Florentinermeise, Remiz.

Die Oberseite ist mit Ausnahme des Kopfes und Nackens rostgrau, Brust rosenrötlich, Unterleib weißlich. Von der Stirne läuft ein schwarzer Streifen durch das Auge und spitzt sich nach dem Ohre hin zu. Die schwarzgrauen Schwung- und Steuerfedern haben blassere Umsäumung. Der Flügel ist kurz und stumpf. Der Schnabel ist schwarz, die Füße schwärzlich. Das Weibchen ist unbestimmter gezeichnet. Länge 11 cm, Flügelbreite 15,5 cm, Schwanz 4,5 cm.

„In ihren Gewohnheiten," sagt Wood, „hat sie mit der bärtigen Meise Ähnlichkeit, wohnt an den Ufern der Flüsse und lebt von dem Samen der Wasserpflanzen sowohl als den verschiedenen Insekten, Larven und kleinen Weichtieren, die sich in so großer Menge im Wasser finden." Am häufigsten findet sie sich in Südosteuropa. Dem westlichen Europa fehlt sie, in Deutschland ist sie nicht häufig.

Mit großer Gewandtheit, Unruhe und unter scharf ausgestoßenem Locken, das wie „zitt" klingt, klettert sie im Rohre umher und weiß sich selbst beim Fliegen gut zu decken.

„Das Hauptinteresse", bemerkt Wood weiter, „konzentriert sich um das Nest dieses Vogels, das die Form einer Flasche hat und meistens am äußersten Ende eines Zweiges schwebt und über das Wasser herabhängt. Weiden und andere Wasser liebende Bäume sind Lieblings-Aufenthaltsorte des kleinen, merkwürdigen Vogels. Das breitere Ende des Nestes hängt niederwärts, so daß es in geringer Entfernung einer ungeheuren Birne mit etwas langem Stiele gleicht. Der Stoff, aus dem das Nest besteht, ist der baumwollartige Flaum der Weide und der Pappel, und die Öffnung ist immer auf der Seite. Der Vogel wählt nicht unabänderlich einmal wie das anderemal das Ende eines Zweiges, da man das Nest zuweilen unter dem Schilf findet, dessen dicke Stengel es vor Beobachtung bewahren."

Baldamus, der den ganzen Gang der Arbeit des bauenden Vogels beobachtet hat, sagt in einer exakteren und eingehenderen Beschreibung: „Das Nest fand ich im weißen Morast nur an den äußersten Zweigspitzen der dort vorherrschenden Bruchweide. Obwohl stets Wasser und Schilf in der Nähe ist, ersteres wenigstens zur Zeit des Anlegens der Nester, so befanden sich doch nicht alle unmittelbar über dem Wasser und keines so im Rohrdickicht, daß es dadurch irgendwie verdeckt worden wäre. Im Gegenteil waren die in geringer Höhe angelegten stets außer dem Bereiche des Rohrwuchses, die meisten am Rande des Rohrwaldes, an und über freiem Wasser, alle leicht aufzufinden. Sie hingen in einer Höhe von zwei bis neun Meter, die meisten nur drei bis fünf Meter hoch über dem Boden.

„Beide Gatten bauen gleich eifrig, und man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so reicher Bau in weniger als 14 Tagen beendet werden kann. Zwar giebt es auch hier flüchtigere und ordentlichere Baumeister, geschicktere und ungeschicktere, indes wird der liederlichere Nestbau wohl vorzugsweise durch die vorgerückte Jahreszeit bedingt, wenn, wie es häufig vorkommt, die ersten Nester durch Unfälle, besonders durch die Diebereien der ungemein häufigen und frechen Elstern zerstört worden sind. In diesen Fällen werden sogar die Eier in noch nicht zur Hälfte vollendete Nester gelegt und der Bau bis zum Brüten fortgeführt. Ich fand zwei solche korbförmige Nester mit Eiern. Bezüglich der Nistzeit bindet sich die Beutelmeise nicht an den Rohrwuchs, wie andere im Rohre nistende Vögel, denn sie beginnt mit dem Nestbau bereits im April; aber man findet viele Nester auch erst im Juni und Juli.

„Was den Gang der Arbeit betrifft, so windet der Vogel immer Wolle, seltener Ziegen- und Wolfs- oder Hundehaare oder Bast- und Hanffäden um einen dünnen herabhängenden Zweig, der sich meist einige Zoll unter dem oberen Anknüpfungspunkte in eine oder mehrere Gabeln spaltet. Zwischen dieser Gabelung werden die Seitenwände angelegt, die daran ihren Halt finden. Der Vogel setzt sodann die Filzwirkerei so lange fort, bis die über die Gabelspitzen herabhängenden Seitenwände unten zusammengezogen werden können und einen flachen Boden bilden. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines flachrandigen Körbchens, und solche Nester sind es, welche man sonst als Vergnügungsnester der Männchen angesehen hat. Zunächst wird nun der äußere Boden des Nestes durch Verfilzung mehr gefestigt. Der hierzu gebrauchte Stoff ist Pappel- oder Weidenwolle mit eingewirkten Bastfäden, Wolle und Haaren; die Samenwolle wird durch den Speichel geballt und in einander gezupft. Das Nest hat jetzt die

Gestalt eines Körbchens mit dickerem abgerundeten Boden. Nun beginnt der Bau der einen Seitenöffnung, die bis auf ein kleines rundes Loch geschlossen wird. Während dem wird auch die andere Seite von unten heraufgeführt. Die eine der runden Öffnungen wird nunmehr mit einer Röhre, welche einen bis drei Zoll lang ist, versehen, während die andere noch geöffnet bleibt und nur am Rande geglättet und verfilzt wird. Sodann wird die eine Öffnung geschlossen; doch sah ich auch ein Nest mit doppelter Röhre. Zuletzt wird der innere Boden des Nestes noch mit lockerer, ungeballter Blütenwolle zolldick ausgelegt, und nun endlich ist der Bau vollendet." Das Gelege besteht aus sieben Eiern, 16 + 21 mm, deren Schale dünn, feinkörnig und wenig glänzend ist und veranlaßt, daß die schneeweiße Farbe durch den durchscheinenden Dotter einen rötlichen Schimmer erhält. In das Brutgeschäft teilen sich die Gatten.

In der Gefangenschaft sind sie sehr drollig und originell dadurch, daß sie jeden größeren Futterbissen mit den Zehen wie mit einer Hand anfassen, das Knie auflegen und so nun den Bissen verzehren. Man giebt ihr möglichst viele kleine Kerbtiere, feinstes Nachtigallenfutter mit Mohn vermischt.

Die Bartmeise.

Panurus biarmicus; Parus biarmicus, beardmanicus, barbatus.

(Tafel 17, Figur 12 und 13.)

Bartrohrmeise, Bartmännchen, Grenadier.

Oberkopf und Nacken ist schön aschgrau, auf der übrigen Oberseite, einschließlich der mittleren Schwanzfedern, rein lichtzimtrot, auf den oberen Schwanzdecken und an den Brustseiten zart isabellrosenrot verwaschen, auf der Mitte der Unterseite rein weiß, ein vom Zügel beginnender, an der Wange herablaufender, aus verlängerten Federn bestehender Bartstreifen wie das untere Schwanzdeckgefieder sind schwarz; die Schwingen sind schwarzbraun, die Handschwingen und deren Deckfedern außen silberweiß, die Armschwingen hier lebhafter zimtrot als die Oberseite, die hinteren Armschwingen schwarz mit zimtfarbenem Außen- und rostgelblichem Innenrande; die äußerste Schwanzfeder ist weiß, an der Wurzel innen schwarz, die zweite und dritte jederseits nur am Ende weiß; die Unterschwanzdeckfedern sind nicht schwarz, sondern blaß rostgelb. Die Jungen sind auf dem Rücken sehr dunkel, fast schwarz. Die Augen sind orangegelbbraun, der Schnabel schön gelb, die Füße schwarz. Länge 16 cm, Breite 19 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Sie ist ein echter Rohrvogel, an das Röhricht gebunden, das sie nur selten verläßt, und da verdrängt, wo die wirtschaftliche Ausnutzung der Rohrwälder fortschreitet. Darum allein ist sie in Deutschland so selten geworden, ebenso in England und Holland, während sie in den Donautiefländern, Südrußland, Südsibirien und Turkestan noch recht häufig ist. Sie lebt verborgen in kleinen Familien, ist überaus lustig, munter und keck in ihrem Rohrreiche. Sommers nährt sie sich von Kerbtieren, Winters von Insekteneiern, Puppen, allerlei Sämereien, zumal denen des Rohrs und des Schilfes.

Das Nest gleicht sehr jenen der Rohrsänger, Mitte April, oft auch erst Ende dieses Monats, findet man die vier bis sieben Eierchen (Tafel 47, Figur 24), 18 + 13 mm groß, auf schwach rötlichweißem Grunde mit wenigen roten Punkten gezeichnet. Im Juli erfolgt eine zweite Brut.

In der Gefangenschaft hält sie sich einzeln nicht, in Gesellschaft sehr gut, die Pärchen sind außerordentlich zärtlich zusammen und versuchten schon öfters, auch im Käfig zur Brut zu schreiten. Sie verlangt Nachtigallenfutter mit viel Ameisenpuppen; Mehlwürmer, an Sämereien weißen Mohn- und Kanariensamen, Hirse, gequetschten Hanf, möglichst Rohrsamen; dazu geriebenes Eigelb und etwas fein zerhacktes Obst. So läßt sie sich drei bis fünf Jahre gesund und munter erhalten, eine sehr große Zierde jeder Vogelstube.

Die Baumläufer. Certhiidae.

Sie teilen sich in zwei Familien:

a) Spechtmeisen. Sittae.

Der gerade Schnabel ist von mäßiger Länge, keilförmig zugespitzt; die rundlichen Nasenlöcher mit Borstenfedern verdeckt; die starken Füße mit gebogenen Nägeln, der hinterste am stärksten. Schwanz kurz mit weniger steifen Federn.

Der Kleiber.

Sitta caesia, europaea.

(Tafel 17, Figur 15.)

Spechtmeise, Kleber, Blauspecht, Baumpicker, Baumrutscher, Nußhacker, Blauluß u. s. w.

Oberseite bleigrau, Unterseite rostgelb, durch die Augen ein schwarzer Streifen, der bis zum Halse hinabläuft; Kinn und Kehle weiß, Weichen und Unterschwanzdeckfedern kastanienbraun, Schwingen schwarzgrau, licht gesäumt; die mittleren Schwanzfedern aschgraublau, die übrigen tiefschwarz. Schnabel oben hornschwarz, unten bleigrau. Das Weibchen hat viel schmäleren Augenstrich und ist kleiner. Länge 13,5 cm, Flugbreite 27 cm, Schwanz 4,5 cm, Schnabel 1,5 cm.

Es war im tiefsten Winter. Schnee deckte Dächer und Gärten, soweit das Auge reichte, und der dreizehnjährige Junge, welcher soeben vor dem Fenster den gefiederten Gästen Hanf, Weißbrotbrocken gestreut, betrachtete, seine erstarrten Hände reibend, vergnügt die Amseln, Finken und Spatzen, welche sich um die Bissen stritten. Da kam von den benachbarten Bäumen ein eigen gestalteter Vogel geflogen, hing sich spechtartig an den Rand eines futterbergenden Blumentopfs, holte ein Hanfkorn und flog wieder davon. Nach einigen Minuten wiederholte sich sein kurzer Besuch und von da ab war der mir bisher unbekannte Vogel mein täglicher Gast, der mehrere Meisen und noch zwei seiner Artsgenossen herbeizog und ausharrte, bis der Schnee vor dem Hauche des Frühlings geschmolzen war. Verschiedene Naturgeschichten und ein Bilderatlas überzeugten mich bald, daß mein neuer Pflegling ein Kleiber war. Ein paar Jahre darauf entdeckte ich mehrere Exemplare in einer kleinen Vogelhandlung und die Begierde, diesen Vogel näher kennen zu lernen, sowie auch Mitleid mit den in engem Käfige zusammengepferchten Tierchen, veranlaßten mich, mit Aufwendung fast meines ganzen Taschengeldes, die sechs Kleiber zu kaufen. Zwei davon starben bald, einem dritten, der sich in seiner ersten grausamen Haft den unteren Teil des Schnabels gespalten und abgebrochen hatte, wuchs der übrig gebliebene Splitter quer, so daß der arme Vogel, nachdem ich ihn etwa ein halbes Jahr besessen, verhungern mußte. Unter der Menge der andern Vögel hatte ich sein Unglück nicht rechtzeitig bemerkt, sonst wäre ihm wohl zu helfen gewesen. Die übrigen drei gediehen prächtig und machten mir durch ihr ewig regsames Wesen, ihre kräftige Ausdauer und ihre Harmlosigkeit im Gesellschaftskäfige so viel Vergnügen, daß diese Vogelart seitdem nie unter meinen Stubengenossen fehlen durfte. Man darf diesen Vogel ohne Sorge in einem noch so reichbesetzten Gebauer halten, er belästigt keinen seiner Genossen, selbst nicht am Futternapfe, belebt aber seinen Aufenthaltsort in anziehendster Weise durch unübertreffliche Kletterkünste und eifriges Arbeiten. Vom Morgen bis zum Abend hört sein Klopfen nicht auf und er ist unglücklich, findet er nichts, das seinem Schnabel Beschäftigung bietet. Es ist selbstredend, daß der lebhafte Vogel nur in einem großen Käfig gehalten werden darf, am allerbesten mit Meisen zusammen, da ein jeder begreifen wird, daß man von andern Vögeln in der unruhigen Gesellschaft dieses Gastes keine Zuchterfolge erwarten kann, wenn schon sie in meinem Flugbauer ein Gimpelpärchen nicht beunruhigten, als es brütete und Junge erzielte. (Siehe „Gefiederte Welt“ 1879 in Nr. 46.) Sein Klettern ist im hohen Grade eigenartig, er verläßt sich hierbei allein auf seine Füße, die auch dementsprechend ausgerüstet sind. Die Zehen und Nägel sind sehr lang nagelspitz und letztere im Halbkreise gekrümmt, so daß der Vogel damit eine große Fläche umspannen und die geringste Unebenheit zum Anklammern benutzen kann. Den kurzen Schwanz gebraucht er als Kletterwerkzeug gar nicht, unterscheidet sich also auch hierin von den Spechten, zu welchen ihn das Volk gewöhnlich zählt; ebensowenig ist er aber eine Meise, sondern er gehört zu einer besonderen, aus etwa 25 Arten bestehenden Gattung, den Spechtmeisen. Diese sämtlich haben die in dem so bewegungsfähigen Reiche der Vögel fast einzig dastehende Eigenschaft, kopfabwärts klettern zu können, der Kleiber klopft auch in dieser Stellung Nüsse auf oder hämmert gegen die morsche Rinde. Den Namen hat er von seinem eigentümlichen Nestbau. Er wählt zu seinem Heim Höhlungen in alten Bäumen, am liebsten verlassene Spechtwohnungen, und verklebt mit Lehm, den er in winzigen Portionen herbeiträgt und mit seinem Speichel befestigt, die ihm zu große Öffnung bis auf ein möglichst enges kreisrundes Loch; diese Lehmwand wird so fest, daß man sie mit den Fingern nicht durchbrechen kann.

Ist das schwierige Werk vollendet, so kennen sich die Erbauer vor Vergnügen nicht mehr und während der eine fortwährend ein- und ausschlüpft, ruft der andere triumphierend sein „tüüt“ oder „twät“. Das Weibchen legt auf eine sehr liderlich hergestellte Unterlage von trockenen Blättern oder

dünnen Stückchen Kieferschale sechs bis acht Eier (Tafel 47, Fig. 25), 19 + 14 mm groß, auf kalkweißem Grunde äußerst fein mit roten Pünktchen gezeichnet. Die Jungen schlüpfen nach 13 Tagen aus und werden von den Alten mit aufopfernder Pflege gefüttert, bleiben lange im Neste, und wenn sie sich endlich völlig flügge aus demselben gewagt, werden sie sorgfältig und lange in allen Künsten des Kletterns, Nüsseaufklopfens und was sonst zur Kleiberselbständigkeit noch notwendig ist, unterrichtet. Erst nach der Mauser wagen sie sich allein in den Kampf ums Dasein, den sie in mancher Hinsicht, Alt wie Jung, viel zu leichtsinnig aufzufassen scheinen. Denn unter allem leicht zu fangenden gefiederten Volke, den Meisen u. a., gebührt ihnen die Krone des Leichtsinns und der Unbedachtsamkeit. Auch gewöhnen sie sich staunenswert bald ein; wo es viel Hanf und Mehlwürmer giebt, da gefällt es dem Kleiber, selbst im Meisenkasten. Und doch ist Beständigkeit in seinem Aufenthalte eine hervorragende Eigenschaft des ruhelosen Gesellen. Ein einzelner Baum fesselt ihn stundenlang und sein Gebiet verläßt er nicht ohne Not. Gemischte Waldungen, Parkanlagen mit hohen Bäumen sind seine Heimat, und ob es beliebte Spaziergänge sind, oder ob das scheue Reh ruhig unter seinen Bäumen äst, das ist ihm gleich.

Kommt der griesgrämige Winter, und ziehen Mönch und Nachtigal eilig nach dem Süden, verlassen Amsel und Fink den Wald, dann regt sich auch in dem Kleiber die Wanderlust und einzeln mit fröhlichem „tüüt, tüüt“ zieht er durch die sich verfärbenden Bäume. Wohl sinkt ein gelbes Blättchen nach dem andern hinab und herbstlich rauscht das Laub, wenn er sich darin bewegt; es kommt der Reif, und bald verdeckt Schnee ihm jede Nahrung: jedoch immer guter Dinge ist der Kleiber und seine Fröhlichkeit und sein frischer Mut locken Bekannte von allen Seiten an. Mit den verschiedensten Meisen, wie mit den allerliebsten Goldhähnchen gemeinsam, durchstreift er die Wälder und Gärten, und ist das Futter auch manchmal karg, seinen nötigsten Lebensunterhalt findet er doch; als ein besonderer Leckerbissen für ihn zu dieser Zeit darf die Larve der Buchengallmücke gelten. Auch der längste Winter geht vorüber, und wenn im frisch grünenden Walde mit hellem „tüüt“ das Männchen seine Auserkorene gefunden, und das vereinte Paar sich nun im fröhlichen Spiele mit jauchzenden Rufen durch die Äste und Bäume jagt, möchte man da nicht wünschen, ein Kleiber zu sein? Und wer wird sich beim Anblick dieser Frühlingslust nicht beeilen, entweder seinen Gefangenen einen großen Käfig zu bieten, in dem sie sich unbehindert tummeln können, oder sie womöglich der Freiheit wiederzugeben.

Wo man ihn hält, wolle man ihn gut pflegen, seine dankbare Munterkeit belohnt reichlich die geringe Mühe. Sein Futter besteht in Hanf, Mehlwürmern (täglich etwa sechs Stück) und gutem Universalfutter. (Kruelsches B.) Leckerbissen für ihn sind Bucheckern, Nüsse und auch Raupen.

Der Felsenkleiber.

Sitta Neumayeri, syriaca, rupestris, saxatilis.

Die Gestalt ist jener unseres Kleibers vollkommen ähnlich, Oberseite aschgrau, bräunlich überflogen, der schwarze Zügelstreif bedeutend länger als bei dem vorigen, Unterseite verwaschen weiß, Bauch rostrot. Länge 15 cm, Flügelbreite 28,5 cm, Schwanzlänge 5,5 cm.

In Europa findet sich der Felsenkleiber in den hohen Lagen der Hochgebirge Bosniens, Dalmatiens und Griechenlands; häufig ist er in Syrien. Seine Stimme „hidde hati tititi“ klingt genau wie ein gellend durchdringendes, hochtönendes Gelächter; sein Leben verläuft fast nur im ödesten, nackten Felsgebiet, wo er an den senkrechten Wänden genau wie unser Kleiber an den Bäumen herumläuft, lediglich den Eindruck einer noch größeren Sicherheit und Gewandtheit hervorrufend. An diesen Felswänden verläuft sein Leben genau so, wie jenes seines Vetters im Walde, die Nahrung besteht aus denselben Stoffen, die Abwechselung besorgt er, indem er ausnahmsweise auch einen Baum besucht. Er ist ebenso heiter, ebenso liebenswürdig wie sein Verwandter, gewöhnt sich auch wie dieser leicht im Käfige ein, wird dort genau so gefüttert, hält sich aber fast stets auf dem Boden des Käfigs auf. Das Nest baut er sehr groß und künstlich aus Lehm unter ein Felsendach. Ende April, Anfang Mai findet man die acht bis neun Eier, den vorigen in Größe und Gestalt vollständig gleich. Höchst eigen-

tümlich verziert er die Außenwände seines Nestes mit den Flügeldecken großer Käfer. Er kommt sehr selten, nur durch Zufall, im Vogelhandel vor, ist aber ebenso leicht zu fangen wie unser Kleiber, die allereinfachste Vorrichtung genügt.

---

b) **Baumläufer.** Certhiidae.

Schnabel mehr oder weniger schlank und lang, gebogen oder gerade, Krallen stark gekrümmt, die der Hinterzehe die größte, Schwanz mit steifen, zugespitzten Kletterfedern; Lauf lang, auf der Vorderseite getäfelt, auf der Hinterseite geschient; von den zehn Handschwingen die erste sehr kurz. Die ritzförmigen Nasenlöcher durch eine Haut halb verdeckt, die lange spitze Zunge hornartig hart, aber nicht vorzuschnellen.

Der gemeine Baumläufer.

Certhia familiaris, brachydactyla, longicauda, fasciata, scandula.

(Tafel 17, Figur 16.)

Baumrutscher, Baumreiter, Baumsteiger, Baumgrille, Baumhackel, Schindelkriecher, Rindenkleber, Krüper.

In der Färbung ist ein Unterschied zwischen den mehr südlich und mehr nördlich sich aufhaltenden Baumläufern bemerkbar. Die ersteren haben oberseits des Kopfes, des Halses und ganzen Rückens braunroströtliche und weißliche Längsstriche. Bürzel und obere Schwanzdecken gelblich rostrot, der Unterleib und Augenstreif glänzendweiß oder grauweiß; untere Schwanzdecken rötlichbraun, Flügeldecken und Schwingen dunkelgraubraun mit pfeilförmigen Spitzenflecken; über die Schwingen eine absetzende, dunkel eingefaßte rostgelbe Binde. Schwanz braungrau mit dunkleren Binden und helleren Außenkanten; Oberkiefer braun, Unterkiefer gelblichweiß, Füße trüb fleischfarbig, Augen braun. Die nördlicheren Baumläufer sind alle dunkler grau, auf der Oberseite sonst mit ähnlichen hellen Längsflecken. Überhaupt weicht die Färbung dieser Vögel unter einander sehr ab. Länge 12 cm, Flugbreite 19 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 1,5 cm.

Der Baumläufer hat die große Verbreitung der Spechte, ohne deshalb gemein zu sein, denn er ist immer vereinzelt und sucht emsig die Stämme von unten nach oben in Spirallinien nach allerlei Insektchen, Eiern, Larven ab, läßt sich vom Wipfel aus fast herabfallen auf den Fuß des nächsten Baumes und sucht weiter; er kann aber auch abwärts und an der Unterseite wagrechter Äste klettern. So rennt er wie die Spechtmeise an den Bäumen insektensuchend umher, dabei zieht seine Beweglichkeit und Emsigkeit, oft auch sein leiser, eintöniger Ruf während des Suchens die Aufmerksamkeit des Menschen auf ihn. Das Vögelchen, kaum größer an Leib wie der Zaunkönig, ist zu schwach, um mit dem ahlfeinen Schnabel die Rinde zu öffnen; dafür untersucht es mit demselben wie mit einer krummen Sonde jede Rindennarbe und ersetzt, was ihm an Kraft gebricht, durch Springen und Laufen, wobei es sich gern auf den Schwanz stützt. Der Baumläufer untersucht so dicke, rauhrindige Bäume vom Schaft bis in den Wipfel, auch die stärkeren Seitenäste. Fortwährend ruft er leise „sit", manchmal auch „zi zi zi srih srih sriüh" und oben in den Ästen recht laut „zit zit zitzitzitzitziß", wobei er gewöhnlich recht lustig forthüpft, als wenn er sich über irgend etwas freute. Er singt auch eine Strophe mit feinem Stimmchen: „zihtititirroititerih". Seine Nahrung sind jene feineren Insekten, welche in den Rindenrissen und unter halblosen Borkenschuppen stecken.

Überall wo er Baumgruppen findet, stellt er sich ein, in großen Wäldern, Feldhölzern oder Baumgärten und brütet in sehr verschiedener Höhe, auch in Holzstößen, meist aber in stärkeren Bäumen, in deren Löcher und Spalten er ein sauberes Nestchen von Würzelchen, Hälmchen, Bast, Gespinnsten und Federn baut. Die sehr kleinen, etwa bis acht Eierchen (Tafel 47, Figur 26), 15,5 + 11,5 mm, sind auf hellem Grunde mit roten Punkten, oft kranzförmig, besetzt und von den kleinen Meiseneiern selbst von Kennern schwer zu unterscheiden; die erste Brut ist im April, die zweite mit weniger Eiern im Juni.

Zur Strichzeit im Herbst und Winter wandert er häufig mit Meisen, Goldhähnchen, Spechtmeisen und anderen kleinsten Vögelchen, zu denen er neben Zaunkönig und Goldhähnchen gehört.

Nur der Zweck wissenschaftlicher Beobachtung kann es rechtfertigen, diese so außerordentlich nützlichen Vögelchen in der Stube zu halten. Um sie zu erhalten — am besten gelingt es in Gesellschaft ihrer eben genannten Freunde — ist ein großer Käfig nötig, dessen Rückwand und Seitenwände mit Rindenschalen „tapeziert" sind und in dem sich eine der gehaltenen Anzahl Vögelchen entsprechende Reihe kleiner Nistkästchen befindet für die Nachtruhe und für Versteckzwecke. Dann füttert man zur Eingewöhnung frische Ameisenpuppen, zerschnittene Mehlwürmer, Spinnen und Fliegen und sucht die zarten Gäste sorgfältig an feinstes Nachtigallenfutter, fein gehacktes Ei und fein zerquetschten Hanf zu gewöhnen. Stets gebe man so viel als möglich feine, weiche Kerbtiere.

Ein Baumläufer, — wenigstens nach Ansicht einer sehr großen Anzahl Ornithologen — der freilich nie einen Baum besucht, ist der wunderbare

Mauerläufer.

Certhia muraria; Tichodroma muraria, phoenicoptera, brachyrhynchos, europaea, subhimalayana.

(Tafel 25, Figur 1.)

Mauerklette, Alpenläufer, Mauerspecht, Alpenspecht, Bergtübli.

Der Schnabel ist sehr lang, dünn, ahlförmig, die Nasenlöcher liegen am Schnabelgrunde, sind schmal, lang, vorwärts in die Höhe gebogen. Die Zunge ist lang, gebogen, hornhart, sehr dünn, fast pfriemenförmig und nadelspitz, mit einer großen Anzahl borstenartiger Widerhaken versehen; von der Spitze bis zur Zungenhälfte laufen zwei parallele Längefurchen. Der Körper ist klein, sehr klein sogar, aber die Federn sind sehr lang, weich. Auf dem etwas langen Hals sitzt ein kleiner Kopf. Die Flügel sind groß, der Schwanz etwas kurz, aber breit, nicht zugespitzt. Die Füße sind ziemlich stark, die scharfen Nägel gebogen und groß, die Hinterzehe am größten. Er ist aschgrau mit dunkelgrauem Scheitel, tiefschwarzer Kehle und Brust, schwarzbraunen Schwanz- und Schwungfedern, von denen die zweite bis sechste mit zwei rundlichen weißen, die hintern mit gelblichen Flecken geziert sind, die Flügeldecken sind lebhaft karmoisinrot, die Füße pechschwarz. Im August und September mausert er und trägt dann bis in den März sein Winterkleid mit bräunlichgrauem Scheitel und schneeweißer Kehle und Brust. Die Jungen haben bis zur Herbstmauser einen bräunlichen Scheitel und eine aschgraue Kehle. Länge 16 cm, Flügelbreite 27 cm, Schwanzlänge 6 cm.

In ihm haben wir einen der zierlichsten, schönsten, wundersamsten Vögel Europas vor uns, mit vollem Rechte nennt ihn Tschudi den Kolibri unserer Alpenfelsen Mit halbausgebreiteten Flügeln klettert dieser niedliche Vogel beständig an den hohen und steilen Felsenwänden hinauf; gewöhnlich fliegt er unten an und läuft halb hüpfend, halb flatternd munter die ganze Wand mehrmals hinauf, nie aber herab, sondern wirft sich in raschem Fluge wieder tiefer unten an. Sein äußerst schwer zu findendes Nestchen baut er in unzugänglichen Felsenritzen und belegt es mit vier bis sechs ovalen, glänzenden, milchweißen, braunrotgefleckten Eilein (Tafel 47, Figur 27), 20 + 14 mm groß. Den Sommeraufenthalt nimmt er stets in recht rauhen Felsengruppen oder hohen Alpen der spanischen, französischen, insbesondere der schweizerischen und italienischen, auch bayerischen, österreichischen, griechischen Hochgebirge. In der Schweiz trifft man ihn da mit Sicherheit an den Felsen der Ebenalp, beim Wildkirchli, an der Felsenkrone der Siegelalp, an der Gollern im Wallis, an der Gemmi, in den Schluchten der Tamina; man findet ihn bis mitten in den Eisbergen, wo er wie ein wundervoller großer Schmetterling den spärlichen Käfern und Larven nachjagt. Bäume fliegt er nie an, desto rascher und munterer sucht er seine Felsreviere ab, ohne sich aber dabei irgend wie die Spechte auf seinen (weichkieligen) Schwanz zu stützen. Im Herbst und Winter geht er in die tiefen Thäler hinab bis weit ins offene Land hinaus und treibt sich stets eifrig an den Flühen, Türmen, Ringmauern und in den Steinbrüchen umher. So wurde er schon oft an den Mauern des Klosters und der Kantonsschule in St. Gallen, der Wasserkirche in Zürich, am Münster von Lausanne, an den Türmen von Chillon, wie an der Kirche der entzückenden bayerischen Gebirgsstadt Berchtesgaden bemerkt. Alpenlokale, Wände und Felskronen, an welchen der Schnee nicht haftet und die ihrer günstigen Südostlage wegen auch an ihrem Fuße gewöhnlich schneefrei bleiben, verläßt er auch im tiefsten Winter nicht. Das entzückende Vögelchen, in seiner Einsamkeit wohl allen Gefahren fremd, ist von einer fast naiven Zutraulichkeit und läßt sich, einmal entdeckt, trefflich beobachten, kommt auch im Winter ganz ruhig in geöffnete Fenster der hohen Gebäude, deren Mauern es abläuft. — Dem verdienten Ornithologen Dr. A. Girtanner in St. Gallen gelang

es als dem ersten, ein am 8. Februar 1864 gefangenes Exemplar erst ausschließlich mit Mehlwürmern (70—80 Stück per Tag) durchzubringen, es dann an Ameisenpuppen zu gewöhnen. Girtanner baute seinem Vogel in einen sehr großen Käfig wie folgt eine Felsschlucht: Die Rückwand und Seitenwände wurden aus knorrigen Rindenstücken überpaßt, auch ein tiefes Versteck zum Nachtlager angelegt, dann alles mit starkem Leim überstrichen und stark mit grobem Sand, der an der rauhen Rinde ausgezeichnet hält und stellenweise mit kurz geschnittenem Moos beworfen. Sowohl an seinem ersten Gefangenen, wie später an weiteren, darunter vier halbnackten Jungen, die er nur mit Ameisenpuppen aufzog, hat der treffliche Forscher nun die fesselndsten Beobachtungen gemacht. Er stellte fest, daß der Mauerläufer nur sehr selten trinkt, sich sorgfältig gegen Durchnässung des Gefieders wahrt, am Morgen spät seine Felsenspalte, in welcher er in der Stellung eines brütenden Vogels ruht, verläßt und sie zeitig abends aufsucht. Bei letzterem Geschäfte waren seine Gefangenen äußerst vorsichtig, schlüpften nie ein, so lange sie sich beobachtet glaubten. Wurden sie im Schlafe gestört, so flog keines direkt heraus, sondern sie schlichen sich an der „Felsenspalte" bis oben an den Käfig, von dort noch eine Strecke weit an der Decke und flogen dann so entfernt vom Nachtquartiere ab, um es ja nicht zu verraten. Den kurzen, melodischen Gesang, eine Variation über das Thema „di dibi zää" ließen sie im Käfige sehr viel hören. Stets wird der Mauerläufer eine große Seltenheit, aber auch vielleicht die höchste Zierde in der Vogelstube bleiben; ist er einmal zu haben, so steht der Preis außerordentlich hoch und es fragt sich sehr, ob er eine weite Reise übersteht, wenn er nicht ganz vortrefflich in geeignetstem Versandkäfige untergebracht wird. Man füttere ihn anfangs mit Spinnen, Fliegen, Mücken, Heuschrecken, Schmetterlingen, sehr vielen Mehlwürmern, kleinen Käfern und frischen Ameisenpuppen, und gewöhne ihn sorgfältig für den Winter an getrocknete, angequellte Ameisenpuppen, in wurmähnliche Streifen zerschnittenes Kalbsherz und gebe dazu 40—50 Mehlwürmer per Tag.

Hopfe. Upupidae.

Schnabel lang, dünn und gebogen, Nasenlöcher oval, klein, seitlich an der Schnabelwurzel; drei Zehen nach vorn, eine nach hinten; am Kehlkopf keine Muskeln. Auf dem Kopf ein großer, beweglicher, zweizeiliger Schopf; vierte Schwinge die längste; die kurzen Vordernägel wenig gekrümmt, der Hinternagel lang, fast gerade. Füße kurz und kräftig, Außenzehe mit der Mittelzehe verbunden.

Der Wiedehopf.

Upupa epops, vulgaris, bifasciata, major, senegalensis.

(Tafel 24, Figur 7.)

Kukuksküster, Gänsehirt, Wiesenhupper, Heervogel, Dreckhahn, Huppup u. s. w.

Der aus zwei Reihen Federn bestehende Schopf rostrot mit schwarzweißen Spitzen; Handschwingen schwarz mit weißer Binde; Schwanz schwarz mit bogenförmigem, weißem Querband; Gesamtfärbung rostrot und schwarz; von der blaßrostfarbigen Brust abwärts weiß mit einigen Längsflecken; die häufigen weißen Flecke auf den Flügeln geben dem Wiedehopf ein sehr buntes Ansehen. Weibchen und Junge nur durch mattere Färbung und kürzeren Federbusch unterschieden. Länge 25,3 cm, Flugbreite 46,5 cm, Schwanz 9,5 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 2,2 cm.

Der Wiedehopf ist zwar räumlich über den größten Teil Europas verbreitet, doch nur ausnahmsweise häufig, denn es fehlen ihm wohl vielfach die Niststätten, das gemeinschaftliche Schicksal der Höhlenbrüter. Er kommt zwar im Laub- und Nadelwalde vor, aber doch nur an Rändern oder im Innern an größeren Blößen, z. B. Kolonien, Schlägen, wo Felder und besonders Viehweiden mit ihrem Ungeziefer in der Nähe sind. Er ist Zugvogel und kommt einige Tage vor dem Kukuk an, und da der Küster dem Geistlichen voranzugehen pflegt, so hat der Volksmund dies scherzhafter Weise auf ihn, mit der Bezeichnung Kukuksküster, übertragen. Der Wiedehopf brütet in allerlei Löchern in Bäumen, Steinen, Stöcken u. dergl., hoch oder niedrig, sehr gern in Kopfweiden, welche viel Holzerde, sogenannten Mulm, enthalten und legt auf diese 4—6 kleine, grünlich bräunliche, gelbgraue, überhaupt schmutz-

farbige, eintönige, sehr lang gestreckte Eier (Tafel 48 Fig. 3), 24,5 + 17 mm, welche in 16 Tagen ausgebrütet werden. Findet er in seinem Nest keine weiche Unterlage, so trägt er einiges Halmwerk ein, zwischen welches immer einige trockene Stücke Kuhmist eingepackt sind; daß er das Nest aus solchem baue ist Fabel und der Gestank um dasselbe rührt von der großen Unreinlichkeit im Innern her, da die Alten den Kot der Jungen nicht wegtragen.

Seinen Aufenthalt nimmt er nur da, wo Bäume sind, aber seine Nahrung sucht er fast ausschließlich im Freien auf dem Erdboden und da ihm die Mistinsekten eine der reichsten und leckersten Nahrungsquellen abgeben, so ist er recht der Charaktervogel für Anger und Triften, die von Baumpflanzungen begränzt oder durchschnitten sind. Hier sieht man ihn mit wackelndem Gange fortwährend mit dem Kopfe nickend umhergehen und alle Augenblicke seinen langen Schnabel in einen Mistfladen versenken, um die unter ihm versammelten Käfer und deren Larven hervorzuholen. Bezeichnend ist bei seinem Thun seine grenzenlose Furchtsamkeit. Stets ist er voll Unruhe, selbst ein über ihn hinziehender Wolkenschatten erschreckt ihn, jede vorbeischießende Schwalbe ist ihm bedenklich, vor einem Raubvogel aber drückt er sich sogleich platt an die Erde mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz, niedergelegter Haube und aufgerichtetem Gesicht, mit welchem er den Feind in Todesangst mustert; oft glückt ihm sein Kunstkniff, denn er sieht wie ein Wurzelstück, wie ein bunter Lappen, aber nicht wie ein Vogel aus. Der Lockruf ist ein heiserer, schnarchender Ton, oft nur chor, öfters aber deutlicher, wie „schwär", klingend; im Wohlbehagen hört man heiser und dumpf, „wäk, wäk, wäk". Charakteristisch ist jedoch besonders der Paarungsruf des Männchens, von dem er auch den Namen Upupa und Huppup trägt: ein hohlklingendes Hupp, hupp, meist drei- bis fünfmal rasch hintereinander ausgerufen und weithin hörbar; man kann es auf einem hohlen Schlüssel gut nachahmen. Während des Rufens sieht man den Vogel nicht, da er dann im dichtesten Laubdach eines Baumes sitzt. Im Fluge ist der Wiedehopf leicht zu erkennen, schon an den weißgebänderten schwarzen Flügeln und dem schwarzen, mit weißer Binde versehenen Schwanz, den er ziemlich ausbreitet; sein Flug ist leicht und schnell, dabei wogend und wankend, geht stets in Bogen, wobei er den Schnabel senkt und den Federbusch halb aufrichtet. Der Wiedehopf kommt zu uns anfangs April und verläßt uns schon wieder Ende September, der alle Welt fesselnde und erfreuende Vogel verdient jede Schonung und Hegung, er ist durch sein lebhaftes Äußere eine Zierde unserer Vogelfauna, und durch seine Nahrung, die nur in Insekten und Gewürm besteht, ein durchaus nützlicher Vogel.

Sehr liebenswürdig erscheint der Wiedehopf in der Gefangenschaft. Ihn aus dem Nest zu ziehen und aufzupäppeln mit frischen Ameisenpuppen und wurmförmig geschnittenen Stückchen Fleisch gelingt sehr geschickten Händen, doch nur solchen, denn allzuleicht wird sein dünner Schnabel verletzt, dabei muß man die Jungen unendlich lange stopfen, denn sie lernen erst spät das in die Luft werfen und Fangen der Nahrung. Solche aufgepäppelte Exemplare werden dann ganz komisch zahm, klettern an ihrem Gebieter herum, 2c. 2c. Aber auch alt Gefangene werden noch recht zutraulich, klug und possierlich. Ihre Haltung bietet freilich manche Schwierigkeit. In die Vogelstube darf der Wiedehopf nicht, da er dort gegen kleine Vögel bösartig wird, er beansprucht aber sehr viel Raum und in demselben kann oder soll man nur ein Pärchen halten, da zur Liebeszeit sich die Männchen auf Tod und Leben bekämpfen. Seine Reinhaltung erfordert wiederum viel Arbeit. Der Käfig für ihn muß mindestens 1 m 25 cm Länge, 75 cm Tiefe und 1 m Höhe haben, dazu gehört eine 10 cm tiefe Zinkschublade, welche teils mit Vogelsand, andernteils mit Rasenboden belegt wird. Das Wassergefäß muß recht tief, etwa 10 cm tief sein, sonst kann der Wiedehopf nicht trinken, denn er zieht das Wasser ein, dagegen braucht es nicht groß zu sein, denn er badet nur in Sand. Das Futtergeschirr sei mit Rücksicht auf den Schnabel von Holz, ebenfalls recht tief und unten mit Rasen belegt.

So versorgt, läßt er sich mit frischen Ameisenpuppen und Mehlwürmern bald eingewöhnen und an ein Futter aus erweichtem Weißbrot und Ameisenpuppen, wurmähnlichen Stückchen Fleisch, am besten Herz, zur Abwechselung statt des Weißbrotes Quarkkäse gewöhnen; dazu aber braucht er Mehlwürmer und so viel nur möglich Käfer und Larven, insbesondere Engerlinge, Maikäfer, Mistkäfer, im Winter Maikäferschrot und hartes, gewiegtes Ei. Im Winter muß er unbedingt im warmen Zimmer hausen können, denn Kälte verträgt er gar nicht.

Kukuke. Cuculidae.

Der Schnabel an der Spitze abwärts gebogen, scharfschneidig; Nasenlöcher länglich rund mit einem häutigen Rande; Zunge nach vorn flach und hornig, nicht ausstreckbar, Fersengelenk mehr oder weniger befiedert; zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten, von diesen ist die äußere eine Wendezehe; Schwanz stufenförmig, zehnfedrig, stufig abgerundet.

Der gemeine Kukuk.

Cuculus canorus, cinereus, vulgaris, rufus, borealis, telephonus.

(Tafel 24, Figur 5 und 6.)

Gauch, aschgrauer, rotbrauner Kukuk.

In der Haltung ist der Kukuk der Elster, in der Färbung dem Sperber ähnlich. Aschgrau, am Bauche weiß mit schwarzen Querflecken; die größeren Schwingen sind dunkelaschgrau, auf den Innenfahnen mit weißen Querflecken, der Schwanz ist stumpfschwarz mit weißen Spitzenflecken und weißen Querflecken an den Federschäften. Nicht selten trifft man rotbraune Kukuke, die man früher irrtümlich für eine eigene Art annahm; es sind lediglich junge Vögel, wie man festgestellt haben will, junge Weibchen, welche erst einmal abgemausert haben. Das Auge ist hochgelb, feurig, der Schnabel schwarz, gelblich an der Wurzel, die Füße gelb. Länge 37 cm, Flugbreite 61 cm, der charakteristische, lange Schwanz 17 cm. Die jungen Vögel sind oben und unten quer gewellt; das alte Weibchen unterscheidet sich vom Männchen lediglich durch wenig bemerkbare rötliche Binden am Hinterhals und den Seiten des Unterhalses.

Es sind wenig Vögel vorhanden, die so wenig für ihre Nachkommenschaft sorgen, wie der Kukuk. Ja, zeitweise scheint es, als ob der liebelosen Mutter sogar der einfachste Instinkt versagt sei, welcher doch den niedrigsten Lebewesen sonst sagt, wohin sie ihre Brut gesichert bringen müssen.

Suchen wir nun nach der natürlichen Ursache, warum der Kukuk seine Eier nicht selbst erbrütet, so glaube ich den ganz unersättlichen Magen angeben zu müssen. Auch nur annähernd so viel wie der Kukuk frißt (im Verhältnis) kein Vogel, kaum auch sonst ein Tier.

Und eben diese grenzenlose, höchst unpoetische Freßbegier ist es, welche den Kukuk zu einem der nützlichsten Vögel bestimmt, trotzdem jeder erwachsene Kukuk eine ganze Brut junger nützlicher Vögel dem Haushalte der Natur kostet. Die Nahrung des Kukuks sind eben gerade jene ganz großen Käfer, die behaarten Raupen und sonstige schädliche Kerbtiere, welche alle anderen Vögel nicht fressen können oder mögen. Er ist also ein ganz unersetzliches Glied in der Kette unserer Helfer gegen die „Waldverwüster". Ja, durch seine ungeheure Gefräßigkeit so nützlich, daß jeder geschossene Kukuk eine Sünde gegen das Gemeinwohl ist.

Es ist hier von ganz besonderem Interesse, der Innenhaut des Muskelmagens des Kukuks Beachtung zu schenken. Die nebenstehende Abbildung zeigt einen Schnitt durch das Innere des Muskelmagens: *a* sind eingebohrte Raupenhaare, *b* pigmentierte Kügelchen in der Kutikula, *c* Kutikula, *d* Drüsen. Seit Alters ging die Sage, der Kukuk habe einen innen haarigen Magen, und das ist oftmals wahr, aber freilich sind die Haare nicht sein leibliches Eigentum, es sind vielmehr die abgebrochenen Borsten haariger Raupen, die sich in die Kutikula einbohren. Nitzsch sagt: „Alle Haare des Magens verfolgen parallelisch eine gemeinsame Querachse, deren Enden durch die beiden haarlosen Wirbel, welche den Centris der beiden äußeren Sehnenschichten der Magenseiten entsprechen, bezeichnet werden. Die kreisförmige Richtung der Haare um eine gedachte Querachse des Magens kann nur in Zusammenziehungen des Magens ihren Grund haben, welche um dieselbe Querachse in einer in sich selbst zurückkehrenden Kreisrichtung wellenförmig fortschreitet." (Marshall, Bau der Vögel.)

Die Poesie verklärt gar viel. Jeder Taubenliebhaber wird bezeugen müssen, daß seine Lieblinge ja recht nette „Sinnbilder der Keuschheit und Sanftheit" sind; nun so zeigt sich eben auch unser „Gauch", dessen Ruf gewiß kein Naturfreund in Wald und Hain entbehren wollen wird, als ein eigentlich herzlich wenig poetischer Kerl.

Betrachten wir seinen Lebenslauf, so ist das Alpha und Omega vom frühen Morgen bis zum späten Abend: „Fressen". Zur Abwechselung kommt hie und da eine ordentliche Balgerei mit irgend einem Herrn Bruder dazu, der es gewagt hat, in fremdes Gebiet einzudringen, denn jedes Männchen hat seinen bestimmten Bezirk.

Zur Zeit der Liebe wird der Kukuk wie blind und toll vor Aufregung und durch Nachahmen des Rufes kann man ihn stundenlang zum Narren halten. Es zeigt sich bei diesem an Merkwürdigkeiten so reichen Vogel eine neue seltene Erscheinung: während in der ganzen Schöpfung es als Regel gelten darf, daß das weibliche Geschlecht zahlreicher ist als das männliche, kommen auf viele Kukukmännchen erst ein Weibchen. So ein weiblicher Kukuk ist eine echte Kokette, welche auf den Ruf des Männchens mit einem eigentümlich volltönenden, kichernden oder lachenden Lockruf antwortet. „Der Ruf ist verlockend, verheißend, im voraus gewährend, seine Wirkung auf das Männchen eine geradezu zauberische" (Brehm). Aber wie lange dauert es, bis sich die Rufende den verfolgenden Liebhabern ergibt! Eine tolle Jagd durch Gebüsche und Baumkronen beginnt, wobei das Weibchen die ermattenden Verfolger durch wiederholtes Kichern anfeuert und sie schließlich geradezu in Liebesraserei versetzt. Dabei ist das Weibchen nicht minder erregt als sein rasendes Gefolge. „Der eifrigste Liebhaber ist ihm sicher auch der willkommenste, sein scheinbares Sprödethun nichts anderes, als das Bestreben, noch mehr anzufeuern. Dabei ergibt es sich schließlich oft mehreren Bewerbern rasch nacheinander, wie Dr. Liebe unzweifelhaft beobachtet hat." Bricht über der Jagd der Abend herein, so ist dem Männchen für diesen Tag der Minnesold versagt. Beim Dunkelwerden flüchtet sich dann das Weibchen in dichtes Unterholz, das feurigste Männchen aber verjagt die Nebenbuhler. Dann beginnt bis spät in die Dunkelheit hinein ein unaufhörliches Gekicher und „Guguk"-Gerufe der beiden aufgeregten Gäuche, bis mit der „rosenfingerigen Eos" Gott Amor sein Ziel erreicht.

Nun lernen wir bald erkennen, warum das ganze Kleingefieder den Kukuk so bitter haßt und ihn oft verfolgt gleich einer Eule.

So oft die „schmerzensreiche Stunde" naht, durchstreift das Kukukweibchen Wald und Heide und sucht nach einem bewohnten Vogelnest. Ganz unbegreiflich weit dehnt sich hiebei sein Begriff von „tauglich zum Zwecke" aus, denn fast jedes Nest ist ihm recht und der künftige junge Kukuk muß ein riesiges Anpassungsvermögen mit auf die Welt bringen. Dem Goldhähnchen und dem Zaunkönig, dem Häher und der Elster, der Ringel- und der Turteltaube, allen Grasmücken, allen Laubvögeln, den Sumpf- und Rohrsängern, dem Rotschwänzchen, Rotkehlchen wie den Blaukehlchen und der Nachtigal, der Singdrossel wie dem Staar, der Bachstelze wie den Wiesenpiepern, ja sogar der Finkensippschaft: Gimpel, Zeisig, Grünfink, Hänfling; den Lerchen, den Fliegenfängern und Meisen, allen hat schon das Schicksal geblüht, Kukuke großziehen zu müssen; der grausame Würger sogar giebt sich zum Stiefvater her.

Man beachte nun die Gegensätze und wird des Wunders nicht genug finden: ein Kukuk wird vom Goldhähnchen, dem kleinsten europäischen Vogel großgezogen, der andere vom Häher oder von der Elster! Und Samenfresser ziehen den Kukuk groß, das ist der Wunder größtes fast. Doch freilich mancher junge Gauch dankt ein jammervolles Ende der Gleichgültigkeit seiner Erzeugerin.

Findet nämlich das Kukuksweibchen kein passendes Nest, so geht es auch an die Nester der Höhlenbrüter, z. B. Meisen, Bachstelzen 2c. Wenn dies der Fall ist, so legt es das Ei auf den Erdboden, da es natürlich in solch ein Nest nicht gelangen kann, und trägt das Ei dann im Schnabel in das fremde Nest. Der erwachsene junge Kukuk kann aber dann meistens nicht ausfliegen, sondern muß umkommen.

Solche umgekommene Kukuke hat man schon öfter gefunden, auch sind mehrere Fälle bekannt, wo die verzweifelten Pflegeeltern dem Winter zu trotzen suchten, um ihren unglückseligen Pflegling zu retten. So teilt auch Tschudi in seinem „Tierleben aus der Alpenwelt" mit, daß eine Bachstelze die Zugzeit im Herbste versäumte, um mit größtem Eifer ihren jungen Kukuk zu erhalten, der in einem Baumloche steckte und zu groß geworden war, um herauszukommen.

Hochinteressant für solche ganz merkwürdige Fälle ist auch die Mitteilung des in ornithologischen Kreisen hochgeschätzten Herrn Ed. Pfannenschmid in Emden in der „Gefiederten Welt," 1883, Nr. 29: „Am übelsten ist in diesem Jahre der Kukuk weggekommen, er benutzt hier bei uns hauptsächlich die

Nester der Sylvien in den Poldern. Da für alle diese wenig Nahrung vorhanden war, haben nur sehr wenige sich häuslich eingerichtet und so machte denn Freund Kukuk manche Thorheit mit seiner Eierbescherung. Er beglückte z. B. die Staare damit. Wie er es aber fertig gebracht hat, ein Ei unter einen Dachsparren in ein Staarnest zu bringen, ist mir völlig unbegreiflich; ich würde den Fall in Abrede stellen, wenn ich den jungen Kukuk nicht selbst herausgeholt hätte. Ein anderer junger Kukuk, der sich ebenfalls in meinem Besitze befindet, war in einem Staarloch vollständig festgewachsen, derart, daß sich die Flügeldeckfedern nicht entwickeln konnten. Es gelang mir nur mit großer Mühe, den Vogel zu befreien; er hat ein wunderliches Aussehen, wächst bei Garneelenfutter aber prächtig heran und wird in acht bis zehn Tagen flügge sein."

Die kleinen Singvögel wehren sich mit allen Kräften gegen den unverschämten Eindringling und suchen ihn teils mit Gewalt, teils mit List von ihren Nestern fern zu halten. Ist aber das Unglück einmal geschehen und der Pflegling da, so wird er mit derselben Sorgfalt und Aufopferung gefüttert und großgezogen, wie die eigenen Kinder, die er sobald nur möglich verdrängt, oder die neben ihm verhungern. Offenbar ist es nur das ewige dringend bettelnde „zisis, zisis!" des Nimmersatten, das die barmherzigen Pflegeeltern immer und immer wieder rührt, denn was könnte sie hindern, den kleinen Gauch herauszuwerfen oder verhungern zu lassen?

Und bald ist der Pflegling viel größer als die oft winzigen Pflegeeltern; statt sich zu fürchten, matten sie sich aber fast zu Tode, um das nimmer zufriedene Ungeheuer zu befriedigen! Wie wahr ist aber doch das Wort vom Kukuksdank: der unverschämte kleine Gauch, kaum hat er erst die Augen offen, so ist schon sein wichtigstes Geschäft, daß er durch Unterkriechen und Erheben seine kleinen Stiefgeschwister aus dem Neste wirft!! —

Das Kukukweibchen legt nach sehr auseinandergehenden Ansichten drei bis sechs Eier (Tafel 48, Figur 2b), alle sechs bis acht Tage eines und nie mehr als ein Ei in je ein Nest. Was die Farbe anbetrifft, so ist eine mehr oder weniger grünliche Grundfarbe zwar häufig, doch auch die graue und bräunliche mit dunklen Flecken von derselben Farbe, dennoch herrscht eine auffallende Uebereinstimmung, nämlich eine stumpfe, schmutzige Farbe vor, die nur bei hellen Eiern reiner erscheint, weil hier der weiße Schalenstoff durchscheint. — Es ist mithin die mehrfach vertretene Annahme irrig, daß der Kukuk die Farbe seiner Eier denen des Nestvogels anpasse; denn die Kukukseier in den Rotkehlchennestern unterscheiden sich sofort von diesen und gerade die stumpfe ungewisse Färbung bringt die Täuschung der Aehnlichkeit mit den Nesteiern hervor, wozu noch kommt, daß man sogenannte Doppeleier der Nestvögel irrtümlich für Kukukseier ansah resp. ansieht; das Kukuksei ist unverhältnismäßig klein für den großen Vogel, 22 + 16 mm, und liegt hierin eine Weisheit der Schöpfung, denn wäre es von entsprechender Größe, so könnte es die kleine Pflegemutter wider Willen nicht bebrüten und es würde ihr auch gleich so auffallen, daß sie sofort das Nest ganz verließe. Über das Aufsuchen der Nester durch das Kukukweibchen faßt Walter im „Ornithologischen Centralblatt 1877, Nr. 19, seine Beobachtungen wie folgt zusammen: 1. „Daß der Kukuk ein für sein Ei passendes Nest vor der Reife seines Eies sucht; 2. daß er nicht nur fliegend, sondern auch kletternd und durch Gebüsch schlüpfend, nach einem Nest forscht und besonders dann sehr eifrig, wenn der Nestvogel ihn scharf angreift, weil er aus der harten Verfolgung des Nestvogels auf das Vorhandensein eines Nestes schließt; 3. daß der Kukuk nicht immer alle Nesteier entfernt, besonders dann nicht, wenn er sie nicht durch das Umdrehen und Andrücken seines Körpers aus dem Neste werfen kann. In ein zwischen vier senkrecht auffsteigenden Zweigen ruhendes Nest konnte er seinen ganzen Körper nicht zwängen und mußte deshalb das Nestei mit dem Schnabel ergreifen und wegwerfen; 4. daß er keine Eier frißt; . . . ferner, daß er zu verschiedenen Tageszeiten seine Eier legt."

Die ganz merkwürdige Lebensweise des Kukuk, sein scheues, verborgenes Wesen, sein überall gehörter, so sehr melodischer Ruf, das menschenähnliche Lachen, welches seinen Ruf begleitet, haben ihn zu einem der sagenumwobensten Vögel gestempelt und schauerliche Leistungen der Naturgeschichte hervorgerufen, wie die Sage, daß er sich im Herbst in einen Sperber verwandle und dergl. Unsinn mehr.

Der Aberglaube beschäftigt sich auch heute noch sehr stark mit ihm. Wer schüttelt nicht den Geldbeutel, wenn der Kukuk ruft. Und wie ängstlich zählt die junge Bauerndirne seinen Ruf: so oft

sie ihn ununterbrochen hört, so viele Jahre hat's noch mit der Hochzeit Weile. Wenn der Kukuk nicht verliebt ist, dann geht es gnädig ab, zwei, drei bis fünf Jahre, ist der aber auch verliebt — armes Maidle, dreißig, sechsunddreißig bis siebenunddreißigmal, ach nein, sie hält schon lange die Ohren zu und hört ihn nicht mehr. Und ist sie „junge Bäuerin", so orakelt des Kukuks Stimme die Zahl der Sprößlinge! Na, gute Nacht.

Als Beleg für die weitere Fürsorge des Kukukweibchens entlehne ich „Brehms Tierleben" eine Erzählung von Baldamus: Gegen Ende Juni, abends sechs Uhr, befand ich mich in der Nähe von Halle am linken Ufer der Saale, als ich, durch eine alte Kopfweide gedeckt, vom rechten Ufer her, dicht über dem Wasser dahinfliegend, einen Kukuk nach dem dort steileren Lehmufer streichen und hier sich niederlassen sah. Ich merkte mir genau die Stelle, schlich mich hinter dem Ufergebüsch heran, beugte mich vorsichtig über und sah nun den Kukuk mit gesträubtem Gefieder und geschlossenen Augen, offenbar in schweren Wehen, dicht vor mir auf einem Neste sitzen. Nach einigen Minuten glättete sich das Gefieder, der Vogel öffnete seine Augen, erblickte unmittelbar über sich ein paar andere, erhob sich, strich nach dem jenseitigen Ufer zurück und verschwand im Ufergebüsch. In dem fertig gebauten Bachstelzenneste aber lag das noch ganz warme, durchsichtige, dem der Nesteigentümer täuschend ähnliche Kukuksei. Nach kurzem Überlegen, ob das Ei zu behalten oder die äußerst günstige Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen wahrzunehmen sei, siegte die letztere Erwägung. Baldamus legte das schöne Ei ins Nest zurück, verbarg sich so, daß er letzteres im Auge behielt und sah zu seiner Freude schon nach wenigen Minuten den Kukuk zurückkehren — das Ei mit dem Schnabel aus dem Neste nehmen und es auf das rechte Ufer hinübertragen.

Dieser Fürsorge steht als arger Kontrast gegenüber, daß man gar nicht selten frische Kukukseier in alten, verlassenen Nestern findet.

Um einen jungen Kukuk großzuziehen, opfert also, wie wir gesehen, die Natur eine ganze Brut meist der nützlichsten Insektenfresser. Denn der junge Kukuk wirft, sowie er die Kraft hiezu erlangt, seine Stiefgeschwister zum Neste hinaus, und trotzdem können es die armen kleinen Zieheltern kaum fertig bringen, den ewig hungrigen, kleinen Unhold satt zu kriegen. Dies wird von den Feinden des Kukuks ergiebig ausgenützt, um aus ihm einen „schädlichen" Vogel zu machen; zur Verstärkung werden noch allerlei Märchen ins Treffen geführt, wie, daß der Kukuk andere Vögel fräße (!) u. s. w. Den einfachsten Gegenbeweis liefert der Kukuk in der Gefangenschaft; er kümmert sich um seine Genossen gar nicht. Nur gegen andere Kukuke ist er von steter Rauflust beseelt. Dagegen ist der Kukuk den Singvögeln äußerst verhaßt, daher necken und belästigen sie ihn nach Kräften, so daß er trotz seines zornigen „härre härre" und seiner Verteidigungsversuche schließlich Fersengeld geben muß. Der Nutzen des Kukuks ist ein so hoher und vor allem ein so einzig dastehender, daß seine unbedingte Schonung als Pflicht erscheint.

In der Gefangenschaft bereitet der Kukuk die größte Freude, wenn es gelingt, ihn zum „Rufen" zu bringen. Er ist im ganzen ein recht wenig liebenswürdiger und sehr teurer Gast, der unendlich viel frißt und dabei bestes Nachtigallenfutter verlangt, mit soviel Kerfen und Würmern, als nur immer möglich. Alt eingefangen geht er stets zu Grunde, jung dem Nest entnommen ist er unschwer aufzuziehen, mit Kruelschem Nachtigallenfutter, Garnelenschrot und Kerfen. Die Aufzucht geschieht am besten bloß mit frischen Ameisenpuppen, denen man möglichst viel Raupen, glatte und haarige, 15—20 Stück auf einmal, beifügt. Für die Alten sind dann Leckerbissen: Raupen, Maikäfer, Schmetterlinge, Libellen, stets beachte man es nie an Stoffen zur Gewöllbildung mangeln zu lassen, solche sind im Winter Garnelen- und Maikäfer-Schrot, im Sommer lebende Heuschrecken, Maikäfer, Grillen u. a. große Käfer, wie auch die behaarten Raupen. Eigentlich zahm wird er wohl nie, aber doch ruhig und zutraulich. Er beansprucht einen sehr großen Käfig mit Tuchdecke und vielen Sprunghölzern, der Boden sei abnehmbar, da er täglich gewechselt werden muß, weil der Kukuk selbstredend stark schmutzt und bald riechen würde. In der Gefangenschaft rufende Kukuke habe ich nun schon viele gehört, den ersten bei Herrn Ritter von Leveling in München. An dem Rufe ergötzt sich nicht nur der Besitzer, sondern die ganze Nachbarschaft und gar zu drollig sieht es aus, wenn die Passanten inmitten einer Großstadtstraße den Kukuk suchen. Herrn von Levelings Vogel hat es in der Sonnenstraße in München that-

fächlich bis zu Verkehrsstockungen gebracht. Hat der Kukuk, stets erst im zweiten oder gar dritten Jahr der Gefangenschaft mit dem Rufen begonnen, so ist er unermüdlich und schließlich stellt man ihn recht sehr gerne vor das Fenster!

Der Straußenkukuk.

Coccystes glandarius; Cuculus glandarius, macrurus, gracilis; Oxylophus glandarius; Edolius glandarius.

Heherkukuk, langschwänziger Kukuk, großer, gefleckter Kukuk.

Kopf aschgrau, Rücken graubraun, Unterseite gräulichweiß, Kehle, Seitenhals und Vorderbrust rötlich fahlgelb; die Flügeldeckfedern, ebenso die Armschwingen enden mit großen weißen Flecken von breiter, dreieckiger Form. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel purpurhornfarben, die Füße graugrünlich. Auf dem Kopfe ist ein liegender Federbusch. Der Schwanz ist sehr lang, keilförmig und besteht aus nur 10 Federn. Der junge Vogel hat einen viel kürzeren Federbusch, der Oberrücken und Schwanz ist bei ihm braunschwarz, der Hals unten schön dunkelrostgelb, der Bauch weißlich. Er ist der einzige Vertreter der ungefähr 10 Arten umfassenden Gruppe der Heherkukuke in Europa. Länge 38—40 cm, Flugbreite 61—64 cm, Schwanz 22—22,5 cm.

Brehm schildert in seinem Tierleben sehr anschaulich, wie anfangs dieses Jahrhunderts die ersten Straußkukuke in Deutschland, zu Lübben im Spreethale, gesehen und einer geschossen wurde. Der Straußkukuk ist auch seit jener Zeit ein außerordentlich seltener Gast für Deutschland geblieben. Dagegen ist er in den Mittelmeerländern keine Seltenheit und in Afrika bis zum Kongo, insbesondere in Oberägypten häufig. Heuglin sagt von ihm: Der Heherkukuk gehört, wenn auch nicht gerade zu den häufigsten, so doch zu den weitest verbreitetsten Vögeln Nordostafrikas. Er bewohnt das ganze Nilthal südwärts bis zum Gazellenfluß und Djur; ferner die Bogos-Länder, die Quola von Abessinien, die Danakil- und Somalküste, und einen großen Teil von Arabien. Fügen wir hinzu, daß er in Europa, insbesondere in Spanien und an den Küstenländern der Türkei, namentlich bei Konstantinopel vorkommt, dagegen in Italien seltener ist, aber auch in Oberitalien noch gefunden wird. Er ist in Europa Zugvogel, scheint aber in Afrika nicht zu wandern, lebt im Frühjahr paarweise, vereinigt sich aber zuweilen im Hochsommer und Herbst in kleine, nicht eben dicht zusammenhaltende Gesellschaften, die dann wohl für einige Zeit auch in Afrika ihre ursprünglichen Standorte verlassen. Doch möchte ich das Naturell unseres Vogels eben kein gesellschaftliches nennen, obgleich es vorkommt, daß drei bis vier und mehr Paare oft nahe beisammen hausen. Er bevorzugt Gärten, Alleen, Ölbäume, große Sykomoren, Palmgruppen in der Nähe von Gehöften, weniger den eigentlichen Urwald und Buschwald. Sie verfolgen sich kichernd von Busch zu Busch, immer nur wenige Fuß hoch über die Erde hinstreichend, während sie für sich allein nur höhere Bäume zu besuchen pflegen. In seiner Lebensweise zeigt er viel Ähnlichkeit mit unserem Kukuk, aber er ist im Allgemeinen weniger schüchtern, dagegen ebenso lebhaft, eifersüchtig und zänkisch. Die Paarungszeit fällt in unser Frühjahr, beginnt freilich in Afrika schon Februar, während man in Südeuropa im April frische Eier findet. Auch Heuglin fand im April in einem Akazienwäldchen bei Sagara (Afrika) auf der Erde liegend ein ganz frisches Ei; er schließt daraus, daß der Straußkukuk, welcher analog seinen Verwandten nicht selbst brütet, zuweilen sein Ei in der Nähe des Nestes der unfreiwilligen Adoptiveltern deponiert und wenn diese sich von ihrem Brüteplatz entfernt haben, im Schnabel dahinträgt. So läßt sich auch erklären, wie der Vogel in Spanien seine Eier in die Nester der Elstern bringt, die doch kaum dem Eindringling Zeit zum Legegeschäft lassen dürften. In Afrika hat man die Eier unseres Vogels ausschließlich in den Nestern von Krähen gefunden; die Eier beider Vögel gleichen sich auch einigermaßen, doch sind die des Kukuks viel kleiner, blasser gefärbt, auf blaß grünlichem Grunde, mit vielen verwaschenen zart violetten und deutlicheren rotbräunlichen Flecken und Punkten ziemlich gleichförmig bedeckt. Größe 26 + 22 mm. In seltenen Fällen hat der Straußkukuk sogar das Nest des Kolkraben mit seinen Eiern bedacht. Er legt meist zwei bis drei Eier in ein Nest. Noch nicht ganz geklärt ist die Frage, wie und ob der junge Straußkukuk naturgemäß von seinen Stiefeltern ernährt wird; Brehm beobachtete, daß diese die Jungen wirklich füttern und verteidigen, Heuglin erachtet es aber für wahrscheinlich, daß auch die alten Straußkukuke sich teilweise ihrer Kinder wieder annehmen, wie er dies auch von Goldkukuken sah.

Die Nahrung der alten Vögel besteht in Schmetterlingen, Raupen, Spinnen, Heuschrecken und Coleopteren, der Magen ist nicht selten dicht mit Raupenhaaren gespickt.

Im Fluge ist unser Vogel sehr gewandt; ersterer ist etwas sperberartig, einmal ruhig und gerade, oft wieder schwebend und schwimmend oder flatternd, dann macht er wieder einige heftige Flügelschläge oder hält mit ausgebreitetem Schweif einen Augenblick an, um plötzlich seine Richtung zu verändern und auf ein vorüberschwärmendes Insekt zu stoßen. Dabei vernimmt man nicht selten die kichernde Stimme, ein hastig ausgestoßenes „kik—kik", nicht unähnlich dem Worgsen unseres Kukuks im Affekt. Sein Ruf, — ein lachendes Geschrei — klingt „kiau, kiau", um zu warnen, ruft er „kerk, kerk."

In der Gefangenschaft ist er viel liebenswürdiger als unser Gauch, bei ganz gleicher Fütterung und Pflege.

Racke. Coracias.

Früher den Hehern zugeteilt, rechnet die gegenwärtige Forschung diese wunderschöne Vogelfamilie zu den Leichtschnäblern oder Sitzvögeln. Der starke, scharfschneidige Schnabel im Ober- und Unterkiefer abwärts gebogen; Nasenlöcher schief, ritzförmig; über ihnen aufgerichtete Federn, um die Schnabelwurzel harte, abwärts gerichtete Borsten; Flügel lang, spitz, falkenartig, zweite Schwinge die längste. Von zehn Arten haben wir in Europa eine Art:

Die Mandelkrähe.

Coracias garrula, loquax, viridis.

(Tafel 13, Figur 2.)

Gemeine Racke, Racker, Blaurabe, Blauracke u. s. w.

Dieser, einer unserer schönsten Vögel, ist in der Hauptfärbung blaugrün, Rücken zimtbraun, Schwingen prachtvoll lasurblau; hinter dem Auge eine kleine nackte Stelle. Länge 31 cm, Flugbreite 65,8 cm, Schwanz 11,9 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 2,4 cm.

Unstreitig ist die blaugrüne Mandelkrähe einer der schönsten, nützlichsten, aber zu ihrem Glücke, auch einer unserer scheuesten und flüchtigsten Sommervögel. Spät, erst anfangs Mai, kommt sie zu uns und früh, schon Mitte August zieht sie wieder fort. Ein seltener Sommergast ist die Mandelkrähe bei uns gerade nicht. Allerdings ist sie nicht in allen Waldungen vorhanden und noch weniger im tiefen, finstern Walde anzutreffen. Jedoch, wo sie sich zeigt, wird sie oft genug verfolgt und, ihres schönen Gefieders wegen, zum Zwecke des Ausstopfens, nicht selten geschossen.

Kleine Feldgehölze, Waldblößen, Waldränder sind die ihr zusagenden Aufenthaltsorte. Wenn nur die bezeichneten Feldgehölze recht alte Bäume aufweisen, die Waldblößen einige vereinzelt stehende, recht alte breitsparrige Eichen oder Kiefern haben oder von einer recht alten Holzung umgeben sind, die Waldränder mit altständigen Forstungen abschließen und an Äcker oder Wiesen stoßen, woselbst unsere Schöne weithin freie Aussicht halten und kleine Ausflüge unternehmen kann, so ist sie daselbst gewiß anzutreffen. Ferner zeigt sie sich auch solchen altjährigen Waldbeständen nicht abhold, durch welche recht breite Fahrstraßen führen. Immer aber fühlt sie sich wohler und behaglicher in dergleichen Kiefernbeständen, die in sandigen, ebenen Gegenden liegen und mit alten, faulen, breitästigen Laubbäumen (Eichen, Buchen, Birken, Espen) untermischt sind. In den alten Laubbäumen findet dieser Vogel nämlich die passendsten Nisthöhlungen, sowie die breitsparrigen Aeste dieser Bäume ihm die angenehmsten Ruhe- und Wartestellen abgeben. Wenn der Mandelkrähe die ihr zusagenden Nisthöhlungen nicht zu Gebote stehen, dann legt sie überhaupt keine Eier und brütet gar nicht, sondern lebt in den 14—16 Wochen, so lange sie bei uns zubringt, lediglich ihrem Vergnügen und bleibt in einem Umhertreiben und Umherstürmen. Und das kommt häufig vor.

So beobachtete ich z. B. im Monat Juni und Juli fast täglich drei Blauracken in einem sehr alten Kiefern-Feldgehölz, die gleichfalls nur ihrem Vergnügen lebten und sich beständig umhertrieben. Ich habe keine Kiefer und keine der an den nahen Fahrstraßen stehenden alten Espen und Weiden un-

untersucht gelassen. Ich fand zwar Höhlungen, aber durchaus doch keine solche, die ein Blaurackenpaar ansprechen konnten (Kiefern enthalten dergleichen Höhlungen auch seltener). Die Blauracken, die in diesen Kiefern-Feldgehölzen stets unzertrennlich zu einander hielten, bezeigten sich zu allen Tagesstunden unstät und flüchtig. Gewöhnlich hielten sie sich in den starken sparrigen Aesten der Randbäume auf, suchten aber schon das Weite, wenn sie mich bei tausend Schritt Entfernung kommen sahen. Hastigen Fluges zogen sie alsdann entweder auf die angrenzenden Wiesen, oder auf die, die Feldgehölze umgebenden Äcker, wo überall gleichfalls einzelne Bäume stehen, und kehrten dorther nicht früher zurück, als bis sie mich oder die Hüteknaben, die mit dem Vieh mitunter sich hier aufhielten, weit fort wußten.

In uralten Eichen- und Kiefernwaldungen kann man heute noch zwanzig Stück Blauracken, die nach und nach teils über die Fahrstraße fliegen, teils auf starken Ästen der zu Seiten der Fahrstraße und des Waldrandes stehenden mächtigen Bäume still sitzen sehen. Die mit Jungen besetzten Höhlungen, die bei einiger Findigkeit Jeder leicht erblicken kann, befinden sich in ästigen, bald näher bald weiter vom Holzrande abstehenden ältesten Bäumen und in Höhe von drei, vier bis über sechs Metern. In der Ernte wählt die Blaurache als Ruhe- und Wartestelle gern die nahe des Waldrandes aufgesetzten Getreidemandeln, daher ihr Name „Mandelkrähe“; wogegen dieselbe nach ihrer häßlichen rauhen Stimme, die „rack, rack“ klingt, den Namen „Racke“ führt.

Den Magen der Mandelkrähe fand ich angefüllt mit Schalen kleiner, glanzloser, schwarzer Käfer von der ungefähren Größe einer Biene. Im Walde und im Felde laufen diese Käfer überall versteckt auf dem Erdboden umher, flüchten bei Regenwetter und heißem Sonnenscheine unter Getreidemandeln und verharren darunter oft zu tausenden dicht gedrängt beisammen, wovon man sich am besten überzeugen kann, wenn man recht schnell die einzelnen Bunde einer Kornmandel aufhebt. Die Käfer laufen dann sogleich auseinander und verschwinden im Nu unter Erdstückchen und Pflanzenblättchen, so daß im nächsten Augenblick von der gewahrten massenhaften Anhäufung derselben keine Spur mehr entdeckt wird. Es sind die Feroninen. Wenn die Mandelkrähe die prächtigste ihrer Wartestationen, eine Kornmandel, wohin die Nahrung förmlich ihr zugelaufen kommt, aufgesucht hat, so verharrt sie dort oft in fortwährendem Auf- und Abspringen. Sie hat scharfe Augen, sieht jedes Käferchen und Würmlein von ferne, springt zu und verschlingt es. Außer den Käfern, die so massenhaft unter Getreidemandeln Zuflucht suchen, verzehrt die Mandelkrähe noch allerhand andere Weich- und Gliedertiere: Insekten, deren Larven, Würmer, kleine Eidechsen, Fröschchen und auch wohl Mäuschen. Große Käfer, sowie Frösche, Eidechsen und Mäuschen bearbeitet sie vor dem Verschmausen erst gehörig mit ihrem starken und mit einer scharfen, hakigen Spitze versehenen Schnabel.

Das Brütegeschäft besorgen die Mandelkrähen-Ehegatten abwechselnd und, namentlich das matter gefärbte Weibchen, mit großem Eifer und die sonst so scheuen Vögel lassen sich, wenn sie im Juni in der meist flachen Nesthöhlung auf ihren vier, fünf oder sechs glänzend weißen Eiern, 37 + 28 mm, brütend festsitzen, fast greifen.

Übrigens könnten die Blauracken, sowie die Wiedehöpfe, bei unseren Fensterschwalben und Hausspatzen in die Lehre gehen. Sie würden Reinhaltung der Kinderstube lernen. So aber müssen ihre Kinder, die sie mit Maden und Würmern füttern und deren Exkremente sie nicht forttragen, schier im eigenen Schmutz versinken. Friedfertigkeit und Verträglichkeit ist den Blauracken gleichfalls eine unbekannte Tugend. Gar zu oft beißen und balgen sie sich: am Brutorte findet ein immerwährendes Geschrei und Gezänk statt.

Nun prangt unsere Mandelkrähe zwar in tropischer Farbenpracht, aber auf die bloße Schönheit hin mag ich sie nicht als Stuben- und noch weniger als Käfigvogel empfehlen, indem sie träge, ungeschickt, unbehilflich sich zeigt und selbst „jung aufgezogen“ wild, unbändig, ungestüm, bissig und schüchtern bleibt. In Bezug auf Ergreifen ihrer Nahrung gleicht sie den Fliegenschnäppern, bezüglich ihrer überpurzelnden Flugkünste den Hausrotschwänzchen, im Fluge den Tauben. Der Körperbau der Mandelkrähe gleicht dem Krähengeschlecht, doch ist sie kleiner und viel schlanker gebaut, als unsere gemeine Raben- oder Nebelkrähe.

Will man sie doch in einem sehr großen Käfig halten, so erhält sie das Futter der Singdrossel reichlichst mit Ameisenpuppen und mindestens 100 Mehlwürmern pro Tag im Winter, im Frühling,

Sommer und Herbst kann man dieses kostspielige Futter durch reiche Käfergaben, insbesondere Maikäfern, Mistkäfern, dann großen und kleinen Heuschrecken verbilligen. Auch frißt sie gern rohes Fleisch.

Wiederum der einzige Vertreter seiner Familie in Europa ist

Der Bienenfresser.

Merops apiaster.

(Tafel 13, Figur 3.)

Immenvogel, Spint, Bienenwolf, Bienenschwalbe, Bienenspecht.

Der schwarze Schnabel ist länger als der Kopf, sanft gebogen, nach der Spitze allmählich verdünnt, an den Seiten etwas zusammengedrückt. Der Körper ist lang gestreckt, der Hals ziemlich lang, die sehr kurzen Füße haben vier Zehen, wovon die vordere und mittlere bis zum Mittelgliede zusammengewachsen sind. Das Gefieder aller Bienenfresser ist ganz wunderbar prächtig gefärbt. Unser europäischer Bienenfresser, der auch zu den in Deutschland brütenden Vögeln zählt, ist auf der Stirne weiß, auf dem Vorderkopfe meerblau mit Metallschimmer, Kinn und Kehle hochgelb, mit einer schmalen schwarzen Binde eingefaßt, Ober- und Hinterkopf dunkel glänzend kastanienbraun, durch das prachtvoll karminrote Auge geht ein meerblauer Streifen, ein Srich über dem Zügel durch das Auge bis auf die Ohrgegend ist schwarz. Hinterhals und Flügeldecken sind hellbraun, Schultern, vordere Mantelgegend und Bürzel zimtrostgelblich. Unterseite prachtvoll meerblau. Die oberen Schwanzdecken sind blaugrün, die charakteristischen verlängerten beiden Mittelfedern aber schwarz. Die Handschwingen sind grünblau, an der Spitze schwarz, die Armschwingen zimtkastanienbraun, vor dem schwarzen Ende grünblau. Die unteren Flügeldecken rostisabellfarbig. Das Weibchen ist kaum zu unterscheiden. Die Jungen dagegen sind blasser, verwaschen gefärbt. Länge 26 cm, Flugbreite 45 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Die eigentliche Heimat dieses prächtigen Vogels ist Südeuropa und zugleich ein großer Teil Asiens und Afrikas; aus den Mittelmeerländern und vom schwarzen Meer her kommt er oft nach Deutschland, nistet auch häufig hier in einzelnen Paaren, wird aber meistens sofort in der rohesten, wirklich gemeinsten Weise vertilgt. Man kann hier so recht den abscheulich egoistischen Trieb im Menschen beobachten, der das bei uns seltenste, herrlichste Geschöpf sofort roh vertilgt, weil es außer Hummeln, Wespen, Hornissen, Bremsen auch ein paar Bienen wegschnappt!! Am Mittelmeer wie im Binnenland der drei südlichen europäischen Halbinseln, an großen Strömen dort, immer jedoch nur an hohen steilen Ufern, sieht man die Bienenfresser ab April oft zu hunderten von Pärchen gesellig beisammen, in ihrem wundervollen, schwalbenartigen Fluge einander neckend, jagend, pfeilschnell dahinschießend, umherschwärmen und auf allerlei fliegende Kerbtiere, außer den schon genannten noch Käfer, Libellen, Heuschrecken, Fliegen und andere Jagd machen. Stets bleiben sie ihrer Vorliebe für die giftstacheligen Kerfe getreu. Während der Stich einer Biene oder Wespe den meisten Vögeln tödlich ist, die wenigen Vögel, welche derartige Kerfe fangen, ihnen vor dem Verzehren sorgfältig die Giftstachel abbeißen, verschlingen die Bienenfresser diese Giftstachler ohne weiteres und ohne den geringsten Schaden in großen Mengen. Ihre Gefräßigkeit ist ungeheuer, sie verzehren täglich mindestens das Doppelte ihres Gewichtes und bei gefangenen Spinten hält man ihren Hunger anfangs für ganz krankhaft. Sehr merkwürdig ist ihr Nestbau, den sie genau wie die Uferschwalben in sandige oder lehmige Uferwände graben, ziemlich lange Röhren mit erweitertem Ende, worin ohne Unterlage die Eier abgelegt und erbrütet werden. Die Zahl der Eier ist 5 bis 8 Stück, die Färbung glänzend reinweiß, Größe 23 + 19 mm. Im Fluge schreien sie wie die Mauerschwalbe „frisrisri", sodann zwitschern sie frisrigrüü und das Männchen erhebt sich bis zu einem flötenden Liebesgesang „grülgrügrügrül", dann ruft es tief „gragra". Ende August, im Süden Mitte September ziehen sie ab und gehen bis Südafrika, resp. Südasien hinunter, wo zahlreiche, noch schönere und farbenreichere Artgenossen verweilen, von welchen ab und zu sich die eine oder andere Art auch nach Europa verfliegt. In der Gefangenschaft wurde der so überaus herrliche Vogel, der doch ein völlig schwalbenartiges Dasein führt und mit seinen schlechten Füßen kaum hüpfen kann, schon öfters gut gehalten, ja sein indischer Vetter, der grüne Bienenfresser (M. viridis) ist als ein ganz anspruchsloser Stubenvogel zu betrachten (nach Dr. Ruß). Unser Bienenfresser verweigert alteingefangen anfangs jede Nahrung, muß gestopft werden, bis er sich endlich mit seinem Schicksale aussöhnt und an Hummeln, Wespen, Bienen, Heuschrecken geht. Ob er aber dazu zu bringen ist, etwas anderes als lebende Kerfe zu fressen, ist fraglich, seine Haltung wäre also sehr schwierig und im Winter ungemein kostspielig. Jung auf-

gezogen dagegen lassen sie sich mit frischen Ameisenpuppen, Mehlwürmern und anderen Kerbtieren an ein Nachtigallenfutter mit zerschnittenem rohen Rinderherz gewöhnen. Dann halten sie sich bei Zugabe von lebenden Insekten recht gut und werden zahm wie die Schwalben. Ein kostspieliges Vergnügen bleibt bei ihrer ungeheuren Gefräßigkeit ihre Haltung stets.

Der Eisvogel.

Alcedo ispida, subispida, advena, pallasii.

(Tafel 24, Figur 10.)

Königsfischer, Alcyon, Martinsvogel, Uferspecht, Wasserspecht, Buntestecher, lasurblauer Eisvogel.

Der Schnabel ist sehr lang, gerade, lanzettförmig, an den Seiten zusammengedrückt, auf dem Rücken geschärft. Die ritzenförmigen Nasenlöcher liegen am Schnabelgrunde frei. So wundervoll der Vogel ist, er erscheint doch etwas einförmig gestaltet. Sein dicker Kopf, der lange Schnabel, der kurze Schwanz und die äußerst kurzen Füße bringen dieses Mißverhältnis zustande. Ist er doch an Leib nicht viel größer als ein Sperling, die gestreckte Länge des Männchens beträgt selten über 19 cm, wovon aber allein auf Kopf und Schnabel 7 cm gehen. Daher das Groteske, Zwerghafte seiner Erscheinung. Die ziemlich schwach gebauten rundlichen Flügel erreichen zusammengelegt just den Anfang des kurzen, zwölffedrigen Schwänzchens, die winzig kleinen, weich behäuteten Füßchen haben drei Vorder- und eine Hinterzehe. Die äußere Vorderzehe ist fast ebensolang als die große Mittelzehe und mit dieser bis zum zweiten Gelenk dicht verwachsen. Auch die weit kürzere dritte oder Innenzehe ist nicht völlig frei, sondern bis zum ersten Gelenk mit der Mittelzehe verbunden. Der Fuß des Eisvogels ist daher nur zum ruhigen Sitzen auf Zweigen geeignet und in der That macht der Vogel fast keinen anderen Gebrauch von seinem Pedal. Der Schnabel ist nach innen scharfkantig aufgezogen und für das Festhalten der glatten Fische vortrefflich geeignet. Der Rachen ist auffallend weit, die kurze Zunge hat die Form einer stumpfen Pfeilspitze. Dem Schlunde fehlt der Kropf, der ganze Verdauungsapparat ist überhaupt sehr einfach, wie bei den meisten Fischfressern.

Er gehört zu den farbenprächtigsten Vögeln: Scheitel und Hinterhaupt sind dunkelgrün mit hellen, grünlichblauen Mondflecken, Schultern und Flügeldecken dunkelgrün, letztere mit hellgrünblauen Monden; ein Streifen über den Rücken beryllblau, das Schwänzchen lasurblau, die Unterseite rostfarb. Der Schnabel ist schwarz mit hochroten Mundwinkeln, das Auge dunkelbraun, die Füßchen lebhaft rot. Weibchen wie Junge sind von Farbe etwas dunkler. Länge 18 bis 19 cm, Flügelbreite 28 cm, Schwanzlänge 4 cm, Schnabellänge 4,5 cm, Lauf 2 cm.

Der Eisvogel ist der einzige Vertreter der so viele — 140 Arten zählenden Familien der Alcedienen unter den Leichtschnäblern in Europa. Alle seine Verwandten bewohnen die wärmere und heiße Zone. Und auch unser Eisvogel ist keineswegs ein Freund eisiger Regionen. An Deutschlands Gewässern ist er wohl überall da zu finden, wo es hohe und steile, bebuschte Ufer giebt und wo das Wasser klar ist und viele seichte Stellen hat. An fließendem Wasser ist er hier Winters wie Sommers, wenn es nur noch offene Stellen gibt; wo aber alles zufriert, zieht er weg, aber nur bis dahin, wo er offenes Wasser findet. Hier hat er bestimmte Lieblingssitze, vorragende Steine, Pflöcke, Stellfallen, überhängende Zweige und zwar meist so, daß er von oben gedeckt sitzt. Von diesen stürzt er sich kopfüber wie ein Bleiklumpen ins Wasser, um seine Beute, fast immer kleine bis fingerlange Fischchen, seltener Wasserinsekten, zu haschen. Manchmal fischt er auch im Fluge: er streicht niedrig geradehin, erhebt sich plötzlich über 1 m hoch, hält sich eine Weile rüttelnd und stürzt dann kopfüber ins Wasser. Dabei taucht er fast jedesmal ganz unter. Sein Flug ist charakteristisch und nur noch dem des Wasserstaaren zu vergleichen: mit schnurrend hastiger Bewegung der kurzen Flügel schießt er etwa einen halben Meter hoch über den Wasserspiegel, genau den Krümmungen des Wasserlaufes folgend, wagrecht dahin und zwar blitzschnell, und nur an sehr geschlängelten Bächen fliegt er einmal freiwillig über eine Landzunge weg, sonst schießt er über dem Wasser mit derselben Regelmäßigkeit, wie ein Eisenbahnzug auf seinem Schienengeleise. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird der Fischfang betrieben, in ungeheurer Mehrzahl sind es wertlose Grundlinge, Weißfischchen, Frillen, Ellritzen die er verzehrt, nur an Forellenbächen wird er ärgerlich. Der Raub wird ohne jede weitere culinarische Vorbereitung, roh und unzerstückelt hinuntergeschluckt. Manchmal würgt er Fische hinunter, welche fast so lang wie der ganze Vogel sind, so daß der Schwanz des Fisches noch aus dem Schnabel hervorsteht, während der

Kopf bereits vom scharfen Magensaft des Vogels aufgelöst wird. Nicht selten wird er ein Opfer seiner Gefräßigkeit; man hat mehrfach Eisvögel beobachtet, welche mit einem halbverschluckten Fisch im Schnabel hilflos im Strome trieben und schließlich untersanken oder von einem Hecht weggeschnappt wurden. Die hervorstechendsten Eigenschaften unseres Eisvogels sind überhaupt sein enormer Appetit und eine dementsprechende rasche Verdauung. Je nach dem Quantum der Mahlzeit genügen zur letzteren fünfzehn bis zwanzig Minuten, der Vogel würgt dann die unverdauten Gräten und Schuppen zu einer kleinen, weißgelblichen Kugel zusammengeballt, aus dem Schnabel und — sieht sich nach weiterer Atzung um.

Der weithin hörbare schrillende Laut des Eisvogels klingt etwa „Tsiet!" und wird meistens zwei, selten dreimal hintereinander wiederholt. Er ist in geringer Änderung zugleich Lock- und Angstruf und erinnert an den metallischen Laut der Spechte. Es ist eine jener eigentümlichen Vogelstimmen, welche, einmal gehört, nie wieder mit anderen, wenn auch nahe verwandten Tönen, verwechselt werden, vorausgesetzt, daß der Hörer überhaupt ein Gedächtnis für Vogelstimmen hat, was bekanntlich mit dem „musikalischen Gehör" gar nichts zu thun hat.

Früh im Jahre beginnt die Paarungszeit des Eisvogels, und wir sehen unseren Einsiedler nun in Begleitung seines Weibchens am Ufer auf und ab streichen, um einen geeigneten Nistplatz ausfindig zu machen. Für letztern Zweck dient eine enge, anderthalb bis drei Fuß lange einfache Erdröhre, an deren etwas erweitertem Ende im Mai oder Juni sechs bis zehn weiße Eier gefunden werden. Sie sind von einer Weiße wie die schönste Emaille, der durchschimmernde Dotter wirkt wundervoll rotgelb. Sie sind sehr groß, messen 22,5 + 18,5 mm. Die Brutzeit ist 15 Tage, das Weibchen brütet ungemein fest. Meistens ist die Röhre an abschüssigen, glatten Ufern einige Fuß über dem Wasserspiegel gelegen, so daß sie weder durch Hochwasser, noch durch Raubzeug erreicht werden kann.

In Betreff des eigentlichen „Nestes" herrschen verschiedene Ansichten, was bei der ziemlichen Seltenheit des Gegenstandes und in Betracht der örtlichen Schwierigkeiten, welche sich dem Ausgraben meist entgegenstellen, eben nicht zu verwundern ist. — Meistens verhindert der Oberwuchs (Weidengebüsch) das Durchgraben von der Landseite, während die Röhre zu hoch über dem Wasser belegen ist, um vom Kahn aus bequem erreicht zu werden. Wo aber keine derartigen Hindernisse vorliegen, wird die enge Röhre nur zu leicht beim Ausgraben verschüttet und derartig verunstaltet, daß es schwer hält, ihre frühere Beschaffenheit zu erkennen. Um letzteres zu vermeiden, ließ der berühmte Ornithologe Gould zuvor einen Haufen Baumwolle von der Eingangsröhre aus auf und über das Nest stopfen und dann vorsichtig von oben bis zur Baumwolle durchgraben. In dieser Weise ward ein vollkommenes Nest mit acht Eiern unbeschädigt ans Tageslicht befördert, welches dem Britischen Museum überliefert wurde. Die Wände (walls) dieses Nestes sollen aus Fischgräten bestehen und einen halben Zoll englisch Durchmesser halten. — Fischer von Profession behaupten in der Regel, der Eisvogel baue ein förmliches Nest aus Fischgräten. Dagegen haben unsere tüchtigsten deutschen Vogelkenner, Naumann und der alte Brehm, nur eine Unterlage von Gräten gefunden, und wir können uns vorläufig dabei beruhigen. Wahrscheinlich werden die Eier zuerst auf den bloßen Sand gelegt; da ein solcher Nistplatz aber oft viele Jahre hintereinander benutzt wird, so werden die Reste der eingeschleppten und vertrockneten Fische, sowie die ausgeworfenen Grätenballen und sonstiger Unrat im Laufe der Zeit eine krustenförmige Unterlage bilden, welche, den Wänden der Höhlung entsprechend, zuletzt eine Nestform annehmen muß.

Mit Eintritt der kalten Jahreszeit, namentlich bei anhaltendem Regen, mag es unserm Eisvogel bereits sauer genug werden, seinen Appetit in gewohnter Weise zu stillen, da der Fisch jetzt schon, um der Kälte zu entgehen, tiefer am Grunde des Wassers geht. Wir sehen unsern Vogel deshalb um diese Zeit schon häufiger an den Fischweihern und Setzteichen erscheinen; sobald aber diese gefrieren, kehrt er wieder zum fließenden Wasser zurück. — Anhaltender Frost, welcher einen Eisrand am ganzen Flußufer entlang erzeugt, bringt unserm Eisvogel bittre Not, denn sein eigentliches Fischterrain ist nun völlig geschlossen. Was nützt dem armen Schelm das breite offene Fahrwasser des Stromes? Um hier zu fischen, reicht weder seine Flugkraft, noch sein geringes Tauchertalent und Schwimmvermögen aus. Die kleinen Fischchen, welche er überhaupt bewältigen kann, meiden die Strömung und das tiefere Wasser, und halten sich schon aus Furcht vor den größeren Raubfischen in der Nähe des Ufers.

Die Not steigt mit jedem Tage, und bald sehen wir den sonst menschenscheuen Vogel, von Hunger und Kälte getrieben, mitten unter bewohnten Orten unter dem Gewühl von Brücken und am Ausfluß der Kanäle erscheinen, und in den Sicherheitshäfen zwischen eingefrorenen Dampfern und Schleppkähnen jede freie Wasserstelle aufsuchen, wo nur Menschenthätigkeit das Eis durchbrochen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß in strengen, anhaltenden Wintern mindestens zwei Drittel der schönen Vögel elend zu Grunde gehen. Andererseits müßte ihre Anzahl Legion sein, denn der Eisvogel vermehrt sich sehr stark und hat infolge seiner Lebensweise keinen einzigen Feind, der ihm sonderlich schaden könnte.

In der Gefangenschaft wurde der Eisvogel in neuerer Zeit viel gehalten und es hat sich gezeigt, daß junge Vögel sich trefflich auffüttern lassen, alte Vögel sich raschest eingewöhnen würden, aber fast stets an den Folgen der Aufregungen des Einfangens und des Transportes zu Grunde gehen und ist es der zarte Respirationsapparat dieser Vögel, gleich z. B. jenem der Waldschnepfen, welcher diesen Aufregungen nicht gewachsen ist. Ganz allerliebst schildert Ludwig Beckmann, wie er seine Eisvögel eingewöhnte: Durch frühere Erfahrung belehrt, hatte ich diesesmal beizeiten ein geräumiges Gebauer mit Netzwänden, Wasserbassin und einem Hintergrunde von Schilf und Gezweige herrichten lassen, auch für eine ausreichende Quantität lebender Fischchen schon im Herbste gesorgt. Es hing also nur von den Eisvögeln ab, sich in einem kleinen Fischerparadiese zu denken. — Anfänglich glaubte ich, den wild eingefangenen Vogel wenigstens am ersten Tage „stopfen" (d. h. Fische mit der Hand in den Schlund des Vogels bringen) zu müssen, indes ist dies ganz überflüssig, besonders, wenn bereits ein eingewöhnter Vogel im Käfig befindlich.

Der neue Ankömmling stürmt zunächst pfeifend gegen die Netzwand, flattert einen Augenblick hin und her, ohne einen Anhaltepunkt zu finden, und läßt sich dann irgendwo im Gezweige nieder. Er sitzt nun hoch aufgerichtet, mit Hals und Kopf in eigentümlicher Weise fortwährend auf und nieder ruckend, während das kurze Schwänzchen in entsprechendem Tempo aufwärts wippt. Nach einer Weile scheint er sich etwas zu beruhigen und eine seitliche Richtung des langen Schnabels läßt schließen, daß er die Fischchen im Bassin beobachtet. Er scheint nur der Umgebung nicht zu trauen und wir ziehen uns vorsichtig zurück. Nach längerer oder kürzerer Pause erschallt plötzlich ein lauter Platsch! Der Vogel hat sich ins Bassin gestürzt, und wie wir den Kopf wenden, sitzt er bereits wieder auf dem Rande des Bassins, stolz aufgerichtet, den gefangenen, silberglänzenden, zappelnden Fisch quer im Schnabel haltend — ein reizender Anblick! — Der Vogel verharrt unbeweglich, wie ausgestopft, in seiner Stellung, und wir glauben schon, daß er sich fürchtet, in unserer Gegenwart den Fisch zu verzehren. Allein diese Pause wiederholt sich, namentlich bei größeren Fischen, nach jedem Fange und hat augenscheinlich nur den Zweck, das Mattwerden und Absterben des Fischchens an der Luft abzuwarten. Bei dem weichen Leben dieser kleinen Geschöpfe ist dies schon nach einigen Augenblicken der Fall, und der Vogel läßt nun, ohne sich irgendwie zu rühren, den glatten Fisch langsam seitwärts durch den Schnabel gleiten. Wir fürchten, sein Raub müsse ihm im nächsten Augenblicke entfallen, da wirft er den Fisch plötzlich durch eine geschickte Bewegung herum, so daß er nicht mehr quer, sondern der Länge nach im Schnabel ruht, und schluckt ihn dann, den Kopf voran, eiligst hinunter. Macht der Fisch während des Herumschwenkens noch eine Bewegung, so gerät unser Vogel plötzlich in heftige Aufregung und schleudert den unglücklichen Fisch so heftig links und rechts an die Sitzstange oder den Rand des Bassins, daß es laut klatscht.

Hat der Eisvogel endlich den Fisch hinuntergewürgt und nach kurzer Zeit der Ruhe den Ballen, von dem wir oben sprachen, wieder von sich gegeben, so schüttelt er wiederholt und rasch Kopf und Schnabel, unter eigentümlich schnabberndem Geräusch der zusammentreffenden Schnabelhälften, wahrscheinlich, um diese von anhängenden Schuppen und Fischleim zu reinigen. Dann zeigt der lange Schnabel wieder seitwärts oder abwärts und im nächsten Moment plumt er bereits wieder hinunter auf einen andern Fisch. Dieses Abwärtssteigen geschieht so rasch, daß schwer zu sagen ist, wie es eigentlich geschieht. Oft lüftet er einen Augenblick zuvor die Flügel, namentlich wenn er seitwärts stoßen muß oder der flache Wasserstand des Bassins ein Aufstoßen auf den Boden unvermeidlich macht; unter günstigen Verhältnissen plumt er einfach senkrecht kopfüber oft mehrere Fuß tief hinunter. Der Fisch wird immer quer über dem Rücken und zwar in seinem Schwerpunkt ergriffen. Fehlstöße habe ich nie

bemerkt. Ein Exemplar, dessen Unterschnabel etwas abnorm gebaut und fast drei achtel Zoll kürzer als der Oberschnabel war, fing Fischchen von Stecknadelgröße mit Sicherheit. Dieser Vogel blieb nach dem ersten Stoß meistens auf einer flachen Stelle des Bassins bis zum Rande im Wasser sitzen und schnappte alles, was in den Bereich seines Schnabels kam, blitzschnell weg.

Ist das Bassin leer, so wird der Vogel unruhig, erinnert sich seiner Gefangenschaft und stürmt plötzlich unter schrillem Pfeifen vorwärts gegen die Netzwand. Sehr hübsch sieht es aus, wenn zwei Vögel während des Fliegens oder beim Niederlassen auf den Sitzstangen unverhofft zusammentreffen. Sie fallen dann meist beide senkrecht zu Boden und sitzen nun eine ganze Weile, platt auf dem Steiß ruhend, den Körper gerade aufgerichtet, die Flügel ausgebreitet und den Schnabel weit aufgesperrt, wie paar Wappenvögel einander gegenüber. Von Zeit zu Zeit lassen sie bei dieser Gelegenheit ein zorniges, heiseres „Järrr! järrr!“ hören, der einzige Laut, welchen ich bis jetzt außer dem bekannten Pfiff von unserm Eisvogel gehört. Vor ihren spitzen Schnäbeln haben sie gegenseitig gewaltigen Respekt, indes erinnere ich mich nicht, gerade gesehen zu haben, daß sie von dieser gefährlichen Waffe unter sich Gebrauch machten.

Auf dem platten Boden ist der Vogel höchst ungeschickt; er sitzt dann meist mit vorgestreckten Füßen und aufliegendem Steiß, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Am liebsten sitzt er auf weichen, glatten Zweigen von Fingersdicke, auf denen er oft eine ganze Strecke blitzschnell seitwärts trippelt, um einem andern Vogel Platz zu machen.

Beim Hin- und Herflattern der Eisvögel im Käfig fällt der fortwährende Farbenwechsel ihres Rückengefieders dem Beobachter auf. Bald sehen wir dasselbe einförmig graublau mit einem hellen, kalten, lasurblauen Streif — bald wieder tief warm olivengrünlich mit leuchtend spangrünem Streif. Im Halbdunkel des Gezweiges erscheint er fast bräunlich mit schwachem weißgrünen Schimmer, als ob dem Gefieder ein eigenes, schwaches Phosphorleuchten innewohnte. Diese Erscheinung ist deshalb merkwürdig, weil dem weichen, zerschlissenen Rückengefieder unsers Vogels jener metallische Spiegelglanz, welchen wir an vielen Tropenvögeln (auch an unserer Saatkrähe und Stockente) bewundern, gänzlich fehlt. Man kann dies hübsche Variieren der Farbe auch an ausgestopften Exemplaren beobachten, wenn man z. B. am Fenster stehend, den Vogel gegen das helle Tageslicht, und dann, sich herumwendend, ins Dunkel des Zimmers hineinhält.

Das beste Futter zur Aufzucht junger Eisvögel bilden winzige Fischchen, weiche Kerbtiere, Mehlwürmer, Libellen und andere, Schnecken, in Streifen geschnittene Fisch- und Fleischstückchen, besonders rohes Herz und Ameisenpuppen.

Nochmals sei betont, daß der „Schaden“, welchen dieser kleine Vogel thun kann, so minimal ist, wie sicher seine Vertilger nicht glauben. Es ist aber Sünde und Schade, aus rohem Egoismus so wundervolle Geschöpfe wie Wasserstaar, Eisvogel, Bienenfresser mit wahrhaftem Vandalismus auszurotten und es ist hoch an der Zeit, daß sich endlich die Gesetzgebung dieser Juwele unserer Vogelwelt energisch annimmt, ebenso aber sollte die Schule den Irrlehren des nackten, rohen Egoismus, richtiger noch habgierigen Geizes entgegentreten. Dieser fliegende Edelstein unserer Gewässer, der Eisvogel, findet sich doch nur in fischreichen Gegenden, und da weise nun ein Mensch überzeugend nach, daß die Masse der Nahrung, welche dieser kleine Vogel meistens ganz wertlosen kleinsten Fischarten entnimmt, irgendwie den Menschen beeinträchtige!

Die Spechte. Picidae.

Der große Nutzen, den die Spechte für uns haben, liegt in dem Umstand, daß ihre Nahrung fast nur aus der Forstwirtschaft schädlichen Insekten, namentlich den Larven der Borkenkäfer besteht. Diese holt der Specht unter der Rinde der Bäume hervor, indem er seinen starken, kantigen Schnabel geschickt als Meißel benutzt. Auch frei lebende Insekten lesen die Spechte von den Bäumen ab. Seltener suchen sie ihre Nahrung auf der Erde; nur zwei Arten, der Grünspecht und der Grauspecht, nähren sich in der Hauptsache von Ameisen und deren Larven, nebenbei aber verzehren sie auch die schädlichen Maulwurfsgrillen. Der Nutzen aber, den die Spechte dadurch bringen, daß sie gerade in der Hauptsache

die schädlichen Insekten vertilgen, welche für andere Vögel unerreichbar sind, ist ein bedeutend größerer, als der Schaden, den sie durch das seltene Aufnehmen der Bienen ab und zu hervorrufen. Die Spechte gehören hiemit zu unseren nützlichsten Vögeln. Was den Specht beim Aufsuchen seines Fraßes leitet, ist noch nicht bestimmt festgestellt. Vielfach wird allerdings behauptet, daß es der Geruch sei, doch steht dieser Annahme die ziemlich schlechte Entwicklung der Geruchsorgane entgegen, wahrscheinlich ist es die Zunge.

Noch eines machen manche Leute dem Spechte zum Vorwurf, nämlich, daß er dadurch, daß er seine Nisthöhle im Innern der Bäume bereite, der Forstwirtschaft mehr schade als nütze. Doch kann man da mit Recht erwidern, daß die größeren Spechte und namentlich der Rotspecht nur im Falle der Not, wenn hohle Bäume fehlen, in weichholzigen Bäumen wie z. B. Espen und Pappelweiden ihre Nisthöhlen anlegen, indem sie selbst in den Stamm die Höhlungen einmeißeln. Die kleineren Arten aber schlagen gesunde Bäume nie an. Die aus irgend welchem Grunde von den Spechten verlassenen Höhlen dienen dann meistens den Meisen und anderen, sehr nützlichen Höhlenbrütern als willkommene Nistplätze und ist somit der Nutzen der Spechte auch noch ein indirekter. — Ich kann an diesem Orte nicht umhin, eine durch Herrn Professor Altum verbreitete, doch fast allgemein als irrig befundene Meinung zu erwähnen. In seiner Schrift „Die Forstzoologie" hat besagter Herr den Nutzen der Spechte vielfach herabzusetzen gesucht. Herr Altum hat viele Spechtarbeiten gesammelt, und auf diese Sammlung nun gründet sich in der Hauptsache sein Urteil. Dagegen ist nach den von E. von Homeyer gesammelten Erfahrungen zu betonen, daß all diese Arbeiten in faulem oder doch angegriffenem Holze vollführt waren, mithin dem Baume nicht mehr schadeten. Ferner spricht Herr Altum in seinem Werke gar nicht von der Nahrung der Grau- und Grünspechte, die diese auf der Erde suchen. Erwähnter Fraß besteht meistenteils, wie schon gesagt, aus Ameisen, dabei auch aus Engerlingen und der Maulwurfsgrille, welche letztere ja, wie allbekannt, sehr schädlich sind. Herr Altum scheint fernerhin zu übersehen, daß die Spechte auch freilebende Insekten von den Bäumen ablesen. Dann behauptet er, daß der Nutzen, den die Spechte durch Fressen von lebenden Insekten bringen, gar nicht zu bemerken sei, da die von Insekten befallenen Bäume doch noch eine gute Weile fortvegetierten, und späterhin der Axt des Forstmanns so wie so verfallen seien? — Obwohl die Spechte scheu und listig sind, kommt man ihnen doch auf die Spur und betrachtet ihr emsiges Tageswerk. Sie sind ohne Ausnahme Standvögel, ernsthafte pathetische Narren, ihre Haltung und Geberde mit pedantischer Einförmigkeit beibehaltend. Etwa 2—3 Meter über der Erde fliegen sie den Baumstamm an, wandern fortwährend pochend aufmerksam an demselben hinan, bis sie eine hohle, von Insekten angefressene Stelle finden. Mit starkem, meißelscharfem, vorn keilförmigem Schnabel hämmern sie durch kräftige Nackenbewegungen und unter festem Anstemmen der steifen, elastischen Schwanzfedern, die Stütz- und Schnellfeder zugleich sind, die Rinde durch und schnellen ihre rasch sich verlängernde, wurmförmige, vorn mit Widerhäkchen versehene Zunge in das Bohrloch, um die Larve oder den Käfer, der darin sitzt, anzustechen.

Zunge des Buntspechts.

Die Spechte kennzeichnen sich endlich durch den Bau ihrer Füße, es sind zwei Zehen nach vorn, zwei Zehen nach hinten gerichtet, die Füße sind weiters kurz, stark und rauhsohlig, die Zehen scharf, seitwärts abgeplattet. Der Schnabel ist stark, gerade, kegelförmig, mit seitlichen Längskanten am Oberkiefer; die Zunge wird weit vorgeschnellt, ist sehr lang, am Ende mit einer hornartigen, widerhakigen Spitze versehen und klebrig, sie ist sehr reich an sog. Pacinischen oder Vaterschen Körperchen, welche dicht bei dicht im vorderen Zungenabschnitt liegen. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern hat höchst interessante Studien über die Zunge der Spechte veröffentlicht, vergl. Sitzungsberichte der k. bayer Akad. der W. 1884 pag. 183. Auch die beifolgende Abbildung ist nach Prinz Ludwig Ferdinand: *a* und *b* Gruppen dicht gedrängter nervöser Endkörper; *c* Teilung des Zungennerven; *d* Zungenbeinkörper; *e* Zungenbeinporen; *f* Zungenepithel mit den Seitenpapillen; *g* Urohyale Muskulatur. Das ganze Präparat ist der Horizontalschnitt durch den vorderen Teil der Zunge des großen Buntspechtes.

Die äußersten Schwanzfedern sind sehr kurz, die übrigen steif, unterwärts gebogen, zugespitzt, im ganzen hat der Schwanz zehn Federn.

Für ihr Nest meißeln sie ein zirkelrundes Loch in alte, kernfaule Kiefern- und Buchenstämme, in das sie ihre glänzendweißen Eier ohne Nestbau legen. Die am Boden liegenden Holzspäne werden leicht zum Verräter des Brüteortes. Außer der Brutzeit sieht man abends bald einen Bunt- bald einen Grünspecht von einem bestimmten Loche Besitz nehmen, so daß es dem zuerst Ankommenden gehört. Wenn im Winter die ganze Landschaft öde und still ist, so hört man diese klugen und fleißigen Vögel wohl eine halbe Stunde weit klopfen und arbeiten, oder durch hackende Kopfbewegung an einem dürren Aste trommeln. Der größte des Geschlechts, 40 cm lang, ist der kräftige, kohlschwarze, mit karmoisinrotem Scheitel geschmückte Schwarzspecht, einzeln in allen einsameren Tannenwäldern zu finden. Die Bauern kennen ihn sehr wohl und nennen ihn nach seinem Rufe bald Tannenhuhn, Waldhahn, Holzgüggel, bald Tannenroller, Bergspecht, Hohlkrähe. Noch bekannter ist der zeisiggrüne, mit roten und schwarzen Backen und hochrotem Scheitel und Nacken ausstaffierte Grünspecht und auch der ihm ähnliche, aber etwas kleinere und seltenere Grauspecht mit roter Stirn und grauem Hinterkopf. Der erstere geht auch in alle gemischten Wälder, besonders wenn sie von Bächen durchzogen sind, und treibt sich im Herbst und Winter gern in Baumfeldern oder selbst an großen Nuß- und Ahornbäumen bei den Häusern umher, der Grauspecht dagegen erreicht das Maximum seiner Individuenmenge in den Wäldern der Gebirgsregion, besonders in solchen Lagen, die sich an die Alpen anlehnen. Die drei Buntspechte, der große, der Weißbuntspecht und der bloß sperlingsgroße Kleinbuntspecht gehen im Gebirge bis an die obere Grenze der Buchwälder, sind aber dort durchweg nicht allzuhäufig, namentlich wird der kleine in vielen montanen Lokalen ganz vermißt und überhaupt eher im Busch und Vorholz als im Hochwaldsdickicht bemerkt. Im Herbste sieht man sie oft an den großen Obstbäumen, besonders an alten Nußbäumen, obwohl sie beim Anblick der Menschen, wie alle Klettervögel stets hinter den Stamm gehen, und sich so, wenn man ihnen folgt, oft ganz um denselben herum bewegen, bis sie, der Verfolgung müde, mit unwilligem „Rück—rück“ nicht sehr rasch, meist geradlinig, und augenscheinlich beschwerlich ein paar hundert Schritte weiter fliegen. Als Seltenheit wurde früher der dreizehige Specht betrachtet; indessen hat man ihn in den Bergwäldern vielfach gefunden, und zwar an einigen Orten verhältnismäßig zahlreich. Alle Spechtarten sind, wie überhaupt die ganze Familie der Klettervögel, starkgebaute, lebhafte, kluge und sehr nützliche Tiere, dabei nur sehr schwer zu zähmen, um so vertrauender werden sie aber mit der Zeit. Sie sind durch Größe, Tracht und Lebensweise hervorstechende Elemente der Tierwelt unseres Kreises, erscheinen aber nie massenhaft, da sie sich ziemlich schwach vermehren.

Der Schwarzspecht.

Picus martius; Dryocopus martius; Dendrocopus martius, niger; Dryopicus martius.

(Tafel 26, Figur 1 und 2.)

Krähenspecht, Tannroller, Kriegsheld, Holzvogel, Baumroller.

Der ganze Vogel ist tiefschwarz, über den Kopf bis ins Genick leuchtend karminrot; das Weibchen hat nur einen roten Fleck im Genick. Augen hellgelb, Schnabel und Füße bleigrau. Länge 40 cm, Flugbreite 73 cm, Schwanz 16 cm, Schnabel 5,5 cm, Lauf 3,5 cm.

Obgleich der Schwarzspecht über ganz Europa verbreitet ist, kommt er doch nirgends häufig, strichweise fast gar nicht mehr vor, weil ihm sehr nachgestellt wurde, doch will man in neuester Zeit eine Vermehrung bemerken. Er kommt nur im Hochwalde vor, gern in Gebirgsnadelhölzern oder in gemischten Beständen, doch auch in der Ebene. Dieser mächtige Specht gehört zu den Vögeln, welche sich mit der Kultur nicht gut vertragen; er liebt nur große, alte, finstere Nadelholzforste, wie sie nur noch in den Gebirgen und in den östlichen Teilen der nordischen Ebene zu finden sind. Außerdem ist er wie die meisten großen Vogelarten deshalb selten, weil er ein ziemlich großes Gebiet zu seiner Nahrung braucht, in welchem er seinesgleichen nicht duldet. Der Grund, warum er mehr als die anderen Spechte der Kultur ausweicht, ist der, daß seine Nahrung mehr die großen Holzwürmer, Bockkäfer-, Hirschschröter-, Holzwespenlarven, Raupen des Weidenbohrers ꝛc. sind und dann die Waldameisen

und ihre Puppen. In den säuberlich ausgeforsteten Kulturwäldern, wo man alle kranken und wurmstichigen Bäume und die hauptsächlich die großen Larven nährenden Baumstücke entfernt, fehlt es eben an dieser Nahrung, dann werden die Ameisen durch das Puppensammeln — das freilich fast in ganz Deutschland verboten ist — auch seltener und endlich ist ein so großer auffälliger Vogel im gelichteten Kulturwald der Entdeckung und Plünderung seines Nestes viel zu sehr ausgesetzt, als daß ihn nicht die Kultur vertreiben sollte. Hochgradig fesselnd ist es, benutzt man seinen Futterneid, um den herrlichen Vogel durch gut nachgeahmtes Wirbeln anzulocken. Er kommt sofort herangestürmt, bemerkt aber meist rasch den Menschen und rutscht dann sofort, wie alle Spechte, auf die entgegengesetzte Baumseite und streicht alsbald ab, zumal er von allen der mißtrauischeste ist. Dennoch kann man so ein und denselben Vogel an verschiedenen Waldesstellen dutzendmale äffen. Dieses Hämmern oder Wirbeln des Schwarzspechtes hört man entsprechend der ungemeinen Kraft des Vogels sehr weit, ebenso bemerklich macht er sich aber durch seine Stimme. Schon im Februar hört man sein weithin hallendes, ungemein durchdringendes kliöh oder kliäh, das er fast jedesmal ausstößt, wenn er einen frischen Baum angeflogen hat, bald darauf, im März, mit der beginnenden Paarungszeit, das Schnurren. Um es hervorzubringen, setzt sich der Specht auf den freien, dürren Zacken eines hohen Baumes und fängt so heftig und rasch mit dem Schnabel an auf das Holz los zu hämmern, daß ein hartes, sehr lautes, starkes und tiefes wie „örrrr" klingendes Schnurren hervorgebracht wird, dem dann als zweiter Laut der Lockton, hell, gellend und hart, wie „Glück" klingend folgt.

Im „Allgemeinen Teil", Seite XXI habe ich schon geschildert, wie die Spechte ihre Nisthöhle sich auszimmern. Die des Schwarzspechtes ist bis 35 cm tief mit möglichst engem Flugloch, meist hoch. Die Eier, höchstens fünf, werden im April auf einige weichere Spähne gelegt, sind rein weiß, 30 + 20 mm groß und werden in 18 Tagen ausgebrütet. Der Schwarzspecht ist Standvogel. Über etwaige Haltung in der Gefangenschaft bitte ich am Schlusse der Einzelschilderung der Spechte nachzulesen. Ich möchte, gegenüber Altum, nur nochmals den hohen Nutzen des Schwarzspechtes und der Spechte überhaupt nachdrücklichst hervorheben. Auch der gewiß tüchtige und moderne Forstmann v. Riesenthal sagt: „Der Schwarzspecht und die anderen Spechte sind durchaus nützliche Vögel und selbst wenn sie höchst ausnahmsweise an einem gesunden Baum arbeiten, spielt dies im Verhältnisse zu ihrer Bekämpfung schädlicher Insekten selbstverständlich auch nicht die geringste Rolle."

Der Weißspecht.

Picus leuconotus, leucotis, cirris; Dendrocopus leuconotus, uralensis; Pipricus leuconotus.
(Tafel 26, Figur 3 und 4.)

Weißrückenspecht, Elsterspecht, größter Buntspecht.

Das Männchen hat eine rote, das Weibchen eine schwarze Kopfplatte, Zügel und Stirne sind rostgelbweiß, Wangen gelbweiß, über den Augen steht ein schmaler schwarzer Strich, um die Wangen dagegen zieht sich ein breiter schwarzer Streifen, ebenso um Nacken und Hinterhals, der Oberrücken ist tiefschwarz, Unterrücken und Bürzel rein weiß mit einigen schwarzen Querflecken, Bauch und besonders After rosenrot, der sonstige Unterkörper weiß. Die oberen Schwanzdeckfedern sind schwarz, die unteren Schwanzdeckfedern schön rosenrot. Die Flügel sind bis auf die weißen Spitzen schwarz. Das Auge gelbbraun, Schnabel bleiblau, Füße dunkel bleifarben. Die Jungen sind viel matter gefärbt, der Oberkopf schwarz, bei den Männchen mit roten Punkten. Länge 27 cm, Breite 48 cm, Schwanzlänge 10 cm, Schnabel 3 cm.

In Deutschland bewohnt er den Osten, ist jedenfalls außer in Schlesien und Ostpreußen sehr selten. Er bewohnt bloß den Laubwald, ist in Skandinavien, Polen, Galizien und Rußland sehr häufig, in Griechenland und der Balkangegend überhaupt wird er durch eine wenig verschiedene Abart, den Hellenenspecht (Picus Lilfordi), ersetzt, bei welchem der Kopf lebhafter und breiter rot, der Hinterrücken schwarz gebändert ist. Sein Verhalten und Leben gleicht dem aller Spechte, das Gelege findet man Ende April, es besteht aus drei glänzend weißen Eiern 25 + 19 mm. Er ist wenig scheu, da er selten mit dem Menschen in Berührung kommt. Er ist Stand- und Strichvogel.

Der große Buntspecht.

Picus major; Dendrocopus major, cissa; Dryobates major.
(Tafel 26, Figur 5, 6 und 7.)

Großer Rotspecht, Schildspecht, Elsterspecht, Landspecht.

Oberkopf, Oberseite, ein schmaler Zügelstreifen von der Schnabelseite nach rückwärts sind schwarz; weiß sind die Zügel- und Kopfseiten bis auf die Schläfen, ein Querflecken auf den Halsseiten, ein breiter Flecken auf den Schultern und die Unterteile, letztere jedoch schmutzigweiß; hoch scharlachrot sind das Hinterhaupt, der After und die unteren Schwanzdecken. Auf den Flügeln bilden sich fünf weiße Querbinden, die äußeren Schwanzfedern haben in der weißen Endhälfte zwei schwarze Querbinden. Auge braunrot, Schnabel licht bleifarben, Fuß grünlichgrau. Der schöne Specht ist also wahrhaft bunt. Dem Weibchen fehlt das Rot des Hinterkopfes, die Jungen haben karminroten Oberkopf. Länge 22 cm, Flugbreite 43 cm, Schwanz 9 cm, Schnabel 2,5 cm.

Er ist unser häufigster Specht. Eine besondere Vorliebe hat er für den Kiefernwald, in welche er zu tiefst hineinzieht. Neben Holzkäfern und ihren Larven liebt er eben insbesondere den Samen der Kiefern, von dem er sich Winters fast ausschließlich ernährt. Dann sucht er auch im Umherstreifen Bucheln und Haselnüsse, die er geschickt in einen Baumspalt zwängt und dann aufhämmert. Für die Kiefernzapfen hämmert er sich in einem morschen Ast einen förmlichen Eierbecher, in den der Zapfen gerade hineinpaßt; er steckt denselben immer mit dem Stilende voran in dieses becherförmige Loch, hält ihn mit den Zehen fest und haut sich nun die Samenkerne heraus. Er ist bald Stand- bald Strichvogel. Auf dem Striche besucht er häufig Laubwälder, Gärten, selbst kleine Stadtgärten. Die Nisthöhle wählt er gern etwa 8 m hoch, schickt sich aber auch in die Verhältnisse und legt oft schon im März etwa fünf weiße, 22 + 16 mm große Eier, an deren Ausbrüten sich das Männchen fleißig beteiligt. — Die Jungen haben einen roten Scheitel, der sich später verliert und werden zuerst aus dem Kropfe, später aus dem Schnabel mit Insekten gefüttert. Im Frühjahre wirbelt auch er kräftig auf den Ästen, sonst schreit er lachend, kurz und hart, meist oft hintereinander „kgik". Er ist nicht scheu, weiß sich aber wie alle Spechte trefflich zu decken.

Ihm in der Lebensweise sehr ähnlich, wie im Aussehen, aber im Gegensatze zu ihm fast nur in Laubwäldern zu treffen, ist

Der mittlere Buntspecht.

Picus medius, cynaedus, quercorum; Dendrocopus medius.
(Tafel 26, Figur 8.)

Mittelspecht, mittlerer Rotspecht.

Stirn gelblichweiß; der ganze Scheitel bei Männchen und Weibchen lebhaft karminrot, der schwarze Streifen am Mundwinkel fehlt; Bauch und After wie der Scheitel; Steiß weiß, gelblich angeflogen, an den Seiten mit schwarzen Schaftstrichen, sonst wie der Vorige gezeichnet. Länge 19,5 cm, Flugbreite 37,5 cm, Schwanz 8,3 cm, Schnabel 2,4 cm.

Im westlichen Deutschland häufig, wo ihm die Mittelwälder besonders der Eichwald, sehr zusagen; Nadelhölzer liebt er, wie schon bemerkt, nicht, ist aber während der Strichzeit auch in solchen, selbst in Feld- und Gartenhölzern zu sehen. Fünf bis sieben weiße Eier im April, 20 + 16 mm. Die Nahrung ist die gleiche, wie bei dem vorigen. Er ruft hastig, lachend, laut: „kickickickick", selten einzeln „kick".

Der kleine Buntspecht.

Picus minor, striolatus, hortorum; Dendrocopus minor; Piculus minor.
(Tafel 26, Figur 9 und 10.)

Kleinspecht, kleiner Rot- oder Schildspecht, Sperlingsspecht.

Stirn bräunlichweiß, Scheitel karminrot von schwarzem Streifen umgeben, welcher am Hinterhals abwärts geht und mit einem schwarzen Nackenfleck zusammenhängt. Über dem Auge ein schwarzer Streifen, ein solcher vom Mundwinkel bis hinter das Ohr, wo er einen dreieckigen Fleck bildet. Oberrücken, Bürzel und obere Schwanzdecken schwarz, Mittelrücken und Schultern weiß mit schwarzen Querstreifen. Vorderseite weiß, Bauch bräunlich; auf den Brustseiten schwarze Schaftstriche, am After dreieckige. Der Kopf des Weibchens ist vorn weiß, hinten schwarz, eine Verwechslung mit anderen Spechten schließen die kleinen Maße dieser Art aus. Länge 14,5 cm, Flugbreite 27,5 cm, Schwanz 5,5 cm, Schnabel 1,5 cm.

Der Kleinspecht ruft wie der vorige, doch viel schwächer, höher und gezogener „küick", in der Paarungszeit schnurrt der kleine Kamerad sehr eifrig. Er ist überhaupt ein allerliebstes Geschöpf, der munterste und gewandteste seiner Gattung. Er liebt gerade den durchforsteten, lichten Wald, insbesondere mit vielen alten Eichen und besucht sehr gern die Obstbaumgärten. Den Blicken des Menschen weiß er sich trefflich zu entziehen, er ist durchaus nicht so selten, wie man glaubt. Auch Weiden und Buschwerk am Wasser liebt er sehr. Der Kleinspecht nährt sich nur von Insekten und Gewürm, das er weniger an den Baumschäften als an den dünneren Ästen und Zweigen sucht; leider gehen in Folge dieser ausschließlichen Insektennahrung jeden Winter gar zu viele Kleinspechte zu Grunde. Zur Strichzeit im Winter ist er stets der unbestrittene Führer einer Schar Spechtmeisen, Baumläufer und Meisen. Seine Nistlöcher stehen meist in mittlerer Höhe, die Höhlen sind kleiner, sonst wie die vorigen, Ende April findet man die fünf bis sechs Eierchen, weiß, 17 + 13 mm groß. In der Gefangenschaft ist er relativ leicht zu halten und wahrhaft allerliebst. Ich bitte diesbezüglich am Schlusse der Einzelschilderung der Spechte nachzulesen.

Der Grünspecht.

Picus viridis; Gecinus viridis, pinetorum, frondium, virescens.

(Tafel 26, Figur 13 und 14.)

Grüner Baumhocker, Zimmermann, Grasspecht.

Die Grundfarbe ist gelbgrün, der ganze Oberkopf bis in den Nacken hoch karminrot auf aschblauem Grunde, dieses Rot ist beim Männchen weiter ausgedehnt als beim Weibchen. Außerdem hat das Männchen einen roten, das Weibchen einen schwärzlichen Streifen am Schnabelwinkel. Länge 31 cm, Flugbreite 50 cm, Schwanz 6,5 cm, Schnabel 5 cm.

Er und der folgende Grauspecht werden von den Systematikern in eine besondere Gattung: Gecinus, Erdhacker, abgetrennt, da diese beiden Spechte im Winter die Ameisen, ihre erklärte Lieblingsnahrung, aus der Erde aushacken, auch sonst den Ameisen zu liebe sehr viel auf den Erdboden herabkommen und sich auf ihm für Spechte sehr gut bewegen. Im übrigen aber unterscheiden sie sich von den andern Spechten durch keine besonderen Eigentümlichkeiten, legen auch die Nisthöhle genau so an, wie die anderen; im April findet man in der des Grünspecht sechs bis acht Eier, weiß, 27 + 20 mm groß. Er zieht die Wälder der Ebene und des Hügellandes vor, besonders wenn sie vielfach unterbrochen sind und Laubwald, sowie gemischter sind ihm lieber als der Nadelwald. Er kommt vielfach aus dem Wald heraus in die Baumgärten, Alleen, Promenaden, ja namentlich auch auf offene Wiesen, um dort den Ameisen nachzugehen; er schleudert die Haufen auseinander oder hackt den Rasen, unter dem sie ihre Kolonien haben, auf, läßt die Tiere auf seine wurmförmig lange Zunge kriechen, an der sie kleben bleiben; so schluckt er sie zu hunderten samt ihren Puppen hinunter. Bienenstöcke muß man vor ihm hüten, denn er wäre ihnen ein sehr gefährlicher Gast, namentlich solchen aus Strohkörben, er haut Löcher ein und holt sich Bienen und Maden, ohne auf die Stiche zu achten. Hauptsächlich geht er aber auf Holzwürmer, Spinnen, Fliegen, die er nicht bloß an Stämmen, sondern auch an Mauern, Bretterwänden, Holzzäunen, alten Häusern, die von Wald oder Garten begrenzt sind, sucht. Der Grünspecht hat einen hellen, dem Lachen eines Menschen sehr ähnlichen Ruf, etwa wie „klücklücklücklück" mit nach dem Ende beschleunigtem Tempo und er ruft auch „kjük kjük kjük". Der Flug ist wie der aller Spechte mit einem schnurrenden Geräusch verbunden und erfolgt so: hat der Specht einen Baum von unten an bis in die Krone hin abgesucht, so stürzt er sich mit angezogenen Flügeln im Bogen herab, um sich unten an den Stamm des nächsten zu begeben. Über weitere Strecken setzt sich sein Flug aus mehreren Bogen zusammen. Da er auch im Winter den in der Erde liegenden Insekten nachhackt, so ist er von besonderer Nützlichkeit, zumal er Körnernahrung verschmäht.

Der Grauspecht.

Picus canus, viridicanus, norvegicus; Gecinus canus.

(Tafel 26, Figur 15 und 16.)

Kleiner Grünspecht, Erdspecht, Graukopf.

Hauptfärbung grün, der ganze Kopf grau, das Männchen hat nur einen roten Fleck auf dem Vorderkopf, das Weibchen nicht; Kopf und Hals hellgrau, Stirn grünlichgrau; Bartborsten und ein Fleck vor dem Auge schwarz, ein schwarzer Streifen vom Unterkiefer nach dem Halse; im Übrigen dem Grünspecht sehr ähnlich, aber, wie die Maße angeben, erheblich kleiner. Die Jungen vom Bauch an mit schwarzen Querzeichnungen. Länge 27,5 cm, Flugbreite 45 cm, Schwanz 10,7 cm, Schnabel 3 cm.

Der Grauspecht gehört mehr dem Nordosten an und ist bei uns ziemlich selten, sonst aber dem vorigen an Nist- und Lebensweise gleich. Die Eier sind sehr feinschalig, 20—25 mm groß. Sein Ruf klingt dem des Grünspechtes zwar auch ähnlich, fällt aber im Ton und unterscheidet sich daher leicht; Ameisen geht er sehr emsig nach; er ist so nützlich wie der vorige. Jäger bemerkt von ihm, daß er sehr gerne Hollunderbeeren frißt.

Der Dreizehenspecht.

Picus tridactylus, variegatus; Picoides tridactylus, europaeus, alpinus.

(Tafel 26, Figur 11 und 12.)

Dreizehiger Buntspecht, Gelbköpfiger Specht, Goldspecht.

Er ist den Buntspechten sehr ähnlich, unterscheidet sich aber von ihnen sofort dadurch, daß die Füße nur 3 Zehen, 2 nach vorne, eine nach hinten, haben, so daß wir also eine dritte Gattung Picoides, Dreizehenspecht, vor uns sehen. Des Weiteren unterscheidet ihn von den Buntspechten auf den ersten Blick der bei den Männchen zitronengelbe, bei den Weibchen silberweiße Scheitelfleck. Im Übrigen ist er schwarz und weißbunt. In der Mitte des Oberrückens ist ein weißer Längsstreif, ein Streif vom Mundwinkel, ein breiterer vom Auge und ein dritter über dem Auge sind schwarz. Der Bürzel ist schwarz. Der Schnabel bleifarbig, Augen silberweiß, die Füße dunkelbleigrau. Länge 16 cm, Flugbreite 40 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 2,5 cm.

Dieser Specht bewohnt in Deutschland, Tyrol und der Schweiz die Alpen und wird außerdem noch im Riesengebirge getroffen, wie sich das bei so vielen Alpentieren wiederholt. Seine eigentliche Heimat ist der hohe Norden ostwärts bis Kamtschatka, nordwärts bis zum Verschwinden des Waldes. Er liebt den Nadelwald, insbesondere die Zirbeltanne, bevölkert aber auch die Birkenwälder des Nordens. Seine Lebensweise gleicht ganz der des Mittelspechtes, auch sein Ruf stimmt mit dem jenes zusammen. In seiner Bruthöhle findet man fünf glänzend weiße Eier, 25 + 18 mm groß.

Spechte in der **Gefangenschaft** zu halten ist nur eine Sache für besondere Liebhaber, wie für ernste Forscher, welche den kühnen Gedanken des Zuchtversuches zwecks Beobachtung so mancher strittigen Punkte in ihrer Naturgeschichte auszuführen beabsichtigen. Einen großen Anreiz bietet diese Liebhaberei ganz entschieden, viele hervorragende Ornithologen haben sich ihr schon hingegeben, insbesondere der leider viel zu frühe verstorbene Dr. Liebe hat die reizvollsten Schilderungen von ihr entworfen. Diese liebenswürdigen, so hochgradig fesselnden Hinterwäldler unserer Ornis in der Stube zu beherbergen, stets in ihrem merkwürdigen Thun und Treiben vor Augen zu haben, würde ja gewiß sehr viele zu ihrer Haltung anlocken, wären nicht die sehr große Kostspieligkeit ihres Unterhaltes und die vielen Schwierigkeiten, die sie als „Stubenvögel" bereiten. Freifliegend in der Vogelstube darf man sie nicht beherbergen, denn sie hämmern irgendwo und sei es durch das Fensterkreuz ein Loch und bahnen sich und anderen Vögeln den Weg hinaus ins Freie; im Käfige aber, wenn er nicht ganz von Metall und

recht groß und geräumig ist, sind sie gleichfalls nicht zu halten, weil sie ihn entweder zertrümmern oder darin verkümmern. Sie brauchen also einen sehr großen Käfig, Maße mindestens wie beim Mauerläufer angegeben, der Schwarzspecht brauchte ihn noch viel größer, er muß völlig aus Metall und mit frischen, innen kernfaulen, im übrigen aber noch möglichst vollberindeten Baumstämmen ausgestattet sein. Sehr fesselnd ist es, hat der Käfig oben ein Gitter, ist dieses wieder mit Rinden belegt, welche der Specht durchlöchert und füttert man nun auf diesen Rinden allerlei Larven: wundervoll beobachtet man dann das Spiel der Zunge beim Durchspießen, Anleimen oder Ergreifen der Beute. Ein sehr seltener Gast wird in der Stube stets der Schwarzspecht bleiben, schon wegen seiner Größe und Lebhaftigkeit, die einen ganz außerordentlich umfangreichen Käfig bedingen. Dabei wird sich kaum je ein richtiges Pärchen dieser Vögel leiblich vertragen, männliche Spechte sich stets sofort bis auf den Tod bekriegen. Grau-, Grün-, großer und mittlerer Buntspecht vertragen sich ebenfalls nicht zusammen, sind auch sehr großer Käfige bedürftig. Dagegen ist der Kleinspecht ein allerliebster, harmloser Vogel, der durch entzückende Zahmheit und Sanftheit jedermann entzückt, den Pfleger ganz begeistert. Alle Spechte werden zahm, jung aufgezogen sogar unglaublich zuthunlich, verlangen nach ihrem Pfleger, klettern an ihm empor, folgen ihm in das Freie, aber — man muß sich sehr vor ihren unbeabsichtigten Mißhandlungen hüten, denn die Stellen des Körpers, die sie „behämmern", schwellen hoch an, der Schwarzspecht kann sehr gefährlich verwunden, Grün-, Grau- und großer Buntspecht und ihre Größengenossen recht schmerzhaft verletzen. Bei dem allerliebsten kleinen Buntspecht fällt auch dieser bedenkliche Mißstand weg. Alle zahmen Spechte stürmen sofort bei Ankunft ihres Pflegers an das Gitter und betasten die Hände mit der Zunge, kommt man zu nahe, äußert sich die Freude in gut gemeinten aber recht empfindlichen Schnabelhieben. Sonst ist ihr Benehmen sehr verständig, klug und überlegend. Den Schwarzspecht ernährt man am besten mit allerlei lebenden Kerbtieren, rohem Fleisch, kleinen frischen Ameisenpuppen und gewöhnt ihn vorsichtig an Ameisenpuppen, gelbe Rüben, geriebenes Weißbrot, Quarkkäse, Mais- und Erbsenmehl zu gleichen Teilen gemischt, hiezu 50—60 Mehlwürmer, einige Regenwürmer und Schaben, was man alles ja auch Winters haben kann. Junge füttert man mit zerschnittenem rohen Herz mit Ameisenpuppen auf. Die gleiche Verpflegung gilt für Grün-, Grau-, Weißrücken-Dreizehenspecht. Grün- und Grauspecht giebt man so viel wie möglich ihr Lieblingsfutter: die kleinen roten Ameisen und deren Puppen. Dagegen verschmähen großer und mittlerer Buntspecht die frischen Ameisenpuppen, sind aber viel leichter wie die vorgenannten zu halten, da sie bei allerlei Sämereien, Nüssen und Bucheckern sofort an das oben angegebene Mischfutter (ohne Ameisenpuppen) gehen werden und höchstens 20 Mehlwürmer pro Tag bedürfen. Ihre Jungen zieht man mit fein zerschnittenem Fleisch, Maden und allerlei Würmern auf, dazu Quarkkäse, Mehlwürmer, sodann gut zusammengekautes Schwarzbrot, Weizenbrot, ebensolches gekochtes Fleisch und ebensolche Nußkerne. Sie lieben und verlangen viele Abwechselung, besondere Vorliebe zeigen sie (nach Dr. Liebe) für gekaute Haselnußkerne.

Mit demselben Päppelfutter unter Hinzufügung sehr vieler, kleiner, frischer Ameisenpuppen zieht man die allerliebsten Kleinspechtchen groß; den erwachsenen Kleinspecht füttert man wie die zwei größeren Buntspechte, doch gibt man nicht rohes Fleisch, sondern gekochtes, geriebenes Herz, sehr viele Ameisenpuppen und täglich fünfzehn kleinen Mehlwürmer. Maulwurfsgrillen und Holzmaden sind Leckerbissen für alle Spechte.

Als die tiefststehende Spechtart haben wir den

Wendehals

Jynx torquilla, japonica, major, arborea, meridionalis; Cuculus subgriseus,

(Tafel 13, Figur 4)

zu betrachten. Wiede-, Dreh-, Natterhals, Drehvogel, Halsdreher, Natterwendel, Otterwindel, Natterzange. Seine Familie (Jynginae) hat folgende Kennzeichen:

Schnabel kurz, kegelförmig, ohne Kanten, aber spitz; Nasenlöcher ritzförmig ohne Bedeckung; Zunge mit hornartiger Spitze ohne Widerhaken, vorschnellbar; Füße kurz, 2 Zehen vorwärts, 2 hinterwärts gerichtet; Schwanzfedern zugespitzt, 10 an der Zahl; Flügel kurz und stumpf; Gefieder weich; auffallende Wendbarkeit des Halses. Von 4 Arten

hat Europa nur die eine Art. Merkwürdig ist sein Gewand, er erinnert in diesem Stück an die Nachtschwalbe: ein Wirrwarr von grauen, schwarzen, weißen, braunen Pünktchen, Strichelchen, ganz wie eine Baumrinde. Der Kropf ist grau überflogen, schwarz bespritzt, die übrige Vorderseite gelblichweiß und wie die Weibchen fein gefleckt, untere Schwanzdecken mit schwärzlichen Querwellen: die verschiedenen Farbentöne des Wendehalses gehen sanft ineinander über und fast überall ist er mit feinsten Punkten, Strichen, Querzeichnungen bedeckt, deren Zierlichkeit nur in der Nähe bemerkt wird. Länge 17,8 cm, Flugbreite 27,5 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 1,6 cm.

Der Wendehals verbreitet sich über ganz Europa und kommt überall vor, wo er Unterkommen und Schutz findet, nur selten aber in großen Nadelholzwaldungen; Feldhölzer, Waldränder, Obstgärten, Kopfweiden sind sein Heim. Man hört ihn zeitig im April seine Ankunft durch ein helles „waid waid waid waid“ verkünden, welches so lange zum Überdruß ertönt, bis sich ein Weibchen zu ihm gefunden hat. Auf einem zwischen beiden Daumen ausgespannten Grashalm kann man diesen Ruf vortrefflich nachahmen und sich den Schreier behufs näherer Betrachtung recht rasch herbeizaubern. Im Beginn des Frühjahrs klingt dieses überlaute Geschrei, das man gut 500 m weit hört, auch recht lustig, wenn man aber zwischen zwei bis dreien dieser Schreihälse wohnt, dann kann es einem recht wohl entleiden. Außer diesem Paarungsruf hat er nur noch ganz kurze, heisere, leise Töne und in der Angst ein kurzes „Scheck“, wie das der Würger. In einer beliebigen Baumhöhle, hoch oder niedrig, mit großem oder kleinem Flugloch werden meist auf die Holzerde bis zwölf rein weiße, dünnschalige Eier (Tafel 48, Figur 1 a), 20 + 15 mm, gelegt und in 14 Tagen ausgebrütet. Das Hauptfutter des Wendelhalses sind Ameisen, zwischen die er seine lange Zunge schnellt und die gefangenen verschluckt; sonst nimmt er aber noch viele andere Insekten, im Herbst auch Beeren, besonders gern Hollunder. Der Wendehals hat seinen Namen von der wunderlichen Fähigkeit seinen Hals fast um die Axe drehen und verlängern zu können, daß man ihn kaum wiedererkennt; dabei nimmt er sehr komische Stellungen ein, breitet den Schwanz aus, richtet die Kopffedern auf, macht Verbeugungen und Grimassen und namentlich wenn sich zwei Männchen auf diese harmlose Weise bekämpfen, glaubt man zwei Bajazzos ihre komischen Künste produzieren zu sehen; dabei geht es ebenso harmlos her, denn die Vögel hüten sich eifrig vor jeder thätlichen Annäherung. Er verläßt uns schon im August, nachdem er lange Zeit vorher ein stilles, harmloses, wenig beachtetes Dasein geführt hat, denn sein Schrei erschallt nur im April. Wenn man einen Gefangenen in der Hand hält, schließt er die Augen halb, macht eine Holle, dehnt den Hals ungemein und dreht ihn nun wie eine Schlange ganz langsam, so daß der Kopf mehrmals im Kreise herumgeht. Brehm sagt: „Gefangene Wedehälse sind die unterhaltendsten Stubenvögel unter der Sonne.“ Es hält nicht schwer, sie an ein passendes Stubenfutter zu gewöhnen und lange Zeit zu erhalten. Einige freilich, sogenannte Trotzköpfe, wollen nur Ameisenpuppen genießen. Frauenfeld sagt von ihnen: „Der Wendehals wiederholt seine Gebärden ganz regelmäßig. Während er den Leib flach niedergestreckt vorwärts schiebt, streckt er den Hals so lang wie möglich aus, spreizt den Schwanz, sträubt die Kopffedern hoch empor und schnellt dann, wenn er sich langsam dehnend, soweit er vermochte, ausgestreckt hatte, plötzlich mit raschem Rucke den Kopf zurück. Dieses Dehnen und Zurückschnellen wiederholt er vier- bis fünfmal, bis sich sein Beobachter entfernt. Noch auffallender ist sein Benehmen außerhalb des Käfigs, den er übrigens nicht gern verläßt. Er sucht dann häufig ein Versteck auf und weiß sich hier so vortrefflich zu verbergen, daß man ihn zuweilen längere Zeit vergeblich suchen muß. Solange er nicht bemerkt zu sein glaubt, bleibt er niedergedrückt ganz ruhig und folgt, mit den Augen beobachtend, dem Suchenden. Erst wenn er sich entdeckt sieht, beginnt wieder die komische sträubende Bewegung, um den Gegner zu ängstigen und zu verscheuchen. Wird er überrascht, während er sich außerhalb des Käfigs befindet, so drückt er sich gegen den Boden der Länge nach nieder und bleibt unbeweglich liegen.“ Eingewöhnungsfutter sind frische Ameisenpuppen und Mehlwürmer, später erhält er bestes Nachtigallenfutter, so lange wie möglich mit viel frischen Ameisenpuppen.

Die Tauben. Columbidae.

Die Tauben, insbesondere die europäischen, nähren sich fast ausschließlich von Samen. Ihr Schnabel ist gerade, etwas gestreckt, dünn, rund, an der kolbigen Spitze hart, über den Nasenlöchern

sehr aufgetrieben und schäbig, die Spitze der obern Kinnlade abwärts gekrümmt, der Rücken derselben etwas flach, die Mundkanten eingezogen und klaffend, die untere Kinnlade am Grunde etwas breiter als die obere. Die Nasenlöcher sind etwas länger als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, länglich, ritzenförmig, nach vorn aufwärts gerichtet, rückwärts über denselben die starke, aufgetriebene, weichhäutige, schäbige Schwiele. Die Zunge geht über die Hälfte des Schnabels, ist ähnlich gestaltet wie ein gleichschenkeliges Triangel, die Spitze abwärts gekrümmt und rinnenförmig. Die Schwingen sind hart, die drei ersten ziemlich gleich lang, die zweite die längste; Vorderschwingen haben sie zehn, Armschwingen elf bis fünfzehn; der Schwanz ist meist zwölf- bis sechzehnfedrig. Die Rasse-Tauben weisen wie natürlich bedeutende Ausnahmen von diesen Regeln auf. Die Füße sind kurz, etwas fleischig, haben vier Zehen, wovon die hintere nur ein wenig höher sitzt. Sie gehen schreitend, und hier begegnen wir einer merkwürdigen, allbekannten Erscheinung: Die gewöhnliche Haustaube läuft über den Boden hin, indem sie bei jedem Schritt den horizontal gehaltenen Kopf in horizontaler Richtung vorwärts wirft. Wenn Futterneid, Hunger oder Eifersucht ihren Gang beschleunigen, dann gewährt das hurtige Kopfrücken, da die kurzen Beine einen kurzen Schritt, ein Trippeln bedingen, einen beinahe komischen Eindruck. — Was hat aber dies Kopfrücken, ohne welches die Taube auf ebenem Boden keinen Schritt thun kann, im Leben des Tieres für eine Bedeutung? Die Antwort finden wir, wenn wir uns nach ähnlichen Beispielen umsehen; die Bewegungen der Tauben sind zu rasch: bei vielen Hühnerarten, namentlich aber bei den Rallen, beobachten wir dieselbe Bewegung des Kopfes. Rennt ein Wachtelkönig flüchtig über das Stoppelfeld oder durch das Getreide, dann hält er mit gestrecktem Hals den Kopf unbewegt und tief in gleicher Höhe mit dem Rücken; schreitet er aber langsam, so trägt er den Hals aufrecht und rückt mit dem Kopf. Er wirft dabei eigentlich den Kopf nicht vor, sondern er läßt in der Vorwärtsbewegung des Gehens den Kopf während eines Schrittes in absoluter Ruhe stehen, so daß er gegenüber dem in Bewegung begriffenen Körper zurückbleibt, und zieht ihn am Ende der Schrittbewegung rasch nach. Die eigentümliche Bewegung besteht also eigentlich nicht in einem Vorschnellen des Kopfes, sondern vielmehr in einem bei jedem Schritte wechselnden Stehenlassen und raschen Nachziehen desselben. Dabei stellt sich auch klar der Grund dieser Bewegung heraus: Während des Laufens ist das deutliche Sehen erschwert. Jedes Haartier hält im Laufen inne, wenn es irgend etwas Verdächtiges in weiterer Entfernung gewahrt, um in der Ruhe sicherer zu sehen; und wir selbst machen während des Wanderns oft genug Halt, lediglich um irgend einen Gegenstand schärfer in Augenschein zu nehmen. Die kopfrückenden Vögel — das sehen wir deutlich, wenn sie diese Bewegung langsamer ausführen — lassen bei jedem Schritt den Kopf einen kurzen Halt machen, um deutlicher zu sehen.

Von besonderem Interesse ist mit Rücksicht auf die Brutpflege der Kropf der Tauben, den man früher für sehr drüsenreich hielt und dessen Drüsen ein der Milch der Säugetiere ähnliches Sekret während der Zeit, daß die Jungen gefüttert würden, absondern sollte.

Neuere Untersuchungen (vergl. Marshall „Bau der Vögel") haben dargethan, daß beide Annahmen irrtümlich sind. Der Kopf der nicht brütenden oder fütternden Tauben besteht in beiden Geschlechtern aus zwei seitlichen Taschen, die nur am Rand auf eine kurze Strecke eine Anzahl (6—8) Drüsenreihen hat, welche sich sich als Drüsenleisten von da weiter die Speiseröhre hinabziehen. Die Zwischenräume zwischen den Reihen am Kopfrand und den Leisten in der Speiseröhre sind vollkommen frei von Drüsen. Diese selbst sind zusammengesetzt schlauchförmig, wie sie auch in der Speiseröhre anderer Vögel (Krähe, Huhn u. s. w.) vorkommen. Das Sekret derselben ist schleimhaltig und erweicht die Nahrung oberflächlich und macht sie schlüpfrig; es reagiert neutral. Die Kropftaschen selbst sind mit Pflasterepithel ausgekleidet. Ihr Epithel besteht aus drei gleich dicken Schichten und ist der ausschließliche Sitz jener Substanz, welche man als „Taubenmilch" aufgefaßt hat. Die unterste dieser drei Schichten liegt unmittelbar auf dem bindegewebigen Substrat der submucosa und besteht aus sehr flachen Zellen; die mittelste setzt sich aus polyedrischen deutlich begrenzten Zellen zusammen, während die oberste, dem Lumen des Kropfes zugekehrte Seite aus hornigen, platten, sich fortwährend abblätternden Zellen besteht. Die letzten Gefäßverzweigungen entsenden, nachdem sie in der submucosa ein Netz mit sehr großen Maschen gebildet haben, in die mucosa hinein zahlreiche gleichfalls Netze bildende Kapillaren. Von diesem Netz steigen Verästelungen bis zur Grenze der untersten und mittelsten Epithelschicht und bilden hier ein interepitheliales Netz. Die Gegenwart dieses sehr stark entwickelten Gefäßnetzes, das vollständig auf die Seitentaschen beschränkt ist, steht offenbar im Zusammenhange mit deren zeitweiligen Funktion. Die mucosa der

Seitentaschen zeigt im gewöhnlichen, normalen Zustande wenig ausgeprägte und veränderliche Falten, die in ihrem Verlaufe wesentlich dem Verlauf der unter ihnen gelegenen größeren Blutgefässe entsprechen. In den tieferen Epithelschichten dieser Falten zeigen sich bei brütenden Tauben (Männchen und Weibchen teilen sich hier in dieses Geschäft) etwa am achten Tage des Brütens die ersten histiologischen Veränderungen. In der Nachbarschaft der Kapillaren findet eine lebhafte Zellteilung statt, welche zur Bildung von Epithelialknöspchen führen, von denen ein jedes einer Kapillarschlinge entspricht. Dieselben senken sich in dem Maße wie sie wachsen immer tiefer und tiefer in das Bindegewebe-Substrat ein, liegen dicht beieinander, und wenn die Jungen das Ei verlassen, erscheint bei den Alten das Epithel der Seitentaschen drei- bis viermal dicker als im normalen Zustande. Im Zentrum dieser Knöspchen findet sich eine Anzahl hypertrophischer fettgefüllter Zellen. So kommen im Taubenkropf die vorübergehenden Bildungen zustande, die den Typus einer einfachen blindsackartigen Drüse wiederholen. Eine derartige Entwickelung von den Epithelialknöspchen vermehrt die Oberfläche der mucosa beträchtlich und die erwähnten Falten dehnen sich in der Breite so aus, daß sie sich innigst berühren. Noch 14 Tage, nachdem die Jungen ausgekrochen sind, ist die Innenseite der Seitentaschen auch für das bloße Auge sehr charakteristisch verändert und produziert bis etwa zum 20. Tage jene ernährende aus den zerfallenden hypertrophischen fetthaltigen Epithelialzellen gebildete Masse, die von krümeliger Beschaffenheit ist, wie ranzige Butter riecht, keine Spur von Kaseïn und Milchzucker enthält, sich folglich nach keiner Richtung hin mit der Milch der Säugetiere vergleichen läßt. Wohl aber ist phosphorsaurer Kalk darin enthalten, der beste Knochenbilder.

Der Flug der Tauben ist auf das Höchste ausgebildet. Im allgemeinen ähneln die Wildtauben unseren Haustauben, doch ist der Flug alter Wildtauben ausgezeichnet durch seine reißende Schnelligkeit; wenn der Wanderfalke sie jagt, so ist man oft im Zweifel, welcher von beiden Vögeln der herrlichere Flieger ist.

Die Jungen der Wildtauben sitzen nach dem Ausschlüpfen so lange im Nest, bis sie fliegen können, worüber oft mehr als drei Wochen vergehen. Dabei sind die Alten sehr schlechte Eltern, sie verlassen die Eier bei der geringsten Störung, die Jungen auch immerhin noch sehr leicht, meist trägt ihre große Furchtsamkeit die Schuld, manchmal aber auch Liederlichkeit, jene Verliebtheit, die den Charakter der Tauben durchaus nicht ziert. Man darf sagen, daß die Tauben einen im Reiche der Vögel seltenen Mangel an Elternliebe offenbaren.

Die Nahrung der Wildtauben sind einmal die Samen fast aller unserer Kulturpflanzen, vorzüglich die von Weizen, Linsen, Heidekorn, Raps und Hanf, in zweiter Linie steht Hafer, Gerste, Erbsen, Lein. Sie fliegen deshalb regelmäßig auf die benachbarten Felder. Daneben nehmen sie vielerlei Unkrautsamen und Ringeltaube und Turteltaube fügen hinzu als ein Lieblingsfutter die Samen der Nadelhölzer, den sie an lichten Waldstellen, auch am Waldsaum vom Boden auflesen. Sehr gefährlich sind sie deshalb den Nadelholzansaaten. Von sonstiger Nahrung bietet der Wald Eicheln und Bucheln; die Heidelbeeren fressen Hohltaube und Ringeltaube gern; dagegen hat die Turteltaube eine besondere Liebhaberei für die Samen der Wolfsmilch.

Alle Wildtauben sind in Deutschland Zugvögel. Hohltaube und Ringeltaube kommen früh, Ende Februar, Anfang März, die Turteltaube selten vor Mitte April; gegen Ende August zieht sie schon wieder nach Südwesten ab, die beiden anderen folgen erst im Oktober.

Die Schilderung der Jagd auf Wildtauben wissen wir nicht besser zu bringen, als daß wir den oft zitierten trefflichen Grashey, „Praktisches Handbuch für Jäger“ wieder zu Hilfe rufen. Hier ist über die Taubenjagd Folgendes gesagt:

Die Jagd auf Tauben ist sehr schwierig auszuüben, weil der Vogel sehr schlau und vorsichtig ist und seine Lebensweise keine solch bestimmten Anhaltspunkte giebt, daß man auf gewisse Standorte 2c. rechnen könnte. Daher kommt es auch, daß leider unsere meisten Jäger sich mit der Wildtaubenjagd gar nicht befassen und solche nur hin und wieder zufälligerweise erlegen. Es ist schade, daß diese Jagd nicht mehr betrieben wird, denn es giebt Wildtauben in Menge und selbe liefern ein äußerst schmackhaftes Wildbret, zudem auch die Überlistung und Erbeutung eines so schlauen Vogels dem Jäger Freude bereiten muß. In meinen jungen Jahren habe ich den Wildtauben fleißig nachgestellt, ihre Erbeutung hat mir stets große Freude bereitet, größere als das Erlegen etlicher Rebhühner. Man kann die Jagd systematisch durch **Anreizen** während der Balzperiode, dann durch **Anstand an der Sulze**, oder durch Anstand am Feldrande am besten ausüben. Allerdings erfordert die Taubenjagd viel Zeit und Geduld, wenn man größeren Erfolg haben will, aber während man den Tauben auflauert, macht man gar viele Beobachtungen im Revier und manchen guten Rehbock oder Fuchs ver-

dankte ich der Taubenjagd. Das Anreizen wird im Frühjahre geübt, wenn man häufig den Balzlaut des Taubers — das „Ruckſen" hört. Man ſucht ſich anzunähern, gedeckte Stellung zu nehmen und nun fängt man entweder mit der hohlen Hand, oder durch ein gutes Inſtrument, das man in den Jagdutenſilienhandlungen erhalten kann — an, den Tauberruf nachzuahmen. Wenn man ihn im Walde von einer Taube hört und einige Übung hat, gelingt das Anreizen nicht ſelten, wobei man auch mit den flachen Händen das Flügelklatſchen nachmachen kann.

Mehr Erfolg hat man an der Taubenſulze, die man für dieſen Zweck einrichtet; ſie iſt ähnlich vorzubereiten, wie die Salzlecken für Rehe. Statt des gewöhnlichen Lehmes nimmt man gerne ſolchen, der von alten ausgeräumten Backöfen herrührt. Man feuchtet ihn mit Salzwaſſer, Häringslacke an, giebt etwas Honig dazu und ſchlägt dieſe Maſſe in den Sulzkaſten ein. Um die Tauben mehr anzulocken, ſetzt man der Sulze gerne Korianderſamen, Meiſterwürz, Eiſenkraut, Liebſtöckel, Fenchel, Eberwürz zu und ſtreut etwas Salz und Anisſamen darauf. Neben der Sulze ſoll man einen Waſſerbehälter herrichten, in dem ſich Regenwaſſer hält und zu welchem die Tauben beſonders gegen Mittag und Abend kommen, um ſich zu tränken. In gewählter Entfernung muß dann ein gut deckender Schirm, womöglich unter Bäumen, angebracht ſein, von wo aus man die Sulze und Tränke mit der Flinte gut beſtreichen kann. Wenn man auf die Sulze Wicken, Erbſen, Weizen öfter hinſtreut, kirrt man die Tauben mehr an. Doch wie geſagt gehört viel Zeit und Geduld dazu, um in dem Schirme lang genug aushalten zu können.

Wenn an Waldrändern Ölſaat, Wicken oder Erbſen angebaut ſind, kann man im Frühjahr bei der Ausſaat, ſpäter aber im Auguſt hier mit größerem Erfolge anſtehen, genügende Deckung muß vorbereitet ſein. Die Stunden von 8—11 Uhr und von 2—5 Uhr mögen da die beſten ſein. Im Frühjahre ſoll man die Tauben womöglich mit der Jagd verſchonen, im Herbſte wird dadurch der Ertrag an jungen Tauben nur ein um ſo reichlicherer ſein. Die Tauben haben jedoch bei uns in den Monaten April und Mai Hegezeit.

Die Ringeltaube.

Columba palumbus, pinetorum; Palumbus torquatus, excelsus.

(Tafel 27, Figur 2.)

Holztaube, große Wildtaube, Waldtaube, Bloch-, Kohl- und Kuhtaube.

Die Geſamtfärbung erſcheint aſchgrau, auf beiden Seiten des Halſes tragen die Alten einen weißen Fleck, die Jungen nicht, ein großer weißer Längsfleck ziert den vorderen Rand des Flügels. Kopf und Hals ſind graublau, die Halsſeiten ſchimmern meergrün und tragen beiderſeits einen weißen halbmondförmigen Fleck; Oberrücken und Flügel ſind blaugrau; der Schwanz iſt ſchieferſchwarz, an der Wurzel zeigt er eine helle Querbinde; der Unterleib iſt bläulichweiß; der Schnabel iſt an der Wurzel hochrot, an der Spitze ſchwefelgelb, die Füße blutrot. Das Weibchen iſt mehr grau als blau, unbedeutend kleiner. Die Jungen ſind weit weniger feurig in den Farben. Länge 41,5 cm, Flügelbreite 74,5 cm, Schwanzlänge 16 cm.

Die Ringeltaube iſt in Mitteleuropa häufig, aber auch in Aſien und Nordweſt-Afrika weit verbreitet. Den Nadelwald zieht ſie zwar dem Laubwald entſchieden vor, doch iſt ſie auch im letzteren ein häufiger Brutvogel. Ihr Weſen kennzeichnet ſcheue Vorſicht, Wachſamkeit und große Fluggewandheit, verbunden mit einer ſcharfen Beobachtungsgabe. Sie unterſcheidet unter den Menſchen gar bald Freund und Feind. An Waldwegen läßt ſie die Spaziergänger ganz ruhig unter ihrem Baume vorüberwandeln, während ſie vor dem Jäger ſofort abſtreicht. Zur Paarungszeit bemächtig ſich der männlichen Ringeltauben ein ſtürmiſches Liebesverlangen, welches ſie zum häufigen Ruckſen, dieſem ſehnſüchtigen Ausdruck ihres herrſchenden Triebes, und zum unruhigen Hin- und Herfliegen auf hohen Waldbäumen bewegt. Es ruft hiebei die Ringeltaube eine förmliche Strophe: „ahuh kukuha" manchmal bleibt auch die letzte Silbe weg, oder ſie klingt auch wie „u"; das allercharakteriſtiſcheſte, aber freilich nur in größerer Nähe hörbare iſt, daß dieſer Strophe ein höchſt ſonderbarer, wie tief aus der Bruſt kommender abgebrochener Stimmſtoß folgt, das ſog. Klappen. Dieſe hohlen, dumpfen Rufe der Wildtaube hört man an ſchönen windſtillen Morgen, wo ſie dieſelben am eifrigſten hören laſſen, ziemlich weit. Man hört übrigens die Ringeltauben noch im Auguſt ruckſen, alſo zu einer Zeit, wo neue Werbungen des Männchens um das Weibchen nicht mehr vorkommen. Auch üben ſich da ſchon die jungen Ringeltauben der frühen Bruten im Ruckſen, welches ſehr unbeholfen und heiſer herausgezwängt wird. Die Liebesſpiele ſind ſo drollig, wie bei unſeren Haustauben, insbeſondere ſieht es komiſch aus, wenn der Tauber ſich

aufbläht, den Schwanz ausbreitet und eine Strecke auf dickem Aste mit vorgebeugtem Kropf und angedrücktem Fächer gleichsam fortrutscht. Auch eine Äußerung seiner wonnigen Gefühle ist es, wenn er sich plötzlich vom Baume erhebt und einen Meter höher schief aufwärts strebt mit laut klappernden Flügelschlag und dann leicht schwebend wieder auf den hervorragenden Ast eines Nachbarbaumes sich niederläßt. Sehr anmutig sieht es später aus, wenn alte und junge ausgeflogene Ringeltauben während eines kurzen Regens mit Wohlbehagen sich auf den Ästen der Bäume drehen und wenden, um sich beregnen zu lassen.

Zur Anlage ihres Nestes erwählt die Ringeltaube bald einen hohen, bald einen niedrigen Standpunkt. Das Nest selbst ist liederlich, aber haltbar gebaut. Es besteht aus dürren Fichten-, Kiefern-, Tannen- und Buchen-Reisern oder Zweigchen, ist so schlecht errichtet, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht, ist glatt, nur da, wo die Eier liegen, etwas vertieft. Oft benutzen sie ein verlassenes Eichhorn- und manchmal auch ein verlassenes Elsternnest. Berühmt sind die Niederlassungen der Ringeltauben und der Hohltauben im Prater bei Wien, inmitten des tollsten Menschengewimmels. Jäger erzählt davon: „Das Tollste habe ich von einer Ringeltaube in unserem Wiener Tiergarten beobachtet. Dicht am Fuße einer Pappel, auf der sie in etwa 25 Fuß Höhe ihr Nest anlegte, bauten wir zu gleicher Zeit die Musiktribüne, und während jeden Tag von zwei Uhr angefangen bis in die Dunkelheit eine ganze Regimentsmusik spielte, brütete sie ungestört ihre Jungen aus und nicht etwa im Dickicht der Krone, sondern so frei und offen, daß sie selbst von dem Achtlosesten bemerkt werden konnte." Die Ringeltaube legt zwei Eier, verhältnismäßig klein 39 + 29 mm, weiß und dünnschalig, die in 17 Tagen von beiden Eltern erbrütet werden. Die zweite Brut findet man im Juli. Wie schon bemerkt, ist die Liebe zu Eiern und zur Brut gering, Störungen veranlassen sie zum Verlassen von Nest und Brut. Auch später, wenn die Jungen die Eltern in das Feld begleiten, ist die Pflege zuweilen sehr mangelhaft. Oft kann man im Felde nahe dem Walde junge Ringeltauben treffen, welche zu früh den Führern dahin gefolgt waren und nun hungrig und ermattet sind. Anfangs werden die Jungen in der in der Einleitung beschriebenen Weise aus dem Kropfe gefüttert, später erhalten sie erweichte Sämereien aus dem Kropf. Nachdem sie das Nest verlassen haben, halten sie sich noch einige Tage ruhig und heimlich auf benachbarten hohen Bäumen im Walde auf, wo sie in der Frühe und spät sehr lange und gründlich gefüttert werden, bis sie den Flug in das Feld unter Anleitung ihrer Pfleger unternehmen können, von denen sie dann sehr bald sich selbst überlassen werden. Im August sammeln sich schon alte und junge Ringeltauben zu Flügen und fallen, oft auch von Hohltauben begleitet, auf Fruchtäckern und Wiesen ein. In Gräben und Pfützen, an Teichen, seichten Stellen der Flüsse und Bäche, selbst an den mit Wasser gefüllten Wagengeleisen der Fahrwege lassen sie sich nieder, um zu trinken. Kreisend prüfen sie die Umgegend, ehe sie sich setzen, und wenn dies geschehen, blicken sie erst eine Zeit lang mit gestrecktem Hals umher, ehe sie ihren Durst stillen. Sie halten dabei den Schnabel in das Wasser und ziehen in dieser Stellung dasselbe nach bekannter Art der Tauben ein. Im Herbste fallen sie in großen Flügen auf Eichbäumen ein und verschlucken die Eicheln, welche durch die in ihrem Kropf enthaltene Säure erweicht und zur Verdauung vorbereitet werden.

Ihre Feinde sind Uhu, Habicht, Wanderfalke, Wildkatze und Marder, dem Gelege und der jungen Brut werden auch Eichhörnchen gefährlich werden. Die hauptsächliche Nahrung der Ringeltaube bilden Ölsaat, Getreide, Wicken, Samen der Nadelholzarten, Baumknospen und Buchecker; zur Verdauung nehmen sie Sand und Kieselsteinchen auf.

Die Hohltaube.

Columba oenas, cavorum, arborea.

(Tafel 27, Figur 3.)

Lochtaube, Blocktaube. Sie ist mohnblau, hat auf den mohnblauen Flügeln nur wenig schwarze Zeichnung. Kopf, Hals, Schwingen sind mohnblau, der etwas dunklere Unterhals schimmert metallgrün, Schultern und Rücken sind aschblau; wunderschönen Purpurschiller auf grauem Grunde hat der Kopf, der Unterleib ist lichter blau, der Schwanz schieferblau mit schwarzer Binde eingefaßt. Auge dunkelbraun, Schnabel an der Wurzel rötlich, an der

Spitze gelb, Fuß blutrot. Das Weibchen ist matter in den Farben und etwas kleiner, aber doch nur schwer zu unterscheiden. Den Jungen mangelt aller Metallschimmer, ihr Schnabel ist braungrau. Länge 31 cm, Flügelbreite 64 cm, Schwanz 10 cm.

Im März kommt die Hohltaube, schon gepaart, zu uns und sucht sofort nach einer passenden Nistgelegenheit. Ihr Nest befindet sich stets in einer Baumhöhle — daher ihr Name —, sie bevorzugt deswegen größere Waldungen, in welchen sich ihre Brutbäume: alte Eichen, Buchen oder Weiden vorfinden. Sie brütet, sehr im Gegensatz zu der vorigen, sehr fest, läßt sich nur durch mehrmaliges Klopfen am Stamme heraustreiben und oft sogar auf dem Neste greifen. Es ist begreiflich, daß sie mehr und mehr unter der Wohnungsnot aller größeren Höhlenbrüter leidet, sie kämpft auch manchen vergeblichen Kampf mit den Spechten um eine Nisthöhle. Mit der Nestbereitung, einigen lose eingeschichteten Reisern, ist sie gleich fertig. Sie legt dann 2 Eier, 36 + 27 mm, welche ebenfalls in 17 Tagen erbrütet sind. In vielen Jahren macht sie drei Bruten, die letzte im August, und zieht im Oktober weg. Ihre Jungen pflegt und führt sie viel besser als die Ringeltaube. Die Nahrung ist die gleiche wie jene der Ringeltaube, doch ist sie keine Freundin der Nadelholzsaaten wie Ringel- und Turteltaube. Im Herbste zieht sie in größeren Gesellschaften auf die Felder.

Ihr Lockruf klingt sehr ähnlich wie das Heulen unserer Haustauben, wenn sie dem brütenden Weibchen ihre Gefühle kundgeben: die Doppelsilbe huhku, hurkuh wird entweder einzeln oder die Silbe huh oft hintereinander in einem Atem ausgestoßen.

Beide Wildtauben gewöhnen sich gut an die Gefangenschaft, die Hohltaube noch besser als die Ringeltaube. Beide gelangen auch in der Gefangenschaft zur glücklichen Brut. Im Zimmer füttert man die Ringeltaube mit Hanf, Wicken, Erbsen, Weizen, Gerste, Heidekorn, die Hohltauben mit Wicken und Gerste. Alte Tauben wollen nicht mehr fressen, man muß sie lange Zeit vorsichtig stopfen und tränken, bis ihr Starrsinn überwunden ist. Für kurze Zeit kann man beide an das Ein- und Ausfliegen gewöhnen, aber lange dauert das Vergnügen nicht, dann sind sie wieder verwildert und bleiben aus. Mit zahmen Tauben kann man beide paaren.

Die Felsentaube.

Columba livia, saxatilis, rupicola, domestica.

Stein-, Grotten-, Ufer-Taube.

In ihr haben wir die Stammutter unserer Haustauben vor uns, wie es der erste Blick lehrt: denn sie unterscheidet sich fast gar nicht von unseren „Feldflüchtern". Oberseite hell aschblau, Unterseite mohnblau, Kopf hellschieferblau, Hals bis zur Brust dunkel schieferfarben, oben hell blaugrün, unten purpurfarben schillernd, Unterrücken weiß. Zwei schwarze Binden zieren die Flügel. Die Schwingen sind aschgrau, die Schwanzfedern dunkel mohnblau, die äußersten weiß, alle am Ende schwarz. Auge schwefelgelb, Schnabel an der Wurzel lichtblau, dann schwarz, Füße dunkel blaurot. Die Geschlechter sind nicht verschieden in der Färbung, die Jungen dagegen dunkler als die Alten. Länge 34 cm, Flugbreite 60 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Die Felsentaube hat eine ungemein weite und doch sehr einseitige Verbreitung, sie scheut förmlich den Wald und die Bäume, sucht und bewohnt dagegen ausschließlich steile, senkrecht abfallende Felswandungen, insbesondere Klippen, an welche die Brandung des Meeres donnert, Felseneilande, kahle Gebirge. In Ägypten besiedelt sie die Pyramiden. Sie nistet an der englischen und schottischen Küste, auf den Faröriuseln und den Inseln der südwestlichen Küste Norwegens, fehlt in Deutschland als Brutvogel und wird erst sehr häufig an den Felsenküsten Südeuropas, Kleinasiens, Nordafrikas, ist auch in Palästina, Syrien, Persien, Turkestan, Indien heimisch, wo immer kahle Gebirge sich finden, da dringt sie tief in das Binnenland, selbst in die Wüste ein. Das Nest legen sie in großen Gesellschaften in Felshöhlen, in die Vorsprünge, Risse, Spalten ihrer schroffen Felswände an, ganz in der schlampigen Art wie unsere freilebenden Tauben es an Kirchen, Türmen, Mauern zu thun pflegen. Die zwei Eier, 26 + 28 mm groß, haben eine glatte, glänzende, kreideweiße Schale. In der Gegend von Triest machen sie alljährlich drei, zuweilen sogar vier Bruten. Außerordentlich menschenscheu, weiß sie ihr Nest stets meisterlich zu schützen; ihr Flug ist ungemein rasch und schnell, sie fliegt nahezu nocheinmal

so rasch wie unsere Brieftaube, dabei pfeift die Luft wie „wich, wich, wich“ durch ihre Flügel. Nur wenige Raubvögel vermögen sie zu fangen, zumal sie sehr ausdauernd in diesem rasendschnellen Fluge ist. Sehr schön sind ihre Flugspiele, insbesondere das Kreisen und schweben in hoher Luft. Tauber und Täubin rucksen, die Täubin kurz „hurkuh“, der Tauber sehr lange und moduliert: „murrkuruh, murrkurruuh“. Naumann hört auch: „macknmackenmurrkuh“. Auch heult er zur Liebeszeit „huu huu huu huu.“ Dabei umschreitet — im Gegensatz zu den Waldtauben — der Tauber die Täubin genau so, wie das unsere Haustauben üben. Sie nähren sich von allen Arten mehl- und ölhaltiger Körner, sowohl von Kulturpflanzen, Samen wie von wilden Sämereien, lieben sehr den Samen der giftigen Wolfsmilcharten, welcher ihnen sehr gut bekommt, fressen auch kleine Wurzelknollen, Eicheln, Wachholder- und Heidelbeeren, sodann kleine Schnecken und Regenwürmer. Salzlecken besuchen sie fleißig und eifrig baden sie, sogar in verhältnismäßig ziemlich tiefem Wasser. Gefangene gewöhnen sich leicht ein, paaren sich ohne Umstände mit den Feldtauben, verlangen durchaus keine andere Pflege als diese. Alt eingefangene werden bei freiem Fluge stets bald wieder verschwinden, jung aufgezogene und gepaarte Felsentauben aber verbleiben bei dem Schlage.

Die Turteltaube.

Columba turtur; Turtur communis, auritus.

(Tafel 27, Figur 1.)

Wilde Turteltaube, Wegtaube, Rheintaube.

Die Farbe der Oberseite der Turteltaube ist rostbraungrau, an den Rändern der Federn dunkler, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt. Scheitel und Hinterhals, so zeichnet Brehm diese Taube, sind gräulichhimmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarben gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinrot, die übrigen Unterteile bläulichrotgrau, nach und nach in Grauweiß übergehend; die Handschwingen schwarzgrau, die Armschwingen aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostrot gekantet. Das Auge ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichrot, der Schnabel schwarz, der Fuß karminrot. Die schlanke Gestalt des Vogels, der gerade, vor der Spitze der Kinnladen eingezogene und ein wenig erhöhte Schnabel, die langen Füße mit schwachen Zehen, die langen Flügel und der lange und abgerundete Schwanz kennzeichnen die Turteltaube. Ungemein oft wird sie im Volk mit der Lachtaube verwechselt. Die Länge ist 30 cm, Flugbreite 53 cm, Schwanz 11,5 cm, Schnabellänge 1,8 cm, Fußrohr 2 cm.

Im Norden von Europa findet sich die Turteltaube selten, ihre Hauptheimat ist Südeuropa, Nordwestasien und Nordwestafrika.

Bei uns in Deutschland erscheint die Turteltaube anfangs April und zwar sieht man sie da nicht wie Hohl- und Ringeltauben nach ihrer Ankunft erst in größeren Flügen vereinigt, sondern paarweise, obgleich sich mehrere Paare immer gern nahe zusammenhalten. Gegen Ende August dagegen scharen sie sich mehr oder weniger zusammen, besuchen gemeinschaftlich und in Gesellschaft der Hohltauben die Fruchtfelder und fallen oft zu Dutzenden auf dürren Eichen im Walde ein.

Schön geschmückt und mit einem gewissen Anstand in der Haltung läuft diese Taube umher, blickt sich öfter stille stehend und emporrichtend um, wenn sie Nahrung vom Boden aufnimmt, läßt an Chausseen und Wegen, wo der Verkehr sie mit dem Anblick der Menschen vertraut macht, die Vorübergehenden oft nahe kommen, fliegt ein Stückchen abseits, um an einem andern Plätzchen sich niederzulassen, oder schwingt sich auf einen Apfelbaum, um hier sich zu decken oder im Schatten der Gezweige die im Kropfe angehäuften Fruchtkörner zu verdauen. Männchen und Weibchen verlieren sich gegenseitig nicht aus den Augen und halten treu zusammen. Aufgescheucht fliegen sie rascher dahin und legen Zeugnis ab von ihrer Gewandtheit und Schnelligkeit. Der Flügelschlag ist kräftig und schiebt den schlanken Leib jedesmal eine gute Strecke vorwärts durch die Luft. Von einem Raubvogel verfolgt, entwickelt die Turteltaube ihre ganze Fertigkeit im Flug. Schwenkungen, Sturzbewegungen, kluge Wahl der Flugrichtung, Benutzung des schutzbietenden Holzes, durch welches sie sich geschickt zu winden versteht, und plötzliches Baumen im Dickicht — das alles entzieht sie dem Feinde bald. Am meisten ist sie in Baumstücken vom Walde entfernt in Gefahr, dem listigen, lauernden und insbesondere auf Deckung durch die Bäume bedachten Räuber zum Opfer zu fallen.

Einen großen Einfluß auf das Wesen der Turteltaube hat die Liebe. Noch mehr als die Ringel- und Hohltaube scheint sie ihrer herrschenden Gewalt hingegeben zu sein. Das wie Turtur klingende,

in hoher Tonlage oft wiederholte Ruckſen hört man nicht bloß Morgens in der Frühe und Abends, ſondern von hitzigen Taubern auch in den heißen Nachmittagsſtunden. Im hohen Sommer kann man die liebeberauſchten Tauber in den Bosquets und in Fichtendickungen gar manchmal beſchleichen und Gelegenheit finden, ihre Ausdauer im Ruckſen zu bewundern. Sie begnügen ſich oft während einer Stunde auf einer und derſelben Stelle zu ſitzen und mit aufgeblaſenem Hals und geſenktem Schnabel das wehmütig oder ſehnſüchtig tönende Turtur vernehmen zu laſſen. Iſt der Morgen ſchön, windſtill und ſonnig, ſo ſteigt der Tauber in ſchiefer Richtung nach oben, klatſcht mit den Flügeln und ſenkt ſich entweder auf die alte Stelle oder auf einen benachbarten Ort nieder, um durch dieſe Werbungskünſte die Täubin geneigt zu machen.

Das Neſt wird im Laub- oder Nadelholz gewöhnlich nicht hoch aus Reiſig, Würzelchen und Heidekraut in Plattform kunſtlos von Männchen und Weibchen erbaut. Die Grundlage iſt ſo dünn und das Flechtwerk ſo lückenhaft, daß die zwei weißen Eier durchſchimmern, welche von beiden Gatten abwechſelnd bebrütet werden. Sie verlaſſen lange nicht ſo leicht die Eier oder Jungen, wie die Ringeltauben; auch iſt die Anhänglichkeit der Gatten untereinander größer, als bei dieſen. Der Verluſt des einen erzeugt Trauer und Unruhe bei dem anderen, was ſich in dem Betragen und der häufigen Wiederkehr zu dem Orte, wo der treue Gefährte oder die Gefährtin geraubt oder erlegt wurde, kundgiebt. Die Fütterung der Jungen geſchieht in derſelben Weiſe wie bei der vorhergehenden Sippe.

Die ausgeflogenen Jungen werden von den Eltern noch einige Tage an ſtillen, heimlichen Plätzchen im Walde oder Bosquet gefüttert und alsdann mit in das Feld geführt, wo vorzugsweiſe die Apfelbäume ihnen Schutz und Gelegenheit zum Ausruhen bieten. Sie ſind von dem gewandten Jäger leicht zu erlegen. Entweder ſchleicht er ſich unter der Deckung des noch ſtehenden oder in Haufen geſetzten gemähten Getreides an, oder er ſcheucht ſie aus den Bäumen auf und ſchießt ſie im Flug. Die Brüder Müller warnen übrigens bei dieſer Gelegenheit vor der Jagd auf alte Turteltauben vor Ende Auguſt, da ſie noch Neſtlinge während dieſes Monats gefunden haben, wahrſcheinlich Sprößlinge einer dritten Brut, zu welcher von einzelnen Paaren geſchritten wird. Junge verſpäteter Brut trifft der Jäger noch tief im September in Hirſe oder Hanfäckern vereinzelt an. Dieſe ſind und bleiben verkommene Täubchen. Sie halten oft ſo ſehr aus, daß ſie der Hühnerhund ſteht und der Schütze wie ein aufſtehendes Huhn erlegt. Mit großer Vorliebe beſucht die Turteltaube die Wieſen. Dort fällt ſie an feuchten Stellen ein, wo ſich Eiſenoxyd gebildet hat, um die damit gerötete Erde aufzupicken, wie unſere Haustauben den Speiß und Sand an den Wänden der Häuſer ſich aneignen. Auch findet ſie in den Wieſen den Samen manches Unkrauts, den ſie in den Feldern verzehrt. Klare Quellen benutzt ſie am liebſten, um zu trinken, aber ſie ſtillt auch mit dem abgeſtandenen Waſſer der Gräben ihren Durſt.

Bekannt iſt, wie zahm die jung aufgezogenen Turtelchen in der Gefangenſchaft werden, weniger bekannt, daß ſie ſich viel leichter mit der Lachtaube als mit ihresgleichen in der Gefangenſchaft paaren und Baſtarde erzeugen, die den Ruf der Lachtaube erhalten. Läßt man ſie frei fliegen, ſo ſind ſie im Winter ſehr empfindlich gegen Kälte und außerdem iſt man ſtets in Gefahr, daß durch Verführung die Luſt zur Freiheit wieder erwacht. Man hält ſie alſo beſſer in einem Verſchlage oder großem Käfig.

Die Lachtaube.

Columba risoria; Turtur torquatus, risorius, indicus.

Obwohl die Heimat dieſes vielbeliebten Täubchens Nordoſtafrika, Südarabien und Indien iſt, wollen wir ſie, als ſo ſehr beliebten Stubenvogel, kurz ſchildern.

Sie iſt blaß gelblichfleiſchfarben, der Hinterhals ungemein zierlich durch einen ſchwarzen Halbring geziert, der noch durch eine weiße Einfaſſung in ſeinem Effekt gehoben wird, der Unterleib iſt weißlich, Schwung- und Schwanzfedern aſchgrau, in das Schwärzliche übergehend. Der Schnabel an der Wurzel rötlichweiß, an der Spitze ſchwärzlich, Augenſtern rotgelb, Füße blutrot. Den Jungen fehlt der ſchwarze Halsring. Länge 31 cm, Flugweite 51 cm, Schwanz 13 cm, Schnabel 1,7 cm.

Am, richtiger im Lago maggiore, auf den Inſeln, leben ausgeſetzte Lachtauben verwildert, es dürften die einzigen in voller Freiheit lebenden in Europa ſein. Deſto häufiger treffen wir ſie, vielfach

auch auf dem Lande, als Käfigvogel oder mit beschnittenen Flügeln im Zimmer. Sie frei fliegen zu lassen wäre recht wohl möglich, scheitert aber an der zu großen Zutraulichkeit der entzückenden Täubchen, welche sie nur zu bald einem unredlichen Nachbar oder einem Raubtier, sei es auch nur ein Spitz oder eine Katze, überantworten würde. Lieblichkeit, Anmut, Reinlichkeit und Zahmheit, sodann das merkwürdige Rucksen, unter den komischesten Sprüngen von dem verliebten Tauber vorgebracht, ein helltönendes „kuk rrruuh, kuk rrruuh“, in welches auch die Täubin eifrig einstimmt, besonders aber das ganz eigenartige Lachen, welches der Täuber Nachts sehr oft, bei Tag seltener hören läßt, das vergnügt kichernd „hähähähähä“ und „hihihihi“ klingt, haben ihr die so große Beliebtheit erworben. In einem Käfig, der mindestens 1½ m lang, 75 cm breit und 1 m hoch ist, schreitet sie zur Brut, und zwar legen sie in die bekannten Strohkörbchen zwei weiße Eier, 29 + 23 mm groß, die 15½—16 Tage bebrütet werden. Man füttert sie mit geriebenem Weißbrot, Hanf, Lein, Mohn, Hirse, hiezu vergesse man nicht eingequellte Ameisenpuppen, zerschnittene Mehlwürmer, kleine Schneckchen, sowie etwas Vogelmiere oder Doldenriesche, in erbsengroßes Schrot zerschnitten, vorzulegen. Für die Jungen ist eine Zugabe von frischen Ameisenpuppen sehr zu empfehlen. Sehr wichtig ist stets reines, frisches Wasser zu geben und reinen, schönen Sand. So gehalten, werden sie gesund und von allen Übeln verschont bleiben Das Anfassen mit der Hand verträgt die Lachtaube nicht.

Flughühner. Pterocles.

a) Steppenhuhn. Syrrhaptes.

1863 wurden die Vogelkundigen Deutschlands in nicht gewöhnliche Aufregung versetzt durch das massenhafte Erscheinen eines asiatischen Steppenvogels, des Fausthuhnes, eines die Salzsteppen bewohnenden Vogels, der sich auch vorzugsweise von den Sämereien der Salzpflanzen ernährt. Es wurde dieser Gast in der abscheulichsten Weise bei uns mit Geschoß und Schlinge, ja sogar mit Gift empfangen, so daß er so bald als möglich die ungastliche Fremde verließ und seiner Heimat wieder zuflog. Aber wieder kam das Steppenhuhn 1888, doch in geringeren Scharen, es wurde geschont, doch wenig beachtet, und kaum Versuche gemacht, es als Brutvogel zu erhalten.

Das Steppenhuhn, wir kennen von ihm nur zwei Arten, unterscheidet sich von den eigentlichen Flughühnern durch mehrere Merkmale, ist ihnen im übrigen sehr ähnlich. Im Fittiche ist die erste Schwinge die längste; ihre Eigentümlichkeit beruht darin, daß sie an der Spitze lang ausgezogen und hier sonderbar verschmälert ist, so daß dieser Teil eher einer Borste als einer Feder ähnelt. Die Fußwurzeln sind nicht bloß am Vorderteil befiedert, wie bei den eigentlichen Flughühnern, sondern ringsum und bis zur Spitze der Zehen. Der Fuß selbst besteht nur aus drei Zehen, da die hintere gänzlich fehlt. Die Vorderzehen sind sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden.

Das Steppenhuhn.

Syrrhaptes paradoxus, heteroclitus; Tetrao paradoxus; Nematura paradoxa.

(Tafel 27, Figur 8.)

Fausthuhn, Bülbrück (kirgisisch), Sadscha (russisch), Nukturu (mongolisch).

Der Rücken ist auf lehmgelbem Grunde mit dunklern Querstreifen gebändert, Oberkopf, Hals und Kopfgegend aschgrau, die Unterbrust graulich isabellfarben, zwischen Kropf und Unterbrust ein drei- oder vierfaches aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band, Oberbauch braunschwarz, Unterbauch und untere Schwanzdeckfedern licht aschgrau, Kehle, Stirn und ein Streifen über dem Auge lehmgelb, Schwingen aschgrau, die vordern außen schwarz, die hintern innen graulich gesäumt, Schulterfedern bräunlich, gelblich und weiß gesäumt. Die innern Flügeldeckfedern bräunlich mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert; die neuen Schwanzspieße haben feine weiße Spitzen, welche sich aber bald abnützen, die Befiederung der Füße ist gelblichweiß. Das Weibchen ist etwas kleiner, hat kein Brustband und ist matter gefärbt. Im Dunenkleid crémefarbig, braun und schwarz

gefleckt, das Schnäbelchen bleifarbig, das Auge matt nußbraun, die Sohlen blaß ockergelblich. Länge 36 cm ohne die verlängerten mittleren Schanzfederspitzen, Breite 55 cm ohne die verlängerten Schwingenspitzen, die Flügellänge beträgt 16,8 cm, die Federn des Schwanzes 10,8 cm, die verlängerten Mittelfedern 19,2 cm.

Größere Berichte über ihr Auftreten 1888 haben die Herren Dr. R. Blasius in Liebes Monatsschrift, 1888 Nr. 14 und Dr. Reichenow, Cab. J. 1889, S. 1—33, zusammengestellt, denen wir folgendes entnehmen: Die wandernden Scharen haben westliche Zugrichtung eingehalten. Die ersten Massen trafen Mitte April an der Ostgrenze Deutschlands ein. Es müssen ungeheure Mengen gewesen sein, welche zum Teil ohne Aufenthalt weiterflogen, denn das Erscheinen wurde gleichzeitig (15. April) aus Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Königreich Sachsen und Bayern gemeldet. Bei der ungeheuren Flugfähigkeit ist eine Überfliegung Deutschlands (sogar unseres halben Erdteils) durch diese Hühner eine glaubwürdige Sache, denn man darf — wie bei den Regenpfeifern — 50 deutsche Meilen auf eine Flugstunde rechnen. In den meisten Fällen zogen die Vögel in kleineren Völkern von 20—40 Stück, doch wurden auch Gesellschaften von 80—100 und sogar große Scharen von 300—400 Stück beobachtet. In der Regel zogen die Wanderer in geringer Höhe über dem Boden, 5—10 m hoch, daher das so ungemein häufige Anfliegen gegen Telegraphenleitungen, welches vielen dieser Vögel den Tod brachte. Nur in selteneren Fällen wurde die Zughöhe bedeutender (30—40 m) geschätzt. Neu dürfte die Beobachtung sein, daß die ziehenden Steppenhühner eine bestimmte Flugordnung annehmen, und zwar ein ausgefülltes Dreieck mit nach vorn gerichteter Spitze bilden. Das Flugbild des einzelnen Huhnes wurde fast allgemein mit dem des Goldregenpfeifers (Pluvialis) verglichen. Im Magen erlegter oder verunglückter Steppenhühner fand sich Gerste, Hafer, Weizen, Roggen, Buchweizen, Grassamen und besonders Kleesamen, welch' letztern die Steppenhühner zu bevorzugen schienen. Das Gewicht beträgt etwa ein halb Kilo. — Die Hoffnung, die Steppenhühner an geeigneten Örtlichkeiten Deutschlands zur Brut schreiten zu sehen, oder gar dauernd heimisch zu machen, hat sich — trotz der Schonung, welche ihnen (nach Anweisung des preuß. Ministers Lucius im Mai 1888) allerorts zu teil wurde — nicht erfüllt, denn es ist kaum ein einziger Fall des Brütens bekannt geworden. Ein solcher Fall des Brütens kam in Großbritannien auf den Sandhügeln von Merey, Schottland) vor, und wurde durch Prof. A. Newton in Cab. J. 1890, S. 159—165, mitgeteilt. Schon bei der großen Einwanderung 1888 wurden durch einen Jagdaufseher zwei Junge entdeckt und ergriffen, aber zur Schonung wieder in Freiheit gesetzt. Diese gingen verloren. Doch stellten sich auch im nächstfolgendem Jahre, 1889, am gleichen Platz wieder einige Paare Steppenhühner (bei Binsniß, Schottland) ein, von denen denn der Grundherr Major Chadwick, ein Junges erbeutete, und im Interesse der Wissenschaft Prof. Newton zusandte. Dies war Ende Juli 1889. Dieser ließ das Junge zeichnen und ausstopfen. Im Kropfe des Jungen befanden sich Sämereien von 45 Arten, unter anderem von Lolium perenne, Aira caespitosa, Cytisus scoparius, Poa annua, Polygonum persicaria. Besondere Beachtung verdient der späte Termin der Brut. Das preußische Ministerium für Land- und Forstwirtschaft hat, wie bemerkt, in einem Erlaß Schonung dieses Huhnes auf sämtlichen Staatsdomänen und Forsten anbefohlen, auch den Wunsch ausgesprochen, daß diese Schonung auf allen anderen Jagden beobachtet werde, in der Hoffnung, daß durch mehrjährige Schonung diese Vögel sich fortpflanzen und naturalisieren. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, denn in dem Jahre 1889 haben sich die Steppenhühner wiederum so wenig eingestellt, wie im Jahr 1864. Diese weiten Wanderungen sind also wohl störenden Naturereignissen zuzuschreiben, wie heftigen Stürmen oder anhaltenden Schneewehen, welche die Steppenhühner von ihren altgewöhnten Flugbahnen abtrieben, so daß sie genötigt waren, in den westwärts gelegenen Ländereien Schutz und Ruhe zu suchen. Wir werden daher diese Wanderzüge in unserem Erdteil nur als seltene Vorkommnisse zu notieren haben.

Es sind, wie bemerkt, Zugvögel, welche im Spätjahr nach wärmeren Gegenden ziehen und im März und April wieder auf die Brüteplätze kommen; jedoch auch zu anderen Zeiten, im Sommer, weit umherschwärmen, wozu sie die ungeheure Ausdehnung der Steppen und ihr ungemein rascher Flug befähigt. — Das Nest ist eine flache Vertiefung, mit einigen wenigen Pflanzen oder auch gar nicht umlegt; die Anzahl der Eier beträgt 3—4, welche denen der Flughühner in der Gestalt, zum Teil auch in Färbung, sehr ähneln. Sie messen 37 + 25 mm, sind elliptisch, an beiden Enden fast gleich

abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Der Grundton ist ein grünliches Graugelb mit lichtgraubraunen Schalenflecken und dunkelgraubraunen Deckflecken, welche sich gleichmäßig über die Oberfläche verbreiten oder um das eine Ende kranzförmig häufen; dazwischen zeigen sich Kritzel, Schmitzen und einzelne Punkte. Die Brütezeit beginnt in ihrer ursprünglichen Heimat Mitte April und mag 16 Tage währen. Sie machen zwei Bruten.

Das Steppenhuhn zeigt sich vollkommen flughuhnartig, es steht und geht sehr niedrig, mit kugelig aufgelockertem Gefieder, das Köpfchen eingezogen, trippelnd, die Pelzfüßchen etwas einwärts gestellt. Gewöhnlich tragen sie die Flügel parallel mit dem Schwanze, aber etwas unter der Horizontallinie desselben, so daß die feinen Spitzen der ersten Schwingen mitunter von demselben bedeckt werden, häufiger aber auch so, daß die Spitze frei nach oben liegt. Die mit dem Boden ihres Aufenthalts zusammenstimmende sandgelbliche Färbung ihres Gefieders macht es — wie Droste fand — schon in einer Entfernung von 40 Schritten schwer, diese Sandvögel bei ruhigem Verhalten zu entdecken; in einer Entfernung von 200 Schritten aber war dies fast unmöglich, wenn auch die Truppe aus 50 bis 60 Stücken bestehen sollte. Der Flug ist äußerst rasch, anfangs vernimmt man ein Klatschen, wie von den Tauben, wenn aber einmal im Zuge, geht er mit raschen leichten Flügelschlägen und mit reißender Schnelligkeit von statten und kann nur mit dem Fluge der flüchtigsten Edelfalken verglichen werden. Die vereinigten Ketten fliegen nicht sehr hoch, höchstens zehn Meter, für gewöhnlich aber noch niedriger, und nur versprengte einzelne Vögel fliegen hoch. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, man hört einen Lockton, der hoch wie „kurr kurr" klingt und ein wohltönendes „geluk geluk", diese letzten Töne jedoch nur leise ausgestoßen; beim Auffliegen lassen sie ein helles, schrilles „tick — ticktictick — tick — tick — tick" vernehmen, welches der Vogel mit seiner Entfernung in immer längeren Pausen wiederholt. Die Nahrung besteht in kleineren Sämereien von Gräsern und Pflanzen ihrer steppenartigen Wohnplätze; auch in zarten grünen Pflanzenteilchen. Beim Aufnehmen der Nahrung machen diese Vögel eine ganz merkwürdige Figur; sie beugen nämlich den Kopf tief nach unten und richten den Schwanz so hoch nach oben, daß es scheint, als wollten sie sich auf den Kopf stellen. Im Zimmer giebt man kleine Sämereien, Hirse, Mohn, Rübsamen, Hanf, kleingeschnittene Salatblättchen, Hühnerdarm, Vogelknöterich; auch kann man Versuche mit ausgedrückter, altbackener Semmel und Ameiseneiern machen, denn sie mögen wohl auch Insekten fressen, obwohl hierüber nichts bestimmtes berichtet wird. Wäre dies der Fall, dann müßte man, um sie zum Brüten zu bringen, griebenes Herz mit Semmel ihrem Futter beigeben. Den Boden ihres Aufenthaltes belegt man mit Wassersand und kurzgrasigem Rasen und reicht täglich frisches Wasser. Das Wasser ziehen sie ein wie die Tauben, aber in kürzeren Zügen.

---

b) **Sandflughühner.** Pterocles.

In ihren Fittichen sind die erste und zweite Schwinge die längsten. Die Füße sind vierzehig, die Zehen nur an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Die Geschlechter unterscheiden sich durch die Färbung.

Das Ringelflughuhn.

Pterocles arenarius; Tetrao arenarius; Perdix aragonica.

Der Schnabel ist kegelförmig, stark, der Schwanz reicht nicht über die Flügel hinaus. Das Männchen ist auf dem Rücken ockergelb, bleich rostfarben, aschgrau und schwärzlich gefleckt, Kopf und Hals sind aschgrau mit rostbräunlichen Fleckchen, Kehle und Halsseiten rostbraun, obere Brust rötlichgrau, über sie läuft ein breites schwarzes Band bis an die Schultern, untere Brust, Unterleib und Schenkel sind bräunlichschwarz. Die großen Flügeldeckfedern sind ockergelb, Schwanzfedern aschgrau mit weißen Spitzen, die beiden mittleren aber sind zimtbraun und alle mit schwarzen Querstreifen geziert; untere Schwanzdecken weiß, an der Wurzel schwarz. Schnabel aschblau, Auge dunkelbraun, Füße rötlichgrau. — Das Weibchen ist auf Rücken und Brust trüb gelblichfleischfarben mit weißen Federenden und braunschwarzen Flecken wie übersät; seine Kehle gelblichweiß, braunschwarz gestrichelt, durch einen schwärzlichen Querstrich ist sie von der Gurgel getrennt. Über die Mitte der Oberbrust geht ein schmales, dunkles Band. Es ist bedeutend kleiner als das Männchen. Länge 33,5 cm, Flügelbreite 72 cm, Schwanzlänge 10,5 cm, Höhe des Laufs 3 cm.

In Europa findet sich das Ringelflughuhn sehr häufig in Spanien, sonst ist seine Heimat Algerien, Westasien bis Persien. Wie fast alle Flughühner verfliegt es sich sehr weit, kommt oft nach Südfrankreich, seltener nach Italien, sehr selten auch nach Deutschland. Es lebt in kleinen Familien auf Brachäckern, am Rande von Wüsten, doch in der Nähe von Quellen, verschmäht auch Viehweiden nicht. In dem schilfartigen Wüstengras, wie in niedrigem dornigen Gestrüpp suchen sie Deckung gegen Raubzeug. Flachland mit weiter Aussicht ziehen sie coupiertem Boden vor. Die Flughühner zeigen sich meist in kleinen Völkern; je nach der Tageszeit drücken sie sich entweder bei herannahender Gefahr, oder sie laufen vor dem stöbernden Hunde, soweit als sie durch Bodenverhältnisse gedeckt sind. Zuweilen sind sie aber auch sehr scheu und suchen sofort ihr Heil durch Aufstehen. Der Flug gleicht in vieler Beziehung den Tauben. Im Aufstehen vernimmt man das heftige Klatschen der Schwingen, dann geht es in mäßiger Höhe sehr rasch und oft weit über das Flachland hin. Vor dem Einfallen macht die Kette einige große Bogen und rasche Schwenkungen und senkt sich zugleich schraubenförmig zur Erde herab. Erhebt sich ein Volk, so vernimmt man immer den scharfen Ruf, der auch oft in der Luft ausgestoßen wird und wie „kadda, kadda" lautet. Man hört auch Töne die an Huhn und Taube erinnern.

Den Tag über treiben sich die Ketten meist im Felde herum und ziehen da ihrer Nahrung nach, auch ruhen sie während der heißesten Stunden. Der Kropf birgt immer eine große Menge von Cerealien und Hülsenfrüchten, doch findet man in demselben zuweilen auch junge Getreideschosse und Insekten. Häufig scharren diese Tiere wie die Feldhühner, baden fleißig im Sand, nicht aber im Wasser, welches ihr trockenes Gefieder stark netzt. Zwei bis drei Stunden nach Sonnenaufgang, schildert Heuglin, und kurz vor Sonnenuntergang kommt die Gesellschaft regelmäßig zur Tränke. Ist der Weg dahin weit, so streicht sie hohen, geraden und raschen Fluges unter beständigem Geschrei der betreffenden Stelle zu, die mehrmals umkreist wird. Dann stürzt sich das Volk meist steil herab auf die flache Sandbank einer Insel, fällt da 20—30 Schritt weit vom Strom oder Wasser ein und läuft und trippelt mit hochgehobenem Hals und Schweif nun vollends zur Stelle. Die Flughühner scheinen sehr hastig und viel zu trinken. Werden sie hier beunruhigt, so streichen sie eine Zeit lang am Gestade auf und ab, um einen andern günstigen Platz aufzusuchen. Hierzu wird immer ganz seichtes Wasser gewählt, womöglich Stellen mit kleinen hervorragenden Steinen. Der sehr dehnbare Kropf dient offenbar auch als Wasserbehälter, um den noch nicht flugbefähigten Hühnern dieses Element zuzuführen. Jede Kette hat ihr bestimmtes, nicht sehr ausgedehntes Revier und hält ihren Weg zum Wasser regelmäßig ein. Trotz ihres gesellschaftlichen Naturells sind die Hähne streitsüchtig, knurren und kämpfen wie die Männchen der Haustauben und teilen kräftige Flügelschläge aus.

Alle Flughühner sind schwer gebaut, die Brust ist auffallend breit, Fleisch und Haut hart und trocken, letztere fest auf dem Körper haftend, während das volle, kleine Gefieder leicht ausfällt. Die Flugwerkzeuge erscheinen im Verhältnis zu dem massigen und stumpfen Körper schwach, eine ganz außerordentliche Muskelkraft verleiht diesen Tieren jedoch die Fähigkeit, sich sehr rasch, sehr gewandt und ausdauernd in der Luft zu bewegen. Die kurzen Flügel und Zehen befähigen sie weniger zum flüchtigen Lauf, dieser ist etwas unbeholfen, wackelnd, kurz, während die Vögel mit Leichtigkeit schrittweise gehen. Die Brutzeit fällt in das Frühjahr und es dürften nicht selten zwei Bruten gemacht werden. Die wenigen Eier (drei bis vier) liegen auf der bloßen Erde oder im Sand in einer kleinen Grube ohne alle Unterlage, meist an Stellen mit Rollsteinen oder Gestrüpp und Wüstengras, zuweilen auch auf Äckern. Die Eier sind 46 + 32 mm groß, sehr bunt: Die Grundfarbe ist rötlichgelbbraun, auf ihr blaß graurötliche, dann gelblichrotbraune und zu oberst lebhaft braune unregelmäßige aber dichte Flecken. Die Dunen der Jungen sind so zart und weich wie die feinste Seide, an Farbe erscheinen die Jungen braun, gelblich und schwarz getiegert.

Die Flughühner werden nicht kunstgerecht gejagt, da ihr Wildpret, selbst das junger Hühner kaum ausgenommen, meist trocken und zäh ist. Am leichtesten schießt man sie auf dem Anstand bei der Tränkstätte, die Jagd mit dem Vorstehhund auf freiem Felde ist sehr beschwerlich, schon durch den trockenen, heißen Sand, dessen Flächen sie bewohnen.

Das zweite Flughuhn, welches öfters nach Europa kommt, ist

Das Spießflughuhn,

Pterocles alchata; Tetrao alchata, caudacutus, chata,

welches sich schon oft bis ins mittlere Frankreich verflogen hat, Spanien regelmäßig bewohnt, im übrigen südlichen Europa seltener vorkommt. Algerien, Tripolis, Palästina, Syrien, Kleinasien, Cypern, Persien, Kirgisensteppe, Afghanistan sind seine Heimat. Es wird auch spießschwänziges Sandflughuhn, arabisches Rebhuhn und Steppenhuhn, Feldengel, arabisch „Chata", spanisch „Alchata" genannt, variiert ungemein je nach Alter und Geschlecht in der Färbung und ist unverkennbar dadurch gekennzeichnet, daß bei Männchen und Weibchen die beiden mittleren Schwanzfedern sehr verlängert und zugespitzt sind.

Stirn und Wangen sind rostbraun, Kehle und Zügel und ein Strich durch das Auge schwarz, Hinterhals und Rücken bräunlichgraugrün mit gelben Flecken; kleine Flügeldecken graulichrot, die Oberdeckfedern vor der Spitze breit rostbraun, dann fein hellgelb und endlich dunkelbraun gebändert, die großen Deckfedern grünlich graugelb, schwarzbraun gesäumt, die Gurgel rötlichfahlgelb, Oberbrust lebhaft zimtbraun, oben und unten durch ein schmales schwarzes Band begrenzt, Bauch weiß, Schwingen grau mit schwarzen Schäften, Schulterfedern grünlichgelbgrau, Schwanzfedern grau und gelb gebändert, auf der Innenfahne grau, an der Spitze weiß; die verlängerten Schwanzfedern haben die Farbe der Schulterdecken, sind aber schwach gebändert. — Das Weibchen zeigt dieselbe Farbenverteilung, unterscheidet sich jedoch sicher durch feine Querbänderung des ganzen Oberkörpers, durch ein doppeltes oberes Halsband, welches ein graugelbes Feld abschließt, und durch weiße Kehle. — Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau; die Füße hellbräunlich. Länge 31 cm, Flugbreite 54 cm, Schwanzlänge 12 cm.

Mit der Schilderung des vorigen ist auch das Spießflughuhn geschildert. Die ebenfalls drei bis vier Eier, 44 + 29 mm, haben bräunliche Grundfarbe und übereinander blaß rötlichgraue, rötlichgraubraune und darauf grünlichbraune Schalenflecke, die fast das ganze Ei bedecken. Die Jungen wie beim vorigen.

In der Gefangenschaft halten sich die Flughühner gut, sind nur sehr empfindlich gegen Nässe. Die Verpflegung ist wie beim Fausthuhn.

Die Hühnervögel. Gallinaceae.

Sie stehen in vieler Beziehung den Tauben nahe, wenn sie sich freilich auch wieder sehr wesentlich von jenen unterscheiden. Alle sind sie ausgezeichnet durch den kurzen Schnabel. An Kopf und Hals finden sich häufig nackte Lappen, Kämme und andere Auswüchse vor, die nach den Geschlechtern verschieden sind. Die ziemlich kurzen Flügel erlauben durchgängig keinen raschen, andauernden Flug, auch fehlen die Steuerfedern zuweilen ganz, während bei andern der Schwanz sich zur Zierde des Hahnes auswächst (Stoß, Rad 2c.), manchmal ungeheuer lange Federn hat, seine Eigenschaft als Steuer dabei aber nahezu gänzlich einbüßt. Dagegen sind die Beine sehr kräftig, oft halb, manchmal ganz befiedert. Die Hinterzehe ist bisweilen bis auf den Nagel verkümmert. Oberhalb derselben haben die Männchen oft als Waffe einen spitzen Sporn. Der Kamm des Brustbeines ist nicht so hoch wie bei den Tauben. An der Speiseröhre sitzt ein unpaarer, häufig gestielter Kropf; die Blindsäcke des Darms sind meist sehr lang; der Magen ist sehr muskulös. Nur wenige Arten leben in Einehe, die meisten in Vielehe, der Hahn versammelt um sich eine größere oder kleinere Schar Hennen, die er oft nach der Liebeszeit verläßt. In kunstlosen Nestern nisten sie auf der Erde oder im Gestrüpp, die Jungen verlassen als hochausgebildete Geschöpfe das Ei im Dunenkleide, fressen sofort allein und folgen der Mutter vom ersten Tage an. Die Nahrung der Hühner besteht in allerhand Samen, Knospen, Insekten, Schnecken, Würmern und Beeren. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, überall wegen ihres Fleisches hochgeschätzt. Aus Südasien stammen unsere Haushühner, deren Eier eines der allerwichtigsten Nahrungsmittel geworden sind. Sie sind von mittlerer bis ganz bedeutender Größe, gedrungenem Bau, mit kleinem Kopf, kurzem oder mittellangem Halse. Ihre geistige Begabung ist wohl entwickelt, geht aber über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht hinaus; die Fasanen sind sogar recht wenig kluge Vögel. Eine hervorragende Eigenschaft ist der Kampfesmut bei den Hähnen und die ergreifende, aufopfernde Mutterliebe bei den Hennen.

a) Die Waldhühner. Tetraoninae.

Sie werden auch Rauhfußhühner genannt. Ihre Eigentümlichkeiten und Sitten sind im Großen und Ganzen in der vorausgehenden Schilderung der ganzen Ordnung enthalten. Gekennzeichnet sind sie durch den kurzen, starken, gewölbten und dicken Schnabel, der bis über die Nasenlöcher befiedert ist, dessen obere Kinnlade über den Rücken vom Grunde aus stark gebogen erscheint, wobei die abwärts gezogene Spitze unten ausgehölt, scharfkantig und rund ist; die Mundkanten sind überall über die untere schwächere Kinnlade hervorstehend. Am Schnabelgrunde liegen, etwas schief stehend und mit einer weichen dichtbefiederten Haut umgeben, ganz unter Federn verborgen, die großen, länglich nierenförmigen Nasenlöcher. Der Kropf ist ansehnlich groß, der drüsenreiche Vormagen dickwandig, der Magen starkmuskelig. Der ganze Leib ist gedrungen, sehr kräftig. Die Blinddärme sind sehr lang. Das Gefieder reich und dicht, läßt nur über dem Auge oder am Hinterhalse kleine Stellen frei. Höchst auffällig und in häufig sehr schönen Formen ist der Schwanz der Hähne gebildet. Die Füße sind sehr kräftig, zum Schreiten und schnellen Laufe eingerichtet, vierzehig, die hintere Zehe klein und etwas höher sitzend, die drei vorderen bis fast zum ersten Gelenke mit einer etwas dicken Haut verbunden und an den Seiten mit harten Fransen, verkümmerten Federn versehen, die Winters als „Schneereifen" das Laufen erleichtern, bei Beginn der Frühjahrsmauserung aber allmählich vertrocknen und mit der Herbstmauser wieder erscheinen. Es sind Bewohner der Waldungen und meistens der Gebirge, im Norden der Erde ist ihre Heimat. Sie haben einen schwerfälligen Körper, fliegen mit starkem Geräusche, laufen aber sehr geschwind und ruhen meistens auf Bäumen sitzend aus. Ungemein auffallend und ausgeprägt ist ihr Liebesleben, die Balzzeit. Ihre Nahrung besteht in Baumknospen, Baumblättern, auch in Samen, Beeren, dann sehr vielen Raupen und Unkraut. Sollen die Rauhfußhühner dem deutschen Walde erhalten bleiben, so ist ein viel strengerer und umfassenderer Schutz nötig, als jener, den sie jetzt genießen.

Das Auerhuhn.

Tetrao urogallus, major, maculatus, crassirostris; Urogallus major.

(Tafel 27, Figur 4.)

Urhuhn, Wald-, Gurgel-, Riedhuhn, Bergfasan.

Das Gefieder des alten Hahnes glänzt in dunkelprächtigem Metallschimmer. Den sammetschwarzen Kopf ziert über den Augen eine hochrote, warzige Haut, die sogenannte „Rose", die Kehle ein schwarzer Federbart, der hackige kurze Schnabel spielt ins Gelbliche, Hals und Brust tragen eine schwarzblaue, gewässerte Zeichnung, seitlich sieht sich der Hals aschgrau an, die Brust schillert vorn grün metallisch und heißt in der Jägersprache „das Schild". Der Rücken und die Decken der kurzen, muldigen Flügel sind schwärzlich wellenförmig durchschossen. Das Achselgelenk zeigt einen charakteristischen dreikantigen, blendendweißen Fleck, weidmännisch ausnahmsweise bei diesem Wilde „der Spiegel" genannt. Der schwarze Bauch ist spärlich mit weißlichen Punkten versehen und den schwarzen Schwanz, „Spiel" genannt, ziert am Ende ein Kranz weißlicher Punkte. Die „Ständer" oder „Tritte" sind am Laufe bis zu den drei am Grunde gehefteten Zehen haarartig braungrau befiedert. Die Seiten der Zehen haben jene steifen, hornartigen Fransen, die der Jäger (unberechtigterweise) „Balzstifte" nennt.

Sie sind zu Beginn der Balze schon im Vertrocknen begriffen und, wie schon bemerkt, nichts anderes, als der Mauser unterworfene, verkümmerte Federn. Länge des Männchens im Durchschnitt 96 cm, Flugbreite 130 cm, Schwanz 35 cm, Lauf 8 cm. Das Durchschnittsgewicht ist $4^1/_4$ Kilo, doch giebt es Recken bis zu $7^1/_2$ Kilo. Das viel kleinere Weibchen dagegen wiegt im Durchschnitt nur $1^2/_3$ Kilo bis höchstens $2^1/_2$ Kilo. Die Länge des Weibchens ist 68,5 cm, Flugbreite 105 cm, Schwanz 20,5 cm, Lauf 6 cm. Färbung des Weibchens: Kopf und Hals düster gelblichrostfarben, mit schwärzlichen und braunen Querbinden, Kehle schmutzigweiß mit braungrauen Flecken, Kropf dunkelrostgelb mit hellen Federenden, Brust und Unterleib rostfarben, jede Feder mit schwarzer Querbinde und großer weißer Spitze. — Das Dunenkleid ist oben rostgelb, unten blaß ockergelb. Der Rücken ist braun und schwarz gefleckt, an der Stirne sind zwei braunschwarze Längsstreifen.

Auch die Phantasie des harmlosesten Bürgers, der nie etwas anderes gehört und gesehen als den modernen entehrten Forst, in dessen nacktem Baumstammrevier er promeniert wie in den Anlagen seiner Stadt, ohne eine Spur echten, einsamen Waldlebens jemals kosten zu können, wird mächtig angeregt, ist vom Urwild die Rede. Und hört er dann auf seinem Spaziergange durch den längst profanierten Wald, aus dem die leidige Kultur schon seit Dezennien alles edlere Wild vertrieben, ihm unerklärbare Laute, so zieht ein andächtig Schauern durch die Seele des armen, engbrüstigen Menschleins und er glaubt, jetzt die geheimnisvollen Laute des Urhahns zu vernehmen, dessen massige Figur ihm in der Delikatessenhandlung so sehr imponiert hatte. Ach, mein Lieber, dein Wald birgt keine Urhühner mehr, da müßtest du mir folgen in die herrlichsten Bergwälder Oberbayerns, in die dichtesten Forste des deutschen Ostens, oder in Schwedens und Rußlands unergründliche Wälder, in deren Nähe noch wenig Menschen, nur kleinste Dörfer anzutreffen sind: dort ist noch echtes, duftig-romantisches Wald- und Forstleben zu finden, dort tönt und rauscht es bei Tag und bei Nacht, dort ist auch des Urwilds liebstes Quartier. Doch nicht der reine Hochwald, nicht einförmige Dickungen sagen ihm dort zu, sein Standort sind menschengemiedene Nadelwaldungen, die mit Buchen und Lärchen gemischt, von frischen Quellen oder Bächen durchzogen sind. Zu der Zeit, wo die Rotbuche ihr Laub entfaltet, im April, kann dort der Naturfreund den Urhahn verhören und zwar vom ersten Schimmer der Morgenröte an bis nach Sonnenaufgang. Wer aber zum erstenmale dem Balzgesange lauscht, der wird sich sehr enttäuscht sehen, denn Sphärenmusik ist es nur für des Jägers Ohr. Für den großen Vogel klingt es da außerordentlich schwach: „gleck gleck gleck", ungefähr, sagt Jäger ganz richtig, wie wenn man zwei Bleistifte, die man locker zwischen den Finger hält, auf einander schlägt; diese Töne werden nochmals und immer schneller wiederholt, bis endlich ein stärkerer, wie „glack" klingender, der sogenannte Hauptschlag, erfolgt und dann das unnachahmliche, am ehesten noch dem Wetzen eines langen Tischmessers oder einer Sense zu vergleichende „Einspielen" oder „Schleifen" beginnt, das gerade so lange dauert, daß man in mäßig raschem Tempo zwei Schritte machen kann. Bloß während dieses Schleifens ist der sonst so vorsichtige und scheue Vogel taub und blind und kann sich ihm der Jäger nähern. In der Zwischenzeit muß jegliche Bewegung und jedes Geräusch aufs sorgfältigste vermieden werden. Während des Schleifens ist jedoch selbst ein auf ihn abgefeuerter Fehlschuß nicht im Stande, ihn aus der Fassung zu bringen. Freilich, mit dem glücklichen Herankommen an den Baum ist es noch nicht aus; trotzdem der Vogel von der Größe einer Truthenne ist, erschwert das Halbdunkel des ersten Dämmerlichts das Erblicken des Vogels ungemein und ist dies glücklich erreicht, dann ist es erst noch sehr schwer, richtig einzuvisieren, da es meist noch zu finster ist, um die „Mücke" auf dem Gewehrlauf zu sehen. Gleich wie die Jäger das Anspringen auf das Lebhafteste fesselt, so fühlt sich der weniger blutgierige Forscher zur Erklärung des Balzgesanges hingezogen. Und diesbezüglich lehrt Nitzsch: Die Luftröhre ist durchaus weich und enthält nichts als Knorpelringe, von welchen eine ziemliche Anzahl der letzten Strecke hinten oder auch zugleich vorne miteinander in einem mittleren Längsstreifen verschmolzen sind, während sie an den Seiten getrennt bleiben und da häufige Zwischenräume zwischen sich lassen. Der unterste Teil der Luftröhre, die Trommel, ist nach denselben Forscher noch weiter ausgezeichnet, durch eine Umhüllung mit einer rundlichen, gallertartigen, mit Zellengeweben durchsetzten Masse. Die Luftröhre erscheint locker und nachgiebig, angeheftet durch sehr breite, lange und geschmeidige Bänder, sowie durch gestreckte, schmale Muskeln und weiter — wie der aufmerksame Dr. Wurm nachgewiesen hat — durch zwei feste, halbkreisförmige Biegungen in ihrem unteren Teile, von welchen die erste, obere, nach außen, die andere, untere, nach innen mit ihrer Wölbung gebogen ist. Der Umstand, daß der Kinnmuskelapparat sehr

verlängert erscheint, und die Eigenschaft besitzt, Zunge und Luftröhre auffallend zu heben oder zu senken, ist die Ursache, daß in der Ruhe oder dem Tode die schlaffgewordenen Bänder und Muskeln in den Hals sinken und die Biegungen der Luftröhre sich zu einer Schleife gestalten. Diese auffallende Erscheinung führte bei dem phantasiereichen Jägerstande zu dem Glauben, der Auerhahn habe keine Zunge oder beiße sich dieselbe beim Verenden ab.

Die Henne entbehrt dieser organischen Merkmale, mit ein Beweis, daß dieser Apparat wesentlich das Stimmwerkzeug abgiebt, das die sonderbaren Balztouren hervorbringt. Die Aufklärung der Ursache, weshalb der Auerhahn während des Schleifens thatsächlich nichts hört, verdanken wir wiederum Wurm. Er gewahrte bei der Sektion, daß ein beiderseits vom Unterkieferwinkel entspringender, etwas ausgebogen und sich etwas verjüngend nach oben und wenig nach hinten verlaufender 23—25 mm langer Knochenfortsatz nach vorne sich über die Ohröffnung zieht, sobald sich der Schnabel des Hahnes weit öffnet, was thatsächlich beim Schleifen stattfindet. Dieser Verschluß des Gehörganges wird um so dichter, als in dieser Zeit die Ohröffnung durch die angeschwollene Haut daselbst ohnedies verengert ist. Das Gesicht zeigt sich jedoch beim Vorspiel des Knaggens thätig, ist aber ganz gewiß während der hohen Erregung des Schleifens umflort, denn der Hahn hebt in solchen Augenblicken auch noch die Nickhaut der Augen. Die Erregung und die körperliche Anstrengung hierbei ist aber auch so stark, daß das Vibrieren des balzenden Vogels sich dem Standbaum mitteilt, also daß die an den Stamm angelegte Hand das Zittern verspürt. Schließlich verdient erwähnt zu werden eine ebenfalls von Wurm zuerst beobachtete merkwürdige Eigentümlichkeit des Vogels, daß nämlich alljährlich die Hornscheide des Schnabels wie auch die Nägel der Zehen sich ablösen und neugestalten.

Fig. 1. Auerhahnschädel mit geschlossenem Schnabel. a. Ohröffnung. b. Quadratbein. c. Ohrfortsatz des Unterkiefers. d. Kiefergelenk. e. Unterkieferwinkel. f. Augenhöhle.
Fig. 2. Auerhahnschädel mit geöffnetem Schnabel, wobei ersichtlich, daß der Ohrfortsatz c die Ohröffnung a teilweise verschließt.

Das Auerhuhn ist die größte unserer Hühnerarten, dabei ein herrlich schöner, stolzer Vogel. Der Hahn kann sehr schnell laufen, geht aber gewöhnlich einsam stolz umher. Sein Flug ist schwerfällig und geräuschvoll. Die Nahrung der alten Hühner besteht in Sämereien, insbesondere Nadelholzsamen, Knospen, Kräutern und Beeren; die Jungen fressen mit Vorliebe allerlei Insekten, und Ameisenpuppen sind für sie Leckerbissen. Der Auerhahn ist Standvogel, nur der Hunger kann ihn zwingen, im strengen Winter sein Gebiet zu wechseln, selbst dann aber kehrt er wieder zu seinem früheren Aufenthalt zurück, sobald ihm dieser das zum Leben Nötige bietet. Nachts ruht er auf Bäumen, auf welchen er sich auch während des Tages viel aufhält, und zwar sucht er sich zu seinem Ruhepunkt einen möglichst hohen, starken Ast aus; das Auffliegen auf die Bäume verursacht ein starkes Getöse. In ihrem Benehmen sind die Auerhühner echte Hühnervögel. Der Hahn ist so streitsüchtig mit seinesgleichen, wie unser Haushahn, aber durchaus nicht so liebenswürdig gegen seine Hennen, um die er sich den größten Teil des Jahres hindurch ebenso wenig kümmert, wie ihm das Wohlergehen seiner Nachkommenschaft Sorge verursacht. Die Henne dagegen ist eine treue Mutter, die mit unserer Gluckhenne in allen Tugenden wetteifert.

Sie brütet so fest, daß man sie, die sonst so scheue, mit Händen fangen kann, und verläßt die fünf bis zwölf Eier nicht, wenn ihr zum Schutze gegen zwei- und vierbeinige Räuber eine Umzäunung angelegt wird. Die Eier haben gelblichweiße Grundfarbe und sind rostgelb gefleckt, 54 + 40 mm groß. (Tafel 48, Figur 4.) Ebenso treu hält sie zu ihren Jungen: Rührend ist hier ihre Liebe. Ihr Lockruf ist „back, back!“, keinen Leckerbissen giebt es, den sie den Kleinen vorenthielte, die musterhaft folgsam jeden Ruf beachten und sich bei Gefahr meisterlich zu verstecken wissen. Wildschwein, Fuchs, Marder,

Iltis, Uhu, Habicht, Adler, bedrohen Alt und Jung des Urwilds; Igel und Eichhorn, Raben, Elster und Häher Eier und Junge. Hat Freund Fuchs unglückseligerweise die traute Schar entdeckt, so steht es besonders schlimm um sie, allein auch hier versucht die arme Mutter das Möglichste, indem sie, dicht vor der Nase des Buschkleppers dahinhinkend und sich lahm stellend, den Störenfried auf sich zu hetzen sucht, und wenn dies gelingt, so ist alles gewonnen. Der Fuchs verfolgt die stets rascher und rascher Fliehende immer weiter und weiter, bis die Treffliche die Jungen gerettet wissend, sich auf einen bergenden Baum schwingt. Aber nur zu häufig ist der rote Schlaukopf schon gewitzigt und verschmäht die Jagd nach der Glucke, „wo das Gute so nahe ist," und zieht das viel zartere Fleisch der jungen Hühnchen dem der alten vor. Bleibt das Familienglück ungestört, so wachsen die Jungen rasch heran. Im Herbste trennen sie sich; die Weibchen bleiben dann bei der Henne, die Hähne aber ziehen hinaus ins feindliche Leben und gleichen bald völlig dem unliebenswürdigen Vater.

Der Auerhahn gehört zur Hohen Jagd und wird nur während der Balzzeit geschossen; die Henne erlegt kein wahrer Jäger. Nur das Fleisch der jungen Hähne ist angenehm: für den gräulichen Braten, den ein alter „Pechvogel" bietet, existiert in Münchener Sportkreisen das originelle, echt bayerische, derbe Rezept: „wenn der Hahn geschossen, grabe ihn drei bis vier Tage ein, lege ihn zwei Tage in Essig, koche ihn und brate ihn darauf, kommt er dann auf den Tisch, so nimm das L.... und wirf's zum Fenster hinaus."

Die jetzige Bewirtschaftung unserer Wälder schadet leider dem Auerwilde mehr als alle Feinde, es ist in steter Abnahme begriffen, während sein Stand in Rußland und Schweden eher zu- als abnimmt. In Deutschland wird der Auerhahn bald nur noch in traurigen Resten als ausgestopfter Balg in den Museen oder als Jagdtrophäe in der Gewehrstube des Jägers an die entschwundene Poesie unseres einst wildreichen deutschen Waldes wehmütig gemahnen! Wenig Jahre, dann balzt der Auerhahn im deutschen Wald nicht mehr, wie der Edelhirsch bald seinen letzten Brunftschrei in den immer wildleerer werdenden Revieren durch die Morgendämmerung geschickt haben wird!

Dem glücklichen Weidmann aber, der das Auerwild noch hegen kann, sei als treuer Ratgeber Grasheys Handbuch empfohlen.

Das Birkhuhn.

Tetrao tetrix; Urogallus minor; Grygallus minor.

(Tafel 27, Figur 6 und 7.)

Das Gefieder des Hahnes schimmert blaumetallisch, seine Hauptfarbe ist schwarz, der Bauch ist weiß gefleckt, die unteren Schwanzdeckfedern schneeweiß, im Flügelbug ist ein weißes Fleckchen sichtbar. Die Schwingfedern sind mattschwarz, bräunlich punktiert. Zwei weiße Querbinden zieren die Flügel. Der schön schwarze Stoß hat 18 Schwanzfedern, von denen auf jeder Seite gewöhnlich drei sichelförmig nach außen gebogen, während die übrigen kurze, gerade Steuerfedern sind. Je älter der Hahn, desto mehr gekrümmt und schöner ausgelegt sind die Stoßfedern; Gebirgshähne zeigen gewöhnlich stärkere und mehr gekrümmte Stoßfedern als die Hähne der Ebenen und Moore. Charakterisiert ist der Birkhahn außerdem noch durch kahle, rote Flecken über den Augen, seine Nasengrube ist mit kleinen Federchen bekleidet. Die kräftigen Füße sind beschuppt, unten warzig und bis über die Zehenwurzel mit dunklen haarartigen Federn besetzt. Die Länge des Hahnes beträgt 60 cm, Flugbreite 95 cm, Schwanzlänge 17 cm, Fußrohr 4 cm. Die Hähne der Ebenen erreichen nicht immer dieses Maß, sind im Gegenteil meist etwas kleiner. Das Gewicht beträgt im Durchschnitt $1^1/_2$ Kilo. Die Henne ist viel kleiner, abgesehen vom Größenunterschied der Auerhenne sehr ähnlich, der Birkhahn selbst „verwechselt" letztere sehr gerne und wo diese beiden Waldhühner nahe beisammen wohnen, so auch in den bayerischen und österreichischen Hochlanden, da giebt es die „Rackelhühner", das sind Bastarde von Birkhahn und Auerhenne. Auch die Birkhenne ist also rostfarbig, schwarz gefleckt, dabei ziemlich klein, sie wird 45 cm lang, hat 80—85 cm Flugbreite. Gewicht durchgängig 1 Kilo oder wenig darüber. — Das Dunenkleid ist oben dunkelrostgelb mit braunen und schwarzen Flecken, unten rostgelblichweiß.

Wo der Boden weithin mit niederem Pflanzenwuchs, Heidekraut, Ginster, Wachholderbüschen, Heidelbeeren, Knieholz oder Moosgestrüpp bedeckt ist, alles eins, ob tief im Gebirge oder der Ebene ist, und wenn ihm nur die Kultur vom Leibe bleibt, da ist das Birkhuhn überall zu Hause, wo es der Mensch nicht ausgerottet hat, vom Alpengürtel nordwärts bis hoch in die norwegische Halbinsel und durch ganz Nordasien bis zum Amurlande. Im Gebirge liebt es stets die höheren Lagen, während

die Auerhühner nicht über die mittlere Waldregion hinansteigen. Auch ist das Birkhuhn nicht so ächter Standvogel wie das Auerhuhn, sie streichen nicht eigentlich, verlassen aber zweimal im Jahre voll Unruhe ihre Wohnorte und fliegen umher.

Zur Zeit der Begattung, wenn die Knospen der Birken schwellen, also ebenfalls April und Mai, sind die Hähne, die sonst ruhig behaglich dahinleben, sehr kampflustig und raufen sich unter einander mit fächerartig aufgerichtetem Schwanze, niederhängenden Flügeln und gebücktem Kopfe ganz nach Art unserer Haushähne, doch wenn möglich noch ernster und blutiger, manchmal auf Tod und Leben. Dabei schwellen zu dieser Zeit die hochroten Augenbrauen fingerdick, kammartig auf. Das „Schleifen" des Hahnes, ein hohles, heftiges Zischen wird mit den Buchstaben „Tschwo—y" von Jäger wiedergegeben, dieser Balzruf beginnt sehr frühe, vor Eintritt der Morgendämmerung. Mehr als eine halbe Stunde weit hört man das dumpfe Kollern und zischende Fauchen jedes einzelnen Hahnes aus allem Vogeljubel der ersten Morgenstunden deutlich heraus. Der vollkommene Ruf besteht aus zwei Teilen, aus Schleifen und Kollern. Beim Kollern streckt der Hahn den Hals vor, sträubt die Rückenfedern und senkt die Flügelfedern, daß sie den Boden berühren. Das Kollern ist kaum in irgend einer Weise zu versinnlichen, Brehm versucht es mit: „Buttru—ruttu—ruiki—urr—urr—urr—rruturru—ruttu—ruiki" zu übersetzen. Während der ganzen Balze gluckst die Henne oft in der Nähe im Gebüsch, der liebestrunkene Hahn aber hört und sieht während des ganzen Aktes — im Unterschiede vom Urhahn — alles genau.

An wohlverborgener Stelle in dichtem Gebüsch legt das Weibchen in ein aufgescharrtes Loch sechs bis zwölf zwiebelgelbe, braunpunktierte Eier 49 + 35 mm (Tafel 48, Figur 5), die es drei Wochen lang bebrütet. Der Gatte weilt stets in der Nähe. Muß die Henne die Eier verlassen, um der Nahrung nachzugehen, so bedeckt sie dieselben sorgfältig mit Moos und Blättern. Wird der Hahn während des Brütens weggeschossen, so stellt, nach Tschudis Behauptung, die Henne das Brüten ganz ein. Die Küchlein piepen wie die Haushühnchen und wenige Stunden, nachdem sie aus der Schale geschlüpft sind, werden sie von der Mutter auf die Weide geführt, wo sie ihnen Würmchen und Ameisenlarven ausscharrt. Nach wenigen Wochen fliegen sie mit ihr auf die Bäume. Im Winter nähren sich die Birkhühner von Baum-, besonders Birkenknospen, Blütenkätzchen, Fichten- und Arvennadeln, am liebsten aber von Wachholderbeeren, graben auch im Schnee längere Gänge, um zu den Knospen der Heidel- und Preißelbeeren und Alpenrosen zu gelangen; im Frühjahr fressen sie dann allerlei junges Kraut, selbst die Blütenbüschel der giftigen Wolfsmilch in großer Menge, im Sommer eine Masse von Käfern, Spinnen, Heuschrecken, Ameisen, Schnecken, Alpenrosenblättern, Arvennadeln, allerlei Beeren und Früchte, im Herbste gern wilde erbsenartige Sämereien, auch Nadelholzsamen, Thymian, Alpenjohannisbeeren, Heidelbeeräftchen, Zwerghollunderbeeren, Liguster- und Vogelbeerblätter, die Birkhühner der Ebene fressen auch von in der Nähe befindlichen Feldern in Milch stehendes Getreide. Daneben werden, wie bei allen Hühnern viele Quarzkörner und Sand zur Verdauung verschluckt. Bäder in Sand lieben sie sehr.

Wie sehr groß die Verliebtheit des Birkhahnes ist, beweisen nicht nur die heißen Balzkämpfe, der Harem von Hennen, den er stets zur Paarungszeit um sich hat, sondern am auffallendsten zeigen sie sich in den häufigen Bastardformen zwischen Birkhuhn und Schneehuhn, insbesondere aber von Birkhahn und Auerhenne, das nachfolgende Rackelhuhn. Das Wildbret eines im Herbst erlegten jungen Hahnes ist delikat. Das Fleisch ist weiß wie das des Fasans und auch sehr weich, etwas aromatischer schmeckend als das des Fasans und sehr gesucht. Die Jagd ist ein herrliches Vergnügen, reich an Schwierigkeiten, denn der Birkhahn ist sehr vorsichtig und scheu und mit außerordentlich scharfen Sinnen begabt. In dem Schleißheimer Moos bei München, einem sehr reich besetzten Birkwild-Gebiet, habe ich öfters die herrlichen Hühner beobachtet und die Schärfe ihrer Sinne bewundert. Wie wohl alle Hühner ist der Birkhahn zu einfältig, um zwischen Jäger und harmlosen Wanderer oder Bauersmann zu unterscheiden, er flieht eben sofort jedes menschliche Wesen. Das Birkhuhn läuft außerordentlich schnell und versteckt sich meisterhaft im Gebüsche — angeschossene Hähne gehen darum meist verloren, wenn sie nicht ein sehr feiner Hund noch aufftöbern kann. Junge Hähne, die noch nichts erlebt, sind manchmal so „baff" über den Hund, daß sie vor demselben aufbäumen und ihn so lange starr betrachten, bis des ganz unbemerkt herangekommenen Jägers Schuß sie herabholt. Eine Hauptsache der Jagd in der Balzzeit ist, daß der

Jäger den Balzplatz genau kennt, denn sucht er ihn nach dem Rufe, so täuscht dieser in Bezug auf Entfernung gar sehr und man kann lange in der Irre umhergehen. Steht der Hahn hoch auf einem isolierten Baum oder im dichten Krummholz, so ist ihm nicht beizukommen. Es giebt aber Jäger, die sich vortrefflich auf die Nachahmung des „Schleifens“ verstehen. Grashey lehrt darüber: „Das „Scheuchen“ (Schleifen) macht man mit Mund und Zunge und hält die Hände muschelartig vor den Mund, um den Schall voller zu machen. Die zweite Methode des Anreizens ist das Gacken oder Gocken der Hennen. Man bringt es durch die Stimme hervor, indem man mit zwei Fingern die Nasenflügel etwas zusammendrückt. Beides muß geübt sein, wie das Blatten auf den Rehbock oder das Reizen des Fuchses, wenn man nicht gegenteilige Wirkung erzielen will.“ Ist der Hahn hitzig, so kommt er auf gutes Schleifen gar bald im Flugsprung heran oder er nähert sich scheuchend und kollernd am Boden. Auf der Münchener Hochebene ist die Hüttenjagd („im Schirm“) auf das Birkwild üblich, im Gebirge dagegen das „Beschleichen“. Im Herbste wird auf Spielgeflügel das Buschieren und die Birsche ausgeübt. Alles Nähere findet der Jäger in seinem „Grashey“.

Mit dem Stoße des Birkhahnes wird als Schmuckgegenstand viel Gebrauch getrieben. Bei dem Weidmanne ist er in Verruf gekommen, seit alle die Gigerln sich seiner bemächtigt haben und drollig einfältiger Weise oft das ganze Spiel auf dem emblemengeschmückten Hute tragen. Auch ist der Spielhahnstoß mit seinem leuchtenden Weiß und seinen rauschenden Federn stets ein gefährlicher Verräter gewesen. Dagegen steht er in hoher Gunst bei den oberbayerischen und tyroler Bauernburschen, die Art und Weise seines Aufsteckens hat sogar eine „tiefgehende Bedeutung“. Steht er vorwärts am Kopf so bedeutet er Rauflust des Trägers, eine Herausforderung der ganzen kraftadeligen Menschheit. So mancher Salontyroler hat damit schon willkommenen Anlaß gegeben, fürchterliche Prügel in Empfang nehmen zu müssen. Bei den tyroler Jägerbataillonen ist der Spielhahnstoß eine reglementsmäßige Auszeichnung besonders guter Schützen.

Der Stand des Spielgeflügels ist bei uns noch ein guter, nimmt aber durch die so heillos rasch vorschreitende Umwandlung des Bodenbestandes auch schon ab. In Skandinavien, Liv- und Esthland ist es noch sehr zahlreich, möge es dort nur vor schießwütigen Engländern bewahrt bleiben. Es geht sehr weit hinauf nach Norden, hat aber in den italienischen Hochalpen und den Pyrenäen Frankreichs seine südlichste Grenze erreicht.

Das Rackelhuhn.

Tetrao hybridus, medius.

Über diese sehr interessante Bastardform lasse ich Grashey sprechen:

Das Rackelhuhn ist sicherlich ein Blendling zwischen Auer- und Birkwild und kommt überall, wenn auch sehr selten da vor, wo Auer- und Birkwild beisammen oder in der Nähe stehen. In der neueren Zeit wurde durch eine sehr verdienstvolle Arbeit des Herrn Hofrat Dr. A. B. Meyer — „Unser Auer-, Birk- und Rackelwild, A. W. Künast, Wien 1887 — die Wissenschaft bereichert, welche das Rackelwild, soweit die Forschungen reichen, eingehend behandelt. Auch Dr. Wurm hat in seiner Monographie über das Auerwild dem Rackelhuhn einen Abschnitt eingeräumt, der wesentliche Aufklärungen giebt, und ebenso Forstverwalter Ludwig in seiner Monographie: „Das Birkwild“.

Die Gründe für die Annahme, daß das Rackelhuhn ein Bastard ist, sind folgende:

1. wird das Rackelhuhn stets einzeln angetroffen, hat keinen besonderen Balzplatz, sondern findet sich auf jenen des Auer- und Birkwildes ein;

2. sind regelmäßige Bruten oder Eier von Rackelwild nicht bekannt;

3. hat man beobachtet, daß sich die Auerhenne vom Birkhahn und die Birkhenne vom Auerhahn treten läßt;

4. sind andere fruchtbare Bastardierungen zwischen verschiedenen Hühnersorten bekannt;

5. werden Rackelhennen sehr selten angetroffen, was doch öfter der Fall sein müßte, wenn es eine eigene Art wäre;

6. variert bei jedem einzelnen Stück Form, Größe, Färbung und Lebensweise;

7. hat man, als klarsten Beweis, fruchtbare Kreuzung zwischen Birkhahn und Auerhenne im Käfig künstlich erzwungen. In den Mitteilungen des ornithologischen Vereins in Wien 1884 im Novemberheft referiert V. v. Tschusi zu Schmidhofen hierüber.

In Skandinavien, in den baltischen Provinzen 2c., wo Auer- und Birkwild häufiger beisammen steht, ist Rackelwild nicht mehr selten. Auch in Böhmen haben wir häufigeres Auftreten zu konstatieren. Bei uns in Bayern, wo doch vielfach Auer- und Birkwild fast gleichzeitig balzt, kommt Rackelwild dennoch selten vor. Meines Wissens ist Mitte der achtziger Jahre ein Rackelhahn im Nürnberger Reichswald erlegt worden.

Auch bei Wolfratshausen in Oberbayern sind schon öfter Rackelhähne erlegt worden, und in allerneuester Zeit wurden drei Rackelhähne im Wurzacher Ried in Württemberg u. s. w. erlegt.

Eine Beschreibung des Rackelhahnes läßt sich allgemein nicht geben, weil sehr viel darauf ankommt, wie dessen Abstammung sich verhält. Der eine nähert sich mehr dem Typus des Auerhahnes, die meisten aber mehr jenem des Birkhahnes. Daß Rackelhennen seltener beobachtet werden, mag mehrfache Ursache haben. Fürs erste ist das Gefieder der Hennen unserer tetraonen nicht so markant, wie das der Hähne; zweitens schenken unsere Jäger den Hennen weniger Aufmerksamkeit, weil sie nicht jagbar sind, und drittens werden nur Hahnen erlegt. Gleichwohl sah ich in den Sammlungen und auch in Abbildungen verschiedene Rackelhennen, die aber ebenso wie die Hahnen den Charakter der Blendlinge deutlich an sich tragen.

Viel häufiger kommen Rackelhähne mit dem Typus des Birkhahnes vor, als umgekehrt. Fast alle Exemplare, die ich teils frisch erlegt, teils in Sammlungen oder Abbildungen sah, tragen den verkümmerten Typus des Birkhahnes zur Schau. Kronprinz Rudolf erwähnt jedoch zwei Rackelhähne mit ausgesprochenem Auerhahntypus und erst Ende April 1894 habe ich einen frisch erlegten Rackelhahn in der Hand gehabt, der den Auerhahntypus markant an sich trug; hierüber weiter unten.

Es ist wohl anzunehmen, daß der Birkhahn vermöge seiner Körperverhältnisse eher in die Lage kommt, die Auerhenne fruchtbar zu treten, denn der Körperunterschied zwischen Auerhahn und der merklich kleineren Birkhenne ist ein so bedeutender, daß ein Erfolg des Tretens wohl seltener vorkommen mag.

Theoretisch stellt Hofrat Dr. Meyer folgende Kreuzungsmöglichkeiten auf:

I. Grad. a) Auerhahn × Birkhenne, b) Birkhahn × Auerhenne (Rackelhahn mit Birkhahntypus), hierauf komme ich noch später zurück.

II. Grad. a) Auerhahn × Rackelhenne, b) Rackelhahn × Auerhenne, c) Rackelhahn × Birkhenne, d) Birkhan × Rackelhenne.

Der Rackelhahn balzt sowohl auf Bäumen, als auch auf dem Boden, er ist sehr rauflustig und deshalb namentlich auf den Balzplätzen der Birkhähne gefährlich, weil er die Birkhahnen abkämpft, vertreibt und so vielfach Balze und Fortpflanzung stört. Brehm giebt den Balzton als einen knarrenden an, der mehr ein Gekrächze als ein Balzen sei und sich etwa wie: „farfarfar“ anhöre, an diesen Balzton reihe sich ein heller kurzer Lärm an, im Rhythmus sehr ähnlich dem Zählen des Auerhahnes, doch in kürzeren Zwischenräumen, welcher zu einem dem Hauptschlag und Schleifen entsprechenden, doch ganz aparten Gekrächze führe.

Daß der Rackelhahn ein seltener Gast ist, dürfte auch der Umstand beweisen, daß da, wo Rackelhähne sich zeigen, sehr häufig beobachtet wurde, wie Krähen ihn umschwärmten, großen Lärm machten, ja sogar auf ihn haßten, wie auf den Uhu.

Außer dem Rackelhuhn giebt es auch Bastarde von Birk- und Schneehuhn, ferner Birk- und Haselhuhn und auch Birkhuhn und Fasanen. Dr. Meyer erwähnt auch Bastarde von Birkhähnen mit Haushennen.

Am 25. April 1894 begab sich Herr M. Grünwald jr. von Wolfratshausen bei München auf die Spielhahnbalze; es war 1/24 Uhr früh, als er drei Birkhähne um sich herum balzen hörte. Das Terrain war Heide mit einigen starken Fichten bestockt. Plötzlich hörte er einen ganz eigentümlichen Balzton und da er noch nie einen Auerhahn gehört und erlegt hatte, dachte er sofort an diesen. Er schlich auf Art wie man bei uns den Birkhahn beschleicht, auch diesen Vogel an, sah ihn auf dem Aste einer Fichte stehend balzen, schoß ihn sofort herunter und sprach ihn als einen jungen Auerhahn an. Dies war auch natürlich, denn Körpervolumen und äußerliche Erscheinung werden jeden Laien veranlassen, den seltenen Vogel als schwachen Auerhahn anzusprechen. Erst als er mir zur Einsicht zugesendet wurde, klärte sich der Zweifel auf. Es ist ein Rackelhahn mit ausgesprochenem Auerhahntypus.

Der Schnabel ist Birkhahnschnabel, nur um weniges kräftiger als beim normalen Birkhahn. Das Gefieder des Kopfes und der gut ausgesprochenen Kehlbartfedern hat die Farbe des Auerhahnes, ebenso sind die Rosen auerhahnartig. Das Gefieder des Halses zeigt aber das schöne, metallig schimmernde Stahlblau des Birkhahnes. Rückenfedern und Flügeldecken sind in der Farbe des Auerhahnes. Die Schwungfedern zeigen eine schwachentwickelte, weiße Querbinde und gleichzeitig auch den normalen Spiegel des Auerhahnes im Achselgelenk. Der Oberstoß ist ganz schwarz wie die Schere des Birkhahnes, jedoch nur halb so lange als die Schwanzfedern des Auerhahnes. Die beiden äußeren Schwanzfedern zeigen eine ganz unbedeutende Neigung zur Krümmung. Der Unterstoß hat sehr viel Weiß mit schwarzen Flammen. Der Fuß ist normal wie der des Auerhahnes.

Leider konnte ich über die Art des Balzgesanges mit jenem des normalen Auerhahnes keinen Vergleich anstellen, da der Erleger einen Auerhahn noch niemals balzen hörte, doch giebt er an, daß es ein unbestimmtes Gekrächze gewesen sei, das mit dem von mir ihm vorgemachten Balztone des Auerhahnes nichts gemein habe.

Interessant ist, daß in der Gegend von Wolfratshausen schon seit vielen Jahren kein Auerhahn mehr erlegt wurde, obgleich sie früher dort Stand hatten. Auf dem über der Isar gegenüberliegenden Ufer giebt es hin und wieder Auerwild. Es scheint demnach, daß die Auerhahnen bei Wolfratshausen rücksichtslos abgeschossen wurden und die noch vorhandenen Auerhennen sich auf die Balzplätze der Spielhahnen gezogen haben, um ihren Geschlechtstrieb auf diese Weise zu befriedigen. Wir hätten also nach Dr. Meyer in dem erlegten Exemplare eine Kreuzung I. Grades — Birkhahn × Auerhenne, — aber mit vorherrschendem Auerhahntypus.

Das Rackelhuhn — Rackelhahn, Rackelhenne, Rackelwild, mittleres Waldhuhn, Birkauerhahn — gleicht in seiner bis jetzt bekannten Lebensweise und Äsung mehr der des Birkhuhnes. Der Rackelhahn balzt teils auf Bäumen, teils auf dem Boden im Walde, wie an den Feldern; er ist sehr rauflustig und in Folge seiner Körpergröße auch dem Spielhahn an Kraft überlegen, weshalb er an den Balzplätzen der Spielhahnen diese letzteren meistens vertreibt und deshalb auch als Balzverderber im Verrufe ist. Ob das Rackelwild unter sich schon fortpflanzungsfähig ist, dürfte sehr fraglich sein, denn die Analogie anderer Bastarde spricht dagegen.

Der Hahn zeigt allerdings im Frühjahr an, daß er balzlustig ist; sein Erscheinen auf den Balzplätzen des Auer- und Birkwildes, seine Rauflust, sein Balzgesang weisen darauf hin, daß sich bei ihm, wie bei seinen Verwandten, der Fortpflanzungstrieb regt. Die Rackelhenne ähnelt in ihrer Gesamtfärbung manchmal mehr der Auerhenne, manchmal mehr der Birkhenne und da sie ihrer Größe und Stärke nach gewöhnlich mehr der letzteren ähnelt, dürfte sie meistens mit der Birkhenne verwechselt werden und nicht zur näheren Beachtung gelangen.

Nach alledem bleibt in dieser Richtung der Forschung noch ein, wenn auch sehr schwieriges, doch weites und interessantes Feld offen. Mögen unsere Weidmänner dem Rackelwilde die größte Aufmerksamkeit zuwenden und eher trachten, seine Lebensweise zu beobachten, als dasselbe so rasch als möglich der Seltenheit halber zu erlegen.

Das Haselhuhn.

Tetrao bonasia; Gallina corylorum; Lagopus bonasia; Tetrastes bonasia.

(Tafel 28, Figur 1 und 2.)

Rotthuhn. Hahn und Henne ähneln sich in Größe und Färbung des Gefieders, sind aber dennoch leicht zu unterscheiden. Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrotgrau und weiß gefleckt, der größte Teil der Federn auch mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet; auf dem Oberflügel, dessen Färbung ein Gemisch von rostgrau und rostrot ist, treten weiße Längsstreifen und weiße Flecken deutlich hervor. Die Kehle ist weiß und braun gefleckt, die Schwingen graubraun, auf der schmalen Außenfahne rötlichweiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, aschgrau getuscht und die mittleren rostfarben gebändert und gezeichnet. Das Auge ist nußbraun, Schnabel schwarz, Fuß — so weit er nackt — hornbraun. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle und die Färbung seines Gefieders ist minder lebhaft, namentlich mehr grau als rostrot. Die Fußwurzel des Haselhuhnes ist nur bis zu $^3/_4$ ihrer Länge befiedert, die Zehen sind nackt; der abgerundete Schwanz besteht aus 16 Steuerfedern, die Scheitelfedern des Hahnes sind stark verlängert und zu einer Holle aufrichtbar. Die Länge beträgt durchschnittlich 45 cm, die Flugbreite 62 cm, die Schwanzlänge 13 cm. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Das Haselhuhn ist in Deutschland vorzugsweise in gebirgigen Gegenden zu Hause, aber wie das Birkhuhn in dem nordöstlichen Teile unseres Vaterlandes, dann in Rußland auch ein Bewohner der Wälder der Ebene. Es liebt nur ganz eigentümliche Waldarten, große dunkle und gemischte Bestände; je gemischter der Wald, sagt Jäger, um so lieber. Am angenehmsten sind ihm solche an Südabhängen, wenn sie an Halden mit Beerengestrüpp bedeckt grenzen, denn Beeren sind seine liebste Nahrung. Ein weiteres Haupterfordernis ist und bleibt möglichste Abwesenheit des Menschen und dieser Umstand hat auf deutschem Boden den Vogel bereits fast ganz zum Gebirgsvogel gemacht, während er in den dichten Wäldern Rußlands und Sibiriens seinen universellen Charakter noch vollständig bewahrt hat. Die Haselhühner leben paarweise in etwas treuloser Monogamie und streichen nur im Herbst und Winter in kleinen Völkern familienweise umher. Man sieht sie mehr im Gebüsch auf der Erde als auf den Bäumen, doch übernachten sie stets auf diesen. Auch vor dem Hunde fliehen sie auf den Baum und verstecken sich in mittlerer Höhe in den dichtesten Zweigen nahe am Stamm. Übrigens ist es unendlich schwer, ein Haselhuhn zu beobachten. Denn es gehört zu den

scheuesten Vögel des Waldes, hält sich so still und versteckt sich so gut, daß nur ein ganz seltener Zufall es entdecken läßt, wenn es etwa mit vorgestrecktem Hals von einem Busche zum andern rennt oder sich, besonders im Frühling und Herbst, der Länge nach auf einen Baumast hindrückt, wo es bloß von geübten Augen bemerkt wird. Dabei trägt das Weibchen die kurze Holle gewöhnlich glatt auf den Kopf niedergelegt, während der immer mit größerem Anstand einherschreitende Haselhahn sie öfters in die Höhe richtet, oft auch die Kehl- und Ohrfedern aufbläst und so sich ein gar possierliches Ansehen giebt. Ohne Not fliegen sie nicht gerne, aufgescheucht aber pfeilschnell, mit starkschwirrendem Geräusch, doch nie weit.

Abweichend von anderen Hühnern sucht sich der Hahn im Spätherbst eine Lebensgefährtin (September, Oktober), die er sich selbstredend erst erkämpfen muß. Zu dieser Zeit kann der geübte Jäger mit der Lockpfeife den Hahn zur Stelle schaffen, oft kommt dann der Gelockte auf den ersten Ruf herangebraust und wirft sich mit solcher Heftigkeit vor die Füße des Jägers, daß das Laub aufstiebt. Stets heißt es aber dann schnell und sicher schießen, denn der Hahn läßt sich nicht lange täuschen und zieht sofort wieder ab, ein nur angeschossener Hahn ist ebenfalls fast regelmäßig für den Jäger verloren. Diese Schwierigkeit der Jagd ist freilich ein Glück, sonst gäbe es bei uns keine Haselhühner mehr. Zur Balzzeit im Frühjahr singt der Hahn förmlich und zwar fast die ganze Nacht hindurch bis in den späten Morgen hinein. Das mannigfaltige Liedchen setzt sich aus einer Strophe zusammen ein trillerartiges hohes „tsi — tsi, tsi tsi — tsi — tsui", dem ein eigentümlich leises, aber doch weithin hörbares Pfeifen vorangeht. Der ganze Balzgesang heißt „Spissen", den Triller übersetzen die bayerischen Jäger mit „Zieh, zieh bei der Hitz zur Höh!" Der Hahn schreitet während des Spissens mit gesträubtem Kopf- und Halsgefieder stolz einher. Auch die Henne hat ihren eigenen Ruf, das „Bisten" genannt, der von jenem des Hahnes verschieden ist, mit ihm läßt sich der Hahn zur Balzzeit leicht locken. Im Mai legt die Haselhenne unter einem Haselbusche oder an einem Stein in ein kunstloses, sehr wohl verstecktes Nestchen 8—15 rotbraune, dunkelpunktierte Eier von der Größe der Taubeneier, 33 + 25 mm (Taf. 48, Fig. 6), denen nach drei Wochen die sehr munteren Hühnchen entschlüpfen, welche sich auch bald so gut zu verbergen lernen, daß es fast unmöglich ist, sie aufzufinden. Des Nachts und bei schlimmem Wetter suchen die Jungen anfangs Schutz unter den warmen Flügeln der Mutter; bald aber gehen sie in schnurrendem Fluge mit dieser auf den Baum und sitzen dicht bei ihr ab, wo sich dann auch der Haselhahn, der während des Brutgeschäftes einsiedlerisch lebte, mit väterlichem Wohlwollen wieder bei der Familie einfindet. Leider drohen derselben sehr viele Feinde, die ihrem Bestande viel mehr schaden als der Jäger. Bei uns sind es in erster Linie die Herren Bauernbuben, die auch den Stand unseres Birkwildes so schmählich zusammenwildern; streunende Katzen, Fuchs, Marder, Bussard sind so auf das feine Wildbret versessen, daß sie nicht selten beim „Spissen" dem lockenden Jäger vor die Büchse kommen, der deshalb wohl thut, den einen Lauf der Doppelflinte mit gröberem Schrot zu versehen. Überhaupt stellt das ganze kleine Raubzeug unabläßig diesen edlen Hühnern nach, seine Hege besteht also hauptsächlich in der möglichsten Vernichtung aller Katzen, Iltis, Marder, Wiesel, Habicht, Sperber, Krähenvögel; die viel zu geringe Bestrafung der Wildiebe bleibt wie in allen Fällen, so auch hier zu beklagen.

Die Nahrung des Haselhuhnes besteht im Sommer aus allerlei Insekten, aufgescharrten Würmern und Schnecken, während der übrigen Zeit von den zarten Knospen, Blüten und Blätterspitzen der Waldpflanzen und Büsche, von Schwarzbeeren roten Bergholunderbeeren, Brom- und Vogelbeeren, Hagebutten, Holzsämereien, die sie aber aus angeborener Furchtsamkeit nicht gerne vom Strauche oder Baume pflücken, sondern am Boden auflesen. Im Winter scharren sie sich in den Schnee oft längere Gänge bis zu ihrer Nahrung.

Das Wildbret des Haselhuhnes ist das denkbar feinste und sehr gesucht. In der Gefangenschaft wird dieses äußerst zierliche, so sehr scheue und flüchtige Wildhuhn sehr zahm, gewöhnt sich bei Hafer, Brot und Beeren leicht ein, muß aber stets in geschlossener Voliere gehalten werden, da es jede Möglichkeit eines Ausweges zur Flucht benützt. Ganz junge Hühnchen sind nur sehr schwer aufzuziehen.

Das Alpenschneehuhn.

Tetrao alpinus; Lagopus mutus; Tetrao montanus.

(Tafel 28, Figur 5 und 6.)

Viel des Wunderbaren bieten diese Hühner. Sie haben einen kurzen, dicken, starkgebogenen, glänzendschwarzen Schnabel, wohlbefiederte Beine, in deren Flaum die schwarzblauen Scharrnägel fast ganz versteckt sind und hasenpfotenartig aussehen. Das Auge ist dunkelbraun, über demselben befindet sich ein warziger, hochroter Ring, der beim Männchen viel größer ist und zur Begattungszeit kammartig anschwillt. Die auffallende Veränderung ihres Gefieders je nach der Jahreszeit dient ihnen zu besonderem Schutze gegen Verfolgungen. Ihr Winterkleid ist sehr einfach; das ganze derbe, dichte Gefieder ist vom Schnabel bis auf die Zehen blendend weiß, mit Ausnahme braunschwarzer Schaftstriche auf den sehr großen Schwungfedern; die Schwanzfedern dagegen kohlschwarz mit weißen Kanten; vom Schnabel nach den Augen hin trägt das Weibchen einen schwarzen Zügel. Das Sommerkleid ist bunter und verändert sich jeden Monat etwas. Seine Hauptfärbung ist oben graulich rostgelb, schwarz und weiß gewässert; Flügel und die unteren Teile weißlich, beim Weibchen der Bauch mit gelben und schwarzen Bändern und Flecken; die Schwungfedern sind schwarz, der Schwanz braunschwarz mit graugelben Linien, die Fußfedern weißlich. Die schwarzen Zügel fehlen dem Männchen im Sommer; dafür trägt das kleinere und gelbere Weibchen braungelbe Zügel. Nur kurze Zeit trägt das Huhn diese Sommertracht. v. Dombrowski schildert das Herbstkleid des Hahnes wie folgt: „Kopf und Hals, die oberen Teile der Brust, die Seiten, der Rücken, die Schultern und die oberen Teile überall schiefergrau, schmal schwarz gewellt; Kopf und Hals rotbraun überflogen; die Steuerfedern schwärzlich gesäumt; die Schwingen, der Bauch und die unteren Schwanzfedern sind weiß." Im weiteren Verlauf des Herbstes legt es allmählich die Sommertracht ganz ab, und aus der Wurzel jeder ausfallenden alten Feder sproßt zum Schutze gegen die Winterkälte eine doppelte Dunenfeder. v. Tschudi bemerkt, daß die Schneehühner im Sommer sorgfältig die weißen Flügelpartieen, die es verraten könnten, einzuziehen und zu verbergen wissen, worauf sie ganz dem braunmoosigen Gestein gleichen, zwischen dem sie kauern. Findet man schon Ende August weiße Schneehühner, so zählt man auf einen sehr frühen Winter. Das Schneehuhn mausert zweimal im Jahre und sein Farbenwechsel hält genau gleichen Schritt mit der Haarveränderung der Alpenhasen. Es ist etwas stärker als das Rebhuhn, hat eine Länge von 34 cm, Flugweite von 60 cm, das Weibchen ist um $^1/_5$ kleiner.

Die Verbreitung des Alpen-Schneehuhns ist — ausschließlich in den Gebirgen — über Skandinavien, Island, Grönland, Schottland, die Hochgebirge der Alpen- und Karpathenkette (Bayern, Tyrol, Kärnten, Schweiz), Ural, Lappland, die nördlichen Breiten von Asien und Amerika verteilt. Im Schwarzwald kommt es als Seltenheit vor. Höher als alle übrigen hühnerartigen Vögel steigen diese Alpenhühner im Gebirge. Die Nachbarschaft des Gemswildes schützt sie sehr vor der Flinte des Weidmannes wie vor jener des Wilderers, denn beide hüten sich, den Gemsstand durch öfteres Schießen zu beunruhigen. Desto schwerer haben sie bei uns durch alle behaarten und gefiederten Räuber zu leiden. Im Norden, wo beide Schneehühner massenhaft vorkommen, ist freilich die Jagd, auch jene mit Schlingen sehr lohnend und wird leider viel zu rücksichtslos getrieben, das beweisen die Wildbrethandlungen.

Am fröhlichsten sind unsere Schneehühner bei starkem Nebelwetter. Da wissen sie sich sicher vor den gefürchteten Raubvögeln, und laufen nun unter fortwährendem monotonen „krögögögöögrö" Rufen, (wohl um sich in der Kette zusammenzuhalten) lustig und emsig umher. Die Gebirgler rechnen, wenn sie den ganzen Tag über diesen Ruf hören, auf lange anhaltendes Regenwetter. Die Nahrung der Schneehühner sind vorzugsweise Beeren, dann Knospen von Tannen, Alpenrosenblätter und Blüten verschiedener Alpenpflanzen, Salix retusa, Dryas octopetala, Azalea procumbens und Saxifraga androsacea bilden nach Tschudi die bevorzugtesten Bestandteile ihrer Nahrung. Dazu kommen allerhand Käfer und Insekten.

Trotz ihrer Schwere bewegen sie sich äußerst hurtig, laufen und fliegen schnell, aber gewöhnlich nicht hoch und weit und hocken bald wieder zwischen die Steine ab oder ducken sich zwischen die Alpenrosen und in das Geröll der Schneeblößen. Im Winter scharren sie weite Gänge in den Schnee zu ihrer Nahrung. Im Mai paaren sie sich; gegen Ende Mai, Anfang Juni legt die Henne sieben bis fünfzehn gelblichweiße, schwarzbraun punktierte Eier, 38 + 26 mm (Tafel 48 Figur 7), die sie sorgfältig und allein ausbrütet, nachdem sie ihnen unter Alpenrosen- oder Tannengebüsch ein kleines Loch aufgescharrt und dasselbe flüchtig mit Moos gefüttert hat. Die niedlichen, flaumbedeckten Küchlein begleiten lange die Mutter, rufen ihr „pip—pip" zu und flüchten unter ihre warmen Flügel. Ist Gefahr in der Nähe, so läuft die Mutter rasch davon, mit den ausgebreiteten Flügeln die Jungen deckend. Und nun geht es pfeilgeschwind: von diesen huscht eines nach dem andern unvermerkt ins Gestein, wo sie

kein menschliches Auge mehr zu entdecken vermag, und erst, wenn alle geborgen sind, fliegt auch die Henne auf eigene Rettung bedacht. Die Küchlein werden anfangs von der Henne mit Insekten geäzt, später fressen sie Blatt- und Blütenknospen und Beeren.

Die Balze des Schneehuhns, im April und Mai, ist nicht bedeutend. Von heftigen Kämpfen wissen auch die Jäger nichts zu berichten, man vernimmt nur hin und wieder den Lockruf „Arr—Arr". Sonst rufen sie noch beim Auffliegen ein lautes „Görr—Görr".

Das Wildbret ist zart und schmackhaft, durch die großen Mengen, welche uns der Norden liefert, auch billig. — In der Gefangenschaft ist das Schneehuhn zart. Küchlein gehen stets zu Grunde, auch die Versuche, Eier von der Haushenne ausbrüten zu lassen, mißglückten, da meist die Küchlein, wenn man sie einige Tage mit Fliegen und Ameisenpuppen erhalten, doch starben. Einige glückliche Ausnahmen sind freilich zu verzeichnen. Dagegen lassen sich älter eingefangene zähmen, halten aber auch nicht lange aus.

Das Moorschneehuhn.

Tetrao lagopus, albus; Lagopus subalpinus.

(Tafel 28, Figur 3 und 4.)

Das Männchen im Sommer: Kopf, Hals und Brust rotbraun, zuweilen kastanienbraun, fein schwärzlich bespritzt und gefleckt, besonders oben; die Augeneinfassung, ein Fleckchen vor der Nase und ein Streifchen der schwarzgefleckten Kehle weiß; Oberleib schwarz mit rostgelben Querlinien und feinen weißen Endsäumchen, die sich aber bald abstoßen; kleine Flügeldeckfedern und Schwingen weiß, die sechs letzten auf der Außenseite mit einem braunschwarzen Streif; Bauch und Beine weiß. Untere Schwanzdecke rotbraun, schwarz gesprenkelt. Die 14 äußern, größern Schwanzfedern sind schwarz mit weißen Endsäumen, die 4 weichern, mittlern Schwanzfedern, welche im Steiß etwas höher eingefügt sind, richten sich im Sommer nach der Rückenfarbe, im Winter sind sie weiß. Bei recht alten Männchen wird die Grundfarbe dunkelkastanienbraun, oder fast schwarzbraun; auch wachsen manchem im Sommer zwischen den rotbraunen noch schwarze Federn hervor. Die jüngern Männchen sind heller, gelblichrotbraun bis dunkelrostgelb; Kopf und Hals schwärzer. Beim Weibchen ist der Vorderleib auf lichterem, rostgelbem Grunde dichter und gröber schwarz gezeichnet, so daß letzteres bisweilen vorherrschend wird. Es ist auch etwas kleiner. Junge Vögel im zweiten Federkleide sehen der Mutter sehr ähnlich, indem sie bereits die weißen Flügel und schwarzen Schwanzfedern haben. Im ersten Gefieder ist der Kopf und Hals bräunlichrostgelb, schwarz gefleckt und bespritzt; die Kehle ungefleckt; alle obern Teile nebst Brust und Weichen gelblichrostfarben, schwarz gewellt und gesprenkelt, auf Schultern und Flügeldecken klein weiß gefleckt; die großen Schwingen dunkel braungrau, auf der Außenfahne blaß rostfarbig gefleckt; die 4 mittlern Schwanzfedern sind wie der Rücken; die übrigen 14 Schwanzfedern sind schwarz mit Rostfarbe gefleckt. In diesem ersten Federkleid sehen sie dem Birkhuhn im ersten Federkleid sehr ähnlich. Im Dunenkleid sind die obern Teile gelblichrostfarben, an Kopf und Hals schwarzbräunlich gezeichnet, auf dem Rücken und an der Brust mit rostbrauner und schwarzer Farbe gefleckt, der Unterkörper ist rostgelblichweiß. Diese Färbung ist dem Bodenbelag sehr ähnlich.

Das Winterkleid ist bei allen ganz weiß, ein reines blendendes Schneeweiß; die 14 äußern Schwanzfedern sind schwarz mit weißer Endkante und verdeckten weißen Wurzeln, doch decken die 4 mittleren weißen Federn die schwarze Farbe so zu, daß sie nicht mehr auffällt, sondern das ganze Huhn weiß aussieht. Bei den Männchen scheinen oft die schwarzen Zügel durch, welche dem Weibchen fehlen. Das ganze Gefieder ist groß, weich, dabei pelzartig dicht, sehr wärmehaltend. Der runde gewölbte Schnabel ist schwarz; die Iris dunkelbraun; die kahle, hochrote Stelle, welche zur Begattungszeit anschwillt und am oberen Rande kammartig in die Höhe tritt, ist hochrot; die dicht befiederten Füße sind schmutzig weiß, im Winter weiß, die Krallen weißlich. Die Hauptmauser beginnt im August und endet im Oktober, ist eine vollständige, wobei die Schwingen und Schwanzfedern wechseln, und auch nachschiebende Nägel die alten verdrängen; die Frühlingsmauser im April und Mai erstreckt sich nur über das kleine Gefieder.

In dem mildesten Lande seines Vorkommens, in Schottland, wird dagegen das Moorhuhn gar nicht weiß, behält fortwährend seine braune Sommertracht, und es gab dieser Umstand Veranlassung, eine eigene Art, das Schottische Schneehuhn, Tetrao scoticus, Lag. scoticus, Grouse der Engländer, aufzustellen. Das Moorschneehuhn ist 40 cm lang bei 64 cm Flugbreite. (Nach Fridrich.)

Dem Alpenschneehuhn ist es auf das Nächste verwandt, aber völlig verschieden in seinem Aufenthalte von ihm. Es bewohnt den hohen Norden der alten und neuen Welt, findet sich in Deutschland nur in Ostpreußen, insbesondere bei Memel und ist das Huhn der Hochebenen und Tundren. Im Winter streicht es südwärts, doch nicht weit, die größten Massen überwintern unter dem 67 Grad nördlicher Breite. Von den ungeheuren Massen, die Skandinavien beherbergt, giebt unser Wildbrethandel ein anschaulich Bild, doch ist sehr zu fürchten, daß die Hunderttausende, die Skandinavien alljährlich

liefert (insbesondere Drontheim und Stockholm sind Versandtorte), dem Bestande in Bälde empfindlichsten Abbruch thun werden. Das Fleisch ist wohlschmeckender noch als das des vorigen, sehr zart und von angenehmsten Wildgeschmack. Um dieses köstliche Wild besser zu schützen, sollte die Regierung doch wenigstens dem Wahnsinne schießwütiger Engländer steuern, welche die unglaublichste Aasjägerei betreiben. Der Normann jagt durchgängig waidmännisch.

Das Moorhuhn ist hochbegabt, dreist und mutig, läuft ungemein schnell, fliegt leicht und schön. Die Balz ist im Frühjahr, der Balzruf ein schnurrendes „kabauh", dem ein näselndes, hohnlachendes „errreckeckek—eck—ek" folgt, das Weibchen antwortet „jack, jack". Die Balzbewegungen zeigen einen lächerlich stolzen Anstand, die Rufe werden mit jedesmaligem starken Vor- und Rückwärtsneigen des ganzen Körpers vorgetragen. Es lebt paarweise. Das Weibchen legt unter Gebüsch in eine flache Vertiefung neun bis fünfzehn gelbbraune, dunkelbraun gefleckte Eier, 42 + 30 mm, welche es mit größter Hingebung ausbrütet. Die Nahrung besteht in allerlei Pflanzenstoffen, im Winter nur von Birken- und Weidenknospen, dabei frißt das Moorhuhn fast nur Nachts.

Wie schon beim Birkhuhn bemerkt, erzeugt sowohl der Birkhahn mit der Moorschneehuhn-Henne, wie der Moorhahn mit dem Birkhuhn einen Blendling, das Moorbirkhuhn. Der letztere Blendling wenigstens ist fruchtbar und hält sich stets zu den Schneehühnern.

---

b) Die Berghühner. Caccabis.

Das Steinhuhn.

Caccabis saxatilis; Perdix saxatilis und Perdix graeca.

(Tafel 28, Figur 11.)

Korallenroter Schnabel, rote zierliche Füße, an welchen das Männchen oberhalb der Zehen einen Spornansatz zeigt, rote Umfassung der klug blickenden Augen, leuchtende weiße Kehle mit schwarzer Einfassung, prächtiges Grau an Brust und auf dem Rücken, leichtes Rostgelb des Unterleibes, welches rechts und links durch dunklere und lichtere Querstreifen, die noch über einen Teil der Flügel hinweggreifen und die Vögel so wunderbar zieren, eingefaßt wird, kennzeichnen das Steinhuhn. Länge 35 cm, Flugbreite 56,5 cm, Schwanz 9 cm.

„Die Färbung der Dunenjungen," sagt Dr. Stölker, „spielt in hellem Steingrau und nicht Gelb. Kopfplatte und ein Strich vom Auge nach der Ohrgegend braun; noch dunkler braun ist der Rücken von zwei helleren Seitenlinien eingefaßt und einer solchen Mittellinie durchzogen; Schultern und Weichen ebenfalls braun. Beim halbwüchsigen Tierchen treten auf Kopf und Rücken mehr einfarbig graubraune Federn auf; die Tropfenzeichnung der Federn wird undeutlicher, die seitlichen Tragfedern werden bereits grau mit breitem, hellem Rande und schwarzen Querstreifen; das Schwänzchen mattrot und braun gerieselt; die Füße bereits rötlich." Das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Männchen und Weibchen, der Spornhöcker, mangelt den Jungen noch ganz und tritt erst Ende des ersten oder im Laufe des zweiten Jahres ein.

In den Alpen, einzeln auf den Nordabhängen, häufig an den Südabhängen wird es angetroffen. So sind denn Bayern, Tyrol und die Schweiz die uns am nächsten liegenden Aufenthaltsorte des Steinhuhnes. Von da an aber erstreckt sich seine Verbreitung südlich nach Italien hinein, bis Sizilien hinab; es bewohnt die Inseln des adriatischen und ägeischen Meeres, wird in Griechenland allenthalben angetroffen und auch in Kleinasien; von da an nach Osten zu aber durch eine andere Art ersetzt, wie wir später sehen werden. Die mit Alpenrosen bewachsenen Stellen der Alp sucht das Steinhuhn gern auf; dort findet es unter dem kurzen dichten Gebüsch Schutz gegen den in Gestalt des Falken oder Habichts nahenden Feind, dort nimmt es seine Nahrung auf, welche in allerhand Sämereien und grünen Grasspitzen besteht, die es geschickt aufzulesen und abzupflücken versteht. Auch kleine Käfer und deren Larven, Würmchen, Heuschrecken und andere der Kerbtierwelt angehörige Wesen mag es zusammenlesen. — Das Steinhuhn ist größer als das Rebhuhn. Es geht oft ziemlich aufrecht einher, oftmals aber gekrümmten Rückens und vorgestreckten Halses namentlich wenn es durch hohes Gras oder niederes Gebüsch dahin schleicht. Im letzteren Falle streckt es den Hals weit vor, tritt leise aber sicher auf, und ist es gefährdet, so kann es seine Schritte in einer Weise beschleunigen, die Staunen erregt. Der Flug ist geräuschvoll, beim Auffliegen schnurrend, klatschend und klappernd.

In den Alpen ist das Steinhuhn insoweit Strichvogel, als es mit Eintritt des Winters etwas tiefer steigt und bei milderer Witterung wieder höher empor klimmt. Da wo es seinen Aufenthalt in tieferen Regionen nimmt und in gemäßigteren Strichen geboren ist, bleibt es auch Standvogel jahraus, jahrein. Sehr merkwürdig ist es, daß dieser Vogel im Süden die Bergeshöhen verläßt und fast ganz zur Ebene hinabsteigt. In der Färbung ist die südliche Spezies von den die Alpen bewohnenden Steinhühnern nicht zu unterscheiden.

Der Schlafplatz ist wahrscheinlich ein erhöhter Felsabsatz oder Vorsprung, zu dem es aufsteigt, jedenfalls kein niedrig gelegener Schlupfwinkel, denn alle diejenigen, welche in größerer Volière gehalten wurden, flogen des Abends auf Baumstümpfe oder dicke Äste auf, wo sie dann frei sitzend schliefen, verkrochen sich aber niemals unter Gebüsch, obwohl dergleichen lauschige Plätzchen genug in ihrem Wohnungsraume zu finden wären.

Der Lockruf des Männchens ist ein scharfes, durchdringendes „Tschattibit — tschattibitz“, auf welches dann ein leises, sanftes „Kirrr — Kirrr“ folgt. Man hört den Lockruf auf große Entfernung, namentlich, wenn er von einer Felsenwarte aus in das Thal hineingerufen wird. Gehört mag ihn schon mancher Alpentourist haben, aber zu sehen bekommt er den zierlichen Rufer nicht so leicht, sofern er nicht weit vom Verkehrswege abweicht und sich der Führung eines Kundigen anvertraut.

Die Paarungszeit beginnt beim Alpensteinhuhn im Mai, wo unter mancherlei Kampf und Streit die Hähne sich das Gebiet abgrenzen, in dem sie fortan mit dem Weibchen wohnen. Im Süden sondern sich die Paare schon im März von einander, so daß man z. B. am Parnaß schon Anfang April Eier findet (Tafel 48, Fig. 10), 10—15 Eier sind die Regel, Naumann spricht sogar von 24 Eiern (Naturgesch. der Vögel Deutschlands Th. 6, S. 558), doch dürfte diese große Anzahl auch nur als große Ausnahme figurieren.

Was die Eier anlangt, die ja ohne Zweifel auch besondere Wichtigkeit zur Arten-Unterscheidung haben, so muß ich nach ihnen die Spezies Steinhuhn in zwei Varietäten teilen: nämlich das Alpensteinhuhn (Caccabis saxatilis) und das südliche Steinhuhn (Cacc. graeca).

Die alpine (deutsche) Varietät (Caccabis saxatilis) hat, wie auch der Vogel größer ist, größere Eier.

Im Durchschnitt zeigen sie 43 + 32 mm. Die Eier haben eine hell-lehmfarbige Grundfarbe, auf derselben große dunkel-lehmfarbige Flecken von oft bedeutender Größe, so daß sie fast eine ganze Längshälfte des Eies einnehmen, oft von verschwindender Unbedeutendheit, und über das ganze Ei hin zerstreute kleinere und größere dunkel graurotbraune Spritzflecken. Halten wir dagegen die Eier der südlichen Varietät (Caccabis graeca), so stellen sich die Verhältnisse ganz anders, hier ist die Größe durchschnittlich 40 + 29 mm.

Die Farbe der Eier des südlichen Steinhuhns ist bedeutend heller und kann nur gelblichweiß genannt werden. Die großen dunkellehmfarbigen Flecken fehlen ganz, und sind nur an wenigen Exemplaren einige kleine verwaschene Oberflecken zu bemerken, andere Eier scheinen nur ein wenig bespritzt.

Das Steinhuhn ist ein exquisites Jagdgeflügel, die breite fleischige Brust, die Größe des Tieres, welche die des Rebhuhns um ein Bedeutendes übertrifft, macht es dem Jäger wie der Köchin gar angenehm und der Hausherr freut sich nicht minder, wenn er solch ein Wildbret zugerichtet vor sich stehen sieht. Liebeswürdig sind die Steinhühner in der That.

Sie saufen gern frisches Wasser, baden sich bei Sonnenschein täglich im trockenen Sande und fressen wohl von allen dargereichten Sämereien, namentlich gern von Hanf, Mohn, Glanz, weißer Hirse. Grünzeug lieben sie sehr und reiche man im Herbst Grünkohl, im Winter desgleichen nebst Kopfkohl, im Frühjahr Klee und Grasspitzen, später Salat dar, also je nachdem die Jahreszeit es gestattet.

Ständen die Tierchen nicht so hoch im Preise, so würden sie gewiß häufiger gehalten und öfter Zuchtversuche angestellt werden. Demjenigen, welcher die Ausgabe von 34—40 Mark für das Paar nicht scheut, empfehle ich ihre Haltung aufs angelegentlichste.

Das östliche Steinhuhn oder der Tschukar.

Caccabis chucar.

Die Unterschiede von der vorigen Art sind folgende: 1. Die langen, schmalen, haarartigen aber seidenweichen Ohrfedern, welche sich halsabwärts ziehen, sind fuchsrot, während sie beim Steinhuhn schwarz und etwas ins Weißliche oder Lehmfarbige spielend gefärbt sind. 2. Die Kehle ist im allgemeinen gelblich, oft fast gelbbraun — beim Steinhuhn weiß oder ins Grauliche übergehend. 3. Die schwarze Einfassung der Kehle auf der Außenseite ist nicht so scharf begrenzt als bei jenem. 4. Die Stelle zwischen Nasenloch und Augenwinkel trägt die Farbe der Kehle, während sie beim Steinhuhn schwarz gefärbt ist. 5. Der Rücken schimmert lebhafter ins Purpurrote als bei jenem. 6. Die oberen Flügeldeckfedern sind intensiv blaugrau und schön purpurbraun umsäumt, während das Steinhuhn an dieser Stelle viel mattere Farben zeigt. 7. In der Gegend der Mundwinkel vom Unterschnabel abwärts ziehen sich zu beiden Seiten bis 1½ cm lange schwarze Bartstreifen herab, da wo beim Steinhuhn sich bloß kleine schwache Ansätze hierzu vorfinden. Einen Größenunterschied kann ich nicht konstatieren, indem unter dem reichen Material, welches die Herren Dr. Rey in Leipzig und Wilhelm Schlüter in Halle besitzen, sowohl größere als kleinere Exemplare sich vorfanden; ja selbst solche, welche kaum zwei Drittel der Größe des Steinhuhnes erreichten.

Im Osten des südlichen Europas auf einigen der griechischen Inseln, auf Cypern, in Kleinasien und sodann in den östlich sich anschließenden asiatischen Ländern und Steppen, kommt dieses Steinhuhn vor, welches offenbar ursprünglich mit unserer Caccabis saxatilis und graeca eine Art gebildet hat, aber im Laufe der Zeiten an Färbung des Gefieders und der Eier sich soweit verändert hat, auch sich voraussichtlich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr verändern wird, daß man füglich anheben kann, es als eigene Art aufzustellen. Wir nennen es das östliche Steinhuhn oder nach den Ornithologen Gray, Brehm u. A. den Tschukar.

Einen Anhalt zur Unterscheidung beider Arten gewähren auch die Eier, die durchschnittliche Länge und Breite ist 3,9 + 2,90 cm. Die Eier, welche demnach etwas kleiner und leichter als diejenigen des südlichen Steinhuhnes sind, gleichen jenem an heller Unterfarbe und Glanze, und sind meistenteils mit kleinen Flecken und Spritzeln von rotbrauner Farbe ziemlich dicht überstreut.

Das östliche Steinhuhn liebt wie seine Verwandten die bergigen Gegenden und geht ziemlich hoch in die Gebirge hinauf.

Auf Cypern ist der Vogel häufig und bleibt Sommer und Winter daselbst, wo ihm wegen seines delikaten Wildbrets vom November bis Januar fleißig auf der Jagd nachgestellt wird. Ende März errichtet sich das Weibchen sein einfaches Nest, über dessen Beschaffenheit mir nichts Näheres bekannt ist, und legt bis Mitte April seine zwölf bis sechzehn Eier, die es mit treuer Sorgfalt ausbrütet.

Das Rothuhn.

Caccabis rubra; Perdix rubra; Tetrao rufus.

Schön purpurbraun glänzt der Oberrücken, ebenso der Oberkopf, blendend weiß erscheint die Kehle, von welcher das schwarze Halsband, welches nach unten breiter werdend sich auflöst und gleich einem kostbaren schwarzen Spitzenschleier auf hellem Grunde die Brust verhüllt, wunderbar schön sich abhebt und die grau, weiß, hell- und dunkelbraun gemischten Seitenstreifen zeigen sich in vollendeter Frühlingsschönheit. Dazu der hellrostfarbene Unterleib, der rostrote Schwanz, der korallenrote Schnabel nebst gleichfarbigen Füßen, ein wahrhaft schöner Vogel! Der Hahn hält sich mehr aufrecht und schreitet gravitätisch einher. Länge 35—38 cm, Flugbreite 60—65 cm, Schwanzlänge 10 cm.

Das Rothuhn kommt in Spanien sehr häufig vor und wird verspeist wie hier das Rebhuhn, nur daß es noch delikater sein soll. Auch im südlichen Frankreich ist es einheimisch, wird massenweis geschossen und nach Paris geschickt; und wer wäre während der Jagdzeit in Paris gewesen und hätte nicht in den ersten Hotels »Perdix rouge« auf der Speisekarte gelesen? Das aber ist nichts anderes als unser schönes und viel verfolgtes, aber stets gern gegessenes Rothuhn. Auch in Italien soll es vorkommen.

Das Rothuhn hält sich gern in einsamen, entlegenen, mit Fels und Gestein reich versehenen Gegenden auf und besucht auch von da aus die Felder der Landleute, wo es dann in Weizen- und Haferäckern gern ketten- oder volksweise sich einlogiert. In Deutschland hat man einigemale vergebliche Versuche mit Akklimatisation gemacht. Ich halte dafür, daß man sich nicht abschrecken lasse da, wo das Terrain sich einigermaßen eignet, wo gute, schonende Jagdnachbarn vorhanden sind, und man ein paar hundert

Mark nicht anzusehen braucht, die Akklimatisation von neuem zu versuchen. In England ist sie vollständig gelungen und bei einiger Vorsicht dürfte sie bei uns auch gelingen, denn die Nahrung, welche aus Käfern, Fliegen, kleinen Heuschrecken, Grasspitzen, allerhand grünen, zarten Blättern und Sämereien besteht, bieten auch unsere Fluren dar. Den Winter ertragen die Rothühner ganz gut, nur müßten die Herren Jagdbesitzer bei tiefem Schnee und strenger Kälte etwas für Fütterung und namentlich für Abhaltung und Vertilgung des Raubzeuges sorgen, da die durch Hunger und Kälte ermatteten Tiere leicht den Krähen, Elstern und Falken zur Beute anheimfallen dürften.

Die in der Herbst- und Winterzeit in Völkern von 10—30 Stück lebenden Steinhühner trennen sich schon im Februar in einzelne Paare. Natürlich geht das nicht ohne Kämpfe der Männchen ab.

Rückt nun die Jahreszeit noch etwas weiter vor, treiben die immergrünen Myrthen neue Blätter, nähern sich die warmen Sonnenstrahlen etwas mehr der senkrechten Richtung, dann schreiten die von dem mörderischen Rohre verschont gebliebenen Rothühner zur Brut. Neben einem Lavendelbüschchen, einem Steine, einer Erdscholle oder sonst einem schützenden Gegenstande wird eine flache Grube gescharrt und, nachdem dieselbe mit wenig dürren Halmen oder Blättern kunstlos ausgelegt ist, legt das Weibchen 10—20 ganz allerliebste Eier hinein. Dieselben sind etwa 3,9 cm lang und 3 cm breit. Auf lehmgelbem, glänzendem Grunde tragen sie überall zerstreut kleine und große braune Flecken und Punkte. Durch diese Flecken gewinnt das Ei ein ganz besonders charakteristisches Aussehen und unterscheidet sich auf den ersten Blick von den Eiern der Steinhühner und des Tschukar, sowie auch von denen des nachfolgend beschriebenen Klippenhuhnes.

Das Klippenhuhn.

Caccabis petrosa; Perdix petrosa.

Das Klippenhuhn ist ein angenehmes, munteres Tier. Sind schon die übrigen Berghühner schön gefärbt, so die Klippenhühner erst recht. Das Kastanienbraun des Ober- und Hinterkopfes, der gleichfarbige mit schneeweißen Perltropfen überstreute Ring um den Hals heben sich von der leicht aschgrauen Kehle elegant ab. Das Dunkelgrau der Brust wird wieder scharf von dem lichten Fuchsrot des Unterleibes begrenzt und sodann reichen die grauen, braunen und weißen Querbänder, welche unter den Flügeln hervorquellen, auf der Mitte des Unterleibes beinahe an einander, treten wenigstens näher zusammen als bei den andern drei Berghühnerarten. Der aus zwölf rostroten Federn bestehende Schwanz wird von den graubraunen langen Deckfedern teilweis überragt. Schnabel und Füße sind korallenrot. Länge 29 cm, Flugbreite 50 cm.

Sardinien und Korsika sind seine Heimat in Europa. Auf diesen beiden Inseln, namentlich auf Sardinien, ist unser Klippenhuhn in erstaunlicher Menge vorhanden. In Gebüsch und Wald, auf Feldern und Bergeshalden, namentlich aber da, wo viel hervorragendes Gestein Gelegenheit zum Ersteigen und zur Umschau gewährt, hält es sich auf. Francesco Cetti, nennt es einfach la pernice d. i. Rebhuhn, aber die Beschreibung konstatiert unser Klippenhuhn, das auch heute noch häufig dort anzutreffen ist. „Man braucht nicht zu den Reichen zu gehören“, sagt er, „um Klippenhühner zu essen“. Die Sarden verstehen den Fang, nach Cetti, so, daß sie in wenigen Tagen viele Hunderte dieser Tiere fangen, ja, sagt er, „ich kenne zwei Jäger, welche mit einander in einem Tage 107 Stück Hühner geschossen haben.“

Außer auf den genannten Inseln kommt das Klippenhuhn auch auf Malta, einzeln in Spanien und Griechenland, häufig aber im nördlichen Afrika vor und auf den bei Afrika liegenden kanarischen Inseln. Der bekannte glaubwürdige Forscher Bolle sagt in Brehms Tierleben: „Mit diesem wohlschmeckenden Wildprete sind vier der Inseln vom Meeresstrande und den heißesten Thälern an bis ins tiefste Hochgebirge reich gesegnet, aber keine mehr als Gomera, wo die Hühner nach dem Ausdrucke der Landleute zu einer Plage geworden sind und das Stück gewöhnlich für sechs spanische Kupferdreier verkauft wird.“ Doch soll es auf den Kanaren erst von Afrika aus eingeführt worden sein. — Die Nahrung unseres Klippenhuhnes, welches auch bisweilen schon gezähmt in Deutschland gehalten wurde, so z. B. im zoologischen Garten zu Berlin, ist diejenige des Steinhuhnes, nämlich grüne Grasspitzen, zarte Blätter, Beeren, Kerbtiere und deren Larven, welche letztere es sich teilweis auch aus der Erde scharrt. Es badet gern im Sande, doch niemals im Wasser. Überhaupt scheint es das Letztere einiger-

maßen entbehren zu können, wie es sich denn in Afrika vielfach in Gegenden aufhält, welche bloß einige Monate lang Wasser haben und dann dürr und öde den größten Teil des Jahres den Anblick einer Wüste darbieten.

Je südlicher dieses Huhn wohnt, desto zeitiger erwacht in ihm der Bruttrieb, bisweilen schon im Februar. Die Gesellschaften teilen sich dann in einzelne Pärchen, was nicht ohne Kämpfe geschieht, und jedes Paar geht dem Nistgeschäft nach. Zwischen einigen Steinen, unter Gebüsch oder wohl auch in einem Getreidefelde, wird eine flache Grube ausgescharrt und auf die aus wenigen Halmen gebildete Unterlage werden die 10—20 Eier gelegt, welche das Weibchen in drei Wochen ausbrütet.

Die Eier unterscheiden sich leicht von denen des Steinhuhnes und des Tschukar. Sie sind auf gelblichweißem Grunde mit grau oder gelblichrötlichen Punkten und Fleckchen dicht besetzt, oft so dicht, namentlich wenn die Punkte recht klein sind, daß die Grundfarbe kaum durchschimmert und das ganze Ei dann aus der Ferne betrachtet dunkel graugelb erscheint. Größe ist 39 + 30 mm.

---

c) Feldhuhn. Starna.

Das Rebhuhn.

Perdix cinerea, damascena, vulgaris, minor; Tetrao perdix.

(Tafel 28, Figur 9 und 10.)

Feldhuhn. Abgesehen von der Färbung unterscheidet sich unser Rebhuhn durch die Beschildung der Füße, die an der Vorder- und Hinterseite zwei Reihen bildet, von den Berghühnern, ferner durch das Fehlen einer Sporenwarze und den Bau des Flügels, in welchem die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind. Die Schwanzfedern sind rostfarbig, wovon die vier mittleren rostgelb, grau und braun gesprenkelt sind, die unteren Flügeldeckfedern sind weiß, am Rande braun bespritzt; die unteren Schwanzdeckfedern rostgelb mit Braun gesprenkelt, der Schnabel ist bläulichgrau, an der Spitze dunkler, die Füße sind gelbbraun. Der 7,2 cm lange Schwanz hat 16—18 Federn, die Gesamtlänge beträgt 30 cm, die Flugweite ca. 50,5 cm, das Fußrohr mißt 4,8 cm. Die Färbung und Kennzeichen sind:

Beim Hahne: unter den Augen zieht sich ein hochroter, warziger, kahler Streifen hin, welcher hinter dem Auge ein spitzwinkliges Dreieck bildet. Von der dunkelorangegelben Stirn dehnt sich ein ebensolcher Strich über die Augen bis zum Nacken aus. Der olivenbraune mit einigen hellen Längsstreifen gezeichnete Scheitel hat feine schwarze Einfassung. Aschgraues etwas gewelltes Gefieder zieht sich über Vorder- und Hinterhals bis zum Rücken und auf die Brust herab. Aschgrau mit Goldgelb gemischt ist die Hauptfarbe des Rückens. Der Schwanz ist schon beschrieben. Die rostfarbenen Schulter- und Deckfedern der Oberflügel sind mit feinen schwarzen Querlinien, einem großen braunen Fleck, ununterbrochen schwarz eingefaßt. Die einwärts gekrümmten Schwanzfedern, von denen die zweite, dritte und vierte die längsten sind, haben helle Querbänder. Der schöne kastanienbraune Schild ist mitten auf der Unterbrust hufeisenförmig angebracht. Der weiße Bauch ist schwärzlich gefleckt, der After rötlich. Die Schienbeine sind fleischfarben geschuppt, gehen mit zunehmendem Alter ins Schwarzgrau über; Nägel sind horngrau.

Die Henne ist etwas schwächer in ihrem ganzen Körperbau, der kahle Warzenfleck unter dem Auge ist bedeutend kleiner und weniger lebhaft, der Scheitel rotbraun mit weißgelben Sprenkeln besetzt, der Rücken meist dunkler gefärbt als beim Hahn; der Schild — nach einigen Haupterkennungszeichen — fehlt bei manchen, besonders alten Hennen, ist aber, wenn er besteht, in der Regel weniger scharf ausgeprägt, lückenhafter und unzusammenhängender als beim Hahne. Der Schwanz der Henne ist heller, rostfarben und gleich gefärbt, nicht so gezeichnet wie beim Hahne, und mag beim Aufstehen als Erkennungszeichen der Henne dienen, weil er bedeutend heller erscheint.

Flügel des jungen Huhnes. Flügel des älteren Huhnes.

Junge Hühner haben folgende, für die Hausfrau sehr wichtige Erkennungszeichen: 1. Wenn sie so herangewachsen sind, daß sie schon Schilde zeigen, haben sie in der Regel an den Ständern fleischfarbige gelbliche Farbe, während die alten Hühner graue bis schwarzgraue Ständer aufweisen. Hühner, die in Lagen mit moorigem Boden stehen, haben an und für sich etwas dunklere Ständerfarbe. Diese hellere Farbe an den Ständern der jungen Hühner erhält sich sichtbar bis in den Winter hinein und nimmt allmählich die graue Farbe jener der alten an. 2. Bei jungen Hühnern ist der Schnabel hornschwarz, bei älteren wird er blaßbläulich und hell; bei jungen Hühnern läßt sich der Unterschnabel leicht abbiegen; ist derselbe hart und spröde, darf das Huhn sicher als altes angesprochen werden. 3. Als Erkennungszeichen für ein heuriges Huhn dient: a) die dritte, vierte und fünfte Schwungfeder stehen noch im weichen Kiele; b) die erste und

zweite, also die zwei äußersten Schwungfedern setzen dem Ausreißen starken Widerstand entgegen und haben feste Kiele; c) diese beiden letzteren Federn sind spitz. 4. Als Erkennungszeichen eines $1^1/_2$jährigen, also vorjährigen Huhnes dient: a) die erste und zweite, also die zwei äußersten Schwungfedern stehen noch im weichen Kiele; b) die beiden äußersten Schwungfedern sind an ihrer Spitze schwach abgerundet, meist noch nicht zur vollen Länge entwickelt. 5. Als Erkennungszeichen für ein zweijähriges Huhn dient: die beiden äußersten Schwungfedern haben feste Kiele und zeigen starke Abrundung.

Über die Aufenthaltsorte des Rebhuhns sagt Naumann: Das Rebhuhn ist ein Feldvogel, kann aber doch seiner Sicherheit halber, zumal ehe die Feldfrüchte aufwachsen und dann, wenn sie wieder abgeerntet sind, Gebüsch und niedriges Gehölz nicht ganz entbehren. Nicht zu weitläufige, ebene, nicht von allem Gesträuch entblößte Felder mit hohen Gras- und Buschrainen wählt es gern zum Aufenthaltsort, vorzüglich aber dann, wenn hin und wieder auch ein großer Dornbusch, eine Feldhecke, ein mit Weidengesträuch besetzter Graben und fette Wiesenflecke darin vorkommen. Es verweilt dagegen ungern in dürren Gegenden und trockenen Sandfeldern, sondern liebt nur die Felder, welche guten, tragbaren Boden haben und wegen der Verschiedenheit der darauf angebauten Gewächse ihnen die meiste Abwechslung geben; namentlich die, wo viel Weizen, Gerste, Erbsen, Raps, Klee, Kohl und auch Kartoffeln gebaut werden, daher tiefliegende mehr als hohe und ebene mehr als gebirgige. Es zieht die Felder, wo unter der obern, fetten Erdschichte Mergel steht, allen andern vor und das sind bekanntlich die schönsten Weizenfelder. Im Frühjahr findet man die Rebhühner paarweise auf gepflügten Äckern, auf Saat- und Kleefeldern, auf Rapsstücken, einige auch wohl in Gebüschen, überhaupt in solchen Gegenden, in welchen sie gesonnen sind ihre Brut zu machen; späterhin verbergen sie sich mehrenteils in hohem Getreide. Im Spätsommer und Herbst trifft man sie familienweise, in den Getreide- und Brachfeldern, in grasreichen Wiesen und vorzüglich in solchen Gegenden an, wo Feldhölzer, Weinberge, Hecken und Dornbüsche oder Weidenheger in der Nähe sind, worin sie Schutz und Ruhe suchen können. Im Winter ziehen sie sich in die Nähe der Gärten und Dörfer und liegen da bei heftiger Kälte, wenn sie nicht nach Nahrung ausgehen müssen, oft in gedrängten Haufen beisammen um sich gegenseitig zu erwärmen. Fällt dann vieler Schnee und schneit es anhaltend, so lassen sich solche Klumpen zuweilen ganz verschneien, und kommen erst wieder aus dem Schnee hervor, wenn es aufgehört hat zu schneien.

Ein wunderschönes Familienleben führt unser Rebhuhn! Die Ehen werden bei ihm auf Lebensdauer geschlossen und immer nur mit einem Weibchen. Anfangs fliegen sie immer zusammen. Sobald das Weibchen auf den 10—18 birnförmigen, grünlich braungrauen Eiern 33 + 26 mm (Tafel 48, Figur 9) brütet, was gewöhnlich im Mai und meist im Kleefeld geschieht, hält der Hahn unverdrossen scharfe Wache beim Nest, warnt das Weibchen mit einem dumpfen „kurr", damit es rechtzeitig die Flucht ergreifen kann. Sonst ruft das Rebhuhn laut und weittönend „gürrhik", der alte Hahn „girhäck". Beim Auffliegen der Kette hört man ein schnarrendes Geräusch: „rigrigrigrig". Die braungesprenkelten, putzigen Jungen, die sofort mobil sind, werden von beiden Eltern aufs zärtlichste geführt und bewacht. Gegen kleinere Feinde, wie gegen Elstern, Eichelhäher, Würger, selbst gegen Krähen verteidigen sie ihre Brut mit großem Mute, freilich — wie Prof. Jäger ausführt — nicht immer mit Erfolg, da diese Räuber häufig zu zweit arbeiten. Gegen größere Feinde muß die List helfen: Sobald der Hahn die Gefahr durch seinen Warnruf anzeigt, wird schnell jedes Junge versteckt und plötzlich zeigen sich eins oder beide Eltern ganz nahe vor dem Feind taumelnd, sich kugelnd, mit gesträubten Federn, um seine Aufmerksamkeit von den Jungen ab und auf sich zu lenken. Haben sie ihn nach ihrer Meinung weit genug irre geführt, so schnellen sie sich mit leichtem elastischen Flügelschlag in die Luft und versinken im Saatfeld. Wer jetzt genau zuhört, wird nach kurzem das eifrige Locken beider Eltern vernehmen, um zuerst sich selbst und dann die Jungen wieder zu finden, die mittlerweile regungslos in ihrem Versteck lagen. Ein schöner Zug ist's dabei, daß der Hahn sich stets am meisten exponiert. Die Familie hält sich bis zur nächsten Paarungszeit als sog. „Volk" oder „Kette" fest zusammen.

Die Nahrung bilden im Sommer besonders Insekten: Amaren, die Larven und Käfer der Getreidehähnchen, die Käfer der Drahtwürmer, kleine Heuschrecken, Minierfliegen und Gallschlacken — alles gefährliche Getreidefeinde — vertilgen sie in Masse. Sodann Ohrwürmer und Ameisen und deren Puppen. Ist das Getreide gereift, so lieben sie Weizen, Gerste und Hafer, allein sie greifen nie die Ähren auf dem Halm an, sondern nur das Umgefallene. Im Herbste gehen sie gerne den auf Rüben-

äckern unzähligen kleinen Fliegen und Schnacken nach, im Spätherbst lieben sie die Spitzen der Wintersaat. Im Winter sterben leider oft ganze Reviere aus, den halbverhungerten Tieren setzen Krähen und Bussart schwer zu. Darum sollten in keinem Gebiete sogenannte Remisen fehlen, besonders aus Stieleichen, wo sie — und zwar stets abends — gefüttert werden. Das Rebhuhn ist bei uns getreuester Standvogel, dagegen wandern seine nördlichen Brüder in strengen Wintern oft in großen Scharen zu uns, sie sind die sogenannten Zughühner. Jedermann kennt den köstlichen Braten, den uns das Rebhuhn liefert.

Über Hege und Jagd des Rebhuhns existieren eigene Werke, doch wird jedem Jäger das treffliche Handbuch von Grashey genügen.

Die Wachtel.

Perdix coturnix; Coturnix Latinorum, vulgaris; Ortygion coturnix.

(Tafel 28, Figur 12.)

Gemeine-, Schlag-, Mohren-, Kupferwachtel, kleines Feldhuhn.

Über die Mitte des Scheitels geht ein gelblichweißer Längsstreif, ein ebensolcher über jedes Auge, die Oberseite ist braun mit langen, gelblichweißen Schaftstrichen und verschiedenen schwarzen und braunen Querbändern. Die Kehle des Männchens ist schwarz, braun oder rostbraun und dadurch dasselbe leicht vom Weibchen zu unterscheiden, dessen Kehle weißlich, dessen Brust mit kleinen schwärzlichen Flecken getüpfelt ist. Der Schnabel ist braungrau, Augen rötlichgelb, Füße blaß fleischfarbig. Junge Männchen ähneln vor der Mauser sehr dem Weibchen, doch fehlen ihnen die schwarzen Flecken an der Brust. Länge 17—20 cm, Flugweite 33—36 cm, Höhe des Laufes 2,4 cm.

Unsere Wachtel ist ein Zugvogel, kommt meist Anfang Mai und geht Ende September. Ihr Wegzug geschieht einzeln, nächtlicherweile, bis an die Küsten des Mittelmeeres. Hier vereinigen sich die Vögel zu großen Scharen und werden in ungezählten Massen von den vogelvertilgenden Romanen vernichtet. Trotz dieses ungastlichen Empfanges bleibt stets ein großer Teil auf europäischem Boden, starke Züge des wanderlustigen Vogels fliegen aber auch nach Afrika und Asien über und wir wissen ja schon aus der Bibel, wie sie dort dann in großen Flügen so ermüdet ankommen, daß man sie mit den Händen greifen kann. In Ägypten werden auch jährlich über eine Million (!!) vertilgt, auf Capri („Wachtel-Bischof") ca. 300000 im Jahre!

Der Flug der Wachtel muß sehr anstrengend sein. Er ist schnell, schnurrend und in ganz gerader Linie ruckweise fortschießend. Sie fliegt nicht häufig, läuft aber desto lieber. Ihr Gang ist zierlich leicht und schnell.

In Deutschland liebt die Wachtel die milden, ackerbautreibenden Gegenden und die Männchen belebten einst dort fast jedes Kornfeld mit ihrem melodiösen Schlag, der namentlich abends und morgens gehört wird. Es ist ein starker durchdringender Ruf, den sie meist sieben- bis achtmal hinter einander hören lassen. Der Wachtelhahn ist ein arger Raufbold und sehr verliebter Natur. Er hat hohen Mut aber nicht die Spur von Manier. Mit der Henne, die ihm nicht gleich zu Willen ist, geht er barbarisch roh um und eine Henne genügt ihm nie. Seine Eifersucht ist bekannt, und wie schon im grauen Altertum, so erlustigen sich noch jetzt die Herren Italiener an „Wachtelkämpfen", die an Grausamkeit die Hahnenkämpfe der Engländer noch übertreffen.

Die Brutzeit beginnt von Mitte bis Ende Juni. Das Weibchen legt acht bis vierzehn allerliebste, dunkelolivenbraun gesprenkelte Eier, 28 + 22 mm (Tafel 48, Figur 11), in ein sehr kunstloses Nest fast direkt auf die bloße Erde. Nach 18 bis 20 Tagen Brutzeit schlüpfen die herzigen, wolligen Wachtelchen aus den Eiern und laufen gleich munter davon. Den Vater lernen sie kaum kennen, denn er hat die Mutter längst verlassen; Mutterliebe aber wird ihnen in vollem Maße zu teil.

Viele Gefahr droht, wenn das schützende Korn unter der Sense fällt. Doch der Schöpfer hat alle diese Gefahren wohl bedacht und den Wachteln ein außerordentlich schnelles Wachstum verliehen. Mit $1^1/_2$ Monaten sind sie schon ausgewachsen und haben die Alten verlassen, ist auch unter den Geschwistern jedes Band gelöst, und über eine kurze Zeit gehen auch die Kinder des heurigen Jahres ihren Weg nach dem Süden.

In der Gefangenschaft ist die Wachtel ein ganz entzückender Vogel. Nie wolle man sie in jenem eckigen Marterkasten, „Wachtelhäuschen“ genannt, halten, deren polizeiliches Verbot gegenteils endlich durchgesetzt werden sollte.

Der zahmen Wachtel Platz ist in der Stube, wo man ihr die Flügel verschneidet, um das Einstoßen des Kopfes zu verhindern. Immer heiter, stets beweglich, sehr rasch völlig zahm und fesselnd durch ihre Reinlichkeit, hoch erfreuend durch ihren Ruf, hat sie der Freunde genug.

Ihre Nahrung bestehe in Weizen, Hirse, Mohn, Kanariensamen, etwas wenig Hanf, ein wenig Milchbrot, Mehlwürmern und hie und da etwas Grünem. Zum Schlagen reizt aber ein besseres Futter, in erster Linie Ameisenpuppen, sodann hartes Ei mit geriebenem Ochsenherz, an.

Will man die Wachteln in der Gefangenschaft brüten lassen, so achte man vor allem darauf, dem Männchen mehr als ein Weibchen, am besten drei, zu geben. Denn der hitzige Vogel mißhandelt andernfalls das ihm preisgegebene einzige Weibchen ganz schändlich, ja er kratzt es manchmal zu Tode. Roh bleibt der sonst so liebe Vogel mit seinen Frauen immer, aber seine Kraft muß sich bei Polygamie dann doch so zerteilen, daß die Gattinnen wenigstens ein leidliches Leben führen können. Sein „pickwerwick!“ erschallt dann oft den ganzen Abend, unter Tags aber selten.

Ein Stückchen ausgestochenen Rasens giebt meist den Raum für das Nest. Die Jungen sind unschwer aufzuziehen, doch sperrt man die ersten drei Wochen den Hahn am besten ab.

Nach unseren Gesetzen gehört die Wachtel zur niedern Jagd. Bei der unsinnigen Vertilgung im Süden wird sie aber bald ein sehr seltenes Geschöpf geworden sein.

Von den Felsenhühnern (Megalo-perdix), die das Hochgebirge Asiens bewohnen, kommt das

Königshuhn,

Melagoperdix caucasica; Tetraogallus caucasicus,

die kleinste Art der Gattung, auch auf dem Kaukasus vor, weshalb ich seine Beschreibung (nach Brehm) bringe. Die Lebensweise des Huhnes hat Radde geschildert, sie stimmt mit jener des Schneehuhnes so ziemlich überein. Der Lockruf ist: „tirock, tirock, tirock“.

Oberkopf und Hinterhals sind schmutzig asch- oder felsengrau, die Oberteile mit Ausnahme eines breiten bräunlichgrünen Kragenbandes im Nacken schwarzgrau, alle Federn äußerst fein, wurmförmig, schwarz und hell fahlgelb quergebändert, die Flügeldeckfedern mit hellgelben Rändern, welche Längsstreifen bilden und innen meist rostgelb gesäumt sind, ansprechend geziert, Ohrgegend und Halsseiten grau, letztere durch rundliche gelbe Spitzenflecke gehoben, ein von ersterer ausgehender und seitlich am Halse herablaufender breiter Streifen und die Kehle weiß. Die Brustfedern abwechselnd sehr zierlich mit gleich breiten schwarzen und weißen, pfeilspitzig gegen den Schaft verlaufenden Querbändern geschmückt, die nach dem Bauche zu unter immer spitziger werdendem Winkel am Schafte zusammenstoßen und auf den sehr verlängerten Brustseiten- und Weichenfedern zu spitz pfeilförmigen Zeichnungen sich gestalten, diese Federn außerdem mit licht rostgelben, dunkel kastanienbraun gekanteten, wiederum Längsstreifen bildenden Säumen umrandet, die Schwingen weiß, an der Spitze schwarzgrau, die Armschwingen wie der Rücken, die Schwanzfedern dunkelgrau und außen, die mittleren auch am Ende dunkel kastanienbraun, die mittelsten grau, alle zart schwärzlich gebändert. Die Iris ist rotbraun, der Schnabel gelb, die Füße hornbraun. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung. Die Länge beträgt 58 cm, die Fittiglänge 25 cm, die Schwanzlänge 17 cm. — Die 12 bis 15 Eier, auf schmutzig lehmfarbigem Grund mit düsterrötlichen Flecken besetzt, sind 65 + 42 mm groß.

Den Übergang von diesen Fels-, Stein- und Feldhühnern zu den Fasanen bilden die Frankoline (Pternistes.)

Der Frankolin,

Pternistes vulgaris; Perdix francolinus; Tetrao orientalis,

war bis vor kurzem auch in Südeuropa vertreten, das schöne Tier ist nun aber in unserem Erdteile ausgerottet und lebt nun noch auf Cypern, dann in Kleinasien, Persien und im Norden Indiens. Wir müssen uns deshalb auch bei diesem nicht mehr europäischen Vogel mit einer kurzen Beschreibung begnügen:

Oberkopf und Nacken sind schwärzlichgrau, alle Federn breit schwarz geschaftet und fahl graugelb umrandet, der untere Teil des Nackens und der Hinterhals lichter, weil die Ränder hier sich verbreitern; Kopfseiten, Kinn und Kehle

schwarz, Ohrfedern weiß, die Federn des Mittelhalses, ein breites Ringband bildend, lebhaft zimtbraun, die hier angrenzenden Federn des Oberrückens auf schwarzem Grunde mit weißen Perlflecken gezeichnet, an der Wurzel schwarz, gegen die Mitte hin zum Teil noch braun und an jeder Stelle mit 1—3 länglichrunden, gelblichweißen Flecken geziert, die Mantelfedern dunkel braunschwarz, alle mit breitem, lebhaft gelblichweißem Seitenstreifen und breitem, gelblichem Außensaume geschmückt, Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern schwarz, mehrfach fein quergebändert, Brust und Seiten tiefschwarz, alle Federn der letzteren ausgestattet mit einem oder zwei weißlichen Fleckenpaaren, die auf den Weichen sich allmählich zu Querbändern gestalten und mit denen der Bürzelfedern in Verbindung treten, die Bauchfedern fuchsbraun, grau gesäumt, die Unterschwanzdecken dunkelbraun, die Schwingen fahl graubraun, außen mit runden, innen mit halbmondförmigen lehmgelben Flecken, Armschwingen und Schulterfedern mit breiten, durchgehenden Querbändern, Schwingendeckfedern mit ähnlichen, jedoch nicht so bestimmt durchgehenden Bändern, die Schwanzfedern grauschwarz, in der Wurzelhälfte mit fein gewellten oder winkeligen gelblichweißen Querbinden geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, die Füße rötlichgelb. Das Weibchen ist viel lichter, seine Unterseite nicht schwarz, vielmehr auf isabellfarbenem Grunde mit mehr oder weniger breiten schwarzen oder braunschwarzen Bändern quergestreift, die Kehle einfach licht isabellgelb. Die Länge beträgt 34 cm, die Breite 50 cm, die Fittiglänge 16 cm, Schwanzlänge 10 cm.

Die 10—14 Eier sind graugelblich mit rotbraunen Punkten, 38 + 28 mm groß. Das Frankolin ist wenig scheu und so ungeschickt, daß es auch dem schlechtesten Schützen zum Opfer fällt. Das Fleisch ist köstlich — darum wird es noch überall ausgerottet werden.

---

d) Fasan. Phasianus.

Der Edelfasan.

Phasianus colchicus, vulgaris, torquatus.

(Tafel 28, Figur 7 und 8.)

Kupferfasan. Die Fasanen fehlten ursprünglich Europa. Der wundervolle Goldfasan (Phasianus pictus) aus Ostindien, der ebenso schöne Silberfasan (Phasianus nycthemerus) aus Südostasien und der an Schönheit alle übertreffende Diamantfasan (Phasianus amherstiae) aus Süd- und Südwestchina sind die Zierden reicher Geflügelhöfe in Europa und es ist bemerkenswert, daß dieser Fasanen Junge viel leichter zu erziehen sind, als jene unseres Edel- oder Kupferfasans, der allein wild in Europa vorkommt. Und dieser Edelfasan hat seine eigentliche Heimat im wärmeren Asien von China bis zum Kaukasus und ist — der Sage nach von den Argonauten aus Kolchis mitgebracht — zuerst in Griechenland eingeführt worden. Er ist jetzt unser schönstes, edelstes und interessantestes Wildgeflügel.

Beim Hahn sind Kopf und Hals dunkelblau mit grünem Metallschimmer, der Körper ist rotbraun, Rücken- und Schulterfedern in Mitte schwarz gefleckt, haben weiße, pfeilförmige Einfassungszeichen; die Bürzelfedern sind kupferrot, der Schwanz (Spiel) besteht aus 18 spitz zulaufenden, stufenweise sich verkürzenden, gelbbraunen Federn mit vielen schwarzen Querbinden; die Flügeldeckfedern sind braun mit kupferroten Seitenstreifen, schwarz und gelblich gefleckt und gebändert; die mit einem kurzen Sporn versehenen Füße sind graublau. Der starke, bräunlichgelbe, gekrümmte Oberschnabel übergreift den Unterschnabel; um das Auge trägt der Hahn einen roten Fleck, die Rose, welcher sich bis zu den Ohrenöffnungen hinzieht und während der Balzzeit bedeutend anschwillt. Am obersten Rande der Rosen erheben sich zwei hornartige Federbüschel, welche in der Balzzeit ebenfalls stärker hervortreten.

Die Länge des Leibes eines normalen Hahnes ist von der Schnabelspitze bis zum Steiß 40—45 cm, seine Flugweite ca. 75 cm, die Länge des Stoßes (Spiel) ca. 40 cm, das Gewicht des Hahnes variiert je nach Stärke und Standort zwischen 1,25 und 1,75 Kilo. Die Henne ist bedeutend geringer an Körper, mißt von der Schnabelspitze bis zum Steiß ca. 30 cm, mit Stoß 60—63 cm, Flugweite ungefähr 70 cm; der Schnabel der Henne ist dunkler als der des Hahnes, die Rosen fehlen bis auf wenige rötliche Punkte; das Gefieder ist matter, unscheinbarer, einfärbiger, schmutzig graubraun mit schwarzen Tupfen auf Rücken und Flügeln, die Füße sind lichter, gewöhnlich ohne Sporn. Nicht selten neigen alte, sterile Hennen zur Hahnenfedrigkeit hin, Alter oder Verletzungen des Eierstockes sind die gewöhnlichsten Ursachen davon.

Bei beiden Geschlechtern ist viel Neigung zum Albinismus vorhanden; man duldet aber die Schecken nicht gerne unter den Stammfasanen, weil sie gewöhnlich Schwächlinge sind und einerseits den Unbilden des Winters nicht genügend trotzen können, anderseits dem Raubzeuge gerne als leicht sichtbare Beute dienen. Ganz weiße Fasanen sind höchst selten, dagegen mögen Ringfasanen — phasianus torquatus — Isabellfasanen — phasianus subalbidus — und andere als Varietäten gelten.

Wir wissen nicht wann und durch wen der Fasan nach Deutschland kam, jedenfalls wurde er zuerst in Südeuropa verbreitet. Ohne Hilfe des Menschen läßt sich hier wie bei uns sein Stand nicht

erhalten, doch genügt im Süden eine umsichtige Niederhaltung des Raubzeugs zu seiner massenhaften Verbreitung, während bei uns der Fasan in der strengen Jahreszeit Nachhilfe durch Fütterung und dann auch noch künstliche Aufzucht insofern verlangt, daß man die Eier sammelt und durch Haushühner oder Truthennen ausbrüten läßt, was in den Fasanerien geschieht. Vortreffliche Anleitung hiezu, wie zum Einsetzen zur Hege, Krankenpflege und Jagd giebt Grasheys Handbuch. Der Fasanenlieblingsaufenthalt sind die Auwaldungen in fruchtbaren Flußniederungen, wie sie das Gebiet der Donau, der Elbe und des Rheins so vielfältig aufweisen; doch gedeihen wohlgeleitete Fasanerien überall, z. B. auf der bayer. Hochebene bei München, wenn ihm nur recht viel beerentragendes Unterholz, Laubwald oder gemischter Wald geboten werden kann, ausschließlichen Nadelwald liebt er nicht. Den finsteren Hochwald meidet er ganz, da er zur Äsung sehr gern auf anstoßende Felder geht und Unterholz, je üppiger, je lieber, durchaus verlangt. Unter tags hält er sich meist auf dem Boden auf und geht hier seiner Nahrung nach. Diese besteht in der guten Jahreszeit aus Tieren aller Art, die er auch, wie das Haushuhn, aus der Erde hervorscharrt. Maikäfer, Mistkäfer, Laufkäfer, Blattkäfer, Schnellkäfer, Grillen, Heuschrecken, Kohl- und andere Raupen, Ohrwürmer, Schnecken und Regenwürmer, sind seine Frühjahr- und Sommerspeisekarte, durch die er so sehr nützt, daß er seine spätsommerliche Getreidenahrung damit reichlich bezahlt hat. Von „Wildschaden“ kann also durch Fasanen keine Rede sein. Keinen Schaden bereitet das Abpflücken zarter Spitzen von Getreide, Kohl, Klee, Erbsen, Reps. Alle Arten der Waldbeeren gehören sodann zu seiner Nahrung, so insbesondere Heidelbeeren, Preißelbeeren, Hollunder, die Beeren von Seidelbast, Attich, Nachtschatten, Hartriegel, Wachholder, Geißblatt, von der Mistel, Mispel, die Brombeeren, Himbeeren, Vogelbeeren. Auch Unkrautsamen liebt er sehr. Mit Einbruch der Dämmerung fliegen die Fasanen auf Bäume. Unter dem weittönenden Ruf „kuckuckuck“ und mit klatschendem Flügelschlag fliegt der Hahn auf, die Henne dagegen baumt ganz still, höchstens mit kurzem zischenden „Tschih“. Im Frühjahre, sowie der Boden frei geworden, werden die Hähne streitsüchtig, im März beginnt die Balze, welche 6—8 Wochen währt. Der Fasan lebt in Polygamie und hat stets so viel wie möglich Hennen, doch führt er um sie zwar viele, aber wenig heftige Kämpfe. Der Balzgesang ist ein rauher, kreischender Laut, etwa wie „Kack-Kack“, er stößt ihn im „Balzsprung“ aus. Die Henne ist nun sehr oft eine mehr als unzuverlässige Mutter. Sie verlegt ihre Eier, häufig in die Nester anderer Fasanenhennen, oft auch in Rebhühnernester. Deshalb werden die Eier gesucht und Haushennen untergelegt. Brütet die Henne, so sitzt sie zwar sehr fest, ist aber sehr dumm, entsetzt sich vor jeder Maus 2c. Auch im Führen der Jungen ist sie oft thöricht. Sie legt 8—15 schmutzigweiße, etwas ins Graugrün oder Gelbgrün ziehende Eier (Tafel 48, Figur 8) 48 + 37 mm groß. Sie werden in 24—26 Tagen ausgebrütet. Der Hahn kümmert sich um die Familie gar nicht. Bei uns ist der Fasan eigentlich nur halbwild; er verläßt seinen Standort nicht, seine Verbreitung muß stets durch den Menschen geschehen.*)

e) Das wilde Truthuhn.

Gallopavo sylvestris; Meleagris gallopavo, americana, sylvestris.

Amerikanisches Truthuhn, Bronceputer, wilder Puter. Seit dem Jahre 1880 werden Versuche gemacht, dieses prächtige nordamerikanische Wildhuhn gleich dem Edelfasan bei uns einzubürgern, und diese Versuche sind in unseren Mittelwaldungen glänzend gelungen, so daß unsere Jägerwelt im wilden Truthuhn eine ganz köstliche neue Wildgattung heranwachsen sieht. Das höchste Verdienst für diese Einbürgerung gebührt Herren Major v. Homeyer und Graf Brennner.

Das wilde Truthuhn gleicht unserem gezähmten Herrscher des Hühnerhofes selbstredend sehr. Der Hahn ist indessen noch bedeutend feuriger in der Färbung, ein wahrhaft prachtvoller, stolzer Vogel. Die Oberseite ist bräunlichgelb mit orangfarbigem Metallschimmer, jede Feder samtschwarz gesäumt, Unterrücken und Schwanzdeckfedern tief nußbraun, schwarz und grün gebändert, Brust gelbbraun, Bauch und Schenkel braungrau, Schwingen schwarzbraun, Steuerfedern auf bräunlich weißem Grunde schwarz gewellt, die nackten Kopf- und Halsseiten sind hellblau mit lackroten Warzen. Augen gelbblau, Schnabel hell hornfarben, Füße blaß violett; an der Gurgel hängt eine schlaffe Haut herab. Den Hahn zeichnet ein auffälliger, borstenartiger Federbüschel, der an der Brust herabhängt, aus. Die viel kleinere

*) Siehe auch „Allgemeines“ Seite LXI u. folg.

Henne ist weniger schön befiedert, doch dem Hahne ähnlich. Die Länge des Hahns ist 100—110 cm, Flügelbreite 150 cm, Schwanzlänge 40 cm. Länge der Henne: 85 cm, Flügelbreite 120 cm, Schwanz 30 cm. Das Gewicht des Hahnes schwankt von 7½ bis 15 Kilo, das der Henne von 4½ bis 6 Kilo.

Graf Breunner war der erste Waidmann in Europa, der 1880 in seinen Revieren in Niederösterreich (Grafenegg) das wilde Truthuhn einsetzte. Er begann mit sechs Stück, besaß 1886 schon 500, im Jahre 1888 betrug der etatsmäßige Abschuß bereits 151 Stück!! Das Trutwild ist sehr scheu, die Henne sehr vorsichtig. Sie legt 10—15 Eier, brütet sehr fleißig, führt die Jungen sehr gut. Wenn sie das Nest auf kurze Zeit verläßt, so deckt sie es vorher zu. Die Jungen wachsen ganz außerordentlich rasch und erheben sich mit 14 Tagen schon auf Bäume. Die Äsung besteht aus Waldmast, Eicheln, Kastanien, allerhand Beeren, Insekten, Raupen und Käfern, Weizen, Mais, dann jungen Trieben und Gräsern. Seine Einbürgerung und Hege dürfte viel müheloser als jene des Fasans sein.

Der Truthahn hat nicht viele Hennen, drei genügen ihm vollauf, er kommt sogar in Monogamie aus, doch würden dann die Balzkämpfe zu heftig, sie sind an sich schon ernst genug und fordern manches Opfer. Der Begattungstrieb regt sich Mitte Februar. Auf den Lockruf der Hennen antworten die Hahnen, streichen zu Boden und benehmen sich nun genau wie unser zahmer Truthahn. Nach der Begattungszeit wird der Hahn wieder gleichgültig gegen seine Genossinnen, sind die Jungen herangewachsen, so lebt bis zur nächsten Balzzeit alles friedlich zusammen. Wo Trutwild gefüttert wird, bleibt es als Standwild. Wie außerordentlich fein sein Wildbret ist, das weiß jedermann.

Die Feinde des Trutwilds sind die gleichen wie jene des ganzen Federwilds, es ist also zu ihrer Erhaltung gleichwie beim Fasanen auf stetes Vertilgen aller Räuber Bedacht zu nehmen. Dem Wilderer ist es durch seine Vorsicht und sein höchst scheues Wesen viel weniger ausgesetzt wie der Fasan.

Die Rallenvögel. Rallidae.

Es sind versteckt lebende Vögel, kenntlich an dem schmalgedrückten Leib, der geeignet ist, diese Tiere durch das dichteste Gewirre schlüpfen zu lassen, und den äußerst langen Zehen, die sie befähigen, über die schwimmenden Pflanzen hinwegzurennen. Sie stehen nach Fürbringer zwischen Kranich und Hühnervögeln. Sie sind Weltbürger und leben in sumpfigen oder doch feuchten Gegenden, einzelne an schilfreichen Teichen und Seen, führen ein verborgenes Leben, sind vortrefflich zu Fuße, einzelne schwimmen, einzelne tauchen, alle dagegen fliegen sehr schlecht. Ihre Stimme ist laut, oft sehr eigenartig. Ihre Nahrung besteht sowohl in Sämereien, wie in Kerbtieren, die größeren Arten sind tüchtige Räuber, die auch die Vogelnester plündern. Das Nest wird nahe am Wasser, oft über diesem angelegt. Die Wirbelsäule besteht aus 13 feinen Hals-, 10 Brust- und 8 Schwanzwirbeln, die Knochen sind meist markig, die Zunge lang und zugespitzt, der Magen sehr muskulös. Das Gefieder ist reich und wasserdicht. In der Gefangenschaft sind die Rallen höchst angenehme Gäste, freilich verlangen sie beste Pflege und

geräumige Käfige. Wir zählen zu den Rallen die Wasserhühner (Gallinulinae), Sumpfrallen (Rallinae), Wiesenrallen (Crex) und Schilfrallen (Rallus).

Das Bläßhuhn.

Fulica atra, major, pullata.

(Tafel 29, Figur 9 und 10.)

Wasserhuhn, Mohr. Es hat die Größe des Haushuhns, Kopf und Hals sind schwarz, die große Stirnblässe weiß, der Unterleib dunkel aschblau, Rücken schieferschwarz. Der Schnabel ist weiß, etwas fleischrötlich angelaufen, Augenstern braunrot; Füße, stark gelappte Floßfüße, dunkelgrau mit roten Kniebändern und gelblichgrünem Anstrich an der äußeren Seite der Schienbeine. Länge 47 cm, Flügelbreite 78 cm, Schwanzlänge 8 cm. Zwischen Männchen und Weibchen ist kein wesentlicher Unterschied. Der junge Vogel vor der ersten Mauser hat einen dunkelbraunen, unregelmäßig weißgefleckten Schnabel, das Knieband fehlt, die Kehle und Wangen bis zu den Augen hin, der ganze Vorderhals und die Brust sind weiß, letztere aber etwas gegen den weißgewässerten Bauch hin grau angelaufen; die Stirnblässe ist kleiner und schwarz.

Das Bläßhuhn — am Bodensee auch die Plärre genannt — liebt ruhige Wasser, die stark mit Rohr und Schilf bewachsen sind. Dort führt es ein sehr offenes, geselliges Leben. Es lebt in strenger Monogamie und jedes Paar behauptet zur Brutzeit ein bestimmtes Gebiet, um das viel und leidenschaftlich gekämpft wird. Sehr scharfsinnig wird stets die Örtlichkeit für das Nest ausgesucht, dasselbe steht stets über dem Wasser und schwimmt bei Überschwemmung. Es enthält 6—8 lehmgelbe, äußerst zart und dicht dunkelbraun punktierte Eier (Tafel 48, Figur 13), 53 + 36 mm groß. Brutzeit Mitte Mai. Am Lande zeigt das Wasserhuhn mit seinem anmutigen, ausgiebigen und raschen Gang ganz das Bild des hühnerartigen Vogels, im Wasser sinkt es ziemlich tief ein und sitzt mit aller Leichtigkeit und wellenartigen Anmut einer Ente; über die schwimmenden Blätter hin läuft es, als wäre es federleicht. Mitsamt ihrer Brut tauchen sie wundervoll und suchen mit derselben vielfach unter Wasser ihre Nahrung. Zu Zeiten kommen sie ans Land, um sich zu putzen; ehe sie vom Wasser auffliegen können, müssen sie zuvor flügelnd und plätschernd eine Strecke auf der Wasserfläche hinlaufen. Der Flug geht schnurgerade, aber sehr selten weit. Die Nahrung sucht es fast nur schwimmend und tauchend, sie besteht aus zarteren Teilen der Wasserpflanzen, Insekten, Schnecken und Würmern; Fische und deren Laich beachtet es fast gar nicht. Eher äst es auf benachbarten Getreidefeldern.

In der Gefangenschaft, wo es nur an einem kleinen Teich dauernd erhalten werden kann, zeigt es große Mordlust gegen kleine Vögel, stete Kampflust mit größeren. Durchdringend, kräftig, weithin hörbar ist sein Lockruf: „köw" oder „küw" klingend; nachts, recht eifrig wiederholt, hat er viel Ähnlichkeit mit dem Bellen eines kleinen Hundes. Merkwürdig ist, daß verwundete Wasserhühner (wie auch Enten) eine Art Selbstmord begehen, das Huhn taucht und verbeißt sich in irgend eine zähe Wasserpflanze, ertrinkt so und kommt nicht wieder an die Wasserfläche. Es ist Zugvogel, zieht Anfang November und kehrt im März zurück.

Obgleich das Fleisch des Wasserhuhnes miserabel ist, wird das hübsche, anmutige und harmlose Tier doch viel gejagt, vielfach aus reiner Mordlust förmliche Treibjagd mit Kähnen veranstaltet. „Auch ein geschmackvolles Vergnügen!" Außerdem verfolgt sie der Rohrweih wütend.

Das Kammbläßhuhn.

Fulica cristata, mitrata.

Es ist der südliche Vertreter unseres Wasserhuhns, namentlich in Spanien und Portugal heimisch, gleicht es dem vorigen in der Lebensweise vollständig. Es ist etwas kleiner, insbesondere aber — bei sonst gleicher Färbung — durch einen niedrigen, doppelten, mit nackter Haut bekleideten Kamm, der die Mitte des Vorderscheitels einnimmt und die nackte Stirnplatte umfaßt, vom vorigen unterschieden. Länge 43 cm, Breite 77 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Das Teichhuhn.

Gallinula chloropus; Fulica chloropus; Rallus chloropus.
(Tafel 30, Figur 1 und 2.)

Rotbläßchen, Rohrhuhn, grünfüßiges Rohrhuhn.

Der Oberleib ist dunkelolivenbraun, Brust und Bauch aschgrau, der schwarze Kopf mit einer glänzend hochroten Stirnblässe geschmückt. Der rote Schnabel ist an der Spitze gelb, Augenstern rotbraun, die langzehigen Füße olivengrün mit roten Kniebändern. Die Seitenfedern zeigen längliche weiße Flecken, die Flügelränder und unteren Schwanzdeckfedern sind weiß. Das Weibchen ist nicht wesentlich von dem Männchen verschieden, das Rot des Schnabels und der Blässe ist bei ihm weniger feurig. Länge 32 cm, Flugbreite 55 cm, Laufhöhe 5 cm. Der junge Vogel hat einen dunkelolivengrünen Schnabel, welcher an der Spitze heller ist; die Stirnhaut ist klein und von Farbe dunkelolivenbraun; der Augenstern braun; Füße trüb olivengrün, die Schienbeine vorn und die Kniebänder gelblich. Scheitel und Hinterhals dunkelbraun; der Oberleib olivenbraun; das Kinn und die Kehle mit einem Teil des Vorderhalses weiß; der Unterhals und die Brust graubraun, letztere nach dem weißen Bauche zu ins Weiße übergehend; die Seiten graubraun, an den Flügeln hinunter eine Reihe großer, gelblichweißer Längeflecken; der After weiß, etwas unrein, in der Mitte schwarz. Auch die Stirne und die Seiten des Kopfes sind schmutzigweiß.

Das Teichhuhn ist überall in Europa häufig, es wohnt an ruhigen Wassern, Seen und Teichen, kommt in Deutschland im März und verläßt uns Ende Oktober, nistet in dichtstehendes Schilf. Das Nest steht meist auf Seggenbüschen, wird korbförmig aus Binsen, Rohr und Gras hergestellt, es enthält im Mai, und bei der zweiten Brut Ende Juli sechs bis acht graulichweiße, überall mit größeren und kleineren braunroten unregelmäßigen Flecken besetzte Eier (Tafel 48, Figur 14), 41 + 29 mm groß, die drei Wochen bebrütet werden. Sobald die herzigen Jungen einigermaßen herangewachsen sind, werden sie sich selbst überlassen und die Alten schreiten zur zweiten Brut. Seine Nahrung ist die des vorigen, doch sei hervorgehoben, daß die Wasserlinse bei ihm das Lieblingsfutter bildet. Das Teichhuhn, ein liebes, zutrauliches Geschöpf, schwimmt und taucht nicht nur ausgezeichnet, sondern klettert auch mit seinen langzehigen grünen Füßen sehr geschickt an Rohrstengeln, namentlich bewegt es sich gern auf überhängenden Weidenzweigen. Sein Flug ist schwerfällig flatternd mit hängenden Beinen. Sehr stark ist die Stimme: der gewöhnliche Lockruf ist „terterter“ oder „krickreckreck“, auch ein scharfes „krex“ hört man, bei Gefahr ruft es „kerrtetett“, die Jungen warnt es leise „kurr, kurr“. Während des Zuges trifft man es manchmal auf Wiesen und Hutweiden. Auch das Teichhuhn ist als Stubenvogel zu groß, hält sich dagegen trefflich im Garten, wenn man ein Wasserbecken und etwas Wiesenland nebst einigem Buschwerk recht engmaschig umzäunt. Im Winter muß es in warmes Zimmer, sonst erfrieren die Zehen. Nahrung: irgend ein gröberes Universalfutter, z. B. Kruel B, und Getreidekörner; junge Hühnchen zieht man mit Nachtigallenfutter groß. Sie werden sehr zutraulich und bereiten, je größer das Wasserbecken, je mehr Vergnügen und Unterhaltung. An jedem kleinsten Teich schreiten sie auch zur Brut.

Das Purpurhuhn.

Porphyrio veterum; Fulica caesius, coerulea.

Sultanshuhn, blaues Purpurhuhn. Ein dem warmen Klima angehöriges, wundervolles Teichhuhn, Vertreter einer eigenen Gattung: Porphyrio. Stirnplatte und Füße sind hochrot, bei den Jungen bläulich. Kopf und Vorderhals türkisblau, sonst fast der ganze Vogel glänzend indigoblau, nach dem Bauch zu glänzend schieferschwarz, Mantel schön dunkelblau, Unterschwanzdeckfedern weiß. Die Jungen sind oben graublau, unten haben sie viel Weiß. Die Mittelzehe ist ohne Nagel länger als der Lauf. Länge 47 cm, Flugbreite 83 cm, Schwanzlänge 10 cm.

In Europa findet man dieses schöne Geschöpf in sumpfigen, wasserreichen Gegenden der drei südlichen Halbinseln, auch noch in Südfrankreich. Seine Lebensweise ist jene des Teichhuhnes, doch ist es außerordentlich räuberisch, frißt kleine Vögel, Mäuse und allerhand Amphibien. Die Eier messen 55 + 38 mm, tragen auf dunkel silbergrauem Grunde violettgräuliche Unter- und rotbraune Oberflecken. Sie lassen sich leicht zähmen, gewöhnen sich an Brot, Gerste, Käsequark, Stückchen Fleisch und allerlei Futter, gebrauchen beim Fressen oft ihren Fuß wie eine Hand, betteln bei Tische. Aber junges

Geflügel darf nie in ihrer Nähe sein, es wird sonst sicher verspeist; den Mäusen lauern sie wie eine Katze auf. Gegen Kälte sind sie empfindlich, erfrieren sofort die Zehen, müssen also unbedingt in geheiztem Raume überwintert werden.

Das gesprenkelte Sumpfhuhn.

Rallus porzana; Gallinula ochra; Ortygometra marmorata.

(Tafel 30, Figur 5 und 6.)

Getüpfelte Sumpfralle, kleines Wasserhühnchen, Perlralle.

Hals und Brust sind weiß punktiert, der Oberleib mit geraden und zickzackförmigen weißen Strichen. Der Schnabel ist gelbrot mit olivenfarbiger Spitze, Augenstern rotbraun, die Füße grasgrün. Die Stirn in Verbindung mit einem breiten Streifen über den Augen, die Wangen und die Kehle bis über einen Teil des Vorderhalses sind aschblau; die Scheitelfedern schwarz mit braunen Einfassungen, der olivenbraune Hals und Brust mit vielen weißen Punkten besetzt; die Federn des ganzen Oberleibes schwarz, mit sehr breiten olivenbraunen Einfassungen, weißen Längsstrichen und zickzackförmigen weißen Figuren auf den hinteren Schwung- und olivenbraunen Flügeldeckfedern. Der Bauch ist weißlich. Die Seiten sind schwärzlich mit olivenbraunem Anstrich und breiten weißen Querbändern; die unteren Schwanzdeckfedern gelblichweiß; die dunkelbraunen Schwungfedern haben einen olivenfarbigen Anstrich. Beim Weibchen ist der Schnabel grünlichgelb, auch sind die aschgrauen Teile weniger schön und lebhaft als beim Männchen. Das Herbstkleid, welches aus der Sommermauser hervorgeht, ist diesem Frühlingskleide durchaus ähnlich, nur sind alle Farben weniger rein und lebhaft. Der Vogel hat Wachtelgröße: Länge 20,5 cm, Flugbreite 37,5 cm, Höhe des Laufes 3,2 cm, Mittelzehe 3,8 cm. Junge Vögel haben einen grüngelben, an der Spitze olivenbraunen, am Grunde rötlichen Schnabel, grüne, ins Olivenfarbige spielende Füße, und braunen Augenstern. Die aschblaue Farbe an Kopf und Kehle fehlt ganz; die Kehle ist weiß und der weißen Striche auf dem Oberleibe sind viel weniger.

Das gesprenkelte Sumpfhuhn ist im mittleren und südlichen Europa häufig, in ebenen und sumpfigen Gegenden Deutschlands gemein. Aber durch ihr sehr verborgenes Leben sind sie wenig bekannt, zwischen Binsen und Schilf verbringen sie ihr harmlos frohes Dasein. Das Nest ist sehr schwer aufzufinden. Es steht im Schilf, oft so, daß die Hühner zu ihm schwimmen müssen. Im Juni enthält es neun bis zehn schmutzigrostgelbe Eier, mit violettgrauen und rotbraunen Punkten gezeichnet, 34 + 24 mm groß. Die schwarzwolligen Jungen sind von entzückender Drolligkeit. Der Ruf ist ein helltönendes „quitt". Insekten, Wasserschnecken, Froschlaich, Samen von Rohr, Schilf und Sumpfgräsern sind die Nahrung. Zugzeit April und Oktober.

Da die Sumpfrallen als sehr zu empfehlende Stubenvögel zu betrachten sind, so gebe ich eine kurze Anleitung zu ihrer Haltung. Dr. Curt Floericke schildert diese wie folgt:

Ich ziehe dicke, weiche Holzsprossen jedem Drahtgitter unbedingt vor, weil viele Sumpfhühnchen im Anfang ihrer Gefangenschaft die leidige Gewohnheit haben, sich unabläßig zwischen dem Drahtgitter durchzudrängen, wobei sie sich sehr leicht Kopf und Brust blutrünstig reiben und dann oft genug jämmerlich zu Grunde gehen. Sonst gewöhnen sie sich übrigens sehr leicht ein und gehen ohne Umstände an das ihnen vorgesetzte Futter. Dagegen muß die Schublade unbedingt aus Zinkblech und leicht herauszunehmen sein, da eine Reinigung derselben mindestens alle zwei Tage, ja selbst täglich, erforderlich ist, indem die Vögel sehr viel Wasser verplantschen und verspritzen; eine Holzschublade würde da sehr bald zu faulen beginnen. Der Käfig selbst muß einen möglichst großen Flächenraum haben, damit der Vogel sich ordentlich auslaufen kann, er braucht aber dafür gar nicht hoch zu sein. Die Decke besteht am besten aus Wachstuch oder straff gespannter Leinwand wie bei den stürmischen Weichfressern unter den Singvögeln. Verletzungen durch heftiges Auffliegen wird man aber, auch wenn diese Vorsichtsmaßregel versäumt würde, kaum zu beklagen haben, da sich die Rohrhühner ihrer Natur entsprechend nie durch den Flug, sondern durch meisterhaftes Verkriechen zu retten suchen. Eine Klappe über der Auszugsöffnung der Schublade d a r f n i e f e h l e n und ebenso muß die Thür ganz dicht und fest schließen, da die Vögel sich durch Anlegen ihres Gefieders unglaublich dünn zu machen verstehen und dann nur zu leicht durch die engsten Spalten entschlüpfen. Sind sie erst einmal ins Zimmer entkommen, so findet man sie so leicht nicht wieder, und oft genug zeigt erst der sich entwickelnde Geruch den verborgenen Winkel an, in dem der arme Vogel elendiglich verhungerte. Etwa in der Mitte des Käfigs bringe man eine stark daumendicke Sitzstange aus weichem Holz niedrig über den Boden an, die das Hühnchen dann gern zum Aufbäumen oder Ausruhen benutzt; es versteht sogar, geschickt auf derselben entlang zu laufen. Mehr Sitzstangen anzubringen, halte ich mindestens für überflüssig. Friderich empfiehlt für die Sitzstangen 3 cm dicke Hollunderschößlinge, welche man nicht abschält, sondern an denen man die Rinde stehen läßt. Beim Reinigen legt man diese eine halbe Stunde lang in frisches

Wasser und wäscht sie darauf mit einem Schwamm ab; dann bleiben sie lange Zeit weichhäutig. Letzteres ist für die Fußpflege des Vogels von großer Wichtigkeit. Das Futtergeschirr für die Sumpfhühnchen besteht am zweckmäßigsten aus Zinkblech, ist von langer viereckiger Form und steht am besten in einem seitlichen, gut überdachten Vorbau des Käfigs, damit das Futter nicht so leicht durch herumgespritztes Wasser, Torfmull u. a. verunreinigt werden kann. Das Wassergeschirr, welches sehr groß und tief sein muß, stellt man dann halb angefüllt in die entgegengesetzte Ecke. Die Porzellanhühnchen brauchen sehr viel Wasser, denn Trinken, Baden und, wenn angängig, auch etwas Schwimmen sind zu ihrem Wohlbefinden unerläßlich. Durch ein schräg oder stufenförmig ausgestochenes Stück feuchten Sumpfrasens, an dem die Vögel gern stundenlang herumpicken, erleichtert man ihnen den Zugang zu dem Wassergeschirr, an dessen andrer Seite man noch ein mit feuchtem Sand gefülltes längliches Blechgefäß aufstellen kann, in welches ein paar frische Weidenzweige gesteckt werden. Wie bei allen Sumpfvögeln beansprucht auch hier die Pflege der weichhäutigen, zarten und empfindlichen Füße eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und dabei ist natürlich die Wahl des Bodenbelags von größter Wichtigkeit. Man gebe daher hochaufgestreute humusreiche Walderde mit vielen Laub- und Moosresten.

Sonst sind die Sumpfhühnchen keineswegs weichlich, vielmehr recht hart und ausdauernd. Von dem ihnen vorgesetzten Futter vertilgen sie zwar ganz gehörige Mengen, nehmen aber dafür mit den geringsten Sorten Drosselfutter vorlieb. Ich fütterte meine Sumpfhühner stets mit Nummer B des Kruelschen Universalfutters für Insektenfresser, das ich in den Tagen der Eingewöhnung durch aufgestreute Ameisenpuppen und zerschnittene Mehlwürmer noch leckerer zu machen suchte; nötig war das übrigens kaum, denn die Vögel gingen gewöhnlich schon am ersten, spätestens aber am zweiten Tag (oder vielmehr Nacht) an dieses vortreffliche Ersatzfutter, nahmen dasselbe stets gern und befanden sich wohl und munter dabei. Man muß sich hüten, sie zu reichlich zu füttern, denn dann werden sie träge, unlustig, mißmutig, und es stellen sich bald allerlei Krankheiten ein. Dagegen ist es sehr zu empfehlen, das Futtergemisch ab und zu mit geriebener Sepia zu bestreuen.

Das kleine Sumpfhühnchen.

Rallus pusillus, Ortygometra parva.

(Tafel 30, Figur 7 und 8.)

Bruchhühnchen, kleine Sumpfralle, Sumpfschnerz, Meerhühnchen.

Oberkopf, Nacken, Mantel und Flügel sind auf olivenbraunem Grunde mit tiefschwarzen Schaftflecken und einzelnen weißen Fleckchen gezeichnet. Gesicht und Unterseite aschgraublau, die Weichen- und Unterschwanzdeckfedern aber dunkelaschgrau, durch breite weiße Querbinden gezeichnet, die Schwingen schwärzlichbraun, olivenbraun gekantet, die Unterflügeldeckfedern schwarzgrau, die Schwanzfedern schwarz, ölbraun gesäumt. Das Auge ist brennend rot, der Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, der Fuß lebhaft grün. Beim Weibchen ist die Oberseite mit Ausnahme der schwarzen, weiß gefleckten Rückenmitte olivenbraungrau, die Kehle weiß, die Brust rostgelblich grau. Die Jungen sind auf der hellbraunen Oberseite mit weißen Längsflecken, auf den braunen Bauchseiten mit weißen Querbändern gezeichnet, Vorderhals und Oberbrust aber gräulichweiß. Länge 20 cm, Breite 32 cm, Schwanzlänge 5 cm, Laufhöhe 3 cm.

Es ist noch niedlicher und anmutiger wie das vorige, ein kleines Juwel für den Vogelliebhaber, auch ziemlich selten bei uns. In der Lebensweise, Zug- und Brutzeit stimmt es mit dem vorigen völlig überein. Es bewohnt hauptsächlich das südöstliche Europa. Die Eier, 30 + 21 mm groß, sind auf trüb braungelbem Grunde mit gelbbraunen und rotbraunen Punkten förmlich marmoriert. Betreffs Haltung in der Gefangenschaft verweise ich auf das vorige.

Das Zwergsumpfhuhn.

Rallus pygmaeus; Gallinula Bailloni; Crex pygmea.

(Tafel 30, Figur 9 und 10.)

Zwerg-Sumpfralle, Zwerg-Rohrhuhn, kleinstes Wasserhühnchen.

Kopf, Kehle und Brust sind dunkelaschblau, die Schwingen und unteren Schwanzdeckfedern matt schwarz, olivenbraun gemischt, mit hellweißen Querbändern; der Oberleib ist olivenbraun, schwarz gefleckt, der Rücken schwarz mit weißen Zeichnungen. Im Jugendkleid sind Gesicht, Kehle und Gurgel weiß, der übrige Unterleib bräunlich schwarzgrau, weiß bespritzt und gewellt, der Oberleib olivenbraun, auf der Rückenmitte schwarz gefleckt mit vielen weißen

Punkten und Strichen, Schnabel und Füße sind fleischfarbig. Bei den Alten ist der Schnabel meergrün, nach der Spitze ins Schwärzliche übergehend. Augenstern hochrot, Füße graulich fleischfarben. Länge 17 cm, Flugbreite 28 cm, Laufhöhe 2,8 cm.

Das Zwergsumpfhuhn ist häufiger in Deutschland wie R. pusillus, wenn möglich noch zierlicher als dieses. Am Main und am Bodensee ist es in ziemlich großer Anzahl zu finden. Die Lebensweise, Brut- und Zugzeit ist ganz wie bei R. porzana. Ebendort wolle man auch über Gefangenhaltung nachlesen. Die Eier messen 29 + 18 mm, sind olivengelblich, darauf fein olivenbraun bespritzt und marmoriert.

Der Wiesenknarrer.

Crex pratensis, herbarum, alticeps; Rallus crex; Ortygometra grex.

(Tafel 30, Figur 11.)

Wiesenralle, Wachtelkönig, Wiesenschnarcher, Knarrer, Schnarker, Schnarf, Schnärz, Schryk, Grössel, Grasrutscher, Heckenschär, Feldwächter.

Die Zehen sind etwas kürzer als jene der Sumpf- und Wasserrallen. Der Rücken, die Schultern und Schwanzdeckfedern sind schwarzbraun mit sehr breiten olivengrauen Federeinfassungen, der Bauch weiß, die Weichen braun, rostfarbig und weiß gestreift. Die Flügeldeckfedern sind rostbraun, und die vorderen dunkelbraunen Schwungfedern haben einen rostfarbigen Anstrich. Der Schnabel ist fleischrötlich, an der Spitze und auf dem Rücken hornbraun; Augenstern hell nußbraun; die Füße weißlich gelbbraun, die Knöchel dunkler. Bei dem Weibchen sind die Farben heller, die Kehle weißer und die Weichen deutlich gefleckt. Die Länge beträgt 29 cm, die Breite 47 cm, die Schwanzlänge 2 cm. Junge Vögel in dem Jugendflaum sind durchaus schwarz.

Der dem Rufe nach so wohlbekannte und doch so selten gesehene „Wachtelkönig" ist einer der spätesten Zugvögel. Wer nach Mitte oder Ende Mai — um diese Zeit kommt er an — in der Morgen- oder Abenddämmerung durch fruchtbare Wiesgründe mit anstoßenden Getreidefeldern wandert, hört fast unfehlbar den sonderbaren, zweisilbigen, schnarrenden Laut, der dem Vogel die Mehrzahl seiner Bezeichnungen verschafft hat, wie „arp-schnarp" oder „rärp-rärp". Wenn man einen starkzähnigen Kamm auf ein sehr dünnes Brettchen drückt und mit einem Hölzchen über die Spitzen der Zähne hinstreicht, kann man ihn vortrefflich nachmachen. Das ist auch die einzige Möglichkeit, ihn zu Gesicht zu bekommen, dem Rufe kann er nicht widerstehen und tritt in Furchen oder an den Rand heraus. Sonst sieht ihn auch der Jäger nicht, denn nicht einmal am Bewegen der Grasspitzen sieht man, wo er läuft, da er sich schmale Gassen getreten hat. Zur Brutzeit kann man auf ihn hinauflaufen, ohne ihn zum Auffliegen zu bringen, eben deshalb verdirbt er auch den besten Hund, weil er nicht aufsteht, sondern immer wieder wegläuft. Sein Flug ist miserabel, träge und schnurgerade, desto unglaublich schneller läuft er. Fällt das Gras, so flieht er ins Getreide, fällt dies, so zieht er buchstäblich vor der Sense in den Busch, und gegen Ende August, Anfang September zieht er schon wieder, meist rennend, wie alle Rallen; man trifft ihn dann in Kleestücken, Erbsenäckern 2c. Sein Wildbret ist sehr wohlschmeckend und steht hoch im Preise. Er nährt sich von Insekten, Regenwürmern, kleinen Schnecken, Vogeleiern und Nestjungen. Die Eier, acht bis zehn, findet man ab Mitte Juni, sie sind 37 + 26 mm groß, einfach gelbrötlichgrau, mit mehr oder weniger rotbräunlichen Flecken und Punkten versehen, welche an der Basis oft einen Kranz bilden. Das Weibchen wird oft über denselben von der Sense zerschnitten.

In der Gefangenschaft wird der Wachtelkönig sehr zahm und interessiert durch die verschiedenen Stellungen, in denen er sich abwechselnd zeigt. Er überrascht durch gewaltige Sprünge, liegt still im Sande wie eine Wachtel, steht lange Zeit mit eingezogenem Halse unbeweglich auf einem seiner kräftigen Beine und bietet ein eigenartiges Bild, wenn er bei einem zu ihm dringenden verdächtigen Geräusche urplötzlich hoch in die Höhe schnellt, mit dem langen Halse, den langen Beinen und dem schmalen Leibe fast eine gerade Linie darstellend. Seine Fütterung besteht vorzugsweise in frischem Quark, Eierbrot, Ameiseneiern, Regenwürmern, Fliegen, Mehlwürmern, hartgekochtem gehackten Ei, geschrotenem Fleisch, gekochten Kartoffeln, gemahlenem Hanf, Semmel in Milch und Hollunderbeeren. Regenwürmer scheinen eine besondere Leckerei für ihn zu sein. Aber sonst hat er sehr große Schattenseiten. Sein Käfig muß mindestens zwei Meter lang sein, Decke von Tuch!! Durch sein ewiges Badebedürfnis verursacht er

die größten Pfützen, das Futter schleudert er weit in das Zimmer hinein; die ganze Nacht, denn er ist mehr Nacht- als Tagvogel, tobt er wie unsinnig, auch trotz der Tuchdecke hat er bald einen kahlen Schädel. Jeden Vogel, den er bewältigen kann, ermordet er in der Gefangenschaft. Es hat schon seine gewichtigen Gründe, wenn mancher sonst geduldige Vogelliebhaber gerade eines Wachtelkönigs zeitig müde wird.

Die Wasserralle.

Rallus aquaticus, indicus, germanicus; Scolopax obscura; Aramus aquaticus.

(Tafel 30, Figur 3 und 4.)

Asch-, Sand- und Riedhuhn. Die Seiten des Kopfes, der Vorderhals, Brust und Bauch sind aschblau; der Oberleib schwarz mit olivenbräunlichen Federrändern. Die Weichen und die langen Federn hinter den Schenkeln sind schwarz mit weißen Querbändern. Der lange, schwach gebogene Schnabel ist rot, sein Rücken und die Spitze braun; Augenstern bräunlichrot, Füße fleischrötlich mit etwas grauem Anstrich. Das Weibchen gleicht dem Männchen, ist nur etwas kleiner. Länge 29 cm, Breite 39 cm, Schwanzlänge 6 cm. Die Jungen sind an der Unterseite rostgelblichgrau, durch schwarzgraue und schwarzbraune Spitzenflecken ausgezeichnet.

Unwirtlicher Sumpf, Dickicht von Binsen, Riedgras, Kolbenschilf sind das Paradies der Wasserralle. Hier treibt sie sich zwischen den Pflanzen auf dem schlammigen Boden oder im seichten Wasser herum, schwimmt über freie Stellen mit Schwanz und Kopf nickend, oder rennt über schwimmende Pflanzen dahin. Dabei ist auch diese Ralle viel mehr Dämmerungs- als Tagtier, von 8 Uhr bis 5 Uhr des Tages pflegt sie zu schlafen, die Nacht ist sie dafür mit Ausnahme der Mitternachtsstunden rege, am allerlebhaftesten aber in den Abendstunden und in der Morgendämmerung. Da vernimmt man auch häufig ihren Ruf, ein hohes, lieblich klingendes „krrihk". Sie ist ein durchaus einsamer Vogel, wandert sogar allein und lebt nur in der Brutzeit, anfangs Juni, paarweise. Das Nest ist — in unzugänglichem Sumpfe — recht schwer zu finden, die sechs bis sieben Eier sind gelblich und rostbraun gefleckt, 36 + 28 mm groß. Die schwarzwolligen Jungen laufen wie Mäuschen durch das dichteste Gestrüpp und werden von den Eltern unendlich sorgfältig und liebevoll erzogen. Die Nahrung besteht in Kerbtieren, deren Larven, Würmern und Weichtieren, Gras- und Schilfsämereien. Zur Zugzeit kommt sie an alle möglichen Orte, wo man sie nicht sucht: in Gärten, Ställe, an Waldbäche, versteckte Quellen, Abzugsgräben 2c. Viele überwintern schon am Bodensee; ganz unbegreiflich ist, wie sie bei ihrem schlechten Flug bis Island kommt! Trifft man eine ziehende Wasserralle auf freiem Feld, so ist sie derart gelähmt vor Entsetzen, daß man sie meist mit Händen greifen kann.

Die Gefangenschaft verträgt sie gut und sie wird sehr zahm. Verpflegung wie bei dem gesprenkelten Sumpfhuhn angegeben.

Laufhühnchen. Turnicidae.

Es sind kleine Hühnchen mit gestrecktem Leib, mittellangem, dünnem Schnabel, dessen Nasenlöcher seitlich liegen; langläufigen, schwachen Füßen, mittellangen abgerundeten Flügeln, in welchen die erste alle übrigen Schwingen überragt, kurzem, 10—12 fedrigem Schwanz. Sie fliegen nur im Notfalle, dann pfeilschnell, gerade, doch niemals weit, leben äußerst verborgen in ihren Graswäldern, leben in Einehe, sind außerordentlich kampflustig. Sie nähren sich von Kerbtieren und Sämereien. Das Gelege besteht aus vier bis sieben Eiern. Von den bis jetzt bekannten 24 Arten beherbergt die meisten Australien, einige Afrika und Asien, wo man sie seit uralter Zeit zu grausamen Kampfspielen, und zwar Männchen wie Weibchen, benützt, das südlichste Europa hat ebenfalls eine Art, die in Spanien und auf Sizilien vorkommt, das

Laufhühnchen.

Turnix sylvatica, africana, gibraltarica; Perdix andalusica.

Es gehört zu den größten Arten der Familie.

Oberkopf dunkelbraun mit rötlichen Rändern und breiten dunklen Schaftstrichen, in der Mitte ein grauweißer Längsstreifen. Mantel und Schulterfedern, Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern dunkelbraun, fein hellbraun

gebändert, seitlich durch breite schwarze Längsstreifen gezeichnet, Wangen und Kehle auf gelblichweißem Grunde durch schmale, mehr und mehr sich verbreiternde halbmondförmige schwarze Endflecken geziert; die Kehle ähnlich geschuppt; Kropfmitte einfarbig rostgelb, die übrige Unterseite blaß rostisabell. Auge gelblichbraun, Schnabel schmutzig fleischfarben, an der Spitze schwärzlich, Fuß lichtbraun. Das Weibchen unterscheidet sich durch die Färbung nicht, ist aber größer. Länge des Männchens 15 cm, Fittichlänge 8 cm, Schwanzlänge 4 cm. Länge des Weibchens 19 cm, Fittichlänge 9 cm.

Es lebt in wüsten, mit Zwergpalmengestrüpp dicht besetzten Ländereien. Brütet zweimal, im Mai und August. Das Nest steht kunstlos in einem Grasbüschel. Die vier bis fünf Eier sind von gräulichweißer Grundfarbe mit dichter blaßpurpurner Zeichnung, 24 + 18 mm groß. Es ruft ähnlich brüllend wie die Rohrdommel, nur viel schwächer. In der Gefangenschaft pflanzt es sich leicht fort.

Kranich. Grus.

Die kranichartigen Vögel sind ausgezeichnet durch sehr langen dünnen Hals, etwas schwachen Körper, kleinen Kopf, sehr lange Füße. Letztere sind schuppig, vierzehig, die Zehen kurz, die Hinterzehe höher sitzend, die äußere und die mittlere mit einer starken, dicken Haut bis zum ersten Gelenke verbunden. Der Schnabel ist gerade, etwas länger als der Kopf, an den Seiten zusammengedrückt; beide Kinnladen gleich lang und gleich stark, die obere über den Nasenlöchern eingedrückt und weich, die Spitze aber sehr hart; der Schnabelrücken etwas flach gerundet. Die Nasenlöcher sind länglich eiförmig, nicht ganz so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, durchsichtig und ganz frei. Die Zunge ist lanzettförmig, oben flach vom Grunde bis über die Hälfte eine seichte Rinne, unten knorpelig und gerundet; die Spitze ganz und hornartig. Es sind schöne, stattliche Vögel, deren Nahrung in Getreide, Insekten, Würmern, Kräutern und Wurzeln besteht.

Der aschgraue Kranich.

Grus communis, cinerea, vulgaris; Ardea grus.

(Tafel 35, Figur 10.)

Die Hauptfarbe ist aschgrau, auf dem Kopf ein großer warziger, roter, nur mit einzelnen schwarzen Borsten besetzter Fleck. Kopf und Hals sind schwarz, von den Augen an an den Seiten des Kopfes und Halses hinab ein breiter, weißer, sich am Hinterhals verbindender Streif. Die Schwungfedern schwarz, die hintern sichelförmig gekrümmt und sich buschartig über den Schwanz verbreitend. Das Weibchen ist schwer vom Männchen zu unterscheiden. Der Schnabel ist grünlich aschgrau, nach der Spitze zu gelblichgrau, Augenstern trüb dunkelrosenrot, Füße schwarz. Die Länge beträgt 120—140 cm, die Flügelspannweite 200—240 cm, Schwanzlänge 21 cm, Laufhöhe 24 cm.

Gegen Ende März, Anfang April kommt der Zug der Kraniche zu uns. Der Zug geht von West nach Ost, bei der Abreise dagegen, im Oktober, von Ost nach West. Der einzelne Kranich fliegt wie der Storch, Hals und Beine geradeaus gestreckt, während der graue Fischreiher den Hals im Flug zusammenbiegt. Das Zugbild zeigt zwei schräge Linien zur Dreieckfigur (Pflugschar) vereinigt, seltener fliegen sie in einer einzigen schrägen Linie. Nur im Flachland auf weiten Ebenen lassen sich die Kranichscharen nieder, auf dem Zuge oft über 1000 Stück; insbesondere lieben sie Brüche, Moräste, Saatfelder, Erbsenäcker und Kleefelder. Zum dauernden Aufenthalt sucht er sich sumpfige, mit Schilf und Erlengebüsch unterbrochene Flecken. Sofort nach der Ankunft sondern sich die Paare, erkämpfen ein bestimmtes Brutrevier, bauen ein Nest aus Reisig und Gras und legen im Mai zwei Eier, 86 bis 94 + 60 bis 62 mm groß, auf blaßbraungrünlichem Grunde mit vielen rötlichaschgrauen Flecken und Zügen von dunkelolivbrauner Farbe bezeichnet. In 30 Tagen werden sie von beiden Eltern ausgebrütet, auch gemeinsam gegen Feinde verteidigt. Die Äsung besteht aus Pflanzen, Gräsern, Getreide- und sonstigen Körnern, aus Würmern und Kerbtieren.

Der Kranich ist ein hochbegabter, lustiger Vogel, schön in allen seinen Bewegungen. Mit gravitätischen Schritten stelzt er einher, ohne Mühe erhebt er sich vom Boden und fliegt, Hals und Füße gerade ausgestreckt, langsam und meist sehr hoch. Die Stimme ist ein schmetternder, wie „kruh“

klingender Trompetenstoß, den man ungemein weit hört, daneben vernimmt man ein ebenso starkes kurr, kürr und kirr. Die Jungen rufen schneidend „schieb“. Am meisten schreien die Kraniche, wenn Regen bevorsteht. In der Balzzeit machen die Hähne die tollsten Sprünge und Kapriolen.

Die Jagd auf Kraniche ist sehr schwierig, weil der kluge, vorsichtige Vogel sich stets den Nachstellungen des Jägers zu entziehen weiß. Angeschossen wehrt er sich verzweifelt gegen Jäger und Hund. Das Wildbret junger Kraniche ist eine besondere Delikatesse. An die Gefangenschaft gewöhnt sich der hochbegabte Vogel sehr leicht, wird zahm wie ein Hund, ist die schönste Zierde jedes Hofes, schlichtet auf dem Geflügelhof jeden Streit, lernt sogar das Vieh hüten. In die menschliche Gesellschaft drängt er sich buchstäblich, erfreut durch förmliches Vortanzen und höchste Liebenswürdigkeit. Aber für Neckereien oder gar Quälereien rächt er sich boshaft und trägt solche endlos lange Zeit nach. Man füttert ihn mit Erbsen, Bohnen, Körnerfutter, klein geschnittenen Rüben, Kohl, Obst, etwas frischem Fleisch. Mäuse fängt er selbst, wie er sich überall Würmer zu verschaffen sucht, gefangene Mäuslein kann man ihm stets vorsetzen.

Der Jungfernkranich.

Grus virgo, numidica; Ardea virgo.

Numidischer Kranich. Ihn zeichnet ein jederseits von der Ohrgegend aus nach hinten gerichteter langer, sieben Centimeter weißer Federbüschel aus. Der Oberkopf ist hell aschgrau, Stirn, Kopfseiten, Hinterhals, Vorderhals bis zur Gurgel schwarz, Kropffedern zugespitzt, sehr lang. Der sonstige Körper schön hellaschgrau. Die zugespitzten hinteren Schwingfedern sind außerordentlich lang und gegen die Spitze hin schieferschwarz. Der Schwanz ist schiefergrau. Das Weibchen ist verwaschener in der Färbung, die Schmuckfedern sind kürzer, auch ist es kleiner. Den Jungen fehlen die langen Federn an Kropf und Hinterschwingen, die Ohrbüschel sind viel kleiner. Länge 77 cm, Flugbreite 171 cm, Schwanz 15,6 cm, Lauf 17,8 cm.

Sein zierliches Wesen, seine vornehme Haltung trugen dem außerordentlich liebenswürdigen Vogel schon bei den alten Römern die Bezeichnung „Jungfrau aus Numidien“ ein. Sein Lebenslauf gleicht völlig dem des grauen Kranichs. Auch Nest und Eier gleichen dem des vorigen, nur sind letztere viel kleiner, 82 + 54 mm messend. Die Heimat des Jungfernkranichs ist das südliche Asien und Nordafrika, insbesondere Algier. In Europa findet er sich regelmäßig am untersten Laufe der Donau und im Mündungsgebiet der Wolga. 1811 war ein großer Trupp bei Gamsheim am Rhein. — In der Gefangenschaft ist Wesen, Behandlung und Pflege wie bei dem vorigen.

Schnepfenartige Vögel. Scolopacinae.

Sie haben lange, dünne, walzenförmige, etwas weiche Schnäbel; die Zungen sind pfriemenförmig mit ganzen Spitzen, die Nasenlöcher liegen nicht ganz am Schnabelgrunde und sind frei.

Die Gattung der Schnepfen (Scolopax) zeichnet sich durch sehr lange, gerade, walzenförmige Schnäbel aus, deren Ausbildung als Tastorgan ich schon unter „Allgemeines“ Seite VI geschildert habe, im Leben ist die Spitzenkolbe des Schnabels glatt, wie poliert, im Tode runzlicht. Die Nasenlöcher sind noch so lange als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, länglich, fast ritzenförmig, rückwärts etwas erweitert. Die Zunge ist sehr lang, bis fast zur Schnabelspitze gehend, pfriemenförmig.

Die Waldschnepfe.

Scolopax rusticola, indica, sylvestris; Rusticola vulgaris, europaea.

(Tafel 34, Figur 10.)

Schnepfe, Busch-, Holz-, Stein-, Dornschnepfe.

Sie ist braun, weißlich und schwarzbunt, an dem Hinterkopf drei schwarze Querbinden. Von dem Schnabel zu den Augen geht ein schwärzlicher Zügel; Kehle weiß; Unterleib schmutzigweiß mit dunkelbraunen Querstrichen; der schwarze Schwanz mit aschgrauer Spitze und braunen Flecken an den äußeren Federfahnen. Männchen und Weibchen sind im Gefieder nicht unterschieden. Der Kopf ist etwas dick, die Augen sind sehr groß, weit hinten und hoch oben stehend, der Hals ziemlich dick, der Körper schwer, die Füße sind bis auf die Fersen befiedert, nicht sehr lang; sie haben vier Zehen, von welchen die hintere höher sitzt, kleiner ist und ein kleines Nägelchen hat, das kaum über die Zehen hinausragt; die drei Vorderzehen sind am Grunde durch ein kleines Häutchen verbunden. Der Schnabel ist fleischrötlich-grau, die Spitze dunkelbraun; die fleischrötlichen Füße grau angelaufen; der Augenstern ist dunkelbraun. Länge 27—30 cm, Flugweite 60,30—66 cm, Länge des Schnabels 6,60—8,20 cm, Fußrohr 3,5—4 cm. Die Jäger unterscheiden drei Varietäten: „Eulenköpfe", die größeren Schnepfen; „Mittelschnepfen", eine auch von den Fachwerken verworfene Gattung; und „Blaufüße", kleine Waldschnepfen. Die bedeutenden Größe- und Gewichtsunterschiede der ersten und dritten Varietät sind ganz zweifellos und jedem Waidmann bekannt, ebenso der Umstand, daß die Blaufüße früher ankommen und mehr nach Norden ziehen.

In Deutschland findet sich die Schnepfe als Brutvogel besonders in Bergwäldern, wo sie in lichtem buschreichem Wald, in dem eine reiche Abwechslung von Thalgründen, Waldwiesen, Holzschlägen und feuchten Stellen sich findet, wo sie auf dem Boden zwischen Moos und Gestrüpp versteckt, vier große, rot oder gelbbraun gesprenkelte, glanzlose Eier (Tafel 48, Figur 19) ausbrütet. Häufig als Brutvogel wird sie in Europa und Asien erst vom 48. Grad an nordwärts. Sie kommen zu uns — die ganze Jägerwelt alarmierend — im März, acht Tage vor und acht Tage nach Josephi (19. März) ist in den meisten Jahren der „Hauptstrich". In dieser Zeit lauert alles, was Gewehr tragen darf, Waidmann und Aasjäger, sowie die Sonne hinabgetaucht ist, am Saume der Waldwiesen oder an breiten Waldwegen auf den Balzton der Schnepfe, einem feinen pfeifenden „psiep" und einem tiefen „quogh". Und naht dann in eulenartig trägem Fluge, das Gefieder locker gesträubt, den langen Schnabel senkrecht abwärts gerichtet, die Schnepfe, dann bricht der Feuerstrom aus dem Rohre und wie vom Blitze getroffen sinkt der geheimnisvolle Vogel auf die junge Frühlingserde. Unser nivellierendes Zeitalter bringt es mit sich, daß viel zu viele Schützen dem edlen Wilde auflauern, freilich treiben es wiederum im Hauptwinterquartiere der Schnepfen, Griechenland und Kleinasien, verrückte, schießwütige Engländer am tollsten. Es werden um Smyrna mindestens 40 000 Schnepfen allein im Monat Januar vertilgt. Ähnlich geht es im Peloponnes zu. Bei solchem Wüten wird die Schnepfe bald der Wachtel Schicksal teilen. Außerdem überwintern einzelne Schnepfen auch an warmen Quellen im südlichen Deutschland, die Schnepfen der skandinavischen Halbinsel in England, Schottland und Südwesteuropa. Nach Afrika zieht die Schnepfe nicht oder doch nur ein sehr kleiner Teil ihrer Scharen.

Die Nahrung besteht nur aus Würmern, Insektenlarven, Kerbtieren und kleinen Nachtschnecken. Die Wurmlöcher und Tritte an Lacken, nassen Wegstellen auf Waldwegen, sind ein gutes Erkennungszeichen ihrer Anwesenheit, findet man dabei ihre flüssige weißliche Losung, so ist der Jäger seiner Sache sicher. Die Schnepfe verdaut außerordentlich rasch und frißt gewaltig viel. Bei Tage geht die Schnepfe ihrer Nahrung nur in dichten, möglichst wenig beunruhigten Wäldern nach, sonst bleiben sie den Tag über gedeckt und wohl meist schlafend liegen. Sobald mit Beginn des Oktobers die kalten Nordostwinde herrschend werden, rüstet sich das ganze Heer der bis weit nach Asien und hoch bis nahe zum Polarkreise brütenden Schnepfen, um nach Südwesten zu wandern. Jetzt füllen sich allmählich unsere Waldungen mit Zugschnepfen und der Jäger zieht in Begleitung eines feinnasigen Vorstehhundes zum Schnepfenbuschieren aus. Dr. Julius Hoffmann hat eine treffliche Monographie „Die Waldschnepfe" (Stuttgart) erscheinen lassen, worin die Jagd und Naturgeschichte der Schnepfe, ich möchte sagen „unübertrefflich" geschildert ist, er beschreibt darin das Benehmen der Schnepfe auf dem Herbststrich: Platt auf der Erde liegend, den Hals ziemlich eingezogen und den Schnabel fast senkrecht nach unten gerichtet, drückt sich die Schnepfe angstvoll nieder und wird in dieser Stellung oft eher für ein morsches Wurzelstück als für ein lebendes Wesen angesehen. Glaubt sie sich aber entdeckt, dann fährt sie plötzlich mit

bewunderungswürdiger Schnelligkeit und einem klatschenden Geräusch (es klingt wie das Ohrenschütteln eines hängohrigen Hühnerhundes) empor und wirbelt mit erstaunlicher Gewandtheit zwischen dem dichten Gezweig in die Höhe. Sobald sich ihr hoher Wald, unebenes Terrain präsentiert, wirft sie sich bald rechts, bald links, bald nach oben, stürzt pfeilschnell über schiefe Flächen hinab und überläßt sich bei starkem Winde öfter dessen Zug so, daß sie gleich einem vom Sturme gejagten Blatt zwischen Bäumen und Büschen hindurchfährt. Dabei gebraucht sie gewöhnlich die List, beim Aufstehen aus dem Gebüsch aus der dem Jäger entgegengesetzten Seite abzufliegen und täuscht ihn öfter noch dadurch, daß sie nur scheinbar einfällt, in Wahrheit aber dicht am Boden in einem Graben oder hinter einer Deckung hinstreicht, um erst dann wieder sich zu erheben und so meist ungesehen nach einem Ort zu fliegen, wo man sie nicht vermutet. Deshalb gehört zum Schnepfenbuschieren ein entschlossener, sicherer Flugschütze und ein ausdauernder Jäger.

Das Wildbret der Schnepfe ist ein sehr begehrtes Gericht. Der sogenannte Schnepfendreck, ein aromatisch schmackhaftes Gericht, wird bereitet, indem man die Eingeweide mit Herz, Lunge und Leber fein verwiegt und gewürzreich zubereitet, auf gedörrten Semmelscheiben aufträgt. Des Jägers gesuchte Trophäe, die „Malerfeder“, ist das größere der je zwei straffen, elastischen und spitzen Federchen, welche sich vor der äußersten Schwungfeder an der Kante des Flügels befinden.

Gefangen hält die Schnepfe unter den gleichen Käfigbedingungen und Vorsichtsmaßregeln für den Schnabel wie bei dem Wiedehopf (Seite 269) angegeben, aus, wenn sie Regenwürmer, Ameisenpuppen, Mehlwürmer, Käsequark und länglich geschnittene Stückchen Herz als Futter erhält. Den Boden belegt man wie bei den Sumpfhühnchen angegeben. Hat eine gefangene Schnepfe die erste Woche überstanden, sie stirbt häufig in den ersten Tagen, so darf man hoffen, den so höchst fesselnden Vogel lange zu erhalten und sehr zahm werden zu sehen. Ihre Nahrung schlürft sie förmlich ein, so ruhig, daß man es kaum bemerkt.

Sumpfschnepfen. Gallinago.

Die Mittelschnepfe.

Gallinago major, media; Scolopax palustris, media, major; Telmatias nisoria.

(Tafel 34, Figur 9.)

Doppel-, Pfuhlschnepfe, Stickup, am Bodensee „großer Gräser“.

Sie ist besonders gekennzeichnet durch leuchtendweiße, große Mondflecke auf der Spitze der Flügeldeckfedern. Der Kopf ist schwarz mit rostgelben Streifen; über den Augen ein hellgelbes Band; Oberkörper schwarz mit rostfarbigen Streifen und Flecken, Unterkörper braungelb mit schwarzer Zeichnung, der Schwanz hat 16 Federn, ist rostrot, schwarz gebändert mit weißen Spitzen. Der rötlichbraune Schnabel ist 6 cm lang, Augensterne braun, Füße grau, an den Knöcheln gelblich angeflogen. Länge 25 cm, Flugbreite 50 cm, Fußhöhe 3,6 cm. Die Weibchen sind etwas größer als die Männchen.

Die Mittelschnepfe ist sehr selten bei uns, außer in dem Haardermoos am Bodensee ist sie mir als Brutvogel in Deutschland nicht bekannt, dagegen fand Brehm ihr Nest im Spreewald und giebt noch Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen, Mecklenburg, Pommern und Anhalt als Brutgebiete an. Sogar auf dem Durchzuge ist sie nicht häufig bei uns, ihr Leben spielt sich mehr im Osten ab. Unter allen Schnepfen, allem Geflügel überhaupt, gilt sie als die leckerste Delikatesse. In ihrem Wesen offenbart sich ihre seltene Bekanntschaft mit dem Menschen, sie ist wenig scheu, fliegt — aufgescheucht — träge, gerade aus und fällt bald wieder ein. Sie liebt strauchleere Sümpfe, ausgetretene Viehweiden, mit wenig Wasser, auch auf trockenen Mooswiesen ist sie zu finden, so ganz im Gegensatze zu ihren das Wasser liebenden Verwandten. Sie erscheint Ende April; aus dem hohen Norden kommt sie im September, Oktober zurück; wie schon gesagt, vollzieht sich aber dieser Zug östlich von Deutschland, nur wenige ziehen bei uns durch. Wie alle Schnepfen ist sie vorwiegend Nachttier, ihre Nahrung besteht aus allerlei Würmern, Schnecken, in ihrer eigentlichen Brutheimat, der Tundra, insbesondere aus Mückenlarven. Frühestens Ende Mai schreitet sie zur Brut, das Gelege enthält vier Eier, 44 + 32 mm, die olivengrün mit braungrauen Flecken sind. Sie werden in 17 Tagen ausgebrütet. Die Mittel-

schnepfe ist ein stiller, einsamer Vogel, außer einem schwachen „bäd bäd bäd" hört man nichts von ihr.

Die Bekassine.

Gallinago caelestis, latipennis, media, uniclava; Scolopax gallinago; Telmatias gallinago.
(Tafel 34, Figur 8.)

Heerschnepfe, Sumpf-, Moos-, Bruch-, Ried-, Gras-, Haar-, Fürstenschnepfe, Himmelsziege, am Bodensee „Gräser".

Auf dem Kopfe und über den Augen ein gelblichweißer Längsstreif, Kehle und Wangen weißlich, ein Zügel und ein kurzer Strich am Kinne dunkelbraun, auf dem schwarzen, rostbraun gefleckten Rücken vier gelbliche Längsstreifen, wovon die zwei mittleren dunkler, die äußeren aber weißlich sind; Hals und Brust schmutzigweiß, gelblich und dunkelbraun, etwas zusammenfließend gefleckt; der Bauch weiß und ohne Querbänder; der Schwanz vom Grunde aus schwarz, von der Mitte bis zur weißlichen Spitze rostbraun mit schmalen schwarzen Querbändern oder Flecken, die äußeren Federn etwas heller. Die äußere Fahne der ersten Schwungfeder ist weiß. Der Schnabel hellhornbraun, auf dem Rücken etwas rötlich, die Spitze schwarz. Augensterne dunkelbraun, Füße grau, schwach gelblich angelaufen. Der Unterschnabel ist an der Spitze etwas löffelartig ausgehöhlt. Länge 24 cm, Flugbreite 44 cm, Schnabel 8 cm, Laufhöhe 3,5 cm. Das Weibchen ist nicht verschieden.

Die Bekassine ist noch außerordentlich zahlreich bei uns, wie in ganz Europa und den entsprechenden Strichen in Asien verbreitet, sie geht auch hoch nach Norden, doch nicht so weit wie die vorige. Sie liebt sehr die Nähe vom Wasser; am liebsten, schildert Jäger, ist sie auf schwimmenden Rasen oder sumpfigen Viehweiden, wo sie durch ihre charakteristische Art aufzufliegen sofort kenntlich ist; dies geschieht nämlich blitzschnell in wunderlichem Zickzack nach rechts und links und erst nach einigem solchem Hackenschlagen geradeaus; beim Aufsteigen ruft sie heiser „kähtsch" oder „chähtsch". Am Brutort führt das Männchen in der Morgen- und Abenddämmerung hoch in der Luft einen merkwürdigen Gaukelflug auf, der einen meckernden, summenden oder schnurrenden Ton liefert. Sie kommt im März, unsere Bekassinen ziehen schon Anfang August wieder südlich, der Durchzug der nördlichen aber währt durch September und Oktober. Die Nahrung bilden Würmer, Nachtschnecken, Insekten, Larven, Fliegen, auch Heidelbeeren. Ende April, Anfang Mai findet man in einer kleinen Mulde niedergedrückter Gräser die vier bis fünf graugrünlichen, dunkelgesprenkelten Eier (Tafel 48, Figur 18), 34 + 28 mm groß.

Grashey sagt: Die Bekassine ist ein stiller Vogel, furchtsam, wohl scheu, aber nicht immer vorsichtig, denn häufig drückt sie sich im Sumpfe nieder und glaubt dadurch dem nahenden Feinde zu entgehen. Bei ruhigem, warmem Wetter oder ruhigem, feinen Regen liegt sie fester, als bei windigem Wetter, wo sie den Hund und die Annäherung des Jägers gewöhnlich nicht aushält, sondern in größerer Entfernung aufsteht.

Das Erheben aus dem Sumpfe geht mit ausgebreiteten Flügeln langsamer; wenn sie aber Luft gewinnt und ein oder zwei Fuß hoch über dem Boden sich erhoben hat, streicht sie rasch im Zickzack hinweg und steigt in diesen Wellenlinien seitwärts sehr rasch in die Höhe, um in großem, weitem Bogen dann wieder einzufallen. Halten die Moosschnepfen die Annäherung nicht aus, streichen sie auch oft lange in großem Bogen hoch in der Luft umher; dagegen fallen sie an jenen Tagen, an denen sie gut halten, auch sehr bald wieder ein, indem sie plötzlich in scharfem Winkel sich abwärts senken. Beim Aufstehen stößt die Moosschnepfe einen scharfen, wie „kätsch — kätsch" lautenden Ton aus, sonst aber kann man nur hin und wieder einen Lockton, etwa wie „Dickuh" vernehmen.

Die Moorschnepfe.

Gallinago gallinula, minima; Scolopax gallinula: Telmatias gallinula.
(Tafel 34, Figur 7.)

Halb-, Maus-, Fledermausschnepfe, stumme Schnepfe, Haarpudel, Böckerle, Filzlaus, kleiner Gräser.

Sie ist noch viel kleiner als die vorige, derselben aber ziemlich ähnlich. Über den Augen geht bei ihr ein breiter, rostgelblich weißer, durch eine schwärzliche Mittellinie geteilter Streif; auf dem Rücken sind vier gelbliche und vier grün-

glänzende Längsstreifen. Hinter den Ohren ein schwärzlicher Fleck, ein Zügel vom Schnabel bis zu den Augen und ein etwas undeutlicher Kinnstreif dunkelbraun; der Bauch und die Kehle weiß: der Vorderhals und Brust weiß mit dunkelbraunen und gelblichen Flecken. Der Schnabel ist schwarz, am Grunde schmutziggelb, auf dem Rücken bis zur kolbigen Spitze rötlich; Augenstern dunkelbraun; Füße grünlich bleifarbig. Das Weibchen gleicht dem Männchen. Länge 18 cm, Flugbreite 35 cm, Schnabellänge 4,5 cm, Fußhöhe 2,5 cm. Sie hat also nur die Körpergröße der Haubenlerche.

In genau der gleichen Verbreitung bewohnt sie genau die gleichen Örtlichkeiten wie die vorige, doch ist sie nicht so häufig. Beim Aufstehen fliegt sie geradeaus niedrig fort und nie weit, oft aber auch unstät, wie eine Fledermaus. Meist ist sie stumm, doch kann man auch einen feinen, scharfen Pfiff wie „kitz" oder einen heiseren Ton: „ähtsch" von ihr hören, der Balzruf ist „tettettettettet". Bei uns ist sie selten Brutvogel, zieht aber im Frühjahr von Mitte März bis Anfang Mai, dann wieder im September durch. Auch sie ist ein nächtliches Tier. Nahrung ist ganz die gleiche, wie bei der vorigen. Die vier Eier haben auf matt olivengrünem Grunde violettgraue, gelbliche oder rötlichbraune, in der Mitte schwarzbraune Flecken. Größe 24 + 18 mm. Im Herbst ist sie oft so fett und in dessen Folge so träge, daß der Hund sie apportieren kann. Das Wildbret ist dann vorzüglich.

Alle drei Sumpfschnepfen haben die gleichen Feinde: Rohrweihe als den gefährlichsten, Raben und Krähenvögel, Eulen, Falken und Habicht. Haarraubwild treibt sich in den Sümpfen nicht herum. Die Jagd bietet einem guten flinken Flugschützen viel Vergnügen, doch meist sehr wenig Ausbeute, ein kurzsuchender Vorstehhund mit guter Nase ist zu ihr nötig. Das „Einsinken" ist bei der Jagd eine dem Jäger drohende große Gefahr.

Brachvögel. Numenius.

Der Schnabel ist sehr lang, aalförmig, stark abwärts gebogen; die obere Kinnlade länger und an der Spitze etwas über die untere herabgeschlagen; die untere Kinnlade am Grunde breiter als die obere; die Mundkanten etwas hervorstehend; die Seitenlängenfurchen bis über $^2/_3$ des Schnabels gehend Die Nasenlöcher sind noch so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, ritzenförmig und durchsichtig. Die Zunge ist kurz. Die Brachvögel zeigen schon im Äußern, daß sie zu den Wasserläufern (Totaniae) nahe verwandt sind, ihre Füße sind verhältnismäßig auch so lang, wie jene der eigentlichen Wasserläufer, jedoch — wie auch der Körper — stämmiger. Der Kopf ist klein, etwas spitz und die ziemlich großen Augen befinden sich mitten an demselben. Die hoch über den Fersen nackten Füße haben vier Zehen, eine hinten und höher sitzend, drei größere vorn, wovon die äußere und mittlere mit einer ziemlich großen, die hintere und mittlere aber mit einer kleineren Haut verbunden sind. Sie nähren sich von Insekten und Würmern, bewohnen große Sümpfe und nisten auf die Erde.

Der Brachvogel.

Numenius arcuatus, arquatus, major; Scolopax arquata, madagascariensis.

(Tafel 35, Figur 4.)

Großer Brachvogel, Brachhuhn, Wind-, Wetter-, Regenvogel, Feldmäher, Geißvogel, Brachschnepfe.

Das Gefieder ist lerchengrau, der Hinterbauch weiß. Der Oberkopf gefleckt, der Schwanz mit schwärzlichen Querbändern, welche schmäler sind als die weißlichen Zwischenräume. Der Schnabel ist schwarz, die untere Kinnlade am Grunde rötlichgrau, Augenstern dunkelbraun, Füße aschgrau. Die Weibchen sind größer, sonst den Männchen gleich. Auch die Jungen sehen den Alten gleich, aber ihre Schnäbel sind kürzer. Länge 70—75 cm, Breite im Durchschnitt 125 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge 18—20 cm.

Der große Brachvogel ist auf großen Sümpfen auch bei uns nicht selten, er ist über ganz Europa verbreitet. Bei uns trifft er im April ein und kehrt im September in seine Winterherberge zurück. Er durchreist Afrika, Indien und findet sich auch in Amerika. Er brütet wohl in einzelnen Strichen Norddeutschlands, sein Hauptbrutgebiet aber ist die Tundra und Lappland, wo er sich nur so lange aufhält, als die Brutzeit, die in den Mai fällt, erfordert. Er nistet auf die Erde, die vier sehr großen Eier, 66 + 46 mm, sind blaßgrün mit größeren und kleineren braunen Flecken besetzt. Er

fliegt fast immer hoch und streckt im Fluge Hals und Schnabel lang und gerade von sich. Die Stimme ist hell flötend taü, tlaüid. Pfannenschmid, der treffliche, leider nun auch verstorbene Ornithologe, sagt von ihm:

So wunderbar alles an dem Vogel erscheint und so unbeholfen er im Fluge seine langen Ständer und den Krummschnabel ausstreckt, umso biegsamer und schmiegsamer ist er, wenn er, jeder Übereilung Feind, bedächtigen Schrittes auf den Wiesen wie stolz dahinschreitet, mit der Lüsternheit und der Kennermiene eines Feinschmeckers jeden Kuhfladen auf seinen Wert untersucht und dabei sein Tastſtück (den Schnabel) mit einer Zartheit regiert, daß unser Vorurteil gegen diese wunderbare Naturbildung sich in Staunen verwandelt. Auch als Hofvogel hat Herr Pfannenschmied ihn gehalten und stellt ihm ein recht günstiges Zeugnis aus: „Meine vielen Versuche, Junge aufzufüttern, mißglückten, ich gab dieselben auf und versuchte es mit angeschossenen Stücken. Der erste Eindruck, den der Vogel als Gefangener macht, ist kein angenehmer, er rennt wie toll gegen jeden Gegenstand, beschädigt sich auch wohl die im Verband liegenden Flügel, wenn man nicht aufpaßt, und verweigert in den meisten Fällen jede Nahrungsannahme. Dies Alles ist aber nur ein Übergang. Sobald er bemerkt, daß ein in den Schlund geschobnes Stückchen Herz recht gut bekommt, gewöhnt er sich rasch an die ungewohnte Umgebung. Er wird außerordentlich zahm, kennt bald alle Räumlichkeiten, schreitet in Haus und Hof umher und erfreut jedermann durch seine Absonderlichkeit. Als Zier- und Parkvogel kann ich ihn sehr empfehlen. Seine Ernährung ist sehr einfach; er nimmt mit allem vorlieb, was er findet. Fleisch und Würmer kann er aber nicht ganz entbehren, und hauptsächlich ist darauf zu achten, daß jedes Futter aus ganz klein gehackten Stücken besteht. Wer den Brachvogel nicht im Park, sondern auf dem Hof und im Käfig halten oder im Haus herumlaufen lassen will, hat für ein passendes Trinkgefäß Sorge zu tragen. Aus tellergroßen flachen Schüsseln kann der Vogel nicht trinken; steht kein flacher Eimer zur Verfügung, so muß eine flache Schüssel oder ein Steinnapf so weit sein, daß der Vogel seinen Schnabel seitwärts in das Wasser tauchen kann."

Der Regenbrachvogel.

Numenius phaeopus, minor, atricapillus; Scolopax phaeopus.

(Tafel 35, Figur 5.)

Mittelbrachvogel, Regen-, Blaubeerschnepfe, Regen-, Güs-, Jütvogel, Kückel, Bluderer ꝛc.

Er ist bedeutend kleiner als der vorige, im Gefieder aber diesem ähnlich, jedoch düsterer. Lerchengrau, der ganze Bauch weiß, der ganze Oberkopf dunkelbraun mit einem weißen Mittelstreif, der Schwanz mit schwärzlichen Querbändern, welche ebenso breit als die weißlichen Zwischenräume sind. Der Schnabel ist schwarzbraun, die untere Kinnlade bis über die Hälfte vom Grunde aus fleischrötlich, Augenstern braun, Füße aschblau. Länge 52 cm, Breite 90 cm, Schwanzlänge 11 cm, Schnabellänge 11 cm.

Er durchzieht nur Deutschland, wie er den ganzen Süden Europas und fast ganz Afrika durchzieht, sein Brutgebiet aber ist Tundra und Lappland. In Zugzeit und Lebensweise stimmt er mit dem vorigen überein. Seine vier Eier messen 63 + 69 mm, haben auf schmutzig olivengräulichem Grunde rötlich aschgraue und dunkel olivenbraune Flecken. Der Regenbrachvogel hat weithin hörbare Flötentöne töü töü tlöüi, im Schrecken ruft er gück gück gück.

Völlig in der Lebensweise den Vorbeschriebenen ähneln auch die südlichste und die hochnördlichste europäische Art der Brachvögel, der Sichlerbrachvogel und der Eskimobrachvogel, so daß wir uns auch mit deren kurzer Beschreibung begnügen können:

Der Sichlerbrachvogel

Numenius tenuirostris, hastatus, syngenicos,

bewohnt das südliche Europa, kommt selten zu uns.

Er unterscheidet sich vom Regenbrachvogel durch lichtere Färbung des ganzen Gefieders, zumal des Mantels, durch den auf rostgelblichem Grunde schwarzbraun gefleckten Scheitel, die großen eiförmigen Flecken auf den Brustseiten

und Weichen, die weißen, durch scharfbegrenzte schwarze Querbinden gezierten Schwanzfedern. Der Schnabel ist merklich dünner, die Körpergröße aber mit dem Regenbrachvogel übereinstimmend.

Dagegen ist bedeutend kleiner

Der Eskimobrachvogel.

Numenius borealis, brevirostris; Scolopax borealis.

Seine Oberseite ist tiefbraun, Schultern rötlich überflogen, durch gelblichweiße Federränder gezeichnet, ein Streifen auf dem Kopfe und je einer um die Augen lehmgelb; Kehle, Unterbrust und Bauch gelblichweiß, die düsterbraunen Schwanzfedern dunkelbraun quergebändert. Länge 35 cm, Flugbreite 52 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabellänge 6 cm.

Er bewohnt den höchsten Norden Amerikas und kommt nur selten nach Europa.

Die Uferschnepfen. Limosa.

Sie stehen in Gestalt den Wasserläufern sehr nahe, nur sind die Füße und der Hals verhältnismäßig noch länger. Der Schnabel ist sehr lang, entweder gerade oder sanft aufwärts gebogen, die Mundkanten hervorstehend und abgerundet, die Längefurchen beider Kinnladen bis zur Spitze reichend, welche einen ovalähnlichen deutlichen Knopf bildet. Die Nasenlöcher sind etwas länger als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, länglich, durchsichtig und mit einer aufgeblasenen Haut umgeben. Die Flügel sind lang, schmal, spitzig, das Gefieder derb, glatt anliegend. Der Schwanz hat zwölf Federn. Das Sommer- und Winterkleid ist verschieden. Sie nähren sich von Insekten, Würmern und zarten Wasserpflanzen.

Die Pfuhlschnepfe.

Limosa lapponica, Meyeri, ferruginea; Gambetta limosa; Scolopax lapponica; Totanus ferrugineus.

(Tafel 35, Figur 2 und 3.)

Geiskopfschnepfe, Sumpfwater, kleine Uferschnepfe, rothalsige Limose, Seeschnepfe.

Kopf, Hals und Brust weit hinunter rostrot, braun längsgestreift, Rücken und Schultern schwarz mit rostfarbenen Flecken und Rändern, Deckfedern der Flügel grau und weiß gesäumt, Bürzel weiß, braun gefleckt; Brustseiten und untere Schwanzdeckfedern schwarz in die Länge gefleckt, Schwingen schwarz, weiß marmoriert, Steuerfedern grau und weiß in die Quere gebändert. Augen braun, Schnabel rötlich, an der Spitze schwarzgrau, Füße schwarz. Das Weibchen ist etwas größer, sonst fast gleich, nur sind die Farben blässer. Im Winterkleid sind die Oberteile aschgrau, schwärzlichbraun in die Länge gefleckt; Rücken, Bürzel, Unterschwanzdeckfedern weiß, Deckfedern der Flügel schwarz, weiß gesäumt, Unterteile weiß. Länge 41 cm, Breite 68 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Sie ist im innern Deutschland eine Seltenheit, dagegen kommt sie an der Küste von Jütland, Schleswig, Holstein, an der friesischen Küste während der Zugzeit, September und Oktober, Mai und Juni, in ungeheuren Scharen vor. In Lappland und Finnland ist sie gemein. In großen Mengen sehr scheu und vorsichtig, liebt sie es, sich abzusondern in zerstreute Gesellschaften von drei bis sechs Stück und verliert dann viel von ihrer Vorsicht. Emsig läuft sie in der Brandung und im seichten Meerwasser umher, zieht sich vor der Flut auf Viehweiden und Wiesen zurück, läuft dabei nicht aufrecht und scheint nur auf die so reichlich dargebotene Nahrung (Krabben und Würmer) erpicht. Ihr Ruf ist pfeifend: „kjäu kjäu“ und „jäckjäckjäck“. Sie brütet Ende Juni in Finnmarken und Lappland. Das kunstlose Nest ist auf der Erde, die vier Eier, 56 + 38 mm, haben auf olivengrünem Grunde erdbraune Flecken. Das Männchen führt in der Balzluft Flugspiele aus und pfeift dazu flötend „tabie, tabie, tabie“. Das Wildbret ist ausgezeichnet.

Die schwarzschwänzige Uferschnepfe.

Limosa aegocephala, melanura, islandica; Scolopax limosa; Totanus limosa.

(Tafel 34, Figur 11 und Tafel 35, Figur 1.)

Limose. Sie ist rostrot gefärbt, Kopf und Oberrücken durch breite schwarze Schaft-, der Mantel durch schwarze Pfeilflecken ausgezeichnet; die kleinen Federn der Flügeldecken grau, der Unterrücken bräunlichschwarz, der Bürzel weiß, die Schwingen schwärzlich, die Mehrzahl an der Wurzel weiß, die Schwanzfedern an der Wurzel weiß, dann schwarz. Schnabel an der Wurzel orangefarben, dann schwarz, Füße schwarz. Das Winterkleid ist oben grau, nicht gefleckt, unten licht fahlgrau. Das Jugendkleid oben erdbraun, mit braungelblichen Kanten, Unterrücken schwarz mit rostgrauen Federrändern, Hals und Oberbrust rostgelblichgrau, der Bauch weiß. Bürzel und Schwanz wie bei den Alten. Länge 46 cm, Breite 78 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabel 11,5 cm.

Ihr Frühjahrszug nach dem Norden findet — von Nordafrika ab — von Ende März bis Mitte Mai statt, sie brütet meist im hohen Norden, doch ist sie vereinzelter auch an der deutschen Küste, häufiger in den Sümpfen Ungarns als Brutvogel zu treffen, insbesondere in West-Schleswig und Holstein, im August bis Mitte September kehrt sie zurück, während der Zugzeit wird sie an den Küsten Englands, Frankreichs und Deutschlands viel und in großer Anzahl, doch nicht in so ungeheuren Mengen wie die vorige gesehen. Wo diese lebhaften Vögel nicht verfolgt werden, zeigen sie sich ungleich weniger schüchtern als anderwärts. Sie halten sich gewöhnlich in Gesellschaften von 10—50 Stück mit Vorliebe an Sümpfen, Lagunen, Brüchen, überschwemmten Wiesen nahe der Küste, weniger am Strande. In ihrer Gesellschaft sind meist Säbelschnäbler, Strandläufer und andere Wasservögel. Die Haltung der Limose erinnert lebhaft an den Storch, ebenso ihr Flug. Die Stimme, weithin hörbar, ist flötend, sehr schön und voll: „bjo, bjobjo". In Ungarn Ende April, im Norden im Mai findet man die vier Eier, jenen der vorigen sehr ähnlich, auf matt olivengrünem Grunde mit dunkelgrauen und erdbraunen Flecken besetzt, 55 + 36 mm groß. Die Nahrung ist gleich jener der vorigen. Das Wildbret ebenfalls sehr geschätzt.

Auch eine südafrikanische Limose, Limosa cinerea, hat sich — sehr vereinzelt — schon nach Südeuropa verflogen, wurde auch im Mai 1869 bei Pisa geschossen.

Die Limosen lassen sich in Volièren mit Wasserbassins, genau wie die Schnepfe behandelt, leicht erhalten. Winters bedürfen sie eines warmen Lokales.

Die Wasserläufer. Totanus.

Der Schnabel ist gerade, sehr dünn, länger als der Kopf, am Grunde sehr wenig verdickt und von da aus allmählich zugespitzt; die Spitze abwärts gekrümmt; beide Kinnladen an den Mundkanten, besonders nach der Spitze zu stark abgerundet; der Unterschnabel etwas kürzer; die Längefurchen beider Kinnladen nicht über die Hälfte des Schnabels gehend, die der obern breit und tief. Die Nasenlöcher sind so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, sehr schmal, lang und durchsichtig. Die Zunge ist pfriemenförmig, reicht etwas über die Hälfte des Schnabels. Der Körper ist leicht, elegant, ausgezeichnet durch sehr lange Füße und Hals, kleinen, etwas zugespitzten Kopf, mittelmäßig große Augen. Der lange Hals ist kaum dünner als der Kopf; die Füße sind hoch über den Fersen nackt, sehr dünn, vierzehig, die hintere Zehe höher sitzend, von den vorderen die äußere und mittlere mit einer ausgeschnittenen Schwimmhaut bis fast zum ersten Gelenk verbunden, diese Hautverbindung ist zwischen der innern und Mittelzehe sehr schwach, kaum vorhanden. Die Wasserläufer fliegen nicht nur sehr schnell, sondern sie laufen auch mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Im Frühjahr und Herbst bewohnen sie die Ufer der Flüsse und Seen, im Sommer aber begeben sich diejenigen, welche bei uns brüten, in die Möser. Sie nähren sich von Insekten und Würmern und nisten sämtlich auf die Erde.

Der Kampfläufer.

Totanus pugnax, indicus; Machetes pugnax, alticeps, planiceps; Tringa pugnax.
(Tafel 33, Figur 1 und 2.)

Kampf-, Brause-, Burr-, Koller-, Bruchhahn, Seeteufel, Streitvogel, Kampfschnepfe.

Das Merkwürdigste an diesem merkwürdigen Vogel ist der höchst auffallende Hochzeitsputz des Männchens: es bekommt zur Paarungszeit einen ungeheuren, wie ein Latz vorn über den Vogel herabhängenden Federkragen, der so verschiedenartig gefärbt ist, daß man kaum zwei gleiche Vögel finden kann; dabei bedeckt sich das Gesicht mit nackten Warzen. Beides, Kragen und Warzen, verschwinden nach der Begattungszeit, so daß man den Vogel kaum wieder erkennt. Die Färbung des ganzen Gefieders ist so wechselnd, daß eine allgemein giltige Beschreibung nicht gegeben werden kann. Brehm sagt: Der Oberflügel ist dunkelbraungrau, der schwarzgraue Schwanz auf den sechs mittleren Federn schwarzgefleckt, der Bauch weiß, das übrige Gefieder aber höchst verschieden gefärbt und gezeichnet. Das Auge ist braun, der Schnabel grün oder grünlichgelb, mehr oder weniger ebenfalls mit der Färbung des Gefieders wechselnd, die Füße in der Regel rötlichgelb. Die Länge des Männchens beträgt 29—32 cm, die Flugbreite 64 cm, die Fittiglänge 19 cm, die Länge des Schwanzes 8 cm. Das Gefieder des Weibchens ändert nicht ab. Seine Färbung ist auf der Oberseite ein mehr oder weniger ins Rötliche spielendes Grau, das durch dunkle Flecken gezeichnet wird. Das Gesicht und die Stirn sind gewöhnlich hellgrau; die Federn des Oberkopfes grau, braunschwarz in die Länge gefleckt, die des Hinterhalses grau, die des Rückens und der Schultern in der Mitte braunschwarz, am Rande rostfarben, die der Kehle und Gurgel grau und die des Bauches mehr oder weniger weiß. Die Länge beträgt höchstens 26 cm, die Breite 57 cm.

Der Kampfläufer bewohnt den Norden, bei uns ist er in den Marschländern des norddeutschen Flachlandes häufig, wo auf ungeheure Strecken hin Wiesen und Sumpf mit einander abwechseln. Er kommt Anfang Mai und reist im August schon wieder ab. Wie die Vorhergehenden und wie die Wasserläufer überhaupt dehnt er seine Reisen ungeheuer weit aus, durchstreift ganz Europa, einen sehr großen Teil Asiens und Afrikas bis hinab ins Kapland. Während sich diese Vögel fast das ganze Jahr über harmlos vertragen, erwacht bei den Männchen mit Eintritt der Paarungszeit und Vollendung der Halskrause die unbezähmbarste Lust zu höchst merkwürdigen Kampfspielen, sogar frisch gefangene Männchen kämpfen im Zimmer wie in der Freiheit! Zu drei bis acht Männchen versammeln sich auf einem berasten Platz und jetzt kämpft abwechselnd ein Pärchen um das andere, stets im ehrlichsten Zweikampf, indem sie mit gesenktem Körper gegen einander rennen und sich Schnabelstöße versetzen. Ist ein Pärchen erschöpft, so tritt ein anderes auf den Schauplatz. Die Weibchen kümmern sich um dieses Turnier nicht und es scheint auch keinen andern Zweck zu haben, als die Gemüter der Männchen zu erhitzen. Verletzen können sich die drolligen Kämpfer mit dem weichen Schnabel nicht, nur die kolbenartige Spitze des letzteren trägt von gar zu derben Stößen Auswüchse und Knollen davon. Ende Mai findet man an erhöhten Stellen im Sumpfe Nest und die vier Eier. Diese messen 40 + 32 mm, sind so schmackhaft wie die Kibitzeier, denen sie auch sehr gleichen: auf olivenbräunlichem Grunde sind sie rötlichbraun und schwärzlich gefleckt. — Im Fluge öffnen sie die Flügel nicht ganz (wie alle Wasserläuferarten), schlagen dieselben aber kräftig und stürmen äußerst schnell dahin. Bei Tage hört man keinen Ton von ihnen, nur in der Zugzeit bei Nacht rufen sie heiser „kack kack kick kack".

Zu fangen sind sie mit Schlingen kinderleicht und ebenso leicht einzugewöhnen. Ist nur das Bauer groß genug und eingerichtet wie es sich für Schnepfenvögel (vide Waldschnepfe) gehört, so sind sie sofort zu Hause, fressen eingequellten Weizen, Gerste, Käsequark, Semmel in Milch, Regenwürmer und gewöhnen sich rasch an Kruelsches Universalfutter B. Auch das Fleisch der Kampfläufer ist wohlschmeckend, doch sind sie schwer zu schießen. Die mit Fußschlingen eingefangenen zu töten wäre sehr ungeschickt, da sie lebend vier- und fünffach höher bezahlt werden und stets gesucht sind. Überschwemmungen vernichten leider oft auf weite Gebiete die ganze Brut eines Jahres.

Der Sumpfwasserläufer.

Totanus calidris, littoralis, striatus; Scolopax calidris; Tringa gambetta.
(Tafel 33, Figur 7 und 8.)

Rotschenkel, Rotfuß, Gambette, Tütschnepfe, Züger.

Der Oberleib ist bräunlichgrau mit olivenbraunem Schimmer; der Unterrücken und die zweite Ordnung der Schwungfedern von der Hälfte an bis zur Spitze rein weiß. Die braungraue Farbe des Oberleibs ist unregelmäßig

schwärzlich einzeln gefleckt, diese Flecken nehmen an einzelnen Schulterfedern auch an den hintern Schwungfedern die Seitenränder ein. Die Steißfedern sowie sind weißlich mit vielen schmalen, schwarzen Querbändern versehen; der Vorderhals, die Mitte der Brust und der ganze Unterleib sind weiß, mit schwärzlichen Flecken besetzt, welche am Bauch nur einzeln, an der Brust und am Vorderhals aber am dichtesten stehen. Oberkopf und Hinterhals sind braungrau, ersterer mehr, letzterer weniger merklich schwärzlich gefleckt; die vorderen Schwungfedern sind schwarz, die mittleren aber an der Spitzenhälfte rein weiß. Die Weibchen unterscheiden sich im Gefieder nicht. Ganz alte Vögel haben auf dem Kopfe rostgelbliche Flecken und auf dem Oberleib befinden sich einzelne Federn, welche von Hauptfarbe schwärzlich sind und an den Seitenrändern rostgelbliche große Sägezähne haben. Junge Vögel sind auf dem Oberleib dunkelolivenbraun, die hinteren Schwungfedern aber sind weiß, durch die Augen ein scharfer schwarzer Strich; der Scheitel ist dunkelbraun, der Hinterhals schwärzlich, der ganze Oberleib schwarz, gelblich marmoriert. Im Winterkleide endlich ist die Oberseite tiefgrau, schwarz geschaftet. Der Schnabel ist an der Spitze schwarz, die untere Kinnlade rot, Füße mennigrot. Länge 27 cm, Flugbreite 49 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Er ist der bekannteste und häufigste aller unserer Wasserläufer, sein Zug- und Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Südafrika durch ganz Europa und Asien bis zum 70. und 71. Grad. Auch auf Island ist er heimisch. In unseren Mösern und an unseren Seen ist er sehr häufig und wird oft geschossen, denn das Wildbret des kleinen Vogels ist schmackhaft. Er ist in ganz Deutschland Brutvogel, sein Nest findet sich auf Binsenkufen oder auf Wiesboden, es ist versteckt angelegt und enthält im April vier Eier, 48 + 30 mm, sie sind auf bleich bräunlichem Grunde mit vielen, dichtstehenden graulichen, dunkelgrauen und purpurbraunen Flecken versehen. Er läuft wie auf Schnellfedern höchst elegant und oft bis an den Bauch im Moraste, vom Schwimmen macht er nur in der Not Gebrauch. Wenn er aufgejagt wird, streicht er nicht nieder dahin, sondern sucht in einem hohen, äußerst wohlklingenden flötenartigen Doppelton „djä, djü" schreiend die Höhe zu gewinnen. Zur Paarungszeit läßt er, aber nur im Flug und zwar gleitend, eine Art von Gesang, wie „bälidl, blidl, blidl" hören. Die Nahrung besteht aus Würmern, Insekten, Käfern, Heuschrecken und Pflanzenteilchen. Die Gefangenschaft verträgt auch er gut, Verpflegung wie bei dem vorigen, mit mehr Würmerzugabe.

Ihm in der Lebensweise wie in der Verbreitung, wie in den Eiern und im Winterkleide, das lediglich etwas dunkler ist, fast ganz gleich ist der größere

Moorwasserläufer.

Totanus fuscus, maculatus, natans; Limosa fusca; Scolopax fusca; Tringa atra.

(Tafel 33, Figur 9.)

Meerhähnel, Meerhuhn, Zipter, dunkelbrauner Wasserläufer.

Oberleib dunkelbraun, weiß gefleckt, Unterleib weiß, dicht graubraun gewässert; der Unterrücken rein weiß. Der Oberkopf ist dunkelbraun mit feinen weißlichen Strichen, von der Stirne bis über die Augen ein weißer Streif, und von den Nasenlöchern zu den Augen ein dunkelbrauner Zügel; die Kehle weiß; der Hinterhals graubraun mit weißen Fleckchen; der Vorderhals, die Brust und der ganze Unterleib weiß, überall mit graubraunen ineinander fließenden Flecken so dicht bestreut, daß die graubraune Farbe die Oberhand zu haben scheint; bei näherer Betrachtung erscheinen diese Flecken als bogenförmige Querbänder auf jeder Feder. Die vorderen Schwungfedern sind schwarz; die schwärzlichen Schwanzfedern haben weißliche Querbänder, welche an den Seitenrändern in reinweiße dreieckige Flecken auslaufen. Männchen und Weibchen sind im Gefieder nicht unterschieden. Der lange, an der Spitze mehr gekrümmte Schnabel ist an der Spitze schwarz, die untere Kinnlade bis fast zur Hälfte rot. Die Füße der alten Vögel sind dunkelrot, jene der Jungen hellrot. Länge 30 cm, Flugbreite 59 cm, Schwanzlänge 7,5 cm.

In Deutschland ist er viel weniger häufig als sein Nächstverwandter. Er pfeift einsilbig „tjoit" oder „tjuit".

Der Grünschenkel.

Totanus littoreus, glottis, canescens; Scolopax totanus; Glottis chloropus, natans.

(Tafel 33, Figur 10 und 11.)

Glutt, Regenschnepfe, großer Züger.

Oberseite braunschwarz, durch weiße Federränder gezeichnet, Unterrücken und Bürzel rein weiß, Brust weiß mit schwarzen Längsflecken, übrige Unterseite rein weiß; Handschwingen braunschwarz, die erste weiß geschaftet, Armschwingen mattbraun; die seitlichen Schwanzfedern weiß und schwarz gefleckt, die mittleren grau; Mantelfedern tief aschgrau, schwarz

geschaftet und gefleckt, weiß gekantet. Schnabel schwarzgrün, lang, schmal und aufwärts gebogen; Füße graugrün. Länge 34 cm, Flugbreite 58 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Er brütet nicht in Deutschland, zieht aber alljährlich durch, im April und Mai und dann vom Juli bis Anfang Oktober. Sein Brutgebiet ist der hohe Norden. Fast einzig dastehend sind seine Weltreisen, er wird in allen fünf Erdteilen, auch auf der australischen Inselwelt gefunden! Dabei besucht er nur schlammige Stellen, hält sich da ganz frei und offen, läuft in zierlichen, behenden Schritten, selten rennend, watet tief ins Wasser und schwimmt, viel mit dem Kopfe nickend, sehr oft. Sein Flug ist taubenähnlich, die langen Beine dabei geradeaus gestreckt, der Hals etwas eingezogen, der Schnabel leicht gesenkt. Im Juni brütet er. Die vier Eier sind 48 + 36 mm groß, auf bleich olivengelbem Grunde mit mittelgroßen rotbraunen Flecken gezeichnet. Auf Rügen findet man ihn, wenn auch selten, schon als Brutvogel. Er ruft einsilbig „tjia tjiü“. Die Gefangenschaft verträgt er gut.

Sein nächster Verwandter ist der osteuropäische und nordasiatische

Teichwasserläufer.

Totanus stagnatilis, stagnalis.

(Tafel 34, Figur 1.)

Teichuferläufer, kleiner Züger.

Kopf, Kehle, Vorderhals, Brust, Bauch und After sind weiß, schwarzbraun gestrichelt und gefleckt; Hinterhals grau mit dunklen Strichen; Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern dunkelbraun und grauweiß gefleckt und gekantet; der Schwanz weiß mit dunkelbraunen abgebrochenen Querbinden. Der Schnabel ist schwarzgrau mit einem Olivenschimmer. Die Füße olivengrün. Länge 23 cm, Flugbreite 45 cm, Schwanzlänge 4 cm.

In Deutschland ist der Teichuferläufer nur sehr selten anzutreffen, hie und da kommt er auf dem Fluge an den Bodensee. Nach Heuglin, der ihn im nordöstlichen Afrika allenthalben traf, wechselt er die Färbung sehr. Nach Brehm stimmt seine Lebensweise mit dem vorigen überein; ich habe diesen Vogel noch nicht gesehen.

Der punktierte Wasserläufer.

Totanus ochropus, leucurus; Tringa ochropus.

(Tafel 33, Figur 4.)

Wasserschnepfe, Weißsteiß, Bruchuferläufer.

Der braunschwarze Oberleib mit grünem Schimmer ist weiß punktiert; der rein weiße Schwanz mit einigen breiten schwarzen Endbinden. Der Oberkopf ist schwarzbraun mit weißen Fleckchen; ein weißer Streif von der Stirn zu den Augen, ein dunkelbrauner Zügel unter demselben; die Kehle ist weiß; auf dem weißen Vorderhals und der Oberbrust viele schwärzliche Flecken; die Unterbrust, der Bauch, die Schenkel, After und Steißfedern rein weiß. Die breiten schwarzen Querbänder auf dem Schwanze nehmen nach außen ab, so daß auf den äußern Federn nur schwarze Flecken erscheinen. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt. Junge Vögel haben auf dem Oberleib weniger weiße Punkte, sind zudem etwas rostfarbig gemischt. Im Winterkleide werden die Flecken sehr klein. Länge 26 cm, Flugbreite 48 cm, Schwanzlänge 4 cm.

Er ist in Europa und Asien (mit Japan) nördlich bis zum 68. Grad verbreitet, zieht ebenfalls bis Südafrika. Der Bruchwasserläufer kommt im April zu uns, lebt ungemein versteckt an Brüchen, sucht mit Vorliebe überschwemmtes Terrain und belebt dieses in der anmutigsten, fesselndsten Weise. Am Bodensee überwintern alljährlich einzelne dieser zierlichen Gesellen. Er ruft hell pfeifend, rein und hoch „giffgiffgiff“, der Balzruf ist singend: „tilidl tilidl titirl“, er wird im Gaukelflug vorgetragen. Sein Nest legt er nicht nur auf den Boden, sondern auch in alte Tauben-, Häher-, Drossel-Nester hinein, an, doch bethätigt er dieses Nisten auf Bäume nicht so oft wie der folgende. Die Eier messen 36 + 26 mm, sind olivengrün, hell und dunkel gefleckt. Die Nahrung bilden Insekten und Wassergewürm. Das Wildbret ist fein. In der Gefangenschaft beansprucht er Nachtigallenfutter, Käfig wie die vorigen, dann hält er sich gut.

Der Wald-Wasserläufer.

Totanus glareola, sylvestris; Tringa littorea, glareola.

(Tafel 33, Figur 5 und 6.)

Er ist dem vorigen ungemein ähnlich, unterscheidet sich aber sogleich durch den kleineren Körper, die verhältnismäßig längeren Füße und den vom Grunde aus schwarz bandierten Schwanz. Fälschlich wird auch er Bruch-Uferläufer genannt und fortwährend mit dem vorigen verwechselt. Auch auf der Namensbezeichnung unserer Tafel ist der Irrtum unterlaufen. Sein braunschwarzer Oberleib ist rostgelblich oder weißlich gefleckt; der weiße Schwanz vom Grunde aus bis zur Spitze mit schwarzen Querbändern versehen. Von dem obern Schnabelgrunde zieht sich ein weißer Streifen über den Augen hin bis zum Hinterkopf, vor den Augen befindet sich ein schwarzer Zügel. Auf dem schwarzbraunen Oberkopf sind weiße oder gelbliche Schmitzen; die Kehle ist weiß; der weißliche Vorderhals und die Brust etwas zusammenfließend braun gefleckt; der Bauch und After sind weiß, an den Seiten des Afters schwärzliche Striche. Der Schnabel ist schwarz, am Grunde grünlich angelaufen; Füße olivenfarbig, ins Braungelbliche gehend. Winterkleid: Oberseite und Oberkopf lichtbraun, rostgelblichweiß gefleckt, Unterseite am Halse und Kropfe gestreift und gewellt. Länge 22 cm, Flugbreite 43 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Seine Verbreitung ist die gleiche wie jene des vorigen. Zum Aufenthalte sucht er kleine Gewässer in düsteren, großen Waldungen, hier hauſt er ungemein versteckt, vorsichtig und scheu. Er brütet wohl kaum bei uns, vielleicht in den mächtigen Waldungen der Ostküste, sein Nest steht meist im skandinavischen Wald. Sehr häufig nistet er in verlassene Nester auf Bäume; baut er selbst ein leichtfertiges Nest, so trägt er die nötigen Halme unter einen Busch zusammen. Die Eier messen 35 + 24 mm, sind jenen des vorigen fast gleich, nur viel kräftiger gefleckt. In der Gefangenschaft wie der vorige. Er ruft wie ein Silberglöcklein, ungemein rein und schön „blüidi bluidi".

Der Flußuferläufer.

Totanus cinclus, hypoleucos; Actitis hypoleucos, stagnatilis.

(Tafel 33, Figur 3.)

Sandpfeifer, Flußlerche, Pfeiferle, Fisterlein, Steinpicker, Knellesle.

Der Oberleib ist graubraun, olivenfarbig glänzend, mit schwärzlichen Wellenlinien versehen, Unterleib reinweiß, die Brust an den Seiten ins Graubraune übergehend, Vorderhals und Brust weiß, dunkelbraun gestrichelt. Der Kopf oben ist dunkelbraun gefleckt, über den Augen ein weißer Streif. Die Hauptfarbe des Schwanzes, sowie die der Steißfedern ist weiß, diese Farbe geht aber nach außen zu ins Schwarze über, so daß nur die Spitze reinweiß erscheint, die mittleren Schwanzfedern aber sind braungrau mit schwarzen Schäften. Die Außenfahne der äußersten Schwanzfeder ist weiß. Der Schnabel ist braungrau, an der Spitze dunkelbraun, Füße aschgrau, an den Knöcheln gelblich angelaufen. Das Winterkleid ist ganz ähnlich; die Weibchen in der Färbung nicht verschieden. Bei den jungen Vögeln ist die Grundfarbe des Oberleibs dunkler, aber ebenso glänzend als bei den alten. Auf dem Kopfe befinden sich schmale gelbliche Federsäume, auf dem Oberleib werden die Einfassungen rostgelblich und bilden auf dem Rücken regelmäßige Bögen. Der Vorderhals ist weißer und nur seitwärts braun gestrichelt. Ganz alte Vögel sind auf dem Kopfe fast einfarbig, auf dem Oberleib heller und überall mit sehr feinen, zackigen, schmalen Querlinien und Punkten von weißer Farbe versehen, die ihnen ein sehr schönes Aussehen gewähren. Länge 21 cm, Flugbreite 34 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Seine Verbreitung erstreckt sich, wie bei den vorigen, über ganz Europa, Asien bis Kamtschatka, er durchzieht ganz Afrika und findet sich auch auf Australien und dessen Inselwelt. An Flüssen und Bächen hält er sich gerne auf Wurzeln und überhängenden Stauden, selbst auf Schiffstauen und Ankerketten läßt er sich nieder. Sonst besucht er zumeist Sandbänke, am Meer namentlich Stellen, wo die Flut sich zurückgezogen hat. Er fliegt mit langen, sichelförmigen, etwas nach abwärts gekrümmten Flügeln, in fast geradem Fluge mit kaum sichtbaren Flügelschlägen so dicht über dem Wasser dahin, daß man glaubt, er müsse die Spitzen eintauchen. Gewöhnlich läuft er an nackten Uferstellen, den Körper wagrecht haltend, trippelnd und schießend, wie eine Bachstelze den Hinterleib wiegend, umher. Sein Lockruf ist lieblich flötend „hidibi". Der ungemein zierliche Vogel kommt zu uns nach Mitte April, nährt sich von Netz- und Zweiflüglern, Kerbtierlarven und Gewürm — wie die Bachstelzen — legt sein Nest aus Reisern und Schilf ungemein versteckt im Ufergebüsch an, belegt es Anfang Mai mit vier Eiern, 35 + 26 mm groß, weiß, etwas ins Gelbliche übergehend und mit hellen und dunkleren

braunen Flecken bespritzt. Brutzeit 13 Tage. In der Gefangenschaft bereitet er viel Vergnügen, erhält Nachtigallenfutter und einen Käfig wie alle seine Verwandten.

Nach Europa verflogen hat sich schon sein nächster Verwandter, der ihm in Lebensweise, Stimme und Brutverlauf ganz ähnliche Drosseluferläufer, Totanus macularius; Actitis macularia, dessen Heimat Nordamerika ist. Ebenso soll sich der nordamerikanische langschwänzige Uferläufer, Totanus bartrami; Actitis longicauda schon nach Helgoland verflogen haben, und ebenso wurde auf Helgoland und in England schon ein dritter Amerikaner, der rötliche Uferläufer, Totanus brevirostris; Actitis rufescens erlegt.

Hieher gehört auch ein osteuropäischer Vogel, der schon in Deutschland als große Seltenheit zu betrachten ist,

Der Terekwasserläufer.

Xenus cinereus; Scolopax cinerea; Limicola terek; Limosa terek.

Das Gefieder ist oberseits aschgrau, auf den Flügeln mehr fahlgrau, durch große schwarze Schaftflecken gezeichnet, auf dem Bürzel grau, an den Halsseiten lichter als oben und dunkler längsgestreift, auf der Unterseite, mit Ausnahme des gräulichen, längsgestrichelten Kropfes weiß; die weißschaftigen Schwingen sind braunschwarz, innen heller, die hinteren und alle Armschwingen an der Spitze breit weißgesäumt, wodurch eine Flügelquerbinde entsteht, die Schwanzfedern grau, verwaschen dunkel gesprenkelt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel grünlich, im übrigen schwarz, der Fuß grüngelb. Im Winterkleide ist die Oberseite reiner grau. Es kennzeichnen ihn auch die Form des Schnabels, der stark aufwärts gebogen ist und dessen Länge der des Kopfes fast zweimal beikommt, und die stämmigen Füße, deren Vorderzehen durch Bindehäute vereinigt sind. Seine Länge beträgt 22 cm, Flügelbreite 42 cm, die Schwanzlänge 6 cm.

Der Terekwasserläufer oder die Terekschnepfe ist Brutvogel ums Weiße Meer, an der Petschora und im nördlichen Sibirien. Auf der Wanderung kommt sie in großen Mengen in das südöstliche Rußland, namentlich ums Kaspische Meer. Sie zieht dann bis Südafrika. Ihr Wesen gleicht dem der anderen Wasserläufer, die Stimme ist sehr verschieden, meist ein helles, kräftiges „girrüüüd girrii girriüd", manchmal ein sanft flötendes „hahiaaa haiaaa hahiaaa", als Warnruf scharf „dick dick". Brutzeit ist im Juni, das Nest eine in die Erde gescharrte Vertiefung, die vier Eier 35 + 23 mm groß, auf lehmfarbigem Grunde mit dunkelgrauen Flecken und roten Pünktchen versehen. Die Nahrung besteht in Wasserkerfen.

Die Strandläufer. Tringa.

Der Schnabel ist so lang oder etwas länger als der Kopf, etwas gebogen, an der Wurzel etwas hoch, die Spitze von oben gesehen schwachkolbig und glatt; die Mundkanten beider Kinnladen hervorstehend, genau aufeinander passend. Die Nasenlöcher sind so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, ritzenförmig, durchsichtig und mit etwas erhöhtem Rande umgeben. Das Gefieder ist im Sommer- und Winterkleid, im Jugend- und Alterkleid wesentlich verändert. Die Strandläufer sind gewandte Vögel, welche sehr schnell laufen können. Ihr Körper ist etwas lang, nicht schwer, von schlankem Bau. Sie haben einen langen Hals, kleinen, spitzen Kopf mit niedriger Stirn. Die Augen sind von mittelmäßiger Größe. Ihre Füße sind lang, über den Fersen ziemlich hoch hinauf nackt, vierzehig, die hintere kleine Zehe höher sitzend, die drei vorderen ziemlich lang, und die äußern mit der mittlern am Grunde mit einer Haut verbunden. Alle Strandläufer bewohnen sumpfige Gegenden und halten sich gerne an den Ufern der Flüsse oder Seen auf. Sie nähren sich von Insekten, Insektenlarven und Würmern. Das Nest, ein leichtes Geniste, tragen sie auf der Erde zusammen.

In der Gefangenschaft sind sie sehr hübsch, fressen aber so stark, daß sie Mangels starker Bewegung stets bald an Verfettung sterben.

Der Kanutstrandläufer.

Tringa canutus, calidris, islandica, ferruginea.

(Tafel 32, Figur 5 und 6.)

Isländischer Strandläufer, Roststrandläufer, rotbauchiger Strandläufer.

Sommerkleid: Tief braunrot, Bauch weißlich. Die Oberseite ist gefleckt mit pfeilartigen schwarzen Mittelflecken und breiten, gelblichweißen Rändern. Die längsten Schulterfedern sind schwarz, weiß umrandet, Unterrücken und Bürzel auf weißem, bräunlich gemischtem Grunde schwarz quergebändert. Die Handschwingen sind schwärzlich, weiß geschaftet, Armschwingen grau, die hintersten weiß gesäumt, Schwanzfedern grau, schmal weiß gesäumt. Winterkleid: Oben aschgrau mit braunschwärzlichen Schaftflecken, unten weiß. Wangen, Ohrgegend, Gurgel, Kropf und Seiten des Unterkörpers fein dunkelbraun gefleckt. Diesem Winterkleide ist das Jugendkleid ähnlich, doch trägt in ihm jede Feder oben eine mondförmige, schwärzliche, weiß begrenzte Kante; die Füße sind bei ihm schmutzig dunkelgrün. — Der Schnabel ist schwarz, die Füße braunschwarz, schwach bleifarbig schimmernd. Länge 25 cm, Flugbreite 55 cm, Schwanzlänge 6 cm. Der Schnabel ist gerade und mißt 3,5 cm.

Er ist der größte europäische Strandläufer. Der Kanut ist Brutvogel im hohen Norden beider Welten, in Grönland nördlich vom 68. Grad. Er brütet im Juni vier schöne Eier, 36 + 23 mm groß, von blaß olivengrüner Grundfarbe mit vielen dunkelolivbraunen und einzelnen schwärzlichen Flecken. Den Zug nach Norden beginnen die jungen Vögel stets zuerst, Ende März, Anfang April, meist von den Küsten des Mittelmeeres aus, teils quer durch das Land, größtenteils längs der europäischen und asiatischen Küsten. Im August beginnt der Rückflug, im Herbste trifft man den Kanut zahlreich am Bodensee. Er wandert in Asien bis Indien, in Europa überwintert er meist am Mittelmeer, doch kommt er auch Winters in Nordostafrika vor, in Amerika zieht er bis Surinam. Sein Flug ist schnell, mit nicht weit ausgestreckten Flügeln; er läuft höchst auffällig über Wasserpflanzen und Schlamm dahin, indem er, um sein Gewicht zu vermindern, die Flügel senkrecht in die Höhe streckt. Die Stimme ist weittönend, hell pfeifend „tui twih". Das Wildbret des Kanut ist sehr gut, er wird darum auch im Norden und an der Nordseeküste in Menge gefangen.

Der Alpenstrandläufer,

Tringa alpina, cinclus, variabilis, chinensis; Scolopax pusilla; Numenius variabilis

und der Bergstrandläufer,

Tringa schinzii.

(Tafel 32, Figur 9, 10 und 11.)

Der letztere unterscheidet sich vom Alpenstrandläufer nur dadurch, daß er noch bedeutend kleiner ist.

Sommerkleid: Oberleib schwarz, rostrot gefleckt; der Bauch einfarbig schwarz. Der Kopf oben, der Rücken und die Schultern sind schwarz, alle Federn mehr oder weniger breit rostrot eingefaßt; der ganze Vorderhals und die Brust weiß, mit vielen schwarzen Flecken bestreut; der Bauch tiefschwarz; die Aftergegend, untere Schwanzdeckfedern und die äußeren Steißfedern weiß; die aschgrauen Flügeldeckfedern haben weißliche Ränder; der Schwanz ist aschgrau, die beiden mittelsten Federn zugespitzt, länger und von Farbe dunkelbraun. Der Alpenstrandläufer variiert außerordentlich, doch im Alterszustand weniger als in der Jugend. Es giebt Exemplare, bei welchen die schwarze Farbe auf dem Oberleib die Oberhand hat, und die rote nur in schmalen Federrändern besteht, oder die rostrote Farbe hat die Oberhand und die schwarze erscheint nur als schwache Schaftflecken; ebenso kommen Abarten vor, bei welchen diese Farbe des Oberleibs mehr oder weniger mit grauen Federn vermischt ist. Auch erscheint der schwarze Bauch größer oder kleiner, und nicht ungewöhnlich sind die schwarzen Bauchfedern weiß gekantet. Bei einigen ist auch die Kehle ganz weiß, bei andern schwärzlich punktiert. Der junge Vogel variiert gleich stark und man findet nicht leicht zwei Exemplare, die einander ganz gleich sehen. Diesem fehlt der schwarze Bauch und er ist von der Brust an am ganzen Unterleib weiß, hin und wieder schwärzlich gefleckt. Auf dem Rücken hat die schwarze Farbe die Oberhand und nimmt im gleichen Maß die Stelle der Rostfarbe des alten ein. Über den Augen befindet sich ein undeutlicher weißlicher Strich und ein undeutlicher Zügel vor denselben; der Vorderhals und die Brust sind grauweiß mit undeutlichen schwärzlichen Flecken. Auf dem Oberleib ändert der junge Vogel am meisten; dunkelbraun, rötlich, grau und weiß sind die Farben, die oft sich ineinander verdrängen und bald der einen, bald der andern die Oberhand lassen, doch ist immer die dunkelbraune

am Schaft, die graue und rostfarbige um diese, und das Weißliche, das oft ganz fehlt, nur am äußersten Federsaume. Länge 18 cm, Breite 33 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Der Alpenstrandläufer ist im Frühjahr und Herbst bei uns ein ganz gewöhnlicher Vogel. Nicht selten trifft man Scharen von 20 bis 30 und mehr Stück an, die gerne sandige oder schlammige Plätze besuchen und dort kleine Würmer und Wasserinsekten aufsuchen. Ihre Lieblingsplätze bei uns sind die weiten, schlammigen Watten, wie sie die Seen, insbesondere der Bodensee bieten, aber auch Salzsümpfe und Sumpfwiesen mit kurzem, dürftigem Pflanzenwuchs; reinen Sandboden lieben sie nicht, eher sieht man sie noch auf steinigem Boden, wenn zwischen den Steinen Schlamm ist. Im Frühlingsschmuck — schildert Jäger — mit ihrem bunten Oberkörper und dem kohlschwarzen Brustschild nehmen sich die Alpenstrandläufer sehr schön aus, namentlich wenn sie in dichtem Schwarm über den schwarzen Schlamm hinlaufen, oder im reißend schnellen Flug sich fortbewegen, wobei sie ganz wie unsere Staare alle Wendungen gleichzeitig machen. Die Stimme des Alpenstrandläufers ist ein geflötetes „trüi", das besonders im Flug ausgestoßen wird, der Paarungsruf ist ein Triller: „trü trü trühreürürürürüh", der langsam und forte anfängt, dann immer schneller wird und allmählich ins pianissimo übergeht. Der Bergstrandläufer dagegen ruft „trri" und sein unschöner Paarungsruf ist „schähräräräär". Das Nest steht in Moräften. Beide brüten schon in Deutschland, insbesondere an der Ostsee, kommen im April, ziehen vom August bis Oktober. Ihr Hauptbrutgebiet ist aber doch auch im nördlichen Amerika, Europa und Asien. Der Zug erstreckt sich bis in das mittlere Afrika, in Amerika bis Chile. Die Eier des Alpenstrandläufers (Tafel 48, Figur 17) messen 35 + 24 mm, jene des Bergstrandläufers 32 + 21 mm, in der Färbung stimmen sie überein, sind also kaum zu unterscheiden. Die Grundfarbe ist schmutzig olivengelb mit vielen großen und kleinen teils dunkel olivenbraunen, teils schwärzlichen Flecken. Man findet sie im Juni. In der Gefangenschaft wären diese allerliebsten kleinen Strandläuferchen ebenfalls entzückende Geschöpfe, gingen sie nur nicht nach kurzer Zeit an Verfettung zu Grunde. Sie erfordern jedenfalls ein gutes Nachtigallenfutter, mit „Semmeln in Milch und Fleischstückchen", wie Friderich meint, wird man sie nicht lange halten. Ungeachtet der Winzigkeit ihres Bratens fängt man sie zu Hunderten und Tausenden, sie sollen eben ein höchst schmackhaftes Wildbret liefern.

Der Seestrandläufer.

Tringa maritima, arquatella, striata, canadensis; Totanus maritimus.

Felsenstrandläufer. Sommerkleid: Oberkopf und Nacken schwarz, weiß und ockerfarben längsgestreift, Kopfseiten und Hals schmutzigweiß, bräunlichschwarz gestreift, Oberseite und Rücken glänzendschwarz, durch die rostfarbenen, weiß gesäumten Ränder der Federn gezeichnet, Brust und Seiten auf weißem Grunde schwärzlichgrau gefleckt, die übrigen Unterteile weiß, die weißschaftigen Schwingen schwärzlich, die letzten Handschwingen weiß gesäumt, die mittleren Schwanzfedern schwarz, die übrigen schwärzlichgrau, ihre Schäfte weiß, alle mit lichten, die mittleren mit rostgelblichen, die äußeren mit weißen Säumen geziert. Dem Winterkleide fehlt alles rostgelb und Schnabel und Füße haben minder lebhafte Färbung. Die Augen sind braun, der Schnabel sanft gebogen, rötlichgelb, die Füße sind safrangelb. (Nach Brehm.) Länge 21 cm, Flugbreite 42 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Seine Verbreitung, Lebensweise, Zugzeit und Nahrung stimmt mit jener des Kanut vollständig überein. Der Seestrandläufer beginnt aber schon etwas südlicher mit seinem Brutgebiete wie der Kanut, er nistet schon auf den Shetlandinseln. Ende Mai findet man auf felsigem Strande sein Nest mit vier Eiern, die auf grünlichgrauem Grunde mit großen, umberbraunen Flecken gezeichnet sind und 30 + 20 mm messen.

Der Sichlerstrandläufer.

Tringa subarcuata, subarquata, chinensis; Scolopax subarquata.

(Tafel 32, Figur 7 und 8.)

Bogenschnäbliger Strandläufer, Zwergbrachvogel.

Höchst charakteristisch ist sein Schnabel, er unterscheidet ihn auch sofort vom Alpenstrandläufer, mit dem er so oft verwechselt wird. Er ist viel länger als der Kopf, 4 cm lang, in der vorderen Hälfte stark abwärts gesenkt.

Sommerkleid: Scheitel hellrostgelb, braunschwarz gefleckt; Hinterhals dunkelrostgelb mit feinen dunkelbraunen Strichen; Rücken und Schultern rostfarben, rostgelblichweiß, mit braunschwarzen, zackigen Flecken; ein Streif über dem Auge rostgelb; die Gegend um die Schnabelwurzel weiß; der ganze Hals und Unterkörper lebhaft dunkelrostrot; die Unterschwanzdeckfedern weiß und sie wie der Bauch mit dunkelbraunen Flecken geziert. Winterkleid: Stirn, Kehle und ganze Unterseite reinweiß, die Wangen weiß, grau gefleckt, Oberrücken und Schultern aschgrau, Scheitel und Hinterhals dunkelgrau, hell gestrichelt. Jugendkleid: Oberhalb gelblichschwarzgrau, seidenartig grün glänzend, über den Flügeln ein weißer Querstrich, Kehle und Streif über den Augen weiß, Kropf graulich rostgelb. Schwingen matt braunschwarz; die mittleren Schwanzfedern rundlich zugespitzt; Schwanz grau und weiß gefleckt. Der Schnabel ist schwarz, Füße schwarzbraun. Länge 20 cm, Flugbreite 35 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Im Benehmen, Lebensweise, Zugzeit und was seine Aufenthaltsorte anbelangt, gleicht er ganz dem Alpenstrandläufer. Er brütet von Esthland und Finnland an bis Finmarken und in das Taimyr-Land, auf Island, nicht aber auf Spitzbergen und Nowaja Semlja. Sein Zug erstreckt sich bis Australien und Neu-Guinea. Wie der Alpenstrandläufer wird er wegen seines köstlichen, aber kleinen Bratens tausendweise gefangen. Auch seine Eier gleichen völlig jenen des Alpenstrandläufers, nur sind sie etwas wenig größer: 35,5 + 24,5 mm.

Der gezügelte Strandläufer.

Tringa Temminckii; Pelidna Temminckii.

(Tafel 32, Figur 12 und 13.)

Raßler, Sandläuferchen. Der Unterleib und ein Streif über den Flügeln reinweiß, auf dem schwarzen Rücken rostfarbige Federränder, ein brauner Zügel im Gesicht. Die Brust ist schmutzigweiß, geht auf den Seiten ins Graubraune über. Der Kopf ist bis in den Nacken schwarzbraun, schmal, roströtlich gestrichelt, der Hinterhals grau mit helleren Farben. Die Schwungfedern der ersten und zweiten Ordnung schwarz mit weißen Schäften. Der Schwanz aschgrau mit hellern Federkanten, die beiden mittelsten Federn sind dunkelbraun, länger als die übrigen und mit rostgelblichen Spitzenrändern versehen. Das Winterkleid ist oberseits nahezu einfarbig bräunlich aschgrau, unterseits weiß, nur der Kopf ist bräunlichgrau, dunkel gestrichelt. Schnabel und Füße sind schwarz, ersterer an der Wurzel gelblich. Länge 15 cm, Flugbreite 29 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Dieses zierliche Vögelchen ist am Bodensee wohl bekannt. Es kommt dorthin in ziemlich großer Anzahl Ende September oder zu Anfang des Oktober, verweilt nur kurze Zeit und zieht dann weiter südlich. Es ist sehr scheu, erhebt sich bei dem Auffliegen sehr hoch in die Luft, streicht alsdann weiter und setzt sich erst in großer Entfernung nieder. Im Fluge läßt es einen schwirrenden, dem Rasseln der Ketten nicht unähnlichen Gesang hören, daher es auch die Jäger Raßler nennen. Heuglin meldet von ihm, daß er in kleineren und größeren Trupps im Nilgebiet erscheint und noch weiter südwärts wandert bis zum weißen Nil und den Sümpfen Kordofans. Auf Schlamm und Sandbänken des Nils, um Sümpfe und Regenlachen ist er Winters sehr häufig, im April und Mai verläßt er das südliche Afrika. Im hohen Norden, zwischen dem 59. und 71. Grad nördlicher Breite, namentlich in Finmarken, Lappland, Kamtschatka ist sein Brutgebiet. Seine Eierchen sind 28 + 19 mm groß, auf trübem, gelblichgrauem Grunde mit aschgrauen und dunkelbraunen Flecken und schwarzbraunen Punkten gezeichnet. Die Nahrung besteht in kleinem Gewürm, fliegenden Insekten, insbesondere Schnaken und Insekteneiern. Die Gefangenschaft verträgt er bei Nachtigallenfutter und Eingewöhnung mit frischen Ameisenpuppen besser als seine größeren Vettern.

Der Zwergstrandläufer.

Tringa minuta, pusilla; Actodromas minuta.

(Tafel 32, Figur 14, 15 und 16.)

Kleiner Strandläufer, kleiner Sandläufer, kleine Meerlerche.

Er ist ein wenig kleiner als der vorige. Der Oberleib graubraun mit rostgelblichen Federeinfassungen, Unterleib weiß. Der Kopf ist oben dunkelbraun mit rostgelblichen Fleckchen, der Hinterhals braungrau; von der Stirn zieht sich über die Augen ein weißlicher Streif, ein brauner Zügel vom Schnabel bis in die Augen. Die vier mittelsten Schwanzfedern sind länger, dunkelbraun mit gelblichweißen Kanten, die folgenden sind grau und werden nach außen immer

weißer, so daß die äußern ganz weiß erscheinen. Im Winterkleide sind die Oberteile dunkel aschgrau, mit deutlich braunschwarzen Schaftstrichen, Kopfseiten, Kropf und Unterbrust rostgrau, die übrige Unterseite weiß. Der dunkelbraune Schnabel ist am Grunde etwas olivenfarbig, die Füße gelbbräunlich, ins Olivenbräunliche gehend. Länge 14 cm, Breite 29 cm, Schwanzlänge 4 cm.

Durch Deutschland kommt der Zwergstrandläufer seltener wie der vorige, ist aber häufiger an der Meeresküste. In der Lebensweise, im Brutgebiete wie im Benehmen und in der Ausdehnung des Zuges stimmt er mit dem Temminck-Strandläufer überein. Seine Stimme ist ein sanftes „dürrüi". Die Eier sind eine Idee größer als jene des vorigen, 29 + 20 mm groß, die Färbung ist die gleiche. Auch in der Gefangenschaft ist er genau wie der vorige zu halten.

Ein vom Grunde aus gerader, ungemein weicher, vor der Spitze aber stark abwärts gekrümmter Schnabel, eine den eigentlichen Schnepfen sehr ähnliche Gestalt, kennzeichnet den

Sumpfläufer.

Limicola pygmaea; Numenius pypmaeus, pusillus; Tringa platyrhyncha.

Der bayerische Oberförster Koch schoß um 1816 von ihm Männchen und Weibchen auf einen Schuß und gab als erster — erwähnt hatten den Sumpfläufer schon andere, darunter Bechstein — die ausführliche Beschreibung. Der Kopf oben und der Oberleib sind schwarz mit bräunlichen und weißlichen Federkanten, der Unterleib und der Steiß an den Seiten weiß. Über den Augen ist ein weißer, doppelter Streif, vor denselben ein brauner Zügel. Der Hals ist weißlich, schwarzbraun gefleckt. Die Seiten der Brust und die Weichen sind braun gefleckt; die schwarzen Schwungfedern haben weiße Schäfte und schmale weiße Kanten an den Spitzen. Der Schwanz ist aschgraubraun mit weißlichen Federkanten und Spitzen, die Mittelfedern aber dunkelbraun, länger und mit rötlicher Kante. Das Weibchen unterscheidet sich nur wenig: bei ihm ist der Vorderhals und die Brust roströtlich angeflogen, deutlicher, stärker und mehr schwärzlich gefleckt; die Weichen haben große schwarzbraune Flecken. Der Schnabel ist dunkel rötlichgrau, mit schwärzlicher Spitze; die Augensterne braun; die Füße dunkelgraugrünlich. Länge 15 cm, Breite 32,4 cm, Schwanz 3,8 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 2,4 cm.

Der Sumpfläufer ist mehr ein asiatisches als europäisches Vögelchen, sein eigentliches Brutgebiet ist die unermeßliche Tundra, doch ist er auch in Finnland Brutvogel. Sein Zug geht meist durch Asien, südlich bis Formosa, Java, Indien und Ceylon, nur eine geringe Anzahl zieht durch Europa nach Nordafrika. Er liebt seichten, schlammigen Seegrund an vor der Brandung geschützten Stellen im Innern von Buchten, sucht auch auf seinen Reisen stets schlammige, seichte Stellen an Seen und großen Teichen. Er zieht nur des Nachts und scheint den Menschen gar nicht zu kennen, denn es fällt ihm nicht ein zu fliehen, nur wenn man ihm ganz nahe kommt, sucht er sich durch einfaches Niederdrücken ungesehen zu machen. Trotzdem fliegt er sehr gut, ist aber wenig lebhaft, hat mehr vom beschaulichen Dasein der Sumpfschnepfe, als der regen Thätigkeit des Strandläufers. Die Nahrung ist kleines Gewürm und Insekten. Er zieht bei uns im April und im September, stets in ganz kleinen Trupps, meist nur drei bis vier Vögelchen, durch. Seine Eier messen 30 + 21 mm, sind rötlich olivengelb mit vielen rötlichgrauen und dunkelrotbraunen Flecken. Er ruft trillernd „tirrr".

Der Sanderling.

Calidris arenaria, rubidus, tringoides; Tringa arenaria; Arenaria vulgaris.

(Tafel 32, Figur 3 und 4.)

Sonderling, veränderlicher Sonderling. Der Schnabel ist gerade, so lang als der Kopf, walzenförmig, mit kolbiger Spitze, dünn und schwach. Die Nasenlöcher sind so lange als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, schmal, länglich, etwas gebogen, über denselben eine weichhäutige Schwiele. Der Sanderling gemahnt sehr viel an die Regenpfeifer. Doch ist sein Hals länger, der Kopf nicht so hochstirnig und die Augen verhältnismäßig viel kleiner und wenig hervorstehend. Die Füße sind schwächer, mit drei vorwärtsstehenden Zehen, welche am Grunde ganz ohne Hautverbindung sind, versehen. Die Hauptfarbe des Sanderling ist weiß, der Rücken schwarz und weiß gefleckt. Die Stirn in Verbindung mit einem Streif über den Augen, die Kehle, der ganze Vorderhals, die Brust, Bauch, Weichen, Schenkel, der After und Steiß zu beiden Seiten rein weiß; der Scheitel und Hinterkopf schwarz, die Federchen an den Seiten schmutzig gelblichweiß gerandet, der weiße Hinterhals aschgraubräunlich gefleckt; durch die Augen geht ein brauner Zügel. Die aschgrauen Schwanzfedern haben weiße Einfassungen. Bei dem jungen Vogel ist der ganze

Hinterkopf, Hinterhals, Ober- und Unterrücken, Schultern und hinterste Ordnung der Schwungfedern schön hellgrau, alle Federn am Schafte mit schwärzlichen Strichen versehen und an den Rändern ins Weiße übergehend, statt des Zügels vor den Augen nur einige braune Punkte. Der Sanderling variiert im übrigen ziemlich bedeutend, insbesondere nimmt mit zunehmendem Alter die rostgelbe Farbe immer weitere Verbreitung an, so daß er schließlich mit ganz rostrotem Hals und ebensolcher Brust erscheint. Länge 18 cm, Flugbreite 38 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Dieser niedliche Vogel brütet im nördlichen, östlichen und westlichen Grönland, auf Grimsö bei Island, im Waranger Fjord, im Taimyrland, auf Waigatsch und Nowaja Semlja, in der Hudsonbai und am Mackenziefluß. Er zieht durch ganz Europa, Asien, Afrika und Amerika bis Brasilien, überall während der Zugzeit (April und Ende September, Anfang Oktober in Deutschland) ziemlich häufig. Er ist von ruhigerem, melancholischerem Wesen als die vorhergehenden Sandläufer, sehr vertrauensselig. Meist gesellt er sich zu größeren Wadvögeln, wie Austerfischern, Brachvögeln, Limosen. Im Fluge, der sehr rasch ist, in der Haltung und Art des Laufens hat er wiederum manche Ähnlichkeit mit den Regenpfeifern, nur wird der Hals noch tiefer eingezogen, der Schnabel und Kopf meist mehr nach vorn, der Hinterkörper etwas nach hinten geneigt; während des Auffliegens und auch wenn Gefahr naht, stoßen die Sanderlinge ein sanftes „Zi“ oder „Schri“ aus. Er hält sich auf seinen Zügen meist an die Küsten, doch habe ich ihn auch am Bodensee alljährlich gesehen. Er treibt sich stets am Seegestade umher, insbesondere in der Brandung am Meeresstrande und sucht dort emsiglich das Kleingetier und Gewürm, insbesondere während der Ebbezeit. Die Eier messen 29 + 22 mm, sind blaß olivengrünlich mit blutbraunen Punkten. Die Gefangenschaft verträgt er leicht, ist sofort zahm, verlangt Nachtigallenfutter mit Würmern und einem täglichen Zusatz von Garnelenschrot.

Wassertreter. Phalaropus.

Es sind hochnordische Vögel, die uns erst durch Brehms eingehende, liebevolle Schilderung näher bekannt geworden sind, obschon zwei Arten als Seltenheiten in Deutschland durchkommen. Sie haben mittellangen, geraden, sehr schwachen, niedergedrückten, an der Spitze etwas abwärts gebogenen Schnabel, niedrige, schwache Füße, deren drei Vorderzehen durch halbe Schwimmhäute verbunden und beiderseitig mit bogigen, am Rande fein gezähnelten Hautlappen besetzt sind; lange, spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste alle anderen überragt; kurzen, zugerundeten, zwölffedrigen Schwanz, sehr verlängerte Schwanzdecken und ungemein reiches Gefieder. Sie bewohnen die Hebriden, Faröer, Island, Lappland und die Tundra von Amerika, Europa und Asien, ziehen im Winter selten weiter als an die englische Küste, an die Küsten der Nord- und Ostsee, vereinzelt kommen sie aber doch sogar bis Italien. Phalaropus fulicarius geht nördlich am höchsten, nistet meistens auf Spitzbergen und Nordgrönland. Brehm erklärt die Wassertreter als die anmutigsten sämtlicher schnepfenartiger Vögel, schildert mit hinreißender Glut ihr glückliches Familienleben, die zarte, ritterliche Aufmerksamkeit des Männchens, das sich auch sehr eifrig dem Brutgeschäfte widmet. Harmlos und vertrauend gegen den Menschen, lernen sie Verfolgung sofort erkennen und werden dann sehr scheu. Sie rennen und fliegen vortrefflich, sind aber am Ausgebildetsten im Schwimmen. „Da bethätigen sie eine Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmut, die unwiderstehlich hinreißt. Sie liegen leichter als jeder andere mir (Brehm) bekannte Schwimmvogel auf dem Wasser, dessen Oberfläche sie kaum zu berühren scheinen.“ Zu tauchen vermögen sie nicht. Ihre Sinne sind scharf, ihre geistigen Fähigkeiten wohl entwickelt. Ihre Nahrung ist noch nicht genau bekannt. Brehm fand im Magen geschossener Exemplare verschiedene Kerbtierlarven, nach Malgreen verzehren sie auf Spitzbergen hauptsächlich eine kleine Alge. Das Nest steht nicht auf Inseln oder trockenen Stellen in den Teichen, sondern regelmäßig an deren Rand, ist eine einfache Mulde im Grase. Die Eier von Phalaropus hyperboreus sind 30 + 20 mm groß, die von Phalaropus fulicarius etwas größer, beide auf dunkelgraugrünem Grunde mit vielen kleineren und größeren schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Merkwürdig ist, daß die Männchen zwei Brutflecke haben und daß diese Vögel vermöge ihres ungemein dichten Gefieders „ebenso munter zwischen Eisschollen wie auf den Teichen der heißen Quellen, in deren Wasser man kaum die Hand halten kann, umherschwimmen.“ (Faber.)

Auf der See verbringen sie den Winter, man sieht sie fortwährend dort Nahrung aufnehmen, aber es ist noch rätselhaft, welche Tierchen diese Nahrung bilden.

Der Wassertreter.

Phalaropus hyperboreus, cinereus, fuscus, vulgaris.

(Tafel 34, Figur 2 und 3.)

Odinshenne genannt. Der Oberkörper ist schwarzgrau, auf dem Unterrücken und den Schultern schwarz und rostgelblich gerändert, an den Seiten des Hinterhalses rostrot, auf der Kehle und den Unterteilen weiß, an dem Kropfe und an den Seiten grau; die weißschaftigen Schwingen sind schwärzlich, an der Wurzel weiß, die Flügeldeckfeder am Ende weiß gesäumt, die Schwanzfedern braun. Beim Weibchen ist die Färbung lebhafter, das Grauschwarz des Oberkörpers samtglänzend, die Halsfärbung und ebenso die der Untergurgel hochrot, die des Kropfes und der Seiten schwarzgrau. Die Augen sind braun, der Schnabel schwarz, die Füße bleigrau, deren innere Schwimmhäute und Säume gelblich, die äußeren aber grau. Die Länge beträgt beim Männchen 18 cm, die Flügelbreite 33 cm, die Schwanzlänge 5 cm; das Weibchen ist merklich größer.

Der Phulwassertreter.

Phalaropus fulicarius, rufus, glacialis, asiaticus.

Als Merkmal gilt nach Brehm der kopflange, breite, an der Spitze platte und übergebogene Schnabel und der etwas längere Schwanz; in allem übrigen stimmen beide Vögel miteinander überein. Der Phulwassertreter ist größer als die Odinshenne: seine Länge beträgt etwa 21 cm, Flügelbreite 37 cm, die Schwanzlänge 7 cm. Oberkopf, Rücken und Schultern sind schwarz, alle Federn der letztgenannten Teile breit rostgelb geranbet, die des Hinterhalses und Bürzels rostrot, der Unterrücken, die Deckfedern des Oberflügels und die Seiten des Schwanzes aschgrau, der Unterkörper schön rostrot; die weißgeschafteten Handschwingen sind schwarzgrau, am Innenrande und an der Wurzel weiß, die Armschwingen dunkelgrau, weiß umrandet, die letzten fast ganz weiß, alle Oberarmdecken dunkelgrau und schmal, die längsten an der Spitze breit weißgesäumt, die mittleren Steuerfedern schwärzlich, die folgenden dunkel schiefergrau; die beiden äußersten an der Spitze braunrot. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken samtschwarz, der Rücken dunkel und der Unterleib lebhaft rot. Das Auge ist braun, der Schnabel grünlichgelb, an der Spitze hornbraun, der Fuß graubraun. Im Herbstkleide sehen Oberkopf und Nacken aschgrau aus und werden durch zwei grauschwarze Streifen, die an den Seiten des Hinterkopfes verlaufen, gezeichnet; die Rücken- und Schulterfedern sind blaugrau, dunkler geschaftet, die Federn der Unterseite weiß, an der Seite grau. (Beide nach Brehm.)

Einer der merkwürdigst gestalteten Vögel Europas ist der europäische Vertreter der Stelzenläufer, Hybsibates,

Der Strandreiter.

Himantopus candidus, vulgaris, albicollis, melanocephalus, autumnalis; Hypsibates himantobus.

(Tafel 34, Figur 4 und 5.)

Stelzenläufer, Riemenfuß, Storchschnepfe.

Der Schnabel ist lang, gerade, rundlich, spitzig, vor der Spitze etwas dünner. Die Nasenlöcher sind schmal. Die ungemein langen Füße, im Verhältnisse die längsten in der ganzen Vogelwelt, sind elastisch biegsam, hoch über die Ferse hinauf unbefiedert, dreizehig, Hinterzehe fehlt, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, jede Zehe mit einem kleinen, schmalen, spitzigen Nagel bewehrt. Die Flügel sind sehr schmal und spitzig, der zwölffedrige Schwanz ist kurz und wird von den Flügeln weit überragt. Das Gefieder trägt die Farben weiß und schwarz, die Flügelfedern zeigen bei dem alten Vogel ein sehr schönes Grünschwarz, Stirn und Unterleib sind weiß, Kopf, Hinterhals und Flügel schwarz; bei sehr alten Vögeln wird Kopf und Hinterhals weiß. Das Weibchen ist auf dem Oberrücken mehr braun als schwarz und die Flügel sind weniger schwarz als bei dem Männchen. Die Jungen haben orangefarbige Füße und einen gelbbraunen Augenstern; Rücken und Flügelfedern sind lichtbraun mit weißlichen Federsäumen; Scheitel, Hinterkopf und Oberhals grau, mit weißlichen Federrändern. Bei den Alten ist der Schnabel schwarz, Augenstern karmoisinrot, Füße blutrot. Die Länge beträgt 38 cm, Breite 72 cm, Schwanzlänge 8 cm, Schnabel 6,5 cm, Lauf 12 cm.

Heuglin sagt von ihm: Das weiße Gefieder der Alten im Hochzeitkleid ist zuweilen schön morgenrot angehaucht. Der Strandreiter ist über ganz Südeuropa, von Spanien bis in das südliche Rußland verbreitet, im Osten aber viel häufiger als im Westen, geht selten weiter nordwärts bis zum 55 Grad

nördliche Breite. Der Donau folgt er bis Ungarn. Auch in Nordafrika ist er Brutvogel, zieht bis zum Kapland durch ganz Afrika, findet sich auch in Indien häufig. Zu den Wanderungen schlagen sich oft sehr zahlreiche Gesellschaften zusammen. Man findet diesen melancholischen, merkwürdigen Gesellen meist in Truppen von fünf bis zehn Stück beisammen, namentlich an Altlachen, Wassergraben, Sümpfen, an Lagunen; in Afrika findet er sich nach Heuglin mit Vorliebe an Regenteichen, oft mitten in Ortschaften und um Gehöfte. Er ist von wenig schüchternem und dabei stillem Wesen; die einzelnen Gesellschaften treiben sich vom frühesten Morgen an im fußtiefen Wasser herum, gravitätisch einherschreitend und nach Würmern, Larven und Schnecken grübelnd; auch Spinnen, Fliegen und Käfer wissen diese Vögel ebenso geschickt zu fangen, als große Mengen kleiner Fischchen. „Die Eingeweide derjenigen Stelzenläufer," sagt Heuglin, „welche viele Fische zu verzehren Gelegenheit haben, wimmeln von Bandwürmern." Nicht selten vernimmt man die eigentümliche Stimme, insbesondere, wenn die Vögel durch einen Schuß aufgeschreckt werden. Sie klingt wie ein gedehntes, hölzernes und etwas schnarrendes Tär oder Träh, zur Paarungszeit ruft er flötend „tjoit". Der Stelzenläufer fliegt ziemlich leicht, nicht hoch, immer mit lang ausgestreckten Ständern, häufig schwebt er schwimmend ein gutes Stück hin und beschreibt im Einfallen eine Schneckenlinie. Angeschossene schwimmen, jedoch nicht mit großer Gewandtheit, zu tauchen vermögen sie nicht.

Sein Nest steht in der Nähe des Wassers, mit Vorliebe auf trockener Erhebung mitten im Sumpf. Es ist ein sehr ordentlicher, großer Bau, geflochten und geschichtet aus allerlei Wurzelwerk. Die vier Eier sind 45 + 30 mm groß auf olivengrünem Grunde mit vielen aschgrauen Flecken und rötlichbraunen Punkten gezeichnet. Die Dunenjungen sind sofort voll Bewegung und verlassen mit ihren langen Beinen gleich nach dem Ausschlüpfen das Nest. — Einmal verfolgt, kennt der Stelzenläufer den Jäger genau, und weicht ihm mit viel Schlauheit aus. — In der Gefangenschaft — wohl nur im Tiergarten — erkranken seine Beine bald, wenn nicht der Bodenbeschaffenheit: Wald-, Sumpf-Erde und feiner Wassersand-Boden abwechselnd, volle Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Ernährung bietet keine Schwierigkeiten: Garnelenschrot gut mit kleinzerschnittenem Fleisch vermengt, Froschlaich, kleine Fröschchen und Schnecken. Schon im Herbst muß man ihn vor Kälte schützen.

Obwohl im Binnenland Deutschlands sehr selten, hat man ihn doch schon oft am Bodensee gesehen, auch schon um Beuerberg bei Wolfratshausen in Bayern.

Nicht weniger merkwürdig wie der Strandreiter ist der Vertreter der Säbelschnäbler, Recurvirostra, in Europa,

Der Avosettschnäbler.

Recurvirostra avocetta, europaea, sinensis; Scolopax avocetta.

(Tafel 34, Figur 6.)

Blaufüßiger Säbler, Avosette, Stachelschnabel, Avosetteschnepfe, Schustervogel.

An ihm fällt sofort der ganz abenteuerlich gestaltete Schnabel auf. Dieser Schnabel ist lang, von oben und unten sehr breitgedrückt, daher von der Seite gesehen schmal, nach der Spitze zu sehr verdünnt und an derselben fast durchsichtig; vom Grunde aus gerade, dann aber sehr aufwärts gebogen, sehr hart und glatt; die Seiten-Längefurchen nicht bis zur Hälfte des Schnabels gehend; die Mundkanten nach vorn schneidend scharf. Die Nasenlöcher sind lang, zweimal so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, ritzenförmig und durchsichtig. Die Zunge in diesem Schnabel ist kurz, kaum ein Viertel so lang als der Schnabel, lanzettförmig; der Hinterrand fast gerade. Der Säbler hat in der äußeren Gestalt so manche Ähnlichkeit mit den Brachvögeln, sein Hals und seine Füße sind aber verhältnismäßig länger, der Kopf ist noch kleiner und die Stirne höher. Die nicht großen Augen liegen an der Mitte des Kopfes. Die Füße haben vier Zehen, die sehr kurze Hinterzehe sitzt höher und die drei vorderen sind mit einer vollkommenen Schwimmhaut verbunden. — Der ganze Oberkopf, der obere Teil des Hinterhalses, ein breiter Streif auf den Flügeln, die vorderen Schwungfedern und ein Streif auf den Schultern ist schwarz, alles übrige Gefieder rein weiß. Das Weibchen sieht dem Männchen gleich, nur ist es etwas kleiner. Die Jungen haben statt der schwarzen eine schwarzgraue Farbe. Der Schnabel ist schwarz, an der Spitze bräunlich, die Augensterne hellbraun, die Füße hellblau. Länge 40 cm, Flugbreite 74 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabel 8,5 cm, Lauf 8 cm.

Der Säbler ist an unseren deutschen Küsten häufig, insbesondere an der Elbemündung, sie gehen bis zum 60 Grad nördlicher Breite, sind ostwärts bis China verbreitet, ziehen durch Afrika, sind aber auch im Kapland und Natal Brutvögel. Wo er vorkommt, ist er zahlreich, er hält sich aber so sklavisch

an den Strand, insbesondere der Flußmündungen, daß er wenige Kilometer landeinwärts schon eine seltene Erscheinung wird. Am liebsten watet dieser herrliche Vogel unter beständigem Kopfnicken, oft bis zum Bauch einsinkend, auf den von tintenschwarzem Schlick bedeckten, von Salzwiesen und Salzsümpfen unterbrochenen Schlammwatten herum, schwimmt über tiefere Stellen unbedenklich und nährt sich von den Millionen von Tierchen, Larven, Insekten, Krebstierchen, die im Schlamme leben. Abweichend von allen Vögeln nimmt er diese Nahrung auf, indem er erst nach Entenart den Schlamm durchschnattert, dann aber säbelnd, oft beinahe auf dem Kopf stehend, denselben stundenlang durchsucht. Zum Brüten wählt er am liebsten den eigentlichen grünen Strand, die Salzwiesen, die kurzberasten Viehweiden der Außendeiche (Halligen). Das Nest ist eine ziemlich schlampig mit Gewurzel ausgelegte Vertiefung, das Gelege besteht aus vier, manchmal nur drei Eiern, 48 + 37 mm groß, von lichtrostgelblicher Grundfärbung mit schwarzgrauen und violetten Punkten. Beide Geschlechter brüten 18 Tage lang. In die Nähe Kommende umfliegen sie mit klagendem Tliuh. Sonst ist die Stimme ein hell flötender Pfiff: „Kwui“ und ein sanftes „Pütt“. Die Flugfigur ist eine höchst sonderbare, Schnabel und Hals geradeaus vorgestreckt, Beine nach hinten gestreckt.

Der Bestand der Avosette an der deutschen Küste geht sehr zurück, ihr Fleisch ist genießbar, der merkwürdige Vogel ausgestopft eine Zimmerzierde, Grund genug, daß man sie grausam abschießt, auch am Bodensee, wo früher einige Paare sogar brüteten, wurden sie abgeschossen! In der Gefangenschaft beanspruchen sie allerbeste, kostspielige Pflege, sehr viel Weichfutter, insbesondere Fischrogen, Ameisenpuppen, im Winter Nachtigallenfutter, nach den Erfahrungen im Berliner Tiergarten bekommt ihnen viel Fleischkost nicht gut. Im Uebrigen wie der Vorige.

Die Regenpfeifer. Charadriinae.

Die Regenpfeifer sind sehr angenehme Vögel, die schnell laufen und sehr schnell fliegen. Sie halten sich gerne an sandigen, auch schlammigen Ufern auf, wo sie ihre in Wasserinsekten, Würmern und dergl. bestehende Nahrung aufsuchen. Sie sind kurzhalsig, nicht sehr hochbeinig, besonders zeichnet sie ein etwas dicker, hochstirniger Kopf aus. Ihre Augen sind sehr groß, hervorstehend und mit einem dicken Augenliderrand umgeben. Der Körper ist schlank, die Füße haben drei vorwärtsstehende Zehen, wovon die äußere und mittlere mit einer Haut am Grunde verbunden sind. Der Schnabel ist kurz, kaum halb so lang als der Kopf, mit kolbenförmiger harter Spitze; beide Kinnladen fast gleich lang, die obere vor den Nasenlöchern sehr niedergedrückt; die Mundkante vom Grunde aus gerade, unter der Spitzenkolbe aber sanft ausgeschweift. Die Nasenlöcher sind noch so lang als ihre Entfernung vom Schnabelgrunde, länglich, sehr schmal, von oben etwas, aber wenig gebogen. Die Zunge ist fast gleich breit, mit ganzer runder Spitze und bis zu drei Viertel der Schnabellänge reichend; sie ist oben flach, unten rund.

Das Wildbret der Regenpfeifer ist fein und schmackhaft; in früherer Zeit wurden sie darum auf einem eigenen Herde gefangen, heute beschränkt sich ihre Jagd auf zufälliges Erlegen bei Moosjagden. Auf diesen umschwärmen sie Jäger und Hund in großen Bögen mit lautem „tia-tia“, halten sich aber sorgfältig außer Schußweite. Ihr Flug ist mit den sichelförmigen Flügeln leicht, rasch und wiegend. Leider werden auch sie immer seltener.

Der Goldregenpfeifer.

Charadrius pluvialis, auratus, altifrons; Pluvialis apricarius.

(Tafel 31, Figur 7 und 8.)

Heidenpfeifer, Goldkiebitz, mittlerer Brachvogel, Tütchen, Goldtüte.

Der ganze Oberleib ist schwarz, schwärzlich, gelb, gelbgrün oder goldgelb gefleckt; Kehle, Brust und Bauch sind schwarz. Der schwarze Unterleib der alten Vögel ist oft mit weißen Federn vermischt. Im Winterkleid sind die Flecken auf dem schwarzen Oberkörper grünlich goldgelb, der Hals grünlich goldgelb mit schwarzgrauen Flecken bestreut;

die Brust und der Bauch sind weiß, etwas wenig braun angeflogen. Dem **Jugendkleid** fehlt ebenfalls die schwarze Brust und Unterseite. Bei ihm ist auch die Kehle und der ganze Vorderhals schmutzig weißlich, ebenso die Brust, die braun gefleckt ist; der übrige Unterleib und die Steißfedern sind weiß, letztere an der äußersten Seite mit braunen und gelben Flecken versehen; der schwärzliche Schwanz hat hellere schmale Querbänder, die meistens an den Seitenrändern in gelbliche oder gelblichweiße Flecken auslaufen. — Der Schnabel ist schwarz, die Mundwinkel gelblich; Augenstern dunkelbraun; Füße dunkelgraubraun. Länge 26 cm, Breite 58 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Vereinzelt nistet der Goldregenpfeifer in der Lüneburger Heide, seine Heimat ist jedoch die Tundra, wo er ungemein häufig ist; das Brutgebiet erstreckt sich durch ganz Nordasien bis Kamtschatka, Nordeuropa bis zum Nordkap und ans Weiße Meer. Das Nest in einer seichten, napfförmigen Vertiefung auf der Erde; das Männchen gefällt sich bei ihm in den anziehendsten, hübschesten Flugspielen, schwebend, stürzend, schaukelnd und dazu singend; die Eier sind sehr groß, messen 46 + 35 mm, haben bleich olivengelbe Grundfarbe mit dunkelschwarzbraunen Zeichnungen. Die Brutzeit ist Mai und Juni. Er kommt durch Deutschland auf dem Zuge Ende September und Oktober und auf der Heimreise wieder im März. Oft überwintern einzelne bei uns, der Zug geht jedoch bis Südafrika. Sie wandern nachts, fliegen sehr hoch und in wohlgeordneter Keilform. Der Liebesgesang lautet, ganz schwermütig klingend: „talüdltalüdltalüdltalüdltalüdl", im übrigen Jahre ruft er angenehm pfeifend: „tlüi". Würmer und Kerbtierlarven, im Sommer hauptsächlich Stechmücken, sind die Nahrung. Ehe sie Verfolgung kennen gelernt haben, sind die Goldregenpfeifer blindlings vertrauensselig; hat aber des Jägers Schrot in ihren eng zusammenhaltenden Gesellschaften einmal gewirkt, so lassen sie ihn selten mehr zum Schusse gelangen, wenn er sie nicht unter gehöriger Deckung beschleichen kann. Sie lieben auch auf dem Zuge stets offenes Land in nächster Nähe von Wasser.

Ihm sehr ähnlich ist der asiatische **Tundraregenpfeifer**, Charadrius fulvus, der sich zuweilen nach Europa verfliegt.

Der Mornell.

Charadrius morinellus, tataricus, sibiricus; Morinellus sibiricus.

(Tafel 31, Figur 6.)

Morinell, kleiner Brachvogel, Possenreißer, Zitronvogel, Bergschnepfe.

Er ist bedeutend kleiner als der vorige. Der Kopf ist schwärzlich, im Gesicht etwas weiß punktiert, über die Augen geht ein gelblicher, im Nacken vereinigter Streifen. Der Oberkörper ist schwärzlichgrün mit rostfarbenen Flecken, Brust und Flanken rostrot, in der Mitte schwarz; Unterleib weiß, am Steißende weiß gebändert. Im **Winterkleide** ist der Oberkörper tief aschgrau, Oberkopf tief schwärzlich, rostgelb gemischt, Oberbrust grau, Unterkörper weiß. Der Schnabel ist schwarz, das Auge dunkelbraun, der Fuß grünlichgelb. Das **Weibchen** hat dieselben Farben, aber viel matter. Länge 22 cm, Breite 45 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Auch der Mornell brütet im hohen Norden, im Alpengebiet Norwegens bis gegen das Nordkap hin und in der Hochtundra. Auch auf dem Riesengebirge ist er Brutvogel — es wird dies sein südlichster Verbreitungspunkt als Brutvogel sein —, ebenso in den Bergen Schottlands. Nest und Brutverlauf wie bei dem vorigen; während der Brutzeit bewegt ihn rührende Sorgfalt um seine Nachkommenschaft zu manchmal ganz dumm erscheinender Selbstaufopferung, sonst aber ist er ein sehr kluger, vorsichtiger, dabei sehr anmutiger Vogel, etwas ruhiger als andere Regenpfeifer. Gleich nach vollendetem Brutgeschäfte, schon Mitte August, kommt er zu uns, liebt ganz nacktes Land, Brachäcker, Sturzäcker, kahle Triften, sandige, unfruchtbare Felder. Wird er dort aufgejagt, so streicht er mit sensenartig gebogenen Flügeln hart am Boden hin und ruft dabei angenehm klagend „sisihririri". Leider wird diesem so höchst liebenswürdigen Vogel ob seines sehr zarten Wildbrets derart nachgestellt, daß sein Bestand gefährdet erscheint; im Riesengebirge werden ihn die Eiersammler nun bald ausgerottet haben! Er hat meist nur drei Eier, 40 + 28 mm groß, von hellbräunlicher oder grünlicher Färbung und unregelmäßiger dunkler Fleckenzeichnung. Nahrung wie beim vorigen.

Der Kibitzregenpfeifer.

Charadrius squatarola, varius, naevius; Tringa varia; Squatarola helvetica.

(Tafel 31, Figur 9 und 10.)

Schweizerkiebitz, Brachamsel, Kaulkopf. Vom Goldregenpfeifer, mit dem er viele Ähnlichkeit hat, unterscheidet ihn sofort der Besitz einer kleinen Hinterzehe, von der beim Goldregenpfeifer auch nicht die Spur sich zeigt.

Der junge Vogel hat fast ganz die Zeichnung von C. pluvialis. Im Herbst bekommt er folgendes Aussehen: die Stirne, die Kehle und ein Streif über den Augen ist weiß, mit einzelnen braunen Fleckchen; der Vorderhals, die Brust und der vordere Teil des Bauches sind weiß, etwas schmutzig und mit dunkelbräunlichen Flecken bestreut; der Scheitel und Nacken schwarz, stark gelblich gefleckt; der ganze Oberleib ist schwarzbraun, alle Federn an den Seitenrändern mit gelblichen Makeln versehen. Die Schwungfedern sind schwarz mit weißen Schäften, der weiße Schwanz hat viel mehr Querbänder von tiefem Schwarz wie beim alten Vogel und ist an der Spitze gelblich. Die Aftergegend ist weiß. Bei dem alten Vogel sind die Seiten des Kopfes, die Kehle, der ganze Vorderhals, die Brust in der Mitte und der Bauch bis in die Aftergegend tief schwarz; der Oberleib schwarz und weiß gefleckt. Der Schnabel ist schwarz, am Grunde ins Olivenfarbige gehend, Augenstern dunkelbraun, Füße dunkel bleifarbig oder schwärzlichgrau. Im Winterkleide ist die Oberseite auf braunschwarzem Grunde durch große, runde, gelblichweiße Flecken, die Unterseite mit Ausnahme der weißen Brustmitte, auf schmutzigweißem Grunde mit dunklen Schaftstrichen gezeichnet. Länge 30 cm, Breite 66 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Warum er „Schweizerkiebitz" genannt wird, dafür fehlt jede Erklärung. Sein kurzes Liebesleben spielt sich genau in den gleichen Gebieten, in der Tundra, wie jenes des Goldregenpfeifers ab. In der Lebensweise, sogar in der Stimme, im Gang und Haltung gleicht er völlig dem Goldregenpfeifer. Die Eier messen 54 + 36 mm, sind auf olivenbraunem Grunde mit dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Aber gleich nach vollendetem Brutgeschäfte beginnt der Kiebitzregenpfeifer ein rastloses Wanderleben vom höchsten Norden der Erde bis zum äußersten Süden. Auf dem Heimfluge kommt er bei uns März, April und noch im Mai durch; auf seiner Erdreise durchzieht er Deutschland wieder im August und Anfang September. Sein Wildbret ist sehr fein.

Der Flußregenpfeifer.

Charadrius curonicus, fluviatilis, minor; Aegialites fluviatilis; Pluvialis fluviatilis.

(Tafel 31, Figur 4 und 5.)

Strandpfeifer, Sandhühnchen, Seelerche.

Ihn kennzeichnet ein breites Scheitelband in Verbindung mit einem breiten Streif unter den Augen, die tief schwarz sind; vor diesem schwarzen Scheitelband befindet sich ein weißes, breites Stirnband, und hinter demselben ein weißer Raum, welcher sich mit einem weißen Streif über den Augen bis zum Nacken verbindet; die Kehle in Verbindung mit einem Halsring und der ganze Unterleib mit den unteren Schwanzdeckfedern ist rein weiß; unter dem weißen Halsring zieht sich um die Oberbrust und Unterhals ein tiefschwarzer breiter Ring; der ganze Oberleib mit den kleinen Deckfedern und hintern Schwungfedern ist olivengraubraun; die vorderen Schwungfedern schwärzlich; die ersten zwei Schwanzfedern weiß, die übrigen braun, nach der Spitze schwärzlich und mit weißen Spitzen, die den beiden mittelsten fehlen, versehen. Der Augenliderrand ist hochgelb. Das Weibchen ist von Farbe blässer, die weiße Begrenzung hinter dem schwarzen Scheitel fehlt. Den jungen Vögeln fehlt das schwarze Scheitelband, der schwarze Streif unter den Augen, die schwarze Brust und der Ring am Unterhals ganz. Sie haben nur an der Seite der Brust eine dunkelbraune große Makel und hinter der schmutzigweißen Stirn verliert sich die weiße Farbe in das Olivenbraungrau des Hinterkopfes; alle Federn des Oberleibs haben etwas hellere Ränder. Der Schnabel ist schwarz, am Grunde etwas gelblich, Augenstern dunkelbraun, Füße gelb, bleifarbig überlaufen. Länge 17 cm, Breite 34 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Kiesige, sandige Flußufer sind sein Aufenthalt, dort betreibt das lustige, lerchengroße Vögelchen den Insektenfang. Er ist in Deutschland gemein, Brutvogel, sein Brutgebiet ist eben gewaltig ausgedehnt, von Lappland bis Südeuropa, dagegen reist er nicht so viel und so weit wie seine Vorgänger, begnügt sich meist mit Nordafrika. Dieser kleine Regenpfeifer läuft ganz fabelhaft schnell und zwar mit eingezogenem Kopf und Hals. Sein Flug ist schnell und leicht, er wirft sich dabei, die Flügel sichelförmig haltend, bald rechts und bald links. Sein ganz anmutiger Gesang tönt: „Dü dü dü drüwdrüwdrüdrüdrüdrüllrrr". Wie alle Regenpfeifer und schnepfenartigen Vögel überhaupt ist er ein halber

Nachtvogel, am lebendigsten in der Dämmerung. Die Nahrung besteht aus Käferchen, Zweiflüglern und Larven. Das Nest steht gewöhnlich im Kiesboden, die Eierchen findet man bei uns im Mai, im hohen Norden im Juni. Sie messen 29 + 22 mm (Tafel 48, Figur 15), sind auf blaß gelbrötlichem Grunde mit aschgrauen Flecken und schwarzbraunen Punkten bezeichnet. Die Stimme ist ein wohlklingender Pfiff, wie „diü". Er kommt im April und zieht im August und September weg, hochnordische kommen noch Anfang Oktober durch.

Der Sandregenpfeifer.

Charadrius hiaticula, torquatus; Aegialites hiaticula; Hiaticula annulata.

(Tafel 31, Figur 1 und 2.)

Halsbandregenpfeifer. Er ist dem vorigen erstaunlich ähnlich, doch bedeutend größer. Der Kopf ist schwarz mit weißem Stirnband, Hals schwärzlich mit schönem weißem Ring, Oberseite bräunlichgrau, Unterseite weiß. Der Schnabel ist orangegelb, an der Spitze schwarz, Augensterne braun, Ständer orangegelb. Jugendkleid und alles übrige wie bei dem vorigen. Länge 20 cm, Breite 39 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Er ist über ganz Europa verbreitet, brütet meist im hohen Norden bis Spitzbergen und Nowaja Semlja, auf Island und Grönland. Ebenso wurde er aber in Palästina als Brutvogel gefunden und findet sich als solcher an allen Seeküsten Europas. Er zieht bis Südafrika und Australien. Die See liebt er sehr, meist hält er sich an ihre Nähe. So wunderbar weit sein Brutgebiet ausgebreitet ist, so merkwürdig verschieden ist auch seine Brutzeit, vom April bis zum Juli findet man seine Eier, je höher nördlich, je später. Er nistet an den Sandufern des Meeres, das Nest ist eine einfache Vertiefung im Geröll und enthält die üblichen vier Eier, 30 + 22 mm groß, — also sehr groß, — auf trüb rostgelblichem Grunde mit aschgrauen Schalenflecken und braunschwarzen Punkten. Die Nahrung besteht aus allerlei Seegewürm, Insektenlarven und Regenwürmern. Er kommt zu uns im April, zieht südwärts im September. Die Stimme klingt „trüü", der Liebesfang „trülülülülül". Das Wildbret ist sehr fein.

Der Seeregenpfeifer.

Charadrius cantianus, alexandrinus, albifrons; Aegialites cantiana, elegans.

(Tafel 31, Figur 3.)

Weißstirniger Regenpfeifer. Ein Scheitelband, ein Streif durch die Augen, eine Makel an der Seite der Brust sind schwarz; die Stirn, die Kehle, ein Ring um den Hals, Vorderhals, Mittelbrust und der ganze Unterleib schneeweiß. Der Hinterkopf ist hellrostbräunlich, der ganze Oberleib graubräunlich mit etwas helleren Federrändern; die ersten drei Schwanzfedern sind weiß, die übrigen verlieren sich ins Braune und werden nach der Spitze zu schwärzlich. Dem Weibchen fehlt das schwarze Scheitelband und der Streif, welcher sich durch die Augen zieht, ist rostbräunlich. Der Schnabel ist schwarz, die Augensterne braun, die Füße dunkelbleifarbig. Länge 16,5 cm, Flugbreite 36 cm, Schwanzlänge 4,8 cm.

Er bewohnt unsere Meeresküsten, die sandigen Ufer des Rheins und der Donau, wird in Ungarn sehr häufig, brütet auch an der nordafrikanischen Küste. Er zieht im April und Oktober. Mitte Mai legt er sein Nest im Sand an, die drei bis vier Eier messen 28 + 21 mm; sind auf rostgelblichem Grunde mit aschgrauen Schalenflecken und olivenbraunen Strichen gezeichnet. Im ganzen Wesen gleicht er den vorigen, sein Balzgesang ist trillernd, sehr angenehm „pütt pitt pittpitt püi tirrr tirr", sonst ruft er flötend „püi".

Der Kiebitz.

Vanellus capella, cristatus, vulgaris, gavia; Charadrius vanellus, gavia; Tringa vanellus.

(Tafel 31, Figur 11 und 12.)

Ein Jedermann bekannter Vogel, örtlich auch Geisvogel, Feldpfau, Riedstrandläufer geheißen.

Ihn kennzeichnen seine stumpfen, breiten Flügel ohne Dorn. Den Hinterkopf ziert ein langer, schmaler, aufwärts gebogener Federbusch; über der Schwanzwurzel befindet sich eine schön rostfarbene Binde; die drei ersten Schwingen

haben Schaft und sehen vor der Spitze weiß, sonst sind sie braunschwarz, untere Flügeldeckfedern braunschwarz; Oberseite metallschimmernd, dunkelgrün; auf der Schulter ein purpurroter Fleck, Bauch weiß, Ständer schmutzigrot, Augensterne nußbraun. Das Weibchen ist etwas matter gefärbt und schwächer, sein Federbusch etwas geringer. Die Jungen haben viel kürzeren Federbusch, weiß und schwarz gefleckten Vorderhals; auch schmutzigere Farben und breite, rostgelbe Federränder auf dem Oberkörper. Länge 30—35 cm, Flugweite ca. 80 cm, Schnabellänge 2,5 cm, Laufhöhe 4,5 cm, Schwanz 10 cm.

Den Kiebitz trifft man vom 62. Grad nördlicher Breite an bis zum Wendekreis fast in allen Ländern, Europas und Asiens; er bewohnt tiefliegende, sumpfige Gegenden mit Wasserflächen. Auf den Wiesen bei der Fabrikstadt Fürth z. B. ist er ungeachtet des zu großen Eierraubes immer noch ein häufiger Vogel. Im März erscheint dieser Zugvogel bei uns, die Reise erfolgt gewöhnlich untertags und zwar in größerer Gesellschaft. Im September scharen sie sich zu großen Flügen zusammen und ziehen allmählich über Möser und Fluren nach südlichen Ländern.

Die Paarzeit beginnt gleich nach Ankunft und kündigt sich durch den bekannten Ruf »qui vive« „Kiebit", „Kiewit", an. Im Fluge hört man auch hin und wieder ein schwaches „Meckern" ähnlich wie bei der Beccassine, woher auch der Name Gais-Mecker-Vogel abzuleiten wäre. Nach der Paarung sucht sich das Weibchen die Brütestelle, welche gewöhnlich eine mit den Füßen ausgescharrte, runde Vertiefung bildet, die mit Gras, Moos etwas ausgefüttert wird.

Diese Niststätte wird häufig öfter an verschiedenen Stellen angelegt, so daß man glaubt, mehrere verlassene Nester zu sehen. Ist nun eine Stelle bleibend gewonnen, so wird sie mit drei bis vier schmutzig grünen Eiern, die braun und schwärzlich gefleckt sind, belegt, 46 + 32 mm (Tafel 48, Figur 16). In 18—21 Tagen sind sie ausgebrütet, und zwar vom Weibchen allein, während das Männchen sorgsam als Wächter dient und jede nahende Gefahr durch Geschrei und Umhergaukeln in der Luft verkündet.

Die unselige Leidenschaft vieler Feinschmecker nach Kiebitzeiern hat die Ausbeutung der Nester in übergroßer Zahl und dies namentlich an den Küsten Hollands und Norddeutschlands zur Folge. Doch der Eier beraubt, schickt sich der Kiebitz sofort wieder an, ein neues Gelege zu machen, das sich im Beraubungsfalle mehrfach wiederholt. Wird das Gelege nicht gestört, folgt in der Regel noch ein zweites.

Die Geschichte der Getreuen von Jever, welche jedes Jahr unserem eisernen Kanzler, Fürsten Bismarck zu seinem Geburtsfeste 101 Kiebitzeier zusenden, ist weltbekannt, und diese schöne, treue, althergebrachte Sitte möchte ich mit der vorhergehenden Ausführung in keiner Weise getadelt haben, für unsern Bismarck muß der Kiebitz stets 101 Eier übrig haben. Im Uebrigen freilich kann ich dem Geschmacke des Kiebitzeies durchaus nichts so besonders Verlockendes abgewinnen, es schmeckt nicht schlecht, aber auch nicht hervorragend gut, die ganze Liebhaberei dafür basiert lediglich in der Einbildungskraft unserer Feinschmecker.

Der Kiebitz ist ein gewandter Flieger, er übertrifft in seinen Flugkünsten alle Sumpfvögel, ist scheu und vorsichtig und gestattet selten schußmäßige Annäherung.

Mit seltener Kühnheit verfolgt er Jäger und Hund, die sich dem Nistplatze nähern und fällt deshalb hiebei häufig zum Opfer seiner Sorgfalt.

Die Äsung besteht aus Würmern, Schnecken, Insekten, selten auch Kräutern, und durch diese Vertilgung so vieler Würmer und Insekten sind diese harmlosen Vögel auch nützlich, denn sie begeben sich auf die an Sümpfe und Moore angrenzenden Felder, wo man im Herbste Flüge nach Hunderten beobachten kann.

Bei uns fällt es niemand ein, den Kiebitz zu erlegen, es müßte nur der Übung im Flugschießen gelten, oder um einzelne zur Dekoration der Stube ausbalgen zu lassen. Viel mehr wird, wie schon erwähnt, auf Eier Jagd gemacht, denn das Wildbret des Kiebitz ist kein sonderlich schmackhafter Braten, höchstens kann man noch von jungen Kiebitzen, die nicht so zähe sind und nicht so stark — „möseln", wie man bei uns sagt, ein Gericht bereiten. Die Eier werden von Jahr zu Jahr ein höherer Luxusartikel.

Alle kleinen Regenpfeifer eignen sich trefflich für die Vogelstube, den Käfig und Sommers in umfriedigten Raum in den Garten. Bezüglich des Käfigs sind dieselben Regeln zu beachten, wie beim

Sumpfhühnchen angegeben. Der Boden muß mit einer dicken Kies-, nicht Sandschichte bedeckt und in der Mitte ein recht großer, flacher Blumentopfuntersatz, wie er in Gewächshäusern verwendet wird, als Badegelegenheit angebracht werden; außerdem kann man den Vögeln auch einen Napf mit nassem Moos hinstellen, zwischen dessen Schichten man Leckerbissen für sie streut, die sie sich dann besonders gern hervorsuchen. Als Fütterung empfiehlt sich ein gutes Universalfutter, gespickt mit Mehlwürmern und frischen Fliegen, auch Ameisenpuppen und Weißwurm. Bei solcher Verpflegung halten sich die Regenpfeifer gut, werden auch leicht zahm; in der Vogelstube sind sie durchaus verträglich. Während der Mauser müssen sie besonders sorgfältig behandelt und namentlich reichlich mit Fliegen gefüttert werden.

Eine Unterfamilie der Regenpfeifer sind die Wüstenläufer (Cursorius), von welchen in Südeuropa häufig, in Deutschland selten, als Gast in unserem Erdteil

Der Rennvogel,

Cursorius gallicus; Tachydromus europaeus; Charadrius gallicus,

erscheint.

Wie die meisten Wüstenvögel trägt er ein Kleid, das in der Bodenfärbung gleichsam aufgeht. Das ganze Kleingefieder ist isabellfarbig, Oberseite rötlicher, Unterseite gelblicher, Hinterkopf blaugrau, durch einen weißen Streifen von der übrigen Färbung abgehoben, die Handschwingen sind braunschwarz, Armschwingen dunkel isabellfarben, ihre Spitze weiß mit schwarzen Flecken, Steuerfedern rötlich isabellfarben, mit weißer Spitze und vor dieser schwarz quergebändert. Schnabel schwärzlich, Augensterne braun, Füße strohgelb. Länge 23 cm, Breite 50 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Seine Heimat sind die Ränder der afrikanischen Wüste, außerdem ist er häufig in Tripolis, Algerien, Marokko, auf den kanarischen Inseln, dann findet er sich in Palästina, Persien, Indien; in Europa ist er — nach Baldamus — Brutvogel auf Sizilien, verfliegt sich sehr oft im Spätherbst nach Südeuropa, seltener nach Deutschland, Frankreich und England. Der Rennvogel ist von geselligem Wesen und haust jahraus jahrein paar- und familienweise in seinem einmal eingenommenen Wohngebiet. Die Nahrung besteht in Insekten, namentlich aber in verschiedenen Wüstenkäfern. Die einzelnen Paare durchstreifen schüchtern und flüchtig, selbst während der drückendsten Hitze, stets laufend — sehr rasch und schnurgerade, ihren Aufenthalt. Er fliegt trefflich, rennt aber lieber; nur zur Paarungszeit, März und April, in sehr früher Morgenstunde tummeln sie sich mit nicht heftigem, pfeifend rätschendem Geschrei in hohen Luftschichten. Die drei bis vier Eier messen 40 + 27 mm und sind vollständig sandfarbig.

Ein regenpfeiferartiger Vogel ist

Der Steinwälzer.

Arenaria interpres; Cinclus interpres; Charadrius cinclus; Strepsilas interpres.

(Tafel 31, Figur 13 und 14.)

Dolmetscher, Steindreher. Stirn, Wangen, ein breites Halsband im Nacken, Unterrücken, Kehle und Unterdeckfedern der Flügel sowie ein Streifen über dem Flügel sind rein weiß, ein Streifen, der auf der Stirn beginnt, neben dem Auge vorüber und am Halse herabläuft, der Vorderhals, die Seiten des Halses und der Brust sind schwarz, die Federn des Mantels schwarz und rot gefleckt, der Scheitel weiß, schwarz in die Länge gestreift, Flügeldeckfedern kastanienbraunrot, schwarz gefleckt; der Bürzel zeigt eine breite, braune Binde, die Schwingen sind schwärzlich, die Steuerfedern an der Wurzel und an der Spitze weiß, gegen das Ende hin von einer breiten schwarzen Binde durchzogen. Die Augen sind braun, der Schnabel schwarz, die Füße orangegelb. Das Winterkleid wird durch die breiten Federränder unscheinbar. Bei den Jungen ist der Oberkörper schwärzlich graubraun, rost- und ockergelb, der Vorderkörper grauschwarz. Länge 24 cm, Breite 48 cm, Schwanzlänge 6 cm. (Nach Brehm.)

Ungemeine Lebhaftigkeit, Anmut der Bewegung und Schönheit der Färbung zeichnen den Steinwälzer so aus, daß er sofort unter all den vielen Vögeln, welche den Meeresstrand beleben, in das Auge fällt. Seine Nahrung, allerlei kleines Meergetier, insbesondere Würmer und zarte Muscheltierchen bohrt er förmlich aus dem Sande und sucht sie unter Steinen, die er umwendet. Er pfeift gern im Fluge schneidend hell: „tiih, tih, tih, tititittitetitte". Der Steinwälzer hält sich paar- und familienweise wohl an allen Meeresküsten der ganzen Erde, doch nur sehr selten einmal an einem Salzsee des Binnenlandes. Er ist Kosmopolit wie kaum ein anderer Vogel, brütet in allen Erdteilen, auf Spitzbergen wie am Mittelmeer, auf den Kanarien und an der australischen Küste. Er kommt an unsere

Küsten Mitte April und verläßt sie im September. In den nackten Sand oder in kümmerlich bewachsenen Boden macht er eine ganz seichte Vertiefung, um — an der deutschen Küste im Mai — seine vier Eier hineinzulegen. Diese messen 40 + 30 mm, sind auf gelblich olivengrünem Grunde mit dunkelbraunen, ölgrauen und schwärzlichen Flecken und Punkten gezeichnet. Die Eltern legen, wie alle Regenpfeifer, aufopfernde Liebe zur Brut an den Tag.

Wiederum zu den regenpfeiferartigen gehört der bekannte

Austernfischer.

Haematopus ostrilegus, ostralegus, balticus; Scolopax pica; Ostralegus vulgaris.

(Tafel 32, Figur 1 und 2.)

Meer-, Strand-, See-Elster, Heisterschnepfe, Seeschnepfe.

Bei ihm ist der Schnabel länger als der Kopf, an den Seiten sehr zusammengedrückt und nach der stumpf abgeschnittenen Spitze zu eine lange Kolbe bildend; der Oberschnabel und der Unterschnabel vor den Nasenlöchern niedergedrückt. Der ganze Unterleib von der Brust an, ein breites Band über den Flügeln und der Schwanz vom Grund aus bis über die Hälfte rein weiß, das ganze übrige Gefieder schwarz. Im Winterkleide zeigt die Gurgel einen weißen, halbmondförmigen Flecken. Das Jugendkleid hat Kopf, Hals und Oberrücken braunschwarz. Das Weibchen ist kleiner und hat die schwarze Farbe an der Vorderbrust weniger tief herab als das Männchen. Der Körper ist schwer, der Hals ziemlich lang, der Kopf dick mit hoher Stirne. Die langen Flügel ragen bis zur Spitze des breitfedrigen, etwas langen Schwanzes. Die Füße sind stark, über den Fersen noch, aber nicht hoch hinauf nackt; sie haben drei mit schmalen Seitenlappen versehene Zehen; die hintere fehlt ganz und die äußere und mittlere sind mit einer ausgeschnittenen Schwimmhaut bis zum ersten Gelenk verwachsen. Der Schnabel und der Augenliderrand sind mennigrot, die Augensterne karmoisinrot, die Füße zinnoberrot. Länge 42 cm, Breite 82 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Von Klippen und Ufersteinen sieht man an allen Küsten die Austernfischer gemütlich ins Weite schauen; an der Meeresküste ist er so gemein und so auffallend, daß ihn jedermann, sogar die Badegäste alle, kennen. Besonders gerne stellen sie sich auf den Rand von Klippen und Dünenhügeln, schwimmen auch häufig. Stets wohlgelaunt, rege und unruhig, neckt er sich viel mit andern und seinesgleichen herum und läßt seine kräftige, helle, schneidende, sehr hohe Stimme „hüihp, kwip — kiwitt kiwip" sehr viel hören. Seine geistige Begabung ist außerordentlich hoch, er kennt die Menschen ganz genau, ist gegen harmlose Badegäste, Kinder, Hirten, Schiffer sehr vertrauensselig, flieht aber jeden, der ein Gewehr trägt. Für all das gefiederte Strandgewimmel ist der Austernfischer der berufene Warner. Rätselhaft ist, woher sein Name kommt, denn Austern frißt er natürlich nie, noch weniger kann er sie fischen. Nicht einmal eine lebende Muschel kann er öffnen, nur tote, an den Strand geworfene, frißt er aus. Seine Hauptnahrung ist der Sandwurm (Arenicola lumbricoides). Das Nest, eine seichte, selbstgekratzte Vertiefung, legt er um Mitte April (an der deutschen Küste) an. Er belegt es mit nicht mehr als drei Eiern, 60 + 40 mm lang, auf schwach bräunlich rostgelbem Grunde, mit hellvioletten, graubraunen und grauschwarzen Punkten und Strichen gezeichnet. Diese Eier sind schmackhafter als die Kiebitzeier und werden darum (leider) sehr gesucht. Dagegen ist das Fleisch des Austernfischers nicht zu genießen, sein Abschießen also ein ganz zweckloses Morden. Auf dem Hühnerhofe ist der Austernfischer leicht zu halten, ist ungemein klug, zahm und liebenswürdig. Kann er in den Garten, so sucht er eifrigst Regenwürmer, Schnecken und Insekten, ohne den Pflanzen zu schaden. Sonst erhält er aufgeweichtes Milchbrot und Garnelenschrot. Mit gelähmter Flugkraft benimmt er sich sehr ähnlich einer zahmen Krähe, nur ist er gutmütiger und Eierraub fällt ihm nicht ein.

Die Verbreitung des Austernfischers ist nordwärts bis Island und Grönland, der ganzen norwegischen Küste bis zum Weißen Meer, südwärts bis zum südlichen Asien und Nordafrika, ostwärts bis China und Japan, überall nur an den Küsten. Er wandert nicht weit, ist vielfach Standvogel, auch an unserer Nord- und Ostsee; höchstens zieht er von dort an die französische Küste.

Der Triel.

Oedicnemus scolopax, crepitans, griseus; Charadrius oedicnemus, scolopax.
(Tafel 30, Figur 13.)

Der Triel darf entschieden zu den Regenpfeiferartigen gezählt werden, Fürbringer freilich rechnet ihn zu den Trappen.

Der Vogel hat in seiner Gestalt viel Auszeichnendes. Sein Kopf ist groß, an den Seiten sehr zusammengedrückt, seine Stirn auf einmal erhaben und der Scheitel etwas platt. Da der Hinterkopf auch hervorstehend ist, so giebt dies dem nicht kurzen Hals ein dünnes Aussehen. Seine Augen sind unmäßig groß, glotzend; der Körper schwerfällig, wird von starken, fleischigen, sehr dicken Füßen getragen. Die verhältnismäßig sehr kurzen Zehen sind am Grunde mit einer großen, ausgeschnittenen, bis über das erste Gelenk reichenden Schwimmhaut verbunden. Der Schnabel ist kurz, etwas stark, die an den Seiten zusammengedrückte Spitze sehr kolbenförmig, Ober- und Unterschnabel vor der Spitzenkolbe niedergedrückt und auf dem Oberschnabel am Grunde ein Höcker. Die Nasenlöcher sind länglich, ritzenförmig und mit einem häutigen aufgeblasenen Wulst umgeben. Das Gefieder ist lerchengrau, über den Augen ein schmaler, unter denselben ein breiter und über die Flügel ein etwas undeutlicher Längestreif. Die Schwungfedern sind schwarz, in der Mitte der zwei erstern ein großer weißer Fleck; die Kehle ist weiß; der weiße Schwanz mit schwarzer Spitze und schwarzen Querbändern versehen. Die kolbige Spitze des Schnabels ist schwarz, das übrige grünlichgelb; Augensterne goldgelb; Füße grünlichgelb. Länge 45 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 13 cm.

Lerchengrauer Triel, Dickfuß, Steinpardel, Brachhuhn. In Frankreich nennt man gänzlich unfruchtbares Land »une terre à Courlis« einen „Trielboden". Dies beweist die hohe Beachtung, welche insbesondere im südlichen Frankreich dem vorzüglichen Wildbret des taubengroßen Vogels geschenkt wird. Naumann sagt u. a.: Der Triel sucht vorzüglich die größeren Ebenen zu seinem Aufenthalt, ist in etwas hügeligen Gegenden viel seltener und kommt in gebirgigen Lagen nie vor. Aber nicht die fruchtbaren, fleißig bebauten Fluren, sondern die dürren unfruchtbaren, wenig, selten oder garnicht beackerten Felder und wüsten Sandgegenden, wo eine höchst dürftige Vegetation herrscht, wo auf weiten Strecken nur kurze harte Grasbüschel einzeln und kümmerlich vorsprossen, und den elenden Boden weit über die Hälfte unbedeckt lassen, mit toten Hügeln beweglichen Flugsandes abwechseln, bewohnt er. Ganz vorzüglich liebt unser Triel solche sandige Strecken, auf welchen man Ansaaten von Kiefern gemacht hat, selbst wenn die jungen Nadelbäumchen schon mehrere Fuß hoch sind, zumal wenn sie nicht gedrängt stehen, und eine große Ausdehnung und weite leere Plätze um und zwischen sich haben. Er ist einer unserer argwöhnischsten, wachsamsten, listigsten und scheuesten Vögel, er hat schon aus weiter Ferne auf das Treiben der Menschen Acht, sucht ihnen überall auszuweichen und errät ihre Absicht, sobald sie ihre Aufmerksamkeit zu sehr auf ihn heften, früh genug, um sich zu rechter Zeit aus dem Staub zu machen. Dies geschieht gewöhnlich ganz in der Stille in schnellem gebücktem Lauf und zuletzt fliegend. Er kann entsetzlich schnell rennen, thut dies mit etwas vorgelegtem Körper und bald in kürzeren, bald in sehr langen Absätzen, wobei er einige Augenblicke anhält, herumspäht, wenn er ängstlich ist, eine nickende Bewegung mit dem Vorderkörper macht, ohne dabei die Fußgelenke zu biegen, dann weiter rennt. Dabei macht er sich ungemein schlank und dünn, stellt sich beim Stillhalten immer so, daß er seine Figur im Profil zeigt, die dann sehr hochbeinig aussieht, wobei der Vorderkörper etwas tiefer steht als das Hinterteil, aber der dicke Kopf wird dann an dieser schlanken Gestalt um so auffallender. Der Triel ist ein Nachtvogel, worauf schon seine großen Augen hinweisen. Mit Beginn der Dunkelheit fliegt er auf seine Futterplätze, die von ganz anderer Beschaffenheit sind, als sein Schlafplatz, nämlich Viehweiden. Seine Hauptnahrung sind Mistkäfer und Larven, auch sonst alles mögliche grobe Käfer- und Heuschreckenzeug- und Regenwürmer, was alles er an solchen Plätzen in ausgiebiger Menge findet. Er nimmt nicht bloß, was frei herumläuft, sondern sucht auch darnach unter Steinen, die er mit großer Geschwindigkeit umdreht. Wo ein paar Triele nächtlicher Weise ihr Wesen trieben, findet man alle Steine, bis zu zwei Pfund schwer umgewendet; nebst dem frißt er auch Mäuse und Frösche, denen er zuerst die Knochen zerstößt, um sie dann ganz zu verschlucken. Bei dieser Beschäftigung ist der Vogel ungemein laut, namentlich in hellen Sommernächten, indem er einen hellgellenden, etwas kreischenden Pfiff hören läßt, der wie „krärliith" oder auch wie „kräiith" klingt (der französische Name des Vogels Courlis sucht ihn offenbar nachzuahmen). Außerdem lassen sie sitzend oder laufend ein lockendes sanftes „bitt" oder „dick" und ein etwas stärker tönnendes „dillit" hören. Nächtlicher Weile

fliegen sie dann auch zur Tränke an flache Uferstellen von Flüssen oder Seen, ohne sich aber dort länger aufzuhalten als zum Trinken und Baden erforderlich ist. Der Weg dahin ist oft stundenweit.

In Deutschland ist der Vogel, wie begreiflich, nirgends so häufig, wie in den Wüsteneien der Mittelmeerländer. In der norddeutschen Ebene kommt er noch am öftesten vor, auch auf dem Marchfeld ist er ständig zu finden und unter dem Namen „Haidhenne" bekannt. In der Gefangenschaft hält er gut aus und wird ziemlich zahm. Der Triel ist ein Zugvogel, der meist erst zu Anfang April an seinen Brutorten anlangt, und im September bis Oktober wieder abgeht. Seine zwei bis drei olivengelben, grau und braun beklexten, etwas länglichen Eier 53 + 38 mm liegen ohne Nest in einer bloßen Sandgrube und werden in 16—17 Tagen ausgebrütet.

Als europäische Vertreterin der Brachschwalben (Glareolidae), die von Vielen auch noch zu den regenpfeiferartigen Vögeln gezählt werden, haben wir die

Brachschwalbe.

Glareola austriaca, pratincola, torquata; Pratincola glareola; Hirundo pratincola.

(Tafel 30, Figur 12.)

Auch Giarol, Halsband-Giarol, Sandhuhn genannt.

Der Schnabel ist kurz, am Grunde breit, nach der Spitze zu an den Seiten sehr zusammengedrückt; die obere Kinnlade über den Rücken vom Grunde aus sehr gebogen und die scharfe Spitze wie bei den Hühnern etwas ausgehöhlt; die untere Kinnlade kleiner, schmäler und kürzer als die obere, nach der Spitze zu auch ein wenig abwärts gekrümmt; die bis fast unter die vordern Augenwinkel reichenden Mundwinkel sehr abwärts gezogen. In der äußern Gestalt hat die Brachschwalbe viele Ähnlichkeit mit den Meerschwalben, doch ist der Körper stärker und nicht so lang. Der Kopf ist etwas spitz, die Stirne nieder, der Rachen weit, die Augen groß, der Hals dick und nicht sehr lang, die Flügel sich kreuzend und sehr lang, der lange Schwanz gabelförmig. Die Füße sind etwas lang, nicht stark, zum Schreiten, vierzehig, die hintere Zehe klein und höher sitzend, die drei vorderen, besonders die mittlere, mit langen geraden Nägeln versehen und am Grunde mit einem dünnen Häutchen verbunden. Der Oberleib ist olivenbraun, Unterleib weißlich, um die rostgelbe Kehle ein schwarzes Band, das an den Augen beginnt, bogenförmig die Kehle umgiebt und weiß begrenzt ist. Die Brust ist olivenbräunlich, nach unten ins Rostgelbliche und dann ins Weiße übergehend. Ein Teil der untern Flügeldeckfedern ist rostrot, die vordern langen Schwungfedern schwarz, der Schwanz schwarzbraun, vom Grunde aus weiß. Der Schnabel ist schwarz, am Ursprunge rot, die Augensterne braun, Füße dunkelbraunrot. Junge Vögel sind auf dem Oberleib dunkelbraun mit weißlichen Federsäumen; die Kehle gelblichweiß, ohne schwarzes Bogenband, der Unterleib weiß. Länge 26 cm, Flügelbreite 59 cm, Schwanzlänge 10 cm.

Ihr sehr ähnlich, doch sofort durch die höheren Läufe und die braunschwarzen Unterflügeldeckfedern zu unterscheiden ist die

Steppenbrachschwalbe,

Glareola melanoptera, pallasii,

welche um das Schwarze Meer herum sehr häufig ist.

Der Brachschwalben eigentliche Heimat ist ganz Afrika, ungemein häufig ist sie längs des Nil in Ägypten, auch auf den altägyptischen Denkmälern ist sie viel dargestellt. Im südlichen Europa ist sie Zugvogel, auch in Ungarn noch ist sie häufig, nur selten und zufällig aber verirrt sie sich nach Deutschland und das nördliche Europa. Sie lieben Steppenland mit Sumpf und Schlamm, dort leben sie von Schnecken, Würmern und namentlich von kleinen Orthopteren, die sie pfeilgeschwind im Fluge fangen, ebenso gerne die mittleren Heuschrecken. Heuglin sagt von ihnen: „Einem aufmerksamen Beobachter gewährt es viel Interesse, die verschiedene Lebensweise der Giarolen zu beobachten, je nachdem sie gerade an Örtlichkeiten der abweichendsten Natur sich herumtreiben, als am Meeresstrand, in der Steppe, auf Dünen, im überschwemmten Kulturland und im Hochgebirg. Mit Bienenfressern, Drongos, kleinen Falken, Milanen, Trappen und Störchen drängen sich diese Vögel zu den Steppenbränden, um den Nil sieht man sie den Tag über gewandten Fluges Schnacken fangen oder laufend auf Sandkäfer Jagd machen. Aber auch während der Dämmerung und bis tief in die Nacht hinein sind sie oft thätig und verfolgen Schwärme fliegender Ameisen, auf welche alle Glareola-Arten gierig

sind." In Ungarn sind ihre Eier als Delikatesse geschätzt und wird demzufolge dort ihr Bestand gezehntet, in Afrika ist ihr Wildbret beliebt, im Herbste ist dasselbe sehr fett und zart. Die Brachschwalbe frißt unglaublich viel, verdaut ebenso fabelhaft rasch. Sie schreien stark, schrillend „klietkerr". Das Nest steht meist am Sumpfufer, ist eine kleine Grube, im Mai findet man die vier Eier, auf lehmbräunlichem Grunde, mit vielen grauen Flecken und gelbbraunen bis schwarzen Schnörkeln bedeckt, 31 + 23 mm groß. Nest, Eier und Junge verteidigen sie mit verzweifeltem Mute, das Männchen führt beim Neste die wunderbarsten Flugspiele auf. — Die Gefangenschaft vertragen die wundervollen Vögel gut, verlangen aber möglichst viele Kerbtiere und Nachtigallenfutter. Sie werden sehr zahm.

Die Trappen. Otididae.

Die Trappen erinnern in ihrer Lebensweise viel an die Hühnervögel, viel aber auch an die Regenpfeifer. Mit Ausnahme Amerikas gehören sie allen Erdteilen an, überall als richtige Steppenvögel. Ihr Körper ist schwerfällig, — die Großtrappe (vielfach sagt man auch der Trappe) ist der größte europäische Landvogel, — der Hals etwas dick und lang, die Stirn nieder, der Kopf nicht groß. Ihre Füße sind stark, über die Fersen hinauf nackt, dreizehig, die Zehen kurz, stark und mit breiten, stumpfen Nägeln versehen. Der Schnabel ist kurz, stark, gerade, etwas kegelförmig, der Oberschnabel dem Rücken nach gewölbt und mit etwas abwärts gekrümmter, scharfer, gerundeter Spitze, die Mundkanten eingezogen. So plump die Trappen erscheinen, so rasch sind ihre Bewegungen. Sie laufen außerordentlich schnell, fliegen hoch, gut und weit, zum Auffluge genügt ein kurzer Anlauf. Sie sind klug, sehr scheu, zur Paarungszeit auf das höchste erregt. Das Weibchen brütet allein, bei den sehr langsam heranwachsenden Jungen stellt sich aber als mutiger, getreuer Schützer auch der Hahn wieder ein. Die Küchlein leben ausschließlich von Kerbtieren, die Alten aber von Pflanzennahrung. Wahrscheinlich leben sie in Einehe. Ihr Charakter ist nicht liebenswürdig; alt eingefangen zeigen sie einen heroischen Trotz und hungern zu Tode, jung aufgezogen sind sie herrisch, morden Tiere, die sie aus irgend einem Grunde ärgern oder belästigen, vergessen keine Beleidigung und rächen sie hinterrücks, alte Hähne werden bedenklich boshaft und können Kindern sehr gefährlich werden.

Die Großtrappe.

Otis tarda, barbata, major.

Trappgans. Der Oberleib ist rostgelb, mit dichten schwarzen Wellenlinien, der Unterleib weiß, Kopf und Hals hellgrau. An beiden Seiten der Unterkinnlade befindet sich ein langer, rückwärts stehender, faseriger Federbart; die vorderen Schwungfedern sind schwarz, die hintern weiß. Der Schnabel ist graubräunlich, Augen tiefbraun, Füße grau. Das Weibchen ist viel kleiner, auch sofort durch den Mangel des Federbarts kenntlich. Länge 1—1,20 m, Breite 2,2—2,4 m, Schwanzlänge 28 cm, Füße 16 cm. Sie erreicht ein Gewicht bis zu 15, auch 16 Kilogramm.

Dr. Gustav Jäger schildert die Trappe vortrefflich. In der Gefangenschaft, sagt er, bin ich viel um diesen Vogel gewesen und es sind mir im Wiener Tiergarten wohl zwanzig derselben lebend durch die Hände gegangen. In der Freiheit sah ich sie auf dem Marchfeld, wo sie regelmäßig vorkommt, aber doch nicht zu häufig. Ihre eigentliche Heimat ist der Osten Europas bis tief ins nordasiatische Flachland hinein. Auf deutschem Gebiet ist sie nur noch in der norddeutschen Ebene, aber auch nicht überall mehr häufig, dann fehlt sie der bayrischen Ebene auch nicht ganz, wird sogar öfters in den ebenen Teilen der Vorschweiz bemerkt. Das süddeutsche Hügelland sieht sie nur als Irrling und sehr selten. Die Trappe ist ein echtes Kind des Flachlandes, das Berg und Waldland aufs ängstlichste meidet. Große weite Ebenen herbergen allein die Trappe, und da sind ihr die fruchtbaren lieber als die eigentliche öde Steppe, weshalb man sie recht wohl ein Tier des Kulturlandes nennen kann. Zur Brutzeit leben sie hier in Paaren, wenig sich bemerklich machend. Das Nest mit den zwei bis drei stark schaligen, grobgekörnten, auf mattgraugrünem Grunde dunkel gefleckten und gewässerten Eiern,

78 + 56 mm, steht fast immer in Getreidefeldern, und ist nichts weiter als eine mit einigen dürren Stoppeln belegte Grube. Das Weibchen brütet die Eier in 30 Tagen fertig und hütet nun aufs sorgfältigste seine gelbbraunen, schwarzgefleckten Jungen, die es ausschließlich mit Insekten auffüttert, namentlich Heuschrecken, Käfern, später dann auch mit Mäusen, selbst jungen Vögeln, denn ich sah alte Vögel bei mir im Garten Sperlinge fangen und verschlucken. Der alte Vogel ist mehr Pflanzenfresser und zwar nimmt er vorzugsweise Blätter zu sich. Er weidet die Wintersaat ab, hackt die Krautköpfe an, frißt die zarten Herzblätter der Kohlrüben, Klee, junge Gräser, dann aber auch allerlei Sämereien, groß und klein. In der Gefangenschaft kann man sie meiner Erfahrung nach mit reiner Pflanzenkost nicht auf die Dauer erhalten, man muß ihr die fehlende lebendige Nahrung durch Fleischbeigabe ersetzen. Zur Herbstzeit rotten sich die Trappen da, wo sie noch in Anzahl sind, zu großen Herden zusammen, oft zu mehreren Hunderten, in trappenarmen Gegenden sieht man deren vier bis acht zusammen, wohl nie eine einzelne. Jetzt führen sie auch ein sehr offenes Leben. Das gesellige Zusammensein, die weite Umschau auf ihrem Gebiet, ihre ungemeine Vorsicht und Sinnesschärfe erlaubt ihnen fast jeder Gefahr zu spotten und alle Jägerkniffe scheitern meist an der Wachsamkeit und Schlauheit dieser begabten Vögel. Dem friedfertigen Schäfer und Bauer gestatten sie oft, sich ihnen auf Schußweite zu nähern, auch einem Wagen oder Pflug weichen sie nicht sehr aus, allein den Jäger kennen sie auf unglaubliche Entfernung und lassen sich oft selbst durch Weiberkleider nicht täuschen. Das sicherste Mittel ist noch, hinter einem Bauernwagen gehend ihnen beizukommen. Während der Zeit ihres geselligen Lebens machen sie sich auch dadurch bemerklich, daß sie regelmäßig zwischen beliebten Futterplätzen wechseln, und daß sie nie an diesen übernachten, sondern oft weit davon an möglichst einsamem Orte. Im Flug, bei dem sie Hals und Beine gerade ausstrecken, macht sie der schwer herabhängende Hinterleib von Weitem kenntlich. Wo sie sich sicher fühlen, streichen sie niedrig dahin, über verdächtige Stellen hoch außer Schußweite. An den meisten Orten, bleiben sie auch den Winter über, denn die Wintersaat sichert ihnen die Nahrung. Dagegen wird ihnen das Glatteis sehr verderblich. Wenn dies nächtlicherweile, wo sie glatt auf der Erde liegen, fällt, so frieren ihnen die Federn zusammen, und da sie der glatte Boden am Laufen hindert, so werden sie oft scharenweise die Beute der Menschen. In Ungarn, wo die Trappen noch häufig sind, wissen dies die Leute wohl, und sobald es Nachts geglatteist hat, suchen sie Morgens nach den Trappen. Diese machen dann auch gar keine Fluchtversuche, sondern lassen sich treiben wie Hühner. So ist mir ein Fall bekannt, wo ein Bauer eine Herde von 30 Stück in seine Scheuer trieb. Die Gefangenschaft ertragen solch eingefangene Trappen nicht, sie trotzen sich zu Tod. Jung eingefangenen ist nach meiner ziemlich reichen Erfahrung der Mangel an Bewegung das Gefährlichste. Die Aufzucht gelingt ungemein leicht, sobald man sie, wie dies in Ungarn geschieht, mit den jungen Truthühnern auf die Weide treibt, wo sie dann neben der entsprechenden Insektennahrung den ganzen Tag umherlaufen. Kann man das nicht; so muß man wenigstens das Futter so herumstreuen, daß sie zum Laufen gezwungen sind; setzt man es ihnen im Napf vor, so verfallen sie unrettbar der Knochenerweichung, man mag ihnen geben, was man will. Das geeignetste Ersatzfutter ist rohes oder gekochtes Fleisch mit Knochenmehl bestreut, Brot und Grünzeug. Sie in der Gefangenschaft zu züchten, ist noch nicht gelungen. Ein ungemein interessantes Schauspiel gewähren

die männlichen Vögel zur Brutzeit, sie haben dann ähnliche Manieren, wie die Truthähne: lüften die Flügel halb, lassen sie so herabhangen, daß die Spitze in die Höhe ragt, das Handgelenk fast den Boden berührt, kippen den Leib vornüber, schlagen mit dem Schwanz ein Rad und legen das fast ganz auf den Rücken; der Kehlsack wird weit aufgeblasen und der Kopf gleichfalls auf den Rücken gelegt, so daß das Tier einem zerzausten, unförmlichen Federballen gleicht. So trippelt es, sich bald rechts, bald links wendend und eigentümlich pfauchend, umher oder kämpft mit einem andern Männchen. Ich habe dies viele dutzendmal mit angesehen und sie gehen in diesem Zustand mitunter auch auf die Menschen los.

Die Zwergtrappe.

Otis tetrax, minor; Tetrax campestris.

Ihr Gefieder unterscheidet sich von dem der Großtrappe durch schönere, buntere Färbung, namentlich der etwas verlängerten Halsfedern. Beim Hahne ist der Hals schwarz, durch ein von den Ohren nach der Gurgel herablaufendes weißes Ringband und ein breites über den Kopf sich hinziehendes Querband gezeichnet. Flügelrand sowie Flügeldecke und Unterseite sind weiß, die Handschwingen haben dunkelbraune Spitzen. Die kleinere Henne hat gelbliche Kopfseiten, Gurgel und Kehle weißrötlich, Brust hellgelb, schwarz gestreift, Unterseite weiß. Länge 60 cm, Flugbreite 90—95 cm, Schwanz 13 cm, Fuß 7,5 cm, Gewicht 800 bis 900 Gramm.

Der alte Koch kennt die Zwergtrappe schon als seltenen Vogel des Bodenseesgebiets, seit 1870 haben sie sich in Thüringen angesiedelt, halten da Stand und vermehren sich zusehends. Sehr häufig wird sie in den Steppen des südöstlichen Europas, in Südrußland, Mittel- und Westasien, Spanien und Nordwestafrika. Während sie früher in den europäischen Steppen nur auf dem Durchzuge und nur in kleineren Flügen beobachtet wurden, erscheinen sie nun massenhaft. Im übrigen bindet sich die Zwergtrappe auch nicht so sehr an ebene Gegenden wie die Großtrappe, sondern wählt auch hügelige Gegenden zum Aufenthalte, wie die Ansiedelungen um Erfurt und auch in Schlesien beweisen. Eigentliche Waldgegenden meidet auch die Zwergtrappe ängstlich, so daß sie nicht einmal gern darüber hinstreift. Gewöhnlich erscheinen die Zwergtrappen bei uns im April und verweilen bis gegen Anfang November; doch sind auch schon einzelne Stücke in Deutschland erlegt worden. Im Benehmen und in der Nahrung stimmt sie mit der Großtrappe überein, ebenso im Jugendstadium. Erkennbar ist sie von fern an dem entenartigen Fluge, welcher ein pfeifendes oder klingendes Getöse verursacht und den man eben da sieht und hört, wo an keine Wildente zu denken ist, nämlich fern von allem Gewässer, auf Brachäckern, großen zu Rittergütern gehörigen Kleestücken oder im Winter auf Rapsfeldern. Die Balz fällt in die Monate April, im Mai legt die Henne in einer kleinen Vertiefung auf bloßem Boden drei bis vier Eier, die in 28 Tagen ausgebrütet sind. Die Eier messen 50 + 38 mm, sind grünglänzend mit nicht vielen braunen Flecken.

In Thüringen schreitet allerdings die Vermehrung dieses Vogels nicht mit der Geschwindigkeit fort, wie es früher erwartet wurde, indessen er hat sich erhalten, ist auch im Laufe der Jahre 1881/96 vielfach gesehen und gehört worden. Ein häufiger Vogel wird er vorläufig deshalb noch nicht werden, weil er fast immer als Brutstätten Klee- und Esparsettfelder wählt, welche leider abgemäht werden, wenn das Weibchen gerade auf den Eiern brütet. Dadurch werden alljährlich die meisten Bruten zerstört. Haben wir unsere kleinen Ansiedler erst soweit, daß sie in die Korn- oder Gerstenfelder legen, dann ist gewonnen, dann wird sich der Vogel schnell vermehren und daß dies nach und

nach häufiger geschieht, wie jetzt schon einzeln, darauf hoffe ich mit Bestimmtheit. Mit der Zeit und aus Erfahrung werden die Geschlechter der Menschen — auch die der Vögel klüger.

Die Kragentrappe.

Otis macqueeni, marmorata; Eupodotis macqueeni.

Paßgängertrappe. Kopf und Hals sind rostgelb und schwarz punktiert, die Oberseite auf rostgelbem Grunde schwarz gewellt, die Unterseite weiß. Der Kragen besteht aus langen flatternden Federn zu beiden Seiten des Halses, von welchen die oberen rein weiß, die unteren an der Wurzel und an der Spitze schwarz, im übrigen weiß sind. Der Schnabel ist schieferfarben, die Augen glänzend gelb, die Füße grünlichgelb. Vermutlich trägt das Männchen den Kragen nur während der Liebeszeit. Länge 60—80 cm, Flugbreite 140—150 cm, Schwanzlänge 25 cm.

Die Kragentrappe ist ein asiatischer Vogel, der aber häufig in Europa, oft auch in Deutschland erscheint, als Brutvogel darf man sie aber in Europa nicht mitzählen. Sie holt ihre Nahrung weniger aus der Pflanzen-, mehr aus der Tierwelt: Frösche, Eidechsen, Wüstenkäfer, Orthopteren, Schnecken, Raupen liebt sie, außerdem Gesäme und junges Laub. Buschige und grasreiche Niederungen sind ihr angenehm, ebenso aber auch die wüstenartige Steppe.

Ihr nächst verwandt ist die

Große Kragentrappe,

Otis undulata, ornata, hubara; Houbara undulata,

oder Hubara. Sie ist nur etwas größer, die Federn der Haube sind rein weiß, die des Rückens und der Flügel dunkler, mehr bräunlich und gegen das Ende hin kräftig braunschwarz gefleckt.

Auch sie kommt nach Europa und zwar in die Länder ums Mittelmeer, ist in Nordafrika heimisch, wo sie entschieden Vorliebe für etwas wellenförmiges Flachland nicht gar fern vom Meeresstrand zeigt. Beider Kragentrappen Lebensweise ist noch wenig bekannt, desto leidenschaftlicher wird ihre Jagd betrieben. Die türkischen Großen in Ägypten und die Araber bedienen sich zum Fang der Hubara der Saquer- und Lanner-Falken.

Die Reiher. Ardeidae.

Die Vögel dieser Gattung haben breitgedeckte Körper mit hoher Brust und hohem Rücken. Ihr Hals ist sehr lang, der Kopf ist von der Seite etwas breitgedrückt, die Stirn platt und nieder und das Gesicht vor den Augen nackt. Die ziemlich großen Augen stehen etwas vorn am Kopf. Die Füße sind sehr lang, meistens hoch über die Fersen hinauf nackt, vierzehig, die Zehen sehr lang, die hinterste, so wie die vordern, auf der Erde ruhend; die äußere Vorderzehe ist mit der mittelsten durch eine Haut am Grunde verbunden. Ihre sehr langen Nägel sind schwach gebogen und spitz. Der sehr charakteristische Schnabel ist lang, schwach gebogen, messerförmig, sehr spitz, an den Seiten stark zusammengedrückt; beide Kinnladen fast gleich lang und gleich stark; die etwas einwärtsgedrückten Mundkanten sind sehr scharf. Am Oberschnabel vor der Spitze befindet sich ein Ausschnitt und von der Stirn an über die Nasenlöcher hin bis über die Hälfte der Schnabellänge eine tiefe Längefurche. Die Nasenlöcher sind länglich, schmal, frei, durchsichtig, vorwärts spitz auslaufend; über denselben ein weicher, hervorstehender häutiger Deckel. Die Zunge ist pfeilförmig, nur bis zur Hälfte des Schnabels gehend, spitz. Man zählt über 70 Arten.

Die Reiher sind sehr kluge Vögel. Sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, auch von Amphibien, größeren Insekten, verschmähen auch Vogelbrut und Mäuse nicht. Wie bei allen Fischfressern, so ist auch bei den Reihern der Verdauungsapparat einfach, die Verdauung darum ziemlich unvollständig, woher auch der abscheuliche Geruch der Entleerungen stammt. Wir geben hier, — nach Gegenbauer —

eine Abbildung der Verdauungsorgane des grauen Reihers: *a)* Ductus hepato-entericus — *b)* Ductus pancreaticus — *c)* Speiseröhre mit Kropf *d)* Drüsenmagen, die Zahl der Drüschen ist über 1400 — *e)* Antrum pylori — *f)* Muskelmagen — *g)* bursa Fabricii — *h)* Bauchspeicheldrüse — *i)* Duodenalschlinge — *k)* Enddarm — *l)* Kloake — *m)* Mitteldarm, — *n)* Gallenblase — *o)* Leber. Sie gehen tief in das Wasser, aber sie schwimmen nicht. Ungemein fesselnd ist ihr Wesen, insbesondere ihre Fähigkeit, die fabelhaftesten, bizarrsten Stellungen einzunehmen; ganz im Gegensatze zum Kranich ist aber auch nicht eine derselben malerisch schön. Ihre Stimme ist ein abscheuliches Gekreisch oder Gebrüll. In der Gefangenschaft gewähren sie wenig Vergnügen, sie sind langweilig und gefräßig, tückisch und boshaft, stets zu Mord an kleineren Geschöpfen geneigt. Im übrigen vertragen sie die Gefangenschaft gut, schreiten in Tiergärten auch zur oft erfolgreichen Brut. Wir haben in Deutschland nur noch wenige Reiheransiedelungen, in Bayern ist eine bedeutende bei Mindelheim (Schwaben), in Württemberg bei Langenburg, in Norddeutschland, insbesondere an der Seeküste sind sie häufiger. Alle Reiher zeigen, ungeachtet der scharfen, sehr gefährlichen Waffe, die ihr Schnabel bildet, an ihren Kolonien eine bodenlose Feigheit gegenüber allen befiederten Feinden, nicht nur Adlern und Falken, sondern auch gegenüber dem Krähengesindel.

---

a) Tagreiher. Ardea.

Der graue Fischreiher.

Ardea cinerea, vulgaris, cristata, major, rhenana.

Reigel, Reiger, gemeiner Reiher.

Er ist aschblau, ein herabhängender Federbusch am Hinterkopf in Verbindung mit einem breiten Streif über den Augen, sowie die Seiten des Bauches sind schwarz. Der junge Vogel ist aschgrau, der Hals und Oberkopf rein weiß, an dem Vorderhals sind zwei Reihen schwarzer Flecken, die sich vor den sehr langen, über die Brust herabhängenden spitzen Federn des Unterhalses verlieren. Von den Achseln hängt über die Flügel herab ein großer Busch weicher, langer, schwarzer Federn, welche das Aussehen von Schulterquasten haben; die sehr langen Rückenfedern sind an den silberweißen Spitzen zerschlissen und hängen über die Flügel herunter. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwärzlich mit stark aschblauem Anflug, letztere mehr als erstere. Der Schnabel ist schwärzlich olivenfarbig, bei ganz alten Vögeln strohgelb, Augen gelb, eine nackte Stelle im Gesicht grüngelb, die Füße sind schwärzlich olivenfarbig, Fußsohlen und Fersen hinten hellgelblich. Den jungen Vögeln fehlen **alle** verlängerten Federn, je älter aber der Vogel wird, je größer und schöner werden dieselben. Länge im Durchschnitt 100 cm, Flügelbreite 180 cm, Schwanzlänge 19 cm.

Waldige Gegenden mit Gewässer sind sein Aufenthalt, er fehlt an keinem Fluß, Strom, und selbst an Bächen trifft man ihn sehr häufig. Auch an Seen kommt er vor, liebt aber mehr das fließende Wasser. Furchtsam und scheu, bei jedem Donnerschlag halb in Verzweiflung geratend, heimtückisch und mißtrauisch, verteidigt er sich doch in die Enge getrieben mit Wut und sehr gefährlich, seine wohlgezielten, starken Schnabelstöße gelten stets den Augen des Gegners. Angeschossene Reiher lasse man darum nie durch den Hund apportieren. Gewöhnlich steht er stockstill auf dem nackten Ufer, entweder frei oder im Rücken von Büschen und Uferpflanzen gedeckt, oder auf einem vorragenden Felsblock, oder fast knietief im Wasser, oder er watet bedächtig umher. Sein Flug ist matt und langsam, der Hals während desselben S förmig gebogen und hinten stehen die steifen Füße gerade und weit hinaus. Er ist ein in der That sehr schädlicher Fischräuber, da er Fische bis zu einer Länge von 20 bis 25 cm erbeutet und stets den Kopf voran verschlingt. Ferner liebt er Frösche, Froschlaich, Würmer, kleine Vögel und Mäuse. Auf hohen Bäumen — Eichen, Buchen, Ulmen, Kiefern — horsten die Reiher und zwar sehr gerne in größeren Kolonien. In Ungarn und den Donautiefländern trifft man in weiten, baumlosen Gegenden sehr starke Kolonien, auch in Schilf und Rohr. Diese Reiherstände verbreiten einen scheußlichen Geruch und das Geschmeiß der Vögel übertüncht Bäume und Sträucher wie mit Kalk. Der Horst besteht aus dürren Reisern, Schilf- und Rohrstummeln, hat oft 60—80 cm Durchmesser und ist meistens flach. Im April findet man drei bis vier grünspanfarbige Eier, 60 + 43 mm groß. Die Brutzeit währt 21 Tage, die ausgeschlüpften Jungen sind außerordentlich häßlich, unglaublich gefräßig und brauchen vier bis fünf Wochen, bis sie flugfähig das Nest verlassen. Die Stimme des Fischreihers ist ein unangenehmer, rauher, kreischender Ton, einem überschlagenden Gänsegeschrei ähnlich: „Choäik". Im März und April kommt der Reiher zu uns, im September zieht er langsam nach Süden, bis tief nach Afrika. Der Zug seiner Scharen bildet die bekannten Figuren einer schiefen Linie oder ein nach rückwärts offenes Dreieck. (Über die „Reiherbeize" siehe Seite 36 u. folg.)

Der Purpurreiher.

Ardea purpurea, purpurata, rufa, variegata.

(Tafel 36, Figur 3.)

Berg-, Braun-, Zimt-Reiher. Er hat schwarzen Oberkopf und schwarzen herabhängenden Federbusch am Hinterkopf; der Oberleib ist aschgrau mit olivenfarbigem Anstrich, der Unterleib hell, braun mit purpurfarbigem Anlauf. Die Kehle ist weiß; der größte Teil des Halses vom Kopf rückwärts, sowie die Seiten des Kopfs hell rostbraun, ein vom Schnabel zum Hinterkopfe, sowie auf jeder Halsseite verlaufender Streifen ist schwarz. Die sehr langen Federn des Unterhalses sind nach der Spitze zu gelblichweiß, am Grunde aschgrau und hängen weit über die Brust herunter; die über die Flügel herabhängenden Schulterfedern sind zerschlissen, sehr lang, von Farbe rostgelblich; die großen Achselfedern, sowie die Seiten der Brust sind dunkelrostrot mit purpurfarbigem Anstrich. Schwanz- und Schwungfedern sind schwärzlich mit starkem aschblauem Anstrich. Der Schnabel ist bräunlichgelb, der Rücken der oberen Kinnlade dunkelbraun, das nackte Gesicht grünlichgelb; Augensterne gelb, Füße bräunlichgelb, die Schienbeine vorn und die Zehen oben dunkelbraun. Den Jungen fehlt der Federbusch auf dem Kopfe und die langen schmalen Schulterfedern ganz. Sie sind auf dem Oberleib purpurbraun, an dem Unterleib aber gelbbräunlich. Länge 90 cm, Breite 130 cm, Schwanzlänge 13 cm.

Seine Lebensweise gleicht völlig der des Fischreihers. Er ist in Deutschland selten, in Holland dagegen sehr häufig. Seine Stimme gleicht genau jener des Stockentenmännchens. In Ungarn, Galizien und ums Mittelländische wie Kaspische Meer ist er gemein. Seine Eier findet man im Mai, sie sind blaßgrün, 55 + 39 mm groß.

Der Edelreiher.

Ardea alba, egretta, candida, modesta, magnifica.

Silberreiher, Schnee- und Buschreiher. Ein sehr schöner Vogel!

Das ganze Gefieder ist rein weiß; Rücken- und Schulterfedern weit über den Schwanz hinausreichend, lang, schmal und letztere seidenartig zerschlissen. An dem Hinterkopf befindet sich ein kleiner Federbusch, der ebenso wie alle

verlängerten Federn den jungen Vögeln fehlt. Der Schnabel ist schmutziggelb, Augensterne goldgelb, die nackten Zügel und die Augensterne dunkelgrün; die dunkelbraunen Füße fleischfarbig überlaufen. Länge 104 cm, Breite 190 cm, Schwanzlänge 20 cm.

Er zählt in Deutschland zu den sehr seltenen, auch in Ungarn und Südeuropa zu den seltenen Vögeln, in Nordafrika hat sich, wie am Kaspischen Meer, der schöne Vogel noch in namhafter Anzahl erhalten. Der Edelreiher horstet nur in Rohrdickichten, brütet Ende Mai und Anfang Juni, 26 Tage hindurch, auf vier blaugrünlichen Eiern, 61 + 45 mm groß. Er ist außerordentlich scheu, und hat alle Ursache es zu sein, denn so nahe auch schon seine Ausrottung in Europa ist, der herrliche Vogel wird doch überall zusammengeschossen. Und doch ist er viel weniger schädlich als andere Reiher, er frißt viel weniger Fische, mehr Reptilien und Insekten. Erst im dritten Jahre ist sein Gefieder in voller Schönheit, dann auch erst sehr wertvoll, denn aus den zartgefiederten steifen Federn werden die Reiherbüsche der ungarischen Magnatenhüte gemacht. 1863 brütete einmal ein einziges Paar in einem Fischreiherstand bei Glogau in Schlesien, wurde aber mit den Jungen, trotz Herrn von Homeyers Fürbitte, niedergeknallt.

Der Seidenreiher.

Ardea garzetta, nivea, orientalis, longicollis, nigripes.

(Tafel 35, Figur 9.)

Kleiner Silberreiher, weißer Zwergreiher.

Der ganze Körper ist rein weiß, am Hinterkopf ein langer Federbusch; die langen, zarten, zerschlissenen Schulterfedern bis über den Schwanz reichend. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern goldgelb; die nackten Zügel grün; die Füße schwarzgrün mit gelbgrünen Zehen. Länge 62 cm, Flügelbreite 110 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Er ist häufiger wie der Edelreiher, besonders in den Tiefländern der Donau noch nicht selten. Der Seidenreiher horstet ebensowohl in die Gipfel hoher Bäume, wie in Schilf- und Rohrbüschel. Das locker gebaute Nest besteht aus Reisig, Schilf- und Rohrblättern, enthält gegen Ende Mai meist vier Eier von hellbläulicher Farbe, 42 + 32 mm groß. Seine Nahrung besteht wieder mehr in kleinen Fischen; die Stimme ist nicht sehr stark, „rrhä“. Er ist ein viel weniger edler Vogel als der vorige, für einen Reiher ein recht lustiger Geselle, bewegt sich rasch und hält sich stets sehr reinlich. Auch er kommt im Anfang April und zieht im September nach Afrika.

Der Rallenreiher.

Ardea castanea, comata, ralloides, senegalensis; Buphus castaneus.

(Tafel 36, Figur 5 und 6.)

Schopf-, Mähnenreiher, gelbe Rohrdommel.

Der Rücken rostrot; der Unterleib weiß, am Hinterkopf ein langer, weißer, schwarzgesäumter Federbusch. Der ganze Oberkopf mit dem oberen Teil des Hinterhalses gelblichweiß mit schwarzen Längestreifen, fast der ganze Hals ist sanft hellledergelb, die Kehle und die Gurgel aber weiß. Steiß-, Schwanz- und Schwungfedern sind rein weiß, die Flügeldeckfedern haben einen gelblichen Anstrich. Die hinteren Rückenfedern sind sehr lang, seidenartig zerschlissen und bis über den Schwanz hinausreichend. Das Weibchen unterscheidet sich durch den kürzeren Federbusch. Der Schnabel ist blau, von der Hälfte bis zur Spitze schwarz, die untere Kinnlade unten weißlich, die nackte Haut im Gesicht grüngelb, Augenstern hellgelb, Füße fleischrötlich, Knöchel und Fußsohlen gelb. Junge Vögel haben einen glatten Kopf, gelbbraune Rücken- und Schulterfedern. Ihre Flügel sind auf der innern Fahne weiß, auf der äußern und an der Spitze blaßgrau. Länge 44 cm, Flugweite 75 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Dieses niedliche Reiherchen von der Größe einer Taube bildet den Übergang zu den Nachtreihern. Der Rallenreiher ist in Deutschland ein seltener Gast, ist aber doch jedes Jahr am Bodensee anzutreffen. Im untern Ungarn wird er sehr häufig und von da nach Südosten gemein. Er lebt ziemlich versteckt, brütet in ausgedehnten Sümpfen mit bebuschten Ufern. Teils fischend und Insekten jagend, großenteils aber Insekten auf Säugetieren, insbesondere Schweinen suchend, und inmitten großer Schweine-

herden sich verbergend, verbringt er sein Sommerleben, den Winter aber in Afrika, wo an Stelle des ungarischen Schweinerückens der Rücken des Büffels oder Rindes als sein Lieblingsjagdgebiet tritt. Er ruft heiser und gedämpft, doch weithin hörbar „charr". Seine vier Eier messen 42 + 30 mm, sind grün.

---

b) Nachtreiher. Scotäus.

Als europäischen Brutvogel haben wir nur eine Art:

Der Nachtreiher.

Scotaeus nycticorax; Ardea nycticorax; Nycticorax griseus.

(Tafel 36, Figur 7, 8 und 9.)

Irrig vielfach Rohrdommel, dann Schild-, Quak-Reiher, Focke genannt.

Je nach dem Alter ist der Nachtreiher sehr verschieden gefärbt. Der alte Vogel hat auf dem Hinterkopf drei sehr lange, bis fast auf den Rücken reichende, sehr schmale reinweiße Federn; Oberrücken- und Schulterfedern sind schwarz mit blau und grünem Glanze; Unterleib weiß. Der ganze Oberkopf in Verbindung mit einem Streif am Hinterhals ist schwarz mit einem grünen Glanze; der Unterrücken, Steiß, Schwanz und Flügel sind aschgrau; die Kehle und der Hals weiß, letzterer an den Seiten mit einem aschgrauen Anstrich. Das Weibchen gleicht dem Männchen. Der Schnabel ist schwarz, am Grunde gelblich, Augenstern rot; die nackten Zügel grün; die Füße grünlichgelb. Etwa zweijährige Vögel haben dunkelbraune Füße mit einem grünen Anstrich und einen rotbraunen Augenstern. Sie sind auf dem Kopf schwarzbraun, grünglänzend; Vorderhals und Brust gelblichweiß, mit graubraunen Streifen; die Deckfedern der Flügel und der Rücken mit rostgelben dreieckigen Flecken. Der dreifedrige Federbusch am Hinterkopf fehlt. Junge Vögel haben einen gelblichgrünen Schnabel mit braunem Rücken, einen braunen Augenstern und olivenbraune, grüngelb überlaufene Füße. Der Kopf, Oberrücken und Flügeldeckfedern sind dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken und die dunkelbraunen Schwungfedern haben an der Spitze weißliche Flecken. Länge 60 cm, Flugbreite 108 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Auch der Nachtreiher war früher, unter dem Namen Focke, ein Gegenstand der hohen Jagd, geschont, und deshalb als Brutvogel in Deutschland nicht selten. Jetzt ist er bei uns als solcher nahezu ausgerottet, in Ungarn aber gibt es Gegenden, wo Nachts die Luft auf weithin von ihrem Geschrei erfüllt ist, ein rauher, rabenartiger Ton, der wie „koak", bei jungen Vögeln wie „krüak" klingt. Er verlangt ausgedehnte Sumpfgegenden und Altwasserreviere, die von Laubwäldern, dichtem Gebüsch und Rohrwäldern gesäumt und durchschnitten sind. Bäume sind ihm unentbehrlich, denn auf ihnen schläft er wohl versteckt den ganzen Tag, auf ihnen horstet er auch. Erst bei Nacht wird er munter und ergibt sich, öfter nach weiten gesellschaftlich unternommenen Flügen, an geeigneten Stellen dem Fischfange. Wie ergiebig und geschickt er diesen betreibt, beweisen seine Nistkolonien, wo die verfaulenden Fische einen pestilenzialischen Geruch verbreiten. Er horstet im Mai, stets auf Bäumen, die vier Eier sind blaßgrün, 55 + 40 mm groß. Während der Brutzeit ist er auch Tags unruhig, Nachts aber herrscht in seinen Kolonien ein höllenmäßiger Lärm, in der Luft, auf den Bäumen und am Boden.

Die Rohrdommel.

Ardea stellaris; Botaurus stellaris, lacustris, arundinaceus.

(Tafel 36, Figur 4.)

Große Mooskuh, Rohrpump, Rohrbrüller, Rind-, Kuh-, Moosreiher, Fluder, Ibrum, Hortikel 2c.

Hellrostbraun; auf dem Oberleib schwarze Flecken und schwarze Wellenlinien; der Unterleib heller mit schwarzen Längeflecken. Der Oberkopf und ein Kinnstreif schwarz; die weißliche Kehle durch einen braunen Mittelstreif der Länge nach geteilt; der dicke Hals schwärzlich geflammt. Der Schnabel hellolivengelb, ins Bräunliche spielend, auf dem Rücken dunkelbraun; die nackte Haut im Gesicht olivenbraun, die Mundwinkel, die Augenlider und ein Streif über den Augen aber gelb; die Augensterne gelb; die Füße grünlichgelb, die Schienbeine vorn und die Zehen ganz olivenbraun. Das lockere Gefieder läßt den Vogel viel größer erscheinen als er ist. Zwischen Männchen und Weibchen besteht in der Färbung kein Unterschied. Länge 68 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanzlänge 10 cm.

Die Rohrdommel ist im südlichen und nördlichen Deutschland kein seltener Zugvogel, im südlichen und südöstlichen Europa sogar häufig. Bei uns erscheint sie im April, zieht im Oktober. Schmale Rohrbänder an Sümpfen, Teichen und Flüssen genügen ihr zum Aufenthalt freilich nicht, sie verlangt schon ordentliche Rohrwälder, wo diese verschwinden, verschwindet auch der höchst merkwürdige Vogel. Ihr Körper ist der absonderlichsten Stellungen fähig. Gewöhnlich hockt sie da, den Hals tief zur Brust eingezogen und den Kopf mit dem spitzen Schnabel zum Rücken gedreht, eine bucklige, kuriose Figur mit losem Gefieder darstellend. Nicht selten, besonders bei nahender Gefahr und nachhaltiger Verfolgung wird ihre Haltung noch auffallender. Sie drückt sich auf die Fußwurzeln nieder und streckt Leib und Hals mit aufgerichtetem Kopfe und Schnabel fast senkrecht in einer Linie in die Höhe, so daß sie mehr einem Pfahle, einem Stummel Holz gleicht, als einem lebenden Wesen. Ganz ihrer schleichenden bedächtigen Natur gemäß ist auch ihr Gang. Das Merkwürdigste ist ihr sonderbar schauerlicher Balzgesang, ein Brüllen von ganz unheimlicher Stärke, das sich mit „Üü-ü-prumb, üprumb ü prumb, ü prumb-buh" einigermaßen wiedergeben läßt. Graf Wodzicki hat die balzende Rohrdommel genau beobachtet und beschreibt den Vorgang wie folgt:

„Der Künstler (die männliche Rohrdommel) stand auf beiden Füßen, den Leib wagrecht gehalten, den Schnabel im Wasser und das Brummen ging los: das Wasser spritzte immerfort. Nach einigen Noten hörte ich das Naumannsche „Ue" und das Männchen erhob den Kopf, schleuderte ihn zurück, steckte den Schnabel sodann schnell ins Wasser und da erschallte das Brummen, so daß ich erschrak."

Dieses Konzert erschallt meist in der Dämmerung und Nachts. — Das Nest steht meist über Wasser auf niedergetretenem Schilf und Rohr, ist ohne alle Kunst und enthält im Mai drei bis fünf bläulichgrüne Eier, 52 + 39 mm groß, die in zirka 20 Tagen ausgebrütet werden. Ihre Nahrung besteht aus Fischchen, Kerfen, Eidechsen, Fröschen, Schlangen u. dergl. Sie zieht bis nach Afrika.

Die Zwergrohrdommel.

Ardea minuta; Ardetta minuta; Ardeola pusilla; Botaurus minutus.

(Tafel 36, Figur 10—12.)

Zwergreiher, kleiner Reiher.

Der glatte Kopf oben, der ganze Oberleib, die Schulterfedern, der Steiß und Schwanz sind schwarz mit grünem Schiller; Hals, Unterleib und Flügeldeckfedern hell lehmfarbig. Der Hinterhals geht ins Aschgraue über und die dunkelbraunen Brustfedern haben breite, gelblichbraune Einfassungen. Der Schnabel ist gelblich, auf dem Rücken braun; das nackte Gesicht gelb, mit einem braunen Zügel, die Augensterne gelb, die Füße hellgrün. So stellen sich uns alte, dreijährige Vögel dar, und zwar wie in allen Altersstufen Männchen und Weibchen gleich. Der zweijährige Vogel hat die Färbung des Weibchens, Figur 11 unserer Abbildungen auf Tafel 36. Bei ihm ist der Oberscheitel schwarz, die Genickfedern etwas verlängert; ein Streif über dem Auge samt dem Hinterhalse roströtlichgrau; das Rückenschild schokoladebraun; die Flügeldeckfedern sind hell rostgelblichgrau; die mittleren und großen Schwingen schwarz, Bürzel und Schwanz schwarz. Die Kehle ist weiß, rostgelb gefleckt, der Vorderhals dunkelrostgelb gefleckt, der Unterkörper weißlich rostgelb mit langen Schaftstrichen. Das Jugendkleid weist auf dem Oberkopf eine matt braunschwarze Platte auf, Wangen und Halsseiten sind bräunlich rostgelb, dunkel gefleckt; Hinterhals rostfarbig; Oberrücken und Schultern bräunlich rostgelb mit rötlich schwarzbraunen Flecken; Unterrücken ebenso, weniger licht gekantet. Über dem Auge ein heller Streif; die Kehle ist weiß mit einem gefleckten Längsstreif; der ganze Unterkörper rostgelblichweiß mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Länge 40 cm, Flugbreite 57 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Dank ihrem geschmeidigen Körper, sagen die Gebrüder Müller, durchklettert, durchkriecht und durchschleicht dieses turteltaubengroße Vögelchen das Röhricht noch viel gewandter und heimlicher als ihre große Base. Im dämmrigen Verstecke der Rohrhalme oder der Binsen treibt sie ihr behendes, anmutiges Wesen, sie schreitet viel rascher als ihre große Verwandte dahin, beugt den Hals etwas vor, watet hochaufgeschürzt mit wippendem Schwänzchen im seichten Wasser oder klettert, meist mehrere Rohrstengel und Binsen mit einem Zehengriffe umfassend, mit staunenswerter Geschicklichkeit umher. Ihren Standort hält sie für gewöhnlich treu ein; findet sie sich aber von dem Röhricht, wie es wohl vorkommt, durch irgend ein Hindernis abgeschnitten, so nimmt sie das Strauchwerk oder die Bäume des Ufers zur Zuflucht. Die Stellungen und Verdrehungen der Zwergrohrdommel sind noch merkwürdiger und noch täuschender als jene der Vorigen, die jähen, plötzlichen Schnabelangriffe sehr stark

und sehr gefährlich, insbesondere für Kinder, auch in der Gefangenschaft. Bei der Brut offenbaren die Alten eine große Liebe zu Eier und Jungen. Diese verweilen sehr lange in dem flachen Binsenneste und erhalten Fisch-, Lurchen- und Kerfennahrung vorgewürgt, die rostbraunen Nestlinge verstehen es meisterhaft der Gefahr sich zu entziehen. Die Zwergrohrdommel ist Nachtvogel und lebt sehr versteckt. Sie kommt im April und zieht Ende September, brütet im Juni auf fünf bis sieben hellblaugrünlichen Eiern, welche 33 + 25 mm messen. An die Gefangenschaft gewöhnt sie sich sehr leicht, frißt vorgeworfene Fischchen sofort, braucht aber großen Raum, soll sie auch ausdauern.

Störche. Ciconiidae.

Wir haben in Europa nur zwei Arten Störche. Sie sind ausgezeichnet durch einen etwas dicken, sehr langen Hals und sehr lange dünne Füße. Der Kopf ist ziemlich rund, in einem nackten Felde liegen die mittelmäßig großen Augen. Der Schnabel ist sehr lang, gerade, sehr glatt, fast kegelförmig, am Grunde rund, vorwärts an den Seiten zusammengedrückt; die Mundkanten etwas eingezogen und sehr scharf; an dem Unterschnabel ein weichhäutiger kleiner Sack. Die Nasenlöcher sind länglich, schmal, am Anfang spitz, vorwärts erweitert und durchsichtig. Sehr groß sind die Flügel. Die Füße sind hoch über die Fersen nackt und die am Grunde mit einer Haut verbundenen drei Vorderzehen etwas kurz, die hintere höhersitzende aber noch kürzer, alle mit gebogenen, kurzen, stumpfen Nägeln versehen.

Der Hausstorch.

Ciconia alba, nivea, candida; Ardea ciconia.

Weißer Storch, Adebar, Ebinger, Langbein, Honnotter, Ebeher, Klapperstorch.

Er ist weiß, die Schwung- und Schulterfedern schwarz. Die nackte Haut um die Augen herum schwarz, die sackförmige Haut am Unterschnabel rot und schwarz gefleckt. Die Augensterne braun, Schnabel und Füße schön rot. Länge 110 cm, Flügelbreite 224 cm, Schwanzlänge 26 cm. Das Weibchen ist kleiner.

Gewiß ist der Storch eine der originellsten Erscheinungen in der ganzen Vogelwelt, ein ebenso schöner, wie kluger Vogel, ein freies und selbstbewußtes Tier, das sich doch dem Menschen mit innigem Vertrauen anschließt und darum auch bei Jung und Alt sich einer Beliebtheit erfreut, die voll begreiflich ist durch sein würdevoll-liebenswürdiges Wesen. Aber ihm, dem allseitig das „Willkommen Frühlingsbote!“ entgegentönt, haben unsere Weidmänner Todfeindschaft geschworen. Des alten Lampe jüngste Sprößlinge und die Vogelbrut, insbesondere Rebhühnerbrut, sind dem Froschvertilger eben sehr willkommene Abwechselung. Haben aber die Jagdberechtigten ihre Freude an Hasen und Hühnern,

warum soll denn das unzählbare Heer der harmlosen Naturfreunde, derjenigen, welche ohne Huhn und Hasen ihr Leben zu fristen hätten, selbst wenn gar kein Storch in der Welt wäre, zu Gunsten einer Minorität leer ausgehen? Ein einziges Storchenpaar in seinem Dorfe vermittelt dem Landmanne den anziehendsten Verkehr mit der Vogelwelt, einen anderen gefiederten Ersatz kann und will er sich nicht ausfindig machen. Anregend wie interessant ist die tägliche Beobachtung des Familienlebens auf dem Dache. Der übermäßigen Ausdehnung von Adebars Geschlecht müssen wir freilich leider entgegentreten. Die Storchenschonung, sagt Jäger, stammt offenbar aus dem Orient, wo die Störche und ähnliche Vögel als Straßenreiniger und Giftschlangentöter heilig gehalten werden, und man darf wohl annehmen, daß der Storch erst in Begleitung des Menschen nach Deutschland kam. Daraus kann man schon auf die Anhänglichkeit der Störche an den Menschen schließen. Die überwiegende Menge der auf deutschem Boden lebenden Störche ist auf menschlichen Gebäuden angesiedelt und in den seltenen Fällen, wo ein Storch sich einen hohen, alten mit Hornzacken ausgestatteten Baum zum Aufenthalt nimmt, steht dieser immer in der Nähe menschlicher Wohnungen, oder wenigstens in dicht bevölkerten Gegenden, menschenleere Ländereien meidet er ganz entschieden. Der Storch liebt offenen, freien Boden, auf Wiesen, Viehtriften, jungen Saatfeldern, Brüchen mit niederem Pflanzenwuchs findet er seine Nahrung; die aus Taufröschen, Insekten und deren Larven, Ringelnattern, Eidechsen, jungen Feldvögeln, Mäusen, Maulwürfen u. s. w. besteht. Man sieht ihn nirgends da, wo hoher Pflanzenwuchs, Schilf, Binsen, Gesträuch oder gar Wald den Boden deckt, denn er muß unbedingt freie Umschau halten können. Da ihm Menschenleere, trockener Boden und beschränkte Umschau zuwider ist, so fehlt er im Gebirge ganz, nur in sehr weiten Thälern siedelt er sich allenfalls an, Hochebene mit trockenem durchlässigen Boden, wie es Kalkstein-Gebirge sind, meidet er ebenfalls; ungemein häufig dagegen ist er in Ebenen mit fruchtbaren, dicht bevölkerten Niederungen mit Sümpfen, Brüchen, Morästen, Kanälen, trägen Flußläufen und so ist er denn in der norddeutschen Ebene und besonders dem angrenzenden Holland in großer Menge ansässig. In Dittmarschen, den Vierlanden bei Hamburg ist kaum ein einzelnes Gehöfte zu finden, das kein Storchennest hat, und es giebt in Norddeutschland Dörfer mit dreißig und mehr Storchennestern. In Süddeutschland ist er viel einzelner und trifft von seinen Winterquartieren oft schon Mitte Februar, manchmal aber erst Ende März ein. Seine Ankunft wird meist nicht bemerkt, er steht eben auf einmal hoch auf seinem Horst, freudig begrüßt von der Dorfjugend und wieder grüßend mit fröhlichem Geklapper. Die wenigen Fälle, wo man ihn kommen sah, weisen darauf hin, daß er aus den höchsten Regionen der Luft, so hoch, daß das Auge ihn nicht wahrnimmt (so hoch nämlich ziehen sie), in Schraubenlinien senkrecht auf seinen Horst sich herabsenkt. Bald kommt Mann und Weib zumal, oft jedes einzeln in mehrtägiger Pause. In der ersten Zeit setzt es dann öfters Kämpfe ab mit sogenannten wilden Störchen, die noch keinen Horst haben, und sie enden nicht immer mit dem Sieg des rechtmäßigen Eigentümers. Nun wird das Nest mit Reisigprügeln, Rasenstücken u. s. w. erhöht — man hat Nester gesehen, die allmählich bis zehn Fuß hoch wurden — und mit drei bis fünf, 70 + 50 mm großen reinweißen, glatten Eiern belegt, die nach 28 bis 31 Tagen grauweiß wollige Junge liefern. Sie werden stets von einem der Eltern bewacht, während das andere Wasser und Futter im Kehlsack oder im Schnabel daher schleppt. Anfangs werden die Jungen geätzt, später speien die Alten das Futter nur auf den Nestrand aus — Frösche, Fische, Mäuse, Maulwürfe und andres, oft noch lebendig, daß sie öfters herabfallen — und die Jungen werden gelehrt, das Zeug zu töten und selbst aufzunehmen. Die Jungen haben eine zischende, klägliche „fitschü, schüt, schüt, schüt" klingende Stimme, nach einigen Wochen klappern sie wie die Alten und dann dauert es noch einige Zeit, so hüpfen sie Flügel schlagend auf dem Neste umher, bis sie endlich flugbar werden.

Im Ganzen verlaufen über der Entwickelung volle 2 Monate. Im August beginnt der Wegzug, hiebei sammeln sich die Störche zunächst in Trupps von 30—100 Stück, die sich dann öfters noch einige Zeit in der Nähe herumtreiben und häufig in Brüchen oder auch auf hohen Eichbäumen, mitten im Wald übernachten. Später scheinen sich mehrere solcher kleineren Flüge zu größeren Scharen zusammenzuschlagen und so berichtet Naumann von Flügen von 2—5000 Stück. Ja Dr. Shaw sah am Fuße des Berges Karmel drei förmliche Ströme von Störchen, jeden drei Stunden lang und eine halbe englische Meile breit. Diese ungeheuren Züge kommen aber deshalb so selten zur Beobachtung, weil die-

selben meist — nicht immer — in so schwindelnden Höhen dahinziehen, daß das menschliche Auge sie nicht mehr wahrnimmt. Die Winterquartiere der Störche sind offenbar nur zum Teil bekannt, daß in Egypten zahllose Mengen von Störchen überwintern, ja daß sie sogar bis nach Centralafrika vordringen müssen, ist sicher, doch scheinen das mehr die aus Asien kommenden Störche zu sein. Unsere deutschen dürften wohl eher unter den zahlreichen Störchen sich befinden, welche in Spanien überwintern und andere Winterquartiere werden vielleicht noch in Westafrika aufgefunden werden. So gravitätisch Haltung und Gang, so schön ist der Flug dieses mächtigen Vogels: Hals und Schnabel gerade nach vorn, die langen Beine ebenso nach hinten und die großen Flügel soweit gespannt, daß die Schwungfedern sich fingerartig spreizen, wie bei der Rabenkrähe, schwimmt er ohne sichtbare Flügelbewegung dahin, bald geradeaus, bald — wie namentlich in der Paarungszeit — in gigantischen Schneckenlinien hoch bis in die Wolken sich hinaufschraubend.

Der Schwarzstorch.

Ciconia nigra, fusca; Ardea nigra, atra.

(Tafel 36, Figur 1 und 2.)

Waldstorch.

Kopf, Hals und der ganze Oberleib braunschwarz mit grauem purpurfarbigem Glanze; der Unterleib weiß. Die nackte Haut um die Augen ist rot, die Augensterne braun. Der Schnabel und die Füße sind rot. Junge Vögel haben bräunlich schwarzgrünes Gefieder, schmutzig weißgrau gesäumt; die nackte Augenhaut ist rötlichschwarz, Schnabel olivengrün, die Füße rot. Länge 105 cm, Breite 198 cm, Schwanzlänge 24 cm.

Er bewohnt Mittel- und Süd-, seltener Nordeuropa, ist in Asien und Afrika weit verbreitet. In einsamen, entlegenen, alten Waldungen legt er auf Eiche, Buche oder Kiefer seinen Horst an, Bedingung ist, daß der Baum wipfeldürr ist und ihm weite Ausschau gewährt. Er ist außerordentlich scheu und verläßt oft schon seinen Standort, wenn er sich nur beobachtet weiß. Entzückend schön ist der Kreisflug des männlichen Schwarzstorches in der Höhe zur Zeit, da das Weibchen brütet. In stetigen, kaum von einem Flügelschlag unterbrochenen Schraubenwindungen erhebt sich der im Sonnenschein purpurstrahlende Vogel und durchzieht den Aether in majestätischen Kreisen. Sein Flug ist gewandter, leichter als derjenige des weißen Storches, sein ganzes Gebahren ist wilder, flinker, behender und anmutiger. Er beginnt seine Jagd erst nach sorgfältigster Prüfung der Sicherheit, schreitet dann langsam, schleichend, umher. Seine Nahrung ist noch bedeutend vielseitiger; allem Kleingetier: Nagern, Vögeln, Schlangen, Lurchen, Insekten ist er gefährlich, den Fischfang betreibt er mit wahrer Leidenschaft und nur zu großer Geschicklichkeit. Er reist in kleinen Zügen, den Geselligkeitstrieb seines weißen Vetters hat er nicht. Wäre er nicht so selten, müßte man ihn zu den schädlichsten Vögeln zählen. Die Eier messen 65 + 48 mm, sind jenen des weißen Storches sonst gleich; man findet sie um die Mitte April.

Der Sichler.

Plegadis falcinellus; Falcinellus rufus; Scolopax rufa; Tringa autumnalis; Numenius autumnalis; Tantalus falcinellus; Ibis sacra.

(Tafel 35, Figur 6 und 7.)

Brauner Sichler, Sichelschnabel, Sichelreiher, Schwarzschnepfe, Nimmersatt.

Er ist der einzige Vertreter der Sichler in Europa, seine wissenschaftlichen Bezeichnungen beweisen die Verlegenheit der Systematiker, wo er einzureihen wäre. Der Schnabel ist lang, sichelförmig abwärts gekrümmt, nach der Spitze zu walzenförmig rund, am Grunde etwas hoch, an den Seiten des Oberschnabels eine bis zur äußersten Spitze gehende Längefurche; der Unterschnabel fast von gleicher Stärke und Gestalt des Oberkiefers. Kopf, Hals, Brust und Unterleib dunkel kastanienbraun; Oberleib, Flügel und Schwanz schwarz mit starkem grünem und violettem Glanze. Im Winterkleide sind Kopf, Vorder- und Hinterhals schwarz, nach unten hin lichter, alle Federn weißlich gesäumt; der übrige Oberkörper ist kupferfarben und grün gemischt, der Unterkörper braungrau. Junge Vögel sind an Kopf und Hals matt schwarzbraun, weiß gefleckt. Schnabel und Füße sind grünlichschwarz, ersterer mit rötlichbrauner Spitze. Länge 60 cm, Flugbreite 98 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Der Sichler, ein naher Verwandter des „heiligen Ibis“, bewohnt die heiße und warme Zone aller fünf Erdteile. Im südlichen und südöstlichen Europa, beginnend ab Ungarn, ist er nicht selten, er verfliegt sich auch bis Deutschland und Holland; ganz vereinzelt bis Schweden und sogar auf Island wurde er beobachtet. Er bevorzugt sumpfige, häufig überschwemmte Gegenden, ist sehr klug, sehr vorsichtig und scheu, nährt sich von Wasserinsekten, Würmern und Larven, Laich, Schnecken und kleinen Fischen, auch Heuschrecken frißt er, wie gelegentlich ein Mäuslein und kleine, junge Vögelchen. Auf den Wanderflügen zeigen sich seine Scharen dadurch aus, daß sie in einer Front, so dicht, daß sich die Flügelspitzen der Nachbarn fast berühren, in bedeutender Höhe dahinfliegen, dabei die anmutigsten Bogenlinien beschreibend. Der Nestbau beginnt in Ungarn Mitte Mai, in dicht mit Rohr bestandenen Sümpfen. Die drei, selten vier Eier messen 52 + 36 mm, sind einfarbig, dunkelblaugrün.

Der Löffler.

Platalea leucerodia, nivea; Platea leucerodia.

(Tafel 35, Figur 8.)

Weißer Löffler, Löffelgans, Schaufler, Löffelreiher.

Von sechs Arten hat Europa eine Art, die sehr selten auch Deutschland durchstreift, z. B. in Bayern an der Donau, bei Reichertshofen, am Bodensee vereinzelt gesehen und natürlich auch geschossen wurde. Der schöne Vogel mit dem so abenteuerlichen Schnabel ist rein weiß, hat nur um den Kopf einen gelben Gürtel; vom vierten Jahre erst ab ist die Zierde des Vogels, ein großer, bis 17 cm langer, rötlich ockergelber Federbusch auf dem Hinterkopf und Genick, vollendet. Die Augen sind karminrot, Augenringe gelblichgrün, die Kehle grünlichgelb. Dem jungen Vogel fehlt sowohl der Federbusch wie die gelbe Farbe, dagegen sind seine Flügel- und Schwanzfedern schwarzgefleckt. Vielen Veränderungen ist der Schnabel, eine platte Löffelform, unterworfen. Im ersten Jahre ist er weich, biegsam, fleischfarbig; vom zweiten bis zum vierten Jahre treten immer stärker werdend von der Stirn bis nahe zum Schnabelrande Querrunzeln auf, dabei wird der Schnabel immer dunkler, bis er im dritten Jahre schwarz, mit ockergelbem Ende, geworden ist. Gefühl, und zwar offenbar feines Tastgefühl, behält der Löffler stets in seinem Schnabel. Die Füße sind schwarz, den Storchbeinen ähnlich gestaltet. Länge 80 cm, Breite 140 cm, Schwanzlänge 13 cm; Schnabel 20,5 cm lang, er ist an der Wurzel 3,5 cm, in der Mitte 2 cm, am Ende 5 cm breit, Füße 16 cm.

In Holland ist der Löffler Brutvogel, dann wieder im südöstlichen Europa, sehr häufig ums Schwarze und Kaspische Meer, Südsibierien bis Nord-China, auch in Nordafrika brütet er. Er ist ein außerordentlich kluger, dabei ebenso gutmütiger, harmloser Vogel. Strandseen und Sümpfe, insbesondere flache Inseln mit weit einspringenden Buchten, seichter, verschlammter Grund an den Ausflüssen der Ströme in das Meer sind seine Lieblingsaufenthalte. Die Löffler leben in größeren Gesellschaften, halten dicht und sehr friedlich zusammen. Ihr Flug ist niedrig, gerade, oft schwebend und ziemlich gewandt; dabei halten die Vögel, wenn sie größere Wegstrecken zurücklegen, entweder eine einfache oder doppelte gerade Linie ein, oder sie bilden ein Dreieck mit ungleichen Seiten; Kopf, Hals und Füße werden horizontal ausgestreckt. An seichten Stellen sieht man sie oft den ganzen Tag über, wie auch in mondhellen Nächten, in Schlamm, Sand und Wasser emsig nach Nahrung herumsuchen, welche in kleinen Fischen, Käfern, Würmern, Laich, Mollusken und Wasserlinsen besteht. Langsam und oft dicht zusammengedrängt, — sagt Heuglin —, schreiten sie gemächlich gegen die Strömung an, die Spitzhälfte des Schnabels ins Wasser gesenkt und letzteren beständig und rasch seitlich hin- und herbewegend, um zu gründeln. Selten hört man die rauhe, gurgelnde Stimme. Auch die Nester bauen sie kolonienweise, sie sind verhältnismäßig klein, und aus mehreren Lagen von dürren Reisern und Wüstengräsern ziemlich solid zusammengefügt. Die zwei bis vier Eier sind weiß, schwach bläulich, mit rötlichgrauen und dunkelolivenbraunen Flecken. — Er wird sehr zahm, man füttert ihn mit Fischchen, zerschnittenem feinen Fleisch, Eingeweide von Federvieh, mit der Zeit gewöhnt er sich an allerhand bessere Abfälle des Haushalts und des Gemüsegartens.

Der Flamingo.

Phoenicopterus ruber, roseus, antiquorum, europaeus.

Flamant, Flammenreiher, Scharten- oder Scharnierschnabel.

Es ist ein wundervoller Vogel, weiß, äußerst zart und schön, rosenrot überhaucht, Oberflügel karminrot, Schwingen schwarz, Augen gelb, Augenringe karminrot, Schnabel an der Wurzel rosenrot, an der Spitze schwarz, Füße karminrot, Länge 120 cm, Flugbreite 160 cm, Schwanzlänge 14 cm, Lauf 37,8 cm, Schnabel 15 cm. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, die Jungen haben weißes Gefieder, Hals grau, Oberflügel gesprenkelt.

In Europa ist der Flamingo in Süd-Frankreich und Spanien nicht selten, ziemlich oft auf Sardinien, Sizilien, selten in Griechenland, er verfliegt sich zuweilen nach dem mittleren Europa und ist am häufigsten um das Schwarze und Kaspische Meer. Eigentlich häuslich ist er an den Strandseen Nordafrikas und des südlichen Asiens, wo sie Brackwasser treffen, gehen sie auch weit landeinwärts, so im mittleren Asien und mittleren Afrika. Als Brutvogel dürfte er in Europa nur sehr selten zu treffen sein, seine Scharen erscheinen nur auf ihren Wanderzügen, die ein Streifen von Salzsee zu Salzsee sind, meist in einer Anzahl von vielen Hunderten. Gewöhnlich steht er bis über das Fersengelenk im Wasser auf einem Bein, den Hals eigentümlich verschlungen vor die Brust gelegt, den Kopf unter den Schulterfedern der Flügel verborgen. Die Nahrung besteht in kleinen Wassertieren, Schnecken, Würmern, Krebsen, kleinen Fischen und einigen Pflanzenstoffen, er rührt, auf Nahrung ausgehend, mit den Füßen den Grund auf und senkt den Schnabel in den Schlamm, um zu gründeln. Er baut sein Nest im Wasser aus Schlamm und Wasserpflanzen als kegelförmigen Haufen, der etwa 30—40 cm über die Oberfläche des Wassers hervorragt, oder scharrt auf einer flachen mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Insel eine Mulde aus. Die zwei bis drei Eier messen 77 + 48 mm und sind von weißer Farbe, werden 30—32 Tagen erbrütet. Einzig steht er in der ganzen Vogelwelt da, durch die Art, seine Nahrung zu sich zu nehmen. Er dreht den Scheitel und den Oberschnabel nach unten, den Unterschnabel nach oben. Das Wasser spritzt er seitwärts durch die Lamellen aus, die genießbaren Stoffe bleiben zurück. Hiebei leistet ihm die große fleischige Zunge — eine große Delikatesse der Alten — wesentliche Dienste. Das Fleisch — mit Ausnahme dem ganz alter Vögel — ist sehr wohlschmeckend. In der Gefangenschaft verlangt er ein Bassin mit temperiertem Wasser, den ganzen Boden seines Gewahrsams dick mit Wassersand belegt, ein rundes, ausgedrehtes Freßgeschirr von 20 cm Tiefe und 40 cm Durchmesser, als Futter aufgequellte Hirse, halbgekochten Reis, fein in Streifen geschnittenes Fleisch, Kopfsalat, Wasserlinsen und wenn möglich Fischchen und Ameisenpuppen. So verpflegt, vertragen die liebenswürdigen, wundervollen Geschöpfe die Gefangenschaft gut.

Die Schwimmvögel. Natatores.

Die acht Familien, welche wir unter dieser letzten Ordnung vereinen, sind gekennzeichnet durch langen Hals, kurzen Schnabel, kurze Beine und Schwimm- oder Ruderfüße. Die meisten von ihnen sind zugleich gute, viele ganz ausgezeichnete Flieger, dagegen sind sie alle ziemlich schlecht zu Fuße, watscheln infolge der nach hinten gerichteten Beine. Bei einzelnen sind die Flügel ganz verkümmert, alle aber schwimmen und tauchen ausgezeichnet. Der Schnabel ist äußerst verschieden gebildet, manchmal weich und sehr empfindlich, teilweise hoch und scharf, teilweise breit und flach, teilweise zugespitzt. Die Bürzeldrüse ist ganz ungemein entwickelt, da ja das Gefieder stetiger starker Einölung bedarf. Der Schwanz ist meist kurz. Die Begabung ist verschieden, meist sind es kluge Vögel. Die große Mehrzahl der Arten lebt in Scharen zusammen, ruht, schwimmt, fliegt und jagt gemeinschaftlich, brütet auch gesellig. Bis weit hinaus in die offene See treffen wir auf Schwimmvögel, wie sie bis in den höchsten Norden verbreitet sind. Sehr viele ihrer Arten werden uns höchst nützlich durch Fleisch und Eier, Federn und Guano. Wir kennen 80 Gattungen mit über 550 Arten. Fünf der Familien der Schwimmvögel sind kosmopolitisch, drei Familien gehören der nördlichen oder südlichen gemäßigten Zone an. In Europa haben wir die Familien der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres), der Möwen (Laridae), Sturmvögel (Procellariidae), der Pelikane (Pelecanidae), der Taucher (Urinatores), Seetaucher (Colymbidae), und der Alken (Alcidae).

Die Zahn- oder Siebschnäbler. Lamellirostres.

Entenvögel werden sie auch genannt, ihr Urbild ist auch die Ente. Höchst eigenartig ist die Schnabelbildung der Lamellirostren, die zahnähnliche Gebilde, wie namentlich bei dem Sägetaucher oder Horngebilde (Gänse, Enten, Schwäne) aufweisen, die je nach den Arten sehr verschieden ausgebildet sind. Es sind dicht und schräg stehende kulissenartige, oft ungleiche Blätter in beiden Kiefern, die zusammen mit einer fransenartigen Seitenarmatur der Zunge einen, den Walfischbarten durchaus vergleichbaren Seihapparat darstellen. Das mit dem Schnabel geschöpfte Wasser läuft zwischen ihm ab und die festen Bestandteile, die es enthielt, Entengrün, Schneckchen, Insekten u. s. w. bleibt in ihm hängen. Bei ihrem großen Nervenreichtum sind die Blätter zugleich vorzügliche Tastorgane. Ungemein charakteristisch ist der Schnabel der Löffelente. Die Epidermis der Füße tritt auf in Gestalt einer Art Chagrin (der Lauf ist gekörnt), die Form ist der Schaufelfuß. Unter den Unterfamilien räumen wir gewiß mit Recht den majestätischen Schwänen die erste Stelle ein.

Schwäne. Cygninae.

Der Leib ist gestreckt, der Hals sehr lang, der Kopf mittelgroß, der etwa kopflange Schnabel gerade, gleich breit, halbwalzenförmig, am Grunde höher als breit, übrigens plattgedrückt; die Oberkinnlade die untere fast ganz bedeckend, an der Spitze ein stumpfer, breiter Nagel und an den Rändern häutige Lamellen. Der niedrige, stämmige Fuß ist weit hinten eingelenkt, die Hinterzehe klein und schwächlich, so hoch eingelenkt, daß sie beim Gehen den Boden nicht berührt; die Schwimmhäute sind sehr groß. Die Flügel haben sehr lange Armknochen und ziemlich kurze Schwungfedern. Schwäne finden sich in allen Erdteilen, wir zählen ihrer zehn Arten, besonders bevölkern sie die nördliche gemäßigte und kalte Zone, sie alle leben auf Seen, großen Flüssen und wasserreichen Sümpfen und dem Meere; alle wandern sie auch, doch gleichen diese winterlichen Züge vielfach mehr einem regellosen Umherstreichen. Sie sind Tagtiere, gehen und fliegen wenig, schwimmen vorzüglich und wunderbar schön und hoheitsvoll. Nur mit einem förmlichen Anlauf, unter gewaltigem Peitschen der Wasserfläche mit den Fügeln vermögen sie sich vom Wasser aus zu erheben, vom Lande aus gelingt das Aufschwingen nicht leicht, dann aber steigen sie zu bedeutender Höhe auf und fliegen sehr rasch; herab lassen sie sich nur auf das Wasser und suchen auch da durch Vorstrecken der Beine und Schwebeflug den Anprall zu mildern. Ihre Nahrung besteht in allerlei Pflanzenstoffen, Kerbtieren, Würmern, Muscheln, Fischen, kleinen Lurchen ꝛc. Zu ihren hervorragendsten Charaktereigenschaften zählt Herrschsucht, Rauflust und Bosheit, aber auch treueste Gattenliebe für das Leben und hingebende Aufopferung für Eier und Junge, auch gegen ihre Pfleger zeigen sie Treue und liebevolle Anhänglichkeit, nur sind auch ihre Liebkosungen von einer sehr bedenklichen Derbheit. Auch vertragen sich nur Schwäne ein und derselben Art in Gesellschaft; um das Weibchen wird mit Wut gekämpft. Sie nisten mit Vorliebe in süßen Gewässern, nach der Brutzeit aber lieben sie das Meer. Zu zähmen und auf Teichen zu halten sind sie alle leicht; ihre Schönheit und Anmut erwerben ihnen allgemein, bei allen Völkern Freunde, in der Sage und im Märchen spielen sie eine große Rolle (Schwanenritter, Schwanjungfrauen; Lichtgottheiten; Weissagung; [„es schwant mir"]; Jupiter und Leda; Schwanengesang; ꝛc. ꝛc.), ja auf Rügen vertritt er die Stelle des Storches, dort bringt der Schwan die Kinder. Europa hat vier Arten Schwäne:

Der Höckerschwan.

Cygnus olor, mansuetus, gibber; Olor mansuetus.

Stummer Schwan.

Das ganze Gefieder ist schneeweiß. Der Schnabel rot, Saum, Nasenlöcher, Nagel, Wachshaut und Schnabelhöcker schwarz; Augensterne braun; Füße schwarz mit rötlichem Schimmer. Das Weibchen ist etwas kleiner, der Schnabelhöcker bei ihm weniger dick. Die jungen Vögel haben ein bräunlich aschgraues Gefieder, Schnabel und Füße sind bleifarbig. Länge 180 cm, Flügelbreite 260 cm, Schwanzlänge 18 cm. 24 Schwanzfedern.

Von dem folgenden, dem Singschwan, unterscheidet ihn auch der etwas stärkere Hals, der meist in schöner, eine Art S bildender Biegung getragen wird. Häufig stellt auch der Höckerschwan während des Schwimmens die Flügel segelartig aufwärts. Ihn finden wir gezähmt auf allen unseren Zierteichen, seine Heimat ist das westliche Asien, die Balkanhalbinsel und ganz Mitteleuropa, doch vertreibt ihn als Brutvogel bei uns mehr und mehr die Kultur, er ist häufig nur noch auf den Seengebieten Nordostdeutschlands als wilder Brutvogel anzutreffen. Gezähmt ist er außerordentlich leicht zu züchten, auch kommt er vielfach, so insbesondere auf Spree und Havel und den Seen in deren Gebiet (bei Berlin, Potsdam, Brandenburg, Spandau) in halbwildem Zustande, durch Gesetze geschützt, vor. Ein großer Teil dieser Schwäne, d. h. wohl alle, deren Schwingen nicht gekürzt sind, fliegt bei Beginn des Wandertriebs in andere Gegenden und viele kehren auch wieder zurück. Als regelmäßiger Wintergast erscheint der Höckerschwan in den Lagunen des Nildelta. „Ich habe," schreibt von Heuglin, „ihn dort schon zu Anfang Oktober beobachtet, gewöhnlich paarweise oder in kleinen Gesellschaften, welche sich

Höckerschwan. Singschwan.

den Tag über gerne im freieren Wasser herumtreiben." Im April schreitet der Schwan zur Brut, an Ufern großer Landseen, wo viel Schilf und Rohr wächst, am liebsten auf Schilf- und Rohrinselchen. Das Nest ist kunstlos, aber sehr groß und aus sehr vielen Materialien, insbesondere aus Schilf- und Rohrwurzeln und -Stengeln als Untergrund, dann Halmblättern erbaut, ungemein dicht, oft 1 m hoch und 2 m im Durchmesser. Seine Jungen verteidigt das Männchen mit höchstem Mute und bei der enormen Kraft des Vogels fast stets mit Erfolg; sogar große Hunde ersäuft er und gegen den Seeadler verteidigt er sich auf dem Wasser gar nicht selten siegreich. Ungemein zärtlich sind zur Liebeszeit die Gatten, welche ja stets innigst zusammenhalten, nun aber zart tändeln, die Hälse ineinanderschlingen, auch unterhält der Schwan sein Weibchen durch wahrhaft prächtige Schwimmspiele. Die Bezeichnung „Stummer Schwan" entspricht durchaus nicht, gezähmte Schwäne rufen freilich selten, der wilde Schwan aber verfügt über eine laute, trompetende Stimme, wie „kurr" klingend. Recht nützlich macht sich der Schwan dadurch, daß er auf weites Wassergebiet hin keinen Reiher, keine Rohrdommel duldet. Gezähmte Schwäne haben, je älter sie werden, je mehr, den Fehler der Unduldsamkeit gegen alles andere Wassergeflügel, so ein altes Männchen des Höckerschwans verfolgt unablässig die armen Enten und Gänse, ja es mordet auch oft, insbesondere, so lange das Weibchen brütet. Die Weibchen sind viel friedfertiger. Sie bauen entweder auf ein kleines Inselchen im Teiche, oder in die bekannten kleinen Häuschen, die knapp über dem Wasserspiegel stehen, etwa 1½ m lang, 1½ m breit und

1 m hoch sind, einen 6 dcm breiten, 8 dcm hohen Eingang haben, das Nest, legen fünf bis neun Eier, 110 + 80 mm groß, von schmutzig graugrünlicher Färbung. Die Brutzeit dauert ziemlich sicher 35 Tage, die grauwolligen Jungen gehen den Tag nach ihrer Geburt mit dem Elternpaar in das Wasser. Ihr erstes Futter besteht in Wasserlinsen, Wassertierchen und zarten Pflänzchen, wo solches Futter nicht reichlich vorhanden ist, füttert man sie mit fein gehacktem Salat, der mit viel Kleie gemengt wurde. Später erhalten die Schwäne Hafer und Getreide, grün und reif, Erbsen und Brot, gekochte Kartoffeln, Rüben, Salat und Kohl, — Brot fressen sie ganz leidenschaftlich gern. Auf großen Teichen brauchen sie Sommers wenig Futter, denn sie finden genug Nahrung. Fische fressen sie, wenn man sie ihnen vorlegt, aber sie haben keine Gier nach ihnen, auch kein Geschick, sie zu fangen. Ganz schlecht vertragen alle Schwäne das Stallleben, nur in strengsten Wintertagen schütze man sie in reinlichen Ställen und gebe ihnen dort viel Wasser, sowie wieder ein Teil des Teiches offen zu halten ist, sollen sie hinaus. Den jungen Schwänen lähme man stets einen Flügel, dann ist es mit allen Wandergelüsten vorbei. Alte Männchen darf man nur auf ganz großen Teichen dulden, je älter sie werden, je erbitterter werden ihre Liebeskämpfe und nicht selten morden sie den jüngeren und schwächeren Nebenbuhler durch Ersäufen.

Das Wildbret aller Schwäne, insbesondere der älteren Tiere, ist ein schlechter Braten, es ist zähe und schmeckt thranig. Dagegen ist der Flaum und das weiche Gefieder hoch geschätzt. Der richtige Jäger schießt den Schwan, der zur hohen Jagd gehört, nur mit der Kugel, die Jagd ist ja an sich leicht. Kleinerer Hagel würde das getroffene Stück nur unnütz verwunden. In strengen Wintern sollte ein ehrlicher Weidmann den Höckerschwan nicht schießen, es handelt sich da stets um verflogene zahme Schwäne und auf Schußdistanz ist ja der schwarze Höcker auf dem Schnabelrücken leicht zu ersehen.

Der Singschwan.

Cygnus ferus, musicus, melanorhynchus; Olor cygnus.

Nordischer Schwan, Isländer Schwan, vielfach aber irrtümlich auch Wildschwan genannt.

Das ganze Gefieder ist weiß; Kopf und Nacken haben einen gelbbraunen Anstrich. Er ist von dem Vorigen sofort zu unterscheiden durch den Mangel des Schnabelhöckers, durch den schwarzen Schnabel mit gelber Wachshaut, durch den etwas schlankeren und meist gerade gestellten Hals. Die Augensterne sind braun, die Ruder mattschwarz. Die Zahl der Schwanzfedern beträgt 20. Die jungen Vögel sind aschgrau. Länge 160 cm, Breite 250 cm, Schwanzlänge 20 cm.

Obwohl der Singschwan dem vorigen an Anmut und Zierlichkeit ganz entschieden nachsteht, ist es doch ebenso gewiß er, mit dem die Sage sich so hauptsächlich beschäftigt, er ist der Urheber des Schwanengesanges, er ist der „nordische" Schwan, sollte darum auch den Lohengrin bringen, dessen Kahn auf allen unseren Theatern fälschlich der Höckerschwan zieht. Über seine sagenumwobene Stimme, die wie „killklii" tönt und auch sehr häufig noch über den sanften Laut „ang" verfügt, äußern sich die Forscher übereinstimmend dahin, daß sie einen ganz eigenartigen Eindruck hervorruft. Die Töne, insbesondere das „killklii" klingen in der Nähe rauh und gellend, wenn man sie aber von einer größeren Gesellschaft Singschwäne von ferne her vernimmt, so kann man es verstehen, daß die Isländer sie mit Posaunentönen und Geigenlauten vergleichen. „Den Namen musicus," meint Faber, „verdient er zu behalten. Wenn er nämlich in kleinen Scharen hoch in der Luft einherzieht, so läßt er seine wohlklingende, melancholische Stimme wie fernher tönende Posaunen vernehmen." „Gewiß ist," versichert Arman, „daß die Stimme des Singschwans einen helleren Silberklang hat als die irgend eines anderen Tieres, daß sein Atem nach der Verwundung den singenden Ton hervorbringt, daß seine Stimme in russischen Volksliedern vielfach gefeiert wird."

Der Singschwan ist im Norden Europas Brutvogel, ebenso im nördlichen Asien und Amerika. In den Sümpfen Finnlands, des nördlichen Rußlands, mittleren Sibiriens, wie Islands nistet er zahlreich. Faber hat ihn auf Island beobachtet und schreibt, daß er sich dort gegen Ende Februar bis Ende April auf den kleinen Süßwasserteichen aufhält; dann ziehen die meisten den höher gelegenen

Vergebenen zu, um in den dort liegenden Teichen zu brüten, während einzelne auch in den Thälern verweilen. — Ausnahmsweise kommt auch in Deutschland ein nistendes Paar vor. Das große, bald auf Inselchen feststehende, bald schwimmende Nest wird aus Binsen, Rohr und Schilf gebaut. Anfang Mai enthält es die sechs bis sieben Eier, 115 + 75 mm groß, gelblichweiß oder grünlich oder bräunlichgelb von Farbe. Ihr Benehmen gleicht sehr dem des Höckerschwans, sie sind freiheitsliebender, viel scheuer und listiger als jener. Schilling erzählt von der berechnenden Klugheit des Singschwans: „Er wurde auf einem Binnengewässer flügellahm geschossen, flüchtete zu seiner Rettung über Land einem großen Teiche zu und mischte sich hier unter die zahmen Schwäne. Wenn in der Folge auf ihn Jagd gemacht wurde, schwamm er jedesmal unter sie, obgleich er sie sonst mied, und so wußte er sich immer zu sichern." Ihre schlimmste Zeit ist Ende Juli bis Ende August, in diesen Wochen sind sie in der Mauserung und können Mangels der großen Schwungfedern nicht fliegen. Und nun jagt sie der Nordländer teils, an Binnenseen, mit Hunden, teils, auf dem Meere, im leichten Kahne oder im Seegelboot und schlägt sie mit Stöcken tot, denn hochgeschätzt sind Flaum und Federn, geschätzt auch im hohen Norden ihr zähes Wildbret. Sowie die Seen seiner Heimat zufrieren, begiebt sich der Singschwan auf das offene Meer und beginnt seine großen Wanderzüge, die ihn allwinterlich bis nach Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel und ganz Nordafrika führen.

In der Gefangenschaft wird er ganz gleich gehalten wie der vorige, auch ebenso zahm, ist aber noch viel unverträglicher und herrschsüchtiger und entfliegt ganz sicher, wenn er nicht flügellahm ist. Wo er gehalten wird, duldet er den schöneren Höckerschwan nicht, die Russen freilich und viele Liebhaber ziehen ihn wegen seiner gesangartigen Stimme dem Höckerschwan weit vor.

Der unveränderliche Schwan.

Cygnus immutabilis.

Er ist ein Bewohner des hohen Nordens, der in strengen Wintern auch in der Nordsee erscheint, nahezu gleich groß wie der Höckerschwan, ganz weiß und auch in der Jugend schon weiß. Seine Lebensweise wird wohl völlig jener der vorigen gleichen.

Der Zwergschwan.

Cygnus minor, Bewickii, melanorhinus, Altumi.

Der Zwergschwan, auch kleiner Singschwan, Bewickschwan genannt, ist vom Singschwan schwer zu unterscheiden.

Er ist rein weiß im Alter, in der Jugend graulich, der Schnabel ist zu dreiviertel schwarz und nur an der Wurzel gelblich fleischfarben. Die Länge beträgt 100—110 cm, die Flugbreite 190—200 cm, er ist also ganz bedeutend kleiner als der Singschwan.

Sein Verbreitungsgebiet ist das gleiche wie von C. musicus, im Fluge unterscheidet er sich von diesem Nächstverwandten durch raschere Flügelschläge und höheren feineren Ruf. Die Eier sind etwas kleiner, gleich gefärbt. Ungemein oft zeigen geschossene Zwergschwäne durch Frost verletzte Schwimmhäute.

Auf unseren Teichen werden als Ziervögel auch gehalten: der Trauerschwan (Schwarzschwan), Cygnus atratus, dessen Heimat Südaustralien und Tasmanien ist; und viel seltener der kostbare, wunderschöne Schwarzhalsschwan, Cygnus nigricollis, aus dem Süden von Süd-Amerika. Beide pflanzen sich in unseren Tiergärten und auf unseren größeren Zierteichen fort und sind unschwer, gleich dem Höckerschwane, zu halten.

Die Gänse. Anserinae.

Der Schnabel ist gerade, dick, kegelförmig, am Grunde sehr hoch — höher als breit; die obere Kinnlade über den Rücken wenig flach und vor dem Nagel etwas eingedrückt; die untere Kinnlade freier als bei den Enten und beide Kinnladen an den Seiten mit starken knöchernen Zähnen versehen. Die Nasenlöcher liegen in der Mitte des Schnabels, sind länglich oval, frei, durchsichtig und mit einer aufgeblasenen weichen Haut umgeben; an dem obern Rand inwendig ein spitzer Höcker. Die Zunge ist lang, fleischig, sehr dick, hat an den Seiten der Länge nach starke knöcherne Zähne, zwischen welchen die Räume mit steifen Borsten ausgefüllt sind. Die Spitze ist rund und etwas hart; auf der Zungenoberfläche, fast hinten, sind einige zahnähnliche Höcker, welche durch eine Mittelrinne, die der Länge nach sich hinzieht, geteilt sind; an dem Hinterrande ist eine gebogene Reihe starker harter Zähne und hinter dieser wieder eine kleinere; an dem Hinterrandswinkel ein kugelförmiger Knopf, auf welchem einige harte Zähne stehen. In der Gestalt unterscheiden sie sich von den Schwänen durch gedrungenen Leib, viel kürzeren Hals, und höhere, besser zum Gehen geeignete Beine. Diese sind mittelgroß, fast bis zur Ferse befiedert, fast stets mit vollen Schwimmhäuten ausgerüstet und mit kurzen, flachen, starken Krallen versehen. Der Oberarmschwingenteil ist geringer entwickelt als bei den Schwänen, die Flügel lang, breit und zugespitzt. Das weiche, dichte Kleingefieder kennt und schätzt jede Hausfrau.

Die Gänse sind ganz außerordentlich kluge Vögel, haben ein sehr getreues Gedächtnis, ihre Wachsamkeit ist sprichwörtlich, ihre Charaktereigenschaften sind durchgängig vornehmer Natur, sie sind sehr mutig, die Ehegatten sehr zärtlich, gesellig, in der Gefangenschaft, in welche sich alle Gänse ungemein leicht fügen, anhänglich und dankbar ihren Pflegern, auch sehr klug in der Schickung in die Umstände. Woher es kommt, daß das Volk die Gänse für dumm hält, ist nicht erklärlich, da ja jede Hausgans das Gegenteil beweist. Auch ihre körperlichen Eigenschaften sind sehr gut entwickelt, sie marschieren sehr gut, schwimmen gut und rasch, doch nicht so trefflich wie die Enten, gehen aber auch nicht so viel ins Wasser wie diese, tauchen, fliegen leicht und schön und auf sehr weite Strecken. Wilde Gänse leben in treuester Ehe, legen sechs bis zwölf Eier, nähren sich hauptsächlich von Pflanzen, die sie förmlich abweiden, ganz nebensächlich fressen sie auch Schnecken, Frösche, Muscheln und Kerbtiere. In der Jugend ist ihr Wildbret köstlich, alte Gänse dagegen als Braten kaum zu genießen. Dagegen sind ihre Federn von höchstem Werte, es wird ihnen dieserhalb überall fleißig nachgestellt. In der Gefangenschaft wird jede Gänseart von höchstem Nutzen.

Die Graugans.

Anser ferus, cinereus, vulgaris, palustris; Anas anser.

(Tafel 40, Figur 1.)

Wilde Gans, März-, Heckgans.

Ihre Hauptfarbe ist grau, der Unterleib weiß, Kopf und Hals graubraun, die Federkanten etwas heller, die Brust schwarz gefleckt, doch nur bei alten Gänsen, und um den Schnabel herum ein fuchsrötlicher Anstrich; die stumpfen Rücken-, Schulter- und Seitenfedern dunkelbraun mit weißlichen Rändern; untere Deckfedern der Flügel, Afterfedern und Unterrücken aschgrau, an den Rändern ins Weiße übergehend; die dunkelbraunen Schwungfedern mit weißen Schäften; Unterleib, After, Steiß, die innere Fahne und die Spitze der schwarzbraunen Schwanzfedern rein weiß. Das Weibchen ist kleiner, sonst nicht wesentlich verschieden. Der Schnabel, die Augenlider und die Füße sind fleischrot, die Augensterne dunkelbraun. Im Jugendkleide fehlen die schwarzen Brustflecken, das ganze Gefieder ist düsterer. — Länge 80—90 cm, Flugbreite 160—170 cm, Schwanzlänge 16 cm, Gewicht ca. 3½ Kilo.

Sie, die Stammmutter unserer gewöhnlichen Hausgans, ist als Wildvogel in Deutschland ziemlich selten geworden, nur im östlichen Norddeutschland giebt es noch größere Nistplätze. Von Norwegen abwärts erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet über ganz Europa und Asien und der 45. Grad bildet die Grenze ihres Brutgebietes. In Deutschland erscheint sie als Zugvogel gegen Ende Februar und im März, ihr Zug wird in größerer Gesellschaft durchgeführt und giebt sich durch häufiges Geschrei kund; im Herbste zieht sie wieder weg. Auf der Reise bildet die Schar ein nach hinten offenes Dreieck, an der Spitze soll gewöhnlich ein alter Gänserich führen. Tiefe, pflanzenarme Landseen liebt sie nicht, ihr

zusagend sind eigentliche Sümpfe mit viel Pflanzenwuchs, die in Wiesen, Viehweiden und Felder verlaufen, denn ihre Nahrung suchen sie fast nur auf trockenem Boden. Dieselbe besteht aus feinen Gräsern, Klee, Wasserpflanzen, Sämereien, auch Raps. Getreide äßen sie nur so lange, als es nicht in die Halme zu schießen beginnt; frisch angesäete Getreidefelder mögen sie durch Aufäßen der Körner wohl schädigen. Im Spätherbst und Winter bildet Wintersaat und Raps die Hauptnahrung, weshalb sie um diese Zeit meist auf den Saatfeldern einfallen und sich dort aufhalten. Das Wasser braucht die Graugans zum Brüten, Übernachten und um tagsüber ein paarmal zu baden. An ihren Brutorten sind fast immer größere Gesellschaften beisammen, deren Nester nahe bei einander an schwer zugänglichen morastigen Stellen stehen. Die Wildgänse kommen nach Norddeutschland meist schon gepaart, suchen darum Anfang März sofort ihre Nistplätze auf und beginnen das Nest aus Schilf, Blättern, Binsen, starkem Reisig zu bauen und die Mulde mit Federn gut auszupolstern. Es wird mit fünf bis zwölf Eiern belegt, die 90 + 60 mm groß sind, von grünlich weißer oder trübe gelblicher Farbe, vollständig jenen der Hausgans gleichend. Sie werden 27—28 Tage bebrütet, die Jungen am zweiten Tage schon in das Wasser geführt, nachts schlafen sie wohlbehütet unter der Mutter. Während der Mauserung zieht sich die ganze Familie und ganze große Gesellschaft ins tiefste Gestrüpp oder Röhricht zurück. Die Graugans ist außerordentlich klug und vorsichtig und traut keinem Menschenkinde, unter sich ist sie so lebhaft wie die Hausgans, ihre Locklaute: „gahkahkah“, „gihgack“ läßt sie fleißig hören, im Streit und Zorne zischt sie wie die Hausgans. Ihr Herbstzug führt sie bis Südeuropa, Nordwestafrika, andererseits nach Nordchina und Nordindien. „Die Jagd,“ sagt Grashey, „ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn dieses Wild ist sehr vorsichtig und scheu und kaum dürfte bei einer anderen Wildgattung so viel Pulver und Blei nutzlos verschossen werden als wie bei der Jagd auf Wildgänse. Man schießt gewöhnlich auf Geradewohl, auf die unsinnigsten Entfernungen, und wenn man auch recht groben Hagel schießt, durchdringt derselbe dann selten den dicken Federpolster mit genügender Durchschlagskraft; gute Kugelschützen mögen wohl im Sitzen bei der Gans einigen Erfolg haben, im Fluge aber ist es unendlich schwer, die Kugel richtig anzubringen.“ Weitere eindringliche Ratschläge findet der Jäger in Grasheys oft zitiertem Werke.

Die Saatgans.

Anser segetum, paludosus; Anas segetum.
(Tafel 40, Figur 2.)

Roggen-, Bohnen-, Moor-, Zug-, Hagel-, auch irrigerweise Schneegans.

Der Schnabel ist von jenem der Graugans verschieden, indem er zwischen Nagel und Nasenloch orangefarben, sonst aber schwarz ist; die Augensterne sind tiefbraun; der Kopf ist etwas dunkelsammetbraun, an der Schnabelwurzel mit weißlichen Flecken, der Hals graubraun, Brust bleicher grau, weiß geschuppt, der ganze Oberleib dunkelbraun, die stumpfen Rücken- und Schulterfedern weißlich eingefaßt, der schmutzigweiße Unterleib nach dem After zu ins Reinweiße übergehend. Die Füße sind orangegelb, die Flügelspitzen reichen weit über das Schwanzende hinaus. Länge 60 bis 70 cm, Flugbreite 160—170 cm, Schwanzlänge 13—14 cm. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Die Saatgans erscheint bei uns schon im September, bleibt nur in milden Wintern auf deutschem Boden und zieht erst im April nach Osten und Nordosten. Sie und ihre folgenden nächsten Verwandten brüten in den nördlichsten Teilen von Europa und noch mehr von Sibirien. Bei uns sieht man sie immer in Herden, ja in Flachländern oft in ungeheuren Schwärmen, namentlich an den Orten, wo sie sich zur Nachtruhe sammeln: in großen Brüchen und Moränen oder auf Landseen. Im Hügel- und Bergland sieht man nur kleine Flüge. Den Tag bringen sie immer im offenen, trockenen Land, oft stundenweit vom Nachtplatz zu, am liebsten auf Heidekornfeldern, Stoppelfeldern und der Wintersaat. Nur über Mittag streichen sie zu nahen Tränkplätzen. Ihr Flug — sagt Jäger — geht in ähnlicher Ordnung, wie der der Kraniche; wenige fliegen in einer schiefen Linie, viele in der Pflugschar mit lang ausgestrecktem Halse, aber dadurch von den Kranichen leicht zu unterscheiden, daß sie kurzfüßig sind. Ihre Stimme, die sie sehr fleißig, namentlich im Fluge, hören lassen, klingt zweitönig „keiak—kaiaiah—keiakak“, die Weibchen und Jungen etwas höher „keiäkäk“. Kommen sie recht durstig vom

Feld, so rufen sie heiser und einsilbig „käng“. Am Schlafplatze großer Heere wird der Lärm so furchtbar, daß selbst ein Gewehrschuß nicht mehr gehört wird. Schaden richten die Saatgänse — wie alle Zuggänse — eigentlich nur im Frühjahr an, wenn das Sommergetreide ausgesät wird, ehe sie fort sind; das Beweiden der Wintersaat schadet so wenig als das, was sie von ausgefallenem Heidekorn 2c. auflesen. Auf ihre Brutplätze kommt sie Ende April, sie baut das Nest wie die Graugans, die Eier gleichen in der Farbe jenen der Graugans völlig, sind aber circa 5 mm kleiner.

Die Jagd bietet die gleichen Schwierigkeiten, doch kann man die großen Herden nachts beschleichen und dann in Menge erlegen. Wie alle Gänse ist sie leicht zu zähmen und sowohl in der Gefangenschaft fortzupflanzen wie zur Bastardzucht mit andern Gänsen zu verwenden. Doch verträgt sie sich mit der wilden Graugans durchaus nicht.

Der Saatgans sehr ähnlich, in der Lebensweise kaum unterschieden, sind die Ackergans und die Rotfußgans.

Die Ackergans.

Anser arvensis, rufescens.

(Tafel 40, Figur 3.)

Feld-, Feldsaatgans, kommt später zu uns als die Saatgans, nämlich erst im Oktober, bleibt viel häufiger über Winter ganz bei uns und kehrt schon Ende März zu ihren nordischen Brutplätzen zurück. Im übrigen gleicht ihr Lebenslauf und ihre Verbreitung ganz denen der vorigen.

Ihr Schnabel ist gelbrot, der Nagel, die Ränder und die Wurzelhälfte des Firstes ist schwarz. Ihre Färbung ist im ganzen ganz gleich jener der Saatgans, doch zeichnet sie der schwarzgraue Unterrücken und die dunkelaschgraue — im Gegensatz zu der tiefaschgrauen — Färbung des Fittichs an seinem oberen Flügelrande wie an der Unterseite desselben, endlich die kürzeren Fittiche, die zierlichere Gestalt und die bedeutendere Größe aus. Ihre Länge beträgt 95 cm, die Flugbreite 174 cm, Schwanzlänge 14 cm.

Die Rotfußgans.

Anser brachyrhynchos, obscurus, brevirostris.

Kurzschnabelige Gans ist bei aller Ähnlichkeit mit der Saatgans wohl unterschieden durch den kurzen, plumpen, dicken Schnabel, der blaß rosenrote Färbung hat, die kleinen, rosenrot gefärbten Füße, die kurzen Fittiche, welche zusammengelegt das Ende des Schwanzes nicht erreichen und das sehr dunkle, auf dem Oberkopfe schwarzbraune, am Halse rötlichbraune, auf der Oberseite wie an den Weichen matt schwarzgraue, hellgrau umrandete Gefieder. Sie ist kleiner als die Saatgans, 82 cm lang, 165 cm Flugbreite, 14 cm Schwanzlänge.

In Lebensweise, Verbreitung und Zug gleicht sie völlig der so nahe verwandten Saatgans.

Eine Reihe von Mittelformen giebt es noch zwischen diesen Rassen, doch dürfte es nicht erlaubt sein, aus diesen Abänderungen standhafte Arten geltend zu machen.

Bleßgänse.

Die Mittelgans.

Anser intermedius, medius, bruchii.

Sie hat eine weiße, nierenförmige Stirnquerbinde und einen weißen sichelförmigen Flecken an jeder Schnabelseite; Kopf und Hals sind dunkelgrau, die Oberseite braungrau, das Kinn weiß, Unterseite gänsegrau, die Brust schwarz gesprenkelt; Bürzel, Steiß und Unterschwanzdecken weiß, Handschwingen aschgrau, Armschwingen schwarz, weiß gesäumt. Das Jugendkleid ist einfarbig grau. Die Augen dunkelbraun, der Schnabel rötlichgelb, die Füße orangefarben. Länge 76 cm, Breite 160 cm, Schwanzlänge 13 cm.

Naumann führt diese Bläßgans als eigene Art auf, sie ist auf Island Brutvogel, kommt nicht häufig im Winter zu uns.

Die Bleßgans.

Anser albifrons, septentrionalis, frontalis, Gambelli.

(Tafel 40, Figur 4.)

Weißstirn=, Helsing=, Lach=, Kohlgans, Bläßgans.

Sie ist überschlank gebaut und steht auf ziemlich hohen Füßen, erscheint dadurch kleiner, als sie ist. Die Färbung ist nahezu die gleiche wie jene der Vorigen, die weiße Schnabelumrandung reicht bei ihr bis auf den Vorderscheitel; die schwarzen Flecken auf der Brust sind viel dichter. Ober= und Unterflügel sind rein aschgrau. Länge 70 cm, Breite 150 cm, Schwanzlänge 12 cm; diese geringere Größe ist ihr hauptsächlichstes Unterscheidungsmerkmal von der vorigen.

Sie bewohnt den hohen Norden und insbesondere Nordosten Europas bis an die äußersten Grenzen Nordasiens als Brutvogel.

Die Zwerggans.

Anser minutus, finmarchicus, brevirostris, temminckii.

Der vorigen vollständig gleich gefärbt, nur ist der weiße Stirnfleck schwärzlich umsäumt, die Brust fast ganz schwarz. Die Augenlider orangefarben. Bedeutend ist der Größenunterschied: Länge 60 cm, Breite 135 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Ihr Verbreitungsgebiet ist das gleiche wie jenes der Bleßgans. Wegen ihrer kleinen Figur wird sie unter den Liebhabern von Ziervögeln noch weite Verbreitung finden. — Alle drei Bläßgänse — Jäger nennt eine vierte ständige Art, die er aus Ungarn erhalten — sind mit Leichtigkeit einzugewöhnen und die Lebensweise in der Gefangenschaft sagt ihnen trefflich zu. Bald bemerkt man bei ihnen eine rührende Anhänglichkeit der Person gegenüber, die mit ihrer Pflege und Fütterung betraut ist. Wir erhalten bisher die gefangenen Bleßgänse fast ausschließlich aus Holland und nur zu viel zu hohen Preisen. Da sie doch jeden Oktober sich auf dem Durchzuge nach dem Süden — sie reisen bis Egypten — und dann wieder im März und April sich in Deutschland einstellen, so werden sie mit der Zeit sicher mehr beachtet, mehr gefangen und billiger werden. Die Lebensweise der Bleßgänse gleicht völlig jener der Grau= und Saatgans. Sie rufen „klicklik“ und „kläkkläg kling“.

Als Seltenheit verfliegt sich nach Europa, sogar bis Deutschland, die nordamerikanische Schneegans, Anser hyperboreus, sie ist schneeweiß bis auf die zehn ersten schwarzen Schwingen. Länge 86 cm, Flugbreite 160 cm, Schwanzlänge 10 cm.

Meergänse. Branta.

Die Weißwangengans.

Anser leucopsis; Branta leucopsis; Bernicla erythropus.

(Tafel 40, Figur 5.)

Nonnengans, Bernikel=, See=, Nordgans.

Wie alle Meergänse klein und gedrungen gebaut, mit kräftigen, niedrigen Füßen, hat sie weiße Wangen, weiße Stirne, Kehle und Brust, auch die unteren Körperteile und die Deckfedern des Schwanzes sind weiß. Sammetschwarz glänzend sind der Hinterkopf, Nacken und Hals und der Rücken, die Flügelfedern sind tiefgrau mit weißen Spitzen, die Schwingen dunkelbraun, der Schwanz, der Schnabel und die Füße schwarz. Länge 70 cm, Flugbreite 140 cm, Schwanzlänge 14 cm.

Die Rothalsgans.

Anser ruficollis; Branta ruficollis; Bernicla ruficollis.

Spiegel=, Mops=, Möppelgans. Ein sehr schön gezeichneter Vogel!

Kopf schwarz, Hals bräunlichrot, unten an der Brust mit einem weißen Streifen abgesetzt, Rücken, Seiten, Brust und Flügel, sowie der Schwanz schwarz, Bauch und Schwanzdecken weiß. Der Schnabel ist bläulichschwarz, die Füße sind tiefschwarz.

Die Rothalsgans ist als ein so prächtiger Vogel, der sich leicht fortpflanzt, sehr kostspielig geworden. Ein hübsches Paar kostet eine namhafte Summe. Um so lebhafter dürfte der Ansporn für den Züchter sein, diese Gänse zu erhalten, ihre Zucht lohnt sich sehr hoch. Über die Haltung das Nötige bei der folgenden.

Die Ringelgans.

Anser branta, torquatus; Branta bernicla; Bernicla monacha.

(Tafel 40, Figur 6.)

Kloster-, Rottgans.

Der Kopf und Hals sind tiefschwarz gefärbt, ebenso die Schwanzfedern und Flügelschwingen; Brust, Rücken und Bauch sind dunkelgrün, jede Feder hellgrau gesäumt, Unterbauch und Bauchseiten weiß, auch findet sich zu jeder Seite des Oberhalses ein weißer Fleck. Schnabel schwarz mit rotem Schimmer, Füße schwarz. Länge 62 cm, Breite 124 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Um das Eismeer, im hohen Norden von Europa, Asien und Amerika ist die Heimat der Meergänse. Sie kommen — Weißwangengans nicht häufig, Rothalsgans selten, Ringelgans in gewaltigen Scharen — im Herbste zu uns, wandern längs der Küste westwärts und überwintern in Holland und an den französischen Küsten, die Ringelgans zu hunderttausenden, diese überwintert auch sehr zahlreich an der deutschen Küste. Bei ihren Wanderungen und auf den Lagerplätzen mischen sich die Arten nicht, sondern halten sich streng gesondert. Die Rückwanderung erfolgt im Mai. Die Aufenthaltsorte sind die Salzwiesen und Viehweiden der Außendeiche und Halligen, wo sie sich von Salzpflanzen, Seegewürm und Schnecken äsen. Die Weißwangengans ruft rauh und gedehnt „kah", auch heiser und kurz „kak kak"; die Ringelgans ruft stark „knang knäng", im Fluge rauh „kroch". Ihr Flügelschlag ist hastig. Gewöhnlich fliegen sie in dichter Wolke, zum Zuge aber ordnen sie sich zu einer Pflugschar. Sie bauen in ihrer Heimat das Nest aus Blättern und Pflanzen und legen fünf bis neun hellgelbgrüne Eier, bei der Ringelgans 72 + 47 mm groß, hinein. Mit der größten Sorgfalt behütet die Gans im Verein mit dem Gänserich die Jungen und beide schrecken auch vor einem erbitterten Kampfe nicht zurück, wenn es gilt, die Kleinen zu verteidigen. In der Hauptsache nähren sich die Meergänse wie die übrigen Wildgänse von Pflanzen mancherlei Art, doch verschmähen sie auch keineswegs animalische Kost in Gestalt von Schnecken, allerhand Gewürm und dergleichen. Im hohen Norden werden diese Gänse gejagt und alljährlich zu vielen Tausenden getötet; sie sind durchaus nicht scheu, was ihren Verfolgern sehr zu statten kommt. Zudem sind sie aber auch zur Mauserzeit fast vollständig unbehilflich.

Allen Freunden schöner Vögel sind die Meergänse warm zu empfehlen. Was uns aber ebenfalls für sie einnimmt, ist der Umstand, daß sie sich bei uns schnell heimisch fühlen und trefflich gedeihen. Auch gegen anderes Geflügel bezeigen sie sich äußerst verträglich und machen in Bezug auf Fütterung und Pflege durchaus keine großen Ansprüche. Wasser bedürfen sie allerdings und zwar mehr wie ein künstliches Bassin, einesteils ihres Wohlbefindens halber, andernteils auch, weil sonst ihr Gefieder bald viel von seiner Schönheit verlieren würde. Außerdem ist ihnen ein guter Weidegang zuträglich und nehmen sie allerlei frisches Gras mit rechter Vorliebe. Übrigens füttere man sie wie unsere gewöhnlichen Gänse; auch für Körnerfutter sind sie dankbar. Haben sie sich erst an ihre Umgebung gewöhnt und sind sie nicht mehr ängstlich, sondern zutraulich geworden, so schreiten sie auch im Park zur Paarung, zum Eierlegen und Brüten. Dann werden die schönen Tiere ihrem Besitzer nur um so wertvoller.

Mehrmals schon von Afrika nach Deutschland verflogen hat sich eine Vertreterin der Baumgänse, Chenalopex,

Die Nilgans.

Chenalopex aegyptiacus, varius; Anser aegyptiacus.

Ägyptische Gans.

Sie sieht, weil ihre schlanke Gestalt, oft mit mächtigem Hängebauch, auf langen Füßen steht, ziemlich groß aus. Die Seiten des großen Kopfes sind weißgelb, mit feiner Sprenkelung versehen, ebenso die Vorderseite des Halses. Um die Augen legt sich ein rotbrauner, dunkler Ring, den dünnen Hals ziert ein breites Band in kastanienbrauner Farbe,

auf der chamoisfarbenen Brust befindet sich ebenfalls ein ziemlich großer, kastanienbrauner Fleck. Die hintere Seite des Halses ist braun; der Rücken und überhaupt die Oberteile des Körpers sind in der Grundfarbe rötlichgrau mit schwarzer Zeichnung. Ähnlich wie die Brust gefärbt, also chamois, sind auch die unteren Körperteile, nur finden sich hier auf dem Gefieder feine, schwarze Wellenlinien; die Flügeldecken sind weiß mit grünschwarzem Querbande, Schwingen und Spiegel schwarz, mit grünem Glanz; der Schwanz ist sammetschwarz. Schnabel und Füße sind hellrot. Länge 70 cm, Breite 140 cm, Schwanzlänge 14 cm.

Diese elegante, wunderschöne Gans treffen wir sehr oft auf unseren Parkteichen, sie wäre noch viel häufiger, wenn sie sich nicht als sehr bösartig und zanksüchtig gegen alle anderen Schwimmvögel erwiese. Der Gänserich beißt sogar den Pfleger recht empfindlich in die Beine. Sie pflanzen sich außerordentlich leicht fort, wenn der Teich eine Insel für das Nest hat, oder ihnen ein Nisthäuschen in denselben gebaut wird. Sie legen sechs bis zehn Eier von gelblicher Farbe, 64 + 47 mm groß. In der Freiheit legt sie ihr Nest stets auf Bäumen an. Sie fliegt, schwimmt und läuft ausgezeichnet.

Höhlengänse. Tadorna.

Durchaus eigenartig ist bei ihnen das Brüten in Erd- und Baumhöhlen. Ihrer Gestalt nach bilden sie ein Mittelglied zwischen Gänsen und Enten. Sie leben fast nur auf salzigen Gewässern. Alle neueren Autoritäten der Wissenschaft zählen die sieben hieher gehörigen Arten zu den Gänsen, früher teilte man sie den Enten zu. Zwei Arten besuchen Europa:

Die Brandgans (Fuchsgans).

Tadorna damiatica, cornuta, vulpanser; Anas tadorna; Vulpanser tadorna.

(Tafel 40, Figur 7.)

Brandente, Wühl-, Erd-, Loch-, Grab-Gans oder -Ente.

Kopf und Oberhals schwarz, mit prächtigem, stahlgrünem Glanz; um den Unterhals legt sich ein ziemlich breites, weißes Band, an welches sich nach unten ein solches von gelbbrauner Farbe anschließt; um Brust und Oberteil des Rückens legt sich dann wieder ein kastanienbraunes Band; Bauch grauschwarz, ebenso die mittlere Brust; die obere Schulterpartie schwarz, die Deckfedern der Flügel weiß, Rücken ebenfalls weiß, der Spiegel wunderschön grün mit purpurnem Anflug; die ersten Flügelschwingen braun, dann folgen zimmetgelbe und die letzten sind weiß, mit schwarzem Rande; der Schwanz ist weiß, der After schwarz. Das Weibchen ist bedeutend matter gefärbt. Der Schnabel ist karminrot, der Fuß fleischfarben. Länge 63 cm, Breite 110 cm, Schwanzlänge 12 cm.

Sie lebt an den Meeresküsten Europas, Asiens und des nördlichen Afrikas, in Deutschland ist sie an der Nord- und Ostsee sehr häufig. Die Brandgans nistet in Höhlen, Baumstämmen u. s. w. Hierauf muß man selbstverständlich Rücksicht nehmen, wenn man diesen Wasservogel in Park oder Volière halten will; denn eine gute Nistgelegenheit ist vor allen Dingen erforderlich, um es den Tieren behaglich zu machen und sie zur Fortpflanzung zu bewegen. Man muß also in der Nähe des Wassers künstliche Erdhöhlen anlegen. Dazu kann man entsprechend weite Röhren (die weibliche Brandgans wiegt etwa zwei Pfund) benutzen oder auch Löcher ausmauern. Auch werden einfach von Weiden geflochtene Korbröhren mit Erfolg verwendet, die man geschickt unter Strauchwerk versteckt. Zum Nestbau schreitet das Weibchen gewöhnlich zu Anfang Mai; das Nest selbst ist recht weich mit Moos gepolstert und dieses dann noch mit Daunenfedern ausgekleidet. Das Gelege besteht aus sieben bis zwölf verhältnismäßig großen Eiern, 70 + 50 mm groß, rein weiß von Farbe, die in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden. Nimmt man indessen die Eier heraus (eins läßt man immer im Nest), so wird die Brandgans dazu veranlaßt, mehr Eier als gewöhnlich zu legen und bringt es oft bis zu 30 Stück und darüber. Deshalb thut man gut, das Nest ausfindig zu machen und das gelegte Ei demselben jedesmal zu entnehmen. Was das Halten der Brandgans in der Gefangenschaft oder auf Parkteichen betrifft, so hat man damit keine besonderen Schwierigkeiten. Ältere Vögel lassen sich freilich nur schwer oder gar nicht eingewöhnen und zähmen, mit jung eingefangenen geht dies aber um so besser. Noch empfehlenswerter ist es, sich Eier der Brandgans zu verschaffen und solche der Hausente zum Bebrüten unterzulegen; solche Eier werden in den Fachblättern alljährlich von den Küsten der Nord- und Ostsee

her zu nicht einmal sehr hohen Preisen angeboten. Je größer der Park ist, in welchem Brandgänse gehalten werden, desto besser werden sich diese eingewöhnen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzen, doch wenn die Gänse brütig werden sollen, ist es erforderlich, ziemlich viel Fleisch zu verfüttern.

Mit Vorliebe benützt dieser merkwürdige Vogel verlassene Fuchs-, Dachs- und Kaninchenbaue; die Behauptungen der Jäger gehen noch weiter, übereinstimmend wird behauptet, daß die Brandgans neben dem Fuchse in demselben Baue brüte und dieser respektiere den tollkühnen und zugleich sackgroben Vogel — ? ? sind doch wohl erlaubt. Salziges und brackiges Wasser ziehen sie dem süßen durchaus vor. Auf der Insel Sylt legen die Einwohner künstliche, mit einem Deckel verschlossene Brutröhren für sie an und holen die Eier. Den Winter verbringen sie in Nordafrika.

Die Rostgans.

Tadorna casarca; Casarca rutila; Anas casarca; Vulpanser rutila.

(Tafel 40, Figur 8.)

Braminengans, Zitrongans, russisch: Kasarka.

Das Federkleid der Rostgans ist, wie der Name andeutet, im allgemeinen von rostroter Farbe. Der Hals dagegen ist gelblich und zeigt ein schmales, schwarzes Band, beide Kopfseiten und die Stirn weißgelb, Flügeldeckfedern weiß, Spiegel grünlich schillernd, der Schwanz schwarz und glänzend. Beim Weibchen, welches überhaupt blasser gefärbt ist, fehlt das Band am Unterhalse. Der Schnabel ist schwarz, die Augen hellbraun, Füße bleigrau. Länge 62 cm, Breite 116 cm, Schwanzlänge 14 cm.

Das Verbreitungsgebiet dieser ebenfalls zu den Höhlenbrütern gehörigen Gans erstreckt sich über Mittelasien; von hier aus besucht sie zuweilen die südlich gelegenen Länder Europas und kommt, allerdings nur in höchst seltenen Fällen, sogar bis nach Deutschland. Obgleich die Rostgänse im Wildleben sehr scheu sind, gewöhnen sie sich doch an die Gefangenschaft und werden, wenn man sie recht jung eingefangen hat, bald zahm und zutraulich. Gegen anderes Geflügel erweist sich die Rostgans als entschieden streitsüchtig, ja, zur Zeit der Paarung bekämpfen sich sogar die einzelnen Männchen unter sich fast unaufhörlich. Da bei solchen ewigen Zänkereien nichts Gutes herauskommen kann, so wird man gut thun, die Rostgänse gesondert und ja nicht zu viele Paare gleichzeitig zu halten. Am besten eignet sich zur Zucht der Rostgans ein wenn irgend möglich abgeschlossenes natürliches Gewässer, in dessen Nähe recht viele saftige Pflanzen und Gräser wachsen, welche sie über alles liebt. Hat man das Seinige gethan, um es den Vögeln angenehm und gemütlich zu machen, so schreiten diese auch zum Dank dafür regelmäßig zur Fortpflanzung. Im März oder April sucht sich das Weibchen einen geeigneten Platz und richtet hier aus trockenem Gras, Blättern oder auch dürrem Reisig das ziemlich kunstvolle Nest her, welches sie dann auch mit weichem Flaum auslegt. Das Gelege besteht aus sieben bis zwölf Eiern, 62 + 46 mm groß, rein oder gelblich weiß, welche die Rostgans in ca. 28 Tagen zeitigt. Während dieser Zeit bewacht das Männchen die Gattin mit der größten Aufopferung und kämpft, wenn die Stunde der Gefahr da ist, mit wirklicher Todesverachtung. Um die Jungen braucht sich der Züchter nur wenig zu kümmern. Unter der sorgsamen Obhut der treuen Mutter sind dieselben stets am besten aufgehoben und finden, da sie fortwährend zur Weide und zum Wasser geführt werden, stets in reichlichem Maße das ihnen zusagende Futter. Die Stimme ist ein abwechselndes, klangvolles „ang, ung, turr turr turra grang grang grak gak git“. Gewiß viel für eine Gans!

Die Enten. Anatinae.

Die Enten tragen im Sitzen und im Gehen ihren langen, schweren, dichtbefiederten Körper in horizontaler Richtung; ihrem etwas dicken, dabei ziemlich langen Hals können sie schöne Biegungen geben. Der Kopf ist etwas von den Seiten breitgedrückt, die Augen sind nicht groß und stehen an den Seiten, aber etwas hoch am Kopfe. Der Schnabel ist meistens von der Länge des Kopfes;

die obere Kinnlade flach, halbwalzenförmig, am Grunde bedeutend höher, gegen die Spitze flacher und an derselben ein schmaler, etwas abwärts gekrümmter Nagel; an der innern Seite der Mundkante häutige Lamellen; die untere Kinnlade in die obere passend, also kleiner, sehr flach, die Lamellen an der äußern Seite, vorn ein flacher stumpfer Nagel. Die Schnabelbildung weicht bei den verschiedenen Unterarten etwas ab. Die Nasenlöcher liegen entfernt vom Schnabelgrunde, sind frei, durchsichtig, länglich oval. Die Zunge ist fleischig, sehr dick, den ganzen Unterschnabel ausfüllend und an der Spitze mit einem scharfen, hornartigen Fortsatz versehen; die Seitenränder wimperich und rückwärts mit knöchernen Zähnen besetzt; auf der Oberfläche hat sie eine Längerinne, welche eine fleischige, an den Seiten fein gezähnte und hinten ausgeschweifte Erhöhung teilt; an dem Hinterrand mehrere Reihen auf und in einander stehende Zähne, und hinter diesen zwei kugelförmige gezähnte Knöpfe. Die Füße sind kurz, stark, vierzehig mit nackten Fersen; die drei Vorderzehen stehen durch eine vollkommene Schwimmhaut in Verbindung, die hintere ist kleiner, höher sitzend, frei und mehr oder weniger gelappt. Die Männchen tragen ein buntes Hochzeitskleid mit lebhaften Farben und metallisch glänzendem Spiegel.

Die Enten sind über alle fünf Erdteile verbreitet, bewohnen das Meer und die süßen Gewässer bis hoch in die Gebirge hinauf, wandern zum Teil sehr weit, treten ihre Reise meist mit Sonnenuntergang an, fallen gegen Mitternacht auf freiem Wasser ein und erheben sich gegen Morgen zu neuem Fluge. Sie schwimmen und fliegen gut, einzelne Arten tauchen auch und sind richtige Allesfresser: Samen, Wasserkräuter, Insekten, Würmer, Reptilien, auch Fische und selbst Aas dienen zur Nahrung. Sie sind scheu und lassen nicht leicht zum Schusse ankommen, klug, doch nicht so klug wie die Gänse. Die Gesetze der Ehe halten sie nicht strenge, vermischen sich leicht, pflanzen sich in großer Anzahl fort — trotzdem ist in allen Kulturländern eine zunehmende Verminderung zu beklagen —, nisten gesellig, eine Anzahl Arten in Höhlen, andere auf Bäumen, die meisten auf der Erde. Die Männchen schlagen sich während der Brutzeit zu besonderen Schwärmen zusammen.

Alle Enten lassen sich leicht zähmen, die meisten auch leicht in der Gefangenschaft halten. Im „Allgemeinen Teil“, Seite LXII u. folg. ist die Einrichtung einer Zierentchen-Volière behandelt, Seite LXXIV u. folg. der Entenfang geschildert. Der Züchter muß sein Augenmerk insbesondere darauf richten, passende Nistgelegenheiten zu schaffen, wie das bei der Volière geschildert ist. Je größer ferner das Wasserbassin ist, um so besser ist es. Da es fast unmöglich ist, die in der Gefangenschaft lebenden Enten ausgiebig mit animalischen Stoffen, wie Regenwürmern, Insekten, Larven u. s. w. zu versorgen, wird jeder Züchter das sogenannte „Garneelenschrot“ (siehe Seite XXXV) als ein Mittel begrüßen, das wohl geeignet ist, die Eingewöhnung und Aufzucht der Wildenten sehr zu erleichtern. Läßt man Wildenten frei in Hof, Garten oder Park, so muß man sie des Flugvermögens berauben, auch dann noch verlaufen sie sich aber nur zu leicht.

---

a) **Schwimmenten.** Anatina.

Die Stockente.

Anas boschas, boscas, fera, archiboscas.

(Tafel 41, Figur 1 und 2.)

Wild-, Moos-, März-, Gras-, Stoßente.

Das Männchen, der Erpel, hat Kopf dunkelgrün, rötlich schimmernd, ebenso den Hals, welcher zudem noch einen schmalen, sehr gleichmäßigen, weißen Ring zeigt, der sich aber auf der Oberseite des Halses nicht ganz zusammen-

schließt. Der Schnabel ist gelbgrün; der Oberschnabel zeigt die sogenannte Bohne, das ist ein schwarzer Fleck am Ende des Schnabels. Sehr schön rötlichbraun (aber dunkel) ist die Brust gefärbt und zwar durchaus gleichmäßig, der Bauch ist mattgrau mit braunen Strichen, der Rücken ist graubraun in Farbe, die unteren Rückenteile, sowie die „Schwanzlocken" tiefgrün und glänzend; die übrigen Schwanzfedern braun. Die Flügel sind grau mit braunem Anflug und zeigen auf den Schwingen den schönen sattblauen „Spiegel", schwarzweiß umrändert. Ein viel weniger farbenprächtiges Kleid als der Erpel zeigt die Ente: ihr Kopf ist braun mit zwei dunkeln, scharfen Seitenstrichen von den Augen zum Nacken, Hals und Brust braun, letztere mit helleren Tupfen, welche durch die Federzeichnung, heller Rand an jeder Feder, entstehen. Rücken dunkelbraun mit gleichfalls heller Federzeichnung, Seiten und Bauch heller, aber alles in Braun, auch der Schwanz; vom Spiegel ist nicht so viel zu sehen, als beim Erpel. Die Füße (Latschen) der Ente sowohl als des Enterichs sind tief orangegelb, mit etwas schwärzlicher Schwimmhaut, nur die der ersteren dunkler, als diejenigen des letzteren. Die Länge beträgt 52 cm, Flugweite 86—90 cm, Schwanzlänge 9 cm. Das Weibchen ist etwas kleiner, auch schwächer. Gewicht 1¹/₄ Kilo im Durchschnitt.

Die Stockente bewohnt die ganze nördliche Erdhälfte, Europa, Asien, Amerika und Nordafrika. Sie ist im nördlichen Deutschland Zugvogel, im südlichen Deutschland Zug-, Strich- und Standvogel, je nach der Strenge des Winters. Aus nördlicheren Lagen ziehen sie im Oktober und November bis Italien, Spanien und Griechenland, in strengen Wintern, wenn auch unsere süddeutschen Seen mit einer dicken Eiskruste überzogen sind, finden sich dann viele tausende von Enten verschiedener Gattung auf den italienischen Seen zusammen. Im Februar und März beginnt der Rückzug in die Heimat. Der Zug wird meist in größeren Flügen während der Nacht vollzogen, doch kann man solche in strengen Wintern auch bei Tage sehen, die gewöhnlich in schiefer Linie oder im Dreieck ziehend über das Land hinwegstreichen. Mit wahrer Liebe schildert Grashey die Lebensweise dieser dem Weidmannsherzen so nahe stehende Ente: „Ihren Aufenthalt wählt die Wildente am liebsten auf schilfreichen Seen, Teichen, Altwassern und in Brüchen. Gewässer von Wald, Gebüsch und Sumpfpflanzen umgeben, welche in der Mitte freies Wasser haben, behagen ihr besonders gut. Von hier aus zieht die Wildente besonders des Abends und Morgens in der Dämmerung nach kleineren Gewässern, Bächen, Gräben, Quellwassern, sogar nach den Getreidefeldern, um Nahrung aufzunehmen. Hat der Winter erstgenannte Gewässer mit Eis bedeckt, sammeln sich die Enten in größeren Scharen auf den offenen Flüssen, wo sie sich tagsüber herumtummeln, um dann gegen Abend in warmen Quellen und Bächen, die nicht einfrieren, der Nahrung halber einzufallen. Nicht selten unternehmen die Enten Wanderungen zu Fuß über Feldflächen oder durch Waldteile von einem Gewässer nach dem andern und dies kommt am meisten während jener Zeit vor, in der die Brut noch nicht flügge ist, oder bei den Alten die Mauserung beginnt. Wesen und Gewohnheiten zeigen die Wildenten wie ihre Stammesgenossen oder Abkömmlinge, unsere zahmen Hausenten. Die Wildenten fliegen sehr gut, erheben sich leichter und rascher aus dem Wasser als die zahmen Enten; sie tauchen, schwimmen sehr gut und schnattern wie diese. Die Stimme ist das bekannte „quack" des Weibchens, das dumpfere und rauhere „quäck" des Enterichs und das lockende „wack wack"; im erschreckten Zustande stößt die Wildente ihr bekanntes „rätsch rätsch" aus. Die Sinne sind sehr scharf, die geistigen Fähigkeiten hoch entwickelt, infolgedessen die Wildente stets äußerst vorsichtig, schlau und scheu ist, so daß ihr ein Feind nicht leicht nahen kann. Die Ente vernimmt ungemein scharf, äugt sehr gut und wenn es auch von mancher Seite bestritten werden will, windet auch gut. Gerade über letzteren Punkt sind die Ansichten etwas geteilt, aber es sind Beweise gesammelt, welche mit Sicherheit darthun, daß die Ente gut windet. Ich selbst habe mich zum öfteren davon überzeugt; am meisten beim Anstand auf dem Falle. War der Wind gut, d. h. zog er vom Wasser hinweg oder von der Richtung ab, in der die Enten anstrichen, so fielen sie anstandslos ein, ist aber das Gegenteil vorhanden gewesen, strichen sie über den Schirm und Platz pfeifend hinweg und fielen nicht ein. Ja sehr häufig kam es mir vor, daß bei ungünstigem Winde die Enten einfielen, kurze Zeit wie gewöhnlich sicherten und dann sich rasch wieder erhoben und wegstrichen, ohne daß ein anderer Grund angenommen werden konnte, als das Aufnehmen des Windes. Außer dieser Beobachtung vieler erfahrener Entenjäger hat sich auch unser verdienstvoller Ornithologe und Naturforscher weiland Pfarrer Jäckel in Windsheim von der Richtigkeit der Sache überzeugt und als Forscher Versuche über diesen Gegenstand angestellt, welche ihn zu der entschiedenen Annahme bestimmten, daß die Wildente recht gut winde, wenn auch dieser Sinn unter den hochentwickelten andern etwas zurückstehe. Zu Ende des Monat Februar beginnen die Enten zu reihen und sich zu paaren; das Paar hält sich enge zu-

sammen, wenn auch die heftige Brunft des Entvogel Veranlassung zu Überschreitungen der ehelichen Treue giebt. Unter großem Spektakel, Schwimmkünsten und Geschrei findet die Begattung stets auf dem Wasser statt. Später dann sucht sich die Ente einen passenden Platz für das Nest aus. Dasselbe ist sehr einfach angelegt, bildet eine Vertiefung aus trockenen Stengeln, Binsen, Schilf, Gras und Laub und wird meist an buschreichen Ufern unter Weiden, Erlen, auch im Schilf, Rohr oder in Grasflächen angelegt, nicht selten auf aus der Wasserfläche emporstehenden Binsenhoppen. Diese Anlage ist oft sehr ungünstig, denn ist trockenes Frühjahr und der Wasserstand ein sehr niedriger und weit zurückgegangener, so kann bei späteren Regengüssen, beim Steigen des Wassers oder bei Überschwemmungen manches Gelege zu Grunde gehen, denn die Ente brütet mit Vorliebe sehr nahe am Wasserrand. Außerdem hat man aber auch schon die Beobachtung gemacht, daß Wildenten ihr Gelege auf die in unsern Mösern bekannten Streuhaufen hinauf verlegten oder in bebuschten Brüchen auf Weidenstrunke (Felber) anbrachten, doch sind das seltenere Fälle. Man will annehmen, daß diese Vorsicht von der Ente gebraucht werde, um während des Brütegeschäftes vor dem heißblütigen Erpel mehr Ruhe zu haben als in der Nähe des Gewässers. Das Gelege besteht aus acht bis sechszehn schmutzigweißen, ins Olivengrün spielenden Eiern in der Größe der Hausenteneier, welche in circa 26 Tagen mit großer Hingebung der Ente ausgebrütet werden. Verläßt die Ente das Nest, so deckt sie es meist mit ausgerupften Dunen, mit Laub u. dergl. zu und verteidigt auch dasselbe tapfer gegen die Nesträuber. Sofort nach dem Ausschlüpfen trachten die Jungen ins seichte Wasser zu kommen. Man ist im Zweifel, ob die Ente ihre Jungen, falls sich das Nest auf einem erhöhten Punkte, wie Baumstrünken oder Streuhaufen befindet, von dort im Schnabel herabtrage oder ob die Jungen selbst herabkollern. Da aber analoge Fälle bei Schnepfen und anderem Wilde schon beobachtet wurden, möge auch hier diese Annahme gestattet sein. Kurz gesagt, die Jungen halten sich in der ersten Zeit ihres Daseins in Schilf und Wasserpflanzen versteckt auf und die niedlichen, pipsenden Dingerchen sehen in ihrem dunkelgelben Dunenkleide mit dem fleischfarbigen breiten Schnabel allerliebst aus und schwimmen vorzüglich. Erst wenn sich die Flugwerkzeuge zu entwickeln beginnen, zeigt sich das Geheck auf dem freien Wasser. Die jungen Enten entwickeln sich sehr rasch, denn schon nach sechs Wochen sind sie bereits flügge. Der Papa Enterich giebt sich aber, während die Ente brütet und das Geheck führt, einem sehr leichtfertigen Lebenswandel hin; kann er nicht Liebesverhältnisse mit andern Entenweibchen anknüpfen, so lungert er doch, unbekümmert um die Brut, mit seinesgleichen herum und fängt dann bald an, sich zu vermausern; da auch die Vermauserung bei den Jungen beginnt, so vereinigt sich die ganze Gesellschaft in tiefer Verborgenheit. Da wo Gehecke ausgekommen sind und Mauserenten zusammenleben, kann man am Wasserrande die Aussteigstellen finden, und von hier aus führen durch Schilf, Gras, Getreide, Kleefelder, Wiesenflächen ganze Gänge nach benachbarten Gewässern oder nach den Getreidefeldern zu. Wer nach Entengehecken sucht, kann durch diese Steige auf das Vorhandensein dieser oder jener Kette aufmerksam werden. Wie weit oft ein Geheck in den Wald oder die Flur hineinwandert, davon habe ich mich selbst einmal überzeugt. Als ich den Eisenbahndamm entlang am Waldsaume zur Abendbirsche ging, beobachtete ich eine Ente mit neun Jungen, wie sie die beiden Gräben, den Eisenbahndamm und die Schienen überschritt; die Bahnlinie ging hier mitten durch den Wald. Das nächste Gewässer, das Würmflüßchen, ist mehr als eine Viertelstunde hier vom Orte der Beobachtung entfernt und im dortigen Forste und darüber hinaus ist weit und breit kein Gewässer. Es mußte sonach diese Wanderung eine reine Landexkursion gewesen sein. Die Stockente ist, wie auch die Hausenten beweisen, ein sehr gefräßiger Vogel, ein Allesfresser, der Blätter, Gräser, Saaten, Sumpfpflanzen ebenso gern annimmt, wie Getreidekörner, Sämereien, Knollengewächse, und nebenbei Würmer, Lurche, Insekten, Käfer, Fischlaich, Fleisch u. dergl. frißt, solange er etwas findet. Durch Verzehren des Fischlaiches mögen auf vielen Gewässern die Enten auch der Fischerei schädlich werden, denn auch kleine Fische suchen sie nach Möglichkeit zu verschlingen. Wie bei allen Bodenbrütern sind auch die Gelege der Wildenten sehr der Beraubung durch die bekannten Nesträuber ausgesetzt. Ich zähle darunter Füchse, Fischotter, Marder, Iltis, Wiesel, Igel und auch den harmlosen Meister Grimbart, den Dachs, der großer Freund von Eierspeisen ist. Auch die Weihen, namentlich die Rostweihe, werden auf unsern großen Moosflächen, wo weniger Gestrüppe und Deckung vorhanden ist, den Entengelegen sehr gefährlich.

Außer diesen Feinden der Gelege werden auch Fuchs, Fischotter, Marder, dann alle größeren Falkenarten, ferner Seeadler und vor allen der Habicht den alten Enten gefährlich. Die Ente, ein kluger Vogel, weiß sich auch gegen die verschiedenen Feinde auf verschiedene Arten zu schützen. Naht ein Falke, wird getaucht, naht ein Seeadler, erhebt sich alles und fliegt unruhig am Wasser hin und her, denn letzterer schlägt nicht im Fluge und ersterer ist gerade für die streichende Ente am gefährlichsten. Gegen den Habicht aber sucht sich die Ente im Geröhricht zu verbergen, denn er schlägt sowohl im Sitzen wie im Fliegen mit Vehemenz und Erfolg.

Wer immer Wildenten hegen will, der kaufe das Schilf an ihren Brüteplätzen, um es stehen zu lassen. Der geringe Kostenpunkt lohnt sich später reichlich durch den größeren Anfall von erlegten Enten. Über die Jagd und Hege giebt Grasheys Handbuch erschöpfende Belehrung.

In der Lebensweise weichen die einzelnen Entenarten wenig von einander ab, ich darf also bei den meisten auf die eingehende Schilderung der Stockente mich beziehen.

Die Pfeifente.

Anas penelope, penelops, fistularis.

(Tafel 42, Figur 1 und 2.)

Bleß-, Rot-, Speckente; Rothals.

Die Pfeif-Ente ist eine der zierlichsten Entenarten, von gefälligem Wesen, gesellig und friedfertig und, wie Brehm sie mit Recht nennt, „eine Zierde des gehegten Weihers“. Sie hat einen kurzen, nach vorn schmäler werdenden Schnabel, der beim Männchen hellblau mit schwarzer Spitze, beim Weibchen aschgrau aussieht. Die Färbung des Männchens ist folgende: Kopf und Hals braunrot mit weißer oder hellgelber Stirne, Kehle schwarz, Kropfgegend weinrot, aschgrau überlaufen, Brust, Bauch und Steiß weiß, Mantel, Rücken, Brust- und Bauchseiten grau, die oberen Flügeldeckfedern weiß, Schwingen teils graubraun, teils schwarz mit grünem Schimmer, Spiegel glänzend dunkelgrün, schwarz eingefaßt, Schwanzfedern dunkelaschgrau. Abweichungen von dieser Färbung kommen öfter vor und berechtigen zu der Hoffnung, daß sich im Zustande der Zähmung leicht verschiedene Farbenschläge entwickeln lassen dürften. Das Weibchen ist wie bei allen Wildentenarten weniger lebhaft gefärbt, hat dunkelgrünen, weiß eingefaßten Spiegel, Brust und Bauch weißlich ohne Flecken. Dem weiblichen Kleide gleicht das der jungen Männchen; nur der lebhaft gefärbte Spiegel läßt sie als solche erkennen. Länge 45 cm, Flugbreite 84 cm, Gewicht $1^1/_2$ Pfund.

Heimisch ist die Pfeifente im Norden, vereinzelte Paare brüten aber auch im nördlichen Deutschland. Pfeifenten werden auf ihrem Durchzuge, der im September beginnt, leicht in Schlagnetzen gefangen, werden leicht zahm und pflanzen sich in der Gefangenschaft fort. Das Gelege besteht aus neun bis zwölf gelblichweißen Eiern, 54 + 41 mm groß. Wirklich auffallend ist ihre Stimme, man glaubt einen Menschen pfeifen zu hören: „wiv, wiviv, vibwü, wibwüi“, dazwischen schnarrende Laute, wie charrr oder chrrrahr. Sie genießt bedeutend mehr Pflanzen- (Wasserpflanzen) wie Fleischkost.

Die Schnatterente.

Anas strepera, cinerea, kekuschka; Querquedula strepera.

(Tafel 41, Figur 5 und 6.)

Lärm-, Nessel-, Mittelente.

Der Entvogel hat schwarzen Schnabel, lichtbraunen Augenstern, orangegelbe Füße; die Hauptfarbe des Gefieders ist grau, Kopf- und Oberhals braun gefleckt, Rücken und Brust halbmondartig schwarz gefleckt, an den Seiten dunkle Zickzacklinien, Flügeldecken rostfarben, Schwanz tiefschwarz, Spiegel rein weiß. Das Weibchen hat braunen Schnabel, Rücken schwarzbraun, untermischt mit rostgelb, Brust rötlich mit schwarzen Flecken. Die Zickzacklinien des Entvogel fehlen. Länge 45 cm, Flugweite 80 cm, Schwanzlänge 7 cm, Gewicht etwa 880 gr.

Sie gehört dem hohen Norden an und ist in Deutschland ein seltener Zugvogel. Ihr Nest findet sich auf trockenem Grunde an schilfreichen Seen, es enthält acht bis neun grünliche Eier, 51 + 34 mm groß. Ihren Namen trägt sie mit vollstem Rechte, denn buchstäblich unaufhörlich schnattert sie: „räck räck pihp pihp quäk quäk.

Die Spießente.

Anas acuta, longicauda, alandica, caudacuta.
(Tafel 41, Figur 3 und 4.)

Pfeilschwanz, Spitz-, Schwalben-, Fasan-, Schnepfente.

Das Prachtkleid des Männchens ist folgendes: Kopf und Kehle braun (mit rötlichem Reflex), der untere Teil des Halses und zwei nach dem Hinterkopf hinaufgehende Streifen, die Brust und der untere Teil des Körpers weiß, oberhalb dunkelbraun, untere Schwanzdeckfedern tiefschwarz, Rücken grauweiß und schwarz gewellt, Schulterfedern schwarz, Flügeldeckfedern dunkelgrau, Schwungfedern braunschwarz, gelblich gerändert, der Spiegel schwarzgrün mit leichtem Goldschiller, unten mit weißem Rande, die beiden mittleren Schwanzfedern schwarz, sehr lang und zugespitzt, die übrigen braun mit weißem Rande, Schnabel blauschwarz, Füße grau. Das Gefieder des Weibchens, welches noch viel schlanker ist als das Männchen, ist lerchenfarbig, ins Braune spielend. Länge 66 cm, Flugweite 90 cm, Gewicht 2½ Pfund.

Ihr Brutgebiet ist rings um den Nordpol, sie durchwandert Europa, Asien, Nord- und Mittelafrika, Nord- und Mittelamerika. Ihr Nest ist ziemlich kunstvoll aus Binsen und allerhand Pflanzenmaterial erbaut, mit Daunen ausgefüttert, in ihm finden sich circa zehn Eier, 55 + 42 mm groß, den Eiern der Stockente völlig gleichend. Ihre Stimme klingt „vaak vaak vaak", der Minneruf ist „van klürk ärr". Für den Geflügelteich ist sie eine Zierde ersten Ranges, hat viel an die Schwäne Erinnerndes in der stolzen Haltung, fühlt sich in der Gefangenschaft sehr wohl und wird — sie ist sehr hart — wie unsere Hausenten verpflegt.

Die Knäckente.

Anas querquedula, circia; Querquedula circia, glaucoptera; Cyanoptera circia.
(Tafel 41, Figur 7 und 8.)

Halb-, Sommerhalb-, Zirz-, Schnärrente, Krüzele.

Der Spiegel ist etwas mattgrün, über den Augen bis hinter das Genick hinunter ein weißer Streif; die langen, über die Flügel herabgekrümmten Schulterfedern schwarzgrün, in der Mitte mit einem weißen Längsstreif. Der Schnabel ist braunschwarz, Augensterne hellbraun, Füße grau mit schwärzlicher Schwimmhaut. Gute Erkennungs- und Unterscheidungs-Merkmale sind: der schwarzbraune Scheitel, die schwarze Kehle; die Seiten des Halses und des Kopfes sind schön zimmetbraun, fein weiß gestrichelt; Vorderhals und Brust bräunlich mit schwarzbraunen bogigen Bändern; der Bauch weiß; die Flügeldeckfedern hellblau. — Das Weibchen ist lerchengrau; der Spiegel schwarzbraun mit schwach grünlichem Schimmer; über und unter den Augen ein undeutlicher weißer Streif; Kehle und Wangen rein weiß. Kleiner als der Entvogel. — Die Jungen sehen dem Weibchen gleich, sind aber etwas dunkler. Den einjährigen Männchen fehlen die langen gebogenen Schulterfedern. Länge 35 cm, Flugweite 62 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Im Herbst und Winter, besonders aber im Frühjahre ist die Knäckente auf unseren Flüssen, Seen und Teichen nicht selten. Einzeln brütet sie auch bei uns, meist aber im höheren Norden. Ihr Gelege enthält neun bis zwölf bräunlichgelbe Eier, 46 + 32 mm groß. Bemerkenswert ist das scharfe „knäck knäck knäck", das viele Ähnlichkeit mit dem Tone der sogenannten Kinderratschen hat, welches sie viel hören läßt. Das Wildbret ist nicht schlecht, etwas thranig, gewinnt bei zahm gehaltenen Entchen aber sehr.

Die Krickente.

Anas crecca; Querquedula crecca; Nettion crecca.
(Tafel 41, Figur 9 und 10.)

Krick-, Krug-, Klein-, Wachtel-, Halbente, Kricke, Tröfel 2c.

Die Krickente, welche die kleinste aller europäischen Wildenten überhaupt ist, darf als eine Zierente allerersten Ranges bezeichnet werden, sie wird nicht viel größer als eine gewöhnliche Taube. Schnabel schwärzlich, Füße rötlichgrau; Kopf, Hals und Kehle braunrot, die Farbe des ersteren ins bläuliche spielend; von den Schläfen bis in den Nacken zieht sich ein breites, goldgrünes, buntschillerndes, ober- und unterseits schmal weiß eingefaßtes Band; Unterhals, Rücken, Schultern und Flanken auf aschgrauem Grunde mit schwarzen, quer laufenden Wellenlinien; Kropfgegend und oberer Teil der Brust auf hellrötlich gelbem oder bräunlichem Grunde spärlich schwarzbraun gefleckt; Bauch weiß oder weißlichgelb; Flügeldeckfedern und Schwingen rötlich braungrau; Spiegel vorn schwarz, hinten goldgrün, mit blauem,

glänzendem Schiller und schmaler, weißer Einfassung; Schwanzfedern dunkelgrau und weiß gerändert. — Das Weibchen ist ganz dunkelbraun mit rötlich und gelblich geränderten Federn, der Spiegel ist grünschillernd. Die Jungen gleichen dem Weibchen. Länge 32 cm, Flugbreite 54 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Nahrung, Lebensweise und Aufenthalt wie bei der Stockente, man findet sie das ganze Jahr über auf unseren Mösern und Flüssen, obwohl auch sie meistens in der Tundra brütet. Das Gelege zählt acht bis zehn Eier, die eine rötliche Farbe haben, 44 + 32 mm groß sind. Sie ruft beim Aufstieben „kreck kreck".

Für den Liebhaber schöner Zierenten ist die Krickente ganz besonders empfehlenswert. Auch in der Volière gedeiht sie; will man sie aber frei auf dem Teich halten, so muß sie flügellahm gemacht werden. Die Nachzucht wird übrigens recht zutraulich. Zuweilen kann man auch Eier von Krickenten kaufen und würden wir dem Anfänger in der Zucht raten, dies zu thun, anstatt wild eingefangene Paare zu kaufen, die sich immerhin etwas schwer eingewöhnen. Zum Ausbrüten der Krickenteneier sollte man eine Hausente nicht wählen, da solche noch zu schwer ist und sowohl die Eier beschädigen, als auch die niedlichen jungen Enten tottreten oder erdrücken könnte. Am besten ist es, ein Zwerghuhn als Brüterin zu benutzen und sollte sich der Züchter von Zwergenten auch nebenher Zwerghühner zu Brutzwecken halten, weil sich diese dazu besonders eignen. Die Fütterung junger Entchen unterscheidet sich in keinem Punkte von derjenigen der anderen Wildentenküken und wird somit in der ersten Zeit Eifutter, untermischt mit gekrümeltem Brot und kleingehacktem Grünzeug (Brennnesseln, Salat) zu reichen sein. Nach acht bis zehn Tagen kann man dann zu weniger kostspieligem Futter übergehen (Hirse, Buchweizen- und Weizenschrot, geweichtes Brot 2c.). Animalische Kost, wie Regenwürmer u. dergl. darf nicht vergessen werden. Gut eingewöhnte Krickenten sind in der Wahl des Futters nicht skrupulös und gedeihen auch, wenn man mit ihnen keine Ausnahme macht, sondern sie genau so füttert, wie unsere Hausenten. Namentlich aber trifft dies dann zu, wenn sie in möglichster Freiheit gehalten werden, so daß sie sich zusagende Beikost suchen können.

Die Löffelente.

Anas clypeata, rubens, mexicana; Spatula clypeata; Clypeata pomarina.

(Tafel 42, Figur 3 und 4.)

Breitschnabel-, Schild-, Fliegenente, Taschenmaul, Seefasan.

Eine sehr schöne, farbenprächtige Entenart ist die Löffelente, welche in ganz Europa, auch im nördlichen und südlichen Deutschland wildlebend anzutreffen ist. Sie scheint, nach ihren Lebensgewohnheiten zu urteilen, das Salzwasser ebenso wie das Süßwasser zu lieben, denn sie gedeiht auch erfahrungsgemäß ganz gut auf pflanzen- und schilfumsäumten Teichen, während sie in der Gefangenschaft (Volière) gehalten, sichtlich langsam zu Grunde geht. Der löffelartige, vorn breite und gewölbte, an den Seiten fein gezahnte Schnabel, welcher der Löffelente den Namen gegeben hat, ist von oben gesehen schwarz, an der Unterseite gelb, die Füße orange, der Kopf ist tiefgrün glänzend, die Rückenfedern schwarz, grau gesäumt, Brust und Vorderhals weiß, die oberen Flügelfedern weiß, die übrigen blau, der Spiegel grünglänzend, Deckfedern des Schwanzes schwarz mit grünem Schimmer, Bauch dunkelbraun. Im Sommerkleide wird der Entvogel entenbraun und ähnelt sehr der Ente, welche fast genau wie die Stockente gefärbt ist, gelb grundiert mit braunen Flecken. Länge 43 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 7 cm.

In Schleswig-Holstein, Dänemark, Braunschweig, Mecklenburg und Holland brütet sie häufig; im Mai findet man ihr aus sieben bis vierzehn Eiern (trüb rostgelblich oder grünlichweiß, 51 + 37 mm groß) bestehendes Gelege in Schilf und Binsen. Die Nahrung der Löffelente ist uns leider nicht vollständig bekannt, obschon wir wissen, daß sie von allerlei Kleingewürm, Fisch- und Froschlaich lebt, Süßwasserschnecken und zarte Pflanzen liebt, sowie, daß sie mehr Nacht- als Tagtier ist, insbesondere fast die ganze Nacht hindurch schwimmend ihre Nahrung sucht, belehrt uns doch das fast stetige Hinsiechen der Gefangenen, daß irgend ein ganz wesentlicher Nahrungsstoff sich bisher unserer Kenntnis entzieht. Die Löffelente kommt zu uns Anfang des April und zieht schon Ende August nach dem Süden, Südeuropa und Nordafrika zu. Ihr Wildbret — auch das alter Vögel — ist köstlich. Für die Gefangenschaft eignet sich leider diese wunderschöne Ente recht schlecht, wie schon angedeutet. Es soll sich empfehlen, ihre Eier von einer gewöhnlichen Hausente ausbrüten zu lassen, damit sich die

Jungen unter Führung ihrer zutraulichen Adoptivmutter später besser eingewöhnen. Doktor Maar empfiehlt aus eigener Erfahrung, die jungen Löffelenten mit geweichtem Brot, gehackten Eiern und geschrotener Gerste zu füttern, nebst einem Zusatz von Grünzeug, Wasserlinsen und klein geschnittenen Regenwürmern.

Die Marmelente.

Anas angustirostris, marmorata; Querquedula, Marmonetta angustirostris.

Marmorente.

Ganze Oberseite aschfarbig braun, jede Feder mit weißem Spitzenfleck; Außenfahne der Schwingen gräulichbraun, die der zweiten Ordnung blaßbraun; Brust und Unterseite schmutzigweiß; Schnabel ziemlich lang, dunkelbraun und schmal, Füße ebenso. Länge 40 cm, Flugbreite 65 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Südspanien, Sardinien, Nordwestafrika sind ihre Heimat, auch an der Donaumündung und am kaspischen Meer soll sie Brutvogel sein. Grashey berichtet von ihr: „Nach Mitteilung des K. Rittmeisters Baron v. Besserer wurden zwei Exemplare bei Wasserburg am Inn in Bayern erlegt. v. Besserer sandte die beiden genannten Stücke dem Präparator Korb in München, dem sie völlig unbekannt waren. Auf dem Velenzer See in Ungarn wurde 1893 nach Blasius eine solche erlegt. v. Besserer glaubt, daß sie öfter vorkommen, aber nicht erkannt werden."

Die Sichelente.

Anas falcata, falcaria; Querquedula falcata.

Ist öfters in Europa, sogar in Österreich-Ungarn vorgekommen, so daß sie unter den europäischen Vögeln aufgeführt werden muß, obwohl ihre Heimat Japan und China ist.

Sie kennzeichnet sich durch ihre zu einer förmlichen Mähne verlängerten Genick- und die sehr langen, schmalen, flatternden, sichelförmig abwärts gekrümmten Schulterfedern. Kopf- und Genickfedern sind rotbraun, kupfer- und grünschillernd, Kehle und Hals bis auf ein lebhaft grünes Band in der Mitte der letzteren weiß, Kropf und Oberbrust auf grauem, Mantel und Schultern auf graubraunem Grunde muschelfleckig, die übrigen Unterteile, mit Ausnahme der seitlichen weißen und mittleren schwarzen Steiß- und schwarzen Unterschwanzdeckfedern, auf lichtgrauem Grunde wellig und pfeilspitzig schwarz gezeichnet, Hinterrücken und Bürzel bräunlichschwarz, die Handschwingen dunkel braungrau, Armschwingen schwarz, außen grün schimmernd, am Ende weiß gesäumt, die Schulterfedern samtschwarz, weiß geschaftet; Schwanzfedern braungrau. Länge 50 cm, Fittichlänge 28 cm, Schwanzlänge 8 cm. (Nach Brehm.)

Die von Liebhabern so zahlreich gehaltene schönste aller Enten, die Braut- oder Karolinenente, eine Schmuckente (Lampronessa sponsa) stammt aus Nordamerika. In Europa geschossene Exemplare sind ganz zweifellos der Gefangenschaft entflogene Tiere. Sie brüten in Baumhöhlen (vide „Allgemeines", Seite LXIII). Die chinesische Mandarinenente (Lampronessa galericulata) ist ebenfalls häufig auf unseren Geflügelhöfen.

---

b) Tauchenten. Fuligulinae.

Die Tauchenten sind durchgängig hochnordische Vögel; in Deutschland nisten als Seltenheit nur die Tafelente, Moorente, Reiherente und Schellente, von den übrigen kommt ein großer Teil als Zugvögel — und zwar stets in Schwärmen — Winters in das mittlere Europa herab, am häufigsten auf die Schweizer-Seen, nur in sehr strengen Wintern rücken sie weiter südlich. Die Tauchenten sind leicht auf weite Entfernung zu erkennen an den zwei Merkmalen, daß a) man zwischen Schwanz und Wasserspiegel nicht durchsieht und b) sie stets an genau der Stelle des Eintauchortes wieder erscheinen, während alle anderen Tauchvögel entfernt von derselben wieder heraufkommen. Diese Enten tauchen eben senkrecht auf den Boden, raffen dort ihre aus Schnecken, Muscheln, Wassergewürm, kleinen Fischen, Wurzeln, Knospen, Samen und zarten Blattspitzen der Wasserpflanzen bestehende Nahrung auf einem

kleinen Umkreis zusammen und tauchen wieder senkrecht in die Höhe. Sie verschlucken auch alles gleich unten und kommen nicht, wie andere Tauchvögel, mit der gefangenen Beute zum Vorschein. Diese Gewohnheit zu tauchen — sagt Jäger — bringt es mit sich, daß sie am liebsten auf freien, tiefen Wassern sich aufhalten und daß sie sehr wenig ans Land gehen. Thun sie das, so machen sie eine völlig andere Figur als die Schwimmenten: während letztere den Leib wagrecht tragen, halten ihn die Tauchenten hochaufgerichtet. Das Gründeln der Schwimmenten sieht man bei ihnen sehr selten, da sie es überhaupt nicht lieben, sich im seichten Wasser der Uferränder herumzutreiben. Der Flug geht bei allen geradeaus und meist niedrig über dem Wasser, manche fliegen mit rauschendem Getön, die Schellenten mit merkwürdigem Klingeln. Sie nisten in großen Gesellschaften. Für die Gefangenschaft eignen sie sich schlecht, obwohl ihre Wasserkünste recht unterhaltend wären. Auf großen Weihern kann man einzelne, wie die Tafelente, zur Not halten, auch diese aber schreiten nur selten zur Fortpflanzung. Mit pflanzlichen Nahrungsstoffen allein kann man Tauchenten nicht erhalten.

Die vornehmsten aller Tauchenten sind die berühmten Eidervögel.

Die Eiderente.

Somateria mollissima, thulensis, danica, norwegica, islandica; Anas mollissima.

(Tafel 44, Figur 5 und 6.)

Eidervogel, Eidergans.

Der Entvogel ist oberseits weiß, auf der Vorderbrust rötlich, auf den Wangen meergrün, sonst schwarz. Das kleinere Weibchen ist rostfarben, am Kopf und Hals mit braunen Längsflecken, übrigens mit schwarzen Querflecken, der Spiegel braun, weiß eingefaßt, unterseits tiefbraun. Nach der Brutzeit ist der Entvogel einfacher: Kopf und Hals schwarzgrau, Schultern grauschwarz. Das Auge ist rötlichbraun, der mit dem Firste weit ins Stirngefieder hineinragende Schnabel, dessen großer Nagel den ganzen Vorderrand des Oberkiefers einnimmt, ist lebhaft grünlichgelb, der niedrige, aber langzehige, breitspurige Fuß ölgrün. Länge 63 cm, Flugbreite 1 m, Schwanzlänge 9 cm.

Von der Westküste Europas bis Grönland und Island, von der Insel Sylt bis Spitzbergen bewohnt die Eiderente alle nördlichen Gestade, ein Meervogel im vollen Sinne des Wortes. Die Insel Sylt ist ihr einziger deutscher Brutplatz. Überall lebt sie in großen Gesellschaften. Sie holt ihre Nahrung — Muscheln und Seetierchen — aus bedeutenden Tiefen. Flug und Gang sind schlecht. Im Juni und Juli nistet sie auf Inseln, welche ihr das Landen leicht machen und durch niedriges Gestrüpp einigen Schutz gewähren. Das Nest ist kunstlos und doch so hochberühmt, da es dicht mit den vielbegehrten Eiderdaunen gepolstert ist, 24 Nester liefern schon ein Kilogramm Daunen. Die sechs bis acht Eier sind grün, leicht marmoriert, 79 + 54 mm groß, sehr wohlschmeckend, sie werden in 26—28 Tagen ausgebrütet. Während der Brut beträgt sich die Ente wie ein Haustier, eigentlich noch viel zudringlicher, kommt auf Gehöfte und in die Häuser, um sich einen geeigneten Brutplatz zu suchen, sie wird überall förmlich heilig gehalten, und zu ihrem Empfange durch Einrichtung recht lockender Brutstätten Vorbereitungen getroffen. Der Entvogel begleitet zwar sein Weibchen, ist aber viel vorsichtiger und über dessen Tollkühnheit oft ganz verzweifelt; mit lautem, warnendem „ahua, ahua" sucht er es zurückzuhalten. Sowie das Gelege vollständig ist, geht er herzlich froh aufs Meer zurück. Wo die Eiderente an den Menschen gewohnt ist, duldet sie dessen Eingriffe, ohne sich im Brüten stören zu lassen. Auf Sylt und im südlichen Norwegen werden die Nester mit großer Schonung ausgebeutet, es werden der Ente nur wenige, oft gar keine Eier genommen, die Daunen erst nach Beendigung der Brut gesammelt; auf den isländischen Inseln raubt man zwei Gelege mit den Daunen und läßt das gleich darauf folgende dritte Gelege, zu welchem auch der Erpel Daunen spendet, ungestört. In Norwegen bilden die Eiderholme, die kleinen Brutinseln der Eiderenten, auf welchen mindestens 3000—4000 Paare brüten, wertvolle Besitztümer, und der glückliche Besitzer noch zahlreicher besuchter Brutstellen erzielt durch die Vögel Einnahmen, um welche ihn mancher Gutsbesitzer Deutschlands beneiden könnte. Diese Holme sind dementsprechend unter strenger Aufsicht gehalten und durch besondere Gesetze geschützt. Ganz originell schildert Brehm in seinem unvergleichlich schönen Vortrage „Lapplands Vogelberge", wie der Normanne, der Besitzer solcher Holme ist, die Entenküchlein vor den

vielen Gefahren der ersten Wanderung von der Brutstätte ins Meer bewahrt. „Gegen das Ende der Brutzeit hin begeht er allmorgendlich die Brutinsel. Auf seinem Rücken hängt ein Tragkorb, an dem einen Arm ein breiter Handkorb. So wandelt er von einem Nest zum andern, hebt jede Eiderente auf und sieht nach, ob die Küchlein ausgeschlüpft und schon hinlänglich trocken geworden sind. Ist letzteres der Fall, so packt er die ganze krabbelnde Gesellschaft in seinen Handkorb, entkleidet mit geschicktem Griffe das Nest von seiner daunigen Ausfüllung, wirft diese in den Tragkorb und schreitet weiter. Vertrauensvoll wackelt die Ente hinter ihm einher. Ein zweites, drittes, zehntes Nest wird in derselben Weise entleert, überhaupt damit fortgefahren, solange der Handkorb die Küchlein noch bergen kann, und eine Mutter nach der andern schließt sich jetzt, mit den Leidensgefährtinnen unterwegs ihre Meinung austauschend, dem Gefolge an. Am Meere angekommen, kehrt der Mann den Korb um und schüttet damit die gesamte Küchleinschar einfach auf das Wasser. Sofort stürzen alle Enten den piependen Jungen nach; lockend, rufend, alle Zärtlichkeit der Mutter entfaltend, schwimmen sie unter die Herde und jede sucht so viele Küchlein als möglich hinter sich zu scharen.“ Diesem Triebe nach Reichtum der Nachkommenschaft entspringt auch die nicht nur den Eiderenten, sondern fast allen Tauchenten eigenartige Sucht, sich gegenseitig Eier zu stehlen. — Auf Spitzbergen und anderen Orten herrscht heute noch ein abscheuliches, zweckloses Hinmorden der Eiderenten. — Die Daunen sind ein wichtiger Handelsartikel. Die meisten kommen von Island und Grönland; England führt davon etwa 5000, Hamburg 1500 Kilogramm aus.

Die Königseiderente.

Somateria spectabilis, megarhynchos; Anas spectabilis; Fuligula spectabilis.

Der Oberkopf ist grau, die Wange meergrün, der Hals weiß, die Vorderbrust licht fleischrötlich, der Mittelrücken, die Deckfedern am Handgelenke des Flügels und der Unterrücken weiß, alle übrigen Federn schwarz. Der höckerig erhabene, rote Schnabel wird von einem feinen schwarzen Bande eingefaßt, ein gleichgefärbtes Band läuft von der Wurzel des Unterschnabels jederseits am Hals herab. Das Auge ist braun, der Fuß rötlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch die licht rotbraune Färbung von verwandten Arten. Die Größe ist jene der Eiderenten.

Sie bewohnt höhere Kreise, wie S. mollissima, insbesondere Grönland, Spitzbergen, Novaja-Semlja. Die Eier gleichen jenen der Eiderente, sind aber kleiner, 66 + 45 mm groß.

Die Prachteiderente.

Somateria Stelleri; Anas Stelleri; Fuligula dispar; Stelleria dispar.

Stellersente, Kamtschatkaente.

Der Entvogel ist oben weiß und schwarzscheckig; Unterseite blaß rostfarbig; am Genicke eine kleine gestutzte, hellgrüne Haube, ein schöner grüner Fleck an den Zügeln; auf den weißen Schultern sind bandartige, halb weiß, halb violettschwarze Sichelfedern, der Spiegel ist violettschwarz, nach unten mit weißem Rand. Das Weibchen ist düster rostbraun, schwarz gefleckt und quer gebändert; der Spiegel ist tiefbraun, oben und unten mit weißen Querstreifen, hinten grünschwarz. Länge 47 cm, Flugbreite 75—78 cm, Schwanz 8 cm. Der Schnabel ist bleifarbig, mit hellerem Nagel, Auge hochgelb, Füße graubräunlich mit dunklerer Schwimmhaut.

Dieser Prachtvogel ist die bunteste aller Enten. Dem Kamtschatkareisenden Steller zu Ehren ist sie Stelleri genannt; wie die vorige bewohnt sie den höchsten Norden, kommt aber allwinterlich an die Ostsee. Die Eier sind graugelblich, 60 + 41 mm groß. Die Lebensweise dieser beiden Eiderenten ist völlig jener von S. mollissima gleich, nur ermangeln sie der großen, naiven Zutraulichkeit während der Brutzeit.

Die Trauerente.

Anas nigra, atra; Oedemia nigra, gibbera; Fuligula nigra.

(Tafel 43, Figur 5, 6 und 7.)

Der Entvogel ist einfarbig glänzendschwarz, der Schnabel mit Ausnahme eines breiten orangeroten Sattels um die Nasenlöcher blauschwarz, die Augen dunkelbraun, Füße schwärzlich olivengrün. Weibchen und Junge sind bis auf

die gräulichweißen Kopfseiten, Kinn, Kehle, Brust und Bauchmitte dunkelbraun. Länge 52 cm, Flugbreite 92 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Sie bewohnen den hohen Norden, kommen Winters an unsere Küsten, streifen manchmal, im November und Dezember weit in das Binnenland hinein, ja es kommt vor, daß sie bis Spanien und Griechenland ziehen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft, fliegen schlecht. Die Stimme ist ein rauhes „krah krah". Sie nisten an den Süßwasserseen der Tundren, nach der Brut gehen sie wieder auf das Meer. Die Nahrung sind Muscheln und andere Weichtiere. Sie legen acht bis zehn Eier, zart rotgelblichweiß, 65 + 58 mm groß. Ihr Wildbret ist schlecht, wird aber von den Lappen geschätzt. Die Gefangenschaft vertragen sie nicht, man sieht sie darum sogar in Tiergärten selten. Ihre nächste Verwandte, ihr in Verbreitung und Lebensweise ganz ähnlich ist die

Samtente.

Anas fusca, carbo; Oedemia fusca, megapus; Fuligula fusca.

(Tafel 43, Figur 8 und 9.)

Der Erpel ist schwarz mit einem weißen Spiegel, hinter den Augen ein weißer Fleck. Der Schnabel ist orangegelb, an der Wurzel, den Nasenlöchern und Schnabelrändern schwarz, die Füße hochrot mit schwarzer Schwimmhaut. Augensterne bläulichweiß. Bei dem Weibchen ist der Schnabel schwärzlichgrau, die Füße schmutzigrot mit schwarzer Schwimmhaut. Der Körper oben dunkelbraun, unten grauweiß, dunkelbraun gefleckt; vor und hinter den Augen ein weißer Fleck; der Spiegel weiß. Länge 55 cm, Flugbreite 1 m, Schwanzlänge 1 cm.

Sie kommt zuweilen im Winter auf den Bodensee, wo sie des öfteren schon geschossen wurde.

Unter der Gruppe Moorenten, Aythia, vereinigt man eine Anzahl nah verwandter Tauchenten, die häufig Deutschland besuchen und tief im Binnenlande brüten.

Die Kolbenente.

Anas rufina; Fuligula rufina; Aythia rufina.

(Tafel 42, Figur 5 und 6.)

Rotbusch-, Rotkopfente.

Der Spiegel ist hellrosenrötlich, der hochgehaubte Kopf mit Kehle und einem Teil des Vorderhalses ziegelrot; Hals, Brust und der ganze Unterleib schwarz, der Oberleib olivenbraun mit einem rosenfarbigen Achselfleck. Die hohe Haube des Kopfes endigt sich ins Rotbräunliche, der Schnabel ist hoch karmoisinrot, Augensterne rubinrot, Füße orangerot mit schwärzlicher Schwimmhaut. Ein großer Seitenfleck und die Flügel unten sind weiß mit starkem rosenfarbigem Anstrich, gleiche Farbe hat der vordere Flügelsaum; die rosenfarbigen Schwungfedern haben aschgraue Spitzen. Steiß und After sind schwarz. Der Schwanz grauschwärzlich, am Grunde rosenrötlich. Das Weibchen hat dunkelbraunen Schnabel mit roter Spitze und hornbraunem Nagel; Augensterne rötlichbraun, die Füße gelblich mit schwärzlicher Schwimmhaut. Der Kopf bis über die Augen herunter ist dunkelrostbraun und ohne Federbusch, die Seiten des Kopfes und des Halses, wie auch die Kehle aschgrau; der ganze Oberleib olivenbraun; Brust und Weichen braun, der Bauch grau, der Spiegel grauweiß. Länge 60 cm, Flugbreite 98 cm, Schwanz 8 cm.

Das mittlere Asien, sodann insbesondere das Kaspische Meer, sind die Heimat der Kolbenente, am Schwarzen Meer, Mittelländischen Meer, in der Türkei, im südlichen Ungarn, in Deutschland in Mecklenburg, auf dem Mansfeldersee ist sie Brutvogel, auch in Spanien kommt sie vereinzelt vor. Winters durchzieht sie insbesondere Deutschland und die Schweiz. Sie liebt das Meer nicht, dagegen stehende Gewässer von großem Umfange, sowohl salzigen wie süßen Wassers, wenn sie nur mit vielem Schilf und Rohr an den Rändern besetzt sind und grüne Inseln enthalten, deswegen besucht sie auch oft Sümpfe, Teiche, selbst Moräste. Sie nistet in Röhricht und Schilf, im Mai und Juni findet man die sechs bis neun Eier von schmutzig gelblichweißer Färbung, 58 + 42 mm groß. Die Zugzeit ist März und April, Oktober und November. Ihr ähnlich ist die

Tafelente.

Anas ferina; Fuligula ferina, Homeyeri; Aythia ferina.

(Tafel 42, Figur 7, 8 und 9.)

Rothalsente, Braunkopf, Rotmoorente.

Mit aschgrauem Spiegel; der Kopf und Hals schön rostrotbraun; Unterhals, Brust in Verbindung mit einem Teil des Oberrückens schwarz; der Oberleib silbergrau, mit sehr feinen schwarzen Wellenlinien dicht überzogen. Der Steiß und After sind schwarz, die Weichen wie der Rücken gezeichnet, der Bauch trüb weiß mit matten schwärzlichen Wellenlinien versehen. Der Schnabel ist bläulich aschfarbig, an der Spitze und Wurzel mit dem Unterkiefer schwarz; die Augensterne rotgelb; die Füße schmutzig gelbgrau mit schwärzlicher Schwimmhaut. Die Weibchen haben einen dunkleren Schnabel, die Füße wie bei den Männchen. Kopf und Hals trüb rostbraun, die Kehle heller, die Brust dunkelbraun, schmutzig rostgelb gewölkt, der Rücken braun, der Bauch schmutzigweiß. Junge Vögel haben viel Aehnlichkeit mit dem Weibchen. Ihr Schnabel ist bläulichschwarz und die Augensterne braun. Länge 55 cm, Flugbreite 78 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Sie bewohnt das ganze gemäßigte Europa und Asien, nistet auch in Deutschland, freilich nur spärlich, besonders am Rhein und am Bodensee. Brutzeit ist Mai; das Nest steht in Seggen oder Rohr. Das Gelege bilden acht bis zehn Eier, 64 + 42 mm groß, grau oder ölgrünlich. Für die Jungen schafft das Weibchen Ruheplätzchen, Sonn- und Schlafstellen durch das Einknicken einer Anzahl neben einander stehender Schilfblätter und Rohrstengel. Sie lieben einen möglichst abwechselungsreichen Tisch, vorzugsweise allerlei Pflanzenstoffe, dann Kerbtiere, Muscheln, Fischchen. Sie taucht blitzschnell, schwimmt vortrefflich, fliegt mit heftigen, rauschenden Flügelschlägen, geht ganz gut. Die Tafelente ist wenig scheu, es sei denn, sie habe unter Verfolgung zu leiden. Ihr Wildbret ist köstlich, sie ist eine der wenigen Tauchenten, welche die Gefangenschaft leicht ertragen, sich auf mittleren Teichen auch oft fortpflanzen. Ihre Stimme ist ein schnarchender Laut, wie „charr cherr". Sie durchzieht ganz Deutschland im Oktober und November, im März und April.

Die Moorente.

Anas nyroca, africana, ferruginea; Fuligula nyroca; Aythia nyroca.

(Tafel 42, Figur 10 und 11.)

Weißaugenente, Moder-, Mur-, Braunkopfente.

Mit weißem Spiegel; Kopf und Hals kastanienbraun, um letztern ein dunkelbrauner Ring. Der ganze Oberleib dunkelbraun, der Vorderbauch, der After und ein eckiger Fleck an der Kehle weiß; der weiße Spiegel mit schwarzer Einfassung und die hinter diesem folgenden Schwungfedern grünglänzend. Der Schnabel ist bläulich hornfarbig mit schwarzem Nagel; die Augen perlweiß, die Füße grün, schwärzlich überlaufen, die Schwimmhaut schwarz. Das alte Weibchen ist wie der Entvogel gezeichnet, aber der dunkelbraune Halsring fehlt und die kastanienbraune Farbe ist nicht so glänzend. Die Jungen haben braune Augensterne, der Kopf und der Hals sind unreiner kastanienbraun; die Brust hat einen helleren Anstrich und der Bauch ist statt weiß schmutzigbräunlich. Im Sommerkleid sind bei beiden Alten alle Farben trüber und die Kleinfedern gefleckt. Länge 43 cm, Flugbreite 67 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Die Moorente ist auf unseren Flüssen und Seen im Herbst und Frühjahr etwas selten, findet sich auf dem Bodensee auch im Winter. Ihre eigentliche Heimat liegt an der Wolga, dem Don und Dniester, in der Walachei, Ungarn und der Dobrudscha; doch ist sie im östlichen Deutschland auch nicht selten. Stehende süße Gewässer mit schlammigem Boden, besetzt mit Rohr, Schilf und Binsen, die vielen untergetauchten Pflanzenwuchs haben, lieben sie sehr. Unter gewaltigem Skandal, wütenden Kämpfen beginnt Ende März, Anfang April die Liebeszeit. Das Nest wird am Ufer, hart am Wasser, in den Wasserpflanzen versteckt angebracht, mit neun bis zwölf blaß grünbräunlich, gelblich gefärbten Eiern, 51 + 38 mm groß, belegt. Die Stimme klingt quackend und laut schnarrend „körr körr körr", „kräkräkrä". Das Wildbret ist gut. Jung aufgezogen gedeihen sie in der Gefangenschaft bei einfachem Stockentenfutter vortrefflich. Im September streichen sie familienweise umher, im Oktober ziehen sie nach dem Süden, insbesondere Italien und Nordafrika, Mitte März kommen sie zurück.

Die Bergente.

Anas marila, dorsata, albifrons; Fuligula marila, islandica; Aythia marila.

(Tafel 43, Figur 3 und 4.)

Alpen=, Asch=, Muschelente, Taucherpfeifente.

Der Spiegel weiß, Kopf und Hals tiefschwarz; der weiße Oberleib mit feinen, geschlängelten, schwarzen Querlinien; der Bauch weiß; der After schwarz; der weiße Spiegel schwarz eingefaßt. Die Weichen sind weiß und schwarz gewellt. Der Schnabel ist blaugrau mit schwarzem Nagel, Augensterne gelb, die Füße bläulichgrau mit schwärzlicher Schwimmhaut. Das Weibchen ist an Kopf, Hals und Brust dunkelrostbraun und um den Schnabel herum zieht sich ein breiter, gelblichweißer Zaum; die geschlängelten Querlinien des Oberleibs sind undeutlicher. Junge Vögel sind an Kopf, Hals, Brust und dem ganzen Oberleib dunkelbraun, um den Schnabel herum einige weiße Federchen und auf dem Rücken einzelne Federn, welche das geschlängelte Ansehen der Alten haben. Der Bauch ist schmutzigweiß und mit bräunlichen Federn getrübt. Diese Ente variiert nach dem Alter gar sehr, ist aber, da sie sich entweder der Farbe des alten oder des jungen Vogels immer in etwas nähert, doch leicht zu erkennen. Länge 52 cm, Flugbreite 75 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Sie brütet im hohen Norden, in der Lebensweise sonst ganz wie die vorhergehenden. Die neun bis zehn Eier sind braungelblichweiß, 60 + 46 mm groß. Winters kommt sie zu uns, bis zum Bodensee. In manchen Jahren ist sie auf demselben gar nicht selten, in anderen Jahren aber auch gar nicht anzutreffen.

Die Reiherente.

Anas fuligula, cristata, palustris; Fuligula cristata, patagiata; Aythia fuligula.

(Tafel 43, Figur 1 und 2.)

Reihermoorente, Hauben=, Zopf=, Schopfente, Straußmohr.

Der Spiegel weiß; Kopf, Hals und Brust schwarz mit violettem Schimmer; der Bauch rein weiß; an dem Hinterkopf ein langer herabhängender Federbusch. Der ganze Oberleib ist schwarz, äußerst fein und kaum bemerkbar weiß bestäubt; die Flügel schwärzlich, die Schwungfedern nach innen weißlich, die hintern grünschimmernd; der weiße Spiegel breit, schwarz eingefaßt. Steiß, After und Schwanz schwarz. Der Schnabel ist hellaschblau mit schwarzem Nagel, die Augensterne gelb, die Füße dunkelbleifarbig mit schwärzlicher Schwimmhaut. Das Weibchen hat einen kleinen Federbusch und ist an Kopf, Hals, Brust und dem ganzen Oberleib schwarzbraun; der weiße Bauch ist mit Rotbraun durchmischt. Junge Vögel sind um den Schnabel herum etwas weißlich, sonst wie das Weibchen gezeichnet. Auch die Reiherente variiert mit dem Alter, so daß die schwarze Farbe bald rein, bald ins Braune gehend, bald mit und bald ohne Glanz am Kopf erscheint. Länge 40 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Auch sie brütet im hohen Norden, brütet im Juni auf acht bis zehn Eiern, 58 + 42 mm groß, schmutzig olivengrün von Farbe. Winters ist sie bei uns sehr bekannt, sie zieht strichweise nach Süden, je nachdem die Gewässer zufrieren, übrigens brütet sie auch in Deutschland, auf vielen Seen Mecklenburgs. Große Geselligkeit und fast ununterbrochenes Tauchen zeichnen sie aus. Lebensweise wie bei den vorigen.

---

c) Schellenten. Bucephala.

Die Schellente.

Anas clangula; Fuligula clangula; Bucephala clangula; Clangula vulgaris.

(Tafel 43, Figur 12 und 13.)

Klang=, Klingel=, Hohlente, Quaker, Knöllje.

Weiß; der Kopf mit dem Oberhals schwarz, grün und purpurfarbig glänzend; an dem Mundwinkel ein großer, weißer Fleck, der Spiegel weiß. Ober= und Unterrücken, Steiß und die Schwungfedern, wie auch die Flügel satt schwarz; der weiße Spiegel ist mit einem großen weißen Felde auf den Flügeln in Verbindung; durch den After ein schwärzlicher Querstreif. Der Schnabel ist schwarz, Augensterne hochgelb, Füße orangegelb mit schwärzlicher Schwimmhaut. Das Weibchen hat schwarzen Schnabel mit orangegelber Spitze, der Kopf und der Oberhals sind dunkelchokoladebraun, um den Hals einen weißen Ring, unter diesem der Unterhals und die Oberbrust aschgrau, weißlich gewässert; der Rücken,

die Schultern und die Steißfedern schwärzlich, auf ersteren weißliche Federränder; der ganze Unterleib von der halben Brust an rein weiß, die Aftergegend schwärzlich gefleckt, die Weichen aber grauschwarz mit weißlichen Federrändern. Die Flügel sind schwarz, auf denselben ein weißer Fleck, und die diesen Fleck umgebenden kleineren Flügeldeckfedern schwarz mit weißen Spitzen; der Spiegel rein weiß und durch ein breites schwarzes Querband geteilt; der schwärzliche Schwanz hat einen aschgrauen Anstrich. Junge Männchen haben Ähnlichkeit mit dem Weibchen, der Vorderhals und die Brust ist aber weiß, öfters grau gefleckt und der weiße Spiegel ist durch einen undeutlichen schwarzen Querstrich geteilt. Die Füße sind heller und unreiner, auch der Schnabel nicht so tiefschwarz wie bei dem alten Männchen. Von dem Weibchen ist es leicht durch die beträchtlichere Größe zu unterscheiden. Die jungen Weibchen sind an dem Kopfe dunkler und unreiner braun, der weiße Halsring fehlt ganz, der Oberleib ist mehr dunkelbraun als schwärzlich, der weiße Fleck auf den Flügeln sehr undeutlich und der schwarze Querstreif in dem weißen Spiegel sehr schwach und schmal. Der ganze Schnabel ist dunkelolivenbraun, auf dem Rücken heller, manchmal an der Spitze gelblich. Vögel mit schwärzlichem oder braunem Kopf und weißlichem Augenfleck sind junge, in der Mauser sich befindende Männchen. Länge 45 cm, Flugbreite 75 cm, Schwanz 8,5 cm.

Die Schellente ist ein nordischer Vogel, der aber vereinzelt über ganz Deutschland verteilt als Brutvogel vorkommt, so am Bodensee, Ammersee, auf vielen Seen Norddeutschlands. Ende April findet man im Schilf und Rohr, manchmal in hohlen Weiden am Ufer, das Nest mit zehn bis fünfzehn Eiern, 55 + 40 mm groß, licht blaugrünlich gefärbt. Im Winter besucht sie alle Seen und etwa offenen Teiche in Deutschland, der Schweiz, mit Vorliebe freilich hält sie sich an den Küsten Frankreichs, Hollands, Deutschlands und Englands auf. Zu ihrem Namen hat ihr das klingende Getön ihrer raschen Flügelschläge verholfen, ein merkwürdiges Geräusch, ganz genau wie das der Blechrollen an den Schlittengeschirren; selbst in finsterer Nacht kann man die Schellente sofort daran erkennen. Sie taucht wohl am besten von allen Enten, es ist höchst unterhaltend und belustigend, diese wunderbare Kunstfertigkeit zu beobachten. Wasserschnecken, Muscheln, kleine Fische, Krebse, Wasserkerfe, Frösche und Wasserspitzmäuse ebensowohl wie Pflanzenkost bilden ihre Nahrung und sie ist so gefräßig, daß sie nicht nur den ganzen Tag, sondern auch ein gut Teil der Nacht hindurch sich mit dem Aufsuchen der Nahrung beschäftigt. Ihre Scharen kommen zu uns Ende Oktober und ziehen nach Norden im März. Ihr Wildbret ist ungenießbar. Ihre Stimme ist knarrend, saatkrähenähnlich wie „krrrah".

Die Spatelente.

Anas islandica; Fuligula islandica; Clangula scapularis.

Sie ist der vorigen auf das nächste verwandt, unterscheidet sich von der Schellente durch den großen, fast die Hälfte der Schnabelbreite einnehmenden Nagel, die großen halbmondförmigen Wangenflecken, eine zur Längsbinde verschmelzende Reihe von weißen Flecken auf der Schulter und einen breiten schwarzen Querstreifen über den Flügeln, der dessen Oberteil vom Spiegel trennt. (Nach Brehm.) Sie ist bedeutend größer als die Schellente. Länge 53 cm, Flugbreite 85 cm, Schwanzlänge 4 cm.

Sie bewohnt den Norden Amerikas und Island. Ihre Lebensweise ist die der vorigen, sehr wohlschmeckend sind die 60 + 45 mm großen, rein blaugrünen Eier.

---

d) Eisenten. Harelda.

Die Kragenente.

Anas histrionica; Harelda histrionica; Fuligula histrionica.

(Tafel 44, Figur 1 und 2.)

Narren-, Hanswurst-, Harlekinente, Lord.

Sie ist sehr bunt, aber nicht gerade geschmackvoll gezeichnet. Das Gefieder ist vorherrschend schieferfarben, geht auf dem Bauche in das Fahlbraune über, der Steiß ist schwarz. Hievon heben sich grell ab ein großer dreieckiger weißer Fleck neben der Schnabelbasis, ein doppeltes weißes Halsband, vom Scheitel bis ins Genick ein samtschwarzer Streifen, seitwärts des Scheitels ein schmaler weißer, unter diesem ein rostfarbiger Bogenstreif. Sehr zahlreich sind weiße Flecken: auf dem Ohr, an den Seiten des Hinterhalses, an der Seite der Oberbrust; diese schneeweißen Flecken sind schwarz

eingefaßt. Die Weichen sind schön rostrot. Die Flügel sind grauschwarz mit weißen Flecken. Der Spiegel ist glänzend violettschwarz. Der Schnabel ist klein, schwarzgrünlich, Augensterne braun, Füße blaugrünlich mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten. Das Weibchen trägt im Gegensatze zu dem so bunten Erpel ein düster graubraunes, heller und dunkler gewelltes Kleid, die Wangen sind grauweiß; ein Flecken hinter dem Ohre ist weiß. Länge 43 cm, Flugbreite 65 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Die Kragenente ist im hohen Norden Amerikas, Asiens und Europas häufig, insbesondere Sibirien gemein. Sie liebt sehr stark fließendes Wasser. Im Juni findet man an Stromufern das Nest mit fünf bis acht Eiern, 51 + 36 mm groß, blaß braungelblich. Sie schreien klangvoll „gi—äk, gi—ak, eck, eck, eck, eck“. In strengen Wintern kommt sie bis an den Bodensee. Sie nährt sich Sommers besonders von den Larven der Eintagsfliege.

Die Eisente.

Anas glacialis, longicauda; Harelda glacialis; Fuligula hiemalis, musica.

(Tafel 44, Figur 3 und 4.)

Winter-, Lang-, Spitzschwanzente, Hanik, Kirre.

Sie hat keinen Spiegel; Rücken und Brust sind schwarz; die langen, schmalen Schulterfedern sichelförmig über die Flügel gekrümmt; die zwei mittelsten Schwanzfedern sind sehr verlängert. Oberkopf, Hinter- und Vorderhals, Nacken, Kropf, Schultern, Bauch, Seiten und Steiß sind rein weiß, Halsseiten, Rücken, Oberflügel und die ganze Brust tief braun, Unterrücken und Bürzel schwarz, die Schwingen lichtbraun, die mittleren, sehr langen, spießartigen Schwanzfedern schwarz, die übrigen an der Außenfahne weiß. Augen lichtbraun, Schnabel an der Wurzel ziegelrot, Unterschnabel hellrot, Oberschnabel schwarzgrün, Füße blaugrau. Das Weibchen ist auf der Oberseite braun, Unterseite weiß, Kropf und Oberbrust schuppig quergefleckt. Der Schwanz ist bei ihm ohne die langen Federn. Die Länge ist 55—60 cm, wobei 24—30 cm auf die mittleren Schwanzfedern treffen, Flugbreite 70 cm. Der Entvogel verfärbt sich im Sommerkleide, es sind in diesem nur die Unterteile weiß, Oberteile rostrot, dunkelbraun geschaftet, Zügel grau. Die Schwanzfedern sind im Sommerkleide nur wenig verlängert.

Im hohen Norden ist die Eisente gemein, sie bewohnt dort das Meer, während der Brutzeit alle Landseen, auch die Gebirgsseen Lapplands. Im Winter kommt sie in ganz gewaltigen Mengen über Skandinavien und aus Rußland an die Ostsee, insbesondere die deutsche Küste. Oft kommen sie in kleinen Zügen oder paarweise tief in das Binnenland, am Rhein, Oder, Elbe, Donau, am Bodensee und selbst auf den oberitalienischen Seen werden sie in strengen Wintern getroffen. Die Eisente ist gar nicht scheu, junge Vögel kennen oft den Menschen noch gar nicht und lassen ruhig dessen Kahn an sich herankommen, gewitzigte Eisenten aber benehmen sich sehr klug und wissen sich durch Tauchen und unter Wasser weiterschwimmen dem Jäger zu entziehen. Sie kommt Winters in unschätzbaren Mengen auf die Märkte der Seestädte, ist aber wenig geschätzt. — Die Brutzeit ist im Juni, hier läßt das Männchen sehr fleißig seine schöne, hochklingende Stimme hören, die in keiner Weise an eine Ente erinnert, sondern ganz gesangartig „a a a au lik“ klingt. Die Eisente bebrütet sechs bis zehn Eier, 50 + 38 mm groß, graubraungrünlichweiß. Die Jungen führt sie baldmöglichst in das geliebte Meer. Nach der Brut, Anfang Juli, legt der Erpel das Sommerkleid an.

Sehr abweichend von allen übrigen Enten, ein Mittelglied zwischen Enten und Scharben, ist die

Ruderente.

Erismatura leucocephala; Anas leucocephala, mersa; Fuligula mersa.

(Tafel 43, Figur 10 und 11.)

Kupfer-, Fasan-, Weißkopfente.

Kopf rein weiß, auf dem Scheitel eine schwarze Platte, ebenso ist die Kehle schwarz und ein Halsband. Der Unterhals und Kropf sind kastanienbraun, schwarz gewellt, der Oberleib ist dunkelrostgelb, rostrot und braunschwarz fein gezeichnet, Bauch schmutzig gelblichweiß, Brust rostgelb, Handschwingen grau, Schwanzfedern schwarz. Der Schnabel ist schaufelförmig, hinten seitlich stark aufgetrieben, blaugrau; Augen gelb, Füße rotgrau. Das Weibchen ist bedeutend kleiner, sein Oberkopf ist braun, die Wangenflecken ebenfalls braun, weißlich eingefaßt, das ganze übrige Gefieder rostbraun, schwarz und grau gewellt. Die Maße des Erpels sind: Länge 55 cm, wobei 12 cm auf den Schwanz treffen, Flugbreite 66 cm.

Brehm bringt in seinem Tierleben eine Schilderung der wenig bekannten Ente von Herman, der die Ruderente in Siebenbürgen beobachtete. Die eigentliche Heimat dieser Ente ist Mittelasien und Nordwestafrika, im südöstlichen Europa brütet sie, ist aber nicht häufig. Herman schreibt nun u. a.: „Die Ruderente brütet in Siebenbürgen auf den zahlreichen Teichen und Seen, die für das sog. Mezöség oder Mittelland, ein steppenartiges, hügeliges, von schmalen Thälern durchschnittenes Gelände, bezeichnend sind. Sie erscheint am Brutorte, wenn der Frühlingszug seinem Ende naht und die ständigen Arten ihre Nistplätze bereits gewählt haben, gewöhnlich im ersten Drittel des Mai, in Gesellschaften von vier bis acht Stück, die anfänglich stets zusammenhalten und erst später sich in Paare trennen. Durch ihre Haltung und Bewegung fällt sie selbst in den bevölkertsten Brutteichen sofort auf. Der weiße Kopf leuchtet aus weiter Ferne hervor und gleicht einem auf dem Wasser schwimmenden Ei; der Vorderleib wird tief eingetaucht und der Schwanz fast senkrecht gestelzt, so daß der Vogel an einen hochlehnigen Sattel erinnert. Mit den breiten Ruderfüßen mächtig ausgreifend, schwimmt unsere Ruderente ungemein rasch dahin, taucht oft und anhaltend, sucht daher die Tiefen der Gewässer auf und verschwindet wie ein fallender Stein in ihnen, kehrt auch beim Auftauchen stets fast genau auf dieselbe Stelle zurück, von welcher aus sie ihren Jagdzug antrat. Gegen Ende Mai verschwanden die Weibchen dreier Paare, die Herman längere Zeit beobachtete, und nur die Männchen blieben sichtbar. Das Weibchen legt das Nest möglichst verborgen an, meist auf niederen Lagen, zwischen jung aufschießenden, überwuchernden Schilf- und Riedstengeln in größeren Dickichten, wie vergraben, deckt es auch oft oben noch mit Schilfstengeln zu. Tristram fand auf einem See Algeriens zwei Nester, das eine mit drei, das andere mit acht Eiern. Diese sind im Verhältnis zum Vogel sehr groß, durchschnittlich ungefähr 70 + 50 mm, rein eiförmig, sehr rauhschalig, denen anderer Enten unähnlich und von Farbe düster weiß.

Säger. Mergus.

Der Schnabel ist etwas lang, gerade, kegelförmig, an der Spitze der oberen Kinnlade ein hakenförmig abwärts gekrümmter, und an der untern ein etwas aufwärts gebogener Nagel. Die Mundkanten beider Kinnladen eingezogen und mit langen, sägeartigen, etwas rückwärts gebogenen harten Zähnen besetzt. Die Nasenlöcher sind fast in der Mitte des Schnabels, groß, oval, frei und durchsichtig. Die Säger haben ganz die Gestalt der Enten, der Kopf aber ist verhältnismäßig länger und spitzer. Die Säger sind nordische Fischtaucher, sie kommen Winters zahlreich nach Deutschland, namentlich nach Norddeutschland, besonders auf die offenen Stellen laufender Wasser, benehmen sich wie echte Taucher und sind gewaltige Fischfresser.

Der große Säger.

Mergus merganser, castor; Merganser castor, cinereus, gulo.

(Tafel 44, Figur 7 und 8.)

Gemeiner Säger, Gänsesäger, Tauchgans, gezopfter Kneifer.

Er ist weiß mit orangegelbem Anstrich; der Kopf entenhalsig grün, der Rücken, Schultern und vordere Schwungfedern schwarz; der Unterrücken und Steiß grau, weiß gewässert; der Schwanz grau. Der Oberkiefer ist dunkelkarmoisinrot, oben und an dem sehr stark herabgekrümmten Haken tief schwarz; der Unterkiefer an den Seiten rot, unten schwarz, die Augensterne dunkelrotbraun; die Füße zinnoberrot. Auf dem Kopfe befindet sich eine Haube. Das Weibchen hat einen blassen, roten Schnabel, dessen untere Kinnlade unten nicht schwarz ist, die Füße nicht so rein rot und die Schwimmhaut ist etwas bräunlich. An dem Hinterkopf ein doppelter pinselartiger Federbusch. Der ganze Kopf und ein Teil des Halses rostbraun; die Kehle rein weiß; der weiße Unterleib mit gelblichem Anstrich; der ganze Oberleib, die Schulterfedern, die Flügeldeckfedern, Steiß und Schwanzfedern aschgrau; der Spiegel weiß; die vordern Schwungfedern schwarz, der weiße Vorderhals aschgrau gewässert und der Hinterhals sowie die Weichen grau. Die jungen Männchen sehen den Weibchen ähnlich. Ganz junge, erst dem Ei entschlüpfte, noch ganz in dem Jugendflaume befindliche Vögel haben folgende Zeichnung: der ganze Ober- und Hinterkopf dunkelrostbraun, von den Ohren, an den Seiten des Halses herab ein fuchsroter breiter und vom Schnabel unter den Augen durch, ein gerader weißer Streif; der ganze

Oberleib, Steiß und Schwanz dunkelbraun; die Kehle, Wangen, Vorderhals, der ganze Unterleib, ein Fleck auf den Flügeln, einer an den Weichen und einer zu beiden Seiten des Steißes rein weiß. Länge 80 cm, Breite 110 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Sehr hübsch schildert der alte Koch ein auf dem Bodensee brütendes Pärchen: Ich bemerkte im Frühjahr in der Gegend des Klosters Meererau bei Bregenz auf dem Bodensee täglich drei Gänsesäger: zwei Männchen und ein Weibchen. Die zwei Männchen waren meistens im Streit begriffen und in den wenigen ruhigen Augenblicken bemerkte man den Sieger bei dem Weibchen. Nach einiger Zeit verlor sich das eine Männchen, und nun hielt sich das traute Pärchen ungestört täglich an demselben Orte auf. Im Monat Mai verschwand auch dieses und ich vermute, daß ihr damals gewählter Aufenthalt ein nahes Wäldchen war, in welchem ein Jäger auf einen männlichen Gänsesäger geschossen zu haben anzeigte. Gegen Ende des Monats Juni traf ich das Weibchen mit sieben Jungen von der Größe einer Wachtel auf dem Bodensee in derselben Gegend an, wo ich das Pärchen im Frühjahr beobachtete. Da ich den Wunsch hegte, ein Junges zum Ausstopfen zu erhalten, so beschloß ich, eine Jagd darauf zu machen. Ich bestieg zu diesem Ende mit einem Jäger einen Kahn und näherte mich in diesem liegend den Vögeln, war auch so glücklich, auf einen Schuß die Mutter mit drei Jungen zu bekommen. Die vier entkommenen Jungen konnte ich noch einen Monat lang in dieser Gegend sehen, dann aber verschwanden sie auf einmal. Sie waren äußerst lebhaft, tauchten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit unter, und ebenso konnten sie auch mit außerordentlicher Schnelligkeit, um der Gefahr zu entkommen, über das Wasser laufen. Ihre Stimme, die sie gewöhnlich hören ließen, war ein weit hörbares „ziz, ziz, ziz, ziz". Die Eier messen 70 + 48 mm, sind blaß olivengrün.

Dieses Brüten des Gänsesägers auf einem deutschen Binnensee ist nun freilich selten, das Heimatsgebiet des Sägers liegt im Norden Asiens, Amerikas und Europas zwischen dem 52. und 60. Grad. Auf dem Zug geht er weit nach dem Süden, erscheint bei uns Ende November und zieht Anfang März wieder nordwärts. Einen wundervollen Anblick bietet ein futterneidiger Säger, der einen glücklichen Kameraden verfolgt: mit Eilzugsgeschwindigkeit schießen Verfolger und Verfolgter durch die Wogen, so daß ein starkes Rauschen des Wassers die Folge ist. Die Stimme ist ein eigentümliches Knarren. Das Wildbret ist nicht genießbar. Er ist schädlich, da er ausschließlich Fische frißt.

Der Mittelsäger.

Mergus serrator, serratus, niger; Merganser serratus.

(Tafel 44, Figur 9 und 10.)

Langschnäbliger Säger, Taucherkiebitz, Seekatze, Nörks.

Kopf und Federbusch sind schwarz mit grünem Glanze, um den Hals ein weißer Ring, an der Seite der Brust große, weiße, schwarz eingefaßte Federn. Der Unterhals und die Brust sind rostbraun, schwärzlich und weißlich gefleckt; der ganze Unterleib weiß mit einem orangegelben Anstrich; der Spiegel weiß mit zwei schwarzen Strichen; der Unterrücken, Steiß und Weichen aschgrau, weiß gewässert; der Schwanz grau. Der lange Schnabel ist rot, auf der Mitte des Oberkiefers ein schwarzer Längsstreif, der kleine Nagel graubraun. Augensterne karmoisinrot, Füße zinnoberrot, die Schwimmhaut etwas getrübt. Sommerkleid: Kopf und Oberhals braun, Oberseite trübgrau, Kropf und Hals auf trübem Grunde gräulich gestrichelt. Länge 60 cm, Breite 85 cm, Schwanzlänge 11 cm, Schnabellänge 8 cm. Weibchen: Augensterne hellbraun, Kopf, Federbusch, Oberhals rotbraun; Kehle, Vorderhals weiß, aschgrau gewässert. Die Brust und der ganze Unterleib weiß mit gelblichem Anstrich; Oberleib bläulich aschgrau; durch den weißen Spiegel ein schwärzlicher Querstrich. Junge Vögel beiderlei Geschlechts haben einen schmutzig rostbraunen Kopf, eine weißliche Kehle und ein etwas undeutlicher dunkelbrauner Streif zieht sich durch die Augen. Sie sind am Unterleib weiß und auf dem Oberleib dunkelbraun.

Die Heimat des Mittelsägers ist der hohe Norden, sowohl Asiens und Europas, wie Amerikas, er wandert sehr weit südlich, bis in das Mittelländische Meer, Südchina und Mexiko. Von dem vorigen ist er in der Entfernung sehr schwer zu unterscheiden, nur die kleinere, zierlichere Gestalt ermöglicht die Unterscheidung. Im Wesen ähnelt er ganz dem großen Säger, jagt pfeilschnell, auch unterseeisch, die Fische, fliegt entenartig. In Europa ist sein südlichstes Brutgebiet der deutsche Norden, wo er sehr vereinzelt auf Mecklenburgs und Pommerns zahllosen Seen nistet, auch in Holstein. In

Schweden und Norwegen wird er schon häufiger, vom 68.—70. Breitegrad ist er dann gemein. Dort oben im Juni, in Norddeutschland, Dänemark und Schweden im Mai findet man im Schilf, ausnahmsweise auch in einem hohlen Baume, oder auf einem Baume, das aus Schilf geflochtene Nest, mit zehn bis vierzehn Eiern, 61 + 42 mm groß, lichtgraugelblich. Die Dunenjungen werden von der Mutter gepflegt, in der sorgfältigsten Weise unterrichtet, vom Ausschlüpfen an gleich auf das Wasser geführt. Ausgewachsen halten sie auf der ersten großen Reise getreulich mit der Mutter zusammen, den Vater lernen sie wohl nie kennen. Sie rufen, wie der Großsäger, laut und gellend „körr". Das Wildbret ist nicht zu genießen, auf unseren Seen aber sind diese Säger, die viel ärger als die Raubfische unter dem Bestande der Karpfen und Edelfische hausen, sehr schädlich. Der Jäger muß viele Geduld zu ihrer Jagd mitbringen, ihre Lieblingsstellen erkunden und sich sorgfältigst verstecken.

Der Zwergsäger.

Mergus albellus, minutus, albulus; Merganser albellus; Mergellus albellus.

(Tafel 44, Figur 11 und 12.)

Weißer Säger, Mövensäger, Eis-, Elstertaucher, Sternente, Eis- und Schneekönig.

Das Männchen im Hochzeitskleide ist rein weiß fast am ganzen Körper, der Ober- und Unterrücken und ein auf die Brust herabgehender gebrochener Ring sind sattschwarz. Der Kopf ist gehaubt, an dem Schnabelgrunde befindet sich zu jeder Seite ein großer schwarzer Fleck, am Hinterkopf zu jeder Seite ein schwarzer, grünglänzender Längestreif, eine zweite solche Bogenlinie vor den Flügeln. Der Spiegel ist schwarz mit zwei weißen Querstreifen. Der Schwanz grau, die Seiten hinter den Schenkeln mit schwarzen und weißen Wellen. Der Schnabel und die Füße sind hellaschgrau, letztere mit schwärzlichen Schwimmhäuten, die Augensterne braun. Bei dem Weibchen ist der Kopf und Hinterhals schön rostbraun, die Kehle, das Kinn und ein Teil des Vorderhalses weiß; Oberbrust und Weichen aschgrau; Rücken und Schulterfedern schwarzbraun; der ganze Unterleib weiß. Die jungen Männchen sehen ganz wie das Weibchen aus, sind aber, da sie bedeutend größer sind, doch zu erkennen. Die älteren Männchen außer der Liebeszeit sind ebenfalls dem Weibchen ziemlich ähnlich: der Kopf ist dann entweder glatt oder mit einem kaum merklichen Federbusch, rostfarbig, mit oder ohne Augenfleck; der Vorderteil des Halses weiß, der Hinterteil rostfarbig; der Rücken, die Schultern und der Schwanz dunkelbraun. Länge des Männchens 40 cm, Flugbreite 70 cm, Schnabel 4,4 cm, Schwanzlänge 6,5 cm.

Unter den Sägern ist er entschieden der angenehmste. Er teilt mit den vorigen Heimat und Wanderverbreitung, ist am häufigsten in Nordasien vertreten und Winters auf unseren Seen, Teichen und Flüssen nicht selten, auf dem Bodensee z. B. recht häufig. Die Nahrung besteht in kleinen Fischen, Krebsen und Kerbtieren, aber auch in Pflanzenstoffen. Naumann schildert sein Wesen sehr anschaulich. Er schreibt: „Eine Gesellschaft dieser Säger beim Fischen zu belauschen, gewährt eine angenehme Unterhaltung. Bald schwimmen alle zusammen, bald und im Nu sind sie von der Fläche verschwunden. Endlich erscheint einer nach dem anderen wieder oben, aber zerstreut und, wo es der Platz gestattet, oft 30—50 Schritte vom ersten Platze weg. Sie sammeln sich von neuem, tauchen abermals und erscheinen zerstreut bald wieder und zur Überraschung des Lauschers diesmal vielleicht ganz in dessen Nähe auf der Oberfläche. Sehr merkwürdig holen sie allein durch Tauchen ihren Lebensunterhalt oft aus ziemlich kleinen Öffnungen im Eise, indem sie ihre Jagd unter der Eisdecke treiben, aber um zu atmen und sich einige Augenblicke zu erholen, doch stets die offene Stelle wieder treffen, ein Beweis, daß ihre Sehkraft unter Wasser sich über einen ansehnlichen Raum erstrecken muß.

Wo das freie Gewässer nicht Fischchen genug enthält, durchwühlen sie auch den Grund nach Kerbtieren, Fröschen u. s. w. Kommt eine Gesellschaft auf einen kleinen, mit vieler Fischbrut besetzten Quellteich, so setzen sowohl Vögel wie fliehende Fische, die, wie bei der Verfolgung von Raubfischen, nicht selten über die Fläche aufschnellen, das Wasser in eine fast wirbelnde Bewegung. Es ist den Sägern eigen, daß, wenn sie fischen wollen, gewöhnlich alle zu gleicher Zeit eintauchen, um die überraschten Fische in allen Richtungen zu verfolgen und so der eine fangen kann, was dem anderen entwischte. Aber wir haben nie bemerkt, daß sie beim Eintauchen eine gewisse Anordnung träfen, sich, wie man gesagt hat, im Halbkreise aufstellten und diesen auch während des Untertauchens beibehielten, um die Fische in die Enge zu treiben und so desto sicherer zu fangen."

Eine sehr innige Freundschaft verbindet den Zwergsäger und die Schellente, beide kommen und gehen zusammen, ja ohne Zweifel giebt es auch Bastarde von beiden. Nestbau und Brutgeschäft gleicht dem des vorigen, die Brutzeit fällt in den Juni, die acht bis zehn Eier messen 45 + 30 mm, sind gelblichweiß oder grünlichbraun. Über die Brutentwickelung liegen noch herzlich wenig Nachrichten vor, er brütet nur im hohen Norden, fast ausschließlich des nördlichen Asiens.

Möwen. Laridae.

Mit langen, spitzen Flügeln und oft gabeligem Schwanz ähneln die möwenartigen Vögel den Tauben und Schwalben. Ihr Schnabel ist meist kürzer als der Kopf, der Hals kurz, an den Schwimmfüßen bleibt die Hinterzehe frei. Sie sind eingeteilt in 13 Gattungen mit nahezu 150 Arten. Für Europa kommen die Gattungen der Seeschwalben (Sterninae), Wasserschwalben (Hydrochelidon) und der Möwen (Larinae) in Betracht.

Die Seeschwalben (Sterninae) sind mittelgroße oder kleine, schlank gebaute Vögel mit etwa kopflangem, geradem, auf der Firste sanft gebogenem Schnabel, kleinen, niedrigen, vierzehigen Füßen, kurzen, oft tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten, ziemlich scharfen Krallen, sehr langen, schmalen, spitzigen Flügeln und mittellangem gegabeltem Schwanz. Sie sind die vollkommensten Flieger und Stoßtaucher der Familie, äußerst unruhig und bewegungslustig, fliegen sie den ganzen Tag, schwimmen nur ganz kurze Zeit als ein willenloses Spiel der Wellen, aber leicht wie Kork auf ihnen, schlafen liegend am Ufer. Stehend und trippelnd bilden sie eine herzlich ungeschickte Figur. Ihre Nahrung bilden bei den größeren Arten kleine Säugetiere, Vögel, Kriechtiere, Lurche, Fische und Kerbtiere, bei den kleinen Arten nur Fische und Kerbtiere. „Um Beute zu gewinnen," sagt Brehm, „fliegen sie in geringer Höhe über dem Wasserspiegel dahin, richten ihre Blicke scharf darauf, halten, wenn sie ein Opfer erspäht, an, rütteln ein paar Augenblicke lang über ihm, um es sicher auf das Korn nehmen zu können, stürzen schnell hinab und versuchen, es mit dem Schnabel zu fassen." — Von den eigentlichen Möwen sind sie im Fluge unschwer zu unterscheiden. Abgesehen davon, daß die Seeschwalben im Verhältnis zu den enorm langen und schmalen Flügeln äußerst leibarm sind im Vergleich mit den kräftigeren und breitflügligeren Möwen, zeichnet die ersten — allerdings nur wenn sie gemächlicher, nach Beute spähend, dahinziehen — zweierlei aus: erstens ist ihr Schnabel senkrecht nach abwärts gerichtet, was bei der Möwe nie der Fall ist, und zweitens hebt sich jedesmal, wenn die Flügel nach abwärts schlagen, der federleichte Körper in die Höhe, so daß letzterer, trotzdem der Vogel im Ganzen geradeaus fliegt, eine leichte Wellenlinie beschreibt und der Flug einen unsteten Ausdruck bekommt. So unendliche Strecken die Seeschwalben auch des Tags über durchmessen, sie kehren stets wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurück.

Ihr Leben ist sehr vielen Anfeindungen ausgesetzt, die Raubmöwen plagen sie abscheulich, Eier und Junge sind von allen Seiten bedroht, erstere als sehr schmackhaft auch vom Menschen gesucht. Der Bestand einzelner Arten nimmt darum leider merklich ab. Von einer „Schädlichkeit" kann man bei ihnen nicht reden.

Die Flußseeschwalbe.

Sterna hirundo, fluviatilis, chelidon, macroptera.

(Tafel 37, Figur 6 und 7.)

Rheintaube, Rohrschwalbe, Spirer, Tänner, rotfüßige Meerschwalbe.

Der ganze Oberkopf bis über den Nacken ist tiefschwarz, der lange Schwanz sehr gabelförmig, Schnabel und Füße sind korallenrot, ersterer an der Spitze schwarz; Augensterne dunkelbraun. Der Oberleib ist silbergrau, der Unterleib weiß; die vorderen Schwungfedern schwärzlich aschgrau, an der inneren Fahne zur Hälfte der Länge nach weiß, die äußerste Schwanzfeder sehr lang und an der äußern Fahne schwärzlich, alle übrigen rein weiß, nach außen aber, so wie die Brust und der Bauch, aschgrau gepudert. Das Weibchen hat ganz das Aussehen des Männchens und

unterscheidet sich äußerlich durch gar nichts. Junge Vögel vor der Herbstmauser sind nur am Hinterkopf und im Nacken schwarz, die Stirn ist schmutzig weiß und der Scheitel schwarz gefleckt, vor den Augen ein schwarzer Fleck. Die Kehle, der Vorderhals sind rein weiß; der Hinterhals unten mit einem rostgelblichen Anstrich; der Rücken, die Schultern und die hinteren Schwungfedern sind etwas schmutzigsilbergrau, alle Federn rostgelblichweiß breit eingefaßt und vor dieser Einfassung mit einem braunen, sich ins Silbergraue verlierenden Reif versehen. Der Schwanz ist hellsilbergrau und die drei äußeren Federn sind an der äußeren Fahne schwärzlich. Der Schnabel ist gelblich fleischrot an der Spitze und auf dem Rücken braun, die Füße rötlichgelb. Länge 40 cm, Flugbreite 82 cm, Länge der äußersten Schwanzfedern 14 cm.

Sie ist bei uns allenthalben an Flüssen und Seen, findet sich in ganz Europa, einem großen Teil Asiens und Nordamerikas, auch an der Küste. Bei uns weilt sie von April oder Mai bis Juli oder August. Den ganzen Tag treibt sie sich in ruhelosem Fluge herum, bald träg, aber doch noch schnell geradeaus, bald plötzliche Schwenkungen ausführend, bald rüttelnd, dann stürzt sie sich wieder senkrecht auf ihre Beute, die vorzugsweise aus den oberflächlich schwimmenden Lauben besteht, vielfach aber auch in Fröschen und niederen Tieren, setzt sich öfter auf schwimmende Gegenstände, gerne auch auf Pfähle, auch aufs Ufer, wo sie häufiger läuft als die anderen Arten. Sie nistet Ende Mai an die Ufer der Flüsse und Seen, gerne auf kiesige oder sandige Plätze. Die drei bis vier Eier liegen in einer kleinen Erdvertiefung, sind von Farbe entweder hellgelblichbraun oder schmutzig hellbläulichgrün, seltener olivengrün oder olivenbräunlich, alle aber gleichfarbig mit größern und kleinern dunkelbraunen Flecken überall unregelmäßig besetzt. Sie messen 41 + 30 mm. Sie werden von beiden Geschlechtern in 16—17 Tagen ausgebrütet, in den Mittagsstunden aber der Sonnenwärme überlassen. Die Jungen entlaufen bald dem Neste, verbergen sich bei Gefahr zwischen den größeren Steinen des Kiesbodens, können nach 14 Tagen schon flattern und folgen in der dritten Lebenswoche ihren Eltern schon fliegend. An unseren Flüssen bilden sie selten größere Ansiedelungen, eine solche ist mir am Einflusse der Bregenzerach in den Bodensee bekannt; am Meeresgestade vereinigen sich dagegen viele Hunderte zum Brutgeschäfte, die dann mit tollkühnem Mute und betäubendem Geschrei Eier und Junge auch gegen den Menschen zu verteidigen suchen, der nur zu eifrig die schmackhaften Eier sammelt. Die Jungen verfolgt der Baumfalke, den Alten kann er nichts mehr anhaben, sie entkommen ihm, elegant ausweichend und in schwindelnde Höhen steigend, wohl stets. Die Flußseeschwalbe wandert von uns nach Südeuropa und den Norden Afrikas. Sie ruft krähenartig „kriäh", in der Angst „keck", „krick" oder „kreck", wenn die Gefahr sich entfernt „kraik".

Die Zwergseeschwalbe.

Sterna minuta, minor, metopoleucos, cinerea; Sternula minuta.

(Tafel 37, Figur 11 und 12.)

Sie ist die kleinste ihrer Art, giebt aber an Schönheit keiner andern etwas nach. Stirn und Augenbraunen sind weiß, Hinterkopf, Nacken und ein Streif durch die Augen schwarz, Rücken und Flügel hellgrau, der weiße Schwanz sehr gabelförmig. Der Schnabel ist etwas kurz, aber stark, orangegelb mit schwarzer Spitze, Augensterne braun, Füße lehmgelb. Der junge Vogel ist an Kopf und Nacken bräunlich mit schwarzen Querflecken, vor und hinter den Augen ein schwarzes Fleckchen; die Stirn gelbbräunlich überlaufen, der Rücken bräunlichgelb mit schwärzlichen Federschäften und schwarzgrauen Federrändern, der Oberleib überhaupt rostgrau, schwärzlichbraun geschuppt, an etwas älteren aber fahler, die braune Farbe des Oberleibs und des Kopfes hat mehr Weiß, der Schwanz ist noch nicht einfarbig weiß, sondern am Ende gelblich, mit schwarzen Endkanten. Die Größe des Körpers ohne Federn ist jene einer Lerche, im Gefieder aber beträgt ihre Länge 22 cm, die Flugbreite 50 cm, die Schwanzlänge 8 cm.

Sie nistet im wärmeren und gemäßigten Europa — in Deutschland findet sie sich außer am Seestrand an den norddeutschen Strömen, weniger häufig an der Donau, auch am Bodensee — im mittleren Asien. Auf ihren Wanderzügen kommt sie südwärts bis Palästina, Süd- und Ostindien, Südchina, die Sundainseln und Formosa. Ebenso findet sie oder doch eine ganz nächst verwandte Art sich in Amerika und Australien. Sie ist gesellig, wo sie brütet — meist auf einem Kiesrücken — da finden sich stets mehrere Pärchen. Der Flug ist ungemein weich und leicht, dabei sehr beweglich. Der Lockton ist ein scharfes „scherr, tir", seltener ruft sie gedehnt „kräik". Ihre Nahrung besteht sowohl in Fischen, insbesondere Lauben, welche sie durch Stoßtauchen erhascht, als in Insekten. Behufs der Jagd

auf Libellen und Heuschrecken, die sie gewandt im Fluge zu fangen verstehen, unternehmen die Zwergseeschwalben auch Streifzüge über Dünen, Brachfelder, längs der Kanäle und Altwasser. Jede Genossin, die einen besseren Fang gemacht, wird unter großem Geschrei und Gezänke von den anderen verfolgt und gar oft wieder bestohlen, es geht daher sehr lebhaft bei dieser Gesellschaft zu. Ihre Brutplätze wählen sie an möglichst wenig von Menschen betretenen Stellen, die zwei bis drei Eier liegen in einer einfachen Vertiefung im Kies, sind trüb rostgelb mit vielen hellaschgrauen und tiefbraunen Flecken, Punkten und Strichen gezeichnet, messen 32 + 24 mm. Brutpflege und Elternliebe wie bei der vorigen, die Eier sind schon in 14 Tagen ausgebrütet.

Die Raubseeschwalbe.

Sterna caspia, megarhynchos, major; Sylochelidon caspia; Thalasseus caspia.

(Tafel 37, Figur 1.)

Wimmermöwe.

Der Oberkopf ist schwarz, der Mantel hell graublau, der übrige Körper glänzend weiß. Der starke, lange Schnabel ist rot. Im Winterkleide ist der Kopf schwarz und weiß. Die kleinen Füße haben wenig ausgeschnittene Schwimmhäute, sind schwarz von Farbe. Wie bei den vorigen ist das Jugendkleid bräunlich in die Quere gefleckt. Länge 52 cm, Flugbreite 130 cm, Schwanzlänge 15 cm.

In Deutschland ist die Raubseeschwalbe wenig verbreitet, eine schwache Ansiedelung befindet sich auf Sylt, auch an der pommerschen Küste brütet sie. Ihre eigentliche Verbreitung aber ist in Mittelasien, Südeuropa und Afrika. Dort bewohnt sie namentlich die Küsten, die Ufer großer, fischreicher Seen und großer Ströme. In Europa findet sie sich außerdem noch an einigen Stellen der holländischen, französischen, dänischen und schwedischen Küste. Von diesen Punkten aus und auf der Reise nach denselben kommen zur Zugzeit im April und August die einzelnen Exemplare, welche man zu dieser Zeit im Binnenlande sieht. Im Winter ziehen sie nach Nord- und Mittelafrika, Indien, Ceylon. Sie kommt auch in Nordamerika, Australien und Neuseeland vor. Große Gesellschaften bildet sie in der Regel nicht, oft lebt sie paarweise, meist in einigen Familien vereint, die dann gemeinsam am Ufer ruhen. Nur zur Nistzeit bildet sie große Scharen, welche die Nester nahe dem Wasser anlegen. Sie bestehen einfach in einer Vertiefung im Sand, in welche Mitte Mai die zwei Eier (selten drei) gelegt werden, die 66 + 45 mm groß, schmutzig gelblich oder bräunlichweiß gefärbt und mit aschgrauen und schwarzgrauen Punkten und Strichen gezeichnet sind. Diese Eier gelten als sehr wohlschmeckend und werden eifrig gesammelt, worauf das bestohlene Weibchen wieder und meist auch noch zum drittenmale legt. Den oder die Eierdiebe umflattern sämtliche Vögel mit schauerlichem Geschrei, manchmal wagt ein besonders wütendes Exemplar einen recht empfindlichen Schnabelstoß. Sie sind überhaupt so kampflustig und wissen ihren scharfen Schnabel so erfolgreich zu führen, daß die Falken sie nicht angreifen. Die Nahrung der Raubseeschwalbe besteht der Hauptsache nach in Fischen, doch macht sie auch auf Mäuse, junge Vögel, Vogeleier, Heuschrecken 2c. eifrig Jagd. Die Stimme klingt häßlich gellend „kriäh".

Die Lachseeschwalbe.

Sterna anglica, nilotica, aranea, risoria; Gelochelidon anglica.

(Tafel 37, Figur 2 und 3.)

Acker-, Spinnenseeschwalbe.

Oberkopf und Nacken glänzend tiefschwarz, Mantel und Flügeldecken hellaschgrau, Halsseiten und ganze Unterseite weiß. Armschwingen und Schwanzfedern bläulich weißgrau, am Ende weiß gesäumt. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße schwarz. Das Winterkleid zeichnet sich durch weißgraue Färbung von Kopf und Nacken aus. Länge 40 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 13 cm.

Die Lachseeschwalbe, welche sehr den Möwen und insbesondere der Lachmöwe ähnelt, ist in Deutschland sehr selten. Sie findet sich lediglich an den Osterseen, dem Staffelsee und dem Kochelsee in Bayern, dann auf einzelnen kleinen Inseln der Ostsee. Häufig ist sie in den Mittelmeerländern und

im östlichen Europa, verbreitet ist sie durch ganz Zentralasien und ungemein häufig in Indien. Paarweise und in kleinen Flügen streift sie nicht nur längs der Gewässer, auf überschwemmtem Terrain, über Lagunen, Regenteiche und Brüche hin, sondern sie zieht auch mit Vorliebe über Grasflächen und Felder, ja man begegnet ihr nach Heuglin selbst in der fast vegetationslosen Wüste, oft viele Meilen weit von jedem Strome entfernt. Ihre Lieblingsnahrung besteht in Orthopteren aller Gattungen und Größen, in Libellen, Coleopteren, Lepidopteren, zuweilen auch in Mutillen, die sie geschickt im Flug zu haschen weiß. Bei Steppenbränden stürzt sie sich — nach Heuglin — mit ebensoviel Kühnheit als Gewandtheit in die dicksten Rauchsäulen. Auch raubt sie gerne Eier, kleine Vögel, selbst kleine Säugetiere, gelegentlich stößt sie auch in das Wasser, namentlich in die Brandung, um Fische zu haschen. Der Flug der Lachseeschwalbe ist gewöhnlich ziemlich niedrig und gemächlich und vernimmt man öfters den kurzen, etwas schnarrenden Lockton, ein lachendes „hä hä hä". Im Süden beginnt im April, bei uns Mitte Mai ihr Brutgeschäft. Die zwei Eier messen 52 + 35 mm, sind olivengrün oder braungelb mit veilchenfarbenen Flecken und braunen Punkten.

Die Strandseeschwalbe.

Sterna cantiaca, africana, columbina; Thalasseus cantiacus, candicans.

(Tafel 37, Figur 4 und 5.)

Brandseeschwalbe, Haffpicker.

Oberkopf und Nacken samtschwarz, Oberseite hellsilbergrau, Hals und Unterseite atlasweiß, schwach rosa angeflogen, Schwingenspitzen aschgrau. Winterkleid: Oberkopf weiß, schwarz gestrichelt, die Unterseite rein weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel ist mehr als kopflang, sehr gestreckt, merklich gebogen, schwarz, an der Spitze gelb, die kleinen Füße mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten sind schwarz. Länge 40 cm, Flugbreite 94 cm, Schwanzlänge 17 cm. Der Schwanz ist tief gegabelt.

Sie nistet kolonienweise auf den Inseln und an den Küsten des gemäßigten und wärmeren Europas und Nordafrikas, wie Südamerikas. Im Wesen und Lebenslauf gleicht sie völlig der größeren Raubseeschwalbe, verläßt als echter Meervogel kaum je die Küste. Ihre Nistplätze, die große Eierausbeute liefern, suchen sie todesmutig zu verteidigen, besudeln auch die Eiersucher von oben bis unten mit Kot. Die Eier (Tafel 48, Figur 21), je zwei in einem Neste, messen 55 + 36 mm, sind thonweiß oder rostgelblich mit bleich violetten Unter-, braunen Mittel- und dunkelbraunen Oberflecken. In allem übrigen darf ich auf die Raubseeschwalbe verweisen.

Eine nahe Verwandte der Flußseeschwalbe ist

Die Küstenseeschwalbe.*)

Sterna macrura, hirundo, arctica, marina.

(Tafel 37, Figur 8, 9 und 10.)

Silbergraue, nordische, arktische Seeschwalbe.

Von der Flußseeschwalbe, mit der sie die größte Ähnlichkeit hat, unterscheidet sie der ganz hoch karminrote Schnabel ohne schwarze Spitze, im übrigen hat auch sie die samtschwarze Kopfplatte, Kinn und Wangen bis ins Genick weiß, Unterkörper bläulichweiß, Oberseite etwas dunkler, Unterflügel und Schwanz weiß. Winterkleid: Stirn und Vorderscheitel weiß, Hinterkopf schwarz. Oberkörper noch dunkler, Unterkörper heller als im Hochzeitskleide. Junge Vögel: Stirn weiß, Genick schwarz, Mantel graublau, Rücken-, Schulter- und ein Teil der Schwingfedern weißlichgelb; der vordere Teil der Schwingfedern und die Schwanzfedern braunschwarz gerandet. Flügelbug weiß eingefaßt, auf dem Unterarm ein sehr dunkler, breiter Mondfleck. Länge 36 cm, Flugbreite 75 cm, Schwanzlänge 13 cm.

Sie bewohnt den Norden der Alten und Neuen Welt, ihre Lebensweise, Brutpflege, sogar die Eier stimmen völlig mit der Flußseeschwalbe überein, nur sind die letzteren etwas kleiner.

Von außereuropäischen Seeschwalben besuchen zuweilen unsern Erdteil 1. die indische

---

*) Das Stuttgarter Museum besitzt einen der Sterna macrura sehr ähnlichen Vogel von Madagascar.

Paradiesseeschwalbe,

Sterna Dougalli, paradisea, gracilis; Thalassea Dougalli;

auch Dougallsseeschwalbe.

Nach Brehm ist sie auf Kopf und Genick glänzend samtschwarz, Halsseiten, Nacken und Flügelrand weiß, Mantel, Schultern und obere Flügeldecken zart blaugrau, alle Unterteile blaß rosenrot, die Handschwingen, deren erste außen schwarz ist, auf der Außenfahne dunkelgrau, auf der Innenfahne lichter, am Rande wie an der Spitze breit weiß, die Federn des sehr tief gegabelten Schwanzes weiß. Im Jugendkleide ist nur der Hinterkopf und Nacken schwarz, der Mantel dunkler quer gefleckt, die Flügel durch die weißen Spitzen der großen Deckfedern und Armschwingen dreimal weiß gebändert. Die Augen sind dunkelbraun, der an der Wurzel rote Schnabel schwarz, der Fuß rötlich orangefarben. Länge 45 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 23 cm.

Sie findet sich sehr selten an der deutschen Küste, öfter an der südwestlichen Küste Europas und ist im indischen und atlantischen Ozean heimisch. — 2. Die westindische

Nußbraune Seeschwalbe.

Sterna fuliginosa, infuscata; Thalassipora infuscata.

Rußseeschwalbe.

Stirn, Kopfseiten, Vorderhals, Unterseite und der größte Teil der äußersten Schwanzfedern sind weiß, der ganze übrige Körper glänzend nußbraunschwarz. Schnabel und Füße schwarz. Länge 40 cm, Flugbreite 90 cm, Schwanzlänge 18 cm.

Sie wurde schon wiederholt in Südeuropa geschossen.

Eine eigene Gruppe bilden die Trauerseeschwalben oder Wasserseeschwalben, Hydrochelidon.

Die schwarze Seeschwalbe.

Sterna nigra, naevia, plumbea; Hydrochelidon nigra, obscura.

(Tafel 37, Figur 15 und 16 und Tafel 38, Figur 1 und 2.)

Trauerseeschwalbe, grauflügelige Seeschwalbe, Maivogel, Amselmöwe.

Im Hochzeitskleide ist sie mit keinem anderen Artgenossen zu verwechseln: am Kopfe beginnt die Farbe tiefschwarz, geht dann allmählich in Schiefergrau und auf dem Rücken in Aschgrau über, die Unterseite bleibt bis zum Bauch schiefergrau, der Schnabel ist glänzend schwarz mit roten Mundwinkeln, die Füße sind dunkel kirschrot. Der dunkel aschgraue Schwanz ist schwach gabelförmig, die Afterfedern rein weiß. Das Herbst- und Winterkleid ist unten rein weiß, Kehle, Hals und Vorderbrust schwärzlich aschgrau mit weißen Federn vermischt. Der junge Vogel hat einen braunschwarzen Schnabel mit fleischrötlichen Mundwinkeln, die Füße sind rötlichbraun, Stirn, Wangen, Kehle, Hals, Brust, Bauch und After sind rein weiß, dicht hinter den Augen ein schwarzer Fleck, welcher entweder freisteht oder sich mit dem schwarzen Hinterkopf und schwarzen obern Teil des Hinterhalses vereinigt, zu jeder Seite der Brust ein dunkelbrauner Fleck. Der Rücken und die Schulterfedern braun, ersterer dunkel und mit schmalen, letztere aber mit breiten, hellern, ins weißliche übergehenden Federrändern versehen. Flügel und Schwanz dunkelaschgrau, die erste Feder des letztern etwas weißlich. Länge 26 cm, Flugbreite 62 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Die Trauerseeschwalbe weicht mit ihren nächsten Verwandten nicht unwesentlich in Lebensweise und Nahrung von den vorigen ab. Sie ist in Deutschland häufig und findet sich mit Ausnahme von Australien so ziemlich auf der ganzen Erde. Ihr liebster Aufenthalt sind Sümpfe und Moräste mit viel Pflanzenwuchs, wenn er nur das Wasser nicht ganz bedeckt. Auch auf Landseen — sagt Jäger — mit sumpfigen Ufern ist sie gern, auf fließendes Wasser kommt sie nur zur Zugzeit. Fast immer sieht man sie in Gesellschaft von ihresgleichen und in unaufhörlicher Thätigkeit. Ihre Stimme ist ein wimmerndes „kier“ oder „kirr“ oder „gick“, wird aber nicht oft gehört. Sie und ihre nächsten Artverwandten sind vorwaltend Insektenfänger, sie leben zumeist von den Wasserwanzen, Wasserspinnen und Fliegen, von Drehkäfern und all den Geschöpfen, die zeitweise zum Atemholen an den Wasserspiegel kommen. Auch kleine Fischchen und Fischbrut, Kaulquappen und junge Frösche fängt sie. Sie schweben zu ihrer Jagd sehr niedrig über dem Wasserspiegel und nehmen ohne den Leib einzutauchen mit dem Schnabel die Nahrung auf. Der Flug ist geradezu wundervoll weich, sanft, gemächlich, in keiner Weise

an den reißenden Flug der weißen Seeschwalben erinnernd. Zum Nistplatz wählen sie unzugänglichen Morast, brüten stets gesellig, die Nester ein bis zwei Schritte von einander entfernt, gebaut auf dem dichten Gewirre schwimmender Pflanzen oder auf niedrigem Gras und Seggenkufen, oder altem, vom Wind zusammengetriebenem Wust, manchmal auch auf umgeknicktem Schilfrohr. Zur Unterlage werden Pflanzenstoffe herbeigeschleppt und aus ihnen sehr verschieden große Haufen gebildet, in leichtfertiger Anordnung bilden darauf trockene Rohr- und Schilfblätter, Reiserchen und Würzelchen das Nest. Die drei Eier findet man Anfang Juni, sie sind starkbauchig, auf blaßbraunem Grunde heller und dunkler gefleckt und getüpfelt, 34 + 25 mm groß, Brutzeit 14 Tage. Das Nest verteidigen die Alten mit hohem Mute, sonst sind die Trauerschwalben in keiner Weise kampflustig, dagegen sehr zutraulich und unter sich von ergreifender Anhänglichkeit. Stürzt eine von irgend eines Sonntagsschützen Hand getroffen, so versammeln sich sofort alle wehklagend um die gemordete Genossin. Sie kommen und ziehen wie die übrigen Seeschwalben, in Italien werden sie zu vielen Tausenden verbrecherischerweise gefangen und wenigstens zum Teil gegessen — ein herzlich schlechtes Essen!

Ihr ganz gleich sind im Lebenslaufe und Wesen die naheverwandten zwei europäischen Arten:

Die Weißflügelseeschwalbe.

Sterna leucoptera, fissipes; Hydrochelidon fissipes, leucoptera.

(Tafel 38, Figur 3 und 4.)

Schildseeschwalbe.

Im Sommer- oder Hochzeitskleide ist sie tiefschwarz, die Flügel oben blaugrau, an der Schulter und an den Spitzen der Unterarmschwingen weißgrau, unten schwarz, die Bürzel- und die Steuerfedern weiß. Winterkleid: Hinterkopf schwarz, Mantel silbergrau, Flügel auch unterseits weiß. Länge 27 cm, Flugbreite 60 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Sie nistet im südlichen und gemäßigten Europa bis in das südliche England und südliche Schweden und ist auf allen vier übrigen Erdteilen gleichmäßig verbreitet.

Die weißbärtige Meerschwalbe.

Sterna hybrida; Hydrochelidon hybrida, leucopareia, grisea.

(Tafel 37, Figur 13 und 14.)

Bartseeschwalbe.

Oberkopf und Nacken tief schwarz; ein breiter, weißer Zügelstreif ziert den Oberhals, der Unterhals ist dunkel graublau, die Brust wieder schwarz, der Mantel hellgrau, Bauch weißgrau, die Schwingen bläulich aschgrau, weißschaftig; die erste Schwinge hat schwarze Außenfahne, Schwanzfedern aschgrau. Augen braun, Schnabel und Füße lackrot. Im Winterkleide ist sie auf der ganzen Unterseite weiß, Kopf und Nacken sind auf weißem Grunde dunkler gefleckt. Länge 27 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 7,5 cm.

Auch sie ist über alle fünf Erdteile verbreitet, ihre Brutreviere in Europa erstrecken sich von den drei südlichen Halbinseln bis an die deutschen Küsten.

Die eigentlichen Möwen. Larinae.

Die Möwen bewohnen die Küsten fast aller Länder, sind aber am stärksten im Norden vertreten. Sie sind kräftig gebaute Vögel mit ziemlich großem Kopfe, mittellangem, bis zur Mitte des Firstes geradem, dann sanft hackig abwärts gebogenem, scharfschneidigem Schnabel, bis ans Auge gespaltenem Rachen, kurzem Hals, mittelhohem, meist vierzehigem Fuß mit Schwimmhäuten; langen, breiten, schmal zugespitzten Flügeln und mittellangem, breitem, geradem, seltener seicht ausgeschnittenem Schwanz. Die Möwen sind kluge, aufmerksame, mißtrauische Vögel, doch mit den Tücken des Menschen machen sie sich nicht ausreichend vertraut und ihr ungemein ausgeprägter Futterneid raubt oft alle und jede Vorsicht. Das unerschöpfliche Meer bietet den Fischermöwen Fischnahrung, auch Aas, in solchem Reichtume, daß von einem Schaden gar nicht gesprochen werden kann, die Möwen des Binnenlandes hinwiederum

rauben nur selten ein Fischlein, sondern gehören zu den allernützlichsten Insektenvertilgern. Dem nordischen Menschen sind die Möwen vom reichsten Nutzen, man hegt und pflegt sie dort oben und reich besetzte Brutkolonien sind ein sehr wertvolles Besitztum. Die Möweneier sind hochgeschätzt, werden bei uns vielfach als Kiebitzeier verkauft, das Wildbret junger Möwen ist auch für uns ein ganz angenehmer Braten, jenes älterer Vögel kann freilich nur der Lappländer und Eskimo essen; die Federn werden für Betten verwendet, stehen aber bei uns nicht hoch im Wert. Das zwecklose Wegschießen der Möwen, wie dieser Unfug insbesondere auf Helgoland herrscht, das oft grausame Fangen derselben mit Angeln ꝛc., alles nur zu einem rohen „Spaß", ist deshalb sehr verwerflich. Die Möwen sind sehr vielseitig geistig veranlagt, ihrer unersättlichen Gefräßigkeit freilich dienen alle ihre Gaben. Sie schwimmen und fliegen vortrefflich, ihr Gang ist gut und rasch, ihr Schnabel sehr kräftig, eine tüchtige Waffe und ein sehr brauchbares Werkzeug. Nur einzelne Arten entfernen sich weit vom Lande, die meisten sind dem Schiffer die besten Verkünder der Nähe der Küste, und sie dienen dabei zugleich zur schönsten Augenweide, wenn sie in leichtem, schönem Schweben das Schiff bettelnd umfliegen oder, in ihren blendenden Farben lebhaft abstechend, wie Schaumbälle auf den Wogen treiben. Unschön ist nur ihr Geschrei. An der Küste beobachten sie alles, verstehen es sehr wohl, wenn ihnen Schutz und Wohlwollen entgegengebracht wird, lernen mit der Zeit bestimmte Personen, die sie füttern und hegen, ganz genau kennen und sehr lieben, fressen solchen sogar fliegend aus der Hand, merken aber ebenso jede Verfolgung und teilen sich ganz unverkennbar jede Erfahrung mit. Ebenso stehen sie, die doch so schrankenlos futterneidig auf einander sind, in jeder Gefahr sofort einigst zusammen, greifen mit wütender Tapferkeit Adler, Falken, Kolkraben, Krähen und Raubmöwen an und zwingen sie durch ihre Überzahl stets zur Flucht. Insbesonders zeigt sich dieses Zusammenstehen zur Brutzeit, während welcher sie stets in sehr großer Anzahl, im hohen Norden in unschätzbaren Scharen auf engem Gebiete (Möwenberge) vereinigt sind. Die Anzahl der Eier ist zwei bis vier, sie werden drei bis vier Wochen lang bebrütet. In dichtem, geflecktem Daunenkleide kommen die Jungen zur Welt und laufen gleich aus dem Neste, gehen auch sehr bald ins Wasser. Die Nahrung erhalten sie anfangs von den Alten halbverdaut vorgewürgt. — In der Gefangenschaft halten sich jung aus dem Neste gehobene Möwen sehr gut, wenn sie Fische und Fleischnahrung erhalten, was freilich teuer kommt. Sie werden dann zahm wie ein Hündchen, beweisen außerordentlich hohe geistige Gaben, kennen ihren Pfleger und dessen Familie ganz genau, lieben ihn leidenschaftlich und geben dieser Liebe in jeder erdenklichen Weise Ausdruck, folgen auf den Ruf, fliegen meilenweit aus, kehren aber regelmäßig zurück — wenn nicht irgend ein läppischer Schütze sie herunterholt — und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft gern und leicht fort.

Es sei mir nun vergönnt, aus Brehms schönstem Vortrage: „Lapplands Vogelberge", die nachstehende Stelle zu entnehmen: Wiederum verschieden ist das Leben und Treiben auf denjenigen Vogelbergen, welche von der Stummelmöwe zu Brutplätzen gewählt werden. Ein solcher Berg ist das Vorgebirge Swärtholm, hoch oben im Norden zwischen dem Laxen- und Porsangerfjord unweit des Nordkap. Ich wußte wohl, wie die gedachten Möwen auf ihren Brutplätzen auftreten. Faber, der treffliche Kenner hochnordischer Vögel, hat es wie gewöhnlich mit wenigen Worten geschildert: „Sie verbergen die Sonne, wenn sie auffliegen, sie bedecken die Schären, wenn sie sitzen, sie übertäuben das Donnern der Brandung, wenn sie schreien; sie färben die Felsen weiß, wenn sie brüten." Ich glaubte, nachdem ich Eiderholme und Alkenberge gesehen, dem trefflichen Faber und zweifelte doch, wie jeder Naturforscher muß; war daher aufs eifrigste bestrebt, Swärtholm zu besuchen. Ein liebenswürdiger Normanne, der Führer des Postdampfschiffes, welches mich trug, erfüllte, nachdem wir miteinander befreundet worden, gern meine Bitte, an dem Brutorte vorüberzufahren. So näherten wir uns denn in den Spätstunden eines Abends dem Vorgebirge. Schon in einer Entfernung von sechs bis acht Seemeilen überholten uns fortwährend Flüge von 30—100, zuweilen auch 200 Stummelmöwen, welche sämtlich dem Nistplatze zuflogen. Je näher wir Swärtholm kamen, um so rascher folgten sich diese Flüge und um so zahlreicher waren sie. Endlich zeigte sich dem Auge das Vorgebirge, eine fast senkrecht in das Meer abfallende, von unzähligen Höhlen durchbrochene Felsenwand von etwa 800 Meter Länge und anderthalb bis zweihundert Meter Höhe. Aus weiter Ferne erschien sie grau; mit Hilfe des Fernrohrs konnte man eine

unzählige Menge von weißen Pünktchen und Linien unterscheiden. Es sah aus, als ob eine riesige Schiefertafel von einem scherzenden Riesenkinde mit allerlei Zeichnungen bekritzelt worden wäre; es schien, als ob der ganze Felsen sonderbares Geschmeide von Kettengewinden, Ringen und Sternen trüge. Aus den dunklen Gründen größerer oder kleinerer Höhlen leuchtete es weiß hervor; von durchlaufenden Absätzen hob es sich lebhafter und greller ab. Es waren die brütenden oder in den Nestern sitzenden Möwen, welche die Zeichnung hervorriefen, und als der Wahrheit entsprechend erwies sich das Wort Fabers: „Sie bedecken die Felsen, wenn sie sitzen." Unser Schiff schreckte, hart an dem Felsen dahinfahrend, einen Teil der Möwen auf und nun gestaltete sich vor meinen Augen ein ähnliches Bild, wie ich es auf vielen Eiderholmen und anderen Möweninseln gesehen. Da donnerte der Hall eines von meinem Freunde gelösten Geschützes gegen die Felsenwand. Wie wenn ein tosender Wintersturm durch die Luft zieht und schneeschwangere Wolken aneinander schlägt, bis sie, in Flocken zerteilt, sich herniedersenken: so schneite es jetzt von oben lebendige Vögel herunter. Man sah weder den Berg noch den Himmel, sondern nur ein Wirrsall ohnegleichen. Eine dichte Wolke verhüllte den ganzen Gesichtskreis und erfüllt war das Wort: „Sie verbergen die Sonne, wenn sie fliegen." Heftig blies der Nordwind und wütend brandete das Eismeer am Fuße der Klippe: aber lauter noch erklangen die kreischenden Schreie der Möwen, damit auch das letzte Wort Fabers bewahrheitet werde: „Sie übertäuben das Tosen der Brandung, wenn sie schreien." Die Wolke senkte sich endlich auf das Meer hernieder, die bisher von ihr umnebelten Umrisse von Swärtholm traten wieder hervor und ein neues Schauspiel fesselte die Blicke. An den Felsenwänden schienen noch ebenso viele Möwen zu sitzen als vorher und 1000 flogen noch ab und zu. Und als ein zweiter Donner neue Scharen aufscheuchte, schneite es zum zweitenmale Vögel auf das Meer herab und immer noch war die Wand bedeckt mit anderen 100 000. Auf dem Meere aber, soweit wir es überschauen konnten, lagen, leichten Schaumballen vergleichbar, die Möwen und schaukelten mit den Wogen auf und nieder. Wie soll ich diesen herrlichen Anblick beschreiben? Soll ich sagen, daß das Meer Millionen und andere Millionen lichte Perlen in sein dunkles Wellenkleid geflochten habe? oder soll ich die Möwen mit Sternen und das Meer mit dem Himmelsgewölbe vergleichen? Ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich auf dem Meere noch niemals Schöneres erschaut habe. Und als wäre es noch nicht genug des Zaubers, goß plötzlich die auf kurze Zeit verhüllte Mitternachtssonne ihr rosiges Licht über Vorgebirge und Meer und Vögel, beleuchtete alle Wellenkämme, als ob ein goldenes weitmaschiges Netz über die See geworfen wäre und ließ die ebenfalls rosig überstrahlten, blendenden Möwen nur um so leuchtender erscheinen. Da standen wir sprachlos im Schauen! Und wir wie alle die Mitreisenden, selbst die Matrosen des Schiffes, verharrten regungslos lange, lange Zeit im Innersten ergriffen von dem wunderbaren Bild vor uns, bis endlich einer das Stillschweigen brach und mehr, um an den tönenden Lauten der eigenen Stimme sich selbst wiederzufinden, als um dem inneren Gefühle Ausdruck zu geben, des Dichters Worte über die Lippen gleiten ließ:

„Mitternachtsonn auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen.
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigenes Grauen."

Die Eismöwe.

Larus glaucus, consul, glacialis, giganteus; Glaucus consul; Plautus glaucus.

Bürgermeister, Tauchermöwe.

Mantel und Rücken zart blaugrau, auf den großen Schwingen hellbläulichgrau, sonst weiß, mit gelben Füßen, Augen und Schnabel und rotem Längsfleck auf dem Unterschnabel. Winterkleid: ebenso wie das vorige, doch auf dem Halse verloschen bräunlich gefleckt. Jugendkleid: auf trübweißem Grunde grau gestreift und gewellt, die großen Schwingen licht bräunlichgrau, Schnabel schmutziggelb, im Herbste ist derselbe beim jungen Vogel fast schwarz. Länge (ohne Schnabel) 57—66 cm, Flugbreite 160—165 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabellänge 7 cm.

In Begleitung der Häringszüge kommt die Eismöwe in die Nordsee, ihr Wandergebiet geht bis an die nordafrikanische Küste, die Heimat aber ist der hohe Norden beider Welten. Ihr südlichster Nistpunkt dürfte Island sein. Sie liebt rauhe Felsenküsten, brütet stets auf den obersten Spitzen der Felsen und nur in kleinen Gesellschaften. Das Nest bildet ein großer Haufen von Reisern, Gräsern und Seegewächsen, die zwei bis drei Eier messen 75 + 52 mm, sind olivengrün mit aschgrauen, schwarzbraunen Flecken und Tupfen. Die Brutzeit ist schon im Mai. Den nordischen Seefahrern ist diese prächtige, große Möwe wohl bekannt, sie folgt in diesen eisigen Breiten jedem Walfischfänger, ihr unersättlicher Heißhunger, der sie auch zum Verzehren von Äsern und Exkrementen antreibt, giebt den Matrosen Anlaß zu vielen derben Scherzen. Ihr Flug ist majestätisch, langsam und widersteht den ärgsten Meeresstürmen. Im Herbst, Winter und Frühjahr trifft man die Eismöwe auf dem Bodensee, am häufigsten ist sie dort im November. Sie schreit rabenartig „agag", am Brutorte klagend „knüi, güü".

Die Polarmöwe.

Larus leucopterus, glaucoides, islandicus; Glaucus und Plautus leucopterus.

Weißschwingenmöwe.

Schwingen rein weiß, Mantel sehr licht aschblau, der ganze Vogel sonst rein weiß. Der Schnabel ist hellgelb, vorn hochgelb, Unterschnabel mit hochrotem Eck; Auge hellgelb mit rötlichen Augenlidern, Füße rötlich. Das Winterkleid ist dadurch unterschieden, daß Kopf und Hals mit braungrauen Schaftstrichen besetzt sind. Jugendkleid: Rücken weißgrau mit graubraunen Querflecken, Schwingen bläulichgrau getrübt, Kopf und Hals graubraun gefleckt; Kehle rein weiß; Unterseite bleich aschgrau mit braungrauen Flecken; der Schwanz braungrau und weiß gebändert. Schnabel fleischfarbig, vorn schwarz, Augen braun, Füße hellfleischfarben. Länge ohne Schnabel 48—62 cm, Flugbreite 120—130 cm, Schwanzlänge 15 cm, Schnabel 4,5 cm.

Die Polarmöwe, viel gewandter als die vorige und ein trefflicher Stoßtaucher, nährt sich hauptsächlich von Fischen und verläßt selten ihre hohen nordischen Kreise. Sie folgt den Zügen der Wal- und Raubfische, da diese alle kleineren Fische an die Oberfläche treiben. Die Eier gleichen jenen der vorigen, sind nur etwas kleiner. Als Seltenheit nur kommt sie an die Küste der Nord- und Ostsee. Ihr Lebenslauf wird im übrigen jenem der Eismöwe ziemlich gleichen, als viel leichtere Fliegerin hat sie jedenfalls einen weniger schweren Lebenskampf wie jene.

Die Silbermöwe.

Larus argentatus, argenteus; Glaucus argentatus.

(Tafel 39, Figur 1, 2 und 3.)

Blaumantel, große Silbermöwe, Raukallenbeck.

Der Mantel ist hell blaugrau, die Schulterfedern am Ende weiß gesäumt; von den Handschwingen sind die beiden ersten schwarz, an dem weißen Ende durch ein schwarzes Band geziert, die übrigen nach hinten zunehmend grau, vor der Spitze schwarz und an derselben weiß. Der ganze übrige Körper ist blendend weiß. Das Auge ist blaßgelb mit orangerotem Lid, der Schnabel schön gelb mit rotem Eck, Füße blaß fleischfarbig. Das Winterkleid hat vor den Augen ein schwarzes Fleckchen, Kopf und Hals sind matt graubraun gefleckt. Sehr verschieden ist das Jugendkleid: der ganze Mantel graubraun, rostbräunlichweiß gefleckt, der Unterleib schmutzig weiß, grau getrübt, hellgraubraun gefleckt; die längsten Schwingen braunschwarz; vor den Augen das schwarze Fleckchen. Kehle weiß, Kopf und Hals weiß, hellgraubraun gestrichelt; Schwanz weiß mit braunschwarzem Bande. Schnabel fleischfarbig mit schwarzer Spitze, die Augen sind dunkelbraun, Füße fleischfarbig. Länge 65 cm, Flugbreite 145—150 cm, Schwanzlänge 17 cm, Schnabel 5,5 cm.

Die Silbermöwe bewohnt die Nordsee, das Südliche Eismeer und die Küsten Nordamerikas, erscheint im Winter an allen Küsten Europas, oft auch tief im Lande. Im Mai und Juni brütet sie, die zwei bis drei olivengrünen, grau und braungefleckten Eier (Tafel 48, Figur 23), 65 + 45 mm messend, legt sie auf den nackten Sandboden oder einen Pflanzenbüschel, gar oft in Kolonien, die bis zu 5000 Pärchen zählen. Die Eier gelten als sehr schmackhaft und werden eifrig gesammelt. Ihrer

Nahrung gehen die Silbermöwen gewöhnlich zu Fuß nach und zwar am häufigsten bei Ebbezeit auf den weiten Sandwatten, wo sie die in den Pfützen zurückgebliebenen kleinen Fische, Krebse, Krabben, Seewürmer und Schaltiere herausfischen, letztere verschlucken sie samt den Schalen. Viel Lärm machen die Silbermöwen nicht; ihr gewöhnliches Geschrei — sagt Jäger — ist ein tiefes, heiseres „haha" oder „hahahaha", dem Lachen mancher Menschen ähnlich; ihr eigentlicher Lockruf klingt miauend wie „kjau" oder wiederholt „kjaukjaukjaukjau". Im Fluge haben sie viel Ähnlichkeit mit einem großen Raubvogel, besonders dem Bussard, durch die matten, langsamen Flügelschläge und das viele Schwimmen und Zirkeln. Sie ist eine der neugierigsten Möwen, ein in die Luft geworfenes weißes Tuch schon lockt sie sofort herbei und nur zu oft vor die Büchse eines mutwilligen Schützen. In der Gefangenschaft ist sie sehr unterhaltend, wird zahm wie in der Gattungsschilderung beschrieben, ist aber gegen anderes Geflügel oft bösartig.

Nach Gätke („Vogelwarte Helgoland") wurde die der Silbermöwe nahe verwandte Schiefermöwe (Larus affinis), welche den hohen Norden Amerikas bewohnt, auf Helgoland geschossen.

Ganz nahe verwandt der Silbermöwe ist die das Mittelmeer bewohnende

Rötelsilbermöwe.

Larus audouini, payraudei; Glaucus audouini.

Nach Brehms Schilderung sind Rücken und Mantel lebhaft möwenblau, die beiden ersten Handschwingen an der Spitze durch einen großen weißen Flecken geziert, die übrigen matt aschgrau, gegen die Spitze hin schwarz, an ihr weiß, Armschwingen und Schulterfedern an der Spitze bläulichweiß, alle übrigen Teile weiß, die unteren zart rosenrot überhaucht. Im Winterkleide zeigen die Nackenfedern dunkle Schaftstriche und der rötliche Anflug fehlt. Das Auge ist braun, der lackrote Schnabel vor der Spitze durch eine dunkle Querbinde geziert, die Füße schwarz.

Ferner die ebenfalls das mittelländische, sodann auch das schwarze und kaspische Meer, die indischen und nordwestafrikanischen Küsten bewohnende

Rosensilbermöwe.

Larus gelastes, leucocephalus, tenuirostris; Gavia gelastes; Chema gelastes.

Der rosenrote Anflug verbreitet sich über die ganze Unterseite, dunkelt bis zum Blaßrosenrot. Mantel und Rücken sind möwenblau; Kopf, Hals und Schwanz weiß; die vier vorderen Handschwingen mit Ausnahme der ersten, außen schwarz, an der Außenfahne weiß, die übrigen möwenblau, alle innen bräunlich aschgrau und an der Spitze schwarz. Im Winterkleide bemerkt man nur einen Anhauch der rosenroten Färbung. Die Augen sind perlweiß, bei jüngeren Vögeln hellbraun, der Schnabel korallenrot, die Füße lackrot. Länge 45 cm, Flugbreite 102 cm, Schwanzlänge 12 cm. (Nach Brehm.)

Endlich drittens die ebenfalls das mittelländische, schwarze und kaspische Meer bewohnende

Graumantelmöwe.

Larus leucophaeus, cachinnans; Glaucus leucophaeus.

Sie unterscheidet sich von der Silbermöwe einzig durch den mäusegrauen Mantel und die hell ockergelben Füße. Das Jugendkleid stimmt mit dem der Silbermöwe völlig überein. Länge 64 cm, Flugbreite 145 cm, Schwanzlänge 16 cm.

Die Sturmmöwe.

Larus canus, cinereus, niveus, kamtschatkensis; Gavia hyberna; Rissa nivea.

(Tafel 38, Figur 12, 13 und 14.)

Strombogel, Wintermöwe.

Rücken- und Flügeldeckfedern schön hellbläulichgrau, das übrige Gefieder rein weiß; die erste und zweite Schwungfeder mit einem großen runden weißen Fleck vor der Spitze. Die großen Schwungfedern sind bis zur Hälfte schwarz, die mit der Rundmakel versehenen zwei vorderen ohne, alle übrigen aber mit einer weißen Spitze. Der Schnabel ist gelb, Augensterne dunkelbraun, die Füße schmutzig fleischfarbig, gelblich überlaufen. Winterkleid: Scheitel, Halsseiten und Hinterhals mit ovalen braunen Fleckchen besetzt. Junge Vögel im Herbst- und Winterkleide haben einen bläu-

lich gelblichen Schnabel, welcher von den Nasenlöchern bis zur Spitze schwärzlich ist. Auf dem Kopf und an dem Hinterhals befinden sich braune Flecken, der Rücken und die Schulterfedern sind wie bei den Alten, die Flügeldeckfedern aber graubraun mit weißlichen Rändern und der weiße Schwanz mit einer breiten schwarzen Endbinde. Die weißen Rundmakeln an den zwei vordern Schwungfedern fehlen entweder ganz, oder sie sind nur auf der ersten Feder vorhanden. Länge 45 cm, Flugbreite 112 cm, Schwanzlänge 14 cm, Schnabel 3,5 cm.

Sie bewohnt den Norden der Alten Welt, besucht im Winter die deutschen Küsten, geht weit ins Land, wird z. B. im Herbst und Winter auf dem Bodensee nicht selten angetroffen, und zieht bis Nordafrika. Auf einigen westschleswigschen Inseln ist sie Brutvogel, sie baut ein förmliches Nest, die hühnereigroßen Eier, 55 + 40 mm, sind auf schmutzig olivengrünem Grunde aschgrau und rötlich schwarzbraun kleingefleckt und geschnörkelt. Sie flieht vor den Stürmen in das Land und das Volk schreibt ihr eine sehr feine Vorempfindung stürmischen Wetters zu. Sie ruft „skiah", im Affekt „skatt".

Die Mantelmöwe.

Larus marinus, naevius, maculatus, maximus; Dominicanus marinus.

(Tafel 39, Figur 6 und 7.)

Falken-, Riesenmöwe, Schwarzmantel, Wagel.

Je nach dem Alter ist diese prächtige Möwe gar sehr verschieden gezeichnet. Einjährige Vögel haben schwarzen Schnabel mit weißlicher Spitze; Augensterne braun, Augenliderränder hellweiß, Füße weißgrau. Kopf und Hals sind weiß mit vielen hellbräunlichen Strichen; Ober- und Unterrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern sind braun, weiß und aschgrau bunt gefleckt; Steiß und After weiß, mit bleichbraunen Querstreifen; die vordern Schwungfedern rußschwarz mit weißen Spitzen; der Unterleib grau mit weiß untermischt, der Schwanz schwarzbraun und weiß marmoriert, und am Ende der schwarzen Spitze weiß gesäumt. Zweijähriger Vogel: Kopf, Hals und Brust sind reiner weiß und die Flecken weniger, auch der Unterleib weißer; die übrige Zeichnung ist noch dieselbe, nur daß auf dem Ober- und Unterrücken und auf der Schulter einzelne bläulichgraue Federn sind und der Schnabel am Grunde braungelb ist. Bei den dreijährigen Vögeln ist in der Mauser der Schnabel hell strohgelb und schwarz gefleckt; der Fleck an der Kinnlade sehr hellrot, die Augensterne sind braungelb, die Augenliderränder orangebraun, die Füße bräunlich; der weiße Kopf und Hals nur noch mit wenigen Strichen, der Unterleib rein weiß; der Mantel und die zweiten Schwungfedern sind dunkelgrau, bräunlich und weißlich gesprenkelt; den ersten Schwungfedern fehlen die weißen Spitzen, der weiße Schwanz ist nur nach der Spitze zu dunkelbraun gesprenkelt. Im vierten Jahre endlich bekommt der Vogel sein vollkommenes Gefieder: Schnabel gelb, auf der untern Kinnlade mit einem roten Fleck; Augensterne trüb gelb, Augenringe rot, Füße rötlichweiß. Die Hauptfarbe des Gefieders ist nun weiß, Rücken und Flügel schwarz, die Schwungfedern mit weißen Spitzen. Länge 73 cm, Flugbreite 170 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabel 9 cm.

Der nun längst verstorbene Oberförster Seyler in Kempten (Bayern, Allgäu) hatte eine prachtvolle alte Mantelmöwe geschossen, sie darf als sehr seltene Jagdbeute so tiefst im Binnenlande gelten, junge Mantelmöwen kommen ja öfters durch, fast niemals aber eine alte. Sie bewohnt die Küsten und Inseln zwischen dem 70. und 60. Grad nördl. Br., kommt im Winter, einzelne junge Vögel auch im Sommer an die Küsten der Nord- und Ostsee und in schweren Wintern verfliegen sich jüngere Vögel bis in das mittelländische Meer. Diese große Möwe ist ein ernster, ruhiger Meeresbewohner, fliegt langsam, leicht und auf weite Strecken wundervoll schwebend, widersteht jedem Sturme, schwimmt prächtig, schläft sogar im Schwimmen. Ihr Mut ist gleich groß wie ihre Raublust, große Geselligkeit liebt sie außer der Brutzeit nicht. Fische und Aas sind ihre Hauptnahrung, mit Vorliebe frißt sie die Eier anderer Seevögel. Watend fängt sie Krebse und Schaltiere. Sie schreit heiser „ach ach", im Zorne „kjau". Die Nester errichten sie auf dem Moorboden Norwegens, Lapplands ꝛc. in möglichst menschenleeren Gebieten, die drei Eier messen 80 + 55 mm, sind grünlichgrau, braun aschgrau und schwarzbraun getüpfelt. Brutzeit ist 26 Tage. Die Eier wie die Jungen verteidigen beide Eltern mit äußerster Aufopferung, selbst gegen den Menschen. Die Gefangenschaft verträgt sie leicht, gewöhnt sich leicht an Brot, braucht aber zur Gesunderhaltung stets reichlich Fleischnahrung, auch lebende Tiere, wie Mäuse, junge Kaninchen, dann geschossene Sperlinge.

Die Heringsmöwe.

Larus fuscus, flavipes; Leucus, Dominicanus fuscus.

(Tafel 39, Figur 4 und 5.)

Sie ist der vorigen nahe verwandt. Die Hauptfarbe ist weiß, Rücken und Flügeldeckfedern bräunlichschwarz. Die dunkelbraunen Schwungfedern ragen weit über den Schwanz hinaus, die beiden äußersten haben vor der schwarzen Spitze einen eirunden weißen Fleck. Der Schnabel ist gelb, auf der untern Kinnlade ein roter Fleck, in dessen Mitte noch ein schwarzer befindlich; Augensterne schwefelgelb, Füße lebhaft gelb. Im Jugendkleide ist sie auf hellem Grunde fein dunkelgesprenkelt. Länge 55—60 cm, Flugbreite 130—140 cm, Schwanzlänge 15 cm.

Alle Meere Europas, die Meere von China bis Westafrika besucht sie, im Winter kommt sie in großen Mengen an die deutschen Küsten, fliegt dann auch weit ins Binnenland hinein. Sie brütet aber in den nördlichsten Meeren, ihr südlichster Brutplatz ist auf Gothland. Das Meer liebt sie ungemein, sie bewohnt mehr seine Klippen als die Küsten. Ihren Namen trägt sie mit vollstem Rechte, sie wandert mit den großen Fischzügen und scheint ihnen fast ausschließlich ihre Nahrung zu entnehmen. Kommt sie darum in das fischarme Binnenland, den Rhein und seine Nebenflüsse, die Weser, Elbe, Oder, Donau herauf, an den Bodensee, so ist ihr Abschießen nicht zu tadeln, durch ihre große Zutraulichkeit auch sehr leicht, am leichtesten von all' den leicht zu schießenden Möwen. Sie erfreut dann noch, gut ausgestopft, durch die große Schönheit des Gefieders und der schwebenden Figur. Ihre Eier messen 65 + 45 mm, sind olivengrün mit braungrauen und braunschwarzen Flecken. Sie schreit „agag agag".

Die Lachmöwe.

Larus ridibundus, canescens, erythropus; Chema ridibundum, pileatum; Gavia ridibunda, capistrata.

(Tafel 38, Figur 8, 9, 10 und 11.)

Mohrenkopf, braunköpfige Möwe, rotfüßige Möwe, Kappenmöwe, Giritz.

Ihr Gefieder, im Flug fast ganz weiß aussehend, wechselt nach Alter und Jahreszeit. Der junge flügge Vogel ist bis zur Herbstmauser wie folgt gezeichnet: Der Schnabel fleischrötlich, ins Bräunlichblaue gehend, mit schwarzer Spitze; Augensterne dunkelbraun, Füße fleischrötlichgrau. Die Hauptfarbe ist weiß, der Scheitel dunkelrostbraun, vor den Augen und an der Ohrgegend ein graubrauner Fleck; der untere Hinterhals, der Oberrücken, die Schultern und kleineren Flügeldeckfedern dunkelbraun mit hellerem Rande an der Spitze; die großen Flügeldeckfedern etwas dunkler, schön hellaschblau mit leichter bräunlicher Spitze; die vordern Schwungfedern weiß, mit breitem schwarzem Innenrand, die beiden ersten Schwungfedern auch außen tiefschwarz gerandet; der weiße Schwanz hat schwarze Endbinde und bräunliche Spitze; die Seiten der Brust sind braun und die Weichen sowie der Vorderhals unten haben einen starken braunen Anstrich. Junger Vogel nach der Herbstmauser und im Winter: Der Schnabel und Füße gelblich fleischrötlich, ersterer mit schwarzer Spitze. Die Hauptfarbe weiß; an dem Hinterkopf graubräunliche Wolken; an dem vorderen Augenwinkel eine schwärzliche Einfassung und an der Ohrgegend ein dunkelbrauner Fleck; der Oberrücken und die Schultern bläulich hellaschgrau, selten mit einer braunen Feder vermischt; die kleineren Flügeldeckfedern dunkelbraun mit bläulich aschgrauen, nach außen ins Weiße übergehenden Einfassungen; der braune Anstrich am Halse und an den Weichen, sowie auch die braunen Seiten der Brust fehlen ganz und sind rein weiß; die schwarze Endbinde am Schwanz ist noch vorhanden, aber die äußerste Spitze ist statt bräunlich weiß. In diesem Alterszustande variiert der Vogel, so daß die graubräunlichen Wolken an dem Kopf stärker und schwächer erscheinen, sich sogar in eine graubräunliche Binde vereinigen können; es giebt auch Exemplare, welchen dieser Anstrich fehlt; ebenso verhält es sich mit der braunen Farbe der Flügeldeckfedern, welche auch stärker und schwächer vorkommt, ja sogar nur als braune Flecke erscheint, wo dann aber die Grundfarbe hellaschgrau ist. Junger Vogel nach der Frühjahrsmauser: Schnabel und Füße blutrot. Die Hauptfarbe rein weiß, der ganze Kopf tief braunschwarz, der Oberrücken, Schultern und Flügeldeckfedern schön bläulich hellaschgrau, der ganze Schwanz weiß. Der junge Vogel, sowie alle alten Vögel vor der Herbstmauser haben einen dunkelrostbraunen Kopf, das übrige Gefieder ist wie im Sommer. In der Herbstmauser aber erscheinen zuerst um den Schnabel weiße Federchen, die sich mit jedem Tag weiter verbreiten und endlich den alten Vogel im Winterkleide hervorbringen. Dieser hat einen gelblichroten Schnabel mit schwärzlicher Spitze und gelblichrote Füße. Sein ganzes Gefieder ist wie im Sommer, der Kopf aber rein weiß; an dem vorderen Augenwinkel die Augeneinfassung und ein Fleck in der Ohrgegend nur allein schwärzlich. Alte Vögel legen nach der Frühjahrsmauser das Hochzeitskleid an: In ihm ist die Hauptfarbe weiß, der Oberleib bläulich hellaschgrau, der Kopf tief schwarz. Die vordern größern Schwungfedern sind weiß, an der Spitze und ein breiter Rand an den innern Fahnen

schwarz. Der Schwanz ist ganz weiß. Schnabel und Füße sind dunkelschwärzlichrot, Augensterne braun. Ganz alte Vögel nach der Frühjahrsmauser haben einen schwarzen bläulichscheinenden Kopf und der weiße Hals, Brust und Bauch haben einen sehr schönen orangerötlichen Anflug, welcher an dem Grunde der Federn am stärksten ist; die vordern Schwungfedern sind nur an der Spitze schwarz, die äußerste Spitze, von der dritten anfangend, aber ist an den folgenden weiß und nur die erste hat an der äußern Fahne einen schwarzen Saum. Zwischen Weibchen und Männchen herrscht übrigens kein wesentlicher Unterschied. Länge 28 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanz 9 cm.

Was die Lachmöwe — die einzige auf Binnenwassern brütende Möwe — in allen Kleidern von den andern Möwen unterscheidet, ist, daß die Schäfte der beiden vordersten Schwungfedern bis auf die schwarze Spitze weiß sind. Ein großer Teil der Lachmöwen, insbesondere junge Vögel, überwintern bei uns vollständig oder bis gar zu strenge Kälte eintritt; so ist es eines der anziehendsten ornithologischen Bilder unmittelbar bei München, am Eingange des englischen Gartens, gegenüber dem Monopteros, im Winter Tausende von Lachmöwen auf der Isar, resp. deren Seitenarmen zu sehen. Am Starnbergersee, Bodensee, Ammersee bleiben sie zu vielen Tausenden und friert, was nur in vereinzelten Jahren, am Bodensee nur selten, der Fall ist, der ganze See zu, so fliehen sie plötzlich nach dem Süden, Hunderte gehen aber an die wildfließenden Gebirgsströme, Isar und Inn, die stets den Eisfesseln widerstehen. Die Mehrzahl der alten Möwen ziehen ab Ende August allmählich nach Südosten, nach Griechenland und Kleinasien und kommen im März wieder. Ihr lustiges Spiel auf den schönen Seen macht einen liebreizenden Eindruck und ist eine bei allen Landschaftsmalern sehr beliebte Staffage. Bald nach der Ankunft beginnt schon die Paarung und das Brütegeschäft. Die Nester stehen meist auf sogenannten Kufen oder schwimmenden Wusthaufen nahe beisammen. Die zwei bis drei Eier (Tafel 48, Figur 22) messen 50 + 36 mm, sind bald olivengelb, bald schmutzig grün mit hellen und dunklen Flecken und Punkten; in 17 Tagen sind sie erbrütet. Am Brutort sind die Möwen ungemein auffallend, fliegen nach genommener Mahlzeit stundenlang im Schwarm durcheinander, oft bis in die Wolken sich hinaufzirkelnd, oder jagen in mäßiger Höhe über dem Wasser und sind dabei unermüdliche Schreier. „Kriäh“ ist ihr häufigster Ruf, fliegen sie durcheinander, so tönt es „käck“, „chräb“ und „schärb“, zornig schreien sie „krrr kräck äck äck“. Naht sich irgend ein Feind, stößt die ganze Gesellschaft unter diesem Wutgeschrei auf ihn los und selten widersteht ein Raubvogel dem hundertfältigen Angriffe.

In der Gattungsschilderung habe ich schon auf die hohe Nützlichkeit der Lachmöwe hingewiesen. Es ist sehr selten, daß es einer einmal gelingt, ein kleines Fischchen aufzunehmen, und dann ist es wahrscheinlich ein totes, davon überzeugte ich mich gar oft am Starnbergersee, wenn fischende Buben die armen abgestorbenen Weißfischchen wieder in das Wasser zurückwarfen. Rasch kamen die Möwen und freuten sich der bequemen Beute, die nun doch nicht ganz nutzlos gemartert war. Dagegen fangen sie über dem Wasser, wie die Schwalben hoch in den Lüften, und weit im Lande Insekten, greifen jedes kleine Aas vom Wasser auf, lesen auf Feldern und Wiesen laufend Insekten und Gewürm auf, folgen mit Vorliebe dem pflügenden Landmanne und verzehren voll Heißhunger die bloßgelegten Larven, Engerlinge, Käfer, Würmer, Heuschrecken, die an Baumzweigen hängenden Maikäfer fangen sie mit großer Begierde hinweg, und immer hungrig, gierig und futterneidisch ist die Zahl des durch sie verzehrten Gewürms unschätzbar groß. Mäuse fängt sie sehr gerne und zerkleinert sie geschickt in mundgerechte Bissen. Im Winter leben die bei uns ausharrenden fast nur von Äsern. Das Möwenschießen und die großen Jagden auf Lachmöwen, deren Wildbret ganz abscheulich schmeckt — in München kosten z. B. zwei Lachmöwen nach den „großen Jagden“ 20 Pfennig, aber nur einzelne Sonderlinge unter den Ärmsten essen den thranigen, süßlichen Braten — ist deshalb wahrhaft „grober Unfug“.

Gefangene Lachmöwen aber sind von herzgewinnender Liebenswürdigkeit, werden außerordentlich zahm, laufen ihrem Herrn wie die Hündchen nach, ja fliegen ihm nach hinaus auf Feld und Flur. Auch sind sie leicht an Aus- und Einfliegen zu gewöhnen und schleppen dann häufig wilde Kameraden mit zur heimischen Futterstätte! Sie erhalten Fleischstückchen, tote und lebende Fischchen, Brot. In einer größeren Hauswirtschaft kann man von den Abfällen schon eine ganze Anzahl füttern.

Eine nahe Verwandte der Lachmöwe gelangt von Mittelasien winters manchmal nach Europa, die

Fischermöwe.

Larus ichthyaëtus; Chema ichthyaëtus.

Bei ihr sind Kopf, Vorderhals und Genick rußschwarz, Hals, Unternacken, Mittelrücken, Bürzel, Unterseite und Schwanz weiß, Mantel möwenblau, die ersten Handschwingen außen schwarz, die mittleren weiß, an der Spitze mit einer schwarzen Binde verziert, die hinteren möwenblau. Im Winterkleid ist die schwarze Kappe nur durch wenige dunklere Federn angedeutet. Augen braun, Schnabel orangegelb, vor der Spitze ein roter Fleck, Füße gelb. Länge 70 cm, Fittichlänge 48 cm, Schwanzlänge 19 cm (nach Brehm).

Ebenfalls ganz nahe verwandt der Lachmöwe ist die auf der italienischen und Balkanhalbinsel häufige

Hutmöwe.

Larus melanocephalus; Gavia melanocephala; Chema caniceps.

Kapuzinermöwe, Schwarzkopfmöwe.

Sie unterscheidet sich bei ganz gleicher Größe von der Lachmöwe nur durch etwas stärkeren Schnabel, rußschwarze Kappe, schwarze Außenfahne der ersten Schwinge und rosenrötlichen Anflug der Unterseite.

Die Zwergmöwe.

Larus minutus, nigrotis; Chema minutum; Gavia minuta.

(Tafel 38, Figur 5, 6 und 7.)

Diese reizende Möwe ist der Lachmöwe ebenfalls verwandt. Wie diese brütet sie im Binnenland, doch nur in Osteuropa und Westsibirien. Sie hat schwarzen Kopf, zart möwenblauen Mantel und Schwingen, sonst weiß, die Unterseite rosenrot angehaucht, Augen braun, Schnabel schwärzlichrot, Füße korallenrot. Winterkleid: die schwarze Kappe ist nur angedeutet, der rosenrote Anflug auf der Unterseite fehlt. Länge 28 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Im Winter besucht sie Südasien, Südeuropa, Nordafrika, in einzelnen Jahren erscheint sie an der Ostsee, selten an der Nordsee. Auf ihren Zügen fliegen sie wie die Störche in unschätzbaren Höhen, dem Auge nicht entdeckbar, aus diesen läßt sie sich zu irgend einem Gewässer herab und verschwindet dann wieder im höchsten Luftmeer. Niemand kann sagen woher sie kam, wohin sie zieht. An der Wolgamündung, dem Kaspischen und Schwarzen Meere liegt der Brennpunkt ihres Brutgebietes, dort gleicht ihr Leben und der Brutverlauf sehr jenem der Lachmöwe. Die Eier messen 32 + 23 mm, sind olivengrünlichgelb bis olivenbräunlich mit violettgrauen und olivenbraunen Flecken. In der Gefangenschaft ist sie ein allerliebstes Geschöpf. Verpflegung wie jene der Lachmöwe.

Die Elfenbeinmöwe.

Larus eburneus, albus; Gavia alba, eburnea, brachytarsa.

Weiße-, Schneemöwe, Ratsherr.

Sie ist rein weiß, die Weiße ihres Gefieders übertrifft die Weiße des Schnees, auf den Schwingen im Hochzeitskleide rosenrot überhaucht. Augen gelb, Augenringe karmoisinrot, Schnabel bläulich, an der Spitze rostgelb, ein grünlichgelber Ring ist vor den Nasenlöchern. Jugendkleid: weiß und schwarzbraun getigert; am Halse schwarzgraue Flecken. Länge 48 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanz 14 cm.

Die Elfenbeinmöwe dürfte der nördlichst lebende Vogel der Welt sein, weiter noch als bisher die kühnsten Nordpolfahrer dringt sie zum Pol vor. Zähe hält sie auch an der Polarzone fest, selten verirren sich einzelne Exemplare im Winter an die norwegische Küste. Malgrem sagt: In Spitzbergen ist sie gemein; doch sieht man sie selten anderswo als in der Nähe des Eises. Sie setzt sich, wie schon der alte Seefahrer Martens beobachtete, niemals auf das Wasser wie andere Möwen, sondern hält sich stets an der Eiskante. Ihren Raub nimmt sie fliegend geschickt mit dem Schnabel vom Wasser auf. Sie und der Eissturmvogel finden sich in Menge da ein, wo ein Walroß oder eine Robbe zerlegt wird und sie sind dann so wenig scheu, daß man sie durch Vorwerfen von Speckstücken so nahe

heranlocken kann, wie man will. Sie frißt gern von den Leichen der durch die Walroßjäger getöteten Tiere und nimmt auch vorlieb mit den Bissen, die von den Mahlzeiten der Eisbären übrigbleiben; ihre wichtigste Nahrung aber besteht in dem Kote der Robben und Walrosse. Sie verweilt lange bei den Löchern in dem festen Eise, durch welche die Robben aufzusteigen pflegen, ihrer drei bis fünf sitzen hier zusammen, rund um jede Öffnung, still und unbeweglich, mit dem Kopfe dem Loche zugewendet, durch das die Robbe kommen soll. Es scheint dann wirklich, scherzt Martens, als ob sie um einen runden Tisch sitzend, Rat hielten, wie die „Ratsherren". Die Eier messen 60 + 45 mm, sind olivengrauweiß mit braungrauen und großen olivenbraunen Flecken. Das Nest steht auf nacktem Felsboden, ist aus Flechten und Seetang gebaut.

Die dreizehige Möwe.

Larus tridactylus, cinerarius; Rissa tridactyla, cinerea, borealis, nivea.

(Tafel 38, Figur 15 und 16.)

Stummelmöwe.

Die Hauptfarbe ist rein weiß, der Nacken, Rücken und Flügel bläulich hellaschgrau, die fünf vorderen Schwungfedern mit schwarzer Spitze. Der Hinterhals und der Scheitel haben einen bläulichen Anstrich, die äußerste Spitze der vierten und fünften Schwungfeder ist oft weiß. Der Schnabel ist grünlichgelb, Mundwinkel blutrot, Augensterne braun, Augenringe korallenrot, Füße schwärzlichbraun, auf der innern Seite olivenfarbig untermischt. Junge Vögel sind auf den Flügeldeckfedern schwarz gefleckt, die Schwanzspitze ist schwarz, an dem Hinterhals ein schwärzlicher Ring und an den Wangen ein dunkelaschgrauer Fleck. — Hinterzehe rudimentär. Länge 43 cm, Flugbreite 100 cm, Schwanzlänge 14 cm.

Von den in der Nordsee in Begleitung der Heringszüge eintreffenden hochnordischen Möwen ist die Dreizehenmöwe die häufigste. Auf den Vogelbergen an der Küste des Eismeeres bildet sie kolossale Brutansiedelungen, ich habe in der Gattungsschilderung Brehms Vortrag über dieselben erwähnt und verweise hier auf das dort gesagte. Im Winter ist sie an unseren Küsten gemein, folgt den Flüssen zahlreich bis weit in das Innere des Landes, erscheint z. B. allwinterlich am Bodensee. Sie geht schlecht und darum selten, schwimmt vorzüglich und fliegt wahrhaft wundervoll, leicht, sanft, in zierlichen, rasch ausgeführten Wendungen. Am Bodensee fängt sie oft Fische, die ihr zu groß sind, worauf sie diese im Schnabel an das Land zum Zerstückeln trägt. Die Eier messen 60 + 35 mm, sind graugelblich mit aschgrauen und dunkelbraunen Flecken und Strichen. Sie ruft „käkedäi, back, hä hiä". Sie scheint nahezu ausschließlich vom Fischfange zu leben, wobei sie sich winters auf unseren Flüssen und Seen nur sehr kümmerlich zu nähren im stande ist, denn hier reicht ihre geringe Fischkunst nicht gut aus, sie verhungert dann oft. Ganz anders ist das auf dem Meere, das sie so thöricht verließ. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß diese Möwe in ihrer Millionenanzahl dem Heringsbestande sehr merklich zusetzt und wir ihr, wenn diese Volksnahrung bietenden Fische so fortdauernd abnehmen wie in der Gegenwart ersichtlich, den Vernichtungskrieg werden erklären müssen, so hochgeschätzt auch ihre Eier sind. Die Zahl der durch die Stummelmöwen jährlich vertilgten Heringe dürfte gar nicht denkbar sein, sie geht jedenfalls hoch in die Milliarden.

Noch will ich der Vollständigkeit halber zweier hochnordischen Möwen erwähnen, die eine besondere Gattung: Chema (Schwalbenmöwen) vertreten:

Die Schwalbenmöwe.

Chema sabinii; Larus sabinii; Gavia sabinii.

Sie bewohnt den höchsten Norden, die nördlichsten amerikanischen und sibirischen Küsten.

Brehm schildert sie: Kopf und Oberhals sind dunkelbleigrau, unten durch ein mäßig breites schwarzes Halsringband begrenzt; Nacken, ganze Unterseite und Schwanz weiß, Mantel und Rücken mövenblau, Flügelbug und Flügelrand schwarz, die ersten fünf Handschwingen schwarz, innen bis gegen die Spitze hin und an dieser breit weiß, die übrigen wie die Armschwingen und Oberarmschwingen mövenblau, am Ende breit weiß gerandet. Im mittleren Kleide ist die Kappe nur durch einen dunkel aschgrauen Fleck hinter dem Auge angedeutet, der Nacken und die kleinen Flügeldeckfedern sind mattschwarz, Mantel und Rücken mövenblau, die Steuerfedern im Enddrittel mattschwarz, alle übrigen

Teile weiß. Im Jugendkleide sind alle Federn der ganzen fahl rauchbraunen Oberseite lichter, fahlgelb bis weiß gerandet, die Schwanzfedern am Ende mattschwarz und alle Unterteile weiß. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel rötlichschwarz, an der Spitze orangegelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt etwa 35 cm, die Fittiglänge 28 cm, die Schwanzlänge 12 cm.

Die Rosenmöwe.

Chema rossii; Larus roseus, rossii; Rossia rosea.

Sie hat einen keilförmigen Schwanz, dessen beide Mittelfedern die übrigen um 2 cm überragen, und ist deshalb zum Vertreter einer besonderen gleichnamigen Gattung (Rhodostethia) erhoben worden. An dem schwachen Schnabel tritt der eckige Vorsprung des Unterkiefers kaum hervor, der Lauf ist ziemlich stark, der vierzehige Fuß mittellang. Die Färbung des Gefieders ist schöner und zarter als bei allen anderen Möwen, auf dem Mantel perl- oder silbergrau, auf dem Unterhalse, der Brust und dem Bauche blaß rosenrot; ein schmales schwarzes Band schmückt die Mitte des Halses; die Außenfahne der ersten Schwinge ist schwarz, alles übrige weiß. Augenlid und Rachen sehen rötlichgelb, der Schnabel schwarz, die Füße scharlachrot aus. Die Länge beträgt 37 cm, die Fittiglänge 22 cm, die Schwanzlänge 14 cm.

Auch sie entstammt dem höchsten Norden und wurde 1858 auf Helgoland in einem Exemplar geschossen. Sir John Roß hat sie im Eismeer im Norden Amerikas entdeckt.

Die Raubmöwen. Stercorariinae.

Sie sind den Seeschwalben und Möwen unverkennbar verwandt, aber doch sehr wesentlich von ihnen verschieden; sehr schädliche, tollverwegene Räuber, abscheuliche Schmarotzer. Die stets rege Raubbegierde, der ewige Heißhunger überwiegt ihre hohe geistige Begabung, steigert ihre körperlichen Fähigkeiten zur höchsten Vollendung. Sie laufen fast so gut wie Stelzvögel, fliegen wie die Edelfalken und schwimmen ausgezeichnet. Sind sie auch keine guten Taucher, da hiefür ihr Körper zu leicht und zu luftgefüllt ist, so vermögen sie doch an der Oberfläche schwimmende Fische mit Sicherheit zu fangen. Ganz im Gegensatze zu den Möwen sind sie richtige Raubvögel, der starke, hakig überwölbte, verhältnismäßig kurze Schnabel mit senkrecht herabhängenden, starken Haken, mit scharfen Schneiden und weitem Rachen, die kurzen, aber stark gekrümmten und scharfen Krallen, die langen, schmalen, spitzigen Flügel, mit welchen sie in rasender Schnelligkeit die Luft zu durchschneiden vermögen, künden das gleich an. Ihre mittellangen Zehen sind durch volle Schwimmhäute verbunden, die Kralle der Mittelzehe ist besonders stark, die Hinterzehe sehr kurz. Der Körper ist kräftig gebaut, der Kopf klein. Diese Raubmöwen, deren wir sieben Arten kennen, sind eine wahre Geisel der ganzen Seevogelwelt, insbesondere der Seeschwalben, Möwen und Lummen, doch auch die größten befiederten Herrscher der See quälen sie bis aufs Blut. Unter den Eiern und Jungen fast aller Meeresvögel richten sie die größten Verheerungen an und wehrlos stehen diese alle diesen besten aller Flieger gegenüber. Sowie eine Raubmöwe sieht, daß ein anderer Vogel sich eine Beute erhascht, jagt sie ihm diese in pfeilschnellem Fluge ab, indem sie fortwährend auf denselben stößt, bis er aus Ermattung und Angst den erbeuteten Fisch ausspeit, um sich leichter zu machen. Dem Edelfalken sogar raubt die Schmarotzermöwe die Beute, indem sie ihn in kleinen Gesellschaften derart verfolgt und belästigt, daß der vornehme Raubritter dem lästigen Gesindel seine Beute zuwirft. Dieser zugeworfenen oder ausgespieenen Beute schießt die Raubmöwe wie ein Pfeil nach und erhascht sie stets, ehe sie den Wasserspiegel berührt. „Diese unverschämte Bettelei,“ sagt Brehm, „macht sie äußerst verhaßt, ihre rücksichtslose Raubsucht in hohem Grade gefürchtet. Kein Seevogel brütet in ihrer Nähe, keiner verweilt auf dem Binnensee, auf welchem sie sich ausruhen; jeder blickt scheu nach ihnen hin, wenn sie ihre Runde machen; die mutigeren greifen sie an, wo sie sich sehen lassen, und die furchtsamen fliehen ängstlich vor ihnen.“ Glücklicherweise für die Eiderholme nimmt insbesondere der Stand der gefährlichen Riesenraubmöwe unter der energischen Verfolgung der Nordländer rasch ab. Zu schießen und zu fangen sind alle Raubmöwen sehr leicht, da ihre Gier sie jede Vorsicht vergessen läßt, ihr Mut auch vor dem Menschen nicht zurückschreckt, den sie gegenteils an ihren Brutplätzen wütend anzugreifen wagen. „Kommt man ans Nest,“ erzählt z. B. Olaf, „und nimmt sich nicht sehr in acht, so bekommt man einen solchen Schlag an den Kopf, daß

man beinahe umfällt. Die Hunde schreien jämmerlich, wenn sie von einer größeren Raubmöwe geschlagen werden.“ Die Raubmöwen bewohnen vorzugsweise die nördlichen Meere, verbringen den größten Teil ihres Lebens auf offenem Meere, die Brutzeit aber auf den Tundren der Küsten und auf Inseln. Das Nest scharren sie in den Sand oder sie bilden ein einfaches Nest im Moose der Tundra. Die Anzahl der Eier ist zwei bis drei, dieselben werden wie die Eier der Möwen von den Nordländern gesammelt und verspeist.

Die Riesenraubmöwe.

Stercorarius catarrhactes; Catarrhactes skua; Larus catarrhactes; Lestris catarrhactes, skua.

Skua.

Ihre Hauptfarbe ist graubraun, unten lichter rötlich und blaßgrau gestreift, ein Flecken an der Wurzel der Schwingen weiß. Die Augen sind rotbraun, der Schnabel schwarz, an der Wurzel bleigrau, Füße schwarzgrau. Länge 57 cm, Flugbreite 146 cm, Schwanzlänge 17 cm.

Ihr Verbreitungsgebiet ist zwischen dem 60. und 70. Grad nördlicher Breite, im Winter kommt sie vereinzelt an die englische, deutsche, holländische und französische Küste. Ihre Lebensbeschreibung habe ich mit der Gattungsschilderung schon großenteils gegeben, sie ist der kühnste Räuber, der beste Flieger aller Raubmöwen. Der Flug überrascht durch die schneidigen und unerwarteten Wendungen, jetzt schwebt sie ohne Flügelschlag, jetzt jagt sie in schiefer Richtung von oben nach unten mit reißender Schnelligkeit durch die Luft. Abweichend von den möwenartigen Vögeln ist sie abgesagter Feind der Geselligkeit, nur zur Brutzeit vereinigt sich eine kleine Anzahl. Neben ihrer Schmarotzerthätigkeit, neben Fischfang und Aasverzehrung, ist sie als Raubvogel jedem Falken ebenbürtig. Auf den Vogelbergen plündert sie die Nester, Eier sowohl wie Junge raubend, Möwen und Lummen zerschmettert sie die Schädel, zerreißt sie und verschlingt sie stückweise, der Lemmingsjagd obliegt sie den Sommer hindurch mit ebenso großer Leidenschaft wie Erfolg. Mitte Mai bebrütet sie zwei Eier, welche sie — und ebenso die Jungen — mit unvergleichlicher Tapferkeit verteidigt; Graba berichtet, daß die Färinger bei dem Ausnehmen dieser Nester ein Messer über die Mütze halten, auf welches sich die herabstoßenden Alten spießen. „Je näher,“ erzählt Brehm, „man dem Neste kommt, um so dichter umkreisen die Alten den unwillkommenen Besucher und stürzen zuletzt in schräger Linie auf ihn hernieder, so daß man sich unwillkürlich bückt, um nicht ein Loch in den Kopf zu erhalten.“ Die Brütezeit währt vier Wochen, die Eier messen 70 + 50 mm, sind schmutzig ölgrün, braun gefleckt. Die Jungen werden anfangs aus dem Kropfe geätzt, später wird ihnen die Beute stückweise vorgelegt. Sie lassen nur ein schwaches Pfeifen hören, während die Erwachsenen tief und rauh „ach ach“ schreien, bei dem Angriffe ein tiefes „hoh“ ausstoßen.

Die Spatelraubmöwe.

Stercorarius pomatorhinus, pomarinus; Lestris pomatorhina, pomarina; Catarrhactes pomarina.

Breitschwänzige Raubmöwe.

Sie ist seltener, aber viel weiter verbreitet als die vorige, brütet allerdings auch im hohen Norden, ist aber sonst in allen Meeren, auch den südlichen verbreitet. Ihre Lebensweise gleicht völlig jener der Riesenraubmöwe. Oberkopf und Kopfseiten, Mantel, Flügel und Schwanz sind tief schwarzbraun, Kinn, Kehle und Unterseite weiß. In der Kopfgegend bildet sich ein bräunliches Halsband, die Seiten sind bräunlich quergezeichnet. Die mittleren Schwanzfedern sind merklich verlängert und am Ende abgerundet. Die Augen sind braun, Schnabel blaugrau, an der Wurzel schwärzlich, Füße schwarz. Junge Vögel haben die Halsseiten dunkel längsgestreift, den Rücken dunkel quergestreift, die verlängerten Schwanzfedern haben sie nicht. Länge 55 cm (Junge 48 cm), Flugbreite 135 cm, Schwanzlänge 23 cm.

Die Schmarotzerraubmöwe.

Stercorarius parasiticus, longicaudus, buffoni; Lestris parasitica; Larus parasiticus; Oceanus parasiticus.

(Tafel 39, Figur 8.)

Großer Schmarotzervogel, gemeine Schmarotzermöwe.

Alt im Sommer rußbraun. Im Winter an der Kehle, Seiten des Kopfes und der Nacken gelblichweiß, Scheitel und Oberleib dunkelbraun, Brust und Bauch weiß, zur Seite schwarzbraun gewellt. Der sehr stark gekrümmte Schnabel ist olivenfarbig mit schwarzer Spitze, die Augen braungelb, die Füße schwarz. Die zwei mittelsten Federn des dunkelbraunen Schwanzes sind bedeutend verlängert. Bei ganz alten Vögeln ist die Stirne weiß. Junge Vögel haben einen dunkelbraunen und weißgesprenkelten Körper, die zwei mittelsten Schwanzfedern sind noch nicht verlängert. Ihre Länge beträgt daher nur 50 cm, jene der alten Vögel 60 cm, die Flugbreite 100 cm, Schwanzlänge 18 cm.

Sie hat ihr Heimatsgebiet von Spitzbergen und Grönland bis zum mittleren Norwegen, im Winter ist sie an der Nordseeküste sehr gemein. Ihr Flug ist voll der kühnsten Schwenkungen, oft aus großen, senkrechten Bogen zusammengesetzt, bald schnell, bald langsam. Im Gegensatz zu ihrer viel größeren Verwandten ist sie gesellig, schreit laut und gellend „mau je je je“ und erreicht den denkbar höchsten Grad an frechster Zudringlichkeit. So lange sie anderen Seevögeln den Raub abjagen kann, fängt sie selbst nichts, im Notfalle aber raubt sie an der Oberfläche schwimmende Fische, kleine Vögel, Lemminge. Auf Feldern und Wiesen laufen sie manchmal wie die Kibitze und suchen dort Nahrung, meist aber treiben sie sich auf dem vielgeliebten Meere umher. Auf den Nistplätzen benimmt sie sich genau wie die Riesenraubmöwe, ihre zwei bis drei Eier sind sehr schmackhaft, die Lappländer essen auch das Fleisch dieser Möwe. Die Eier messen 50 + 38 mm, sind trüb olivengrün mit dunkel olivenbraunen Punkten.

Die Kreischraubmöwe.

Stercorarius longicauda, crepidatus; Lestris crepidata, spinicauda; Larus crepidatus; Oceanus crepidatus.

Kleine Schmarotzermöwe, kleiner Schmarotzervogel.

Der Oberleib ist schwarzbraun mit hellrostfarbigen Federrändern, der Unterleib mit dunkelbraunen Querbändern. An dem Kopf und Hals sind die Federn braun und haben sehr feine rostgelbliche Ränder. Der Steiß und After sind weiß, mit breiten schwarzen Bändern, der Schwanz dunkelbraun mit schwach gelblichweißer Spitze, die mittelsten Federn sind sehr verlängert, überragen den übrigen Schwanz um 12—15 cm. Die Augensterne sind gelb, die Füße dunkelgrün, bräunlich überlaufen, die schwarzen Schwimmhäute zur Hälfte weißlichgelb. Der Schnabel ist dunkel bräunlichgrün mit schwärzlicher Spitze. Junge Vögel sind braun und weißbunt, die mittleren Schwanzfedern sind noch nicht verlängert. Sie messen darum nur 40 cm, die alten Vögel dagegen haben eine Länge von 55 cm, Flugbreite von 90 cm, Schwanzlänge von 30 cm.

Sie ist viel seltener wie die vorige, gleicht jener in der Lebensweise vollständig. Offenbar ist ihre Heimat der höchste Norden, bis nahe an den Pol, und viel seltener als die vorige kommt sie — sturmverschlagen — an unsere Küsten, dann auch todesmatt ziemlich weit in das Binnenland, wo sie sich wie ein Kiebitz zu nähren versucht.

Sturmvögel. Thalassornithes.

Von der gewaltigen Größe des Albatrosses bis zu der niedlichen Form der kleinen Sturmschwalbe, des kleinsten mit Schwimmfüßen versehenen Vogels, vereinigen wir in dieser Ordnung etwa 100 Arten, die von der übrigen Vogelwelt gar bedeutsam unterschieden sind. Der Aufenthalt auf dem Meere, welcher ein nahezu lebenslänglicher genannt werden darf, die ungeheuren Entfernungen vom Festlande, auf welchen sie angetroffen werden, stehen schon einzig in der ganzen gefiederten Welt da. Sie sind des weiteren von allen Vögeln dadurch abgesondert, daß ihre Nasenhöhlen sich auch auf dem Oberschnabel in hornigen Röhren fortsetzen.

Die kleinen Sturmvögel, Sturmschwalben (Thalassidroma), Mövensturmvögel (Procellaria) und Sturmtaucher (Puffinus), welche uns zunächst beschäftigen, haben schlanken Leibesbau, großen Kopf, kurzen Hals, sehr lange, schwalbenartige Flügel, mittellangen Schwanz, kleinen, schwächlichen, geraden, an der Spitze herabgebogenen Schnabel, kleine, schwächliche Füße mit drei langen, schwachen, durch Schwimmhäute verbundenen Vorderzehen und rudimentärer Hinterzehe. Die Nahrung besteht hauptsächlich in Kopffüßlern, Weichtieren der verschiedensten Art, kleinen Krebsen, Fischchen und dem Unrat, der von den Schiffen in das Meer kommt.

Die kleine Sturmschwalbe.

Thalassidroma pelagica, melitensis, tenuirostris; Procellaria pelagica; Hydrobates pelagicus.

Gewittervogel, Petersläufer, Weltmeermöwchen.

Die Hauptfarbe ist rußbraun, auf dem Oberkopf schwarz, auf dem Bürzel, Steiß und an den Wurzeln der Steuerfedern weiß, an den Spitzen der Flügeldeckfedern trübweiß. Die Jungen haben eine etwas lichtere, braunrötliche Färbung. Der Schwanz ist abgestutzt, wie gerade abgeschnitten. Die Augen sind braun, Schnabel schwarz, die Füße rötlichbraun. Länge 14 cm, Flugbreite 33 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Diese harmlosen, zierlichen Vögelchen bewohnen den Atlantischen und Stillen Ozean mit Ausnahme des höchsten Nordens, leben meist auf hoher See, mit Ausnahme der Brutzeit wohl völlig auf dem Ozean, dessen Wogen ihre Ruhe- und Schlummerplätze sind. Ihr Erscheinen gilt den Seefahrern als Unheil verkündend, nicht nur weil sie Sturm ankündigen sollen, sondern weil in ihnen die Seelen der ertrunkenen Seeleute wohnen sollen. Man trifft sie plötzlich in kleinen Trupps mitten auf dem Ozean an, sie fliegen dort tagelang und ruhen oft lange Zeit einfach schwebend, indem sie ihre Segelflügel dem Winde entgegenstellen und nun von ihm getragen und gehalten werden. Ihrer Nahrung gehen diese so außerordentlich merkwürdigen Vögel hauptsächlich des Nachts nach, dieselbe besteht in Weichtieren der verschiedensten Art. Man sieht sie bald hoch, bald mittelhoch in der Luft, bald unmittelbar über den Wogen, welche sie bald mit den trippelnden Füßchen — daher der Name Petersläufer, weil sie wie St. Peter auf dem Wasser gehen —, bald mit den Schwingen der Flügel berühren; wirklich ermattet, setzen sie sich auf die Wogen, leicht wie Federchen, und lassen sich nun sorglos ruhend im Weltmeer treiben. Ihr Benehmen erscheint bei dem Allem so harmlos fröhlich, so altklug und überlegend, daß man nicht müde wird, sie vom Schiffe aus zu beobachten. Nach Sonnenuntergang lassen sie Rufe hören, wie „uib, uib, uib uäh uäh". Heftige Stürme werfen sie manchmal weit in das Land. Dann hat man kleine Flüge von ihnen selbst schon in Deutschland und der Schweiz beobachtet. So lange sie hier ihre Flügel tragen, so lange fliegen sie; offenbar in der Absicht und Hoffnung, das Meer wieder zu erreichen. Kommen sie aber endlich herab auf die Erde, dann verlieren sie, ihrem Elemente entrückt, gleichsam die Besinnung und sind ganz hilflos, versuchen nicht Nahrung zu finden oder aufzunehmen, geben sich wehrlos jeder Krähe hin; ihre einzige Verteidigung besteht noch darin, daß sie ein- oder zweimal einen Strahl gelben Thranes dem Angreifer entgegenspeien. Sie sehen sich eben, wie so viele andere Seevögel, für verloren an, wenn ihnen das rauschende, braudende Meer fehlt.

Zum Zwecke des Brütens, Anfang Juli, muß sie und ihre Verwandten ans Land. Sie nistet auf den Hebriden, Faröern, Orkaden 2c. 2c. Kaum an der Küste, schlüpft sie sofort wie eine Maus in die gewählte Röhre, Ritze oder zwischen das Geröll. Für das Nest tragen sie einige Grashalme in die stets mit eigener Grabarbeit erweiterte und verlängerte Röhre. Das einzige Ei, welches sie legt, ist weiß, hat eine Größe von 30 + 23 mm. Erwischt man Sturmvögel während des Brütens am Land, so sind sie völlig wehr- und fassungslos. Ohne Fluchtversuch lassen sie sich mit Händen greifen, lediglich stinkenden Thran werfen sie dem Räuber entgegen. Sehr hübsch schildert das Graba: „Als ich unserm Wirt den Wunsch geäußert hatte, womöglich einen „Drunquiti" (Sturmschwalbe) zu erhalten, wurden die Leute befragt, ob sie ein Nest wüßten. Ein Knabe hatte eins gefunden und führte uns zur dicken Steinwand eines etwas vom Hause entfernt liegenden Stalles, wo es sich zwischen den Steinen befinden sollte. Er wußte jedoch die Stelle nicht genau, entdeckte sie aber bald auf eine wunder-

bare Weise: er hielt nämlich den Mund gegen mehrere Ritzen der Wand und rief „klürr", worauf sich sogleich ein feines „kekereki" vernehmen ließ, das sich bei jedem ausgestoßenen „klürr" wiederholte. Hier wurde nun mit Spaten und Brecheisen wohl eine halbe Stunde gearbeitet, da der Stein nicht weichen wollte, wobei die feine Stimme verstummte. Endlich zeigte sich das aus einzelnen Grashalmen bestehende Nest, aber der „Drunquiti" war nicht zu finden: er hatte sich höher hinauf zwischen die losen Steine verkrochen, wurde jedoch endlich entdeckt und an das Tageslicht befördert. Sobald er herausgezogen war, spie er mit einer Seitenbewegung des Kopfes und Halses dreimal je einen Strahl von gelbem Thrane aus, von welchen der erste der stärkste, die folgenden dünner waren, die nachherigen Versuche zu speien, mißlangen, indessen floß ihm noch immer einiger Thran aus dem Halse." Graba schildert nun die absolute Hilflosigkeit und stumpfe Ergebung des Vogels, der auch nicht den Versuch machte, zu beißen, keine Nahrung zu sich nahm, nicht einmal einen Flugversuch machte. „Ich trug ihn auf der offenen Straße auf freier Hand; er saß selbst, als ich an der See stand, auf ihr noch unbeweglich: sobald ich ihn aber in die Luft warf, flog er mit reißender Schnelligkeit gegen den Wind auf und suchte dann mit halbem Winde die weite See."

Nahe verwandt, völlig gleich mit der kleinen Sturmschwalbe in der Verbreitung, im Lebenslaufe und Brutgeschäfte sind die weiteren Sturmschwalben:

Der Sturmsegler.

Thalassidroma leucorrhoa, Leachii; Procellaria leucorrhoa; Hydrobates Leachii.

Er ist der vorigen ähnlich, gekennzeichnet durch verhältnismäßig langen, tiefgegabelten Schwanz, rußbraun, Bürzel und seitliche Unterschwanzdeckfedern sind weiß, Schwingen und Steuerfedern bräunlichschwarz, innere Armschwingen und große Oberflügeldeckfedern braungrau, an der Spitze bräunlich fahlgrau. Augen dunkelbraun, Schnabel und Füße schwarz. Länge 20 cm, Flugbreite 50 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Die Taubensturmschwalbe.

Thalassidroma Bulwerii; Procellaria columbina; Puffinus columbinus.

Auch sie ist fast gleichmäßig rußbraun, Schwingen und Steuerfedern braunschwarz. Augen tiefbraun, Schnabel schwarz, Füße braun. Länge 26 cm, Flugbreite 56 cm, Schwanzlänge 11 cm.

Sie bewohnt nur das Atlantische Meer.

Der Meerläufer.

Thalassidroma oceanica; Procellaria Wilsoni.

Rußschwarz, schwach gräulich überflogen. Bürzel, Oberschwanz- und seitliche Unterschwanzdeckfedern weiß, Schwingen und Steuerfedern tief schwarz, die mittleren an der Spitze weiß. Augen weiß, Schnabel und Füße schwarz, der innere Teil der Schwimmhäute aber gelb. Der Schnabel ist kurz und stark, die Füße sehr lang, sehr langzehig, mit Stiefelschuppen bekleidet. Der Schwanz kaum ausgeschnitten. Länge 19 cm, Flugbreite 40 cm, Schwanzlänge 8 cm (diese drei nach Brehm).

Der Eissturmvogel.

Procellaria glacialis, hiemalis, borealis; Fulmarus glacialis, minor; Rhantistes glacialis.

Fulmar, Mameluk, Wintersturmvogel, auf Island: Filungur.

Er ist auf dem Mantel mövenblau, mit schwärzlichen Schwingen, Hals und Unterkörper rein weiß, vor den Augen steht je ein dunkles Mondfleckchen, das ganze übrige Gefieder ist hell aschgrau, Schwingen und Schwanz mit weißen Endkanten. Die Augen sind braun, im hohen Alter schwefelgelb, Schnabel und Füße gelb, die Nasenröhre schieferblau. Dies ist die Färbung des Vogels vom dritten Jahre ab. Junge Vögel sind am ganzen Körper hell aschgrau, nur die großen Schwingen sind schwarzgrau und die Kehle weiß. Länge 50 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanzlänge 12 cm.

Er bewohnt fast ausschließlich das nördliche Eismeer, fliegt und schwimmt gleich vortrefflich und verläßt wie die vorigen das Meer nur, um dem Brutgeschäfte obzuliegen. Dann findet man ihn vom Mai bis Ende August in ungeheuren Mengen auf allen hochnordischen Inseln, insbesondere Island

und Spitzbergen. Sie wählen möglichst unnahbare Vorsprünge an den unersteiglichen Felsen, wo sie auf den nackten Felsen das einzige Ei legen, es ist sehr groß, 73 + 50 mm, rein weiß. Nicht vor Anfang Juli kriecht das Junge aus und gegen Ende August erst wird es flügge und ist dann ungeheuer fett. Über 20 000 Junge werden zu dieser Zeit allein auf Westmanoer bei Island ausgenommen und für den Winter eingesalzen, trotzdem nimmt die Zahl der Vögel von Jahr zu Jahr zu. Nach August sind die Vögel vom Festlande verschwunden. Auf dem Lande sind die Eissturmvögel so hilflos wie die Sturmschwalben. Die Nahrung besteht in verendeten Fischen, Quallen, Medusen, Tintenschnecken; den Schmarotzern des Wales: sowie ein Wal auftaucht, sind die Eissturmvögel auf seinem Rücken und suchen die Schmarotzer ab. Sie sollen die einzigen Vögel sein, welche Medusen verzehren. Zur Verteidigung wissen sie nichts zu thun, als endlos übelriechenden Thran auszuspeien, was weder Jagdfalken noch Seeadler noch Raubmöwen abhält, den harmlosen, meist sehr fetten Vögeln nachzustellen.

Die Sturmtaucher. Puffininae.

Sie sind gekennzeichnet durch mittellangen, schlanken Schnabel, dessen Oberkiefer sich mit seinem eingekeilten, stark aufgeschwungenen und langen Haken über die ihm entsprechend gekrümmte Spitze herabbiegt, und dessen Nasenlöcher oben auf dem Firste, nahe der Schnabelwurzel, in einer breiten platten Doppelröhre münden, sodann durch schlanken Leib und weit hinten eingelenkte, große, breitfüßige Beine. Die Flügel sind verhältnismäßig kurz. Brehm sagt von ihnen: „Ich kenne keinen Seevogel, der so ungestüm wie sie seines Weges fortzieht. Gar nicht selten sieht man den Sturmtaucher ruhig schwimmen und vom Wasser aus in die Tiefe hinabtauchen; gewöhnlich aber zeigt er sich fliegend, und zwar nicht eigentlich schwebend, sondern über die Wellen wegschießend und sie durchfliegend. Mit ausgebreiteten Flügeln jagt er dahin, schnellt sich durch mehrere ungemein rasch auf einander folgende, ich möchte sagen, schwirrende Schläge fort, dreht und wendet sich, nicht bloß seitlich, sondern auch von oben nach unten, so daß man bald die dunkle Ober-, bald die helle Unterseite zu sehen bekommt, und folgt nun entweder den Wellen, über deren Berge klimmend und sich durch deren Thäler senkend, oder erhebt sich plötzlich ungefähr drei Meter über das Wasser und stürzt in schiefer Richtung darauf hinab, verschwindet in ihm, rudert nach Art der Flossentaucher, Flügel und Beine zugleich bewegend, ein gutes Stück weg und fliegt aus dem Wasser heraus wieder in die Luft, oft bloß um Atem zu holen, da er sofort wieder verschwindet.“ Die Nahrung besteht in Fischen und Kopffüßlern. Auch sie kommen ans Land nur, um zu brüten; dort suchen sie sich für ihr Nest hohe Klippenfelsen aus, graben unter den Rasen in die torfige Erde ziemlich lange Gänge und legen anfangs Juni das einzige Ei. Das Junge wird außerordentlich fett und gilt den nordischen Insulanern als einer der höchsten Leckerbissen. Alle Sturmtaucher, deren wir 20 Arten kennen, stimmen in Gestalt und Lebensweise sehr überein.

Der nordische Sturmtaucher.

Puffinus anglorum, arcticus, obscurus; Procellaria puffinus; Thalassidroma anglorum.

Oberseite bräunlichschwarz, Unterseite rein weiß, an den Halsseiten grau geschuppt. Augen braun, Schnabel bleigrau, Füße grünlichgelb. Junger Vogel: Oberseite schmutzig bräunlichgrau, Unterseite weißgrau. Länge 36 cm, Flugbreite 80 cm, Schwanzlänge 8 cm.

Er bewohnt das Meer von der Nordsee bis Island, vereinzelt kommt er im Atlantischen Ozean bis zu den Kanaren und im Mittelländischen Meere vor. Seine Brutzeit beginnt Ende Mai, das weiße Ei mißt 60 + 45 mm. Er ruft „kriäh“, wie so viele Möwen.

Der Teufelssturmtaucher.

Puffinus Kuhlii; Procellaria Kuhlii, cinerea.

Mittelmeersturmtaucher.

Oberseite graubraun, mit lichteren Säumen, Unterteile rein weiß. Die Schwingen sind schwärzlich, Augen tiefbraun, Schnabel bläulich an der Spitze, lehmfarbig an der Wurzel, Füße hellgelb. Länge 49 cm, Flugbreite 1 m, Schwanzlänge 15 cm.

Er bewohnt vorzugsweise das Mittelmeer, wo er auf verschiedenen Klippen brütet, so auf der Gruppe von Malta, bei Naxos, um Sardinien und Korsika, an der kleinasiatischen Küste.

Der braune Sturmtaucher.

Puffinus cinereus, tristis; Procellaria major.

Wasserscherer.

Kopf tiefbraun, Hinterhals und Nacken bräunlichweiß, Mantel und Flügeldeckfedern tiefbraun, Unterseite weiß, Schwingen und Steuerfedern schwärzlichbraun. Augen dunkelbraun, Schnabel hornblau, Füße bräunlich, die Schwimmhäute fleischfarben. Die Größe gleich jener des vorigen.

Er bewohnt das ganze atlantische Meer, brütet sowohl an der Nordküste Amerikas wie auf Island und den nordischen europäischen Inseln.

Kurz muß ich über die Riesen dieser Ordnung hinweggehen, denn sie gehören der europäischen Vogelwelt nicht an.

Der Riesensturmvogel.

Procellaria gigantea, ossifraga; Ossifraga gigantea; Fulmarus giganteus.

Er bewohnt den gemäßigten und kalten Gürtel der südlichen Halbkugel.

Der junge Vogel ist einfarbig chokoladebraun mit schwarzbraunen Augen und hell hornfarbigem Schnabel, schwärzlichen Füßen; der alte Vogel ist trübweiß mit dunkelbraunen Flecken, unten herrscht das Weiß entschieden vor. Die Augen sind gelbweiß, der Schnabel gelb, die Füße blaßgelb. Die Länge beträgt 90 cm, Flugbreite 200 cm, Schwanzlänge 20 cm.

Sein Lebenslauf gleicht dem der vorigen. Ein gewaltiger Flieger, lebt er mit Ausnahme der Brutzeit auf dem Meere, raubt Fische, Meervögel, Aas. Er wurde von Hutton auf Prinz Edwards Eiland brütend gefunden. Auch er legt nur ein einziges weißes Ei, das sehr lange bebrütet werden muß, wie das Junge langsam heranwächst. Auf dem Rheine soll einmal ein verendeter Riesensturmvogel gefunden worden sein.

Der Albatros.

Diomedea exulans, spadicea; Plautus albatros.

Kapschaf. Die Heimat der verschiedenen Albatrosse sind die Meere der südlichen Halbkugel. Sie sind sehr große, kräftige Vögel, mit kurzem Hals, großem Kopf, langem, starkem, vorn gekrümmtem Schnabel, in kurzen, seitlich liegenden Röhren endigenden Nasenlöchern, langen, aber schmalen Flügeln, starken, kurzen, dreizehigen Schwimmfüßen und kurzem Schwanz. Am bekanntesten aus der Familie ist der Albatros oder das Kapschaf.

Der gewaltige, dem Namen nach allbekannte Vogel ist weiß, nur die Schwingen sind schwarz, die Augen dunkelbraun, die nackten Augenlider blaßgrün, der Schnabel zart nelkenrotweiß, gegen die Spitze hin gelb, die Füße rötlichgelbweiß. Die Länge ist im Durchschnitt 1,16 m, die Flugbreite 3,5 m (es kommen aber Riesen vor, die 4½ m klaftern), Schwanzlänge 25 cm. Junge Vögel sind auf weißem Grunde dunkelbraun gesprenkelt.

Er streift am häufigsten zwischen dem 30. und 40. Grad südlicher Breite, aber der gewaltige Flieger, der an Schnelligkeit und Ausdauer von keinem Vogel übertroffen wird, umfliegt buchstäblich die ganze Erde, wird als Irrling auf allen Meeren getroffen. Ganz regelmäßig streift er bis zum Beringsmeer, wird in den Meeren von Kamtschatka und Achotsk bei dem Überfluß an Nahrung rasch

ungemein fett und verläßt diese Meere wieder, wenn er sich tüchtig angemästet hat. In prachtvollem, wunderbar schönem Fluge folgt er den schnellsten Schiffen hunderte von Meilen weit und wird dann „zum Vergnügen" der Mannschaft und Passagiere mit geköderten Angeln gefangen. Läßt man ihn dann stets wieder fliegen, so ist gegen den Spaß wenig einzuwenden, denn es ist eine ganz aufregende Jagd, den gewaltigen, starken Vogel mit der Angelleine an Bord zu ziehen, und da die Angel sich fast stets in dem harten, unempfindlichen Schnabel festsetzt, so erleidet der Vogel nicht leicht eine Schädigung; es geht das auch daraus hervor, daß er, kaum freigelassen, sich gleich wieder fängt! Seine Gefräßigkeit übertäubt eben jede Erfahrung. An Bord wie am Land ist der große Vogel jammervoll hilflos, er kann kaum watscheln, doch vor seinen Bissen möge sich jeder hüten! Sein Fleisch ist nicht genießbar. Als Schwimmvogel ist der Albatros ebenso vollendet wie als Beherrscher der Luft, dagegen kann er nicht tauchen. Unfähig, lebende Fische zu fangen, frißt er alles, was auf den Wellen ruhig dahintreibt, namentlich Aas, dann Kopffüßler und Weichtiere. Er nistet auf den einsamsten Inseln des Großen und Atlantischen Ozeans. Das Nest besteht, nach Cornick, aus Ried, trockenem Grase und dürren Blättern, es ist 50 cm hoch, hat unten einen Umfang von 2 m, oben einen Durchmesser von 70 cm. Das einzige Ei ist 12 cm lang und 8 cm dick, von ihm läßt sich der brütende Vogel nur mit Anwendung von Gewalt entfernen. Über den Brutverlauf fehlen noch zuverlässige Mitteilungen.

Pelikanartige Vögel. Pelecanidae.

Es sind durchgängig große, anscheinend schwerfällige Vögel, welche in dieser Gattung vereinigt werden; es giebt Stoß- und Schwimmtaucher unter ihnen, viele fliegen vortrefflich, die meisten gehen ganz leidlich, viele wissen sich auf Bäumen zu bewegen, alle schwimmen ganz ausgezeichnet, so daß unter ihnen alle Bewegungsarten der Schwimmvögel sich vereinigen. Sie haben lange, gerade Schnäbel, meist mit gekrümmter, hakenförmiger Spitze und nagelförmigem Ansatze. Die sehr kleinen Nasenlöcher sind ritzenförmig, liegen frei am Schnabelgrunde. Die Zungen sind äußerst klein. Der Körper ist gestreckt, der Hals lang und dünn, der Kopf klein. Ihre geistigen Fähigkeiten stehen sehr hoch. Das Nest legen einige auf Bäumen, andere in Spalten des Gesteins, auf Felsgesimse und Berggipfel, einzelne Arten in Sümpfen und Brüchen an. Das Gelege schwankt von einem bis vier Eier, diese sind sehr klein. Beide Eltern brüten sehr eifrig und treu und legen während der Brutzeit die sie sonst kennzeichnende Feigheit ab, die Liebe zu ihren anfangs blinden, hilflosen Jungen wurde sprichwörtlich und symbolisch. Fast ausschließlich nähren sie sich von Fischen und durch deren „gesegnete Verdauung" nützen sie in „frommer Beschaulichkeit", wie Scheffel so reizend rühmt, teilweise: ihrem Guano verdankt Peru seine Millionen. Dem Reichtume des unerschöpflichen Meeres können sie nicht schaden; auf Binnengewässern aber vernichten sie den schönsten Fischbestand und sind dort so schädliche Vögel, daß sie der absoluten Ausrottung auf jedem Fischwasser preisgegeben werden müssen. Es werden in dieser Gattung die Familien der Scharben (Phalacrocoracidae), der Tölpel (Sulinae), der Pelikane (Pelecanidae) und die Europa nicht angehörigen Familien der Schlangenhalsvögel (Plotinae), der Fregattvögel (Atagenidae) und der Tropikvögel (Phaëtontidae) vereinigt.

Die Scharben. Phalacrocoracidae.

Sehr gestreckt gebauter, walziger Körper, langer, dünner Hals, kleiner Kopf, mittellanger, starkhakiger Schnabel, kurzer, kräftiger Lauf mit sehr großen Zehen, lange, stumpf zugespitzte Flügel mit sehr harten Schwingen, ziemlich langer Schwanz mit 12—14 sehr harten Steuerfedern kennzeichnen sie. Sie kommen in allen Erdteilen vor und leben im Meer wie auf süßen Gewässern. Alle im Norden lebenden Scharben wandern, die südlichen streichen. Ihre Gefräßigkeit ist ungeheuer, ihre Geschicklichkeit zum Fischfange ganz außerordentlich entwickelt, sie zählen zu den besten Tauchern. Die Gefangenschaft vertragen sie alle gut.

Der Kormoran.

Phalacrocorax carbo, carboides, medius, glacialis, arboreus; Graculus carbo; Pelecanus carbo.
(Tafel 39, Figur 8, 9 und 10.)

Wasser- oder Seerabe, Scholver, Haldenente, Eis-, Baumscharbe.

Oberkopf, Hals, Brust, Bauch und Unterrücken glänzend schwarzgrün, metallisch schimmernd, auf dem Vorderrücken und den Flügeln bräunlich geschuppt, bronzeglänzend, Schwingen und Steuerfedern schwarz, an der Kehle und den Weichen weiß, mit schwarzem, an der Wurzel gelblichem Schnabel und nackter gelber Kehl- und Gesichtshaut. Während der Zeit der Fortpflanzung entwickeln sich — insbesondere beim Männchen — sehr bald wieder ausfallende weiße, haarartige Federn am Kopfe. Die Augen sind meergrün, die Füße schwarz. Das ganze Gefieder der jungen Vögel ist graubraun, auf der Oberseite dunkler, geschuppt wie bei den Alten, auf der Unterseite lichter. Die Länge beträgt 90 cm, Flugbreite 145—150 cm, Schwanzlänge 18 cm.

Der Kormoran hat eine sehr weite Verbreitung. Kolonienweise trifft man ihn als Brutvogel an geeigneten Orten in ganz Europa, er liebt schwer zugängliche Küsten, felsige Inseln, im Binnenlande lebt er an bewaldeten Flüssen und Seen und läßt sich durch die Nähe von Ansiedelungen, ja auch von größeren Ortschaften nicht stören, gegenteils sehr schwer vertreiben, er rückt in der neueren Zeit von den Ostseeküsten aus immer mehr an die Binnengewässer vor; ferner ist er Brutvogel in West- und Zentralasien bis China und Japan. Nördlich geht er in Skandinavien bis zum 71. Grad nördlicher Breite, bis Grönland, auch bewohnt er die Ostküste von Nordamerika. Südlich ist er noch Brutvogel in Algerien und Senegambien, Wandervogel bis Südafrika, Ceylon, Sundainseln, Formosa, Philippinen, Australien und Neuseeland. Wo immer im Binnenlande zivilisierte Verhältnisse herrschen, zählen diese gefräßigen Tiere zu den schädlichsten Vögeln, denn sie vernichten auch den stärksten Fischbestand und tauchen über 50 Meter tief nach den Fischen. Beim Schwimmen, das sie so meisterlich verstehen wie das Tauchen, schleppen sie den langen Fächerschwanz im Wasser und gebrauchen ihn als Steuerruder. Unter dem Wasser schwimmen sie so schnell, daß das rascheste Ruderboot sie nicht einholen kann. „Bei dem Verfolgen ihrer Beute," sagt Brehm, „strecken sie sich lang aus und rudern mit weit ausholenden Stößen so heftig, daß ihr Körper wie ein Pfeil durch das Wasser getrieben wird." Dabei fressen sie nun, so lange sie fressen können, und stürzen sich selbst mit gefülltem Magen gierig auf die Beute. Sie fangen und bezwingen sehr starke Fische, deren Größe zur Körpergröße des befiederten Räubers in gar keinem Verhältnisse mehr steht, würgen dieselben dank der außerordentlichen Dehnbarkeit ihres Schlundes dennoch hinab und verdauen sie ungemein rasch. Ihre Speiseröhre ist dabei sehr muskulös und setzt eine ungewöhnliche Menge von Schleim ab. Doch nicht nur Fische fressen sie, die Kormorane machen im buchstäblichen Sinne, um ihren ewig bellenden Magen zu befriedigen, auf alles Verschlingbare Jagd. Sie fangen auf dem Wasser heimtückisch geschickt die hin- und herziehenden Schwalben weg, Mäuse verschmähen sie durchaus nicht und die niederen Wirbeltiere fressen sie alle. Auf den Faröer wagen sie sich sogar an Lämmer, die sie bei lebendigem Leibe anfressen. Dabei ist ihre Menge überall dort, wo der Mensch ihnen nicht wohl beikommen kann, unübersehbar; so z. B. längs der Küste von Skandinavien, auf Island. Winters suchen sie in nicht abschätzbaren Massen die südlichen Meere heim, auf den Seen Griechenlands sind sie dann sehr häufig, ungeheure Scharen lassen sich auf den ägyptischen Landseen nieder und beleben dann, wie Heuglin schildert, unter anderem die staffelförmigen Vorsprünge des Felsgebirges Djebel Tēr bei Minieh, wo sie sich nach Art der Alken und Lummen dicht zusammengedrängt niederlassen und mit donnerähnlichem Lärm aufgehen, wenn ein Schuß abgefeuert wird.

Sie nisten im April. An eigenen Nestbau gehen sie ungern. Im Binnenlande vertreiben sie die Krähen und Reiher aus deren Ansiedelungen und nisten dann auf Bäumen, an der See muß ein Felsenloch herhalten, in das sie Reiser, Rohrstengel und ähnliches schleppen. Das Gelege besteht aus drei bis vier bläulich grünweißen, schwach blau und gelb gefleckten Eiern, 65 + 40 mm groß, welche vier Wochen lang bebrütet werden. Die Jungen wachsen schnell heran, da sie die Alten mit Nahrung förmlich überschütten, so zwar, daß die herabgefallenen Fische unter den Nestern noch haufenweise faulen! Mitte Juni brüten sie zum zweitenmale. Naumann schildert eine Kormoranansiedelung bei Lütjenburg: „Die Bäume samt ihrem Laube waren weiß gefärbt von dem Unrate, die Luft war verpestet durch

die aus dem Neste herabgefallenen und faulenden Fische.“ Bei alledem sind die Scharben schwer zu vertreiben, resp. zu vertilgen. Ihre Sinne sind scharf, ihr Mißtrauen und ihre Schlauheit gleich groß. Der jämmerlich watschelnde Gang fördert sie doch rasch, im Gezweige sind sie schon sehr gewandt, der Flug ist schnell, auf dem Wasser, aber sie sind kaum zu erlegen. Sie lassen den Jäger niemals herankommen und tauchen ungemein rasch, auf lange Zeit und kommen an ganz anderer, weit entfernter Stelle erst wieder auf den Moment des Atemholens zum Vorschein. Man muß sich daher darauf beschränken, sie bei den Horsten abzuschießen und diese sowie die Bruten zerstören.

Die Gefangenschaft vertragen sie ohne weiteres, wenn sie nur viel zu fressen erhalten, kommen dadurch aber sehr teuer. Bekannt ist, daß sie sich ohne viele Mühe zum Fischfange abrichten lassen, ein Vergnügen, welches sich außer den Chinesen heute noch die Holländer gönnen, früher wurden zu diesem Zwecke auch in England und Frankreich Kormorane gehalten. In Brehms Tierleben wird darüber folgendes berichtet:

„Fortun wurde von einem Fischereibesitzer erzählt, daß die Kormorane, die man zum Fischen verwendet, in der Gefangenschaft erzogen werden, auch in ihr sich fortpflanzen, daß man aber die Eier von Haushühnern ausbrüten lasse. Die Jungen werden schon bei Zeiten mit auf das Wasser genommen und sorgsam unterrichtet, springen auf Befehl des Herrn hinein, tauchen und bringen die gefangenen Fische nach oben. Bei Hochwasser, erzählt Doolitle, sind die Brücken in Futschau von Zuschauern, die diesem Fischfange zusehen, dicht besetzt. Der Fischer steht auf einem etwa Meter breiten, fünf bis sechs Meter langen Floße aus Bambus, das vermittelst eines Ruders in Bewegung gesetzt wird. Wenn Kormorane fischen sollen, stößt oder wirft der Fischer sie ins Wasser; wenn sie nicht gleich tauchen, schlägt er auch mit dem Ruder hinein oder nach ihnen, bis sie in der Tiefe verschwinden. Sobald die Scharbe einen Fisch erbeutet hat, erscheint sie wieder über dem Wasser mit dem Fische im Schnabel, einfach in der Absicht, ihn zu verschlingen; daran verhindert sie jedoch ein ihr lose um den Hals gelegter Faden oder Metallring und so schwimmt sie denn wohl oder übel dem Floße zu. Der Fischer eilt so rasch wie möglich herbei, damit ihm die Beute nicht wieder entgehe; denn bisweilen findet, besonders bei großen Fischen, ein förmlicher Kampf zwischen dem Räuber und seinem Opfer statt. Wenn der Fischer nahe genug ist, wirft er einen an der Stange befestigten netzartigen Beutel über die Scharbe und zieht sie so zu sich auf das Floß, nimmt ihr den Fisch ab und giebt ihr zur Belohnung etwas Futter, nachdem er den Ring gelöst und das Verschlingen ermöglicht hat. Hierauf gewährt er seinem Vogel eine kurze Ruhe und schickt ihn von neuem an die Arbeit. Bisweilen versucht die Scharbe mit ihrer Beute zu entrinnen; da sieht man den Fischer ihr so rasch wie möglich nacheilen, gewöhnlich mit, zuweilen ohne Erfolg. Manchmal fängt ein Kormoran einen so starken Fisch, daß er ihn nicht allein in Sicherheit bringen kann; dann eilen mehrere der übrigen herbei und helfen ihm. Artet diese Absicht, wie es auch geschieht, in Kampf aus, und suchen sich die Scharben ihre Beute gegenseitig streitig zu machen, so steigert sich die Teilnahme der Zuschauer in hohem Grade, und es werden wohl auch Wetten zu gunsten dieses oder jenes abgeschlossen.“

Die Krähenscharbe.

Phalacrocorax graculus, cristatus, desmarestii; Graculus cristatus; Pelecanus graculus.

Hauben-, Schopf-, Seescharbe, Seekrähe, Kropftaucher, Sackente.

Oberseite schwarz, schwarz kupferig glänzend, durch tiefe samtschwarze Kanten schuppig gezeichnet, die Schwingen und Steuerfedern sind mattschwarz, die ganze Unterseite leuchtend schwarzgrün. Sehr alte Vögel tragen eine Haube, die aus 4 cm langen, nach vorn gekrümmten Federn besteht. Die Augen sind saphirgrün, der Schnabel schwarz, unten an der Wurzel gelb, die Füße schwarz. Jugendkleid: Oberseite fahlbraun, schwärzlich geschuppt, Unterseite weiß. Länge 68 cm, Flugbreite 105 cm, Schwanzlänge 12 cm.

Die Krähenscharbe bewohnt alle Küsten des hohen Nordens von Europa und Asien, ihr südlichstes Brutgebiet ist Schottland und Südskandinavien. Winters wandert sie bis zur ägyptischen Nordküste, bewohnt die großen Seen von Algerien und ist im Mittelmeer allenthalben anzutreffen. In allen übrigen Punkten darf ich auf die Schilderung des vorigen verweisen; doch brütet die Krähenscharbe nur in Felslöchern, nicht auf Bäumen.

Die Zwergscharbe.

Phalacrocorax pygmaeus; Graculus pygmaeus; Carbo javanicus; Pelecanus pygmaeus.

(Tafel 39, Figur 11 und 12.)

Zwergkormoran.

Dieser Vogel trägt ein Hochzeitskleid, in welchem den Kopf und einen großen Teil des Halses ein kastanienbraunes seidenweiches Haargefieder bedeckt, das vor dem Scheitel ein Häubchen bildet. Das Gefieder ist sonst prachtvoll glänzend schwarz mit stahlgrünem Schiller, außerordentlich gehoben wird es durch sehr zahlreiche weiße, flockenartige Federchen, die fast überall hervorlugen. Die Schultern und Schwingen sind dunkelaschgrau, tiefschwarz geschuppt. Die Augen sind dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Schon gegen den Hochsommer hin legt die Zwergscharbe dieses Prachtkleid ab: Kopf und Hals werden braun, die Kehle schmutzigweiß, der Schnabel am Mundwinkel schmutziggelb. Junge Vögel tragen ebenfalls diese Kopf- und Halsfärbung, der Oberrücken ist bei ihnen braunschwarz licht geschuppt, die Schulterfedern dunkelgrau, Unterrücken, Weichen und Bauch einfarbig braunschwarz, Brust schmutzigweiß, rostbräunlich gefleckt. Der Schnabel ist schmutziggelb, die Füße rostbraun. Das Weibchen endlich ist kleiner wie das Männchen, hat kleineren Stirnbusch und ist trüber, glanzloser schwarzbraun gefärbt. Die Länge beträgt 57 cm, die Flugbreite 60 cm, die Schwanzlänge 15,5 cm.

Die Wohnbezirke der Zwergscharbe liegen hauptsächlich im südlichen Europa, von Ungarn, Dalmatien und Griechenland ostwärts durch die untern Donauländer bis zum Schwarzen und Kaspischen Meer, auch in Kleinasien. Im Herbst, Winter und Frühjahr verirren sich hin und wieder einzelne Zwergscharben nach Deutschland und in das übrige südwestliche Europa. Auch nistet sie in Algerien. Als Wintergast erscheint sie in großer Anzahl in den Lagunen von Unterägypten. Sie nistet stets an unzugänglichen, tief morastigen Gewässern meist in sehr starken Gesellschaften mitten im dichtesten Rohrwald, Nest bei Nest auf jedem Weidenstrauche neben und übereinander. Ende Mai enthält jedes Zwergscharbennest fünf bis sechs Eier, blaugrünlichweiß mit kalkartigem Überzug, 50 + 30 mm groß. Je größer an solchen Nistplätzen die bunte Gesellschaft von Ibissen, Nimmersatts, Reihern, Löfflern 2c. ist, je behaglicher fühlen sich die Zwergscharben, die in dieser Gesellschaft dann gewiß die größte Schmutzerei noch machen, denn um ihre Nester sieht es greulich aus. Die Lebensweise, Brutgeschäft und Gefangenleben sind ganz wie bei dem Kormoran geschildert, sie ist auf dem Meere ebenso zu Hause, wie auf den Landseen.

Von den neun Arten der **Tölpel** (Sulinae), ausgezeichnet durch mehr als kopflangen Schnabel, der sich hinten in eine obere und untere Lage trennt, also aussieht, als bestände er aus drei Teilen, durch ungemein lange Flügel, niedrige, stämmige Füße, keilförmig zugespitzten Schwanz und nacktes Gesicht und nackte Kehle, haben wir in Europa nur eine Art:

Der Tölpel.

Sula bassana, alba, major; Pelecanus bassanus; Disporus bassanus.

Weißer Seerabe, Baßtölpel.

Das ganze Gefieder ist weiß, auf Kopf und Hals rostgelblich, nur die vordersten Schwingen sind braunschwarz; der Schnabel ist bläulich, die Augen gelb, die Füße grün, die nackte Kehlhaut schwarz. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Das Jugendkleid ist auf der Oberseite schwarzbraun, weiß gefleckt, auf der Unterseite auf schmutzigweißem Grunde dunkler gefleckt. Die Länge beträgt 90—100 cm, die Flugbreite nahe an 2 m, dabei Fittiglänge von 60—65 cm, Schwanzlänge 26 cm.

Er bewohnt — ein Meeresvogel gleich Seeschwalben und Sturmvögeln — alle Meere der nördlichen Erdhälfte vom 70. Grad nördlicher Breite an südlich bis zum Wendekreis. Mit wunderbar schönem, kreisendem, schwebendem Flug umzieht der einzelne Vogel die Klippen seines heimatlichen Eilandes, ehe er sich nach den gewaltigen Ausflügen auf das weite Meer zur nächtlichen Ruhe begiebt, zu welcher die Tölpel stets in gewaltiger Anzahl die hohen, schroff abfallenden Felsen unmittelbar am Meere aufsuchen. Während des Sitzens auf scharfem Gestein legen sich die Zehen und Schwimmhäute vermöge ihrer großen Elastizität um die kleinsten Unebenheiten und verleihen den Tieren auch den nötigen Halt beim Klettern, bei dem sie sich auch auf den Schwanz stützen, mittelst des Schnabels an-

klammern und den Leib fest an den Felsen drücken. Der Gang ist ruhig, sehr an den Pelikan erinnernd, indem der Körper ziemlich horizontal gehalten, der Schnabel aber auf dem Kropf aufgelegt wird. Reckt sich unser Vogel dagegen mehr in die Höhe, so erscheint seine ganze Figur, namentlich der Hals schlanker, kormoranartig. Im Schlafe steckt er den Schnabel gerne in die Federn des Oberrückens. Merkwürdig ist sein Jagdflug auf der See. „Nach einigen rasch sich folgenden Flügelschlägen," sagt Brehm, „gleitet der Tölpel eine Zeit lang pfeilschnell durch die Luft, nicht in ruhiger Weise schwebend, sondern unter Annahme der verschiedensten Stellungen eilfertig dahinschießend, plötzlich schwenkend, wieder flatternd, von neuem schwebend, zeitweilig kreisend, ohne Flügelschlag sich drehend und wieder dahinstürmend, bald dicht über dem Wasser hinfliegend, bald zu bedeutenden Höhen emporstrebend. Als echter Stoßtaucher erwirbt er sich seine Nahrung nur fliegend, indem er sich aus einer gewissen Höhe auf das Wasser hinabstürzt und mit solcher Gewalt eindringt, daß er sich zuweilen den Kopf an verborgenen Klippen zerschellt." Er ist unersättlich wie seine Verwandten und frißt oft so viele Fische rasch hintereinander, daß sie bis obenan stehen und des letzten Schwanzfloßen zum Schnabel längere Zeit heraussehen. Sein Fleisch, das die Nordländer außerordentlich schätzen, nimmt einen vollständig heringsartigen Geschmack an, so daß man sich jedenfalls erst an dasselbe gewöhnen muß, um es erträglich zu finden. In ungeheuren Scharen versammelt er sich um Island, die Faröer, Orkaden und Hebriden zum Brutgeschäfte. „Ihre Flüge beeinträchtigen das Sonnenlicht und ihre Stimmen betäuben die Sinne desjenigen, welcher sich den Brutplätzen nähert." Brehm sagt: „Wenn man einmal Tölpel in der Nähe ihrer Brutplätze sah, begreift man, daß durch sie Guanoberge entstehen konnten." Die Brutzeit beginnt Ende April. Die Nester legen sie sowohl auf den Absätzen ihrer Klippenfelsen, als auch auf deren mit Rasen bedeckte Gipfel an, während des Baugeschäftes machen sie einen höllischen Lärm, die hunderttausende der großen Vögel kreischen ununterbrochen, oft in wütendem Streit ihr „rabrabrabrabrab". Die bekannteste Brutstelle in Europa, ausführlich 1882 im „Ornith. Zentralblatt" geschildert, liegt auf der Felseninsel Baß bei Nord-Berwick, die ungefähr eine Seemeile Umfang hat. Diese Insel ist zur streng geregelten, mäßigen Ausbeutung der Tölpelbrut verpachtet und es brüten jährlich etwa 150 000 Tölpel auf ihr. Man kann die Insel auch zur Brutzeit gegen Entree besuchen und die Tölpel sind — daher ihr Name — so harmlos und zutraulich gegen den Menschen, daß sich die brütenden sogar streicheln lassen. Doch hüte man sich vor hämischen, sehr empfindlichen Schnabelbissen! Die Brutzeit währt fünf bis sechs Wochen, das Junge schlüpft nackt aus dem Ei und bekommt erst am achten Tage eine weiße Dunenwolle. Es wird mit Heringsarten, Sardellen, Sprotten und Weichwürmern ganz unsinnig fett gefüttert und dann werden etwa 2000 Stück auf Baß als hochgeschätzte Braten entnommen. Das einzige Ei ist 80 + 50 mm groß, bläulichweiß. Im Oktober verlassen die Tölpel ihre nordischen Heimatfelsen und ziehen bis an die afrikanische Küste. Von Stürmen werden oft einzelne tief ins Land verschlagen. Wie alle absoluten Seevögel verlieren sie bei solchem Unglück alle Fassung, alle Sinne. Rastlos, Tag und Nacht fliegt der Vogel über Ebenen und Berge, kommt oft tief nach Deutschland, ja in die Schweiz, bis die gewaltige Kraft der Schwingen versagt, dann läßt er sich herab und erwartet in stumpfer Ergebung den Tod. Man kann solch ermatteten Vogel dann mühelos mit Händen aufheben. Die Gefangenschaft verträgt er ganz gut, wenn man die hohen Kosten nicht scheute, den Unersättlichen mit Fischen zu füttern, dafür würde er dann als Gegenleistung den Eindruck eines unsäglich unglücklichen, unbeholfenen, stumpfen Tieres bieten!

Die Pelikane. Pelecanidae.

Sie sind große, anscheinend schwerfällige Vögel mit gestrecktem Körper, langem, dünnem Hals, kleinem Kopf und langem, geradem Schnabel. Der Oberschnabel ist ganz platt, schmal, an der Spitze mit krallenförmigem, starkem Haken; der Unterschnabel besitzt einen sehr weiten, dehnbaren Hautsack zwischen den dünnen, biegsamen Unterkieferästen. Die Flügel sind groß und breit, der Schwanz kurz, breit abgerundet, die Füße sehr niedrig, langzehig, mit großen Schwimmhäuten. Kehle und eine Stelle

um die Augen sind nackt, auf der Mitte der Brust befindet sich eine Stelle mit vollständig zerschlissenen Federn, am Hinterkopf verlängern sich die Federn hollenartig. Sie haben in der ganzen Vogelwelt die am meisten verkürzte Zunge, dieselbe spielt in ihrem Leben eine physiologisch unbedeutende, vielleicht gar keine Rolle. Der Zungenbeinapparat ist ganz unglaublich reduziert. Ohne jegliche Beziehung zum Schädel bewahrt zu haben, liegt er isoliert im Kehlsack, basihyale und entoglossum sind ein kleines Knorpelscheibchen mit einem verknöcherten Kern. An diesen unpaaren Zentralteil schließt sich rechts und links unter sehr stumpfem Winkel zu einander ein kurzes, hinten knorpelig endigendes Knöchelchen, — der Rest des thyrohyale.

Es sind von ihnen 11 Arten, meist den tropischen Ländern angehörig, bekannt.

Zunge und Kehlkopf des Pelikans von oben.

Der gemeine Pelikan.

Pelecanus onocrotalus, roseus, calorhynchus; Onocrotalus phoenix.

Kropfgans, Schwanentaucher.

Die Befiederung des Kopfes reicht nur in einer Spitze in die Nähe der Schnabelfirste, sonst ist der Kopf nackt; die bläulichen Seitenstücke des Kiefers sind grob geschuppt. Schulterfedern und Schwanz sind weiß, das übrige Gefieder ebenfalls weiß, manchmal bei alten Tieren rötlich, die Bügel sind sehr breit; Scheitel und Genick tragen einen schmalen Büschel flatternder Federn; die beträchtliche Mundspalte mißt 46 cm. Beim alten Vogel, meist im dritten Jahre, ist mit Ausnahme der Schulter- und Schwanzfedern das ganze Gefieder rosarot oder blaß fleischfarbig. Der Schnabel ist sehr lang und breit und hat an den zwei dünnen Knochenarmen des unteren Teiles eine nackte, sehr dehnbare Haut, die von der Wurzel bis zur Spitze des Schnabels reicht und sich zu einem ungeheuren Kehlsack ausdehnen läßt. Die Weibchen sind kleiner, blasser gefärbt und haben einen ganz schwachen Federbusch. Das Jugendkleid ist erdfarbig, düster, der Schnabel schmäler und trüb ockergelb gefärbt. Die Länge beträgt 130—150 cm, die Flugbreite 200 cm, Schwanzlänge 60 cm, Schnabellänge 36 cm und das Gewicht 10—12 Kilo, so daß er wohl der schwerste europäische Schwimmvogel sein dürfte. Doch sind die Größenverhältnisse außerordentlichen Schwankungen unterworfen, auch ist der rosenrote Ton des Gefieders des Männchens frisch nach der Mauser am lebhaftesten und verblaßt sehr gegen den Herbst hin.

Der Pelikan geht langsam und wankend, aber ausdauernd, sitzt gern auf Bäumen, fliegt und schwimmt vortrefflich. Sie brüten gesellig, am liebsten auf schwimmenden Inseln und legen in ein sehr ungefüges Nest, zu dessen Grundlage sie die Sumpfpflanzen zuerst niedertreten, worauf das Nest aus dürrem Rohr, Gras und Schilf fertig gebaut wird. Die Eier sind für den großen Vogel klein, haben ungefähr die Größe der zahmen Gänseeier, 90 + 60 mm, sind bläulichweiß, mit dicker, grobkörniger Schale und werden in 35—36 Tagen erbrütet. Die Jungen kommen sehr klein und nackt aus dem Ei, werden von den Alten mit sprichwörtlicher Liebe gepflegt. Eigentümlich ist die Art der Ätzung, indem die Jungen aus dem Kehlsack der Alten wie aus einem Napfe fressen; die Nahrung besteht aus kleinen Fischen. Thatsächlich stemmt der fütternde Alte dabei den Schnabel auf die Brust, um die Fische besser auswürgen zu können, darum ist der Pelikan seit alter Zeit das Symbol der

aufopferndsten Mutterliebe, indem man sagte, er reiße sich die Brust auf und nähre die Jungen mit seinem Blute.

Der gemeine Pelikan bewohnt vorzugsweise Nordafrika, ist in Ägypten und auf dem roten Meere in solchen Massen vorhanden, daß das Auge oft nicht imstande ist, die Scharen zu überblicken; findet sich aber auch schon häufig in Südungarn und Griechenland, in sehr großer Anzahl am Schwarzen Meere. Oft verfliegen sich Exemplare nach Deutschland, wie z. B. vor einer Reihe von Jahren eine Herde von 130 Stück am Bodensee erschien. Wie alle Scharben maßlos gefräßig, ist der große Vogel in kultivierten Ländern der Fischzucht so schädlich, daß er verfolgt werden muß; dem Reichtume der Meere, des Nils und der afrikanischen Seen freilich thun auch die Pelikane keinen Abbruch. Ihre Fischzüge betreiben die verständigen, unter sich sehr verträglichen Vögel nach einer ganz bestimmten Ordnung. Sie können nicht tauchen, sondern müssen von der Oberfläche des Wassers aus fischen. Deshalb sind sie gezwungen, ihre Nahrung in ziemlich seichtem Wasser — süßem oder salzigem — zu suchen. Um ihr Jagdgebiet möglichst auszubeuten, verteilen sie sich in der Form eines weiten Halbmondes und schwimmen dann gegen das Ufer zu, den eingeschlossenen Wasserraum buchstäblich ausfischend. Die Morgenstunden sowie den Nachmittag benutzen sie zu dieser Jagd. Die Mittagsstunden sind der Verdauung gewidmet und dem Putzen des Gefieders. Das „Mittagsschläfchen“ hält jeder Vogel in der ihm bequemsten Stellung ab, wodurch ein außerordentlich bizarres Bild entsteht. Sehr gerne schlafen sie auf Bäumen, viele lieben es aber auch, sich platt auf den Bauch zu legen, wieder andere schlafen auf einem Beine stehend, wie man dies bei den Gänsen häufig sieht. Für den Ornithologen ist das sumpfige Delta, welches die Narénta in Dalmatien vor ihrem Ausfluß ins Adriatische Meer bildet, ein wahres Paradies, überreich an allerlei Wassergeflügel und so auch an Pelikanen. In neuester Zeit werden diese „glücklichen Jagdgründe“ inmitten eines Kulturlandes mehr und mehr beschränkt, da die österreichische Regierung jetzt die Entsumpfung des Naréntathales und die Regulierung des untern Laufes der Narénta ausführt. Die Pelikanjagd ist nun aber ein sehr mühseliges und oft erfolgloses Beginnen, wie ich aus den Erzählungen eines befreundeten Naturfreundes entnehme, der einmal dort zu jagen Gelegenheit hatte. In den mächtigen Sümpfen hatten sich die Pelikane zu ihrer Brutansiedlung Stellen ausgewählt, die jeder Möglichkeit, bis zu ihnen durchzudringen, zu trotzen schienen. Mehrmals wurde der Versuch gemacht, mit Kähnen in Schußnähe zu kommen. Allein die Klugheit der Vögel spottete jeder menschlichen List. Wohl sah man überall die prachtvoll weißen Geschöpfe mit einer Leichtigkeit, als wären es Spielzeuge aus Kork, auf dem Wasserspiegel dahinschwimmen, aber dem Boote wichen sie mit der größten Sorgfalt aus. Nach einem Tage vergeblicher Anstrengung wurde beschlossen, dennoch auf eine der Inseln, wo die Niederlassungen der Pelikane waren, vorzudringen. Die Schwierigkeiten dieses Ausfluges müssen grenzenlos gewesen sein. Nur durch ein Meer von schneidendem Schilf und Rohr konnten sich die Jäger den Weg bahnen, durch und über höchst bedenkliche Sumpfstellen mußte der Marsch gewagt werden. Ein gräßlicher verpestender Gestank, hervorgerufen durch den die ganze Insel düngenden Unrat der Vögel und unzählige faulende Fische, erhöhte die Unannehmlichkeiten. Die ärgste Qual aber wurde durch tausende und abertausende von Stechmücken bereitet, endlich lohnte der Erfolg. Eine Reihe feuchter, aus Rohr und Schilf zusammengetretener Nester mit reicher Eierausbeute bot sich den kühnen Eindringlingen und fast vor den Füßen der Jäger erst konnten sich die getreuen Mütter zum Abfliegen entschließen. Der Pelikan fliegt wahrhaft schön. Den Hals S-förmig gebogen, schwebt er gleitend einige Meter weit dahin und schraubt sich dann kreisend in höhere Luftschichten empor. Wohl durch das dichte Luftpolster, welches unter der Haut des Vogels liegt und die wunderbare Leichtigkeit seines Schwimmens bedingt, ist fast jede Verwundung durch Schußwaffen von sofortiger verheerender und tödlicher Wirkung. Auch mein Freund schildert lebhaft den überraschenden Eindruck seines ersten Schusses: „Der Pelikan zuckte zusammen; die Flügel wurden sofort schlaff, er sauste nieder und stürzte klatschend auf die Wasserfläche. Obwohl ihn mein vorzüglicher Wasserhund fast augenblicklich apportierte, war der große Vogel schon ohne jedes Lebenszeichen, als ich ihn erhielt. Und dennoch,“ meinte mein Freund, „so erfolgreich unsere Jagd war, lieber, viel lieber hätte ich tagelang Beobachtungen in dieser so jäh und grausam gestörten Pelikankolonie gesammelt, trotz der Mücken und inmitten des gräulichen Geruches.

Die Araber essen das Fleisch des Pelikans, dies Wildbret ist aber zähe und thranig! Der Kehlsack dient im Orient als Tabakbeutel, der ausgehöhlte Oberschnabel zu Scheiden für Dolche und Messer, aus den Armknochen werden Röhren zu Tabakspfeifen gefertigt. Sehr häufig wird er als Schautier gehalten. Er ist sehr leicht zähmbar und läßt sich ohne Umstände zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, beträgt sich still und zufrieden und lernt seinen Wärter rasch kennen, je nach der Behandlung auch sehr lieben. Wirft man ihm etwas vor, so fängt er es in der Luft auf. Durch Bedrohen mit dem ungeheuren Schnabel sucht er sich Kinder und Hunde vom Leibe zu halten, damit aber hat es sein Bewenden, denn er verletzt nicht damit. Man ernährt ihn mit lebendigen und toten Fischen, und auch anderem Fleisch, das man in längliche Riemen schneidet; auch Mäuse und kleine Vögel würgt dieser Fresser hinab. Er ist sehr dauerhaft und erreicht bei guter Pflege ein Alter von 50 Jahren und darüber; er bedarf täglich 1—$1^1/_2$ Kilogramm Fische oder dementsprechend Nahrungsstoffe. — Seine Stimme ist ein heftiges Brüllen, dem Eselsgeschrei nicht unähnlich, sonst hört man auch ein tiefes Grunzen wie „rö rö!"

Der Krauskopf-Pelikan.

Pelecanus crispus, patagiatus.

Er ist größer als der vorige. Weiß, sanft graurötlich überflogen, die Fittiche schwarz; die Federn des Kopfes und Hinterhalses sind gekräuselt und helmraupenartig verlängert. Die Augen sind silberweiß, der Schnabel oben graugelblich, der Kropfsack blutrot, bläulich gerändert, die Füße schwarz. Der junge Vogel sieht grau aus. Länge 170—180 cm, Flugbreite 290 cm.

Er ist Standvogel in Griechenland und der Türkei, Brutvogel im ganzen südöstlichen Europa ostwärts bis zum Kaspischen und Schwarzen Meer, dem Aral und Baikal und den Seen der südsibirischen Steppen. Als Zugvogel kommt er oft (im September und Oktober) in ungeheuren Scharen nach Ägypten, zufällig gelangt er bis Algerien, Spanien und den Balearen. In Bezug auf Nahrung, Lebensweise und Brutgeschäft gleicht er dem vorigen, wie dieser verschlingt er Fische bis zu drei Pfund Gewicht, auch gelegentlich Vögel. Die Eier sind etwas größer, sonst jenen des gemeinen Pelikans gleich.

Kurz seien die so viel genannten Charaktervögel der Südsee, Tropikvögel und Fregattvögel, geschildert.

Der Tropikvogel.

Phaëton aetherus, melanorhynchus; Tropicophilus aethereus.

Sonnenvogel.

Die Oberseite wie die Unterseite dieses schönsten Meervogels sind im Kleingefieder blendend weiß, rosa überflogen, vor und hinter den Augen ist ein tiefschwarzer Strich, die Schwingen sind schwarz mit weißen Kanten und weißer Spitze, der Schwanz, dessen beide Mittelfedern sehr verlängert sind, ist weiß. Die Augen sind braun, der starke Schnabel korallenrot, die Füße gelb. Junge Vögel sind auf dem Hinterkopf, Nacken, Hinterhals, Hinterrücken und hinteren Schwanzdeckfedern teils halbmond-, teils pfeilförmig schwarz quergestreift, die mittleren Steuerfedern sind noch nicht verlängert. — Diese verlängerten Steuerfedern messen 45—60 cm, während der Rumpf nur 30 cm lang ist, die Flugbreite ist 105 cm, die Fittichlänge 30 cm.

Die Tropikvögel bewohnen die Küsten des tropischen Westafrika, Kap Verden, Azoren, St. Helena, Felseninselchen bei Madagaskar, Westindien, Bermudas, Küsten von Peru, die Inseln des Polynesischen Archipels. Während stürmischer Witterung sieht man den Tropikvogel selten auf See; bei klarem Himmel und ruhiger Luft ist er dagegen beständig in Bewegung, teils um seiner Nahrung nachzugehen, teils um sich spielend in den Lüften herumzutummeln. Bei solchen Gelegenheiten erst entfaltet sich seine Schönheit und Gewandtheit in vollem Maße, namentlich zur Paarungszeit, wo die Männchen beständig kämpfen, sich schreiend und zirpend verfolgen, im Flug herumkollern und überstürzen und ein Gegner den andern, der sich endlich auf den Wasserspiegel zurückgezogen, immer von neuem wieder angreift, bis letzterer das Feld räumt. Auch sonst schwimmen sie hier und da mit ziemlich tief eingesenktem Vorderkörper, vielleicht um zu ruhen. Sie tauchen tiefer als Seeschwalben das zu thun vermögen und steigen gerade wieder in die Höhe. Die Zeit der Fortpflanzung fällt in die Monate Juni und Juli. Manche Forscher — sagt v. Heuglin — lassen die Tropikvögel auf Bäumen nisten. Ich fand ziemlich viel Brutplätze auf der Insel Sarát el Kebir, alle ohne Ausnahme in engen tiefen Felsritzen, in Klüften und unter großen, losen Felsblöcken. Der Eingang zu denselben ist so eng und niedrig, daß man nicht begreift, wie der Vogel in das Innere gelangt. Das Weibchen legt nur ein einziges Ei und zwar auf die bloße Erde, den nackten Fels. Das Ei ist 60 + 40 mm groß, auf hellgraulich lehmfarbenem oder grau rosenrötlichem Grund zeigen sich am stumpfen Ende dunkle violette und darauf größere erdbraune Flecke. Die Nahrung besteht ausschließlich in Fischen und Oktopoden.

Der Fregattvogel.

Atagen aquila, ariel; Tachypetes aquilus; Pelecanus aquilus.

Die Heimat ist so ziemlich die gleiche mit dem Tropikvogel.

Sein Schnabel ist lang, sehr stark, an der Wurzel etwas breitgedrückt, an der scharfen Spitze hakig gekrümmt, der Leib ist schlank, der Kopf mittelgroß, der Hals kräftig, die Flügel außerordentlich lang, scharf zugespitzt, der Schwanz sehr lang, tief gegabelt, die Füße haben breit ausgeschnittene Schwimmhäute, lange Zehen und kräftige, scharfe Krallen. Das Gefieder ist bräunlichschwarz, metallischgrün und purpurn schimmernd, der häutige Kehlsack, den er sehr aufblasen kann, orangerot, die Füße hell karminrot. Die Augen sind tiefbraun, die nackten Stellen um sie purpurblau. Der Schnabel an der Wurzel lichtblau, in der Mitte weiß, an der Spitze hornfarbig. Die Länge beträgt 1 m, die Flugbreite 2,30 m, die Schwanzlänge 47 cm, ein Fittich mißt 65 cm.

Auch der Fregattvogel, dieser „Adler der See", hält sich meist in der Nähe der Küsten auf, entfernt sich wohl 20—25 Seemeilen von denselben, kehrt aber bei jeder Veränderung des Wetters und stets nachmittags dahin zurück. Er ist unbestritten der schnellste Flieger auf der See, raubt Fische, ganz insbesondere die fliegenden Fische, kleinere Vögel, junge Vögel aller Seebewohner, geht sehr gerne an Aas und raubt anderen Vögeln ihre Beute ab. Die Fortpflanzungszeit beginnt bei ihm ebenfalls im Juni, er horstet in großen Gesellschaften, baut sein Nest gerne auf Bäume, nur im Notfalle auf Felsen. Seine zwei bis drei Eier sind grünlichweiß, 65 + 43 mm groß, und werden von beiden Eltern bebrütet. Die Jungen bleiben sehr lange im Neste. Gefangene Fregattvögel haben schon in europäischen Tiergärten lange Zeit ausgehalten.

Die Taucher. Urinatores.

Sie haben meist etwas lange, sehr spitze, lanzettähnliche Schnäbel, an welchen beide Kinnladen fast gleich stark und fast von gleicher Gestalt sind. Die meist verschließbaren Nasenlöcher liegen etwas vom Schnabelgrunde entfernt, sind von Gestalt länglich oval, frei und durchsichtig. Die Flügel sind kurz. Die Füße stehen bei allen weit nach hinten, sind kurz und zum Gehen kaum noch zu gebrauchen, desto besser zum Schwimmen, Tauchen und zum Steuern beim Fliegen. Oft fehlt der Schwanz gänzlich, wo er vorhanden, ist er sehr kurz. Mit tief eingesenktem Körper schwimmen und tauchen sie ganz ausgezeichnet, verbringen überhaupt so ziemlich ihr ganzes Leben auf dem Wasser. Man zählt 90 Arten.

Die Lappentaucher. Colymbidae.

Von ihnen sagt Naumann: „Keine andere Vogelart ist so ganz Wasser- oder Schwimmvogel wie sie, da auch nicht eine bis jetzt bekannt wurde, die nicht, wenigstens zu gewissen Zeiten, länger oder kürzer auf dem Lande verweilte. Die Lappentaucher gehen nur in höchster Bedrängnis auf das Land; doch bleiben sie ganz nahe am Wasser, um überrascht, sich sogleich wieder hineinstürzen zu können. Bei allen ihren Handlungen bedürfen sie des Wassers, selbst um sich in Flug zu setzen und fliegend in die Luft zu erheben, weil sie dies nicht anders können als mit einem kurzen Anlaufe von der Wasserfläche. Ihre Lebensweise teilt sich in Schwimmen und Tauchen, und wenn andere Schwimmvögel sich erholen, ausruhen, sonnen wollen und sich dazu an das Ufer oder sonst ein festes Plätzchen begeben, bleiben die Lappentaucher auf dem Wasserspiegel und erreichen dasselbe schwimmend. Der Ruhe gänzlich überlassen, liegt ihr Rumpf so wenig eingetaucht auf der Wasserfläche, wie ein Stück Kork, die Beine werden in die Höhe gehoben und auf die Tragfedern längs den Flügeln gelegt; der Schnabel wird zwischen Rücken- und Schulterfedern gesteckt. So ruhen und schlafen sie bei stillem Wetter auf ruhiger Spiegelfläche, gewöhnlich weit vom Lande. Ist das Wasser aber nicht ganz ruhig, daß sie befürchten müssen, der Luftzug möge sie in die Nähe des Ufers treiben, so lassen sie dabei die Beine in das Wasser hängen und verstehen es meisterlich, vermutlich durch ganz eigene Bewegungen, immer auf derselben Stelle zu bleiben." Gehen sie schwimmend ihrer Nahrung nach, so liegen sie mit dem ganzen Körper horizontal auf demselben, tragen den Hals emporgerichtet und steuern mit den Füßen nach allen Richtungen hin. Zum Fluge entschließen sie sich sehr ungern. Sie nehmen hiezu auf dem Wasserspiegel einen Anlauf — vom Lande aus scheinen sie überhaupt nicht auffliegen zu können — streben sofort in die Höhe und fliegen dann rasch, fast krampfhaft flatternd, in gerader Richtung ganz erstaunlich schnell dahin. Der Hals und Kopf wird dabei gerade nach vorn, die breiten Füße gerade nach hinten ausgestreckt. Drohender Gefahr suchen sie indessen nicht durch Fliegen, sondern durch Tauchen zu entgehen. Sie leben einsam, abgeschlossen von der andern gefiederten Welt, für sich, und zwar nicht in Gesellschaften, sondern nur paarweise, nach der Brut familienweise. Die geistige Begabung läßt sich schwer beurteilen. Die Anlage der schwimmenden Nester ist bewunderungswürdig, vor Gefahren schützt sie äußerste Vorsicht und größtes Mißtrauen sehr wohl, die Jagd nach ihrem Lebensunterhalt erfordert offenbar keine hohen geistigen Anstrengungen. Sie tauchen eben mit überlegener Schnelligkeit, buchstäblich unter Wasser fliegend, nach kleinen Fischen, Fröschen, Kaulquappen und Kerbtieren, insbesondere den großen Libellenlarven, und verschlingen ihre Beute erst nach dem Auftauchen. Auch in tiefen Gewässern tauchen sie noch bis auf den Grund. Schon 1802 veröffentlichte Naumann sen. die interessante Beobachtung, daß die Lappentaucher alle Federn, welche ihnen beim Reinigen derselben im Schnabel hängen bleiben, verschlingen. Diese Federn bilden förmliche Schutzwände der Magenwände gegen sonst sichere Verletzung durch die hartschaligen Käfer und die stachligen Libellenlarven, welche sie in Massen verschlingen.

Die Gestalt der Lappentaucher ist sehr auffallend. Der Schnabel ist sehr gerade, lanzettähnlich, an den Seiten zusammengedrückt und sehr spitz; beide Kinnladen fast gleich lang; die Mundkanten eingezogen; von den Mundwinkeln zu den Augen ein nackter Zügel. Der Körper ist lang, schwer, seidenartig dicht befiedert, der Hals sehr lang, der Kopf länglich spitz. Statt des Schwanzes haben sie nur einen haarartigen Pinsel, die Füße sind kurz und stehen ganz hinten am Körper. Die Schienbeine sind sehr breitgedrückt und hinten gezähnt; die drei Vorderzehen sind bis zum ersten Gelenke mit einer Schwimmhaut, die sich in breiten dünnen Lappen um die Zehen verbreitet, verwachsen; die kleinere Hinterzehe sitzt höher. — Die Lappentaucher gehören der gemäßigten Zone an, sie gehen nicht hoch nach Norden, fehlen aber auch den eigentlich heißen Ländern. Sie sind nächtlich wandernde Zugvögel, kommen im März und ziehen ab Ende Oktober, Anfang November nach dem Süden. Es sind etwa 20 Arten bekannt.

Der Haubensteißfuß.

Colymbus cristatus, cornutus, urinator; Podiceps (Podicipes) cristatus, mitratus.

(Tafel 45, Figur 1, 2 und 3.)

Großer Haubentaucher, Meerrachen, Seeteufel, gehaubter Steißfuß, Horntaucher, Blitzvogel.

Dieser sehr stattliche Vogel ist ausgezeichnet durch einen langen, geteilten Federbusch an dem Hinterkopfe und einen langen, breiten, stumpf abgeschnittenen Halskragen unter diesem. Die Stirn und der Scheitel mit dem geteilten Federbusch sind schwarz; das Gesicht und die Kehle weiß, mit gelblichem Anstrich, der Halskragen schön rostrotbraun, unten schwarz, der Vorderteil des Halses, die Brust und der ganze Unterleib weiß, silberglänzend, der Hinterhals oben schwarz, unten braungrau, der ganze Oberleib schwarzbraun, auf dem Rücken mit helleren Federrändern, an den Seiten des Halses und der Brust herunter ein roströtlicher Anstrich oder Saum, diese Farbe zeigt sich deutlicher noch bei den Weibchen; die zweite Ordnung der Schwungfedern, sodann die hintersten Schwungfedern in Verbindung mit einem oberen breiten Flügelsaume schneeweiß, die übrigen Flügeldeckfedern und Schwanzfedern braunschwarz. Der Schnabel ist schwärzlich, rötlich durchscheinend mit weißlicher Spitze, die Augen karminrot, die Füße schwarz, die Schienbeine und die Zehen oben graulichgelb. Dieses Prachtkleid ändert im Herbste etwas ab. Da ist der einfache kurze Kragen weiß, mit wenig Rostrot und schmaler schwärzlicher Einfassung, die Federbüschel sind viel kleiner, das Schwarz oben mit lichterem Grau gedämpft. Junge Vögel nach der Herbstmauser haben einen fleischfarbigen, an der Spitze weiß hornfarbigen, auf dem Rücken bräunlichen Schnabel und bräunlichgelbe Augensterne. Der Oberkopf ist braunschwarz, die Haube sehr kurz und der Halskragen fehlt ganz; der ganze übrige Kopf mit der Kehle ist weiß, hin und wieder schwachbräunlich getrübt; der Hinterhals und der ganze Oberleib dunkelschwarzbraun, auf dem Rücken keine helleren Federränder und der rostfarbige Saum an den Seiten des Halses, der Brust und an den Weichen fehlt ganz. Länge 95 cm, Flugbreite 66 cm. Das Weibchen ist bedeutend kleiner.

Der große Haubensteißfuß ist in Deutschland keine Seltenheit, am Rhein, Main, auf vielen norddeutschen Seen, insbesonders häufig dann auf dem Bodensee, Chiem-, Staffel- und Ammer-See brütet er in vielen Paaren, von welchen aber jedes ein ziemlich großes Gebiet für sich beansprucht und andere daraus wütend vertreibt. Auf dem Lande ist er plump, fast hilflos, obschon er kürzere Strecken rasch dahinläuft, dann aber knickt er elendiglich zusammen, auf dem Wasser dagegen zeigt er, wie souverän er dieses Element beherrscht. Er taucht mit vollendeter Meisterschaft und holt fast alle Nahrung, hauptsächlich Fischlein und Wasserkerfe, tauchend. Ganz wunderbar ist sein Nestbau. Naumann schildert denselben: „Das Nest wird in der Nähe von Rohr, Schilf oder Binsen stets nahe am Rand des Wassers und weit vom Land entfernt, oft ganz frei mitten im Wasser, angelegt und dann an einigen Halmen befestigt. Seine Breite beträgt etwa 30 cm, die Höhe ungefähr 15 cm. Die Mulde ist ungemein platt, anscheinend bloß durch die Last des liegenden Vogels nach und nach eingedrückt. Das Ganze gleicht einem aufgeworfenen, zufällig vom Winde zusammengewehten, schwimmenden Klumpen faulender Wasserpflanzen so vollkommen, daß es ein Ungeübter nie für das Nest eines Vogels ansehen wird. Es ist nicht allein zu bewundern, daß dieser nasse Klumpen den ziemlich schweren Vogel trägt, sondern noch mehr, daß er bei dessen Auf- und Absteigen nicht umkippt.“ Eine ganz absonderliche Beobachtung teilt F. M. Hellborn in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (1886) mit: Das brütende Weibchen ducke sich, wenn es das Nest und sich verraten sehe, flach zusammen, strecke den einen Fuß rasch über die Seite des Nestes hinab ins Wasser, bediene sich desselben als eines Ruders und bringe das Nest nach irgend einem sicheren Versteck im Schilf und Röhricht des jenseitigen Ufers. (?) In diesem Neste liegen die drei bis sechs grünlichweißen, 52 + 35 mm großen Eier förmlich im Wasser und wenn der Brutvogel das Nest verläßt, holt er rasch tauchend einen Schnabel voll halbverfaulter Pflanzen und bedeckt sie damit, so daß das ganze Nest einem Schlammhäufchen gleicht. Hochinteressant ist auch ihre Jungenpflege: Bei Gefahr nimmt die Alte das ganze Völkchen unter die Flügel und taucht mit ihnen unter; wenn die Jungen ruhen wollen, drücken sie sich auf einen Klumpen und die Mutter taucht gerade unter ihnen auf, so daß sie jetzt auf dem Rücken der Mutter sitzen. Gegen Raubvögel verteidigt sie die Mutter verzweifelt, der Gatte dagegen läßt meist oder stets sein Weib mit den Kindern in Stich. Desto größer ist er als Maulheld, er ruft kräftig tief, weithin hörbar „kök köck“, zur Paarungszeit noch stärker, mehrere Kilometer weit hörbar „kraorr“, das Weibchen antwortet ebenso laut „knorr“. Die Jagd ist sehr schwierig. „Den vorsichtigen, scheuen Vogel,“ sagt Grashey, „gelingt es nur selten anzubirschen, den Kahn läßt er sich niemals nahe kommen. Oft habe ich auf dem Staffelsee versucht, im Geröhricht anzukommen, aber stets war die Mühe vergeblich und höchstens kann man mit scharf

und weitschießender Büchse hin und wieder zu Schuß kommen.“ Das Wildbret schmeckt stark thranig, ist kaum zu essen, dagegen wird der Balg mit dem Gefieder abgezogen und zu Pelzwerk, namentlich zu Mützen und Müffen für Damen verwendet; es werden 3—4 Mark für ihn bezahlt. Dennoch ist es jammerschade, diesen hochoriginellen Vogel, der keinen irgend nennenswerten Schaden thut, zu morden. Auf unseren Teichen in Anlagen und Parks ließe er sich sehr leicht halten, wüßte man nur, wohin er im Winter zu stecken wäre, denn Kälte verträgt er nicht und ohne Wasser verkümmert er. Auffallenderweise wird der so scheue, so äußerst mißtrauische Vogel schon in wenigen Wochen sehr zahm und ist gewiß eine einzig schöne Zierde des Teiches.

Der Rothalssteißfuß.

Colymbus griseigena, subcristatus, rubricollis; Podiceps griseigena, rubricollis.

(Tafel 45, Figur 4.)

Rotkehliger Steißfuß, graukehliger Steißfuß oder Lappentaucher, kurzschopfiger Taucher.

Der Scheitel und Hinterhals sind glänzend schwarz, Kehle und Kopfseiten aschgrau, sie sowohl wie der lebhaft kastanienbraunrote Hals kennzeichnen diesen Steißfuß sofort. Der Unterleib ist atlasweiß, graulich gefleckt, der Oberleib glänzend braunschwarz, die Flügel haben einen weißen Spiegel. Der Schnabel ist schwarz, an der Wurzel goldgelb, die Augensterne rotbraun, die über die Ohren herabhängenden Federbüschel — kürzer als bei dem vorigen — sind schwarz, die Füße schwarz. Länge 46 cm, Flugweite 71 cm. Weibchen kleiner. Bei den Jungen sind die Augensterne gelb oder rötlichweiß, der ganze Oberkopf, Hinterhals und der ganze Oberleib schwarzbraun; die Seiten des Kopfes und die Kehle weiß mit schwärzlichen Längestreifen und Flecken, die übrige Halsfarbe rostrot mit graubraun vermischt; der ganze Unterleib weiß mit einem Silberglanze.

Bei gleicher Lebensweise wie der vorige, ist er Brutvogel im südlichen Skandinavien, in Finnland, im gemäßigten Europa und Asien ostwärts bis Kamtschatka, Sitka und Japan, namentlich häufig in einzelnen Gegenden Südrußlands und ums Kaspische Meer. Vereinzelt dringt er bis Grönland und Spitzbergen vor, auch im nördlichen Amerika findet er sich. Er erscheint bei uns im März und zieht nach Vollendung seines Geheckes meist nach Osten zurück, doch wird er auch in allen Mittelmeerländern als Wintergast getroffen. Seine Eier messen 55 + 38 mm, sind genau so gefärbt wie beim vorigen. Er schreit höher als jener „keck keck“ und hat zur Paarungszeit eine Art Gesang aus so sonderbaren, abscheulichen, lärmenden Tönen, daß er allerlei Aberglauben verursacht hat; bald ähnelt die Stimme dem Quicken eines Frosches, bald dem Wiehern eines jungen Füllen, weshalb er auch in einzelnen Gegenden „Hengst“ genannt wird.

Der Ohrensteißfuß.

Colymbus auritus, cornutus; Podiceps cornutus.

(Tafel 45, Figur 5 und 6.)

Hornsteißfuß, kleiner Krontaucher, Ohren-Lappentaucher.

Der Kopfkragen ist bei diesem kleinen Steißfuß sehr entwickelt. Der Scheitel ist schwarz; von dem Schnabel durch die Augen geht ein breiter, dunkelfeuerfarbener, oberseits schwefelgelber Streif, der sich hinter den Ohren in jenem langen und breiten Federbusche endigt, Hinterhals und Oberseite sind schwarz, Vorderhals rostrot, Unterseite atlasweiß, die Handschwingen sind graubraunschwarz, die Armschwingen von der zweiten an mit Ausnahme der letzten rein weiß. Die Wurzel des Unterschnabels, die nackten Zügel und die Spitze des Schnabels sind pfirsichrot, das übrige schwarz; die Augensterne dunkel zinnoberrot, um den Sehpunkt ein gelber Ring, die Füße auf der äußern Seite schwarz, auf der innern und den Zehen gelbgrau. Länge 32 cm, Flugbreite 57 cm. Bei dem jungen Vogel ist der Schnabel aschblau an der Wurzel, so wie die nackten Zügel, fleischfarbig. Die Augensterne sind bleichrot, um den Sehpunkt ein silberweißer Kreis. Der Kopf ist glatt oder nur mit einer sehr kleinen Haube am Hinterkopf; der ganze Oberkopf braunschwarz, die Seiten des Kopfes und der ganze Unterleib weiß, silberglänzend; der Vorderhals in der Mitte grau, an den Seiten bräunlich; der Hinterhals und der ganze Oberleib schwarzbraun; die zweite Ordnung der Schwungfedern weiß. Im Winterkleide sind die Kopfschmuckfedern nicht entwickelt, die rostrote Färbung der Unterseite nicht vorhanden.

Sehr viele Forscher halten den gehörnten Steißfuß und Ohrensteißfuß für getrennte Arten. Brehm sowohl wie Friderich halten Ohren und Hornsteißfuß für eine Art, und diesen Forschern folge ich, da ich diese Vögel zu wenig beobachtet und untersucht habe, um mir ein Urteil erlauben zu können. Jedenfalls sehen sich die fraglichen Arten zum Verwechseln ähnlich und das Unterscheidungsmerkmal, die verschiedene Stellung der Federbüschel, kann auch im Altersunterschiede liegen. Sie leben in Skandinavien, Rußland, sehr selten in Deutschland. Ein brütendes Paar traf ich am Walchensee in Oberbayern, wo auch ein Jäger ein junges Männchen schoß (1894).

Der Schwarzhalssteißfuß.

Colymbus nigricollis; Podiceps nigricollis.

(Tafel 45, Figur 7.)

Kopf, Hals und Oberteile sind schwarz, vom Auge ausgehend bedeckt die Ohrgegend ein goldgelber, dann ins Rötliche übergehender Zügelstreifen, die Oberbrust und Seiten sind braunrot, Brust und Bauchmitte atlasweiß, die Schwingen wie bei dem vorigen, dem er überhaupt sehr ähnlich ist. Sofort aber unterscheidet ihn der schwarze Schnabel, der vorn etwas nach aufwärts gerichtet ist; die Augen sind rot, die Füße graugrün. Das Winterkleid ist ohne Kopfschmuck, die Backen sind dann graufahl, der Vorderhals grau. Länge 32 cm, Flugbreite 60 cm.

Dieser ganz außerordentlich scheue Lappentaucher, dessen Leben vollständig jenem des Haubensteißfußes gleicht, bewohnt das gleiche Gebiet wie dieser, ist aber, in Deutschland wenigstens, viel seltener. Seine vier, selten fünf Eier messen 40 + 28 mm, sind gelb grünlichweiß. Seine angenehme Stimme klingt wie „bidewidewidewide“ trillerartig, hoch und sanft.

Der Zwergsteißfuß.

Colymbus fluviatilis, minor, minutus, parvus; Podiceps minor, pygmaeus.

(Tafel 45, Figur 8 und 9.)

Zwerg-, Fluß- und Sumpftaucher, kleiner Steißfuß, Zwerg-Lappentaucher, Tauchentchen, Ducker, Grundruch, Pflümple.

Er hat glatten Kopf, als Hauptfarbe schwarzbraun. Der ganze Oberkopf und der Hinterhals sind glänzend braunschwarz, die Backen, die Seiten des Halses und der ganze Vorderhals schön dunkelrostrot, die Kehle dunkel kaffeebraun, der ganze Oberleib und die Seiten des Körpers schwarzbraun, zu beiden Seiten des Steißes hellrostfarbig stark gemischt; der Unterleib ist bräunlich, schmutzigweiß und glänzend. Der Schnabel ist schwarz mit weißer Spitze, die Mundwinkel und der Grund der untern Kinnlade grünlichgelb, Augensterne dunkelbraun, die Füße dunkelgrau, gelbgrün angelaufen, die Schienbeine nach außen und die Fußsohlen schwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe. Im Winterkleid ist die Oberseite mehr braungrau, die Unterseite atlasweiß, Kopf und Hals hellgrau. Junge Vögel sind auf dem Oberkopf und auf dem ganzen Oberleib dunkel olivenbraun, auf dem Bauch und der Kehle rein weiß, an der Oberbrust, dem Vorderhals und an den Seiten des Halses hellbraun, der Schnabel ist gelblich und nur auf dem Rücken braun. Ganz junge Vögel im Jugendflaume sind schwarz, an dem ganzen Unterleib rein weiß, die Stirn weißlich seidenglänzend, an der Kehle, an dem Kopf und Hals weiße Längestreifen, auf der Brust und dem Rücken rostrote, etwas breite Streifen und Flecken, welche alle der Länge nach sich ziehen. Der ganze Schnabel ist fleischfarbig. Die Länge ist 25 cm, die Flugbreite 43 cm.

Der kleinste ist auch der hübscheste, anziehendste aller Lappentaucher. Er ist in Deutschland recht häufig, auf ruhigen Stellen der Flüsse und Bäche, mehr noch an Seen und Teichen anzutreffen, weiß sich aber trefflich zu verstecken. Er ist als Brutvogel gemein im mittleren und südlichen Europa und Asien, wird gegen Norden den 60. Grad kaum überschreiten, dagegen brütet er in ganz Afrika mit Madagaskar und scheint dort Standvogel zu sein. Ebenso trifft man ihn in Indien, Ceylon, China, Japan, Formosa, den Philippinen, den Sundainseln. Australien beherbergt eine ganz minimal verschiedene Art. Seine Lebensweise gleicht völlig der des Haubensteißfußes, er schwimmt und taucht vielleicht am meisterhaftesten, fliegt aber schlecht, wie schwirrend, Naumann sagt: „wie eine Heuschrecke“. Die Eier messen 35 + 25 mm, sind weiß, später werden sie durch das Bebrüten und das Schlamm-

nest grünlichweiß mit braunen Schmitzen. Die Brutzeit ist April und Mai. Er ruft ganz ähnlich melodios wie der vorige, nur noch zarter. Über das Gefangenleben sagt Brehm: „Zufällig wird ein und der andere Steißfuß in dem zum Fischfange aufgestellten Klebgarne oder beim Ablassen eines Teiches mit dem Hamen gefangen. Anfänglich liegt er, wie Naumann sehr richtig schildert, platt auf Brust und Bauch, reckt den Hals mitunter in die Höhe und gebärdet sich, als ob er weder stehen noch gehen könne; sobald es aber im Zimmer ruhiger geworden, geht und läuft er herum, besieht sich das hingestellte Wassergeschirr, umwandelt es, steigt endlich hinein und legt sich nieder. Manchmal rennt er schußweise wie eine Lerche in der Stube umher. Will man ihn ergreifen, so wirft er sich auf die Brust nieder und erwartet den Fänger oder flüchtet in eine Ecke. Niemals versucht er zu fliegen: seine Flügel bleiben stets unter den Tragfedern, dicht am Rumpfe angeschlossen. Thut man ihm Wasserkerfe, auch kleine Regenwürmer in seine Schüssel, so läuft er um diese herum, bis er sie alle herausgefischt hat. Sehr behaglich scheint er sich zu fühlen, wenn man ihn auf ein großes Wassergefäß bringt. Hier beginnt er sofort sich zu putzen und einzufetten und tauchend die lebendigen Geschöpfe, die man ihm hineingeworfen, zu verfolgen und zu fangen, alles dies ohne Scheu vor dem Menschen. Im Tiergarten zu London leben in dem Käfige, der zur Aufnahme der Eisvögel bestimmt ist, auch Zwergsteißfüße. Sie werden mit kleinen Fischchen, Mehlwürmern, Ameiseneiern und Weißbrot gefüttert, halten sich bei dieser Nahrung vortrefflich und gewähren dem Beschauer viele Freude, weil man an ihnen nicht bloß die Bewegungen auf der Oberfläche, sondern auch unter dem Wasser beobachten kann."

Die Seetaucher. Urinatoridae.

Die Seetaucher ähneln in der Gestalt und ihrem Bau sehr den vorhergehenden, ihr Hals ist aber dicker, der Kopf mehr zugespitzt und der Schwanz hat vollkommene, aber kurze Federn. Ihre Füße sind kurz, stehen ganz hinten am Körper, haben sehr breitgedrückte, hinten nicht gezähnte Schienbeine, vier Zehen, wovon die hintere sehr klein ist und höher sitzt, die drei vorderen aber sind sehr lang, mit einer vollkommenen Schwimmhaut versehen. Der Schnabel ist lang, etwas messerförmig, spitz und an den Seiten zusammengedrückt; beide Kinnladen gleich stark und fast gleich lang, die Mundkanten eingezogen; ohne nackten Zügel im Gesicht. Die Nasenlöcher liegen fast am Schnabelgrunde frei, sind länglich, oval und durch eine Hervorragung am oberen Rande in der Mitte geteilt.

Sie vertreten die Lappentaucher im Meere. Die Eistaucher sind von Oktober bis März eine regelmäßige Erscheinung in der Nordsee und halten sich immer im Angesicht des Landes, die zwei anderen Arten kommen selten an die deutsche Küste. Sie sind alle vollendete Seevögel, die noch seltener an Land gehen, noch hilfloser dort sind, als die Lappentaucher. Alle vier Arten bewohnen die hochnordischen Meere, fliegen ganz gut, schwimmen und tauchen und schwimmen unter Wasser mit jedem Fische um die Wette, nähren sich auch ganz ausschließlich von Fischen. Von diesen können sie nur kleine Exemplare, bis höchstens zur Heringsgröße, verschlingen; größere töten sie durch Hin- und Herschlagen und zerstückeln sie dann auf den Meereswellen.

Der Eistaucher.

Urinator glacialis; Colymbus glacialis, torquatus, hiemalis; Eudites glacialis.

(Tafel 45, Figur 10 und 11.)

Großer Eistaucher, Isländischer Eistaucher, Riesentaucher, Seehahn, Adventsvogel.

Hochzeitskleid: Kopf, Hals und Oberleib glänzendschwarz, letzterer mit viereckigen und rundlichen weißen Flecken besetzt. Auch an der Kehle und weiter unten an den Seiten des Halses sind je ein weißer, schwarzgestreifter unterbrochener Fleck. Der Unterleib ist glänzendweiß, über den Schenkeln schwarz und weiß punktiert, über den After ein

schmales schwarzes Band. Der ganze Oberleib ist tiefschwarz mit weißen Flecken übersät, auf den Schultern sind große weiße, viereckige Flecke. Unterflügel sind reinweiß, an den Spitzen rußschwarz. Viel einfacher ist das Herbstkleid. Rücken und Seiten schwärzlich, Unterseite weiß, an den Kopfseiten schwarz in die Länge gefleckt. Der Schnabel ist schwarz, die Augensterne braun, die Füße schwarzbraun, die innere Seite und die Schwimmhaut weißlich. Länge 95—100 cm, Flugbreite 150 cm, Schwanzlänge 60 cm. — Der junge Vogel ist auf dem Oberkopfe und an dem Hinterhalse dunkel graubraun, an der Kehle, dem Vorderhals, der Brust und dem ganzen Unterleib weiß; um die Mitte des Halses zieht sich ein undeutlicher, an dem Vorderhals etwas unterbrochener brauner Ring. Der Rücken mit den Schultern ist dunkelbraun mit breiten, hellaschgrauen Federrändern, auf dem Unterrücken und Steiß sind diese Ränder schwächer; durch den After ein braunes Querband.

Der Norden ist die Heimat des Eistauchers, er geht im Sommer nicht südlicher als bis zum 59. Grad, im Winter kommt er öfters, nicht jedes Jahr, in das Innere Deutschlands, in sehr strengen Wintern bis zum Bodensee. Außer der Fortpflanzungszeit gehen er und seine Verwandten sehr selten an Land, zu dieser aber sucht der Meeresbewohner süße Gewässer auf, stille, einsame Teiche und Seen in der Nähe der Küste, auf den Lofoten, auf Grönland, in der Tundra der Samojedenhalbinsel, entlang der ganzen Nordküste des europäischen und asiatischen Rußlands. Täglich, am späten Nachmittag, zieht aber dann das Paar wieder hinaus auf das geliebte Meer, um dort zu fischen. Während der Minnezeit läßt Männchen wie Weibchen fleißig die schallende Stimme hören, von der Faber sagt, sie rufe ein schauderhaftes Echo in den umliegenden Bergen hervor und gleiche dem Wehklagen eines Menschen in Lebensgefahr; Brehm dagegen giebt zwar zu, daß die lauten, klangvollen Rufe ein lautes Knarren und heulendes Schreien nicht vermissen lassen, möchte aber der Seetaucher Stimmen einen wilden Meeresgesang nennen, wie ihn ein Vogel erlernt, welcher Stürmen und Wellentosen lauscht. Aus dürrem Schilf- und Riedgrase schichten sie ohne jede Kunstfertigkeit einen nestartigen Haufen zusammen, am liebsten auf einem kleinen Inselchen, sie können keinen Fleiß darauf verwenden, denn sie haben Arbeit genug, auf dem Lande überhaupt fortzukommen. Sie rutschen vom Wasser auf das Trockene, denn zum Gehen sind sie unfähig, nicht einmal stehen können sie auf die Dauer, sondern sie kriechen mit Hilfe des Schnabels und Halses, der Flügel und der Füße. Mit offenkundiger Wonne plumpen sie in ihr nasses Element zurück, mit langem Anlaufe erheben sie sich von demselben allabendlich fliegend, streben rasch in die Höhe, treiben die kurzen Fittiche mit sehr schnellen Schlägen und eilen rasch hinaus, zu dem heimischen Meere. Wundervoll ist es, wenn sie sich dann in dasselbe stürzen. „Sie regen nun," sagt Brehm, „die Flügel nur so viel, wie eben nötig ist, um eine schiefe Flugrichtung zu ermöglichen, und schießen unter sausendem Geräusche, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendend, wirklich pfeilschnell in die Tiefe hinab und versenken sich unmittelbar darauf im Wasser." Ende Mai findet man die zwei Eier, von ganz einzig dastehender, länglicher Gestalt, 80 + 56 mm, düster olivengrün, mit dunkel aschgrauen Flecken und schwarzbrauner Zeichnung. Alle Seetaucher-Eier gleichen sich zum Verwechseln und sind fast nur durch die Größe verschieden. Ende Juni findet man die Jungen.

Gefangene Seetaucher kann man für die erste Zeit nur mit lebenden Fischchen erhalten, vor toten zeigen sie Ekel und sind erst ganz allmählich an diese zu gewöhnen. In den Bassins der Tiergärten, welche sie aufnahmen, hielten sie sich recht gut. Ihre Jagd ist zwecklos, denn sie sind nur zum Ausstopfen zu verwenden, nicht einmal die Nordländer stellen ihnen nach. Auch sind sie schwierig zu erlegen, denn sie sind ebenso klug wie scheu.

Der Polartaucher.

Urinator arcticus; Colymbus arcticus, ignotus, leucopus, balthicus; Eudytes arcticus.

(Tafel 45, Figur 12 und 13.)

Schwarzkehliger Seetaucher.

Hochzeitskleid: Scheitel und Hinterhals schön aschgrau, Stirn und Wangen grauschwarz, die Kehle schwarz und weiß gestreift, die Seiten des Halses bis auf die Brust glänzend weiß mit schwarzen Längestreifen; der Oberrücken und die Schulterfedern schwarz, mit rautenförmigen weißen Flecken; Unterrücken, Steiß und Schwanz schwarz, letzterer mit schmalweißer Spitze, die Flügel schwarz, die Deckfedern weiß punktiert; der ganze Unterleib rein weiß; der Vorder-

hals schön violettschwarz. Der Schnabel ist schwarz, die Augen sind kastanienbraun, die Füße schwarz, auf der inneren Seite und an der Schwimmhaut weißlich. Herbstkleid: Oberkopf und Hinterhals aschgrau, Oberkörper schwarz graubraun, Unterkörper weiß, an den Kopfseiten schwarz in die Länge gestreift. Länge 77 cm, Flugbreite 130 cm, Schwanzlänge 6 cm. Einjährige Vögel sind auf Kopf und Hinterhals graubraun, am Vorderhals weiß mit einem undeutlichen braunen Ring, der ganze Oberleib braunschwarz mit aschgrauen Federrändern; die weißen Punkte auf den Flügeldeckfedern fehlen und die schwärzlichen Schwanzfedern haben an der äußern Fahne einen weißlichen Spitzenfleck. Der ganze Unterleib ist weiß, durch den After geht ein brauner Querstreif. Der Schnabel ist auf dem Rücken braun, sonst hornfarbig weißgrau.

Bei vollständig gleicher Lebensweise wie der vorige bewohnt der Polartaucher mehr den Osten des hohen Nordens, doch kommen jeden Winter junge Vögel, manchmal auch alte, an den Bodensee. Seine Eier messen 75 + 51 mm.

Der Rotkehltaucher.

Urinator septentrionalis; Colymbus septentrionalis; Eudytes septentrionalis.

(Tafel 29, Figur 1 und 2.)

Kleiner Eistaucher, rothalsiger Taucher, Lom, Lomme, gesprenkelter Seetaucher, Ententaucher, Schremel, rothalsige Lumme.

Kopf, Kinn und die Seiten des Halses aschgrau, Kehle und Gurgel glänzend braunrot, Hinterhals schwarz und weiß gestreift, Oberleib dunkelbraun mit gelblichweißen Flecken, Unterseite weiß, nur Kropf- und Brustseiten schwarz längsgefleckt. Der Schnabel ist schwarz, Augensterne sind braun, die Füße grünlichschwarz, die innere Seite und die Schwimmhaut grünlichweiß. Dies ist das Hochzeitskleid; das Winterkleid zeigt die Kehlgegend weißlich und die Federn der Oberseite haben weißliche Spitzen. Junge Vögel haben einen hornfarbig weißen Schnabel mit braungrauem Rücken, braune Füße, welche an der innern Seite und an den Schwimmhäuten weißlich sind. Der Kopf und Hinterhals ist dunkel braungrau, ersterer mit deutlichen, letzterer mit undeutlichen weißen Punkten und Schmitzen; der ganze Oberleib, die Schultern und Flügeldeckfedern sind braunschwarz mit vielen, gegen einander schief liegenden, länglichen weißen Flecken, welche auf den Schulterfedern am größten und auf dem Unterrücken und Steiß am kleinsten sind; die Kehle, der Vorderhals, die Brust und der ganze Unterleib sind silberglänzend weiß, an dem Vorderhals mit aschgrau getrübt, durch den After geht ein brauner Querstreif. — Der Rotkehltaucher ist die Zwergform der Seetaucher. Länge 65 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanzlänge 7 cm.

Sein Verbreitungsgebiet umfaßt das der beiden Vorhergehenden, seine Lebensweise ist völlig die gleiche, auch seine Stimme gleicht jener des Eistauchers. Winters sind junge Vögel seiner Art ziemlich häufig auf unseren größeren Flüssen und Seen anzutreffen, auf dem Bodensee sind sie dann gar nicht selten. Dagegen verstreichen sich alte Vögel nur höchst selten so weit südlich. Seine Eier messen 72 + 54 mm.

Flügeltaucher oder Alken. Alcidae.

Wiederum treten uns in ihnen echte Meeresvögel, durchgängig Kinder des nördlichen Eismeeres, entgegen. Die etwa 30 Arten, welche wir kennen, leben ausschließlich von Fischen und Krebsen, denen sie tauchend — unter Wasser fliegend kann man sagen — bis in beträchtliche Tiefen nachjagen, sie fliegen in hoher Luft ungeachtet ihrer kleinen Flügel noch ganz gut und oft sehr rasch, schwimmen wunderbar, gehen ganz erträglich. Tief in das Land verschlagen, sind sie hilflos und aus Verzweiflung buchstäblich ihrer Sinne beraubt wie die meisten ausschließlichen Meeresvögel. Der Geselligkeit meist sehr zugethan, jagen sie durchgängig gesellschaftlich, brüten sie in ungeheuren Scharen. Abweichend von den meisten Verwandten ist ihr Wildbret nicht zu verachten, sie sind daher für die Menschen des höchsten bewohnten Nordens wahrhaft „Manna“, bilden monatelang die ausschließliche Nahrung derselben und Hungersnot würde auf Grönland und anderen hochnordischen Gegenden und Eilanden herrschen, träfen sie einmal nicht in der gewohnten Anzahl ein. Einzelne Riesenformen, so insbesondere Plautus impennis (Alca, Pinguinus impennis), der Riesen- oder Brillenalk sind schon vollständig ausgerottet, unterlagen der rohen, rücksichtslosen Vernichtungswut nicht der schlecht bewaffneten Grönländer, sondern des rohen europäischen Schiffvolkes. Die Flügeltaucher kennzeichnen sich durch kräftigen

Leib, kurzen Hals, dicken Kopf, mäßig langen, sehr verschieden, bisweilen ganz abenteuerlich gestalteten Schnabel, dessen Haut einer jährlichen Mauser unterliegt, kurze, schmale, bei einzelnen Arten sogar verkümmerte Flügel, weiches Gefieder, kurzen Schwanz und verhältnismäßig ziemlich hohe, seitlich zusammengedrückte, dreizehige Füße, welche mit großen Schwimmhäuten ausgerüstet sind. Wir vereinigen in dieser Klasse die zwei Familien Lummen und Alken.

Lumme. Uria.

Sie haben verhältnismäßig lange Flügel, sehr kurzen breiten Schwanz und mäßig zusammengedrückten Schnabel mit abgerundeter Firste und Dillenkante. Sie halten sich fast nur beim Brüten am Lande auf und bilden dann sehr große Siedelungen.

Die Trottellumme.

Uria lomvia, troile, norwegica; Alca troile; Lomvia troile.

(Tafel 29, Figur 3 und 4.)

Schmalschnabellumme, dumme Lumme, Mallemuck.

Vorderhals und Oberkörper ist samtbraun, Unterseite weiß, eine weiße Binde auf den Flügeln, an den Seiten braun längsgestreift. Die Augen sind braun, der Schnabel ist gerade, auf der Firste sanft gewölbt, zugespitzt, von Farbe schwarz, die Füße sind bleigrau. Der Schwanz ist sehr kurz, die Flügel sind sehr schmal und spitz. Das Winterkleid zeigt weißen Vorderhals und die Hinterwangen teilweise weiß. Länge 46 cm, Flugbreite 72 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Von ihr wenig unterschieden, in der Lebensweise und Verbreitung mit ihr ganz gleich, ist die nahe verwandte

Ringellumme.

Uria ringvia, rhingvia, alca; Alca ringvia; Lomvia ringvia.

Bei völlig gleicher Größe unterscheidet sie sich durch einen weißen Ring um die Augen, von welchem aus ein weißer Streifen nach dem Hinterkopfe zu verläuft.

Ebenfalls sehr ähnlich den beiden vorhergehenden und völlig übereinstimmend in der Lebensweise ist die

Polarlumme.

Uria Brünnichi, Sabine, Franksi; Alca Brünnichi; Lomvia Svarbag.

Dickschnabel-Lumme, Brünnichs-Lumme.

Sie ist etwas kleiner: Länge 43,5 cm, Flugbreite 71 cm, Schwanzlänge 5 cm. Der Schnabel ist kürzer und stärker, höher, an der Wurzelhälfte breiter als bei den vorhergehenden, die Färbung ist ganz gleich jener der Trottellumme, nur hat sie einen auf der oberen Mundkante vom Winkel bis zum Nasenloche reichenden gelblichweißen Streifen.

Diese Lummen sind zwischen dem 80. Grad bis herab zum 58. Grad nördlicher Breite heimisch, kommen vom Oktober bis März nicht selten an die deutsche Küste, die Trottellumme brütet im Juni auf Helgoland und es ist zu erwarten, daß sie dort unter deutscher Herrschaft besseren Schutz findet, als sie unter der englischen Herrschaft gefunden hatte. Die von ihnen in Scharen besetzten nordischen Vogelberge gleichen großen Bienenstöcken, in welchen die Pärchen höchst friedfertig dicht nebeneinander brüten; sie legen ein einziges, sehr großes, spangrünes, dunkel geflecktes Ei, dem sie sich, wie später dem Jungen, mit aufopferndster Sorgfalt widmen. Das Ei mißt im Durchschnitt $85 + 52$ mm. Die Brutstätte der Trottellumme auf Helgoland schildert Noll in Brehms Tierleben: „Auf der Westseite Helgolands, nahe der Nordwestspitze, wo ein turmartiger Fels, das Nordhorn, durch die Flut von der Insel getrennt worden ist und wenige Schritte von der steilen Uferwand gleich hoch mit dieser emporragt, da sieht man kurz vor diesem Pfeiler zahllose Vögel etwa von der Größe einer Ente ab

und zufliegen; die rote Felswand ist weiß getüncht, und in zahlreichen, fast wagrecht verlaufenden Aushöhlungen, Galerien und Nischen stehen einige tausend Vögel aufrecht nebeneinander, alle mit der weißen Bauchseite dem Meere zugerichtet. Ein unaufhörliches Geschrei ertönt aus den Kehlen der jede Bewegung der kommenden und gehenden Genossen genau beobachtenden Lummen, denn sie sind es, die dem Vogelfreunde und Vogelkenner hier ihr Zusammenleben zeigen. Sänger kann man diese Lummen gewiß nicht nennen, wohl aber unterscheidet man, wenn man bei ruhigem Meere von dem Boote aus zuhört, daß fast jeder Vogel einen anderen Laut und seine besondere Tonlage hat. Tiefe und hohe Stimmen tönen in dem Höllenlärm durcheinander, und bald hört man ein heiseres Lachen heraus „ha ha ha ha", bald ein Schnarren „rrä rrä rrä rrä", bald ein Schnurren „rre herre härre", bald wieder vernimmt man ein tiefes „o o o" oder „ho arre" oder ein gellendes „hä hä hä"; alles aber wird übertönt von dem schrillen Rufe der Jungen „fillip fillip!"" Geradezu scheußlich ist nun „der Gebrauch", diese friedlichen, unschädlichen, so hochgradig fesselnden Vögel an ihrer Brutstelle zu überfallen und „zum Vergnügen" der Badegäste haufenweise zusammenzuschießen. Dieses barbarische Vergnügen entspricht dem Sportssinn der Engländer, widerstrebt aber deutschem Wesen, so daß zu hoffen steht, dem tierquälerischen Unfuge, der völlig dem verwerflichen Taubenschießen entspricht, werde nun bald und gründlich gesteuert werden. Am 24. Juni wurde seither „die Jagd" auf Lummen freigegeben. Das Jagdvergnügen besteht nun darin, daß ungezählte Boote unter den Brutfelsen fahren und die Herren „Jäger", ausschließlich Badegäste, die allerdings ärgerlich dumm harmlosen und vertrauensseligen Lummen, die ihre Mutterpflicht nach dem Felsen zurücktreibt, als kinderleichte Ziele herunterpfeffern. Jeder, der solches Aasjägertum kennen gelernt hat, wird sich einen Begriff von der Unersättlichkeit der Schützen machen können. Dabei sind nun viele Hunderte hilfeloser Junge noch auf dem Felsen, ihr „fillip fillip" antwortet dem verzweifelten „hoa hoa" der dem Tode geweihten Eltern. Nicht mehr kommt die sorgende Mutter zu den armen Waisen, nicht mehr werden sie gewärmt und genährt, Hunger, Kälte und Tod sind ihr Los. Unten aber haben sich die Schützen köstlich amüsiert!! Ihren Braten verschmäht ja der verwöhnte Gaumen des zivilisierten Europäers.

Allein nur dem Menschen gegenüber, dessen Grausamkeit sie nicht versteht, ist die Lumme so dumm; ihre Feinde aus der Raubvogelwelt kennt sie genau, es braucht nur ein Seeadler, ein Edelfalke zu erscheinen, sofort stürzen sich alle Lummen, die Hunderttausende eines Vogelberges, in das Meer und jede einzelne bekundet höchste Gewandtheit, größte Schlauheit, dem Gegner zu entrinnen. Viel Geistesthätigkeit bekundet die Lumme auch, wenn sie ihr kleines Junges zum erstenmale ins Wasser bringt. Ist dasselbe in das Alter getreten, wo es den Kampf um das Leben aufnehmen soll, so führt das Weibchen — nach anderen Beobachtungen trägt es das sich auf dem Rücken anklammernde Junge — watschelnd bis zum Rand der Klippe, hier überredet es in mühevoller Arbeit das Kind zu dem gefährlichen Sprung in die Tiefe oder wie viele Beobachter behaupten, es streicht mit ihm auf dem Rücken, mit ausgestrecktem Halse und ausgebreiteten Schwingen vom Felsen ab über die Brandung hinüber. Hat es einen ihm zusagenden Punkt erreicht, macht es flatternd Halt, giebt seinem Körper einen raschen Ruck, schüttelt auf diese Weise das Kleine von seinem Sitze ab und läßt dieses kopfüber ins Wasser hinabrollen, worin das Junge nun ebenso gewandt umherschwimmt, wie seine Mutter. Fesselnd ist hiebei noch eine weitere Beobachtung: der erste Flug der jungen Lumme ist so oder so ein sehr aufregender, denn die Raubmöwen lauern immer auf diese Gelegenheit. Die Mutter kennt die Gefahr, die ihren Jungen droht; in dem Augenblick, wo das Küchlein fällt, klappt sie ihre Schwingen zusammen und saust hart neben ihm ins Wasser, zur tapfersten Verteidigung, zur besten Führung gleich bereit.

Der Eier und der Jungen wegen werden die steilen Vogelberge von den Nordländern planmäßig abgeerntet, ein höchst gefährliches Kletterunternehmen bestimmter, eingeschulter Leute, von welchen dennoch viele durch Absturz verunglücken. Gefangene Lummen haben sich im Berliner Aquarium vortrefflich gehalten.

Die Teiste.

Uria grylle, minor, nivea; Cepphus grylle; Grylle scapularis.

(Tafel 29, Figur 5 und 6.)

Grillumme, Taucher-, See-Taube, Stechente.

Sie hat schlanken, geraden Schnabel, weit nach hinten stehende Füße, kleine, schmale, spitze Flügel, kurzen, abgerundeten Schwanz. Im Hochzeitskleide ist sie samtschwarz, mit schönem weißem Spiegel auf den Flügeln und roten Füßen. Der Schnabel ist schwarz, die Augen braun. Im Winterkleide ist die Unterseite schwarz und weiß gefleckt. Das Jugendkleid kennzeichnet sich durch schwärzlichen Oberkörper, weiße Flügel, die schwarz quergebändert sind, und weiße, schwarzgrau gefleckte Unterseite. Länge 34 cm, Flugbreite 57 cm, Schwanzlänge 5 cm.

Die Teiste, die zierlichste, netteste aller Lummen, ist Vertreterin einer eigenen Gruppe: Gryll-Lumme. Auch sie findet sich zwischen dem 80. und 58. Grad nördlicher Breite, kommt aber im Winter nicht häufig an die deutsche Küste. Auf den Vogelbergen nehmen sie stets die unteren Regionen für ihre Nistplätze ein, sind aber minder gesellig als die vorigen Arten und auch dadurch von diesen abweichend, daß sie in Felsenritzen zwei weißliche, grau und braun gefleckte Eier, 55 + 38 mm groß, legt. Werden ihr diese geraubt, so legt sie noch ein Ei. Beide Eltern brüten und sitzen so fest auf den Eiern, daß man sie mit der Hand fortnehmen kann. Die Norweger sammeln nur die Eier, Isländer und Grönländer essen auch die Vögel und benützen die Federn. Außer der Brutzeit leben sie paarweise, in zärtlichster Ehe, doch nicht gesellig. Die Stimme klingt „iihp" fein und hell, dann wie beim Wiesenpieper „ist ist ist ist". Sie taucht sehr tief und holt wohl ihre ganze Nahrung — Muscheln, Krebse, Sandälchen — vom Grunde herauf.

Der Krabbentaucher.

Mergulus alle, melanoleucos; Uria alle; Alca alle.

Alklumme, Rott, Murr, Eisvogel.

Er hat kurzen, dicken, oben gewölbten, an der Schneide stark eingezogenen, scharf spitzigen Schnabel, ist auf der Oberseite dunkel-, am Vorderhals mattschwarz, an der Unterseite weiß, seitlich braun gestreift, mit breit weiß gesäumten Armschwingen. Die Augen sind dunkelbraun, der Schnabel mattschwarz, die Füße bläulichschwarz. Das Winterkleid unterscheidet sich durch weißliche Kehle und tiefgrauen Hals. Länge 25 cm, Flugbreite 42 cm, Schwanzlänge 3 cm.

Diese kleinste Lumme ist ein hochnordisches Vögelchen. Es findet sich bei Spitzbergen, Nowaja Semlja, Grönland 2c., nördlich bis über den 82. Grad nördlicher Breite hinaus, erscheint einzeln vom Oktober bis März in der Nord- und Ostsee, übertrifft alle Lummen an Beweglichkeit und nährt sich besonders von kleinen Krebstieren. Das kleine Vögelchen ist einer der größten Leckerbissen des höchsten Nordens, sein Wildbret mit dem des Renn gleich hochgeschätzt, Walfischfahrer begrüßen den Krabbentaucher darum als hochwillkommenen Lieferanten frischen Fleisches, fürchten aber auch sein massenweises Auftreten, weil dies die Nähe großer Eismassen anzeigt. Auf den hochnordischen Inseln rotten sie sich zur Brutzeit in unschätzbaren Scharen zusammen — das nordische Eismeer beleben Myriaden von Krabbentauchern — und suchen unter Felsstücken eine passende Niststelle. Sie legen ein bläulich schimmerndes Ei, 50 + 35 mm groß. Raubvögel und Raubmöwen hausen schlimm unter ihnen, besonders wenn sie, was nicht selten vorkommt, auf dem Eise festfrieren. Der Mensch erlegt sie zu Tausenden. Die Stimme dieser kleinen, flinken Taucher, die auch sehr gewandt, unter raschesten Flügelschlägen fliegen, ist hellpfeifend „gief" und „allll-ch-eh-eh-eh".

Die Alken. Alca.

Sie haben walzenförmigen Leib, kurze, weit nach hinten eingelenkte Beine, dreizehige Schwimmfüße, mittellangen, gegen die Spitze hin gewölbten, hakigen, seitlich quergefurchten, bei einer Art ganz abenteuerlich gebildeten Schnabel, langspitzige, sehr kurze oder verkümmerte Flügel und kurzen Schwanz. Die Alken sind echte Meeresbewohner, bewegen sich auf dem Lande schwerfällig, fliegen ungeschickt oder gar nicht, schwimmen aber pfeilschnell und erbeuten tauchend Fische und andere Seetiere. Die Gattung ist auf die arktische Zone beschränkt, hier aber durch mehrere Arten repräsentiert, und in so großer Individuenzahl vorhanden, daß sie auf mehreren Vogelbergen nach Hunderttausenden gezählt werden müssen. Bei drohender Gefahr stürzen sie sich wie die Lummen ins Meer und suchen Schutz durch Tauchen und Schwimmen. Wertvoll sind die Eier, die Federn und die noch nicht flüggen, von Fett strotzenden Jungen, welche eingesalzen werden; das Fleisch der alten Vögel dagegen ist thranig und zäh. Sie werden erbeutet, indem man die Klippen erklettert oder an Seilen sich herabläßt und sie erschlägt, oder man breitet Netze auf der See aus und scheucht die Alken durch Schüsse auf. Ihre Lebensweise, ihr Betragen und Wesen ähnelt gar sehr den Lummen. Noch einen Schritt und wir gelangten zu den Pinguinen, Aptenodytiornithes, Bewohnern der südlichen Halbkugel, welche die Meere zwischen dem südlichen Wendekreise und 80. Grad der südlichen Breite bewohnen, deren Flügel wirklich eher einer Flosse gleichen, deren Gefieder an die Lage der Schuppen bei den Fischen erinnert, deren Knochen sehr hart, dicht und schwer sind, und die thatsächlich Fischvögel genannt werden dürfen, die den Übergang zu Delphinen und Fischen — rein äußerlich betrachtet — zu bilden scheinen.

Der Larventaucher.

Alca arctica, labradorica; Fratercula arctica, glacialis.

(Tafel 29, Figur 7.)

Lund, Wasserschnabel, Pflugscharnase, Goldkopf, Polarente, Papageitaucher, Brüderchen 2c. 2c.

Er ist der Besitzer jenes oben erwähnten abenteuerlichen Schnabels, wegen desselben zum Vertreter einer eigenen Gattung: Larventaucher, Fratercula, erhoben. Dieser Schnabel ist an der Spitze blaß korallenrot, an der Wurzel blaugrau, hat eine dreieckige Gestalt, ist an der Wurzel höher als an Stirn und Kinn, seitlich außerordentlich zusammengedrückt, hinten mit einer wulstigen Haut, die sich auch am Mundwinkel fortsetzt, umgeben, vorn mehrfach gefurcht, sehr scharfkantig. Dieser Schnabel ist einer ganz bedeutenden Metamorphose unterworfen, indem bald nach der Paarung die larvenartige Hornbekleidung der Schnabelwurzel, die wahrscheinlich als Schutz beim Graben der Nester dient, in zwei bis neun Stücken abgeworfen wird. Dann sehen sie — wie ihre Artverwandten — sehr verändert aus, und da die Hornbekleidung zugleich mit dem Gefiederwechsel abfällt, hatte man vor Feststellung dieser Verhältnisse zusammengehörige Formen als verschiedene Arten beschrieben. Unser Lund ist am Oberkopf, Rücken und Hals schwarz, an Wangen, Kehle und Seiten des Leibes grau, sonst weiß, mit dunkelbraunen Augen, korallenrotem Augenring, nackten, bleiblauen Schwielen an den Augen und zinnoberroten Füßen. Junge Vögel haben noch einen niederen, kleinen, nicht gefurchten, matt gefärbten Schnabel und bräunliche Füße. Länge 31 cm, Flugbreite 62 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Der so merkwürdige Vogel kommt oft in die Nordsee, brütet vom Mai bis Juni einzeln auf Helgoland, bewohnt in ungeheuren Scharen Grönland, dessen nordwestliche Küste sein bevorzugtester Brutplatz zu sein scheint, die Insel Disko, die nördlichsten nordamerikanischen Küsten, Spitzbergen, Lappland, in geringerer Anzahl, doch immer noch zu Hunderttausenden, das nördliche Norwegen, Island, Faröe, Shetlands, Orkaden, Hebriden und die anderen Inseln und Lande rings um den Pol. Er ist ein munterer, ungemein beweglicher und possierlicher Vogel, bezüglich dessen genauer Bekanntschaft Dr. Alfred E. Brehm wirklich zu beneiden war, schreibt dieser in seiner herzigen Art doch selbst: „Ich habe tagelang mit Lunden in innigster Gemeinschaft gelebt und ich muß sagen, daß mir die Beobachtung viel Freude gewährt hat. Auf meiner Reise nach Lappland traf oder unterschied ich den Lund erst in der Nähe der Lofoten. Das erste, was mir an diesem Vogel auffiel, war sein für mich ungemein überraschender Flug dicht über den Wogen dahin, als wenn er sich nicht von ihnen erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Flügel ebensoviel wie die Füße

und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, etwa wie ein halbfliegender und halbschwimmender Fisch, schlägt mit den Flügeln und mit den Füßen fortwährend in das Wasser, beschreibt einen Bogen nach dem andern, den Wogen sich anschmiegend, und arbeitet sich anscheinend mit großer Hastigkeit, aber noch größerer Anstrengung weiter. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß mich der Flug lebhaft an den des Scherenschnabels erinnert hat. Einmal emporgekommen, fliegt der Lund geradeaus, unter schwirrender Bewegung seiner Flügel und zwar so schnell dahin, daß der Schütze im Anfange immer zu kurz schießt. Im Schwimmen giebt er gewiß keinem Mitgliede seiner Familie etwas nach, er liegt leicht auf den Wellen oder versenkt sich nach Belieben unter die Oberfläche, taucht ohne ersichtliche Anstrengung und ohne jegliches Geräusch und verweilt bis drei Minuten unter Wasser, soll auch bis in eine Tiefe von 60 Meter hinabtauchen können. Auf festem Boden geht er trippelnd und wackelnd, aber doch überraschend gut, erhebt sich auch vom Sitze aus sofort in die Luft oder fällt fliegend ohne Bedenken auf den festen Boden nieder; sitzend ruht er gewöhnlich auf den Sohlen seiner Füße und dem Schwanze, oder legt sich platt auf den Bauch nieder. Wie seine Verwandten bewegt er Kopf und Hals auch bei ruhigem Sitzen ohne Unterlaß, gerade als ob er etwas suchen müsse oder verschiedenes sorgfältig anzusehen habe. Seine Stimme unterscheidet sich nur durch die Tiefe von dem Knarren der verwandten Vögel, am wenigsten von der des Tordalk; sie klingt tief und gedehnt wie „orr orr", zuweilen auch, laut Faber, wie die Laute, die ein schläfriger Mensch beim Gähnen hervorbringt, im Zorne knurrend, nach Art eines kleinen böswilligen Hundes." Im April oder Mai schreitet der Larventaucher zum Brutgeschäfte, zu welchem er sich in die dünne Torfschicht der Berge eine Höhle gräbt, ähnlich wie eine Kaninchenhöhle. Bei ihrer Millionenanzahl ist daher der ganze Boden eines Vogelberges unterwühlt und dabei brüten noch Tausende unter Steinen und in Felsnischen. Das einzige Ei mißt 65 + 42 mm, ist schmutzig gelblichweiß, wenig blaßgrau bekritzelt. Das Wesen des Larventauchers, insbesondere während der Brutzeit, ist ausgezeichnet durch einen rücksichtslosen Mut, den eine nachdrückliche Verteidigung mit sehr empfindlichem Beißen unterstützt. Der Larventaucher ist ein Segen für die hochnordischen Völker, die insbesondere die Jungen zu Hunderttausenden einsalzen und verspeisen, auch als — Lampen benützen, indem man sie einfach trocknet, zum Gebrauche dann einen Docht hinten hinein und zum Schnabel herauszieht, worauf die „Lampe" bis zu zehn Stunden brennt.

Eine interessante Art Larventaucher ist der japanische Federbuschalk, Symorhynchus cristatellus, der indessen noch nie in europäische Gewässer gekommen sein dürfte.

Der Tordalk.

Alca torda, pica, glacialis; Pinguinus torda; Utamania torda.

(Tafel 29, Figur 8.)

Die Hauptfarbe ist weiß, am Kopf, Hals und an der Oberseite schwarz, vom Schnabel zum Auge geht eine feine weiße Binde. Das Winterkleid zeigt eine noch weitere Ausdehnung der weißen Farbe über Vorderhals und Kopfseiten. Die Augen sind dunkelbraun, die Füße schwarz, der Schnabel ist auf dem Oberfirste bogenförmig aufgeschwungen, am Unterkiefer eckig vorgebogen, an den gebogenen Schneiden sehr scharf, schwarz, mit Ausnahme eines weißen Querbandes. Länge 42 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 9 cm.

Er bewohnt in ebenso zahlreichen Scharen wie der vorige die nördlichen Küsten, namentlich die Lofoten, erscheint im Winter ziemlich regelmäßig an den deutschen, holländischen und französischen Küsten. Seine Lebensweise und Nahrung unterscheidet sich kaum von jener der Lummen, mit welchen er auch in innigster Geselligkeit und Freundschaft lebt. Auf Helgoland brüten wohl noch einzelne Paare, Naumann zählte 1840 noch deren 30, heute wird es kein halbes Dutzend mehr sein. Der Tordalk ist ein träger und offenbar geistig recht armer Geselle, er fliegt aber nicht schlechter wie die Lummen, sieht im Fluge sogar, von vorne gesehen, einem Raubvogel nicht unähnlich, schwimmt und taucht vorzüglich. Sein einziges Ei legt er ohne alles Nest auf den Boden, auf sandige Grasfläche ebensowohl wie auf den nackten Fels. Er brütet so fest, daß er mit Händen zu greifen ist. Das Ei mißt

72 + 46 mm, ist trübweiß mit dunkelbraunen Flecken, die fast nur am stumpfen Ende stehen. Das Junge macht ihm viele Plage und Sorge. Jedes kleine Fischlein trägt ihm Vater oder Mutter einzeln zu und bei dem gewaltigen Hunger des Kleinen müssen sie unablässig ab- und zufliegen. Dann springt dasselbe, halbflügge, nach drei Wochen schon in das Meer, ähnlich wie die Lummen. Obschon die Alten die äußerste Sorgfalt anwenden und mit Zetergeschrei zum „Weitsprung" anfeuern, springt es doch oft zu kurz, auf die Steine, statt auf das Wasser, so daß am Fuße all' der Vogelberge dann viele Hunderte zerschmetterter junger Tordalken liegen. Die Stimme klingt „arr", rauh und hart, oder stöhnend „o oh oh". Die Färbung der Jungen gleicht jener der Alten, doch ist der weiße Strich durch das Auge viel breiter.

Ausgestorben ist der

Riesen- oder Brillenalk.

Alca impennis.

Von den Isländern war er Geyrfugl genannt worden. Dieser Vogel hatte verkümmerte Flügel und äußerst schmalen Schnabel, war auf der Oberseite glänzend schwarz, an der Kehle schwarzbraun, an der Unterseite weiß. Die Maße waren 90 cm Länge, die Fittichlänge war ungefähr 17 cm, die Schwanzlänge 8 cm.

Seit 1840 ist kein lebender Brillenalk mehr gesehen worden. In vorgeschichtlicher Zeit muß er äußerst zahlreich an den dänischen Küsten gelebt haben, noch im vorigen Jahrhundert war er sehr häufig auf den Schären vor Island und Neufundland. Das Ei war grauweiß, dunkel gefleckt, 120 bis 130 mm lang. Massenhaft wurde er auf Island und Neufundland erschlagen und eingesalzen — heute wiegt man seinen Balg mit Gold auf, würde ein Ei mit Vermögen bezahlen!

Anhang.

I. Kurze Anleitung zur Einrichtung einer Mehlwurmhecke.

Man nimmt einen möglichst breiten, aber flachen Topf, besser noch eine Kiste mit Schiebdeckel, und füllt das Gefäß mit Weizenkleie, alten wollenen oder leinen Lappen, Zeitungspapier und faulem Holze und deckt über das Ganze mehrfach zusammengelegte grobe Sackleinwand, darüber noch einige Lumpen und feuchtet die Oberfläche oder auch nur die auf der Sackleinwand liegenden Lappen mäßig mit Wasser, besser noch mit etwas Bier, an, so daß die Weizenkleie dadurch nicht verdirbt. Man schüttet nun einen möglichst starken Satz von Mehlwürmern hinzu, welche man sich bei jedem Bäcker oder Müller leicht verschaffen kann (ungefähr 500 Stück) und wirft als weitere Nahrung von Zeit zu Zeit etwas gemahlenes Malzschrot, Gerstengrütze, Weizen oder Kornmehl geringster Sorte hinein und stellt das geschlossene Gefäß an einen warmen Ort. Wärme und reichliches Futter befördern nämlich das Gedeihen und rasche Wachsen der Mehlwürmer sehr. Einige Vogelwirte versehen den Deckel des Kistchens mit einem Ausschnitt und schließen diesen dann wieder mit einem feinmaschigen, luftdurchlassenden Drahtgeflecht; unbedingt nötig ist das nicht; dagegen ist es fast unerläßlich, das Kistchen an der Innenseite oben mit einem 5 cm breiten Rande aus Blech oder Glas zu versehen, damit die Mehlwürmer nicht aus der Kiste herauskriechen können. Wer seine Mehlwürmer mit geriebener und ausgedrückter Möhre als Zukost füttert, muß für diese Zeit das sonstige Feuchthalten der obern Decke in dem Behälter unterlassen. Die Möhren würden sonst Schimmel bilden. Mehlwürmer und Käfer bedürfen der Feuchtigkeit; die Puppe dagegen liegt am besten ganz trocken und unberührt; man vermeide daher, dieselbe zu stören, indem man aus Neugierde bald diesen oder jenen Lappen aufhebt; man hat dies auch nicht nötig, da die Mehlwürmer, soviel man deren täglich gebraucht, sich in den feuchten Lappen der obersten Schicht aufhalten. Einer raschen Vermehrung der Brut ist es sehr günstig, wenn man Larven, Puppen und Käfer in gesonderten Gefäßen hält, da die Puppen mitunter von den Käfern angefressen werden; Puppen und Käfer werden daher am besten zeitweise aus ihren Behältern herausgelesen und in die für sie bestimmten Gefäße gesetzt. Man kann dabei die Käfer zum Zwecke der Neubildung von Hecken von zehn zu zehn Tagen in verschiedene Kistchen oder Töpfe bringen. Die Mehlwurmhecke muß umgesetzt werden, sobald sich aus dem Inhalte des Topfes oder des Kistchens der Verbrauch der Futterstoffe ergiebt. Man schütte zu dem Ende den Inhalt des Gefäßes auf ein feines Drahtsieb und siebe die verbrauchten Futterstoffe heraus, werfe diese aber nicht fort, schütte sie vielmehr in einen flachen, aber möglichst großen Kasten, welcher oben offen sein kann und mit einem zusammengelegten Sack als Decke versehen wird. Man halte diesen Sack feucht und lese jeden Tag die mit dem ausgesiebten Balaste fortgegangenen, bezw. die sich darin noch ausbildenden kleinen Mehlwürmer, welche sich an der untern Seite des Sackes festgesetzt haben, ab. Das Umsetzen der Mehlwurmhecke muß bis zur eintretenden Verpuppung der Mehlwürmer, also etwa im Monat April oder Mai erfolgen; je nach dem Stande der Zucht kann es schon im Februar geschehen.

II. Einsammeln der Ameisenpuppen.

Man findet die Ameisenpuppen selbst nur in der Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst, von Anfang April an, bei günstiger feuchtwarmer Witterung auch schon etwas früher bis in den September hinein, in den Ameisenhaufen. Die ersten Puppen sind die der geflügelten, geschlechtlichen Ameisen; sie sind sehr groß und von gelblichweißer Farbe. Von Anfang oder Mitte Mai, je nach der Witterung, findet man die bekannten kleineren, hellgelblichweißen — nicht bläulichweißen — Puppen der ungeflügelten, geschlechtslosen Arbeiter. Die bläulichweiße Farbe der Puppen ist ein Zeichen, daß diese reif zum Ausschlüpfen der Ameisen sind; die Puppen waren dann schon einige Tage vorher dem Haufen entnommen und nicht abgetötet — in diesem Zustande eignen sie sich nicht zur Verfütterung. Zum Einsammeln eignen sich am besten warme sonnige Tage, an trüben regnerischen Tagen liegen die Puppen statt in den oberen Stockwerken des Baues mehr in der Tiefe, oft sogar meist in den unterirdischen Gängen. Die Ausrüstungsgegenstände für den Sammler sind eine große Botanisierbüchse, ein großer Schöpflöffel, ein Bett- oder Tischtuch und eine Serviette. Nachdem in der Nähe der Ansiedelung das Bett- oder Tischtuch ausgebreitet ist, schlägt man dessen Ecken und Kanten um und birgt darunter Zweige von Laub- oder Nadelholz; man kann diese auch in der Mitte des ganz ausgebreiteten Tuches zusammenlegen. Dann sucht man sich zunächst durch Handschuhe und durch das Zubinden der Beinkleider möglichst gegen die schmerzhaften Bisse der Ameisen zu schützen und nun so rasch wie möglich zu den Ameisenpuppen zu gelangen, indem man die obern leeren Schichten des Baues auseinanderwirft. Die Puppen werden dann, wie sie sich vorfinden, mit den Ameisen und den Bestandteilen des Baues auf die bereit gehaltene Serviette geschöpft und auf das größere Tuch geschüttet. Liegen die kleinen Zweige in der Mitte des Tuchs, so legt man die Serviette mit ihrem ganzen Inhalte darauf. Die Ameisen werden sich nun ängstlich bemühen, die zärtlich gehegten Puppen dem schädlichen Einflusse der Sonnenstrahlen zu entziehen, indem sie dieselben eiligst unter die schattigen Zweige tragen. Von Zeit zu Zeit rührt man den kleinen Haufen auf der Serviette um, damit die Puppen bloßgelegt werden. In kurzer Zeit liegen dieselben sämtlich hübsch sauber unter den Büscheln; man bringt nun die leeren Baumaterialien wieder an den frühern Ort, scharrt den Ameisenhaufen wieder vorsichtig zusamen und löffelt die Ameisenpuppen in die Botanisierbüchse. Einen solchen Bau kann man von vier zu vier Wochen, mitunter auch in kürzeren Zwischenräumen wiederholt ausnützen; die später gewonnenen Puppen sind ebenso gut, wie die erste Ausbeute; es ist nur ein Unterschied in der Brauchbarkeit zwischen den großen Puppen der geschlechtlichen und den erheblich kleineren der geschlechtslosen Ameisen; die letzteren sind die besten. Man kann auch beim Einsammeln der Puppen eine kleine Grube flach in die Erde scharren und darüber ein Tuch ausbreiten, welches man durch einige Zweige stützt, so daß es den dem Baue entnommenen und mit ihren Puppen auf dem Tuche ausgeschütteten Ameisen leicht möglich ist, zu der Grube zu gelangen. Die Ameisen werden nun eiligst die Puppen unter das Tuch in die gescharrte Vertiefung bergen. Das unbefugte Einsammeln der Ameiseneier ist in Preußen, Bayern, Württemberg, Mecklenburg, Oldenburg, Koburg-Gotha verboten. Die eingesammelten oder frisch angekauften Ameisenpuppen müssen abgetötet — geschwelkt — werden; man entzieht ihnen deshalb auf einer, gelinder Wärme ausgesetzten Metallplatte die nötige Feuchtigkeit, ohne sie dabei zu dörren. Sie behalten dann den Geruch der frischen Ameisenpuppen und halten sich an einem trockenen Orte dünn ausgebreitet, nötigenfalls kurze Zeit hindurch den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis zu 14 Tagen, später trocknen sie mehr und mehr ein, werden aber nicht unbrauchbar. Sollen die Ameisenpuppen gedörrt werden, so setzt man sie länger gelinder Ofenwärme aus und zwar so lange, bis sie einen aromatischen Geruch, keinen brenzlichen, angenommen haben. Die Puppen müssen dabei eine weißgelbliche Farbe behalten; sie sollten auch nicht allzusehr eingetrocknet werden. Gedörrte Ameisenpuppen halten sich in einem Säckchen, an einem luftigen trockenen Orte aufbewahrt, Jahre lang. (Nach Böcker.)

Seite XLIV: **Käfig für Insektenfresser.**
Decke von Tuch. Größenverhältnisse laut Text.*)

Seite XXXV: **Badehäuschen.**

Seite XXXVI: **Kistenkäfig.**
Für eine Gesellschaft Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Finken, Meisen (mit Ausnahme der Kohlmeise), Kleiber ꝛc. ꝛc.
Maße: 1 m hoch, 80 cm breit, 50 cm tief.

Seite XXXVII: **Drahtkäfig.**
Der ganze Boden ist abhebbar.
Maße: 40 cm hoch, 30 cm lang, 30 cm tief.

Seite XXXVI: **Kistenkäfig.**
Gitter ist auf Rahmen, nur angehackt.
Maße: 39 cm hoch, 47 cm lang, 31 cm tief.

*) In Österreich übliche Maße sind: Drosselkäfig 70 cm Länge, 35 cm Breite, 47 cm Höhe. Nachtigallkäfig 45 cm Länge, 22½ cm Breite, 30 cm Höhe.

Inhalts-Verzeichnis.

C.

T.

Druckfehler.

Folio 24 lies Neophron statt Nephron.
„ 62 „ isländische Eule statt irländische Eule.
„ 104, 106, 142, 148, 149, 241 lies Ficedula statt Fidecula.
„ 156, 159, 161 lies Calamoherpe (inae) statt Colamoherpe (inae).
„ 320 lies Megaloperdix statt Melagoperdix.
„ 332 „ rusticula statt rusticola.
„ 334 „ coelestis „ caelestis.
„ 349 „ Pfuhlwassertreter statt Phulwassertreter.

5.

4.

3.

2.

1.

1. Steinadler (altes Männchen). 2. Steinadler (Weibchen). 3. Kaiseradler (alt). 4. Kaiseradler (jung).
5. Goldadler (Männchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. u. 4. Großer Schreiadler. 2. Schreiadler (Weibchen). 3. Schreiadler (junges Männchen). 5. Schlangenadler.
6. Zwergadler (junges Männchen). 7. Zwergadler (altes Weibchen). 8. Fischadler.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

1. Weißkopfgeier. 2. Kuttengeier. 3. Bartgeier (alt). 4. Bartgeier (junger Vogel). 5. Schmutzgeier (alt).
6. Schmutzgeier (junger Vogel).

1. Seeadler (alt). 2. Seeadler (junger Vogel). 3. Mäusebussard. 4. Mäusebussard (Varietät).
5. Rauhfußbussard (junges Weibchen). 6. Rauhfußbussard (altes Männchen).

1. u. 2. Wespenbussard. 3. Roter Milan. 4. Schwarzer Milan. 5. Hühnerhabicht. 6. Hühnerhabicht (junger Vogel). 7. Sperber (altes Männchen). 8. Sperber (junges Männchen). 9. u. 10. Sperber (Weibchen).

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.

1. Jagdfalke. 2. Würgfalke (altes Männchen). 3. Würgfalke (altes Weibchen). 4. Wanderfalke (altes Männchen).
5. Wanderfalke (junges Weibchen). 6. Lerchenfalke (altes Männchen). 7. Lerchenfalke (junger Vogel).

LITH ANST. v A. GATTERNICHT, STUTTGART

1. Merlinfalk (junger Vogel). 2. Merlinfalk (Männchen). 3. Rotfußfalk (Männchen). 4. Rotfußfalk (Weibchen). 5. Rotfußfalk (junges Männchen). 6. Rötelfalk (Weibchen). 7. Rötelfalk (Männchen). 8. Turmfalk (Männchen). 9. Turmfalk (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

1. Rohrweihe (altes Männchen). 2. Rohrweihe (altes Weibchen). 3. Rohrweihe (junges Männchen). 4. Kornweihe (Männchen). 5. Kornweihe (Weibchen). 6. Kornweihe (junger Vogel). 7. Steppenweihe (altes Männchen). 8. Steppenweihe (altes Weibchen). 9. Steppenweihe (jüngeres Männchen).

1. Wiesenweihe (altes Männchen). 2. Wiesenweihe (junger Vogel). 3. Wiesenweihe (Weibchen). 4. Schnee-Eule. 5. Sperber-Eule. 6. Habichts-Eule. 7. Wald-Ohreule. 8. Sumpf-Ohreule.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Uhu. 2. Zwergohreule. 3. u. 4. Waldkauz. 5. Rauhfußkauz. 6. Rauhfußkauz (junger Vogel). 7. Steinkauz. 8. Sperlingskauz. 9. Schleiereule.

LITH ANST. v A. GATTERNICHT, STUTTGART

1. Nußknacker. 2. Eichelhäher. 3. Alpenkrähe. 4. Alpendohle. 5. Elster. 6. Dohle. 7. Saatrabe. 8. Gemeiner Rabe. 9. Nebelrabe.

LITH ANST. v. A GATTERNICHT, STUTTGART

1. Misteldrossel. 2. Singdrossel. 3. Rotdrossel. 4. Wacholderdrossel. 5. Ringdrossel. 6. Schwarzdrossel (Männchen).
7. Schwarzdrossel (Weibchen). 8. Pirol (Männchen). 9. Pirol (Weibchen).

LITH ANST. A GATTERNICHT STUTTGART

1. Kirschkernbeißer. 2. Blauracke. 3. Bienenfresser. 4. Wendehals. 5. Steindrossel. 6. Blaudrossel (Männchen). 7. Blaudrossel (Weibchen). 8. Bergdrossel. 9. Dunkeldrossel. 10. Naumannsdrossel.

M. Seeger, Stuttgart

1. Nachtigall. 2. Sproſſer. 3. Rotkehlchen (alt). 4. Rotkehlchen (jung). 5. Blaukehlchen (Männchen). 6. Blaukehlchen (Weibchen). 7. Blaukehlchen (junger Vogel). 8. Gartenrotſchwanz (Männchen). 9. Gartenrotſchwanz (Weibchen). 10. Hausrotſchwanz (Männchen). 11. Hausrotſchwanz (Weibchen). 12. Gartengrasmücke. 13. Schwarzköpfige Grasmücke (Männchen). 14. Schwarzköpfige Grasmücke (Weibchen). 15. Dorngrasmücke.

M. Seeger, Stuttgart

1. Zaungrasmücke. 2. Sperbergrasmücke. 3. Sperbergrasmücke (junger Vogel). 4. Sängergrasmücke. 5. Gelbe Grasmücke. 6. Waldlaubſänger. 7. Berglaubſänger. 8. Fitislaubſänger. 9. Weidenlaubſänger. 10. Goldhähnchenlaubſänger. 11. Feuerköpfiges Goldhähnchen. 12. Gelbköpfiges Goldhähnchen. 13. Zaunkönig. 14. Droſſelrohrſänger. 15. Teichrohrſänger. 16. Sumpfrohrſänger. 17. Binſenrohrſänger (Winterkleid). 18. Binſenrohrſänger (Sommerkleid).

M. Seeger, Stuttgart

1. Schilfrohrsänger. 2. Heuschreckensänger. 3. Flußrohrsänger. 4. Nachtigallsänger. 5. Tamariskenrohrsänger. 6. Heckenbraunelle (alt). 7. Heckenbraunelle (jung). 8. Alpenbraunelle. 9. Braunkehliger Wiesenschmätzer (Männchen). 10. Braunkehliger Wiesenschmätzer (Weibchen). 11. Schwarzkehliger Wiesenschmätzer (Männchen). 12. Schwarzkehliger Wiesenschmätzer (Weibchen). 13. Grauer Steinschmätzer (alt). 14. Grauer Steinschmätzer (jung). 15. Schwarzkehliger Steinschmätzer. 16. Schwarzohriger Steinschmätzer.

M. Seeger Stuttgart

1. Kohlmeise. 2. Tannenmeise. 3. Haubenmeise. 4. Sumpfmeise. 5. Alpenmeise. 6. Trauermeise. 7. Blaumeise (Männchen). 8. Blaumeise (junger Vogel). 9. Lasurmeise. 10. Schwanzmeise. 11. Schwanzmeise (junger Vogel). 12. Bartmeise (Männchen). 13. Bartmeise (Weibchen). 14. Beutelmeise. 15. Spechtmeise. 16. Baumläufer.

M.Seeger. Stuttgart

1. Seidenschwanz. 2. Rosenstar. 3. Wasserstar. 4. Weiße Bachstelze. 5. Weiße Bachstelze (junger Vogel). 6. Trauerstelze
7. Bergstelze (Männchen). 8. Bergstelze (Weibchen). 9. Schafstelze (Männchen im Sommerkleid). 10. Schafstelze (Männchen im Winterkleid). 11. Schafstelze (Weibchen). 12. Wiesenpieper.

M Seeger, Stuttgart

1. Rotkehliger Pieper. 2. Baumpieper. 3. Wasserpieper (Sommerkleid). 4. Wasserpieper (Winterkleid). 5. Felsenpieper. 6. Brachpieper. 7. Spornpieper. 8. Feldlerche. 9. Heidelerche. 10. Haubenlerche. 11. Alpenlerche. 12. Mohrenlerche.

M. Seeger, Stuttgart.

20.

1. Kurzzehenlerche. 2. Kalanderlerche. 3. Lerchenspornammer. 4. Schneeammer (Männchen im Winterkleid). 5. Schneeammer (junges Weibchen). 6. Grauammer. 7. Kappenammer. 8. Goldammer (Männchen). 9. Goldammer (Weibchen). 10. Zaunammer. 11. Gartenammer (Männchen). 12. Gartenammer (Weibchen).

M. Seeger, Stuttgart.

Aug. Specht

1. Zippammer (Männchen). 2. Zippammer (Weibchen). 3. Rohrammer (Männchen im Sommer). 4. Rohrammer (Männchen im Herbſt). 5. Fichtenammer. 6. Buchfink (Männchen). 7. Buchfink (Weibchen). 8. Bergfink (im Frühling). 9. Bergfink (im Herbſt). 10. Schneefink. 11. Hausſperling (Männchen). 12. Hausſperling (Weibchen). 13. Feldſperling. 14. Steinſperling.

M Seeger Stuttgart.

1. Gemeiner Hänfling (Männchen). 2. Gemeiner Hänfling (Weibchen). 3. Berghänfling. 4. Girlitz-Hänfling (Männchen). 5. Girlitz-Hänfling (Weibchen). 6. Zitronenzeisig. 7. Erlenzeisig (Männchen). 8. Erlenzeisig (Weibchen). 9. Birkenzeisig (Männchen im Winterkleid). 10. Distelzeisig (Männchen). 11. Distelzeisig (junger Vogel). 12. Gimpel (Männchen). 13. Gimpel (Weibchen). 14. Rosengimpel.

M. Seeger Stuttgart

1. Karmingimpel (Männchen). 2. Karmingimpel (Weibchen). 3. Fichtengimpel (Männchen). 4. Fichtengimpel (Weibchen).
5. Kiefern-Kreuzschnabel (Männchen). 6. Kiefern-Kreuzschnabel (Weibchen). 7. Kiefern-Kreuzschnabel (junges Männchen).
8. Fichten-Kreuzschnabel (Männchen). 9. Fichten-Kreuzschnabel (junges Männchen). 10. Fichtenkreuzschnabel (Weibchen).
11. Grünling (Männchen). 12. Grünling (Weibchen).

M. Seeger, Stuttgart

1. Großer Würger. 2. Rotrückiger Würger. 3. Rotköpfiger Würger. 4. Schwarzstirnwürger. 5. Kuckuck (altes Männchen). 6. Kuckuck (junger Vogel). 7. Wiedehopf. 8. Nachtschwalbe. 9. Star. 10. Eisvogel.

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART.

1. Mauerläufer. 2. Grauer Fliegenschnäpper. 3. Trauer-Fliegenschnäpper (Männchen). 4. Trauer-Fliegenschnäpper (junges Weibchen). 5. Halsband-Fliegenschnäpper (Männchen). 6. Halsband-Fliegenschnäpper (Weibchen). 7. Zwerg-Fliegenschnäpper (Männchen). 8. Zwerg-Fliegenschnäpper (Weibchen). 9. Rauchschwalbe. 10. Mehlschwalbe. 11. Felsenschwalbe. 12. Uferschwalbe. 13. Mauersegler. 14. Alpensegler.

M Seeger, Stuttgart.

1. Schwarzſpecht (Männchen). 2. Schwarzſpecht (Weibchen). 3. Weißrückenſpecht (Männchen). 4. Weißrückenſpecht (Weibchen).
5. Großer Buntſpecht (Männchen). 6. Großer Buntſpecht (Weibchen). 7. Großer Buntſpecht (junger Vogel). 8. Mittelſpecht.
9. Kleinſpecht (Männchen.) 10. Kleinſpecht (Weibchen.) 11. Dreizehenſpecht (Männchen). 12. Dreizehenſpecht (Weibchen).
13. Grünſpecht (Männchen). 14. Grünſpecht (junger Vogel). 15. Grauſpecht (Männchen). 16. Grauſpecht (Weibchen).

LITH ANST REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Turteltaube. 2. Ringeltaube. 3. Hohltaube. 4. Auerhuhn (Weibchen). 5. Rackelhuhn. 6. Birkhuhn (Männchen).
7. Birkhuhn (Weibchen) 8. Steppenhuhn.

LITH ANST. v. A GATTERNICHT, STUTTGART

1. Haselhuhn (Männchen). 2. Haselhuhn (Weibchen). 3. Moorschneehuhn (Sommerkleid). 4. Moorschneehuhn (Winterkleid). 5. Alpenschneehuhn (Sommerkleid). 6. Alpenschneehuhn (Winterkleid). 7. Kupferfasan (Hahn). 8. Kupferfasan (Henne). 9. Rebhuhn (Hahn). 10. Rebhuhn (junger Vogel). 11. Steinhuhn. 12. Wachtel.

LITH. ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART

1. Nord=Seetaucher (Hochzeitkleid). 2. Nord=Seetaucher (Sommerkleid). 3. Schmalschnabel=Lumme (Männchen im Hochzeitkleid). 4. Schmalschnabel=Lumme (Weibchen im Winterkleid). 5. Gryll=Lumme (Männchen im Hochzeitkleid). 6. Gryll=Lumme (Uebergangskleid). 7. Nordischer Larventaucher. 8. Tordalk. 9. Schwarzes Wasserhuhn. 10. Schwarzes Wasserhuhn (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Gemeines Teichhuhn. 2. Gemeines Teichhuhn (junger Vogel). 3. Wasserralle. 4. Wasserralle (junger Vogel).
5. Getüpfelte Sumpfralle (Männchen). 6. Getüpfelte Sumpfralle (Weibchen). 7. Kleine Sumpfralle (Männchen).
8. Kleine Sumpfralle (Weibchen.) 9. Zwerg-Sumpfralle (Männchen). 10. Zwerg-Sumpfralle (junger Vogel).
11. Wiesenralle. 12. Brachschwalbe. 13. Triel.

LITH ANST. v A GATTERNICHT, STUTTGART

1. Sand-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 2. Sand-Regenpfeifer (junger Vogel). 3. See-Regenpfeifer. 4. Fluß-Regenpfeifer (Männchen). 5. Fluß-Regenpfeifer (junger Vogel). 6. Mornell-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 7. Gold-Regenpfeifer (Männchen im Sommerkleid). 8. Gold-Regenpfeifer (junger Vogel). 9. Kibitz-Regenpfeifer. 10. Kibitz-Regenpfeifer (junger Vogel). 11. Kibitz (Männchen).. 12. Kibitz (junger Vogel). 13. Steinwälzer (Männchen im Sommerkleid). 14. Steinwälzer (junger Vogel).

1. Europäischer Austernfischer. 2. Europäischer Austernfischer (junger Vogel). 3. Sanderling (Sommerkleid). 4. Sanderling (junger Vogel). 5. Kanutstrandläufer (Sommerkleid). 6. Kanutstrandläufer (Winterkleid). 7. Bogenschnäbeliger Strandläufer. 8. Bogenschnäbeliger Strandläufer (junger Vogel). 9. Alpenstrandläufer (Sommerkleid). 10. Alpenstrandläufer (Winterkleid). 11. Alpenstrandläufer (junger Vogel). 12. Temminckstrandläufer (Sommerkleid). 13. Temminckstrandläufer (Winterkleid). 14. Zwergstrandläufer (Sommerkleid). 15. Zwergstrandläufer (Winterkleid). 16. Zwergstrandläufer (junger Vogel).

1. Kampfläufer (Männchen). 2. Kampfläufer (Weibchen). 3. Fluß-Uferläufer. 4. Punktierter Wasserläufer. 5. Bruch-Wasserläufer (Sommerkleid). 6. Bruch-Wasserläufer (Winterkleid). 7. Gambett-Wasserläufer (Sommerkleid). 8. Gambett-Wasserläufer (Winterkleid). 9. Dunkler Wasserläufer. 10. Heller Wasserläufer (Sommerkleid). 11. Heller Wasserläufer (Winterkleid).

1. Teichwasserläufer. 2. Schmalschnäbeliger Wassertreter (Winterkleid). 3. Schmalschnäbeliger Wassertreter (Sommerkleid).
4. Rotfüßiger Stelzenläufer (alter Vogel). 5. Rotfüßiger Stelzenläufer (junger Vogel). 6. Avosettsäbler. 7. Zwergsumpfschnepfe.
8. Gemeine Sumpfschnepfe. 9. Große Sumpfschnepfe. 10. Waldschnepfe. 11. Schwarzschwänzige Uferschnepfe.

LITH ANST. v. A. GATTERNICHT, STUTTGART

1. Schwarzschwänzige Uferschnepfe (Männchen im Sommerkleid). 2. Rostrote Uferschnepfe (Sommerkleid). 3. Rostrote Uferschnepfe (Winterkleid). 4. Großer Brachvogel. 5. Regen-Brachvogel. 6. Brauner Sichler (Sommerkleid). 7. Brauner Sichler (Winterkleid). 8. Weißer Löffler. 9. Seidenreiher. 10. Kranich.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Schwarzer Storch (alter Vogel). 2. Schwarzer Storch (junger Vogel). 3. Purpurreiher (alter Vogel). 4. Große Rohrdommel. 5. Schopfreiher (altes Männchen). 6. Schopfreiher (junges Weibchen). 7. Nachtreiher (altes Männchen). 8. Nachtreiher (2jähriges Männchen). 9. Nachtreiher (junges Weibchen). 10. Zwergreiher (Männchen). 11. Zwergreiher (Weibchen). 12. Zwergreiher (junger Vogel).

1. Raub-Seeschwalbe. 2. Lach-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 3. Lach-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 4. Brand-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 5. Brand-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 6. Fluß-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 7. Fluß-Seeschwalbe (junger Vogel). 8. Küsten-Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 9. Küsten-Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 10. Küsten-Seeschwalbe (junger Vogel). 11. Zwerg-Seeschwalbe. 12. Zwerg-Seeschwalbe (junger Vogel). 13. Weißbärtige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 14. Weißbärtige Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 15. Grauflügelige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 16. Grauflügelige Seeschwalbe (Männchen im Winterkleid).

LITH ANST REICHERT & WAHLER STUTTGART

1. Grauflügelige Seeschwalbe (Weibchen im Sommerkleid). 2. Grauflügelige Seeschwalbe (junger Vogel). 3. Weißflügelige Seeschwalbe (Männchen im Sommerkleid). 4. Weißflügelige Seeschwalbe (Weibchen im Winterkleid). 5. Zwergmöve (Männchen im Sommerkleid). 6. Zwergmöve (Weibchen im Winterkleid). 7. Zwergmöve (junger Vogel). 8. u. 9. Lachmöve (Männchen im Sommerkleid). 10. Lachmöve (Männchen im Winterkleid). 11. Lachmöve (junger Vogel). 12. Sturmmöve (Männchen im Sommerkleid). 13. Sturmmöve (Weibchen im Winterkleid). 14. Sturmmöve (junger Vogel). 15. Dreizehige Möve (Winterkleid). 16. Dreizehige Möve (junger Vogel).

LITH ANST REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Silbermöve (Winterkleid). 2. Silbermöve (Sommerkleid). 3. Silbermöve (junger Vogel). 4. Heringsmöve (Männchen im Winterkleid). 5. Heringsmöve (junger Vogel). 6. Mantelmöve (Männchen im Sommerkleid). 7. Mantelmöve (junges Männchen). 8. Schmarotzermöve (älteres Männchen). 9. Kormoranscharbe (Weibchen). 10. Kormoranscharbe (junger Vogel). 11. Zwergscharbe (junger Vogel). 12. Zwergscharbe (altes Männchen). 13. Krähenscharbe.

1. Graugans. 2. Saatgans. 3. Ackergans. 4. Bläßengans. 5. Weißwangengans. 6. Ringelgans. 7. Fuchsgans. 8. Rostgans.

LITH ANST REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Stock=Ente (Männchen). 2. Stock=Ente (Weibchen). 3. Spieß=Ente (Männchen). 4. Spieß=Ente (Weibchen).
5. Schnatter=Ente (Männchen). 6. Schnatter=Ente (Weibchen). 7. Knäck=Ente (Männchen). 8. Knäck=Ente (Weibchen).
9. Krick=Ente (Männchen). 10. Krick=Ente (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

8

3.

1.

9.

10.

6.

11

5.

7.

2.

4.

1. Pfeif=Ente (Männchen). 2. Pfeif=Ente (Weibchen). 3. Löffel=Ente (Männchen). 4. Löffel=Ente (Weibchen). 5. Kolben=Ente (Männchen). 6. Kolben=Ente (Weibchen). 7. Tafel=Ente (Männchen). 8. Tafel=Ente (Weibchen). 9. Tafel=Ente (junger Vogel). 10. Weißaugen=Ente (Männchen). 11. Weißaugen=Ente (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

13.

1. Reiher=Ente (Männchen). 2. Reiher=Ente (junger Vogel). 3. Berg=Ente (Männchen). 4. Berg=Ente (Weibchen). 5. Trauer=Ente (altes Männchen.) 6. Trauer=Ente (Weibchen). 7. Trauer=Ente (junges Männchen). 8. Samt=Ente (Männchen). 9. Samt=Ente (Weibchen). 10. Ruder=Ente (Männchen). 11. Ruder=Ente (Weibchen). 12. Schell=Ente (Männchen). 13. Schell=Ente (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

44.

1. Kragen-Ente (Männchen). 2. Kragen-Ente (Weibchen). 3. Eis-Ente (Männchen). 4. Eis-Ente (junges Weibchen). 5. Gemeine Eider-Ente (Männchen). 6. Gemeine Eider-Ente (Weibchen). 7. Großer Säger (Männchen). 8. Großer Säger (Weibchen). 9. Mittelsäger (Männchen). 10. Mittelsäger (Weibchen). 11. Zwergsäger (Männchen). 12 Zwergsäger (Weibchen).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART

1. Gehaubter Lappentaucher (Sommerkleid). 2. Gehaubter Lappentaucher (Winterkleid). 3. Gehaubter Lappentaucher (junger Vogel). 4. Graukehliger Lappentaucher. 5. u. 6. Ohren-Lappentaucher. 7. Schwarzhalsiger Lappentaucher. 8. Zwerg-Lappentaucher (Sommerkleid). 9. Zwerg-Lappentaucher (Winterkleid). 10. Eis-Seetaucher. 11. Eis-Seetaucher (junger Vogel). 12. Polar-Seetaucher. 13. Polar-Seetaucher (junger Vogel).

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER, STUTTGART.

1. Fischadler. 2. Kuttengeier. 3. Mäusebussard. 4. Sperber. 5. Wanderfalke. 6. Baumfalke. 7. Turmfalke. 8. Wespenbussard. 9. Rabe. 10. Nebelkrähe. 11. Saatkrähe. 12. Alpendohle. 13. Dohle. 14. Elster. 15. Eichelhäher. 16. Nußhäher. 17. Nachtigall. 18. Rotkehlchen. 19. Gartenrotschwanz. 20 a. Braunkehlchen. 20 b. Grauer Steinschmätzer. 21. Steinmerle. 22. Blaumerle. 23. Misteldrossel. 24. Singdrossel. 25. Rotdrossel. 26. Wacholderdrossel. 27. Ringdrossel. 28. Amsel.

LITH. ANST. REICHERT & W... STUTTGART

1 a. Braunelle. 1 b. Gartengrasmücke. 2. Mönchsgrasmücke. 3 Dorngrasmücke. 4. Zaungrasmücke. 5. Sperbergrasmücke. 6. Drosselrohrsänger. 7. Teichrohrs. 8 Sumpfrohrs. 9. Schilfrohrs. 10. Binsenrohrs. 11. Heuschreckens. 12. Gelber Laubs. 13. Wald-Laubs. 14. Fitis-Laubs. 15. [illegible] 16. Gelbköpfiges Goldhähnchen. 17. Feuerköpfiges Goldhähnchen. 18 Zaunkönig. 19. Kohlmeise. 20. Tannenm. 21 a. Haubenm. 21 b. [illegible]m. 22. Sumpfm. 23. Blaum. 24. Bartm. 25. Spechtm. 26. Baumläufer. 27. Mauerläufer. 28. Feldlerche. 29. Heidelerche. 30. Haubenlerche. 31. Weiße Bachstelze. 32. Graue Bachstelze. 33. Gelbe Bachst. 34. Wiesenpieper. 35. Baumpieper. 36. Wasserpieper. 37. Buchfink. 38. Bergfink. 39. Haussperling. 40. Feldsperling. 41. Hänfling. 42. Girlitz. 43. Citronenfink. 44 a. Zeisig. 44 b. Distelfink. 45. Gimpel. 46. Kiefernkreuzschnabel. 47. Fichtenkreuzschnabel. 48. Grünling. 49. Kirschkernbeißer. 50. Grauammer. 51. Goldammer. 52. Zaunammer. 53. [illegible]-ammer. 54. Zippammer. 55. Rohrammer. 56. Star. 57. Pirol. 58. Großer Würger. 59. Rotköpfiger Würger. 60. Rotrückiger Würger. 61. Kleiner Würger. 62. Seidenschwanz. 63. Grauer Fliegenschnäpper. 64. Schwarzrückiger Fliegenschnäpper. 65. Kleiner Fliegenschnäpper.

LITH. ANST. REICHERT & WAHLER STUTTGART

1 a. Wendehals. 1 b. Nachtſchwalbe. 2 a. Rauchſchwalbe. 2 b. Kuckuck. 3. Wiedehopf. 4. Auerhuhn. 5. Birkhuhn. 6. Haſelhuhn. 7. Alpenſchneehuhn. 8. Faſan. 9. Rebhuhn. 10. Steinhuhn. 11. Wachtel. 12. Steppenhuhn. 13 Bläßhuhn. 14. Teichhuhn. 15. Fluß-Regenpfeiffer. 16. Kibitz. 17. Alpenſtrandläufer. 18. Bekaſſine. 19. Waldſchnepfe. 20. Seeſchwalbe (gemeine). 21. Brandſeeſchwalbe. 22. Lachmöve. 23. Silbermöve.